Der

Gute Kamerad

Illustrierte Knaben-Zeitung

† † †

Stuttgart, Berlin, Leipzig

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Inhaltsverzeichnis.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert, die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

Erzählungen, Biographien, Reisebeschreibungen, Jagd, Abenteuer.

Anderl Speckbacher, 652.
*Besteigung des Kilimandscharo, eine, 551.
Dichter und Soldat, 427.
*Ferienfahrt ins Riesengebirge, eine, 91, 106, 120, 134, 146.
Friede auf Erden, 162.
*Geschichte vom Wetterhahn, die, 89.
Goldfritz, 372, 386, 399, 414, 430, 442, 458, 470, 484.
Halten will ich stets auf Ehre, 175.
Hans, der lieber Ajax sein wollte, 610.
Harald der Lange, 358.
*Hasengeschichte, eine, 20, 33, 49.
Jagd nach dem Scheckflügel, die, 329.
Jagdabenteuer in Cayenne, ein, 722.
Jung-Töller, 7.
Kadettenbriefe, 666, 680.
Knabe, ein tapferer, 638.
Lügen haben kurze Beine, 22, 35.
*Maskerade, lustige, 222, 235, 249.
*Nilfahrt im Segelboot, eine, 594, 608, 622, 636, 650.
*Oelprinz, der, 1, 15, 29, 43, 57, 71, 85, 99, 113, 127, 141, 155, 169, 183, 197, 211, 225, 239, 253, 267, 281, 295, 309, 323, 337, 351, 365, 379, 393, 407, 421, 435, 449, 463, 477, 491, 505, 519, 533, 547, 561, 575, 589, 603, 617, 631, 645, 659, 673, 687, 701, 715.
Phonograph als Zeuge, 469.
Probe, die, 500.
Radieronkel, der, 626.
Reiseabenteuer eines Obertertianers, 512, 526, 540, 556, 568, 581.
Schmetterlingsjäger auf dem Kriegspfade, 596.
*Schwarzwildjagd, auf der, 272.
Seemannsnot, 50, 64, 78.
Spät erkannt, 190, 203, 218, 231, 246, 259, 274, 288, 302, 315, 330, 346.
Spaziergang im Frühling, ein, 382.
That, mutige, 342.
Tintengeist, der, 148.
Ulvsdüne, die, 278.
"Uncle Sam", 705, 720.
Winterträume, 161, 173.
Zwischen Meer und Himmel, 694, 708.

Gedichte, Sprüche.

Achte dich in andern! 162.
Denksprüche, 342, 679.
Diogenes und Sokrates, 118.
*Frühlingsbeginn, 369.
Guter Rat, 358.
Hurra, der Herbst! 48.
Jugendfreundschaft, 34.
Merkzettel, 6.
Natürlichkeit, 693.
Sei ehrlich, 246.
Sprüche, 454, 469.
Theaterdirektor in tausend Aengsten, der, 25.
Zur Einsegnung, 372.

Geschichte, Länder- und Völkerkunde.

*Blücher und die Schiffer zu Caub, 175.
*Vornuanern, unter den, 63.
*Christnacht zu Bethlehem, 160.
Coriolan, 314.
*Dajake auf der Vogeljagd, 137.
*Demosthenes, 70.
*Elefanten bei der Arbeit, 638.
*Erstürmung des Grimmaischen Thores in Leipzig, die, 724.
*Felsenkloster bei Altyntasch, 419.
Fest der Saturnalien, das römische, 123.
*Gastmahl, chinesisches, 201.
*Getreidemühle in Unterägypten, 321.
*Hansakriegsschiffe des 17. Jahrhunderts, 707.
*Johann Sobiesti erbeutet die grüne Fahne des Propheten, 90.
*König Ottokar und Rudolf von Habsburg, 595.
*Korallenfischen, vom, 134.
*Kriegselefanten, 300.
*Moros-Indianer, die, 610.
*Naumachie des römischen Kaisers Claudius, die, 391.
*Normannen vor Paris, die, 258.
*Perser und die Akropolis, die, 230.
*Postbriefkasten in der Prairie, 356.
*Prairiebrand, ein, 483.
*Rätsel untergegangener Kultur, ungelöste, 173.
*Römer am Chiemsee, die, 476.
*Schiffsschlittensport in Nordamerika, 194.
*Schlacht bei Aspern, die, 526.
Schlittenreise in der Polarzone, 50.
*Schlittensport, kanadischer, 152.
*Schwammtaucher, der, 497.
*See, ein brennender, 468.
*Spiegelsee in Kalifornien, der, 678.
*Straußenzucht im Kaplande, 287.
*Varusschlacht, zur, 34.
*Von Lima nach Oroya, 510.
*Waschung vor dem Gebete, 119.
*Wie die Wilden Feuer machen, 292, 306.
*Wüstenbrunnen, am, 426.
*Zu Fuß über die Anden, 580.

Naturwissenschaftliches.

*Adler, junger, 328.
*Astbau verschiedener Baumarten, 363.
Biene als Tapezierer, eine, 6.
*Bilder aus dem Geistesleben der Hauskatze, 244.
Bomben, vulkanische, 230.
Diamanten aus Zucker, 119.
*Einfluß des künstlichen Lichtes auf die Insekten, 455.
*Flügelrochen, 188.
*Flughöhe der verschiedenen Vögel, die, 385.
*Geistesleben der Affen, aus dem, 417.
Insekteneier, 525.
Kompaßpflanzen, 63.
Laternenträger, unterseeische, 721.
*Löwe und seine Beute, 441.
Mistel, die, 132.
Moos, isländisches, 300.
Papyrusstaude, die, 370.
*Pelikan und Krokodil, 512.
*Pflanzen für erwärmte Terrarien, 628, 641.
*Pflanzen für kalte Terrarien, 600.
*Pflanzen für warme und heiße Terrarien, 713.
*Reiher, junger, 77.
*Riesenlandschildkröten, 558.
*Ringelnatter und Grünrock, 399.
*Sandwespe, die, 665.
*Schmetterlinge am Amazonas, 496, 511.
Schonung den Eidechsen, 664.
*Seeadler, 229.
*Seekuh, von der, 357.
*Seide liefernde Spinne, eine, 272.
*Steppenwinter, vom, 259.
*Tief unter der Erde, 538.
*Tigerfütterung, 461.
Vogelnester der Wiese, 398, 413.
*Walfisch, der, 694.
*Walrosse, kämpfende, 106.
Was ein Straußenmagen vertragen kann, 350.
*Wasserspitzmaus, einen Karpfen überfallend, 581.

Technik, neue Apparate, Maschinen, Bauwerke.

*Brücke, eine seltsame, 693.
*Cri-Cri-Pistole, 238.
*Hochöfen, die, 397.
Juliusturm, vom, 678.
*Kartenpistole, die, 14.
*Kolumbusei, ein, 340.
*Luftwiderstand beim Radfahren und der Larüesche Luftschirm, 643.
*Mit dem Zweirad über den Niagara der Bühne, 264.
*Multiplikationsmaschine, neue, 483.
*Photographie und Astronomie, 189.
Photographien vom Meeresboden, 245.
Rettungsboote aus Rentierhaaren, 357.
*Schiff, ein geteiltes, 524.
*Schnellzüge, amerikanische, 664.
*Schreibfeder mit Tintenbehälter, eine, 252.
*Sparbüchse, schottische, 209.
*Spirituslampe, feuersichere, 84.
*Zimmerspringbrunnen, atmosphärischer, 69.

Militärisches, Marine, Aeronautik.

*Aufklärungsritt, 6.
*Ballongespenst, das, 4.
*Ballonpost, 342.
*Batterie „Halt", 434.
*Eisberg in Sicht, 320.
*Entert auf, 440.
*Gesellschaft, schwarze, 105.
*Lancierraum eines Torpedobootes, im, 553.
Merkwürdigkeiten, artilleristische, 168.
*Reewe, reewe, 202.
*Schießen auf schwimmende Ziele, 77.

Experimente, Beschäftigungen, Spiele, Sammlungen.

*Blasrohr, ein eigenartiges, 97.
*Bleistift, der balancierende, 322.
*Bogenschießen, 488.
Briefe auf der Decimalwage zu wiegen, 657.
*Drahtseilbahn zu bauen, eine, 471.

*Dynamomaschine, eine, und deren Herstellung, 181, 195, 207.
Farben, die deutschen, 447.
*Fechtkunst, von der, 110, 125.
*Feuerwerk, ein eigenartiges, 490.
*Finger, die magnetisierten, 462.
Handwerkerspiel, das, 517.
*Interferenz von Stimmgabelschallwellen, 586.
*Kabinett, elektrisches, 12, 26, 40, 334, 349, 516, 531, 544.
*Kartenkunststücke, 502.
*Knabenspiele, thüringer, 363.
Kreisball, 433.
*Lineale mit Kerbschnittverzierung, 54.
Lötrohr- und Flammenreaktionsexperimente, 67, 82, 96, 109.
*Luftkreisel, der, 686.
*Magnesiumlampe, eine leicht herzustellende, 265.
Nebel, chemische, 462.
*Papier, endloses, im Hut, 725.
*Patient, der durchbohrte, 41.
*Perspektive und deren Beobachtung in der Natur, einiges über, 670, 684, 698.
*Pflanzenbehälter, leicht herstellbare, 390.
Quadrat- und Kubikwurzeln, über, 571.
Rätsel, 14, 28, 42, 56, 70, 84, 98, 112, 126, 140, 154, 168, 182, 196, 210, 224, 238, 252, 266, 280, 294, 308, 322, 336, 350, 364, 378, 392, 406, 420, 434, 448, 462, 476, 490, 504, 518, 532, 546, 560, 574, 588, 602, 616, 630, 644, 658, 672, 686, 700, 714.
Schachaufgaben, 224, 280, 322, 364, 420, 490, 504, 588, 616, 644, 686.
*Schwerpunktsspielereien, 166, 587.
*Segeljacht zu erbauen, eine, 404, 418.
*Seifenblasen, 432, 446.
*Servante, einfachste transportable, 140.
*Spiel, ein neues, 602.
*Stanniolfeuerwerk, 28.
*Stimmgabelschwingungen sichtbar zu machen, 280.
*Strohkarussell mit Seifenblasen, 378.
*Taubenhaus, das selbstgefertigte, 278.
*Treppenleiter, eine verstellbare, 573.
*Uhrständer in Schildform, 613.
*Verdoppelung eines Geldstückes, 574.
*Vögel, die wandernden, 307.
*Was man alles aus Ostereiern machen kann, 376.
Weckuhr, die elektrische, 642.
*Wie richtet man ein Haustelephon ein? 656
Zimmerspiele: Schattenraten; Krone — Carcer — Schwarze Bank, 167.

Allerlei.

Abu-Yussuf, 189.
*Aktzeichnen, 623.
Alles schon dagewesen, 532.
Anschauungs-Unterricht der Spatzen, 238.
*Attentäter, der überwiesene, 497.
*Auf Leben und Tod, 14.
*Ausstellung eines Pottwales, 146.
Bärenfalle, die, 448.
Bauer und Wandersmann, 56.
Berg, der wandernde, 277.
Berliner Junge, ein, 70.
Birnbaum, der große, 39.
Brav und grob, 406.
Dem Nordpol nahe, 210.
*Dorfheld, der, 539.
*Einer, der zur See will, 286.
Erfinderisch, 287.
Experiment, ein zu kostspieliges, 613.
*Fahrten, waghalsige, 217.
Festung, eine kleine, 84.
Franklin und der Müßiggänger, 552.
Freundschaftsdienst, seltener, 371.
Frösche von Windham, die, 427.
*Früh übt sich, wer ein Meister werden will, 301.
Gastfreundschaft, belohnte, 546.
Geld, allerlei, 55.
Gerechtigkeit, 553.
Geschichte von den Wassertropfen, die, 392.
Groß und Klein, 182.
Gut geantwortet, 616.
Handwerk auf dem Throne, das, 539.
Handwerksbrauch, alter deutscher, 700.
*Heinrich der Seefahrer, 666.
Huldigung, eine erfolgreiche, 644.
Hund, ein merkwürdiger, 552.
Instrumente, musikalische, der Germanen, 245.
Karl V. und Franz I., 196.
Karpfen, alter, 126.
*Klosterwerkstatt, in der, 460.
Königlich gehandelt, 714.
Kollege und Kamerad, 137.
Kommißbrot und Käse, 630.
*Kriegsgefangene, 658.
Lasse jedem das Seinige, 574.
Lehrer und Schüler, 707.
Lehrjahre, späte, 165.
Leute, starke, 385.
*Linus, das Haarwunderpferd, 567.
Loch, ein patentiertes, 140.
Macht der Gewohnheit, die, 112.
Mammutzähne, 104.
Man muß sich nur zu helfen wissen, 693.
Million viel und — wenig, eine, 518.
Mut und Menschlichkeit, 726.
Neues von der Ente, 322.
Nicht nötig, 420.
Opfer, ein schweres, 441.
Pfingsten, 454.
Rabe von St. Jakob, der, 580.
*Radfahrkünste, 545.
*Ratten, dressierte, 62.
*Rennbahn, auf der, 217.
*Riesenbart, ein, 679.
Rock macht den Mann, der, 294.
Rotkehlchens Eisenbahnfahrt, 27.
*Rudis Liebling, 725.
Salz der alten Deutschen, das 658.
Schein und Sein, 602.
*Schreckensnacht, eine, 22.
*Sehnen, ungestilltes, 252.
Sehr einfach, 224.
Soldatenstorch, ein, 293.
Stelzenkampf zu Namur, der, 504.
*Störenfried, der, 375.
Student, ein armer, 532.
Taktfest, 616.
Treu und standhaft, 567.
Uhr, die seltsame, 672.
Uhr, eine historische, 265.
Universität, die Berliner, vor 80 Jahren, 308.
Vom Hirtenknaben zum Gelehrten, 560.
Vorgänger Münchhausens, ein, 76.
Was ein gutes Werk vermag, 14.
Weihnachtsbüchertisch, vom, 138, 153.
Wie die Insel, so die Kost, 630.
Wie soll die Aufschrift des Briefumschlages lauten, 335.
Zum Fähnrich avanciert, 336.
Z. W. A. N. G., 280.

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 1.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

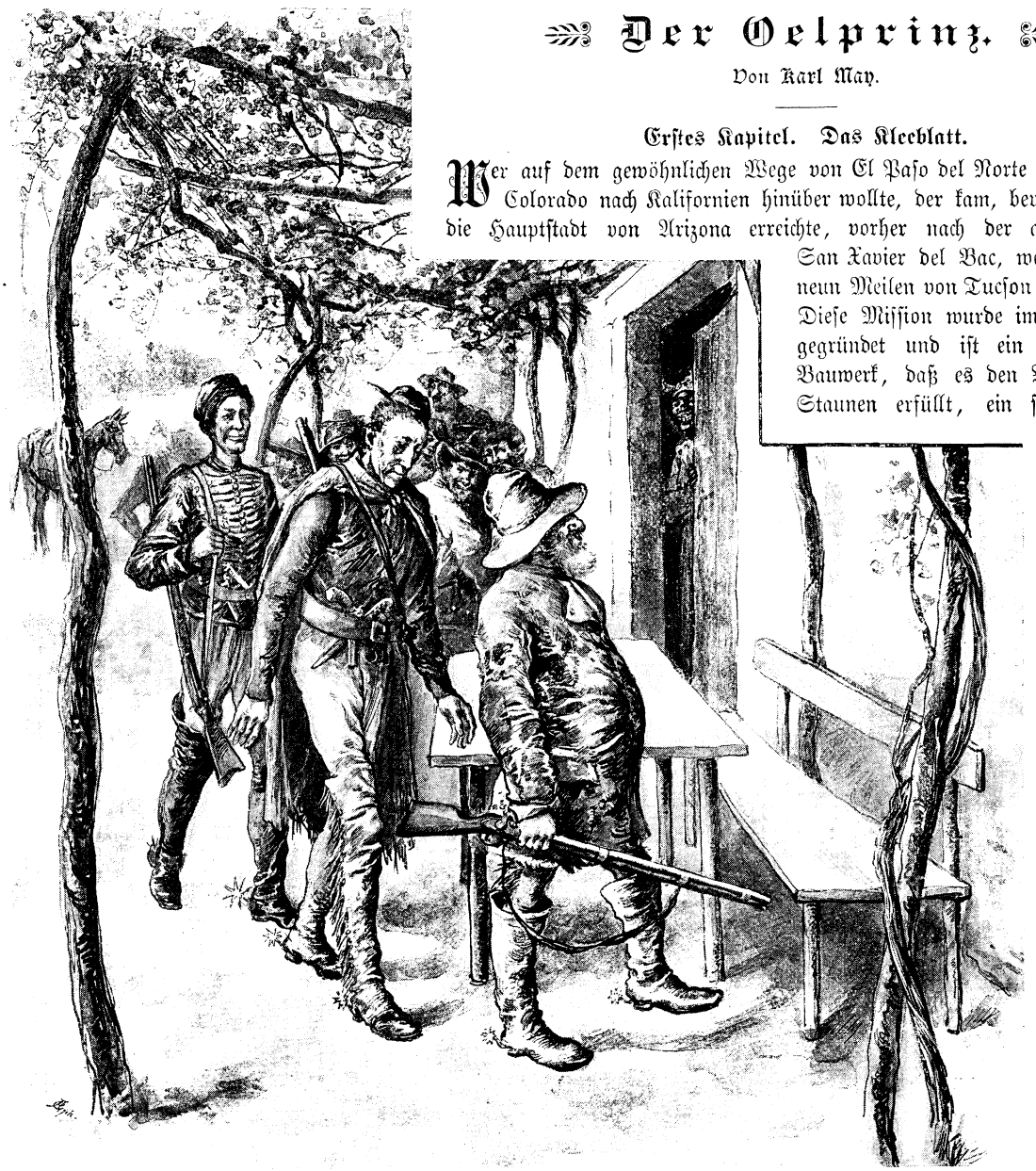
Der Oelprinz.

Von Karl May.

Erstes Kapitel. Das Kleeblatt.

Wer auf dem gewöhnlichen Wege von El Paso del Norte über den Rio Colorado nach Kalifornien hinüber wollte, der kam, bevor er Tucson, die Hauptstadt von Arizona erreichte, vorher nach der alten Mission San Xavier del Bac, welche ungefähr neun Meilen von Tucson entfernt liegt. Diese Mission wurde im Jahre 1668 gegründet und ist ein so prächtiges Bauwerk, daß es den Wanderer mit Staunen erfüllt, ein so glänzendes Monument der Zivilisation mitten in den Wildnissen von Arizona anzutreffen.

An jeder Ecke des Gebäudes erhebt sich ein hoher Glockenturm; die Front ist mit phantastischen Ornamenten reich verziert; die Hauptkapelle trägt eine große Kuppel und über den Mauern sind massive Simskränze und geschmackvolle Verzierungen angebracht.



. . . Aller Augen richteten sich verwundert auf drei neue Ankömmlinge, Männer berechtigte allerdings einen jeden, der sie zum Platze erschienen. Das Aussehen dieser drei verwundert zu sein. . . .

Dieses Bauwerk würde jeder großen Stadt, jeder Residenz zur Zierde gereichen.

Diese Mission ist zum Teil von einem Dorfe umgeben, in dem zur Zeit, in welcher unsre Erzählung spielt, Papago-Indianer in der Stärke von vielleicht dreihundert Seelen wohnten. Diese Papagos waren und sind noch heute ein friedfertiger, arbeitsamer und den Weißen wohlgesinnter Stamm, dessen Angehörige ihr Gebiet durch ein künstliches Bewässerungssystem wunderbar ergiebig gemacht haben und mit Weizen, Korn, Granaten, Kürbissen und andern Früchten und Lebensmitteln fleißig bebauen.

Leider hatten diese braven, arbeitsamen Menschen sehr viel von und unter dem weißen Gesindel zu leiden, welches sich Arizona zum Tummelplatze auserkoren hatte. Dieses ringsum von Gebirgen und Wüsten eingeschlossene Territorium besaß so gut wie gar keine Verwaltung; der Arm der Gerechtigkeit konnte nur schwer oder gar nicht über die Grenzen hereinreichen, und so zogen sich Hunderte und aber Hunderte, welche mit dem Gesetze zerfallen waren, aus Mexiko und den Staaten herein, um ein Leben zu führen, dessen Grundlage in der rohesten Gewaltthätigkeit bestand.

Zwar lag in der Hauptstadt Militär, welches die Aufgabe hatte, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen; aber es waren nur zwei Kompagnien, also viel zu wenig für einen so weiten Bereich von gegen 300000 Quadratkilometer, und dazu standen die Verhältnisse so, daß diese Helden froh waren, wenn sie selbst von dem Gesindel in Ruhe gelassen wurden. Hilfe konnte von ihnen wohl kaum erwartet werden. Das wußten die außerhalb des Gesetzes Stehenden nur zu wohl und zeigten darum eine Frechheit, welche geradezu ihresgleichen suchte. Sie wagten sich, in Banden versammelt, bis in die unmittelbare Nähe von Tucson heran, und niemand getraute sich nur eine Viertelstunde weit zu entfernen, ohne ein Arsenal von Waffen mit sich zu führen. Ein amerikanischer Reisender schildert die damaligen Zustände in folgender Weise: „Die verzweifeltsten Schurken von Mexiko, Texas, Kalifornien und den andern Staaten fanden in Arizona sichere Zuflucht vor dem Strafrichter. Mörder und Diebe, Gurgelabschneider und Spieler bildeten die Masse der Bevölkerung. Alle Welt mußte bewaffnet sein, und blutige Scenen bildeten das tägliche Vorkommnis. Von einer Regierung war nicht die Rede, noch weniger von Gesetzes- oder Militärschutz. Die Beschäftigung der Besatzung von Tucson bestand darin, daß sie sich betrank und alles gewähren ließ. So war Arizona vielleicht der einzige unter der schützenden Aegide einer zivilisierten Regierung stehende Punkt des Landes, wo jedermann die Justiz in seinem Interesse handhabte."

Da traten drüben in San Franzisko rechtlich denkende, mutige Männer zusammen, um einen „Sicherheitsausschuß" zu bilden, welcher zwar zunächst seine Thätigkeit über Kalifornien erstrecken sollte, bald aber sein kräftiges Walten auch im benachbarten Arizona bemerken ließ. Kühne Gestalten tauchten bald hier und bald dort, bald einzeln und bald zu Trupps vereinigt, im Lande auf, um dasselbe von den Verbrechern zu säubern, und nie verschwanden sie wieder, ohne die deutlichsten Spuren davon zurückzulassen, daß sie Gericht gehalten hatten. — —

Bei den Papagos von San Xavier del Bac hatte sich ein Irländer niedergelassen, welcher wohl auch aus keinem ehrbaren Grunde nach Arizona gekommen war. Er hatte da einen Laden eröffnet und behauptete, alle möglichen Gegenstände zu verkaufen; in Wirklichkeit aber konnte man bei ihm fast weiter nichts bekommen als einen Schnaps, für dessen Selbstfabrikation und Verkauf er die Bezeichnung eines Giftmischers verdiente. Sein Ruf war ein solcher, daß ehrliche Leute nicht bei oder mit ihm verkehrten.

Es war ein wunderbar schöner Apriltag, als er an einem der rohen Tische saß, welche vor seiner aus Luftziegeln errichteten Hütte standen. Er schien bei schlechter Laune zu sein, denn er klopfte mit dem leeren Schnapsglase auf die Platte des Tisches, und als nicht sofort jemand erschien, ihm dasselbe zu füllen, rief er, sich nach der offenen Thür wendend, in zornigem Tone: „Holla, alte Hexe! Hast du keine Ohren? Brandy will ich haben, Brandy! Mach schnell, sonst helfe ich nach!"

Da trat eine alte Negerin mit der Flasche aus der Hütte und füllte ihm das Glas. Er leerte es in einem Zuge, ließ sich wieder eingießen, und während sie dies that, sagte er: „Den ganzen Tag kein einziger Gast zu sehen! Die roten Halunken wollen das Trinken nicht lernen. Wenn dann auch kein Fremder kommt, kann ich mich hersetzen und mir Löcher in den eigenen Magen brennen!"

„Nicht allein sitzen," begütigte die Alte. „Gäste kommen."

„Woher weißt du das?" fragte er.

„Hab' sehen."

„Wo?"

„Auf Weg von Tubac her."

„O wirklich? Wer ist's?"

„Nicht wissen. Alte Augen nicht erkennen. Es Reiter sein, viele Reiter."

Auf diese Worte hin stand er auf und eilte um die Ecke der Hütte. Von dort aus konnte er den Weg nach Tubac überblicken. Dann kam er schnell zurück und rief der Alten zu: „Es sind die Finders, verstanden, die Finders, und zwar alle zwölf! Die verstehen es, zu trinken; da blüht der Weizen. Schnell hinein; wir müssen Flaschen füllen!"

Beide verschwanden in der Hütte. Nach einigen Minuten kamen zwölf Reiter in das Dorf, hielten vor der Hütte an und sprangen von den Pferden, die sie dann frei laufen ließen. Es waren wilde Gestalten von verwegenem Aussehen und so gut bewaffnet, wie es in dieser Gegend und bei den jetzigen Verhältnissen für jedermann nötig war. Einige trugen mexikanische Kleidung; die andern stammten aus den Staaten; das sah man ihnen deutlich an. Eins aber hatten sie alle gemein: es gab keinen einzigen unter ihnen, der ein vertrauenerweckendes Aussehen besaß.

Sie lärmten und schrieen roh durcheinander, warfen sich Scheltworte zu, einer von ihnen trat an die geöffnete Thür, zog seinen Revolver, gab einen Schuß in das Innere

der Hütte ab und rief dann hinein: „Hallo, Paddy! Bist du daheim oder nicht, alter Giftmischer? Komm heraus mit deiner Schwefelsäure; wir haben Durst!"

Paddy ist bekanntlich die scherzhafte Bezeichnung des Irländers. Der Wirt erschien mit einer vollen Flasche unter jedem Arme und zwölf Gläsern in den Händen. Die Gläser auf zwei Tische setzend und sie dann füllend, antwortete er: „Bin schon da, Mesch'schurs. Waret schon angemeldet; meine Schwarze hat euch kommen sehen. Hier, trinkt, und seid gebenedeiet in meinem Hause!"

„Behalte die Benediktion für dich, alter Spitzbube, außer sie soll als Vorbereitung zum Tode gelten! Wer dein Zeug trinkt, begeht einen Selbsttotschlag."

„Schlagt euch nur immer tot, Mr. Buttler; werde euch mit einer weiteren Flasche wieder auferwecken. Haben einander seit Wochen nicht gesehen. Wie ist's inzwischen ergangen? Gute Geschäfte gemacht?"

„Gute?" antwortete Buttler mit einer wegwerfenden Handbewegung und indem er den Inhalt seines Glases hinunterstürzte, worin ihm seine Kameraden folgten. „Miserabel ist's gegangen, armselig wie noch nie. Haben nicht ein einziges Geschäft gemacht, welches der Rede wert gewesen wäre."

„Aber warum? Ihr werdet doch die Finders genannt und nennt euch selbst auch so. Habt ihr die Augen nicht offen gehalten? Ich glaubte, heut ein gutes Geschäft mit euch machen zu können."

„Das heißt, du wolltest uns den erwarteten Raub abkaufen und uns dabei wieder betrügen, wie du ja immer thust. Diesmal aber gibt es nichts, wirklich nichts. Den Roten ist nichts mehr abzunehmen, und wenn man einem Weißen begegnet, so ist er selbst einer, der in andrer Leute Taschen greifen muß. Dazu kommt der Sicherheitsausschuß, den der und jener holen möge! Was haben diese Halunken sich in unser Geschäft zu mischen? Was kümmert es sie, wenn wir da ernten, wo wir nicht, aber auch sie nicht, gesäet haben. Wahrlich, man muß jetzt darauf vorbereitet sein, aus jedem Strauche, an welchem man vorüberkommt, die Läufe einiger Doppelgewehre hervorblicken zu sehen! Aber Aug' um Aug', Zahn um Zahn! Wir haben uns vorgenommen, jeden ohne Gnade und Barmherzigkeit aufzuhängen, der den Verdacht in uns erweckt, zu diesem Vigilanzausschusse zu gehören. Hast du vielleicht dergleichen Burschen bei dir bemerkt, Paddy?"

„Hm!" brummte der Wirt. „Traut ihr mir zu, allwissend zu sein? Kann man es einem Menschen an der Nase absehen, ob er vigiliert oder, wie ihr, massakriert?"

„Blamiere dich nicht, Paddy! Ein Vorstehhund ist von einem Bluthund leicht zu unterscheiden, auch wenn beide Menschen sind. Ich gebe dir mein Wort, daß ich Menschen, der zu diesem Ausschusse gehört, dies auf si Schritt Entfernung ansehe. Doch jetzt einstweilen etwas anderm. Wir haben Hunger. Hast du Flei

„Nicht so viel, wie man auf die Zungenspitze b kann."

„Eier?"

„Kein einziges. Lauft stundenweit herum, un werdet kein Schlachttier noch eine Henne finden. Daran sind euresgleichen schuld, welche überall aufgeräumt haben."

„Aber Brot?"

„Nur Maisfladen, und auch die müssen erst gebacken werden."

„So mag deine Negerin backen; für frisches Fleisch werden wir selbst Sorge tragen."

„Ihr? Ich habe euch doch schon gesagt, daß nichts zu finden ist."

„Pshaw! Wir haben doch gefunden."

„Was?"

„Einen Ochsen."

„Wohl gar! Unmöglich! Wo denn?"

„Unterwegs, da hinten im Thale von Santa Cruz. Notabene, dieser Ochse gehört zu einem Wagenzuge, dem wir begegnet, oder vielmehr, an dem wir vorübergeritten sind."

„Ein Wagenzug? Vielleicht Emigranten?"

„Wahrscheinlich; vier Wagen, jeder mit vier Ochsen bespannt."

„Wieviel Menschen?"

„Weiß ich nicht genau. Es waren nebst den Ochsenlenkern noch einige Reiter bei den Wagen. Wieviel Personen im Innern saßen, konnte ich nicht sehen."

„Aber gesprochen habt ihr doch mit ihnen?"

„Ja. Sie wollen über den Colorado hinüber und werden heut nacht hier Rast halten."

„Hier? Hm! Hoffentlich geschieht nichts, was unsern guten Ort in Verruf bringen könnte, Sir!"

Er machte bei diesen Worten eine nicht mißzuverstehende Gebärde.

„Keine Sorge!" antwortete Buttler. „Wir wissen unsre Freunde zu schonen. Freilich, der Wagenzug muß unser werden, aber erst, wenn er sich jenseits Tucson befindet. Hier werden wir uns bloß einen Ochsen holen, weil wir Fleisch brauchen."

„Mit der Absicht etwa, ihn zu bezahlen? Es wird diesen Leuten nicht einfallen, ein Zugtier zu verkaufen."

„Unsinn! Was fällt dir ein, Paddy! Wir nehmen wohl, aber wir bezahlen nie; das weißt du ja. Wenn wir bei dir einkehren, ist es freilich anders. Du bist unser Hehler, und dich bezahlen wir nicht bloß, sondern wir lassen uns sogar von dir betrügen. Uebrigens werden uns diese Leute nicht viel Widerstand leisten. Es gab da vier Ochsentreiber, die wir kaum rechnen, zwei Knaben zu Pferde und den Scout*), den sich die Emigranten gemietet haben. Dieser letztere allein ist zu fürchten, doch werden wir zwölf schnell mit ihm fertig werden. Er bekommt die erste Kugel. Wer in den Wagen saß, weiß ich nicht, wie bereits gesagt; aber wer so weichlich ist, sich unter die Plane zu ecken, von dem haben wir keine ernste Gegenwehr zu erarten. Dann ritt noch so eine Figur hinterdrein, von : ich wahrlich nicht zu sagen vermag, ob sie eine männe oder eine weibliche gewesen ist, obgleich sie ein Gehr überhängen hatte und unter dem Mantel sogar einen

*) Pfadfinder.

Säbel zu tragen schien. Ich redete auch diese Gestalt an, bekam aber eine höchst kurze Antwort, die ich nicht verstand. Wenn ich mich nicht irre, ist es Deutsch gewesen."

„Welch ein Blödsinn! Wer hier einen Säbel trägt, der ist verrückt und jedenfalls nicht zu fürchten. Ihr werdet also diesen Zug überfallen?"

„Gewiß."

„Dann hoffe ich, daß ihr mich bei dem Geschäft beteiligen werdet!"

„Natürlich. Die Bedingungen sollst du sofort hören."

Da jetzt die alte Negerin aus der Hütte trat, um die Gäste zu bedienen, steckten die beiden die Köpfe zusammen, um ihr Gespräch leise fortzusetzen. Die andern elf hatten auf dasselbe wenig geachtet und sich miteinander in überlauter Weise unterhalten, wobei sie dem Brandy so fleißig zusprachen, daß die leer gewordenen Flaschen bald mit vollen vertauscht werden mußten. Die Indianer des Ortes, welche währenddem ihren Beschäftigungen nachzugehen hatten, machten ziemliche Umwege, um nicht an der Schnapsbude vorüber zu kommen. Sie fürchteten sich vor den lärmenden Weißen, von denen ihnen die Erfahrung sagte, daß sie besser fern von denselben blieben.

Das Ballongespenst.

Und dazu hatten sie allen Grund. Der Irländer hatte die zwölf Reiter mit dem Namen „the Finders" bezeichnet. So wurde eine überall gefürchtete Gesellschaft von Freibeutern genannt, die sich seit längerer Zeit im südlichen Arizona berüchtigt gemacht hatte. Sie tauchte bald hier, bald dort, oft geteilt und an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit auf und entwickelte, da ihre Mitglieder sehr gut beritten waren, in Beziehung auf die Ortsveränderung eine solche Schnelligkeit, daß es noch niemand, selbst den Vigilanzmännern nicht, gelungen war, einem von ihnen beizukommen. Finder ist gleichbedeutend mit dem gleichlautenden deutschen Worte Finder, war hier aber wohl mit „die Findigen" zu übersetzen, weil ihnen nicht leicht eine Beute zu entgehen vermochte.

Plötzlich verstummte der Lärm vor der Schenkhütte, und aller Augen richteten sich verwundert auf drei neue Ankömmlinge, welche auf dem Platze erschienen. Das Aussehen dieser drei Männer berechtigte allerdings einen jeden, der sie zum erstenmal sah, verwundert zu sein. Sie waren von ihren Tieren gesprungen und gingen nach einem leerstehenden Tische, ohne, wie es den Anschein hatte, die anwesende Gesellschaft zu beachten.

Der vorderste von ihnen war ein kleines, sehr dickes Kerlchen. Unter der wehmütig herabhängenden Krempe eines Filzhutes, dessen Farbe, Alter und Gestalt selbst dem schärfsten Denker ein nicht geringes Kopfzerbrechen verursacht haben würde, blickte zwischen einem Walde von verworrenen, schwarzgrauen Barthaaren eine Nase hervor, welche von fast erschreckenden Dimensionen war und jeder beliebigen Sonnenuhr als Schattenwerfer hätte dienen können. Infolge des gewaltsamen Bartwuchses waren außer diesem so verschwenderisch ausgestatteten Riechorgane von den andern Gesichtsteilen nur zwei kleine, kluge Augen zu bemerken, welche mit einer außerordentlichen Beweglichkeit begabt zu sein schienen und mit dem Ausdrucke schalkhafter List die „Gifthütte" des Irländers überflogen, während ihr versteckter Blick eigentlich den zwölf Finders galt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ballongespenst.

Das ist genau so wie das Brockengespenst!" werden die Kameraden ausrufen, die auf dem Hexenberge waren und die Erscheinung, der man den unheimlichen Namen Brockengespenst beigelegt hat, zu sehen Gelegenheit hatten.

Aufklärungsritt.

Ganz recht! Das Ballongespenst ist dieselbe Erscheinung, nur ist es, auf denselben erdphysikalischen Gesetzen beruhend, die wir bei unsern lernfleißigen Lesern als bekannt voraussetzen dürfen, noch etwas unheimlicher, denn auf dem Blocksberg

„Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlbegründeten
Dauernden Erde —"

aber in der Ballongondel zwischen Himmel und Erde schwebend, in dem ungewissesten aller Elemente. Hat schon das Wasser „keine Balken", wie viel weniger die Luft, der man sich überdies von vornherein steuerlos überlassen muß! Und doch, so wohlgemut der Seefahrer auch sein mag, der Segler der Lüfte steht ihm darin nicht nach. Hut- und tücherschwenkend nimmt er munter Abschied von dem irdischen Getümmel, über das er sich in wenig Minuten hoch erhaben fühlen kann. Mit einem frohen Jauchzen wird er sich der Vogelverwandtschaft bewußt, die schon im grauen Altertum in den Menschen sich regte und des kunstreichen Dädalus Sohn Ikarus bewog, sich zu den sonnigen Regionen zu erheben.

„Icare, die, ubi es, qua te regione requiram?" — ruft (nach Ovid) angstvoll der Vater, aber Ikarus ist schon seinen Blicken entschwunden.

Wie wird's unsern Reisenden ergehen? Schon nähern sie sich den Wolken, die sie sonst nur „hoch über der Menschen Geschlechter" schweben sahen — da taucht plötzlich vor ihnen ihr Schattenbild auf, alle ihre Bewegungen genau nachäffend. Einen Augenblick stutzen sie, aber auch nur einen Augenblick. Dann brechen sie in ein fröhliches Gelächter aus, denn sie sind in der Stimmung, alles als gute Vorbedeutung zu nehmen, selbst das „Ballongespenst", dessen Einverleibung in den photographischen Apparat sie sich auch nicht entgehen lassen. Und sicher ist auch die luftige Fahrt glücklich verlaufen, wie hätte sonst der Zeichner das Ballongespenst uns bildlich mitteilen können?

Aufklärungsritt.

Gefreiter R., sehen Sie die Wallfahrtskapelle da oben auf der Höhe? Es ist das weiße Gebäude, welches aus dem kleinen Gehölze hervorleuchtet."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Von dort aus muß man die ganze Gegend übersehen können. Nehmen Sie die linke Flügelrotte des vierten Zuges, reiten Sie hinauf, beobachten Sie, ohne daß man Sie bemerkt, und schicken Sie mir sofort durch einen Mann Meldung über alles, was Sie wahrgenommen haben. Mit dem andern Manne bleiben Sie oben und beobachten weiter. Die Schwadron wird hier füttern. Aber kein unnützes Geschieße! Das bitte ich mir aus. Ihr laßt die Karabiner am Ort und nehmt die Lanzen hoch. Wir wollen nicht die ganze Division alarmieren, wie es vorgestern bei den Husaren der Fall war. Pascholl!"

Im Augenblick waren die Pferde aufgezäumt und die Reiter gerüstet. Sobald die Ulanen im Sattel saßen, ging es in schlankem Trabe vorwärts. Der Tag ist eben angebrochen und die Sonne am wolkenlosen Himmel aufgegangen, die flüchtigen Erscheinungen der Vorübersprengenden werfen lange Schatten auf den Erdboden, dessen Staub die Hufe ihrer Rosse aufwirbeln.

Da treffen die Ulanen auf einen, der noch flüchtiger ist als sie selbst. Meister Lampe springt auf aus seinem Lager, die nahende Kavalkade hat ihn in seiner Morgenruhe gestört. Der Patrouillenführer wirft einen verständnisinnigen Blick nach unten. Woran er wohl denkt? Er ist daheim ein eifriger Weidmann und hat schon manchen flüchtigen Hasen zur Strecke gebracht. Jetzt darf er sich leider mit dergleichen nicht aufhalten. Es gilt edleres Wild zu erspähen.

Und „Pascholl" hatte der Rittmeister gesagt. Das bedeutet „Vorwärts!"

Merkzettel.

Als Ringer stähle Geist und Sehnen,
Sei wahrhaft und gewissenhaft,
Und mit der Schönheit der Hellenen
Verbinde des Germanen Kraft. Heinrich Vierordt.

Eine Biene als Tapezierer.

Eine kleine Biene, Anthophora argentata, bohrt senkrechte Löcher in die Erde und füttert sie mit Stücken von Blumenblättern der roten Kornblume (Mohn, Klatschrose) aus. Ihr Nest findet sich vor der Ernte in den Pfaden, welche durch das Korn führen. Steckt man einen Grashalm in das Loch und gräbt es dann auf, so zeigt sich eine mehrere Zoll lange rote Röhre mit etwas Honig befeuchtet, dessen Geschmack ziemlich säuerlich ist. Der Gang mißt nicht über drei Zoll Länge, ist gleich weit, in der Tiefe aber einen Zoll lang etwas erweitert. Sieht man sich im Getreide um, so wird man hin und wieder wilden Mohn finden mit Blumenblättern, die aber so genau ausgeschnitten sind, als wenn eine Schere dabei gebraucht worden wäre. Die ausgeschnittenen Stücke sind halb oval, etwa einen halben Zoll lang und etwas weniger breit. Die Biene trägt sie zwischen den Beinen gefaltet nach dem Neste und zieht sie rückwärts in die Höhle, in welcher sie dieselben ausbreitet und glättet. Zum Umfang sind drei Stücke nötig. Auf dem Boden liegen drei bis vier Blätter aufeinander und an den Wänden wenigstens zwei. Die Biene wählt wahrscheinlich gerade die Blätter des Mohnes, weil andre Blumen in den Feldern teils zu groß, teils zu dick sind, als daß sie sich gehörig behandeln und anlegen ließen. Wenn zuweilen ein Blattstück zu groß ist, so scheint es noch vor oder im Loche verkleinert zu werden, wenigstens findet man nicht selten Schnitzel um das Loch herum liegen. Der Honigbrei,

die Nahrung der Brut, wird sechs bis acht Linien hoch und erhält dann ein einziges Ei. Bisweilen wittern Ameisen das Loch aus und schleppen die Nahrung fort. Am andern Tage findet man die Mündung so verschlossen, daß man sie nicht mehr finden würde, wenn man die Stelle nicht mit einem Stein oder einem Stückchen Holz bezeichnet hätte. Beim Zumachen schiebt die Biene die oberen Blattstücke hinunter bis auf den Brei, daß die zwei oberen Zoll ihre Tapeten verlieren und nur mit Erde ausgefüllt sind. Sie macht also ihr Futteral auf dieselbe Weise zu, wie wir eine Papierdüte. In zwei bis drei Tagen sind alle diese Arbeiten gemacht. Wenn das Loch am 22. Juni zugemacht wird, so verpuppt sich die Made am 1. Juli; wann die Biene sich entwickelt und wie sie sich aus dem Loche herausarbeitet, ist noch nicht bekannt. Wahrscheinlich durchnagen sie den Stöpsel von den Blumenblättern, schieben dann die Erdkörner hinter sich in den Zellenraum und öffnen sich auf diese Weise den Durchgang.

Jung-Töller.

Wenn du denn durchaus einen Amateurphotographieapparat haben willst," sagte Herr Töller zu seinem Sohne, dem Tertianer Pankratius Töller, „so rate ich dir, daß du selbst nach der Hauptstadt fährst und dir einen bei Pinker und Compagnie aussuchst. Das Schickenlassen per Post gefällt mir nicht. Man kann greulich dabei enttäuscht werden. Denn bald ist an dem Pakete und damit an seinem Inhalt etwas beschädigt, bald entspricht der Inhalt den Zeitungsankündigungen nicht, oder nicht den Vorstellungen, die man sich selbst von der Ware gemacht hat. Nun ist die Enttäuschung da, und der Empfänger macht ein so langes Gesicht, als ob es von Gummi elasticum wäre und nach unten in die Länge gezogen sei. Ich liebe solche Gesichter nicht, am wenigsten bei dir, Pankratius! Deshalb sage ich: setze dich auf die Eisenbahn, fahre nach der Hauptstadt und suche dir mit eigenen Augen und Händen einen Apparat aus, der deinen Wünschen entspricht!"

„O, Papa, wie bist du gut!" rief Pankratius freudig aus. „Mit Pläsiervergnügen befolge ich deinen Rat, der weiser ist als alle Ratschläge der Orakel zu Dodona und Delphi. Und wie herrlich sich das trifft: heute mittag haben unsre Pfingstferien begonnen, da kann ich mich morgen früh gleich auf die Bahn setzen und nach der Hauptstadt rutschen; zum Abendessen bin ich dann wieder bei euch — mit ihm oder auf ihm, wie die spartanische Mutter sagte, die dabei freilich an den Schild ihres kriegerischen Sohnes dachte, während ich an meinen modernen, friedlichen Amateurapparat denke, von dem ich mir die köstlichsten Genüsse verspreche."

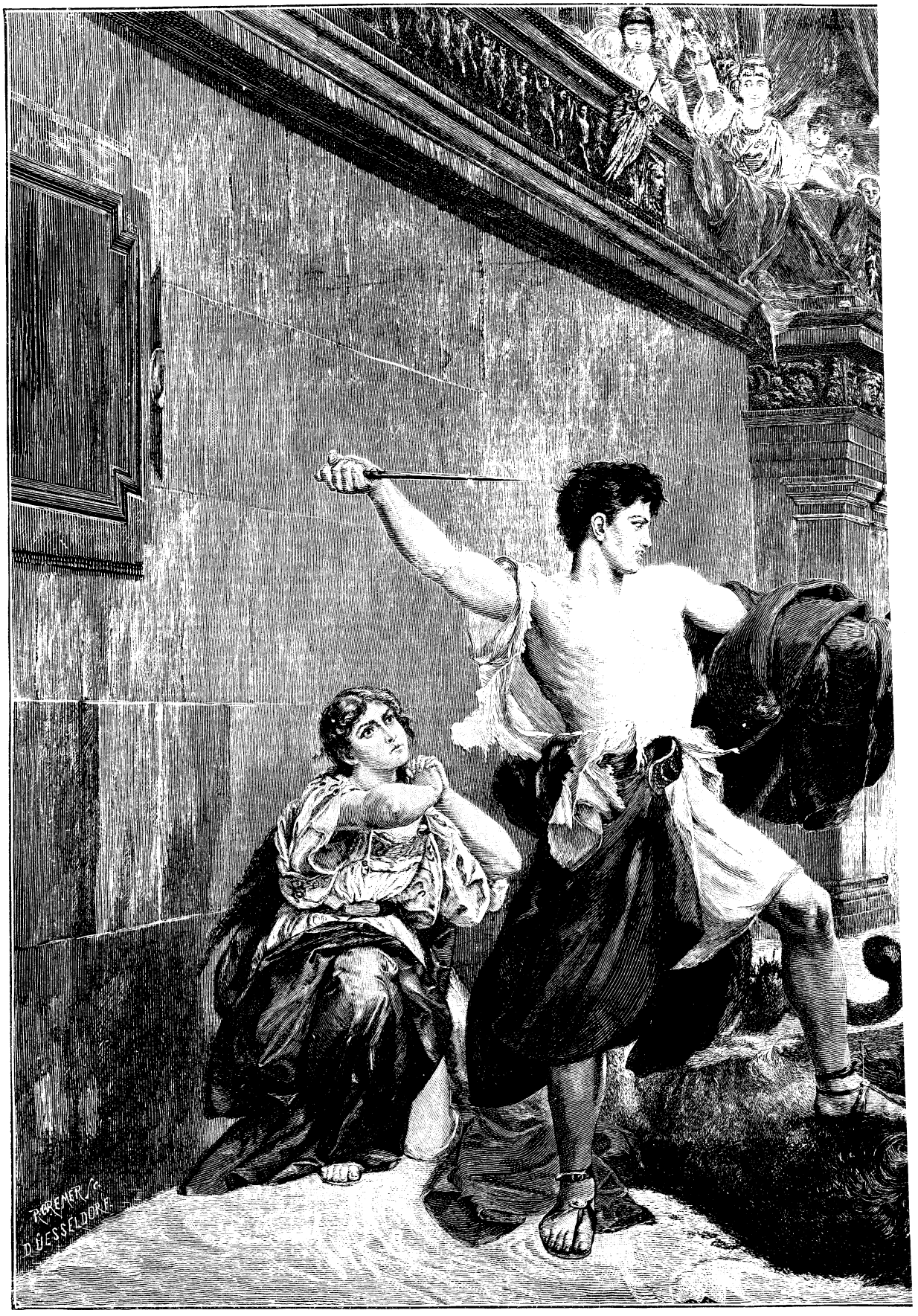
„Und dann will ich dir noch einen Rat geben, wie ihn weiser die Pythia nicht hatte," erwiderte lächelnd Papa Töller. „Vermeide, namentlich am Vormittag, den Genuß von Bier, du wirst träge und schläfrig davon und verdirbst dir die ganze Fahrt. Trinke Kaffee, Selterswasser, Bouillon. Zum Mittag aber laß dir in einem anständigen Hotel ein gutes Mittagessen geben, das hält vor für den ganzen Tag. Manche Reisende glauben, man könne sich für einen Tag wohl mit Bier und Butterbrot, oder mit Kaffee nebst Zuthat behelfen; aber dann bleibt man den ganzen Tag am Essen und Trinken und hat doch nichts Rechtes im Magen; man fühlt sich schlaff und abgespannt wie 'n leerer Mehlsack, und schließlich hat man mehr Geld ausgegeben, als wenn man sich zu Mittag eine gute Mahlzeit gegönnt hätte. Hast du zu Mittag ordentlich gegessen, mein Sohn, so bist du versorgt bis zum Abend und trinkst höchstens eine Tasse Kaffee, ein Glas Bier für den Durst. Uebrigens bist du im Wachsen, du schießt in die Höhe wie eine Pappel an der Landstraße, und in den langen Leib gehört die nötige Portion Fourage. Dixi."

„Auch diesen Rat, bester Papa, will ich gern befolgen!" rief der lange Tertianer, und sein rundes, rotes, gutmütiges Gesicht glänzte vor Freude, als sei es mit Butter eingerieben.

„Den Photographieapparat," fuhr Papa Töller fort, „bezahlst du ja selbst aus deiner Sparbüchse, wie du wiederholt gesagt hast, und ich nehme dich beim Wort. Ein Mann, ein Wort! Das Geld für Eisenbahnfahrt und die Mittagszehrung will ich dir geben. Hier! Aber sei sparsam und mach mir keine Extravaganzen."

„Dank, besten Dank, Papa! Du sollst mit mir zufrieden sein!" rief Töller junior und steckte ein paar klingende Silbermünzen ein. Dieselben mußten ziemlich reichlich bemessen sein, denn des Tertianers Augen leuchteten wie ein Karfunkel im Ofenloch.

Am folgenden Morgen rollte unser junger Freund in rosigster Stimmung nach der Hauptstadt und langte daselbst mit dem ersten Personenzuge gegen zehn Uhr morgens an. Zunächst erfrischte er sich in einer nahe beim Bahnhof gelegenen Gartenwirtschaft an Kaffee und Butterbrot (getreu dem Winke seines Vaters!), obgleich er vor andern Gästen manch köstliches Seidel mit dem goldbraunen, weißgekrönten Tranke Gambrini stehen sah. Darauf begab er sich durch die belebten Straßen der Stadt nach dem Geschäfte von Pinker und Compagnie am Gänsemarkt, wo er mit eigenen Augen und Händen verschiedene Amateurphotographieapparate untersuchte und sich endlich für denjenigen entschied, den er für den besten hielt — und der mit dem Inhalt seiner Kasse im Einklang stand. „Ich bitte, den Apparat sorgfältig in ein Kistchen zu packen, und das Kistchen zum Bahnhofsportier befördern zu lassen, wo ich es in Empfang nehmen werde," sagte Pankratius mit angequälter Würde. „Ganz wie Sie befehlen, mein Herr," erwiderte der Ladenpeter mit so vielen Verneigungen, als ob er den Kaiser von Marokko vor sich gehabt hätte. Dann zahlte


ROEMER
DUESSELDORF

Tod.

Pankratius und verließ mit festem Schritte den Laden. — Auf der Straße sah er nach seiner Taschenuhr. Fünf Minuten vor zwölf. „Ei, da haben wir ja schon Mittag!“ dachte der lange Tertianer; „ich merkte es auch an dem öden Gefühl meines Magens. Es gibt nichts Hündischeres, als den Hunger, sagt Vater Homer, und der Mann hat recht, — obschon er noch keine blasse Ahnung davon hatte, wie der menschliche Magen auf einer deutschen Eisenbahn gerüttelt und geschüttelt wird.“ Dann, nach einigen Augenblicken des Nachdenkens, setzte Pankratius sein Selbstgespräch also fort: „Ein ordentliches Mittagessen in einem anständigen Hotel hat Papa gesagt. Papa versteht sich aufs Reisen, und wenn auch nicht, ich habe versprochen, seinen Rat zu befolgen. Pankratius, sieh dir die Thürschilder und die Häuser dieser Hauptstadt an, bis du ein gutes Hotel entdeckst! Ich werde nach der Karte speisen, wie mir Papa noch heute morgen empfohlen hat, und ich werde mir mal bene thun in meinen Leibgerichten: Spargel mit Buttertunke, Schinken und Rührei, ha! Kotelette mit Kopfsalat, ha! Roastbeef mit Kompott, ha, ha! Eierkuchen mit Eingemachtem, ha, ha, ha! Das Wasser läuft mir schon um die Zähne.“

Plötzlich wurde Pankratius in seinem entzückenden Gedankengange aufgehalten durch ein riesiges schwarzes Hausschild, auf welchem mit ellenhohen, funkelnden Goldbuchstaben zu lesen war: Hôtel de la ville de Paris. Das Haus sah sehr vornehm aus, blendend weiß gestrichen, mit vier blühenden Oleanderbäumen auf der Freitreppe. Bei diesem Wirte wundermild beschloß der Tertianer Einkehr zu halten.

Gedacht, gethan. Zwar pochte dem weltfremden Sohne der stillen Provinzialstadt das Herz ein wenig unter der blauen Joppe, als er die weiße Marmorflur des großstädtischen Hauses betrat. Als er aber die tiefe Verbeugung sah, welche ihm ein serviettenschwingender Kellner im schwarzen Frack machte, — als er die Thür eines Speisesaales vor sich aufgerissen sah und als er seinen baumlangen eigenen Körper (der schon sehr „männlich“ aussah) im Krystall eines riesighohen Spiegels erblickte, da unterdrückte er gewaltsam seines Herzens pochendes Zagen und zwang sich, als vollendeter Mann zu erscheinen.

Ohne weiter von den dienstbaren Geistern im schwarzen Frack Notiz zu nehmen, setzte sich Herr Töller junior an einen jener runden weißen Marmortische, die zu Dutzenden an den Wänden herumstanden. Hier konnte er allein sein. „Speisekarte!“ rief er, möglichst kurz und ungezwungen, obgleich ihm die Kehle etwas trocken war. Ein Kellner schoß förmlich durch den Saal, um mit einem „S'il vous plaît!“ das Verlangte zu präsentieren.

Fatalerweise war unser Pankratius in ein Hotel geraten, das hauptsächlich von französischen Reisenden besucht wurde. Deshalb war auch die Speisekarte noch französischer, als sie in den großstädtischen Hotels ohnehin schon zu sein pflegt. Leider! Ein forschender Blick die ganze Karte herunter offenbarte unsrem Tertianer, daß auch nicht ein Gericht in ehrlicher deutscher Sprache benannt war. Nun war unser Pankratius leider kein guter Franzose — im Vertrauen gesagt, hatte er es auf seiner letzten Censur nur mit genauer Not zum „Genügend“ gebracht; und wenn er auch das Prädikat „Gut“ hätte beanspruchen können, so hätte er doch nie und nimmermehr diese allermodernsten Ausdrücke des Küchenfranzösisch auf dem goldgeränderten Menü übersetzen können. Als fleißiger Tertianer des Königlich Paulinischen Gymnasiums zu Schinkenburg hatte er getreulich die „Histoire de Charlemagne par Capefigue, éditée pour l'usage des écoles par Dr. Ant. Goebel“ übersetzt, Pensum für Pensum, aber in dem ganzen Büchlein stand keine Silbe von Soupe à la Reine, Potage à la jardinière, Veau rôti avec pommes de terre à la maître d'hôtel, Aspic à l'anglaise, Boeuf à la mode, Crême pêle-mêle, Charlotte Russe u. s. w. Da sagt man wohl: „Nicht für die Schule lernen wir, sondern für das Leben.“ Aber Prosit Mahlzeit! Gerade das, was man im Leben braucht, wird so oft in der Schule nicht gelernt und gelehrt. (Natürlich sind dies die Gedanken unsres jungen Tertianers.) Pankratius wußte aus seinem Charlemagne par Capefigue alle auf Krieg, Kriegsführung, Staat und Regierung bezüglichen französischen Vokabeln, — aber das, was man in anständigen Hotels in den Mund steckt und dem Magen zuführt, konnte er nicht in der fremden Sprache benennen. Es war fatal. Wer nun das Menü eines großstädtischen Hotels nur einmal in die Hand genommen hat, der weiß, daß zu oberst die verschiedenen Suppen aufgezählt sind, welche an dem Tage die Küche bietet; dann kommen die verschiedenen Gemüse mit Zulage, die verschiedenen Fische mit verschiedenen Saucen, die verschiedenen Braten und Geflügel, darauf die verschiedenen Kompotts, die Puddings u. s. w. — alles hübsch nach Klassen beisammen, so daß sich jeder Gast, der à la carte speist, sein Diner nach eigenem Geschmack und Behagen zusammenstellen kann. Von dieser freundlichen Einrichtung hatte aber unser harmloser Tertianer Pankratius Töller, so lang er war, keine blasse Ahnung, denn im „Roten Ochsen“ seines Heimatstädtchens wurde niemals nach der Karte gegessen — der Gast mußte einfach nehmen, was der Wirt auf Befragen mündlich herzählte, in ehrlichem Deutsch — und der hergezählten Gerichte waren nicht viele.

Als daher ein schwarzbefrackter Jüngling, eine weiße Serviette wie eine Flagge schwenkend, mit verbindlichem Lächeln unsern kleinstädtischen Tertianer befragte: „Haben Monsieur gewählt?“ — da legte Pankratius, der nicht mal wagte, das unverständliche Küchenfranzösisch auszusprechen, seinen Zeigefinger (an welchen er zur Feier des Tages einen Talmiring mit blutrotem Stein gesteckt hatte) auf die obere Zeile der Speisekarte.

„Eine Soupe à la reine!“ rief der Kellner, hell wie eine Trompete, der Buffetdame zu.

„Soll mich wundern, was das ist,“ dachte Pankratius, „aber eine Suppe wird es auf jeden Fall sein.“

Ja wohl, es war eine Suppe, weiß von Farbe, kräftig nach Huhn schmeckend, mit gerösteten Semmelbröckchen darin. Gar nicht übel. Behaglich löffelte Pankratius den Teller leer. Als er fast fertig war, richtete er sein sinnendes Blauauge auf die Speisekarte

und dachte: „Wenn Numero eins, die Soupe à la reine, eine Suppe war, so wird Numero zwei, Potage à la jardinière, ein Gemüse sein."

Deshalb tippte er mit dem Zeigefinger, als der Kellner fragte: „Und was befehlen Monsieur weiter?" auf die zweite Zeile der Speisekarte.

„Potage à la jardinière!" trompetete der Kellner nach dem Buffet hinüber.

Halb mit Verwunderung, halb mit Aerger sah Pankratius, daß er zum zweitenmal eine Suppe aufgetragen bekam. Der Kellner lächelte verbindlich, als wollte er sagen: „Dem langen jungen Herrn scheinen unsre Suppen zu schmecken — ein Kompliment für Monsieur Coupigny, den Chef de cuisine." Pankratius ergab sich in sein Schicksal und löffelte die Brühe in seinen langen Leib. Diesmal hatte er eine Rindfleischsuppe mit kleinen Möhren, Erbsen, Kohlblättchen, Spargelköpfchen, Blumenkohlspitzen darin. Das Zeug war nicht übel, aber ein Stück Fleisch mit Gemüse wäre dem jungen Herrn lieber gewesen.

„Du solltest einfach dem Kellner in ehrlichem Deutsch sagen, was du wünschest," dachte Pankratius bei sich; als aber der feingeschniegelte Kellner, der aussah wie ein Gesandtschaftsattaché, zum drittenmal vor ihm stand und nur das eine Wort „Monsieur?" hervorstieß, da erfaßte eine fatale Verlegenheit den kleinstädtischen Jüngling und er legte den beringten Zeigefinger stumm auf die dritte Zeile der Speisekarte.

Der Kellner riß die Augen auf wie ein Nußknacker und starrte den jungen Riesen einen Augenblick mit stillem Grauen an. Dann schwang er seine Serviette nach der Buffetdame hinüber und rief: „Bouillon blanc aux poulets!"

Eine halbe Minute später stand eine dritte Suppe, weiß, mit winzigen Stückchen Hühnerfleisch, vor Pankratius Töller.

Die Kellner flüsterten zusammen, kicherten, zuckten die Achseln und schielten nach dem Tischlein hinüber, wo Pankratius seine dritte Suppe auslöffelte. Er fühlte, wie er vor Verlegenheit rot und heiß im Gesichte wurde. Er haftete seine Augen beharrlich auf die Fettaugen der dritten Suppe, aber als er einmal aufzublicken wagte, da bemerkte er, daß er auch Gegenstand der Aufmerksamkeit für die übrigen Gäste geworden war. Verschiedene Brillengläser, Kneifer, Lorgnetten und unbewaffnete Augen sah er „wirklich unverschämt" auf sich gerichtet und einmal meinte er sogar zu hören, wie sich zwei deutsche Gäste etwas von einem „hartnäckigen Suppenesser" zuflüsterten, während eine gelbe französische Dame mit schwarzer Pudelhundfrisur sich ziemlich laut mit ihren Kinderchen von Jean Potage unterhielt.

Eine wilde Verzweiflung erfaßte unsern armen Tertianer, das heißt, nur innerlich; äußerlich beherrschte er sich vollkommen. Wie gern hätte er in seiner ehrlichen Muttersprache in den Saal hineingerufen: „Kellner, Fleisch und Gemüse will ich haben! Sauerkraut mit Wurst, Rinderbraten mit Salat! Kalbskopf mit Rosinentunke!" Aber damit hätte er ja öffentlich bekannt, daß ihm die französischen Ausdrücke der Speisekarte nicht geläufig seien, und als ein Rusticus will doch keiner gern erscheinen. Hatte er so lange den großen Herrn, den weltgewandten Reisenden gespielt, so mußte er ihn auch weiter spielen. Es war fatal. Langsam löffelte er seine Bouillon blanc aux poulets und überlegte. Halt, so konnte er's machen! Er wollte achtgeben, was einer der benachbarten Gäste sich forderte, mündlich forderte, nicht durch Zeichensprache; erhielt dieser dann auf das Küchenfranzösisch hin einen Braten, einen Fisch, so wollte er sich desselben Ausdruckes bedienen. Ja, so ging's, ohne daß er sich blamierte.

Er ließ seine Augen durch den Saal schweifen. Da saßen die Gäste bei Fisch, Braten, Bratkartoffeln und andern festen Speisen und ließen sich's wohlschmecken. Namentlich sein nächster Nachbar hatte ein herrliches Stück Braten auf dem Teller mit goldbraun gerösteten Kartoffeln. Das Wasser lief Pankratius um die Zähne. Der Nachbar haute tüchtig ein; man sah, daß es ihm schmeckte und daß das Gericht vorzüglich war. Im Handumdrehen hatte jener Mann seinen Teller geleert, dann lehnte er sich zurück, stemmte beide Hände gegen die Tischkante und rief: „Kellner, da capo!" Mit der Geschwindigkeit eines Schnellzuges trug ihm der Kellner eine zweite Portion Braten mit Bratkartoffeln auf.

Pankratius hätte innerlich aufjauchzen mögen. Nun wußte er, durch welches Wort er zu Schmorbraten und Bratkartoffeln gelangen konnte. Eilfertig löffelte er den Rest seiner weißen Bouillon herunter und ließ das letzte Bröckchen Hühnerfleisch hinter dem „Zaun seiner Zähne", wie Vater Homer sagt, verschwinden.

Der Kellner schoß heran. „Monsieur?" stieß er erwartungsvoll heraus.

Im ganzen Saale wurde es plötzlich still. Aller Blicke richteten sich auf den unglücklichen Pankratius, gespannt, was er jetzo fordern würde. Wenn's wieder eine Suppe war, dann, na ja, dann war's mit dem seltsamen Gaste im Oberstübchen nicht richtig.

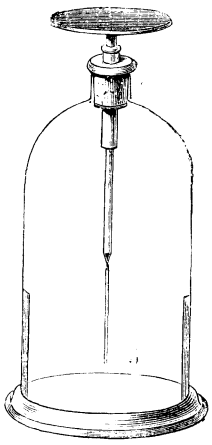
Pankratius Töller, Tertianer und Amateurphotograph, schob den geleerten Suppenteller zurück, drückte seinen Rückgrat an die Stuhllehne, hob das Haupt und sagte: „Kellner, da capo!"

„Noch einmal weiße Suppe mit Huhn!" schrie der Kellner mit Stentorstimme nach dem Buffet hinüber. Da brachen sämtliche Gäste in ein schallendes Gelächter aus und wanden sich auf ihren Stühlen vor Heiterkeit.

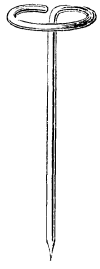
Im nächsten Augenblick hatte Pankratius Töller, Tertianer und Amateurphotograph, seine vierte Suppe vor sich stehen. Er verspürte aber nicht die geringste Lust, dieselbe zu löffeln. Rot im Gesichte vor Wut und Scham, zerknüllte er seine Serviette, schleuderte sie auf den Tisch, entnahm seinem Geldbeutel einen Thaler und warf diesen auf die Marmorplatte, daß es klirrte. Dann steuerte er mit seinen langen Beinen im Sturmschritt der Thüre zu, ohne die lachenden Gäste auch nur eines Blickes, geschweige eines Grußes zu würdigen. Wie eine Bombe schoß er durch die offene Hausthüre auf die Straße. Als er etwa zehn Schritte gegangen war, drehte er sich

um und erhob die geballte Faust gegen das Hôtel de la ville de Paris, wo er viermal Suppe bekommen hatte.

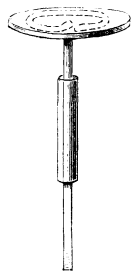
Dann schoß er weiter, unaufhaltsam, durch lange Straßen und über weite Plätze, bis er endlich dort, „wo die letzten Häuser grüßen", ein schlichtes Wirtshaus sah, wo verschiedene Fuhrleute anhielten. Ueber der Hausthüre war ein himmelblaues Schild mit blutroten Buchstaben: „Gasthaus zum weißen Hahn, von Bartholomäus Mispelkamp." Dahinein schoß Pankratius und setzte sich an den sauber gedeckten Tisch. „Was gefällig?" fragte der dicke gemütliche Wirt. „Keine Suppe — vor allem keine Suppe — aber Rindfleisch mit Gurken, Braten mit Gemüse!" antwortete Pankratius auf Deutsch. Und der lange Tertianer erhielt, was er gewünscht, und alles war äußerst gut, schmackhaft und reichlich. Das war ein Pflaster auf die Wunde, ein echtes — Magenpflaster, das versöhnend und erheiternd wirkte.



Figur 1.

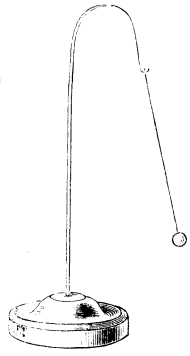


Figur 2.



Figur 3.

Figur 4.



Figur 5.

Fig. 1: Goldblattelektroskop. Fig. 2: Aufhängevorrichtung für die Goldblättchen. Fig. 3: Dasselbe mit aufgelöteter Scheibe und Isolierung. Fig. 4: Prüfungsscheibe. Fig. 5: Elektrisches Pendel.

Elektrisches Kabinett.

I.

Zu einem elektrischen Kabinett, das Gegenstand mancher Wünsche unsres lieben jungen Leserkreises sein dürfte, gehören außer einer Elektrisiermaschine eine Anzahl Nebenapparate, die gewöhnlich gleich mit der Maschine geliefert werden; dem „G. K." sind aber noch eine Reihe andrer höchst einfacher Apparate bekannt, die zu Kurzweil und Anregung dienen können, und obendrein den Vorzug besitzen, daß man sich dieselben leicht selbst anfertigen kann. Es sind dazu meist nur das billig zu beschaffende Rohmaterial notwendig und — das ist die Hauptsache — etwas geschickte Finger, ein geweckter Kopf und geduldiger Sinn. Die Kameraden haben schon früher einmal kennen gelernt (5. Jahrg., S. 643), daß sie sich ein Goldblattelektroskop selbst herstellen können. Damals hatten wir empfohlen, als Glasgefäß eine Schusterkugel zu nehmen; ein solches Elektroskop vermag jedoch nur sehr schwache Ladungen aufzunehmen, da bei stärkeren die Goldblättchen sich losreißen. Sollen stärkere Spannungen geprüft werden, so hätten wir dafür Sorge zu tragen, daß die Goldblättchen jederzeit sich selbst entladen können, ohne zu zerreißen. Diesen Zweck erfüllt das in Fig. 1 dargestellte Elektroskop. Um das nötige Glasgefäß zu erhalten, müssen wir entweder von einer kleinen Flasche (aus weißem Glase) den Boden absprengen oder uns einen geeigneten Lampencylinder verschaffen; letztere kommen (für die neuerdings sich mehr und mehr einbürgernden mächtigen Rundbrennerlampen) in besonderer Weite vor und sind in größeren Lampengeschäften billig zu haben. Wir lassen uns einen solchen von etwa 16 cm Höhe und 6 cm Durchmesser geben. Aus dem Deckel einer Zigarrenkiste schneiden wir mit der Laubsäge ferner zwei kreisförmige Holzscheiben, deren eine genau in das Glas paßt, während die andre einen um 1 cm größeren Radius hat. Nun leimen wir sie konzentrisch aufeinander und erhalten so das Fußgestell des Apparates. Den oberen (kleineren) Kreis bekleben wir mit Stanniol.

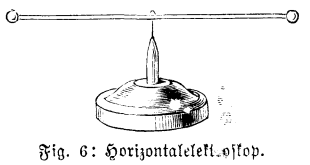


Fig. 6: Horizontalelektroskop.

Auf die Glaswand leimen wir dann innen an zwei sich gegenüberstehenden Stellen je einen Stanniolstreifen von etwa 1½ cm Breite, von unten herauf bis zur halben Höhe des Glases. Diese Streifen stehen nachher in Berührung mit dem Metallbelage des Bodens und dienen dazu, eine etwa zu starke Ladung der Goldblättchen auszugleichen. Alsdann benötigen wir einen ungefähr 13 cm langen, nicht zu dünnen Messingstab. Wir glühen das eine Ende desselben in einer Gasflamme und biegen es so, wie in Fig. 2 gezeigt ist; das andre schlagen wir mit dem Hammer breit. Auf das erstere hätten wir nun eine sorgfältig abgerundete Messingscheibe zu löten (Fig. 3) und dann die Mitte des Stabes mit einer isolierenden Schellackumkleidung zu versehen. Zu diesem Zweck erwärmen wir die betreffende Stelle etwas in der Gasflamme, beträufeln sie mit Schellack und rollen den umkleideten Stab, solange der Schellack noch warm ist, zwischen den Händen, bis die Schellackschicht in der durch Fig. 3 angedeuteten Stärke eine gleichmäßig cylindrische Gestalt angenommen hat. Wir durchbohren nun einen in die obere Oeffnung des Glases passenden Kork derartig, daß der mit Schellack überzogene Messingstab durch ihn hindurchgesteckt werden kann. Nachdem dies geschehen ist, kommt die schwierigste Arbeit: die Anbringung der Goldblättchen an dem unteren plattgeschlagenen Ende des Messingstabes. Die Goldblättchen beziehen wir von einem Goldschläger, am besten gleich

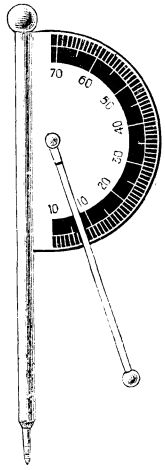


Fig. 7: Henleys Quadrantenelektrometer.

in den richtigen Dimensionen geschnitten, nämlich etwa 6 cm lang und 1¼ cm breit. Wir bestellen aber ausdrücklich echtes Blattgold, da das unechte zu wenig biegsam und beweglich, daher nicht brauchbar ist. Die äußerst dünnen Goldstreifen werden in der Regel zwischen die Blätter eines kleinen Papierheftes gelegt und so verschickt. Beim Empfang zügeln wir unsre Neugierde, damit wir nicht Gefahr laufen, durch einen unvorsichtigen Atemzug die ganze goldene Herrlichkeit davonzublasen. Wir befeuchten nun das untere Ende unsres Messingstabes mit etwas Gummi und drücken mit einer Pinzette auf jeder Seite des platten Stabendes vorsichtig ein Goldblättchen an, während dessen wir möglichst den Atem anhalten und überhaupt jede Luftbewegung zu vermeiden suchen, damit die sehr leicht beweglichen Goldstreifen während ihrer Befestigung ruhig herabhängen. Nun heben wir das Ganze über die Glasflasche, senken den Stab mit den Goldblättchen hinein und befestigen den Kork am oberen Ende so, daß sich die Goldblättchen genau in der Mitte zwischen den Stanniolstreifen und parallel zu ihnen befinden. Schließlich kitten wir das Glas mit seinem unteren Rand auf dem Fußbrette fest. Da sich durch das Kitten und Leimen leicht nachträglich feuchte Luft im Innern bildet, so thun wir gut, den Kork von Anfang an mit einer zweiten Durchbohrung zu versehen. Ist dann alles gut getrocknet, so führen wir durch diese eine Glasröhre ins Innere und saugen mit deren Hilfe die feuchte Luft heraus. Die Oeffnung verschließen wir endlich mit Siegellack. Ueberhaupt ist es rätlich, noch den Kork und die Unterseite des Bodens mit etwas rotem Siegellack, den wir in Spiritus aufgelöst haben, zu überpinseln.

Ein bei weitem leichter herzustellender Apparat ist das oft gebraucht werdende elektrische Prüfungsscheibchen. Es findet besonders Anwendung, wenn wir ein geringeres Quantum Elektrizität von einem stark elektrischen Körper zu entnehmen wünschen, um es am Elektroskope zu prüfen. Es besteht, wie Fig. 4 zeigt, aus einer Messingscheibe, deren Rand so abzurunden ist, daß keine Ecken und Kanten mehr vorhanden sind, sowie aus einem Glasgriff. Als letzterer dient uns einfach eine gewöhnliche Glasröhre, in die wir den Messingstiel der Scheibe einkitten.

Fig. 5 stellt ein elektrisches Pendel dar. Wir fertigen dasselbe folgendermaßen. Wir ziehen eine Röhre aus leicht schmelzbarem Glase (20 cm lang, ½ cm dick) in der Gasflamme zu einer Spitze aus und geben ihr gleichzeitig die aus der Abbildung ersichtliche gebogene Gestalt nebst einem Haken an der Spitze. Das dickere Ende kitten wir in der Mitte eines Holzfußes fest und bepinseln den letzteren allseitig mit Firnis oder dem in Spiritus aufgelösten Siegellack. Darauf werden wir einen Coconfaden (aus roher Seide) in eine Nähnadel einfädeln und diesen durch ein Kügelchen aus Holundermark stechen, danach den Faden nachziehen und verknoten; das andre Ende des Fadens binden wir sorgfältig an den Glashaken. Das Holundermark (von Sambucus nigra) beziehen wir aus einem Geschäft für Uhrmacherwerkzeuge. — Ziemlich den gleichen Zweck, nämlich die Stärke der elektrischen Anziehung oder Abstoßung zu erkennen, erfüllt das Horizontalelektroskop (Fig. 6). Wir bedürfen zunächst wieder eines gefirnißten Fußbrettes von ungefähr 6 cm Durchmesser, in dessen Mitte die gläserne Rotationsachse eingekittet wird. Als solche kann ein in eine Spitze ausgezogenes Glasrohr dienen, in dessen spitzes Ende, solange das Glas noch weich ist, der spitze Teil einer abgebrochenen Nadel in glühendem Zustande einzusenken ist, die Spitze genau nach oben. Nun suchen wir uns einen unverletzten, fehlerfreien Weizenstrohhalm von 25 cm Länge und leimen seine Enden in zwei Holundermarkkugeln. Dann feilen wir einen dicken Messingdraht an einem Ende ziemlich spitz, in die Spitze bohren wir ein nicht zu tiefes Loch (3 mm) und schneiden dann die Spitze etwa 5 mm lang ab. Das so abgeschnittene Ende kitten wir in eine Oeffnung, die wir mit einem glühenden Stecknadel quer durch den Strohhalm in dessen Mitte gebrannt haben. Setzen wir nun den Strohhalm in der Weise auf die Achse, daß das Messingfutter auf der Nadelspitze sitzt, so ist der Apparat fertig.

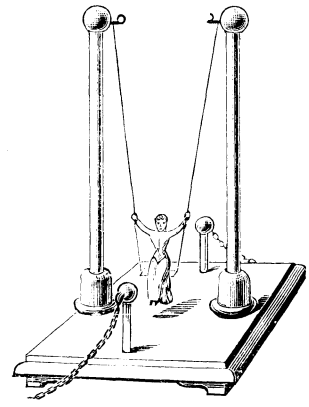


Fig. 8: Elektrische Schaukel.

Fig. 8 und 9 zeigen uns zwei elektrische Schaukeln. An jeder von beiden, die auf glattgehobelten Holzbrettern aufgebaut sind, bemerken wir zwei mit Haken versehene Messingkugeln, die auf kurzen Glasstäben aufsitzen. An jeden dieser beiden Haken hängen wir eine Messingkette, deren eine zum Konduktor der Elektrisiermaschine geführt wird, während wir die andre zur Erde herabhangen lassen. Die Schaukel wird dann von der ersten Kugel anfangs etwas angezogen, dann abgestoßen und nach der andern Kugel hingetrieben, an die sie die erhaltene Elektrizität abgibt und dann beginnt das Spiel von neuem. Die Schaukel in Fig. 8 wird von zwei Ständern getragen, die im Wesentlichen aus Glasröhren bestehen. Oben sind Messingkugeln mit nach innen gehenden Haken (zum Aufhängen der Schaukel) aufgesetzt. Unten stecken die Glas-

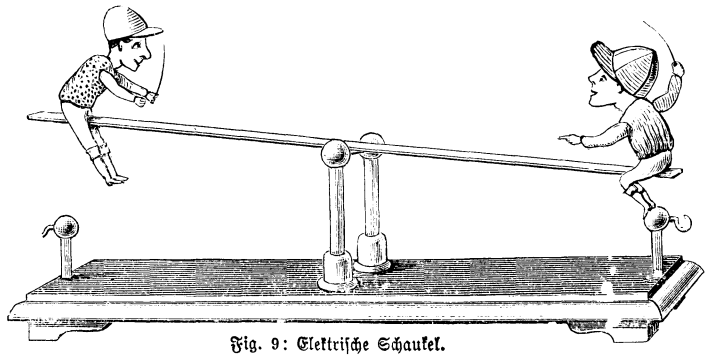
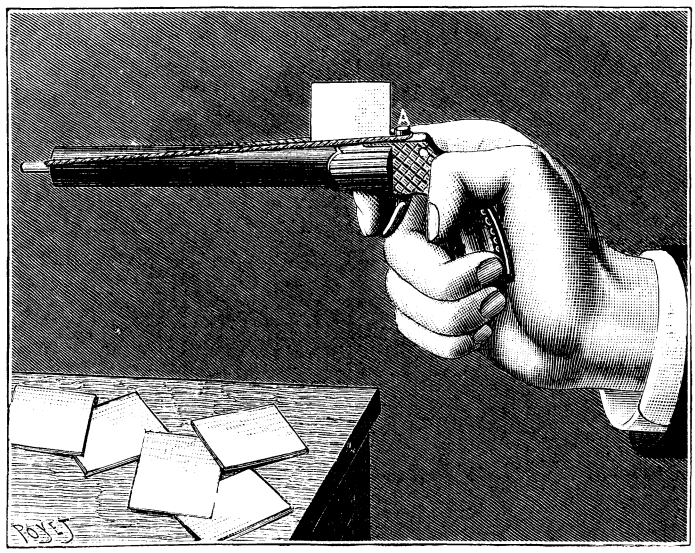


Fig. 9: Elektrische Schaukel.

röhren, deren Länge gegen 18 cm betragen mag, in Holzsockeln, die in das Fußbrett eingezapft sind. Das etwa 4 cm hohe Püppchen, sowie das Sitzbrett der Schaukel schneiden wir aus Holundermark aus; das Püppchen mag je nach Geschmack noch bemalt werden.

Die Kartenpistole.

hat ihren Namen vom Geschosse — kleinen Kartonstücken —, mit denen sie besteckt wird. Griff und Lauf sind von Holz, letzterer hat oben eine seichte Rinne und vorn eine Bohrung, in welche ein Pflöckchen gesteckt wird, um die beiden Enden einer starken Gummischnur festzuhalten. In A befindet sich ebenfalls ein Pflöckchen, das mit dem unteren Drücker in Verbindung steht und beim Rückziehen desselben in den Schaft sinkt, wodurch die über das Pflöckchen gespannte Gummischnur frei wird und das in die Laufrinne gestellte Kartonblättchen mit großer Kraft vorwärts schnellt. Dasselbe fliegt unter Kreiselbewegungen entlang der Richtung, die ihm durch den Pistolenlauf gegeben wurde.



Die Kartenpistole.

Bei genauer Besichtigung des Bildes dürfte geschickten Händen die Anfertigung dieses Spielzeuges unschwer gelingen, und die Beschaffung des Materials auch die Sparkasse nicht zu sehr in Anspruch nehmen.

Auf Leben und Tod.

Bei den alten Etruskern fußte die Sitte des Totenopfers in religiösen Anschauungen, die aber im Aufgehen des römischen Weltreiches mehr und mehr schwanden, so daß schließlich nur noch der grauenvolle Mordreiz verblieb. Als dann die Christuslehre ihren Siegeszug antrat, verboten die Anhänger dieser neuen Religion den Ihren den Besuch der bluttriefenden Arena, aber sie wurden verfolgt und geächtet und bald zählten sie selbst zu den Opfern, die neben den berufsmäßigen Gladiatoren mit ihresgleichen oder mit wilden Bestien um ihr Leben kämpfen mußten. Unser Bild zeigt uns solch ein entsetzliches Schauspiel. Schon haben mehrere der Aermsten ihr Leben ausgehaucht, nur einer ist noch übrig geblieben, und sein junges Weib. Glücklich ist es ihm gelungen, einen Löwen niederzustrecken, der röchelnd zu seinen Füßen liegt. Da naht sich ihm zähnefletschend eine zweite blutgierige Bestie; hocherhoben steht der Mann da, den Mantel um den linken Arm gewickelt, und nur ein spitzes Eisen ist seine Waffe. Jeder Muskel ist gespannt, den Angriff des wilden Tieres mit einem vernichtenden Stoße zu parieren. Lauernd auf den geeigneten Moment, den entscheidenden Sprung auszuführen, schleicht die grimmige Katze immer näher, und diesem Augenblick der höchsten Spannung folgen gleichmütig die grausamen und entmenschten Zuschauer oben in den prächtig geschmückten Logen, sein Weib aber ist in die Kniee gesunken und fleht mit gerungenen Händen zu Gott um Beistand in dieser schrecklichen, verhängnisvollen Entscheidung. Welch ein Unterschied ist doch in diesem römischen Treiben gegenüber dem edleren und gebildeteren Volke der Griechen, die mit ihren unblutigen, körperstählenden olympischen Kampfspielen die Schaulust der Menge zu befriedigen und zu begeistern wußten.

Was ein gutes Werk vermag.

Ein sehr wohlhabender Berliner reichte täglich einem alten Bettler ein Almosen und gab ihm auch noch zu essen. Jahrelang stellte sich der Alte mittags pünktlich ein, aber plötzlich blieb er aus, nicht nur einen Tag, sondern wochenlang. Der Berliner schüttelte den Kopf, und noch mehr, als er bei Strafandrohung eine Ladung vor Gericht erhielt. Dort nahm er die Eröffnung entgegen, daß ihm sein Bettler 31,000 Mark, sein ganzes Vermögen, aus Dankbarkeit vermacht habe.

Zweisilbige Scharade.

Das Erste ist der Frühlingswind;
Nie soll dein Herz es sein, mein Kind.
Das Zweite wälzt durchs Zarenland
Sich rauschend fort zum Meeresstrand.
Das ganze Wort — nun rat einmal! —
Ist ein berühmter General.

Rätseldistichon für Lateiner.

Est nigrius corvo; si mutatur caput, ecce!
Cygno candidius aëra pervolitat.

Wechselrätsel.

Vor Zeiten war das Wort mit i
Im Heer der Römer in Gebrauch;
Mit ihm versehn beschossen sie
Die Gegner ohne Knall und Rauch.
Wird aber i mit a vertauscht,
So trägt das Wort, bald leicht, bald schwer,
Das Schiff, das stolz die Flut durchrauscht,
In seinem Bauch von Meer zu Meer.

Anagramm.

Es schrieb zu Athen in der ältesten Zeit
Gesetze von kurzem Bestand;
Verschiebt man die Zeichen, so hört man's noch heut
Als Namen in unserem Land.

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 2.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Die beschriebene Oberpartie ruhte auf einem Körper, die bis auf die Kniee herab völlig unsichtbar blieb und in einem alten, bockledernen Jagdrocke stak, welcher augenscheinlich für eine bedeutend längere Person angefertigt worden war, aus Fleck auf Fleck und Flick auf Flick bestand und dem kleinen Männchen das Aussehen eines Kindes gab, welches sich zum Vergnügen einmal in den Schlafrock des Großvaters gesteckt hat. Aus dieser mehr als zulänglichen Umhüllung guckten zwei dürre, sichelkrumme Beinchen hervor, die in ausgefransten Leggins steckten, welche so hochbetagt waren, daß sie das Männchen schon vor Jahrzehnten ausgewachsen haben mußte, und die dabei einen umfassenden Blick auf ein Paar Indianerstiefel gestatteten, in welchen zur Not der Besitzer in voller Person hätte Platz finden können. Die Füße hatten jene außerordentliche Dimension, von welcher man in Deutschland zu sagen pflegt: „Mit fünf Schritten über die Rheinbrücke hinüber." In der Hand trug dieser Mann eine Flinte, die das Aussehen eines alten Prügels hatte, der im Walde abgeschnitten worden war. Die Waffen, welche wahrscheinlich in seinem Gürtel steckten, konnte man nicht sehen, weil der Jagdrock sie verdeckte.

> Die Pflicht erfüllen, heißt die Pflanze pflegen,
> Die du im Garten aufziehst, froh und bang,
> Erfüllte Pflicht, sie ist der Erntesegen,
> Der dir als Schatz verbleibt dein Leben lang.
>
> Georg Ebers.

Und sein Pferd? Es war kein Pferd, sondern ein Maultier, aber augenscheinlich ein so altes, daß die Eltern desselben kurz nach der Sündflut gelebt haben mußten. Die langen Ohren, mit denen es wie mit Windmühlenflügeln spielte, waren kahl; eine Mähne gab es wohl schon längst nicht mehr; der Schwanz bestand aus einem nackten Stummel, an wel-

. . . Buttler war aufgestanden, kam herbei und sagte ohne zu grüßen in höhnischem Tone: „Wie prächtig ihr euch ausnehmt, Leute! Ihr scheint höchst sonderbare, höchst lächerliche Drillinge zu sein . . ."

chem sich zehn oder zwölf Härchen langweilten, und dazu war das Tier wirklich zum Erschrecken dürr. Aber seine Augen waren hell wie bei einem jungen Füllen und von einer Lebhaftigkeit, einem Ausdrucke, welche wenigstens dem Kenner Respekt einzuflößen vermochten.

Derjenige, der ihm nach dem Tische folgte, war nicht weniger ein Original. Unendlich lang und entsetzlich fleischlos und ausgetrocknet, hing seine knochige Gestalt weit vornüber, so daß es schien, als gebe es für seine Augen keine andre Perspektive als diejenige auf seine beiden Füße, welche an zwei Beine gewachsen waren, deren Längsausdehnung einem angst und bange machen konnte. Ueber seine festen, kernigen Jagdschuhe hatte er ein Paar lederne Gamaschen geschnallt, welche noch ein gutes Stück des Oberschenkels bedeckten; der Leib steckte in einem eng anliegenden Kamisole, das mittelst eines breiten Gürtels, in und an welchem neben Messer und Revolver die verschiedensten kleinen Notwendigkeiten staken und hingen, zusammengehalten wurde; um die breiten, eckigen Schultern zog sich eine wollene Decke, deren Fäden die ausgedehnteste Erlaubnis hatten, nach allen Himmelsgegenden auseinander zu laufen, und auf dem kurzgeschorenen Kopfe saß ein Ding, nicht Tuch, nicht Mütze und auch nicht Hut, dessen Definition geradezu eine Sache der reinsten Unmöglichkeit war. Auf seiner Schulter hing eine alte, lange Rifle, die von weitem aus einem an einen Stock befestigten Wasserschlauch zu bestehen schien.

Der dritte und letzte war ebensolang und dürr, wie dieser zweite, hatte ein großes, dunkles Tuch turbanartig um den Kopf gewunden und trug eine rote Husarenjacke, welche sich auf irgend eine unbegreifliche Weise nach dem fernen Westen verirrt hatte, lange Leinenhose und darüber Wasserstiefel, an welche zwei riesige Sporen geschnallt waren. In seinem Gürtel steckten zwei Revolver und ein Messer vom besten Kingfieldstahl; sein Gewehr war eine jener doppelläufigen Kentuckybüchsen, welche in der Hand ihres Besitzers nie einen Schuß versagen und nie das Ziel verfehlen. Wollte man in der Physiognomie dieses Mannes nach irgend einer Eigentümlichkeit suchen, so fiel der sehr breite Mund auf, den er hatte. Die beiden Mundwinkel schienen eine ganz bedeutende Zuneigung für die Ohrläppchen zu besitzen und näherten sich denselben auf die zutraulichste Weise. Dabei besaß das Gesicht den Ausdruck der ehrlichsten Treuherzigkeit; der Besitzer desselben war jedenfalls ein Mann, in dem kein Falsch gefunden werden konnte.

Diese beiden letzteren waren mit Pferden beritten, die wohl schon viele Strapazen hinter sich hatten, aber noch weit mehr aushalten konnten.

Als die drei sich niedergesetzt hatten und der Wirt zu ihnen trat und nach ihren Wünschen fragte, erkundigte sich der Kleine: „Was gibt's bei Euch zu trinken?"

„Brandy, Sir," antwortete der Irländer.

„Gebt drei Gläser, wenn Ihr sonst weiter nichts habt!"

„Was soll es sonst hier geben? Oder wollt ihr vielleicht Champagner trinken? Ihr seht nicht so aus, als ob ihr ihn bezahlen könntet."

„Leider, leider, ja," nickte das Männchen mit bescheidenem Lächeln, „Ihr im Gegenteile seht mir ganz danach aus, als ob Ihr so einige hunderttausend Flaschen hier liegen hättet, wie mir scheint."

Der Wirt entfernte sich, brachte das Verlangte und setzte sich dann wieder zu den zwölfen hin. Der Kleine setzte das Glas an die Lippen, kostete den Brandy, spuckte ihn aus und schüttete den Inhalt seines Glases auf die Erde. Seine beiden Gefährten thaten dasselbe, und der mit der Husarenjacke zog seinen Mund noch breiter, als er so schon war, und meinte: „Pfui, Kuckuck! Ich glaube gar, dieser irische Spitzbube will uns mit seinem Brandy ermorden! Meinst du nicht auch, Sam Hawkens?"

„Yes," antwortete der Kleine. „Wird ihm aber nicht gelingen. Wir drei vertragen schon noch so ein Gift, zumal wir es nicht trinken. Aber wie kommst du dazu, ihn einen irischen Spitzbuben zu nennen?"

„Wie ich dazu komme? Well! Wer den nicht sofort beim ersten Blicke für einen Irländer hält, der ist ein Dummkopf, wie er im Buche steht."

„Sehr richtig! Aber daß du es ihm sofort angesehen hast, das wundert mich grad darum außerordentlich, hihihihi!"

Dieses „Hihihihi" war ein ganz eigenartiges, man möchte sagen, nach innen gerichtetes Lachen, bei welchem seine Aeuglein lustig funkelten. Man hörte, daß es ein Gewohnheitslachen war.

„Willst du damit etwa sagen," fragte der andre, „daß ich sonst ein Dummkopf bin?"

„Sonst? Warum bloß sonst? Nein, immer, immer bist du einer, Will Parker! Ich habe dir nun schon fünfzehn Jahre lang gesagt, daß du ein Greenhorn*) bist, ein Greenhorn, wie mir noch keines vorgekommen ist. Wirst du mir es nun endlich einmal glauben?"

„Nein," erklärte der andre, ohne sich durch dieses beleidigende Wort nur im geringsten aus der Fassung bringen zu lassen. „Nach fünfzehn Jahren ist man kein Greenhorn mehr."

„Durchschnittlich, ja; aber wer selbst in diesen fünfzehn Jahren nichts gelernt hat, der ist noch immer eins und wird's auch immer bleiben, wenn ich mich nicht irre. Und eben daß du dies nicht einsiehst, das ist der sicherste Beweis, daß du noch jetzt ein Greenhorn bist. Was hältst du von den zwölf Gentlemen dort, die uns so neugierig beliebäugeln?"

„Viel Gutes nicht. Siehst du, wie sie lachen? Das gilt dir, alter Sam."

„Mir? Wieso?"

„Weil es keinen Menschen gibt, der dich ansehen kann, ohne über dich zu lachen."

„Freut mich, Will Parker, freut mich ungemein. Das gehört nämlich auch zu den vielen Vorzügen, welche ich vor dir besitze. Wer ein Auge auf dich wirft, möchte weinen, bitterlich weinen; bist eben ein trauriger Kerl, ein ganz trauriger, hihihihi!"

Sam Hawkens und Will Parker schienen in dem Ver-

*) Neuling.

hältnisse einer immerwährenden lustigen Fehde zu einander zu stehen. Keiner nahm dem andern etwas übel. Der dritte hatte bis jetzt geschwiegen; nun zog er behaglich seine herabgerutschten Gamaschen in die Höhe, streckte die langen Beine weit von sich und sagte, indem ein derb ironisches Lächeln sich über sein hageres Gesicht ausbreitete: „Wissen nicht, was sie aus uns machen sollen, diese Gentlemen. Stecken die Köpfe zusammen und werden doch nicht klug über uns. Feine Gesellschaft das; nicht, Sam Hawkens?"

„Ja," nickte der Gefragte. „Laß sie sich die Köpfe zerbrechen, Dick Stone! Desto besser wissen wir, was wir von ihnen zu halten haben; Spitzbuben, was, alter Dick?"

„Yes. Ahnt mir sehr, daß wir ein Wörtchen mit ihnen werden sprechen müssen."

„Mir auch. Und nicht nur ahnen! Halte es sogar für sicher, daß wir ihnen unsre Fäuste auf die Nasen setzen werden. Es sind grad genau die zwölf, auf deren Spur wir trafen."

„Und die dann dem Wagenzuge folgten, um denselben erst heimlich zu beobachten."

„Dann ritt der eine hin und fragte die Leute aus. Kommt mir verdächtig vor, sehr verdächtig! Sag 'mal, Will, hast du vielleicht einmal von den Finders gehört?"

„Gehört?" antwortete Parker. „Dir ist wohl dein Gedächtnis abhanden gekommen, altes Coon?*) Hast ja selbst wiederholt von ihnen gesprochen!"

„Well, weiß das ganz genau. Fragte nur, um zu erfahren, ob du als Greenhorn endlich einmal gelernt hast, aufzupassen, wenn erfahrene Leute mit dir reden. Du weißt also noch, wie viel Finders es geben soll?"

„Zwölf."

„Und wieviel Personen siehst du hier sitzen, geliebter Will?"

„Dreizehn," lachte Parker vergnügt.

„Zieh den Wirt ab, Dummkopf!"

„Wie hätte ich das zu machen? Wird er es ruhig hinnehmen, daß ich ihn abziehe?"

„Bist und bleibst ein Greenhorn durch und durch! Hätte gar nichts dagegen, wenn du selbst abzögest! Hast noch nicht 'mal gelernt, einen Irländer abzuziehen; darum will ich deinem schwachen Verstande zu Hilfe kommen und dir sagen, daß ohne ihn zwölf Personen dort sitzen. Begreifst du das, süßer Parker?"

„Yes, lieber Sam. Kenne dich genau und wußte also, daß du ihn selbst gern abziehen möchtest. Darum habe ich mich verstellt und so gethan, als ob ich im Subtrahieren grad so wenig leistete wie du. Also zwölf sind's; du hast diesesmal gar nicht übel gerechnet, mein Sohn. Hoffentlich gibst du dir fernerhin die gleiche Mühe wie jetzt. Zwölf, hm! Das ist freilich auffällig!"

„Auffällig? Findest du das wirklich? Da hat das Greenhorn doch endlich 'mal eine Spur von Nachdenken verraten! Nun sag aber auch, wieso denn auffällig?"

„Sie sind zwölf, und die Finders sollen auch zwölf sein," antwortete Parker mit unerschütterlicher Ruhe.

„Folglich —? Fahre weiter!"

„Folglich ist anzunehmen, daß sie vielleicht die Finders sind."

„So ist es, geehrter Will. Hab sie sehr im Verdachte, sie seien es. Der Anführer soll Buttler heißen. Werden erfahren, ob ein Esquire dieses Namens bei ihnen ist."

„Werden es dir gleich sagen!"

„Keine Sorge! Sind neugierig auf uns, diese Gentlemen. Sehe ihnen an den Nasenspitzen an, daß bald einer von ihnen kommen wird, um uns zu interviewen. Gebt ihnen nur keine Auskunft. Bin neugierig, wie sie es anstellen werden."

„Höflich jedenfalls nicht," meinte Dick Stone. „Werden sie nicht allzu fein ablaufen lassen."

„Warum?" fragte Sam Hawkens. „Meinst wohl, daß wir grob werden sollen?"

„Sogar sehr?"

„Fällt mir nicht ein! Wir drei werden zusammen ‚the leaf of trefoil'*) genannt; ist ein Ehrenname; dürfen ihm keine Schande machen; sind bekannt als drei zusammengehörige Gentlemen, welche dadurch berühmt sind, daß sie durch List und Höflichkeit mehr zu erreichen pflegen als durch Grobheit und Gewalt. So soll es auch hier sein, so und nicht anders."

„Well; aber dann werden diese Burschen glauben, daß wir uns vor ihnen fürchten!"

„Mögen sie, mögen sie immerhin, alter Dick. Wenn sie es thäten, würden sie sehr bald einsehen, daß sie sich geirrt haben, und zwar sehr, hihihihi! Das Kleeblatt, und sich fürchten! Kann darauf schwören, daß wir mit ihnen zusammengeraten. Wollen den Wagenzug überfallen, was wir nicht dulden werden. Mögen also erst immer denken, daß wir Angst haben; werden dann schon bald erkennen, daß sie sich geirrt haben."

„Willst du mit ihnen kämpfen?"

„Nein."

„Aber doch sie unschädlich machen, wenn sie die Finders sind?"

„Ja."

„Wird kaum ohne Kampf abgehen!"

„Meinst du? Pshaw! Dieses alte Coon" — dabei deutete er mit Behagen auf sich selbst — „hat zuweilen Gedanken, welche besser sind als Messerstiche und Flintenschüsse. Mache gern einen Spaß, und ist dabei ein Vorteil über die Gegner zu erringen, so ist es um so besser. Mag nicht gern Blut vergießen; man kann seiner Feinde Herr werden, auch ohne sie umzubringen und auszulöschen**). Habe da meine Vorbilder."

„Weiß genau, wer diese Vorbilder sind."

„Du weißt es wirklich? Nun, wer?"

„Old Shatterhand, Old Firehand und Winnetou, der berühmte Häuptling der Apachen. Diese drei vergießen nie einen Tropfen Blutes, außer wenn es unumgänglich notwendig ist."

*) Abkürzung von Racoon = Waschbär.

*) „das Kleeblatt".
**) Trapperausdruck für töten.

„Well, ist richtig, und doch sind sie bekannt und berühmt als die drei größten Helden des Westens. Will es auch so machen, will ihrem Beispiele folgen.“

„Und wohl auch ein Held werden, alter Sam?“ fragte Will Parker in scherzhaft ironischem Tone.

„Schweig, Greenhorn! Sam Hawkens weiß genau, wer er ist und was er leisten kann. Hast du nicht gesehen, daß ich es mit zwei Dutzend Roten aufgenommen habe?“

„Yes.“

„Daß ich viel, vielmal durch List Ziele erreichte, an denen fünfzig und noch mehr verwegene Westmänner gescheitert wären und ihr Leben gelassen hätten?“

„Yes. Was wahr ist, darf man nicht leugnen. Bist ein ganzer Kerl, Sam, ein verteufelt feiner Pfiffikus, und viele, viele haben es teuer bezahlen müssen, daß sie den Fehler begingen, dich für dumm zu halten.“

„Well, werde also wohl auch mit diesen zwölf zu Ende kommen, ohne ihnen geradezu die Köpfe entzweischlagen oder Löcher durch die Leiber schießen zu müssen.“

„Also List?“

„Yes.“

„Welche?“

„Weiß jetzt noch nicht; wird sich aber im betreffenden Augenblick ergeben. Müssen uns zunächst verstellen, uns auslachen lassen, müssen recht unerfahren thun.“

„Wie Greenhörner?“

„Ja, wie Greenhörner, was freilich bei dir, Will Parker, keiner Verstellung bedarf, da du wirklich eins bist. Seht, wie sie über meine Mary, über mein Maultier lachen!“

„Ist aber auch keine Schönheit, Sam!“

„Schönheit? Unsinn! Ein häßliches Vieh ist sie, ein großartig häßliches Vieh; aber ich vertausche sie dennoch nicht gegen tausend edle Rosse. Ist klug, erfahren und verständig wie — wie — wie, na, wie Sam Hawkens, ihr Herr, selber, und hat mir hundertmal das Leben gerettet. Hab sie aber auch nie, nie im Stiche gelassen und würde mein Leben wagen, wenn sie sich in Gefahr befände. Meine Mary ist eben meine Mary, einzig, unübertrefflich und mit keinem andern Viehzeug zu vergleichen, sonst aber eine störrische, heillose, niederträchtige Bestie, welche man am liebsten gleich totschießen sollte.“

„Grad wie deine Liddy,“ warf Dick Stone ein.

„Ja, die Liddy erst,“ nickte Sam Hawkens, wobei seine kleinen Aeuglein funkelten und er mit der Hand liebkosend über sein altes, sonderbares Gewehr strich. „Die Liddy ist mir ebenso lieb wie die Mary; sie hat mir nicht ein einzigesmal versagt, mich nie im Stich gelassen. Wie oft hat Freiheit und Leben von ihr abgehangen, und stets hat sie ihre Schuldigkeit gethan. Freilich hat sie auch ihre Mucken, ihre großen Mucken, und wer sie nicht kennt, dessen Kürbis schwimmt gegen das Wasser*). Ich aber kenne sie, ich habe sie studiert wie der Arzt die Karfunkelbeule; ich weiß genau, welche Vorzüge und welche Schwächen sie besitzt und an welcher Stelle ich sie streicheln und liebkosen muß, um sie bei guter Laune zu erhalten. Ich gebe sie nicht aus der Hand, bis ich sterbe, und wenn ich einmal tot bin, und ihr seid dabei, so thut mir den Gefallen und gebt mir meine Liddy mit unter den Rasen, mit dem ihr mich bedeckt. Kein andrer, der sie nicht kennt und lieb hat, soll sie jemals in die Hände bekommen. Die Mary, die Liddy, Dick Stone und Will Parker, das sind die vier, die mir ans Herz gewachsen sind und außer denen ich nichts mag und nichts besitze auf der ganzen weiten Welt.“

. . . Fritz faßte Posto, setzte ein altes Kuhhorn an die Lippen — auf das bekannte Signal fuhr Hans lebhaften Sprunges aus seinem Palaste heraus . . .

Ein feuchter Schimmer verdrängte das vorher so helle Funkeln seiner Augen, doch strich er mit den beiden Händen schnell über dieselben und sagte in wieder munterem Tone: „Seht, da steht einer von den zwölfen auf, der, welcher mit dem Wirte so heimlich gemunkelt hat. Höchst wahrscheinlich kommt er her, um uns zu äffen. Well, die Komödie kann losgehen; aber verderbt sie mir nicht etwa!“

Man darf sich nicht darüber wundern oder es gar belächeln, daß Sam Hawkens seinem Maultiere und seinem Gewehre solche Kosenamen gegeben hatte und in so zärtlicher Weise von ihnen sprach. Die Westmänner vom alten Schrote und Korne — leider ist diese Sorte bis

*) Trapperausdruck für Unglück haben.

auf wenige, die man zählen kann, jetzt ausgestorben — waren ganz andre Menschen als das Gesindel, welches nach ihnen kam. Unter dem Ausdrucke Gesindel sind hier nicht etwa nur moralisch verkommene Menschen gemeint; dieses Wort hat hier eine andre als die gewöhnliche Bedeutung. Wenn ein Millionär, ein Bankier, ein Offizier, ein Advokat, meinetwegen auch der Präsident der Vereinigten Staaten selbst, nach dem Westen geht, ausgerüstet mit den jetzigen massenmörderischen Waffen, ängstlich behütet und bewacht von einer zahlreichen Begleitung, damit ihm ja keine Mücke in die Hühneraugen beißt, und von einem sicheren Standorte aus das Wild zu hundert Exemplaren niederknallt, ohne dessen Fleisch gegen den Hunger zu gebrauchen, so wird dieser hohe und vornehme Herr von dem wirklichen Westmann eben zum „Rabble", zum Gesindel gerechnet. Der Indianer, der Westmann vom Fache, „machte" nur dann Fleisch, wenn er es brauchte. Er fing das ihm nötige Pferd aus einer Herde wilder Mustangs heraus; er kannte die Zeiten, wenn die Büffel von Süden nach Norden zogen und wenn sie zurückkehrten; er wußte die Gegenden, durch welche sie auf ihren Wanderungen kamen, und machte dort und dann Jagd auf sie, nur um sein Leben zu fristen. Da traf man auf Mustangherden zu fünftausend Stück; da kamen die Bisons gewallt wie ein Meer, zwanzig- und dreißigtausend und noch mehr zählend. Wo sind diese ungeheuren Massen hin? Verschwunden! So weit die Savannen reichen, ist kein einziger Mustang mehr zu sehen. Ausgerottet, vernichtet! Im Nationalparke droben „hegt" oder „schont" man jetzt einige Büffel; hier oder da kann man in irgend einem zoologischen Garten noch einen einzelnen sehen; aber in der Prairie, welche sie früher zu Millionen bevölkerten, sind sie ausgestorben; der Indianer verhungert körperlich und moralisch, und einen wirklichen, echten Westmann sieht man nur noch in Bilderbüchern. Daran ist das schuld, was der Trapper, der Squatter „Gesindel" nennt. Man sage ja nicht, daß der Grund in dem Vorrücken der Zivilisation liege. Die Zivilisation hat nicht die Aufgabe der Ausrottung, der Vernichtung. Wie oft thaten sich, als die Pacificbahnen erstanden, Gesellschaften von hundert und noch mehr „Gentlemen" zusammen, um, mit Gewehren „neuester" Konstruktion bewaffnet, einen Jagdausflug zu unternehmen. Sie dampften nach dem Westen, ließen in der Prairie halten und schossen aus den sicheren Coupés heraus auf die vorüberziehenden Büffelherden; dann fuhren sie weiter, ließen die Tierleichen zum Verfaulen liegen und rühmten sich, Prairiejäger gewesen zu sein und ein „excellent and eximious" Vergnügen gehabt zu haben. Dabei waren auf ein wirklich getötetes Tier zehn und noch mehr angeschossene, verwundete zu rechnen, welche sich mühsam und schmerzvoll weiterschleppten, um dann elend zu verenden. Der Indianer stand von fern, sah mit ohnmächtigem Grimme zu, in welcher Weise man ihm seine Nahrung raubte, ihn zum Hunger trieb und konnte nichts dagegen thun. Beschwerte er sich, so wurde er ausgelacht; wehrte er sich, so wurde er niedergemacht wie die Büffel, welche er für sein Eigentum hielt und deshalb geschont hatte.

. . . Fritz schwang sich mit seiner langen Stange über das Feld wie Held Siegfried, während Hans unter seinen Beinen durchrannte . . .

Ganz anders der wirkliche Westmann, der frühere Jäger. Dieser schoß nicht mehr, als er brauchte. Er holte sich das Fleisch mit Gefahr seines Lebens. Er wagte sich auf seinem Pferde mitten in die Büffelherde hinein. Er kämpfte mit dem Mustang, den er sich fangen und zähmen wollte; er trat selbst dem grauen Bären kühn entgegen; sein Leben war ein unaufhörlicher, aber ritterlicher Kampf mit feindlichen Verhältnissen, feindlichen Tieren und feindlichen — Menschen. Dabei mußte er sich auf sich selbst, auf sein Pferd und auf sein Gewehr verlassen können, wenn er nicht „ausgelöscht" werden wollte. Das Pferd war daher sein Freund, die Büchse seine Freundin. Wie mancher Jäger hat oft und zwar sehr oft sein Leben für sein Pferd gewagt! Und mit welcher Liebe hing er an seinem Gewehre, jenem toten, seelenlosen Gegenstande, dem seine dankbare Phantasie dennoch eine Seele beilegte. Er hungerte und dürstete, um vor allen Dingen sein Pferd fressen und saufen zu lassen, und sah erst auf sein Gewehr, ehe er an sich selber dachte. Er gab beiden Namen wie menschlichen Personen und sprach mit ihnen wie mit Menschen, wenn er einsam, nur mit ihnen allein sich in das Gras der Prairie oder in das Moos des Urwaldes gelagert hatte. Zu dieser Art von Westmännern gehörte Sam Hawkens. Die Rauheit seines wilden Lebens hatte sein Herz nicht verdorben, er war trotz derselben ein gemütvolles aber dabei außerordentlich schlaues Kind geblieben.

Was er erwartet hatte, das geschah: Buttler war aufgestanden, kam herbei, pflanzte sich gebieterisch vor dem Tische, an welchem die drei saßen, auf und sagte, ohne sie zu grüßen, in höhnischem Tone: „Wie prächtig ihr euch ausnehmt, Leute! Ihr scheint höchst sonderbare, höchst lächerliche Drillinge zu sein!"

„Yes," nickte Sam sehr ernsthaft und sehr bescheiden.

Dieses Eingeständnis klang so komisch, daß Buttler laut auflachte und, während seine Gefährten in das Gelächter einstimmten, fortfuhr: „Wer seid ihr denn eigentlich?"

„Ich bin der erste," antwortete Sam.

„Ich der zweite," fügte Dick Stone hinzu.

„Und ich der dritte," stimmte Will Parker ein.

„Der erste, der zweite, der dritte? Was denn?" fragte Buttler, nicht gleich wissend, was sie meinten.

„Na, Drilling natürlich!“ antwortete Sam mit außerordentlicher Treuherzigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hasengeschichte.

An einem sonnigen Herbsttage, als die letzte Getreidefrucht des Jahres, der Hafer, geschnitten wurde, begab sich Fritz, der zwölfjährige Sohn des Gutsbesitzers, hinaus aufs Feld, um den Schnittern im Auftrage seiner Eltern eine Erfrischung zu bringen. Selbstverständlich war er den Leuten hochwillkommen, und der lustige Husarenkarl, einer der Arbeiter, verfehlte nicht, seine Finger salutierend an die alte Husarenmütze zu legen, welche seinen schwarzen Krauskopf bedeckte, und in dem erquickenden Apfelwein die Gesundheit des jungen Herrn auszubringen.

Als Fritz seinen Auftrag ausgeführt hatte, schlenderte er ein wenig über das Stoppelfeld. Die Krausemünze, welche in zahllosen grünen Pflänzchen den Acker bedeckte, hauchte, von Fritzens nägelbeschlagenen Stiefeln zertreten, einen würzigen Wohlgeruch; weiße Spinnfäden, welche der Volksmund als Fäden aus dem Schleier der heiligen Jungfrau bezeichnet, schwebten wie schlanke Luftgeister über das sonnige Gefilde und häkelten sich an jeden hervorragenden Gegenstand; braune, halbverblaßte Schmetterlinge — Sandaugen und Perlmutterfalter — suchten matten Fluges die letzten Wildblumen des Jahres auf: violette und gelbe Stiefmütterchen, gelbes Leinkraut, blaue Skabiosen. Fritz schenkte, als großer Naturfreund, allen eine sinnende Aufmerksamkeit, als er plötzlich unter einem Häuflein gemähten, aber noch nicht zur Garbe gebundenen Hafers etwas Lebendiges sich regen sah. „Ein Tier!“ sagte sich Fritz, und ohne sich lange zu besinnen, warf er sich mit dem Oberkörper über den Hafer, griff mit der Rechten unter die Halme und — zog an den Löffeln einen jungen Hasen hervor! Das war ein Plaisir für unsern jungen Naturfreund, dem gerade das Tierreich das liebste aller Naturreiche war. In Momenten der Freude drängt es den Menschen, seine frohe Stimmung einem Mitmenschen mitzuteilen; geteilte Freude ist doppelte Freude; deshalb lief Fritz spornstreichs zu den Schnittern zurück, seine Beute mit dem linken Arm zärtlich ans hochpochende Herz drückend, mit der rechten Hand vorsorglich an den langen Löffeln haltend.

„Einen jungen Hasen — hab' ich gefangen!“ rief er schon von weitem den Leuten zu.

Die Leute traten langsam näher, um den Gefangenen zu sehen. Dieser suchte sich von Zeit zu Zeit durch Kratzen und Schnellen des glatten Körpers zu befreien; er ließ dabei ein lautes Angstgeschrei hören, fast wie ein Kind.

„Er jankt zwar, wie Peter Schultzes Jüngster,“ sagte der lustige Husarenkarl, „ist aber längst über die Zeiten der Milch, der Semmel und des Brotes hinaus. Er ist ein sogenannter Dreiläufer, das heißt ein Hase, der zu Dreivierteln ausgewachsen ist. Wenn du ihn hältst, Fritz — und das thust du sicher, so wie ich dich kenne — kannst du ihm Klee, Kohl, Kraut, Rüben, abgefallenes Obst, Eicheln und Bucheln geben, und soll er mal Sonntag haben, so gibst du ihm fette und milchige Kräuter, wie Löwenzahn und Bärenklau, die er besonders in sein Hasenherz geschlossen. Ja, so ein Has ist doch ein kurioses Tier: frißt Löwenzahn und Bärenklau und ist gleichwohl die feigste Memme von der Welt. Für eins aber, Fritz, mußt du ganz besonders sorgen, wenn du deinen Lampe erhalten willst: er muß einen luftigen — doch nicht zugigen — Raum haben. Soll dein Has die hohe Schule besuchen, so stell' mich, den Husarenkarl, als Professor an; ich werde ihm das Trommelschlagen, das Tanzen, das Tabakrauchen beibringen —“

„Das stimmt,“ fiel hier ein alter Schnitter schmunzelnd ein; „Tabakrauchen und Tanzen kann keiner besser als unser Husarenkarl, darin kann jeder was von ihm lernen, selbst ein Has!“

„Ich bringe ihm auch bei,“ fuhr der Husarenkarl unbeirrt fort, „eine Pistole loszuschießen, damit er sich gegen jeden wehren kann, der auf ihn stichelt.“

„So, Kaspar, da hast du dein Fett!“ lachten die andern den Alten aus.

Trommelschlagen, Tanzen, Tabakrauchen, Losschießen einer Pistole — o, das waren Zauberklänge für Fritz! Er, er, er selber sollte einen Hasen besitzen, der solche Künste konnte! Wie würden die andern Jungens staunen und — neidisch werden!

Nun aber litt es den hoffnungsfrohen Hasenbesitzer nicht mehr unter den Schnittern, er mußte nach Hause traben, dort sein Glück zu verkünden.

Fritzens Vater hatte nichts dagegen, daß sein Sohn den Hasen behielt — vorausgesetzt, daß er ihn gut pflege und nicht quäle. Und da Fritzens Vater ein sehr gebildeter Herr war, so benutzte er diese Gelegenheit zu einer kleinen Standrede über den Umgang mit Tieren. „Goethe,“ sagte er, „hat denjenigen Menschen, die ihre Selbsterziehung und Weiterbildung im Auge haben, den Verkehr mit edlen Frauen empfohlen; einige andre Denker haben uns auch einen fortgesetzten Umgang mit der Jugend, und wieder andre fleißigen Verkehr mit dem Volke ans Herz gelegt. Aber auch der Umgang mit Tieren, so behaupte ich, thut einem Philosophen not und wohl. Und darauf hat man gerade seltener hingewiesen. Diese armen Wesen, die uns der Schöpfer zu Brüdern und Gefährten auf Erden gegeben hat, lehren uns so manches. Durch sie bleiben wir so recht im Zusammenhange mit der Schöpfung. Sie halten stets das Mitleiden und viele andre gute Eigenschaften des Herzens in uns lebendig. Ich möchte glauben, daß derjenige, welcher dem Umgange mit Tieren gänzlich entsagt, auch ‚leicht aus dem Kreise der Liebenswürdigen herausfällt‘. Die Erfahrung lehrt auch, daß diejenigen, welche sich zu Tieren hingezogen fühlen, in der Regel ein gutes Vorurteil für sich erwecken und wenigstens gutmütige Seelen sind. Philosophen, die mit Tieren associiert waren, wie Aesop, Spinoza, Lessing, sind daher auch in der Kulturgeschichte eine sehr häufige

Erscheinung. Und jeder nach humaner Bildung seiner Seele strebende Mensch sollte ihnen nachahmen und sich demnach wenigstens einige Tiere als treue Gesellen in seiner Umgebung halten."

Ob der junge Fritz diesen Worten seines Papas die gebührende Aufmerksamkeit schenkte? Wir bezweifeln es sehr! Denn wiewohl er scheinbar ruhig und gesammelt zuhörte, so suchten seine braunen Augen doch immer wieder das gefangene Häslein, das er im Arme trug und ängstlich bei den Löffeln festhielt. Ohne Zweifel gingen ihm die Worte: Trommelschlagen, Tanzen, Tabakrauchen, Losschießen einer Pistole noch im Kopf herum und zauberten ihm eine Glorie vor, vor der alle Weisheit der Brahminen erblaßte.

Als der Papa seinen Sermon beendet, wurde „Hans" — so sollte der Gefangene künftig genannt werden — einem luftigen, doch nicht zugigen Ställchen anvertraut, das sich in einem stillen Winkel des Hofes befand und vormals einigen ausländischen Riesengänsen zur Wohnung gedient hatte. Hierauf erhielt der Gefangene Trank, Speise und ein weiches Lager von Stroh und Heu. Hans begann sofort zu fressen, was Fritz mit neuer Seligkeit erfüllte.

Auch in der Folge war Hans kein Kostverächter, daher wurde er groß und stark. Und da Fritz ihm täglich eigenhändig das Futter reichte und freundliche Worte mit ihm sprach, so wurde Lampe auch zahm, denn das Hauptgeheimnis aller Zähmung besteht darin, daß das Tier seinen Pfleger kennen lernt. Der Husarenkarl hielt sein Versprechen: er brachte Hans das Trommelschlagen, Tanzen, Tabakrauchen und Losschießen einer Pistole bei. Hans wurde der reinste Wunderhase, das Staunen des Hofgesindes, der Stolz und die Seligkeit seines Besitzers!

Spätherbst und Winter waren darüber verflossen, daß Hans die hohe Schule besuchte und vom Husarenkarl Unterricht empfing; kurz vor Fastnacht machte er sein Examen, welches er mit Nummer I. und „vorzüglich" in allen Fächern bestand. Nun aber hielt es Fritz nicht länger aus: er wollte und mußte sein Glück aller Welt zeigen! Hans sollte hinaustreten vor die Oeffentlichkeit und die Welt auf zehn Meilen in der Runde mit dem Ruhm seines Namens erfüllen.

Deshalb lud Fritz mit Genehmigung seiner Eltern alle seine Kameraden, Spielgenossen und Freunde, die er auf zehn Meilen in der Runde in Dörfern, auf Bauernhöfen, auf Rittergütern u. s. w. sitzen hatte, ein, die lustige Fastnacht im Hause seiner Eltern zu verbringen. Mutter hätte Punsch und Berliner Pfannkuchen in Hülle und Fülle versprochen, Vater hätte den Wunsch geäußert, daß alle Geladenen als junge Spanier verkleidet kommen möchten: lange Strümpfe, Kniehosen, eine Schleife ums Knie, ein offenes Jäckchen, eine breite bunte Schärpe um die Hüften, ein rundes Käppchen oder ein breitkrempiger Hut ließen sich ja leicht beschaffen; es mache keine sonderlichen Kosten, und Papa, der in Spanien gereist, wolle spanische Spiele vorschlagen, die sie ausführen könnten.

Alle Geladenen sagten freundlich zu, erklärten sich mit dem spanischen Kostüm einverstanden und unterzeichneten sich in ihren Briefen und Postkarten als Don Ranudo de Calibrados, Visconde Rodrigo de Ciudad, Marques Lorenzo de Castellano, Caballero Avila u. s. w.

Viel zu langsam für Fritzens Ungeduld nahte der ersehnte Tag. Aber endlich war er da, es erschienen die Geladenen auf Ponies, Eseln, Ziegenböcken, oder auch auf Schusters Rappen. Und sie alle waren als junge Spanier gekleidet! Das war ein gegenseitiges Begrüßen, Bewundern, Belachen! Zwar sprachen diese jungen Herren aus Aragonien, Kastilien, Asturien und der Mancha alle ihr ehrliches Deutsch, aber in ihrer Grandezza waren sie doch echt spanisch.

Fritzens Mutter tischte als erste Bewirtung Schokolade auf, denn diese, sagte sie, sei das Nationalgetränk der Spanier. Die Gäste gaben durch würdevolles Verneigen gegen die Dame des Hauses ihre Zustimmung zu diesem Getränk zu erkennen — und dann tranken und aßen sie mit echt deutschem Appetit, und das war sehr gescheit von den Jungens, denn hätten sie nach spanischem Vorbilde gefüttert, so hätten sie sich der größten Mäßigkeit befleißigen müssen. „Oliven, Salat und Radieschen sind Speisen eines Ritters", sagt ein spanisches Sprichwort; die große Mäßigkeit der Spanier läßt ihnen den nordländischen Appetit so fabelhaft erscheinen, daß z. B. öfters an Orten, wo deutsche Reisende zum Essen eingekehrt sind, die Spanier sich haufenweise nach dem Wirtshause gedrängt haben, um zu sehen, ob es denn möglich sei, daß so wenige Leute das viele für sie bestellte Essen aufzehren können. So geschah es auch, daß der Magistrat der Stadt Cervera in Catalonien den im Jahre 1526 durch Spanien reisenden Pfalzgrafen vom Rheine, Friedrich, dessen Gefolge doch nur aus ungefähr 20 Personen bestand, ersuchen ließ, die Stadt zu verlassen, damit nicht alle darin vorrätigen Lebensmittel aufgezehrt würden!

Viel zu langsam für Fritzens Ungeduld verlief die Schokoladeerfrischung; er brannte vor Begierde, seinen Hans diesen Granden von Spanien vorzuführen, damit sie seinen Ruhm nach Madrid, Sevilla, Granada, Toledo, Barcelona, Valladolid und den andern Städten des Königreiches trügen. Sobald es eben anging, lud Fritz seine Freunde in den Hof, um ihnen den „Wunderhasen von la Mancha" vorzustellen. Auf dem Wege nach dem Stall erörterte der Besitzer des Wunderhasen weitläufig alle Künste und Fähigkeiten, deren sich sein Liebling rühmen durfte. Die Erwartungen der jungen Spanier waren nicht wenig gespannt. Beim Stall angekommen, mußten die Zuschauer auf einer kleinen Tribüne Platz nehmen, die Fritz vorsorglich von alten Brettern und Pfählen hergestellt hatte; er selbst schwang sich oben auf den Stall. Hier faßte er mit gespreizten Beinen Posto, setzte ein altes Kuhhorn, an dessen Signale Hans gewöhnt war, an die Lippen, und zog eine der Latten, welche den Eingang verschloß, in die Höhe. Als Hans das Signal „Trab!" hörte, fuhr er lebhaft aus seinem Palaste heraus.

Nun hatte Fritz nichts andres erwartet, Hans würde, wie er gewöhnt war, nach zwei bis drei Sprüngen Posto fassen und dann ein Männchen stellen, um die weiteren Kommandos seines Herrn und Gebieters abzuwarten. Aber wie sehr sollte sich Fritz täuschen! Wahrscheinlich durch den Anblick der zwölf bis vierzehn buntgekleideten Spanier erschreckt oder scheu gemacht, vergaß Hans alle Instruktionen, mit denen sein Professor, der Husarenkarl, und sein Unterlehrer Fritz sich ein halbes Jahr abgemüht hatten: er stutzte, legte die langen Löffel in den Nacken und — ergriff mit einem plötzlichen Ruck das Hasenpanier. Mit andern Worten: er riß aus, was hast du, was gibst du! Ueber den Hof hinüber, durch den Zaun hindurch und dann feldein.

Die Bestürzung, welche sich auf Fritzens Antlitz malte, kann man sich denken! Er war starr, regungslos, fassungslos. Erst als einer der Gäste — es war Don Ranudo de Calibrados — mit lauttönender Stimme deklamierte:

„Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!"

da löste sich der Bann, der seine Glieder — die Lähmung, die seine Zunge gefesselt hielt.

„Mein Hans, o mein Hans!" stieß er hervor.

„Warum hast du mir das gethan!" vollendete Don Ranudo den Satz.

Dann brachen all diese Zuschauer in ein lautes Gelächter aus, ohne sonderlich dabei zu bedenken, wie sehr sie dadurch ihren Gastgeber verletzten. Aber so ist es nun einmal unter der Genossenschaft des Homo sapiens: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Doch müssen wir zum Ruhme der jungen Spanier sagen, daß sie die Schadenfreude, die sich vielleicht in ihrem Lachen aussprach, sofort niederkämpften, und daß Don Ranudo rief: „Auf, zur Jagd, ihr edlen Granden, wir müssen den Entlaufenen seinem Herrn wiederschaffen, ja wir müssen!"

Hei! da kam Leben in die Schar. Mit Stöcken und Stangen bewaffnet, die sie vom ersten besten Reisighaufen rafften, stürzten sie der Richtung nach, die der undankbare, pflichtvergessene Flüchtling genommen. Allen voran Fritz, als Führer und Held. „Hans! Hans! Hans!" schallte seine Stimme über das Feld, bittend und beschwörend, ob er den Ungetreuen nicht durch Güte zurückführe zu seiner Pflicht. Aber von Hans war keine Spur zu entdecken.

„Wir müssen ein Kesseltreiben veranstalten!" riefen Visconde Rodrigo de Ciudad und Marques Lorenzo de Castellano.

„Famos, ein Kesseltreiben!" bestätigten die andern.

Die Schar der Edlen von Spanien zerteilte sich zu einem großen Kreise und rückte dann, unter lautem Hallo langsam nach dem Mittelpunkte wieder zusammen.

„Da ist er! Da ist er!" schrie plötzlich Don Ranudo. Und wahrlich, der Flüchtling reckte aus einem Rübenfelde seine langen Löffel und sah sich rekognoszierend in der Runde um.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schreckensnacht.

Das Finale eines Dramas aus dem Seeleben, das sich unsre jungen Leser zumeist so herrlich ausmalen und das doch so grausige Bilder zu entrollen vermag. Solange der Kauffahrer sich draußen auf hoher See zu halten vermochte, da durften die Seeleute hoffen, dem wilden Toben der Elemente zu widerstehen, als aber Mast um Mast niederging und zuletzt das Steuer hinweggerissen war durch den wuchtigen Anprall der Wogen, da sahen sie sich preisgegeben dem Wüten der Windsbraut, die sie unbarmherzig den Felsenriffen und dem sichern Untergang des Fahrzeuges entgegentrieb. Mit dem Mute der Verzweiflung vertrauen sie sich dem schwanken Boote, mit der letzten Anspannung der Kräfte die stürmische Brandung zu bezwingen und vielleicht zerschellt auch dies noch im letzten Augenblicke unter der Wucht der wildtobenden, erbarmungslosen Naturkräfte und die Männer versinken, so nahe dem sichern Lande, in das nasse Grab.

Lügen haben kurze Beine.

An einem freien Nachmittage saß auf seiner Bude der Tertianer Urbanus Uhlenbrok, genannt Achilles, und schrieb seinen deutschen Aufsatz ins Reine. Draußen lachte zwar die Sonne so golden und verlockend — verlockend zu einem Exitus ins Grüne —, aber der Aufsatz sollte und mußte fertig sein: debet, necesse est, oportet, alles paßte auf diesen Fall. Morgen früh mußte der Aufsatz abgegeben werden. „Weshalb ist es gut, daß den Menschen die Zukunft verborgen ist?" lautete das Thema — worin von vornherein angenommen wird, daß jenes Dunkel, worin die Zukunft für bebrillte und unbebrillte Leute steckt, „gut" sei. Ach, es hätte unsrer Ansicht nach nicht schaden können, wenn der über seinen Aufsatz gebeugte Tertianer Urbanus Uhlenbrok in etwas gewußt hätte, was ihm die allernächste Zukunft bringen würde!

Stürmische Schritte schallten die Treppe hinauf — man konnte deutlich hören, daß der Anstürmende zwei bis drei Tritte auf einmal nahm —, dann klopfte es an der Thür.

„Herein!" rief Urbanus Uhlenbrok mit einer Stimme, welche derjenigen des städtischen Ausrufers Konkurrenz machte.

Und herein stürmte der Tertianer Walter Weidenbusch, genannt Bruder Tuck.

„Famos, daß ich dich treffe, Achilles," rief Bruder

Eine Schreckensnacht.

Tuck mit frischer, klangreicher Stimme, wobei sein ganzes rotes, rundes Gesicht vor Freude glänzte, „ich habe dir was Angenehmes zu künden. Ich wollte dich nämlich im Namen meiner Eltern einladen, heute abend zu uns auf die Veranda zu kommen, weißt du, die nach unserm Hausgarten hinausgeht. Ich habe heute Geburtstag — still! spar deine Gratulation bis heute abend auf, Frack und weiße Handschuhe sind dir großmütig erlassen! — und da will Papa eine Erdbeerbowle ponieren — bring deine Flöte mit! Außer deiner erlauchten Person, Achilles, kommen noch Plato, Drickes, Pipin der Kleine, Euklid und Schnäuzchen, also lauter Bekannte und gute Freunde. Ich denke, es wird famos, mein Papa ist einer der großmütigsten Menschen. Gaudeamus igitur! Die Erdbeeren sind schon gepflückt, eigene Zucht aus unserm Garten — Ananaserdbeeren. Und dann, ich komme gerade aus der Papierhandlung von Hirzelius, wo ich drei Dutzend Lampions gekauft habe; wir illuminieren den Garten, ich sage dir feenhaft! Plato will ein Feuerwerk abbrennen, das er selbst in bekannter Güte fabriziert hat, und Schnäuzchen bringt sein Kasperletheater mit. Wir werden also neapolitanische Volksbelustigungen haben. Ich denke, die Feier wird famos. Du kommst doch, Achilles?"

Statt einer freudig zustimmenden Antwort, die der gute Bruder Tuck von seinem Busenfreund erwartet hatte, stieß Achilles mit grämlich verzogenem Gesichte das eine Wort: „Fatal!" hervor.

„Wie, fatal? Du kommst nicht? Wir hatten doch so sicher darauf gerechnet! Willst du nicht oder kannst du nicht?" sprudelte Bruder Tuck hervor, um dann sofort fortzufahren: „Ich sehe, daß dein deutscher Aufsatz bereits auf vierzehn Seiten angeschwollen ist, da ist es doch wahrhaftig Zeit, daß du Schluß machst — er wird sonst so dickleibig wie Ritter Falstaff!"

„Nein, der Aufsatz ist es nicht, der mich verhindert," erwiderte Achilles mit verdrießlicher Stimme, „ich brauche nur etwa noch ein Dutzend Zeilen zu schreiben, dann kann ich Finis! rufen — — ich habe leider für heute abend eine Einladung vom Oberprimaner Gervinus, genannt der Poet, angenommen: ich soll mit noch ein paar andern nach dem Silentium auf seine Bude kommen — weißt du, die gelungene Dachstube, hoch über der Menschen Geschlechtern —, dann will er uns seine neuestes Trauerspiel ‚Cato von Utica' vorlesen."

„Na, ich gratuliere zu diesem Genuß!" rief Bruder Tuck mit offenbarem Anklang von Ironie in der Stimme. „Ich meinerseits verzichte gern auf sämtliche Trauerspiele des langhaarigen Poeten für ein Glas Erdbeerbowle — wenn das Glas nicht zu klein ist. Pereat tristitia, vivat laetitia!"

„Ja, du kannst mir's glauben," erwiderte Achilles wehmütig, „auch ich zöge die Erdbeerbowle deines Papas dem Cato von Utica des Gervinus vor."

„Warum bleibst du denn nicht einfach weg?" fragte Bruder Tuck in brüskem Ton.

„Das sagst du wohl — ich darf nicht," entgegnete Achilles gedämpft. „Gervinus ist mein Vetter, Gervinus ist meine Zuflucht, wenn ich mal mit der Mathese oder dem griechischen Pensum nicht weiter kann — und das muß ich sagen, er ist stets sehr gefällig und knurrt mich nicht an wie der Primaner Hundt, der hier oben im Hause wohnt; Gervinus ist mein Mentor in der Schmetterlingskunde — er hat mir noch gestern einen Ligusterschwärmer aus seiner Sammlung versprochen, der nur ein bißchen wurmstichig ist; Gervinus teilt alles mit mir, was er von seinen Eltern auf dem Lande geschickt bekommt — ich habe noch die halbe Schublade von trockenen Mettwürsten voll liegen, die ihm nur ein wenig zu fett sind; Gervinus nimmt mich auf all seinen Ausflügen mit und verschmäht es nicht, sich von mir ein Glas Milch oder eine Tasse Kaffee ponieren zu lassen — kurzum, ich bin dem guten Jungen tausendfältig verpflichtet. Wie darf ich da so mir nichts dir nichts wegbleiben, wenn er mir die Ehre schenken will — ja, Tuck, es ist immerhin eine Ehre, du magst so ironisch lächeln wie du willst — wenn er mir sein neuestes Opus vorlesen will!"

In diesem Augenblick klopfte es an der Thür. Ohne das „Herein!" abzuwarten, trat ein baumlanger Jüngling mit großen rollenden Schwarzaugen in dem quittengelben Gesichte in die Bude. Er sah aus wie ein Spanier und führte auch einen spanischen Spitznamen, wie wir bald hören werden.

„Kleiner," redete er ohne weiteres Achilles an, „ich komme im Auftrage unsres gemeinschaftlichen Freundes Gervinus. Der lorbeergekrönte Poet läßt dich erinnern, daß du heute abend punkt acht Uhr auf seiner Bude sein sollst, um den Cato von Utica zu hören. Es wird ein Hochgenuß werden. Du wirst staunen, Kleiner, der große Monolog Catos ist wirklich ein Meisterstück und sichert unserm Gervinus für ewige Zeiten einen Platz neben Goethe und Schiller."

„Ach, mein lieber Cid, wie gerne wollte ich kommen, wenn ich nicht — o, es ist wirklich fatal! — dies gräßliche Zahnweh hätte!" stöhnte Achilles und hielt sich sein rotbaumwollenes Taschentuch an die rechte Backe. „Ich hab' die letzte Nacht kein Auge zugethan — immer herumgewandert, wie der ewige Jude, es ist nicht zum aushalten!"

„Armer Kleiner!" antwortete Cid bedauerlich; „ja, Zahnschmerz ist kein Plaisirvergnügen, kenne das aus Erfahrung, hab' mir selbst schon sieben Zähne ziehen lassen, seht her!" Dabei riß er den Mund, der von Zahnlücken gaffte, weit wie ein Scheunenthor offen.

„Lieber drei griechische Klassenarbeiten an einem Tage, als diesen unerträglichen Schmerz!" stöhnte Achilles, indem er, sein rotes Baumwollenes an der Backe, vom Stuhle aufsprang und, wie ein Menagerielöwe in seinem Käfig, in der Stube herumlief.

„Ziehen lassen! Ausreißen lassen! Ist das einzige Mittel," sagte Cid in entschiedenem Ton.

„Ja, das sagt wohl ein Cid Campeador, der die Heere Spaniens zum Sieg führte," wimmerte Achilles, „aber ich armes Huhn . . .! Ziehen lassen ist schon gut, wenn nur nicht ein so heilloser Schmerz dabei wär'. Wenn ich

nur an die kalte Eisenzange denke" — hier lehnte das arme Huhn sein Haupt wie ohnmächtig an die Wand.

„Du kommst also nicht zu Gervinus?" fragte Cid.

„Wenn die Schmerzen nachlassen sollten, ja; wenn nicht, so entschuldigst du mich wohl bei meinem Vetter."

„Soll geschehen!" erwiderte Cid und verließ mit einem „Prost!" die Bude. —

„Wie konnte dich so plötzlich das Zahnweh befallen?" fragte Bruder Tuck verwundert. „Du warst doch vorher ganz gesund?"

Achilles wurde rot, stieß ein etwas gezwungenes Lachen hervor und sagte: „Hab' ich meine Komödie nicht gut gespielt?"

„Wenn das Komödie war, ja — ich hab' sie für Wahrheit genommen. In dir steckt ein Schauspieler, Achilles!" —

„Bitte," entgegnete dieser abwehrend, „ich hätt' es eigentlich nicht thun sollen, Tuck, dies Erlügen von Zahnschmerzen. Lügen ist ein verächtlich Ding, sagt schon Seneca. Aber der Gedanke kam mir, als Cid mir zusetzte, so plötzlich, ich weiß nicht wie, — und da führte ich auch schon die Komödie aus, in der Hoffnung, nun doch zu deiner Erbeerbowle erscheinen zu können."

„Du weißt, daß du willkommen bist; such die Sache zu arrangieren," antwortete Tuck, worauf er sich der Schilderung der Geschenke zuwandte, die er von seinen Eltern zum Geburtstag empfangen hatte.

Unter dem Geplauder verging eine halbe Stunde.

Aber was war das? Da polterte schon wieder was die Treppe hinauf — sämtliche Schüler des Gymnasiums zu Groß-Schinkenburg schienen sich ja heute ein Rendezvous auf der Bude des jungen Helden Achilles geben zu wollen!

Achilles riß die Thür auf, zu sehen, wer da sei.

Es war Linus Gervinus, genannt der Poet, Oberprimaner und Verfasser des Cato von Utica, schlank von Gestalt, mit langem Blondhaar, blauen Augen und zahllosen Sommersprossen!

Achilles wurde rot und heiß wie ein kupferner Theekessel; sein Kopf sah jetzt wirklich aus, als ob er im Fieber glühe.

Aber wer war der ältliche, glattrasierte, goldbebrillte Herr, den der Poet in seiner Begleitung hatt

„Der neue amerikanische Zahnarzt, Herr Doktor Mac Sellery," sagte Gervinus mit einer eleganten Handbewegung, wie man sie beim Vorstellen macht. „Ich gehe da eben," fuhr er eifrig fort, „durch die Petersilienstraße, als mir der lange Cid entgegen kommt. Er erzählt mir mit vieler Teilnahme, daß mein Vetter Achilles ganz fürchterlich vom Zahnweh gepiesackt würde — pardon, Herr Doktor, für den unklassischen Ausdruck! Wir trennen uns, ich stiefle weiter, und wer muß da der erste sein, der mir auf dem Buttermarkt begegnet? Der Herr Doktor Mac Sellery! Ich sehe, daß Herr Sellery sein schwarzes Wachstuch-Necessaire mit den Instrumenten in der Hand trägt. Asinus omnia sua secum portans. Ein Wink des Himmels, ein Walten der Vorsehung, spricht es in mir. O Herr Doktor, sage ich, ich habe da einen mir sehr lieben Vetter u. s. w. Herr Mac Sellery war in seiner großen Herzensgüte sofort bereit, mich in die niedere Behausung meines Achill zu begleiten. Da sind wir. Und nun sei ein Mann, Achill, mach deinem klassischen Heldennamen Ehre, und laß dir den Zahn, der dich ärgert, ausreißen!"

Der Zahnarzt hatte mittlerweile seine Instrumente auf dem Tische ausgebreitet.

„Nein, nein, nein," schrie Achilles, indem er wie toll in der Stube herumrannte und sich dann auf einen Stuhl in der äußersten Stubenecke fallen ließ, „nein, nein, nein, nicht ausziehen!"

„Es ist nur ein kurzer, vorübergehender Schmerz," bemerkte der Zahnarzt mit eiserner Miene; „Sie sollen sehen, junger Herr, ich mache das ganz leicht. Wir Amerikaner —"

„Ja, ja, ja, ich zweifle nicht — an Ihrer Geschicklichkeit," ächzte Achilles, „aber ich — mein Nervensystem — hält das Zahnziehen überhaupt nicht aus. Ich weiß, ich würde den Starrkrampf bekommen — ganz eklig —; noch neulich, ein Afrikareisender, der sich in Kairo einen Zahn ziehen ließ — hat den Starrkrampf gekriegt und ist daran gestorben. Wie heißt der Mann doch gleich?"

„Die Geschichte ist freilich wahr," bemerkte Gervinus, „sie stand neulich in den Zeitungen; aber, Achilles, damit ist keineswegs erwiesen, daß alle Menschen, die sich einen Zahn ziehen lassen, am Starrkrampf endigen! In diesem Falle wär' das Menschengeschlecht schon längst ausgestorben. Also nimm Verstand an und laß den kranken Zahn entfernen. Zeig mal her, welcher ist es?"

„Der letzte Backenzahn, rechts!" stöhnte Achilles — und biß die Zähne so fest aufeinander, wie ein zugeklappter Rattenschlag.

„Vorzüglich! Ich führe gerade die passende Zange bei mir — letzter Backenzahn, rechts! Sehen Sie her!" rief Doktor Mac Sellery.

(Schluß folgt.)

Der Theaterdirektor in tausend Aengsten.

Eine Puppentragikomödie für große und kleine Kinder.

Mit „allerhöchster Erlaubnis" heut
Von „Durchlaucht-Mutter und -Vater",
Wird festlich glänzend eingeweiht
Das neue Hofpuppentheater.

Die Zettel verkünden, prächtig bunt
Getuscht, zu des Tages Feier
Das Drama „Prinzessin Pumpsia und
Pfalzgraf von Schnuckelmeier." —

Ein Plättbrett, schräg an zwei Stühle gestellt,
Führt zu den „höheren" Plätzen;
Zwar kostet's fünf Pfennig Eintrittsgeld,
Doch kann man dafür sich auch setzen.

Das allerfeinste Publikum
Tritt sich fast auf die Hacken — —
Und wer etwa lärmt und benimmt sich dumm,
Der mag sich nur gleich wieder packen!

Nun fängt es aber wirklich an!
Es wird nur, ungelogen,
Fünfmal geklingelt noch, und dann
Der Vorhang aufgezogen.

Klingling, klingling! Jetzt geht es los
In sieben schönen Akten — — —
Wann doch die albernen Mädels bloß
Nicht stets dazwischen schnackten!

Ein Drache tritt auf erst — bös und frech —
Vor seiner Felsenhöhle;
Da donn're ich wild mit dem Kuchenblech
Und brülle aus voller Kehle.

Dann naht in der Rüstung von Eisenguß
Der Pfalzgraf Schnuckelmeier,
Der die gefangene Prinzessin muß
Befrei'n von dem Ungeheuer — — —

Doch ach, ist das nicht ein Mißgeschick —
Da frage ich nun wohl jeden?!
Verwickeln grad in dem Augenblick
Sich bei dem Grafen die Fäden.

Es fliegt auf den Rücken der linke Arm,
Der Kopf fällt hintenüber,
Die rechte Hand, daß Gott erbarm'!
Die zappelt, als hätt' er das Fieber.

Und auch das goldene Ritterschwert,
Das eben er muß ziehen,
Biegt sich nach unten krumm, und fährt
Ihm durch die eigenen Knieen.

Natürlich bei solchem Anblick fällt
In Ohnmacht Prinzessin Pumpsia;
Sie spürt ganz klar, es kommt der Held
Nie wieder auf den Strumpf ja.

Vergebens zupfe und zerre ich
Und halte das Querholz tiefer:
Die Augen klappern ihm fürchterlich
Und die Beine schlottern noch schiefer.

Im ersten Rang hör' ich auch schon
Ganz laut und deutlich kichern — —
Na, dafür kriegt ihr nachher euren Lohn,
Das kann ich euch versichern.

Lang' ich hinunter nun mit der Hand,
Die Fäden in Ordnung zu machen,
Dann kommt die Gesellschaft aus Rand und Band
Und alles fängt an zu lachen.

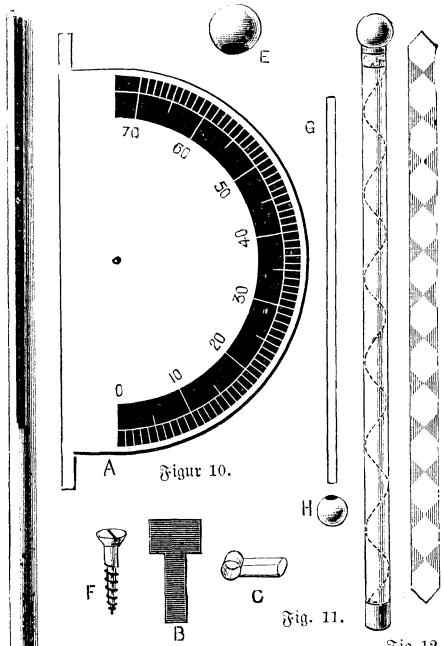
Jetzt hab' ich mir gar noch die Finger verbrannt
Beim Kolophoniumblitzen — — —
Kann wohl ein Theaterintendant
In 'ner schlimmern Klemme sitzen?!

Elektrisches Kabinett.

II.

Nun hängen wir die Schaukel mit Seidenfäden an den Ständern auf. Bei der Schaukel (Fig. 9) sind die auf gleiche Weise im Fußbrett befestigten Glasständer nur 8 cm lang zu machen. Die Messingkugeln werden durch eine Stopfnadel verbunden und diese dient als Drehungsaxe für das etwa 25 cm lange und 2—3 cm breite Schaukelbrett, das wir am besten auf der Unterseite mit Stanniol bekleben. An jedem Ende der Schaukel leimen wir endlich eine aus Holundermark geschnitzte Figur auf und auch dieser Apparat ist fertig.

Wir wenden uns nun zu dem in Fig. 7 und 10 dargestellten Henleyschen Quadrantenelektrometer, einem Apparat, der an manchen Elektrisiermaschinen gleich befestigt ist. Seine Bestandteile zeigt uns Fig. 10 in natürlicher Größe. Zunächst schneiden wir aus einer dünnen Celluloidplatte die Halbkreisform A aus; die beiden Fortsätze an den Durchmesserenden sollen die Befestigung an der Stange D sichern. Auf der Platte reißen wir mit dem Zirkel drei konzentrische Halbkreise ein, von 19, 22 und 25 mm Radius und bringen, gleichfalls vertieft, in diesen die in unsrer Abbildung gegebene Gradteilung an, die vertieften Striche werden dann mit einer Farbe ausgefüllt. Danach schneiden wir aus dünnem Messingblech die in B dargestellte T-förmige Figur aus, rollen den unteren Teil in die Höhe, den oberen seitwärts zusammen und verlöten die Enden; der entstandene Gegenstand C sieht etwa aus wie eine Thürangel. Durch seine beiderseits offene Höhlung stecken wir einen mit einem Knopf versehenen Zapfen und befestigen ihn im Mittelpunkte des Halbkreises, so daß die Angel sich leicht um ihn drehen kann. Nun nehmen wir ein Messingrohr D und schlitzen es an einer Seite von oben her 5½ cm lang auf und schieben den Halbkreis A so in diesen Schlitz, daß der ganze Durchmesser mit seinen beiden Fortsätzen sich im Innern des Rohrs befindet; der untere Fortsatz wird nach unten über den Schlitz hinaus geschoben, der obere durch eine aufgesetzte Kugel E festgehalten. In das untere Ende von D löten wir die Messingschraube F, damit wir das Elektrometer (Fig. 7) auf den Konduktor der Elektrisiermaschine aufschrauben können. Endlich kitten wir ein rundes Streichholz G in die noch offene Höhlung von C und leimen ihr andres Ende in eine Holundermarkkugel H. Für gewöhnlich mag man das nun fertige Elektrometer so aufbewahren, daß man es mit dem unteren Ende in ein mit einem Schraubenloch versehenes Holzbrett steckt.



Figur 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Das elektrische Kabinett.
Fig. 10: A Skala, B und C Angel, D Ständer, E Verschlußkugel, F Fußschraube, G Zeiger, H Zeigerkugel. Fig. 11: Blitzröhre. Fig. 12: Vergrößerte Darstellung des zerschnittenen Stanniolstreifen.

Der nächste Apparat ist eine Blitzröhre (Fig. 11), die uns das Ueberspringen des Funkens zwischen benachbarten Leitern zeigen soll und zugleich die große Geschwindigkeit der Elektrizität erkennen läßt. Wir können hierzu eine 2 cm dicke Glasröhre bis zu 40 cm Länge

nehmen, die vor allem sorgfältig zu reinigen ist. Zu dem Zwecke führen wir einen Bindfaden durch sie hindurch, binden an dessen einem Ende ein Leinenläppchen fest und ziehen es vermittelst des Fadens durch die Röhre hindurch. Auch erwärmen wir die Röhre von außen, damit alle Feuchtigkeit aus ihr entweiche, worauf beide Enden durch Korke verschlossen werden, deren äußeren Teil wir wegschneiden. Dann legen wir ein Blatt Stanniol auf eine Zinkunterlage und schneiden mit einem scharfen Federmesser unter Zuhilfenahme eines Lineales einige 3 mm breite Streifen (mit scharfen Rändern) aus. Diese kleben wir mit Schusterpech in einer Spirallinie um die erwärmte Glasröhre vom einen Ende bis zum andern. Sitzt das Stanniol glatt auf, so entfernen wir das überschüssige Pech vorsichtig mit einem feuchten Tuch und lassen dann das Ganze vollständig trocknen. Darauf schneiden wir mit einem Federmesser sechseckige Figuren in den spiraligen Stanniolstreifen nach Art der Darstellung in Fig. 12. Das Federmesser wird dabei wiederholt stumpf werden und wir müssen es daher zwischendurch wiederholt scharf schleifen. Wir heben dann die in Fig. 12 schattiert dargestellten Teile des Stanniols ab, so daß nur die Sechsecke haften bleiben. Das obere Ende der Blitzröhre ist nun mit einem Messingknopfe zu versehen; hierzu eignet sich sehr gut ein Kugelfuß, wie deren der Möbeltischler an Ottomanen anbringt; wir bohren die Schraube des

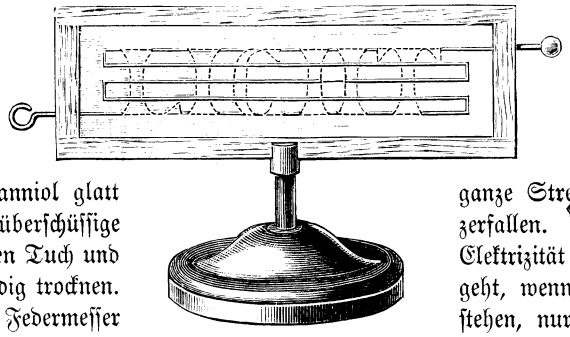


Fig. 13: Die Blitztafel.

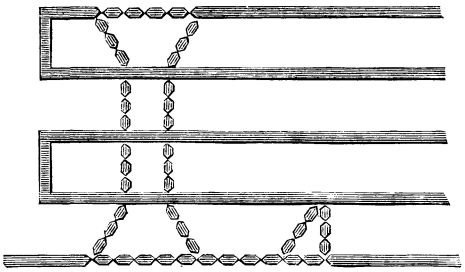


Fig. 14: Vergrößerte Darstellung eines einzelnen Buchstaben der Blitztafel.

Kugelfußes in den Kork, bis die Kugel auf dem Stanniolende aufsitzt. Das andere Ende der Röhre bekleben wir mit einem darumzulegenden Stanniolstreifen von $1\frac{1}{2}$ cm Breite; wir lassen das Stanniol etwas überstehen, klappen es um, so daß es hier auf dem Kork aufliegt, und kleben einen kleinen Stanniolkreis darüber. Auch für diesen Apparat können wir einen einfachen Holzständer zur Aufbewahrung herrichten. Der mit der Blitzröhre anzustellende Versuch besteht bekanntlich darin, daß man sie am einen Ende anfaßt und mit dem anderen, dem Kugelende, den Konduktor der geladenen Maschine flüchtig berührt. In diesem Augenblicke läuft die Elektrizität den Stanniolstreifen entlang in einer Spirale um die Glasröhre, an jeder Unterbrechungsstelle leuchtend, bis sie durch unsern Körper in die Erde gelangt. Ohne Zweifel leuchtet der Funke nicht an allen Stellen gleichzeitig, sondern nacheinander; aber bei der riesengroßen Geschwindigkeit der Elektrizität sind wir außer stande, dies zu bemerken.

Auf denselben Grundsätzen beruht die Erscheinung der Blitztafel, nur daß hier nicht eine einfache Schlangenlinie, sondern Buchstaben oder ganze Wörter zum Leuchten gebracht werden. Die Buchstaben werden aus entsprechenden, sechseckigen Stanniolstückchen gebildet, die wir auf eine Glastafel kleben, wie uns das Figur 14 an dem Buchstaben L zeigt. Die Stanniolstückchen müssen eins an das andre sich anschließen, auch müssen die Buchstaben durch Stanniolstreifen verbunden werden, die nicht zum Leuchten kommen, weil sie ganze Streifen sind und nicht in Sechsecke zerfallen. Auf eins ist besonders zu achten. Elektrizität von gewöhnlicher Spannung geht, wenn ihr zwei Wege zur Verfügung stehen, nur den bequemeren, also meist den kürzeren Weg. Wie sollen wir nun z. B. den Buchstaben H zum Leuchten bringen, selbst wenn er nicht aus Doppelstrichen, sondern nur aus einfachen besteht? Geht die Elektrizität z. B. den schiefen Strich von A herauf, so wird sie nicht etwa den ihr dann sich darbietenden Doppelweg gehen, sondern nur im Querstriche des A hinüber und dann wieder schräg herab. Die Spitze des A wird also nicht leuchten. Um dies zu erreichen, müssen wir die Stanniolleitung schließlich auf die Rückseite der Glastafel führen und sie dort das nachholen

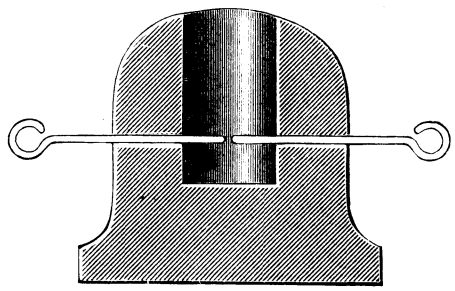


Fig. 15: Elektrischer Mörser.

lassen, was auf der Vorderseite sich nicht ausführen ließ. Im Dunkeln sind wir nicht imstande, die direkt gesehenen Funken der Vorderseite von den durch das Glas hindurch gesehenen der Rückseite zu unterscheiden, so daß also das Wort LICHT auf unsrer Blitztafel (Fig. 13) gleichzeitig aufleuchten wird. Wir können die Tafel nun in einen Holzrahmen fassen, durch den je ein Messingdraht zu Anfang und Ende der Stanniolleitung geführt wird. Das Ganze befestigen wir dann in einem Holzfuße.

Rotkehlchens Eisenbahnfahrt.

Auf dem Bahnhofe zu Neu-Ruppin hatte ein Eisenbahn-Personenwagen den Winter und einen Teil des Frühlings 1893 über, für die Strecke Paulinenau-Neu-

Ruppin bestimmt, in Reserve gestanden. Ein Rotkehlchenpaar hatte dieses gegen Regen schützende Objekt zur Erbauung seines Nestes auserkoren und letzteres in dem freien Raum zwischen Federn und Achse angebracht. Die Brütezeit war in idyllischer Ruhe ungestört vorübergegangen, und die kleinen halbnackten Wesen reckten bereits ihre Köpfe in die Höhe, da mußte infolge des regeren Sommerverkehrs der Reservewagen dem Train eingestellt werden. Nun bemerkte man das Nest nebst Vögelein und ließ dasselbe, obwohl das Elternpaar bei dem ersten Verrücken des Wagens davongeflogen war, ungestört, — gespannt darauf, wie sich dieses Elternpaar zu der unfreiwilligen Wanderfahrt ihrer Sprößlinge auf der Eisenbahn verhalten würde. Sobald der Wagen dem fahrplanmäßigen Zuge einrangiert war, flog das Weibchen unbeirrt durch das Schnauben der Lokomotive, dem Neste zu, die Jungen zu schützen. Die erste, gemeinschaftliche Eisenbahnfahrt von Neu-Ruppin nach Paulinenau und zurück war überstanden und auf den Ausgangspunkt zurückgekehrt, wurden Frau und Kinder von dem sehnsüchtig harrenden Familienoberhaupte freudig begrüßt. Viermal täglich wurde diese Hin- und Herreise zurückgelegt, und die Zwischenzeit von dem Elternpärchen zur Verproviantierung emsig ausgenützt. Da gab es dann viel zu thun und mehr noch von den Reiseerlebnissen zu erzählen; wenn aber das Glockenzeichen zur Abfahrt mahnte, war das Weibchen pünktlich zur Stelle. Nach Verlauf weiterer vierzehn Tage, als der Zug wiederum in Neu-Ruppin hielt, verließen die Jungen mit Hilfe von Vater und Mutter ihr Nestlein auf Nimmerwiederkehr, sollen aber seitdem, wie der Beobachter wahrzunehmen glaubte, aus den Sträuchern am Bahnhofe dem Fahrpersonal bei der Abfahrt und Ankunft zu Neu-Ruppin ihr Jubellied darbringen.

Stanniolfeuerwerk.

Im folgenden sei die Beschreibung eines billigen, gefahrlosen und lehrreichen Salonfeuerwerks gegeben, das jeder unsrer lieben jungen Leser auszuführen vermag. Was zunächst die Kosten des Versuches anlangt, so brauchen wir dazu nur etwas Stanniol, wie es zum Einwickeln von Schokolade u. a. verwendet wird, ferner eine Kerze und ein Lötrohr; wer letzteres nicht besitzt, kann, wie unsre Abbildung lehrt, eine Thonpfeife in ein solches umwandeln. Aus dem Stanniol schneiden wir Streifen von 2 bis 3 cm Breite und halten sie in die Lötrohrflamme. Alsbald entsteht ein Brillantfeuerwerk, indem das Zinn verbrennt und in weiß glühenden Kügelchen herabfällt, die wieder emporspringen und nach allen Richtungen auseinander laufen. Der schöne Versuch ist, wie gesagt, gefahrlos; schützt man etwa den Tisch durch eine Wachstuchdecke, so hinterlassen die Kügelchen nur eine weiße Spur, die man ohne weiteres mit einem Tuche wegwischen kann. Aber woher diese weiße Farbe der Kügelchen? Nun, das ist eben das Lehrreiche des Experimentes: das verbrennende Zinn verwandelt sich durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft in Zinnoxyd, das nicht mehr die silberglänzende Farbe des Zinnes hat, sondern weiß aussieht.

Stanniolfeuerwerk.

Logogriph.

Am Neckar sowie am Rheine
Erhebt sich das Wort am Strand,
Beleuchtet vom Sonnenscheine,
Zur rechten und linken Hand.
Die Büchsen und Böller knallen
Und Liedchen auf Liedchen erklingt,
Wenn die lustigste Ernte von allen
Uns köstliche Gaben dort bringt.
Wird ein Laut in die Mitte geschoben,
So nennt's eine deutsche Stadt;
Ihr Lob wird im Liede erhoben,
Das ein Bürger ersonnen hat.

Schieberätsel.

Gewimmer,
Suezkanal,
Schmiedeisen,
Hinterhaus,
Hagelwetter,
Amalie,
Obergewalt,
Heilmethode,
Tafeltraube,
Einband,
Steinerker.

Diese Wörter sollen so lange nach der Seite, also nach rechts oder links verschoben werden, bis eine senkrechte Reihe von oben nach unten ein Lied nennt, das in der deutschen Geschichte eine große Rolle gespielt hat. Ist dies der Fall, so nennt eine andre senkrechte Reihe ohne weitere Verschiebung von unten nach oben den Komponisten dieses Liedes.

Logogriph.

In jeder Mühle ist's zu sehn,
Wo sich die Räder klappernd drehn;
Doch tritt statt m ein e hinein,
Bist du es selbst. Was mag es sein?

Auflösung der zweisilbigen Scharade auf Seite 14.

„Laudon."

Auflösung des Rätseldistichons für Lateiner auf Seite 14.

„Pix, nix."

Auflösung des Wechselrätsels auf Seite 14.

„Ballist, Ballast."

Auflösung des Anagramms auf Seite 14.

„Drakon, Konrad."

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 3.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Ein zweites, allgemeines Gelächter folgte diesen seinen Worten. Buttler war geschlagen; darum fuhr er den Kleinen unwillig an: „Macht keine dummen Witze! Ich bin gewohnt, ernsthaft mit mir verkehren zu lassen. Daß ihr nicht Drillinge sein könnt, sieht man ja. Ich wollte eure Namen wissen. Heraus damit also!“

„Ich heiße Grinell,“ antwortete Sam kleinlaut.

„Und ich Berry,“ gestand Dick furchtsam.

„Und ich White,“ stieß Will sehr ängstlich hervor.

„Grinell, Berry und White,“ meinte Buttler, „eure Namen kenne ich jetzt. Nun sagt mir auch, was ihr seid!“

„Fallensteller,“ erklärte Sam Hawkens.

Sei wessen Sohn du sein magst, und erstrebe
Verdienst, das dich des Stammbaums überhebe;
Der Mann ist, wer: das bin ich! sagen kann,
Nicht wer da sagt: mein Vater war der Mann.

. . . Da endlich krachte der Schuß, und Sam flog zur Seite, das Gewehr fallen lassend und mit der Hand die rechte Backe haltend. . . .

„Fallensteller?“ lachte der Examinator. „Ihr seht mir ganz und gar nicht so aus, als ob ihr jemals einen Biber oder ein Racoon gefangen hättet!“

„Haben auch noch nicht,“ gab der kleine Sam bescheiden zu.

„Ah, habt noch nicht! Wollt also wohl erst?“

„Yes.“

„Gut, sehr gut! Wo kommt ihr denn her?“

„Von Castroville unten herauf.“

„Was habt ihr dort getrieben.“

„Einen Kleiderladen, Compagniegeschäft zu dreien.“

„So so! Ist wohl schlecht gegangen?“

„Yes. Haben ein wenig Bankerott gemacht; hatten zu viel ausgeborgt, Kredit gegeben, aber keinen bekommen.“

„Richtig, richtig! Haben es euch gleich angesehen, daß ihr pleite gehen müßt. Also Kleiderhändler, vielleicht gar Schneider. Drei Schneider, die aus Ungeschick in die Pleite gefallen sind und nun den außerordentlich klugen Gedanken gefaßt haben, sich als Trapper wieder aufzuhelfen! Hört ihr es?“

Diese Frage war an seine Genossen gerichtet, welche dem Gespräche mit ironischem Behagen zuhörten. Sie ließen ein drittes, schallendes Gelächter hören. Sam Hawkens aber rief scheinbar zornig: „Ungeschick? Da irrt Ihr Euch gewaltig, Sir. Wir wußten wohl, woran wir waren. Aus der Pleite mußte natürlich für uns etwas abfallen, sonst hätten wir sie nicht gemacht.“

Er zog seinen bockledernen Jagdrock vorn auf, klopfte auf seinen breiten Gürtel, daß es metallisch klang, und fügte stolz hinzu: „Hier sitzen die Moneten, Sir!“

Das Gesicht Buttlers nahm den Ausdruck eines Raubvogels an, der nach Beute ausspäht, und in möglichst unbefangenem Tone fragte er: „Ihr habt Moneten? Dann seid ihr freilich klüger gewesen, als ihr ausseht. Wieviel hat euch denn der Bankerott eingebracht?“

„Ueber zweitausend Dollar.“

„Die tragt ihr bei euch?“

„Yes.“

„Die ganze Summe?“

„Yes.“

„Auf der Reise, in dieser unsichern Gegend!“

„Pshaw! Wir haben Waffen.“

„Die würden euch verteufelt wenig nützen. Wenn zum Beispiel die Finders kämen, die würden euch drei Schneider ausbeuteln, ehe ihr nur Zeit fändet, die Augen aufzumachen. Warum habt ihr das viele Geld nicht lieber einer Bank anvertraut?“

„Werden es noch thun.“

„Wo?“

„Droben in Prescott.“

„Da hinauf wollt ihr?“

„Yes.“

„Als Fallensteller?“

„Yes.“

„Habt ihr denn Fallen?“

„Nein.“

„Woher wollt ihr sie nehmen?“

„In Prescott kaufen.“

„Himmel! Seid ihr Menschen. Was gedenkt ihr denn da oben zu fangen?“

„Biber und — und — und —“

Er stockte verlegen.

„Und — und — was denn weiter?“ drang Buttler in den Kleinen.

„Grizzlybären.“

Da ertönte von den andern Tischen ein wahrhaft homerisches Gelächter herüber. Buttler lachte auch, daß ihm die Thränen in die Augen traten und der Atem versagte, und rief, als er sich einigermaßen beruhigt hatte: „Grizzlybären wollt ihr in Fallen fangen, Grizzlybären, von denen einer neun Fuß hoch wird und auch neun Zentner wiegen wird! In Fallen fangen?“

„Warum nicht?“ knurrte Sam verdrießlich. „Wenn nur die Fallen groß und stark genug sind!“

„Es gibt aber keine Grizzlyfallen und wird auch keine geben!“

„So lassen wir uns in Prescott von einem Schmiede welche machen.“

„Wie denn? In welcher Konstruktion?“

„Das werden wir ihm schon sagen.“

„Ihr drei Schneider? Halt auf, Kleiner, Dicker, halt auf, sonst ersticke ich!“

Er lachte wieder aus vollem Halse und konnte erst nach einer Weile fortfahren: „Und selbst wenn das mit den Grizzlybären möglich wäre, so müßte man sich doch schon darüber halb totlachen, daß ihr, um Biber zu fangen, hinauf nach Prescott wollt.“

„Nach Prescott eigentlich nicht; dort wollen wir die Fallen kaufen; dann reiten wir nach dem Gila und dem San Franziskoflusse.“

„In welchem es zwei Zoll hoch Wasser gibt; wo sollen da die Biber herkommen!“

„Das laßt nur unsre Sorge sein, Sir! Hab ein Buch gelesen, in welchem alles steht, auch das von den Bibern.“

„Schön, schön, vortrefflich! Wenn ihr so klug seid, euch nach einem Buche zu richten, so läßt sich nichts weiter sagen. Ich wünsche euch so viel Biber und Bären, wie ihr wollt. Aber ihr werdet auch noch andres finden.“

„Was?“

„Wilde Indianer, welche euch Tag und Nacht umschleichen, um euch zu überfallen.“

„Da wehren wir uns.“

„Mit euern Waffen etwa?“

„Yes.“

„Zum Beispiel hier mit Eurer Flinte?“

„Yes.“

„Alle Wetter, werdet ihr da ungeheure Heldenthaten verrichten. Zeigt doch einmal das Schießholz her! Das müssen wir uns unbedingt besehen.“

Er nahm Sam Hawkens das Gewehr aus der Hand und ging mit demselben zu seinen Genossen hinüber, welche es unter den kräftigsten Bemerkungen betrachteten. Auch Dick Stone mußte seine lange Rifle zeigen, welche den-

selben ironischen Beifall fand; dann sagte Buttler, indem er die Gewehre zurückgab: „Ich habe euch ein großes Unrecht gethan, Mesch'schurs, und muß euch deshalb um Verzeihung bitten."

„Welches Unrecht?" fragte Sam.

„Ich hätte euch fast mit andern Leuten verwechselt."

„Mit wem?"

„Mit dem Kleeblatte."

„Kleeblatt? Wer ist das?"

„Das sind drei berühmte Jäger, welche stets beisammen sind und darum das Kleeblatt genannt werden, Sam Hawkens, Dick Stone und Will Parker."

„Kennt Ihr die?"

„Nein, eben nicht, sonst wäre ich doch nicht in die Gefahr geraten, euch beinahe mit ihnen zu verwechseln."

„Aber Ihr müßt doch wenigstens wissen, wie sie aussehen!"

„Das weiß ich auch. Sam Hawkens ist so klein und dick wie Ihr, und die beiden andern sollen so lang und dürr wie Eure Gefährten sein; das stimmt. Dazu kommt, daß Sam einen ledernen Jagdrock zu tragen pflegt, an welchem Fleck an Fleck so aufgenäht ist, daß kein Indianerpfeil mehr hindurchzudringen vermag. Ihr habt auch einen solchen Rock. Das ist nur Zufall, führte mich aber doch für einige Minuten irre. Jetzt freilich weiß ich, woran ich bin. Das Kleeblatt hat nicht mit alten Kleidern Pleite gemacht, ist jedenfalls ganz anders und weit besser beritten als ihr und würde nie solche Schießprügel auch nur berühren, wie die eurigen sind. Da man aber nie vorsichtig genug sein kann und besonders Sam Hawkens ein großer Pfiffikus sein soll, so will ich doch noch sicherer gehen, als ich bis jetzt gegangen bin. Ich habe gehört, daß Will Parker einmal skalpiert worden sein soll und infolgedessen eine Perücke trägt. Mr. Berry und Mr. White mögen mir also einmal ihre Köpfe zeigen!"

Buttler fühlte sich also noch nicht ganz beruhigt. Glücklicherweise war er falsch berichtet worden; nicht Will Parker, sondern Sam Hawkens hatte das entsetzliche Unglück gehabt, skalpiert zu werden. Stone und Parker entblößten bereitwillig ihre Häupter; Buttler griff in ihre Haare, überzeugte sich, daß es keine falschen waren, und sagte: „All right, ihr seid drei Schneider, und ich will nun nur um euertwillen hoffen, daß ihr mit euern Gewehren jetzt ebenso umzugehen versteht wie früher mit euern Nähnadeln."

„Keine Sorge!" meinte Sam sehr zuversichtlich. „Was wir treffen wollen, das treffen wir."

„Wirklich?"

„Wirklich!"

„Wettschießen, wettschießen!" flüsterten diejenigen, welche Buttler am nächsten saßen, diesem zu.

Im Westen, wo fast jeder Mann ein guter Schütze ist, läßt nie jemand die Gelegenheit zu einem Wettschießen vorübergehen. Die Schützen messen sich gern miteinander; der Ruhm des Siegers spricht sich weit herum, und es werden oft dabei bedeutende Summen auf das Spiel gesetzt. Hier nun gab es nicht nur Gelegenheit zu einem Wett-, sondern sogar zu einem spaßhaften Schießen; die drei Schneider hatten wohl nicht gelernt, mit Gewehren umzugehen, und da die ihrigen nichts taugten, so gab es jedenfalls etwas zu lachen, wenn man sie dazu brachte, ihre vermeintliche Kunst zu zeigen. Darum sagte Buttler, um Sam anzustacheln, in zweifelndem Tone: „Ja, mit der Nähnadel den Aermel eines Rockes treffen, das kann sogar ein Blinder; aber schießen, schießen, das ist doch etwas ganz andres. Habt Ihr denn schon einmal geschossen, Mr. Grinell?"

„Yes," antwortete der Kleine.

„Wonach?"

„Nach Sperlingen."

„Mit diesem Gewehre?"

„Nein, mit dem Blasrohre."

„Mit dem Blasrohre!" lachte Buttler laut auf. „Und da denkt Ihr, daß Ihr auch mit dem Gewehre ein guter Schütze seid?"

„Warum nicht? Zielen ist doch zielen!"

„So? Wie weit könnt Ihr denn treffen?"

„Doch jedenfalls so weit, wie die Kugel läuft."

„Sagen wir zweihundert Schritte?"

„Well."

„Ungefähr so weit entfernt steht die zweite Hütte da drüben. Glaubt Ihr, sie zu treffen?"

„Die Hütte?" meinte Sam in beleidigtem Tone. „Die trifft ein Blinder, grad wie mit der Nadel den Rockärmel."

„So wollt Ihr wohl sagen, daß das Ziel kleiner sein soll?"

„Yes."

„Wie groß ungefähr?"

„Wie meine Hand."

„Und das glaubt Ihr zu treffen, mit diesem Euerm Schießzeuge hier?"

„Yes."

„Unsinn! Dieser Lauf muß ja gleich beim ersten Schuß zerplatzen, und wenn er das nicht thut, so ist er so krumm gezogen, daß Eure Kugeln um jede Hausecke biegen, nie aber gerade fliegen werden."

„Versucht es doch einmal!"

„Wollen wir wetten? Ihr habt ja Geld dazu."

„Nicht nur Geld, sondern auch Lust."

„Wieviel setzt Ihr?"

„Soviel wie Ihr."

„Also einen Dollar?"

„Einverstanden."

„So gilt also die Wette. Aber wir wollen nicht nach jener Hütte schießen, weil der Besitzer es wohl nicht dulden würde, sondern ich —"

„Schießt nach der meinigen!" unterbrach ihn der Wirt. „Ich klebe an die hintere Front ein Papier, so groß wie meine Hand; dies ist das Ziel."

Dieser Vorschlag wurde angenommen. Man begab sich nach der hintern Seite; das Papier wurde angeklebt, und dann zählte Buttler zweihundert Schritte ab. Er setzte einen Dollar, und Sam gab den seinigen. Darauf

loste man, wer zuerst schießen solle. Das Los fiel auf Buttler. Er stellte sich in der abgemessenen Entfernung auf, zielte nur ganz kurz, drückte ab und traf das Papier.

Nun war die Reihe an Sam. Er machte die krummen Beinchen möglichst weit auseinander, legte seine Liddy an, bog sich weit, weit nach vorn und zielte eine lange, lange Zeit. In dieser Stellung sah er aus wie ein Photograph, welcher sich unter die Hülle seines Apparates beugt, um nach seinem Objekte zu visieren. Alle lachten. Da endlich krachte der Schuß, und Sam flog zur Seite, das Gewehr fallen lassend und mit der Hand die rechte Backe haltend. Das Gelächter wurde zum förmlichen Gejohle.

„Hat Euch die Flinte gestoßen, wohl gar einen Hieb gegeben?“ fragte Buttler.

„Yes, sogar eine Ohrfeige ist's gewesen!“ antwortete der Kleine wehmütig.

„Das Ding haut also; es scheint Euch selbst gefährlicher zu sein als andern Leuten. Wollen sehen, ob Ihr getroffen habt.“

Auf dem Papier war keine Spur von der Kugel zu bemerken. Man suchte lange, lange Zeit, bis endlich einer, welcher zur Seite gegangen war, unter dröhnendem Lachen den andern zurief: „Kommt her zu mir! Es konnte mir nicht einfallen, hier zu suchen; aber da steckt sie, da, wer sie sehen will. Kommt her! Der Schnaps läuft aus dem Loche!“

Jedenfalls zum Transporte bestimmt, stand an der Seite des Hauses, vielleicht zehn Schritte von demselben entfernt, ein volles Branntweinfaß. In dieses war die Kugel geflogen, und man sah den Inhalt in einem fingerdicken Strahle aus dem frischen Schußloche strömen. Das jetzt entstehende Gelächter wollte kein Ende nehmen. Der Wirt aber fluchte und verlangte Entschädigung. Als Sam ihm dieselbe zusagte, beruhigte er sich und trieb mit dem Hammer einen hölzernen Pflock in das Loch, um dasselbe zu schließen.

„Also nicht einmal das Haus habt Ihr getroffen!“ rief Buttler dem ganz verdutzt dreinschauenden Kleinen zu. „Ich habe Euch ja gesagt, daß Eure Kugeln um alle Ecken biegen werden. Der Dollar ist mein. Wollt Ihr noch einen wagen, Mr. Grinell?“

„Yes,“ antwortete Sam.

Mit dem zweiten Schusse traf er wenigstens das Haus, aber ganz unten an der Ecke, während das Ziel oben in der Mitte der Mauer sich befand. So gab er noch vier oder fünf Schüsse ab, ohne dem Papier näher zu kommen, und verlor noch ebensoviele Dollars. Darüber wurde er zornig und rief aus: „Es ist nur, weil es bloß um einen Dollar geht. Ich glaube, wenn es mehr gälte, könnte ich besser zielen.“

„Mir recht,“ lachte Buttler. „Wieviel wollt Ihr parieren?“

„Soviel wie Ihr.“

„Sagen wir zwanzig?“

„Yes!“

Sam verlor auch diese zwanzig, verlor sie aber, weil er wieder ganz genau in dieselbe Ecke traf. Buttler strich das Geld ein und fragte: „Noch einmal gefällig, Mr. Grinell?“

Dabei zwinkte er seinen Leuten heimlich und vergnügt mit den Augen zu.

„Yes,“ antwortete Sam. „Es muß doch einmal werden.“

„Denke es auch. Wie hoch?“

„Wie Ihr wollt.“

„Fünfzig Dollar.“

„Yes.“

„Oder wir sagen lieber hundert?“

„Das ist zu viel. Ich bin zwar überzeugt, daß ich jetzt endlich treffen werde, aber es thut mir leid, Euch eine solche Summe abzunehmen, Mr. — wie heißt Ihr denn eigentlich, Sir?“

„Buttler,“ antwortete der Gefragte zu schnell und also unvorsichtig. Wahrscheinlich hätte er einen andern Namen genannt, wenn er nicht durch Sams Frage so plötzlich überrumpelt worden wäre.

„Schön, Mr. Buttler,“ fuhr er fort. „Also nicht hundert; es ist zu viel.“

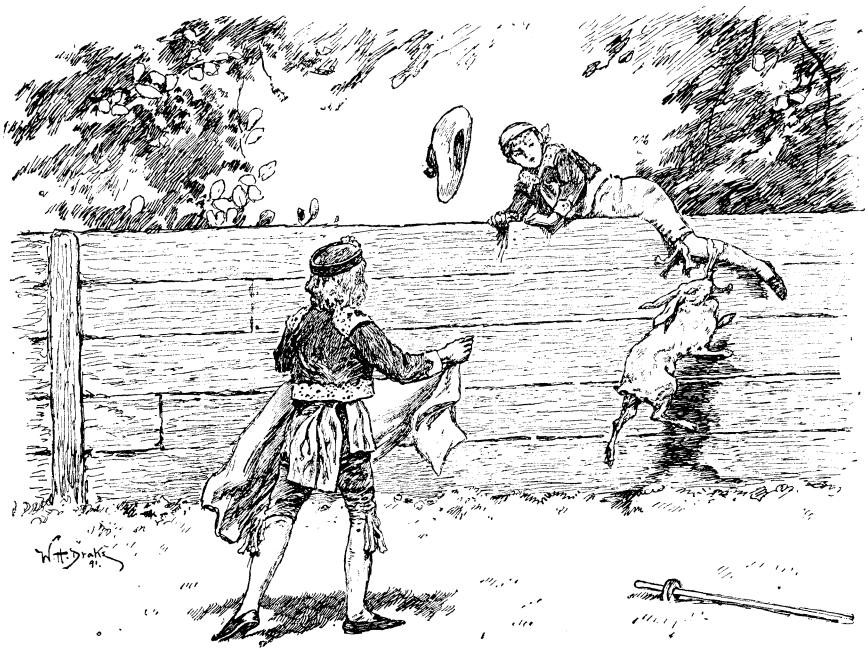
„Nonsense! Was ich gesagt habe, das halte ich; es fragt sich nur, ob Ihr Mut habt.“

„Mut? Den hat ein Schneider immer.“

„Also hundert?“

„Yes.“

(Fortsetzung folgt.)



. . . Indem sich Don Ramudo vor dem „tollgewordenen“ Hasen über die Bretterwand schwang, ging der letztere zum Angriffe über . . .

Eine Hasengeschichte.

(Fortsetzung.)

Jetzt war Fritz nicht mehr zu halten. Er stürzte voran, auf den Flüchtling los. Leider beraubte ihn sein Feuereifer jeder weisen Ueberlegung. Die lange Stange, die er zu seiner Waffe erwählt, als Springstock gebrauchend, schwang er sich über das Feld, wie Held Siegfried, als er mit Brunhilde stritt, und — sprang über Hans hinaus, der, während sein Herr und Gebieter die Luft im Hochsprung durchschnitt, zwischen seinen Beinen durchrannte!

Der Anblick war so komisch, daß die jungen Spanier abermals in ein schallendes Gelächter ausbrachen — mit Ausnahme von Fritz, der sich erstens selber als Hochspringer nicht hatte sehen können und zweitens ein höchst verzweifeltes Gesicht machte.

„Du bist viel zu ungestüm, Fritz!“ schalt Don Ranudo. „Mit etwas mehr Vorsicht und Ueberlegung wärst du deines Hasen habhaft geworden. Wir hatten ihn sozusagen im Sack. Jetzt haben wir mit langen Gesichtern das Nachsehen. Aber es scheint mir, als ob Hans es mit seiner Flucht doch nicht so völlig ernst nähme, sonst wäre er schon weiter, und ich gebe deshalb die Hoffnung nicht auf, daß wir ihn noch packen. Mein Vorschlag geht dahin, daß wir ihn nach dem Hofe zu treiben — vielleicht schlüpft er dann von selbst wieder in den Stall.“

Der Vorschlag fand Beifall, und die Granden von Spanien nahmen ihre Treibjagd in der angegebenen Richtung wieder auf. Wirklich hatten sie das Glück, den Flüchtling zum zweitenmal zu erblicken. Durch Hallo und Tücherschwenken gescheucht, happelte er gemütlich nach dem Hofe, wohin man ihn haben wollte. „Er hat Reue!“ meinte Fritz mit fliegendem Atem. Endlich, hinter einem Plankenzaun, wurde Hans gestellt.

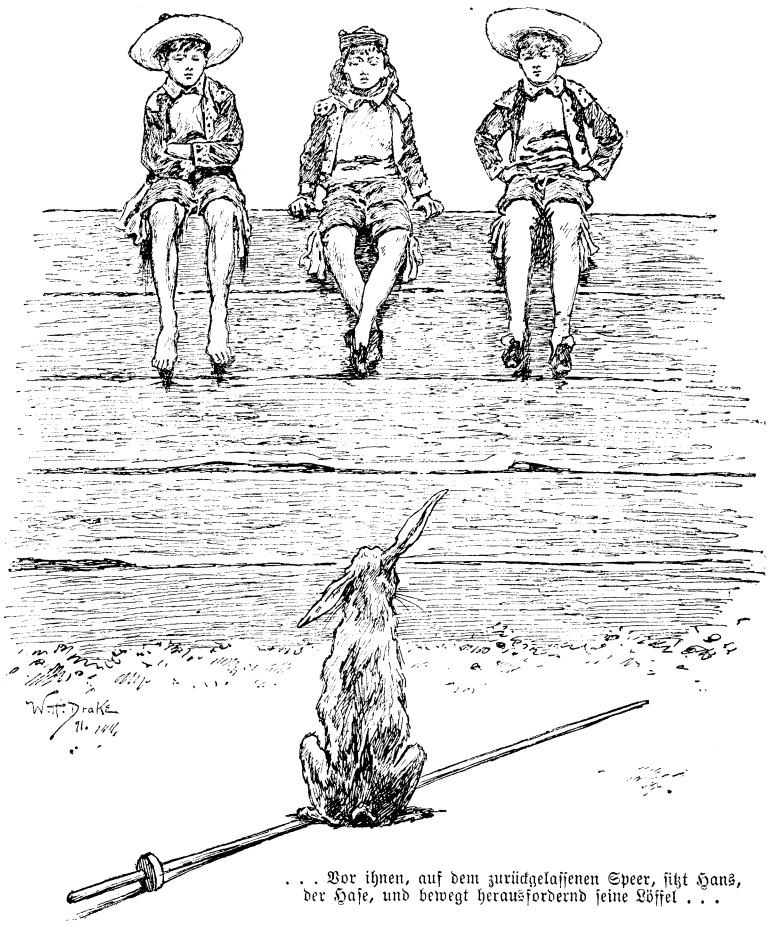
„Laßt mich ihn packen!“ rief Don Ranudo.

„Nein, laßt mich zuvor ihm mein Tuch überwerfen!“ rief Fritz, dem das Herz bis in die Kehle schlug.

Aber der großthuende prahlerische Don Ranudo de Calibrados wartete das Manöver seines Freundes nicht ab: er bückte sich und wollte Hans mit allen zehn Fingern greifen. Aber da kam er schön an! O jeh! Hans, der Angehörige des furchtsamen Geschlechtes der Hasen, Hans, dieser Lepus timidus, auf den die Verse paßten:

„Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Rauscht ihm Entsetzen zu“ —

Hans; dieser gebildete Hase, der die hohe Schule besucht hatte, zeigte plötzlich eine Wildheit und Kühnheit, wie sie die Welt noch nie von „einem armen Häslein“ gesehen: er hieb mit seinen Pfoten, er kratzte und biß!!! Und zwar so wütend, daß der großmächtige Don Ranudo selber das — Hasenpanier ergriff!!! Der Bretterzaun winkte Rettung. Indem sich Don Ranudo vor dem „tollgewordenen“ Hasen (wie er später zu seiner Entschuldigung sagte) über die Bretterwand schwang, ging Hans — man höre und staune! — zum Angriff über, packte Ranudo mit seinen Zähnen am Knie und riß ihm den weißseidenen Strumpf herunter — eine Heldenthat, auf die das ganze Geschlecht der Lampe mit Recht stolz sein kann! Im nächsten Augenblick war der entstrumpfte Don Ranudo jenseits des Zaunes verschwunden.



. . . Vor ihnen, auf dem zurückgelassenen Speer, sitzt Hans, der Hase, und bewegt herausfordernd seine Löffel . . .

„Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!“

rief ihm eine Stimme aus dem lachenden Publikum nach.

Als hätte Hans die Heldenthat, die er vollführt, in ihrer ganzen Größe begriffen, stellte er sich wie berauscht, wie toll. Er führte gleichsam den „Siegestanz der Wilden“ auf. Er schoß auf dem Hofe hin und her, „wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge.“ Alle Versuche, die Fritz unternahm, ihm das Tuch überzuwerfen, schlugen fehl. Er flehte: „Hans, Hans, komm!“ Er drohte: „Hans, Hans, wart' du Racker, wenn ich dich kriege!“ Aber Hans ließ sich weder locken noch einschüchtern. „So helft mir doch!“ rief Fritz endlich flehend den zuschauenden Granden von Spanien zu. Don Cristobal de

Lugo und Marques Monforte de Lemus traten in den Kampf ein — ersterer barfüßig, weil ihn seine Schuhe und Strümpfe drückten —, während die übrigen eine Schützenkette um den Hof zogen, damit Hans nicht ausbrechen könne. Aber o du einzige Episode in den Annalen der Hasengeschichte! Hans entzog sich mit seltenem Geschick und noch seltenerer Kühnheit allen Angriffen, die auf seine Löffel und Läufe gemacht wurden. Einmal packte ihn Don Cristobal de Lugo am rechten Löffel — Hans biß in die Hand; einmal hielt ihn Marques Monforte de Lemus am linken Hinterlauf, aber Hans schnellte sich blitzschnell herum und biß in die Hand. Der eine wie der andre Held ließ los, und Hans tobte, wie ein Raubtier, das Blut geleckt, in der Arena umher. Verhülle dein Antlitz, du Muse der Geschichte, erhabene Klio, denn jetzt gibt es ein Ereignis zu verzeichnen, das auf die Geschichte Jung-Spaniens einen düsteren, traurigen Schatten wirft: Fritz, der nackbeinige Don Cristobal de Lugo und Marques Monforte de Lemus — sie alle drei — ergriffen die Flucht — vor einem — Hasen! — der zwar ein gebildeter Hase war, weil er Trommelschlagen, Tanzen, Tabakrauchen, Pistolen-Losschießen konnte — aber doch immer nur ein Hase war! Seht, da schwingen sich die drei auf den Bretterzaun! Seht, da sitzen sie oben auf der scharfen Kante, und lassen die feigen Beine lang herunterhängen! Und unter ihnen, vor ihnen, sitzt — auf dem feige zurückgelassenen Speer — Hans, der Hase, und bewegt herausfordernd seine langen Löffel! Verhülle dein Antlitz, Klio, die du die Geschichte der Völker lehrst! (Schluß folgt.)

Jugendfreundschaft.

Du suchst nach Freunden, wackrer deutscher Knabe,
Und musterst prüfend der Genossen Reihn?
Wer, fragst du dich, wird hier mir teuer sein,
Wem darf ich bieten meiner Freundschaft Gabe?
Wem werd' ich hier, wem darf ich wohl vertrau'n,
Auf wessen Freundestreu mit Ruhe bau'n?

Du junges Blut, wohl sei dir Freundschaft teuer,
Doch sie zu suchen, übereil dich nicht!
Es ist Erfahrung, die hier zu dir spricht:
Was man zu hastig sucht, flieht um so scheuer.
Nur was gering an Wert, gibt sich dir gleich,
Doch macht es weder glücklich dich, noch reich.

Steh fest für dich und übe deine Pflichten,
Wie es das Haus, die Schule dir gebeut,
Und sorge, daß kein Tagewerk dich reut,
Wenn dich am Abend die Gedanken richten.
Für Pflichtvergessenheit halt dich zu gut!
Sei stolz auf Pflichttreu, junges deutsches Blut!

Dann nahn sich dir aus der Genossen Kreise
Auf eignen Antrieb, die von gleichem Wert:
Der Besten Freundschaft wird dir dann beschert,
Verbunden bald sind eures Lebens Kreise;
Und fest geeint in schöner Pflichtestreu
Bleibt eurer Freundschaft Glück euch stetig neu.

Zur Varusschlacht.

Innerhalb der beiden Höhenzüge des Osning, dem nördlichen Sandsteinzug und dem südlichen Kalksteinzug, der als romantischen Endpunkt die ebenso umfangreichen als malerischen Trümmer der Tecklenburg trägt, soll, nach den neuesten Untersuchungen, jenes denkwürdige Ereignis sich zugetragen haben, das die Geschichte als Varusschlacht verzeichnet, nämlich die Niederlage der stolzen römischen Legionen durch den kühnen und umsichtigen Cheruskerfürsten Hermann (Arminius), der im römischen Kriegsdienste den Feinden selbst ihre Kriegsweise abgelernt hatte. Versetzen wir uns in jene Zeit, in das Jahr 9 oder 10 nach Christus, wo die Cherusker, Bructerer u. a. unter Leitung des Arminius einen Bund zur Abschüttelung des römischen Joches geschlossen haben und nun kampfbegierig das heranziehende römische Heer erwarten. Indem wir als Standpunkt uns die Höhen des Osning wählen, sehen wir die sieggewohnten Legionen der Römer heranziehen von den Waldungen der Burgerberge durch das Thal unter uns und dann in die langen Thäler gen Hagen und Leeden hin. Von den gegenüberliegenden Höhen, die von den Bructerern besetzt sind, erschallt der laute Kriegsruf. Varus kommt von der Weser herangezogen, die Werre und Else hinauf, durchs Land der Chamaven in das der Chasuarier bis zum Hasefluß. Von hier suchte er auf nahen und sicheren Wegen die Römerstraßen an der Lippe zu erreichen. Durch die Thüre im Osning, den Dörenpaß bei Iburg, mußte er sicher hindurchkommen; gelang ihm das, dann bot der Weg durch das ebene Land der Bructerer, das heutige Münsterland, keine allzu großen Gefahren. Der Weg nach Iburg führte über Borgloh, wo vor den Augen der Römer die waldigen Burgerberge auftauchten, über diesen der mächtige Dörenberg. Zu beiden Seiten schlossen Bergketten die Gegend ein, am besten war es vorzudringen auf dem Einschnitt bei Iburg. Nach zweistündigem Marsche konnte man in die Ebene des Münsterlandes hinabschauen. Der Weg führte erst über kleine Bäche, die Düte und Schluchter, dann vom Musenberge auf den langen Bergsattel, Herrenrest geheißen. Nach Osnabrück durften die Legionen sich nicht wenden, die Beschaffenheit der Gegend und die Richtung verboten das. Da sandte der graue Himmel Germaniens Regen und Sturm hernieder, denn es war Ende September; dazu fand man den Iburger Paß von Cheruskern besetzt und ihre Verbündeten, die Bructerer, eilten herbei und nahmen die ganze südliche Berglinie ein. An einen Durchbruch war vorläufig nicht zu denken; die Römer mußten in dem Thale zwischen dem Schloßberge und den nördlichen Höhen in westlicher Richtung ziehen und immer weiter wurden sie in das gefährliche Bergland gedrängt. Der Weg über die ebene, bis zum Dorfe Hagen reichende Hülsegge gewährte nun wieder einige Sicherheit, weshalb auch hier am Abend das erste Lager aufgeschlagen wurde. Am andern Morgen geschah der Aufbruch in derselben Richtung; vielleicht winkte die Hoffnung auf die alten Römerbefestigungen bei Rheine oder Bentheim. In der

Thalebene des Dörfleins Hagen schien der Marsch anfangs gesicherter, aber allmählich rückten die Berghöhen näher zusammen; nun bedrängten auch wieder die Feinde das Römerheer, das die Höhen des Leedener Berges vor sich sah. Zwischen dem Langenberge und der Margaretenegge durchzukommen, durfte nicht versucht werden, man zog in nordwestlicher Richtung. Bei Leeden wurde das zweite Lager aufgeschlagen; drei Legionen arbeiteten daran, brachten es aber nicht fertig, da die Römer von den Feinden dabei überfallen wurden. Jetzt drangen die Legionen in der größten Not, unter Sturm und Regen, in die waldige Gegend zwischen Leeden und dem Habichtswalde, aber sie wurden von den anstürmenden Germanen auf dem schlüpfrigen Boden gefaßt und aufgehalten. Hier wurden die Tapfern vernichtet; die Adler (Feldzeichen) gingen verloren, und Varus gab sich selbst den Tod. Nur einem Führer, Vala Numonius, gelang es, sich mit einer kleinen Abteilung durchzuschlagen. Die wilden Germanen griffen dann den Troß und das angefangene Lager an; viele Beute, zahlreiche Gefangene fielen ihnen in die Hände. Das Totenfeld blieb liegen, die Leichen den Vögeln zum Fraße. Der römische Kaiser Augustus rief bei der Nachricht der Niederlage verzweiflungsvoll: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ und war fortan nur auf Sicherung der Rheingrenze bedacht. —

Das Bild, das wir dieser Schilderung beigeben, stellt „die Heimkehr der Sieger“ dar. Auf kräftigem weißem Rosse thront der Cheruskerfürst Hermann, der Feldhauptmann in der Varusschlacht, die seinem und dem verbündeten Volke die Freiheit wiedergab. Hermanns Linke hält die Zügel, die Rechte die vom Blute der Römer triefende Streitaxt. Seine goldblonden Locken wallen unter dem geflügelten Helme nieder auf das zottige Bärenfell, welches den Rücken deckt. Den hoheitsvollen Blick der trotzig blauen Augen richtet der Sieger auf die am Wege versammelten Bructerer — Greise, Weiber und Kinder —, die unter der mit dem Pferdekopfe, dem uralten Zeichen des Sachsenstammes, gezierten heiligen Säule den Befreier begrüßen. Einige der blondhaarigen Jungfrauen richten ihre verwunderten Blicke auf die gefangenen Römer, junge und alte, Träger der Rüstung und der Toga, welche dem Sieger vorangetrieben werden, dem Sieger, dessen Nahen ein wildbärtiger Germane auf weithin tönendem Horne des Auerochsen verkündet. Hinter dem Fürsten schreitet freudetrunken der Troß seiner Getreuen, mit dem Halsschmuck von weißen Eberzähnen, mit Bärenfell, Schild und Speer bewehrt. Ueber den Häuptern der Sieger aber rauscht geheimnisvoll, wie in Runenlauten, der vielhundertjährige Baum des Donar, des Donnergottes, die heilige Eiche. — Wir wissen aus der Geschichte, daß das Los der gefangenen Römer ein grauses war. Viele wurden an den Altären der germanischen Götter geschlachtet, andre wurden an den Galgen geknüpft, die Häupter an Baumstämme genagelt. „Mancher Römer aus ritterlichem oder senatorischem Hause alterte bei einem deutschen Bauer als Hausknecht oder Herdenhüter.“

Die Varusschlacht war im Jahre 9 oder 10 nach Christus gewesen.

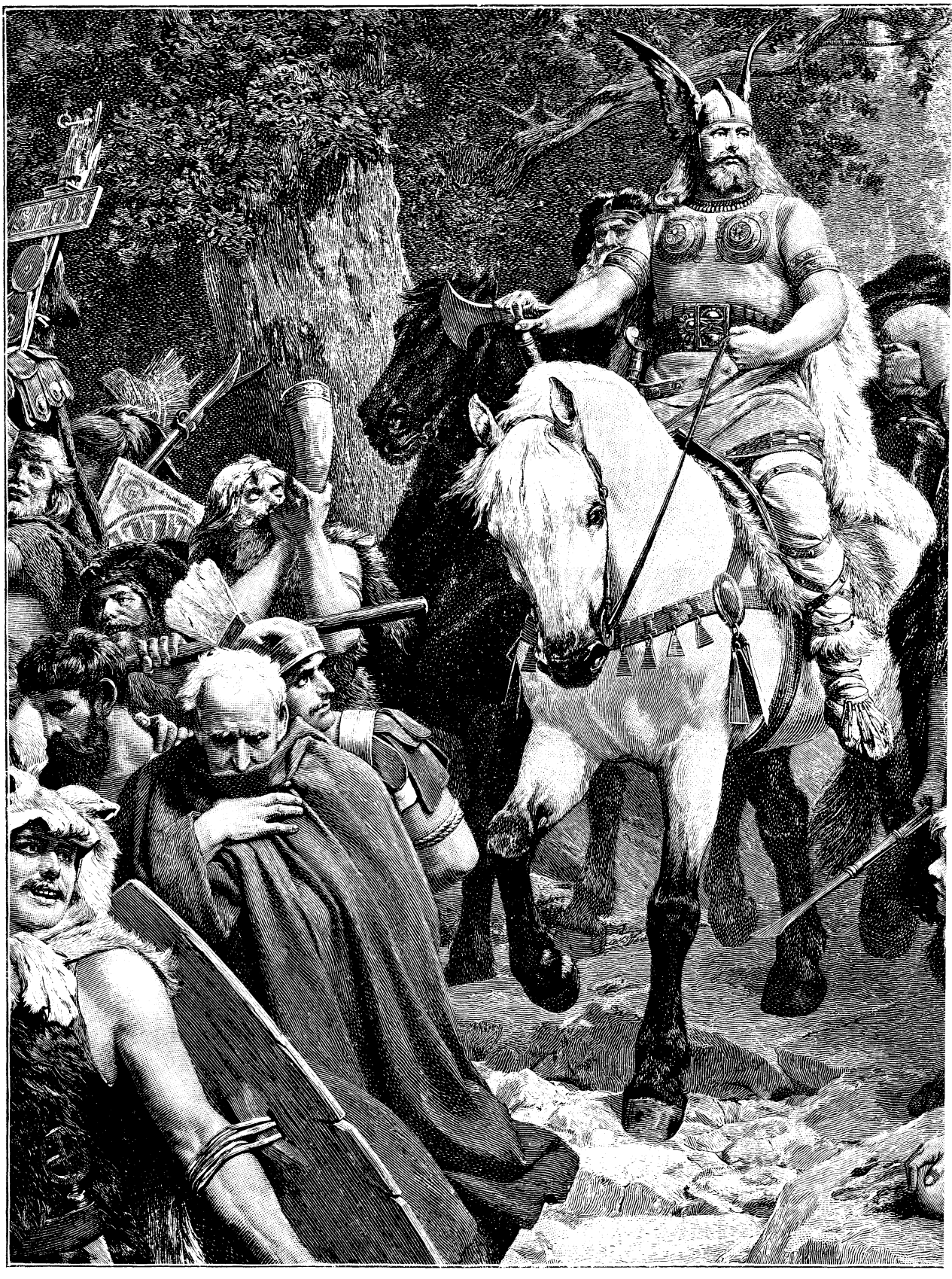
Fünf Jahre später drangen die Römer unter Germanicus von der Ems her in die Gegend von Iburg. Germanicus war von Rheine (dem heutigen Städtchen) aus die Ems hinaufgezogen, bis er etwa bei dem Dorfe Greven durch ausgeschickte Kundschafter erfuhr, daß in der Nähe das Schlachtfeld des Varus sich befinde. Da wendete er sein Heer links von der Ems auf die Osninghöhen zu, die im blauen Dufte vor ihm den Horizont begrenzten. Der Feldherr wie sein ganzes Heer wurde von Sehnsucht ergriffen, den tapfer Gefallenen, deren Gebeine nun schon im sechsten Jahre unbestattet lagen, von Wind und Wetter gebleicht, die letzte Ehre zu erweisen. Durch düstere Waldungen und braune Sümpfe zogen sie, bis der Dörenpaß bei Iburg, der Saltus Teutoburgiensis, vor ihnen auftauchte. Hier traten sie ein in die Stätten der Trauer, die einen schauerlichen Eindruck machten durch den Anblick und die Erinnerung. Sie gelangen zu dem Lager. An dem halbaufgeworfenen Walle, an dem niedrigen Graben nehmen sie wahr, daß die schon zusammengeschmolzenen Reste des Heeres dort gelagert haben. Mitten auf dem Felde waren bleichende Gebeine, zerstreut oder in Haufen, daneben zerbrochene Waffen, Gliedmaßen von Pferden, an den Baumstämmen angenagelte Schädel. In den nahen Hainen standen die Altäre, auf denen die Tribunen und Hauptleute hingeschlachtet wurden. Leute, welche die Niederlage überlebt hatten, zeigten die Stelle, wo Varus die erste Wunde erhalten hatte, wo er sich selbst mit unglücklicher Hand den Tod gegeben, wo Arminius seine Völker angefeuert und die römischen Adler und Feldzeichen gehöhnt hatte. Und dann begruben die römischen Soldaten die Gebeine, ohne daß jemand wußte, ob er die Ueberreste von Freunden oder Feinden in das Grab trage, begruben sie voll Traurigkeit und Erbitterung gegen den Feind. Es wurde ein hoher Grabhügel den Verstorbenen errichtet, der Oberfeldherr selbst legte den Rasen zuerst, ein Beweis der Teilnahme an der allgemeinen Trauer.

Lügen haben kurze Beine.

(Schluß.)

Der Zahnarzt präsentierte den versammelten Gymnasiasten triumphierend eine greuliche eiserne Zange, die er mit sichtlichem Behagen auf und zu klappen ließ. „Ich packe damit den Zahn wie in einen Schraubstock, hebe hoch, lasse einen Ruck nach unten folgen — und die Sache ist erledigt,“ sagte er selbstbewußt.

„Ja, der Ruck, der Ruck,“ wimmerte Achill, „wenn dieser Ruck nicht wäre!“



Heimkehr von

usschlacht.

„Ich hätte wahrhaftig nicht gedacht, mein Junge, daß du so weibisch wärest; der alte Achilles dreht sich in seinem Grabe vor Troja um (wenn anders Dr. Schliemann es nicht losgekratzt hat!), wenn er dein Gewimmer hört," sagte der Poet gereizt.

„Ach, so lassen Sie unsern Achilles doch," fiel Bruder Tuck bescheiden ein, „wenn er nun einmal nicht will; er muß ja selbst die Schmerzen tragen." („Die er gut aushalten kann!" setzte er innerlich hinzu.)

„Oh, die Schmerzen haben schon bedeutend nachgelassen," rief Achilles; „in diesem Augenblick sind sie ganz vorbei — ich spüre nichts."

„Kennen wir!" entgegnete der Zahnarzt ironisch; „wenn meine Patienten die Zangen sehen, sind stets alle Schmerzen weg; aber sie kommen wieder, ja, sie kommen wieder, doppelt und dreifach."

Er war offenbar gereizt, daß „kein Geschäft" zu machen war.

„Hätt' ich das gewußt," sagte der Poet — verschluckte aber im Feingefühl seiner zartbesaiteten Dichterseele den Nachsatz, der möglicherweise etwas beleidigend für Achilles geworden wäre. „Kommen Sie, Herr Doktor!" sagte er nach einer kleinen Pause.

Der neue amerikanische Zahnarzt Doktor Mac Sellery packte seine Marterinstrumente ein, grüßte kalt und verließ mit dem Poeten die Bude.

Diesmal aber brach Achilles nicht in ein Gelächter aus. Im Gegenteil, er machte ein verzweifelt ernstes Gesicht, als er sein rotes Schnupftuch in die Tasche steckte. „Lügen haben kurze Beine!" sagte er; „wahrhaftig, sie laufen nicht weit und werden schnell von der Wahrheit eingeholt. Ich bin nahe daran gewesen, für meine Lüge von vorhin einen gesunden Backenzahn zu verlieren. Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären: meine erste Lüge machte eine ganze Reihe neuer Lügen notwendig, als mir der gute Poet und sein gräßlicher Doktor auf die Bude rückten. Hätt' ich dies alles ahnen können — es ist doch nicht gut, daß dem Menschen die Zukunft verborgen ist! — so hätt' ich einfach deine freundliche Einladung, Bruder Tuck, dankend abgelehnt und wär' zum Poeten gegangen, sein fünfaktiges Trauerspiel anzuhören. Gestorben wär' ich wohl nicht davon!"

„Nun, dann kannst du ja immer noch gehen!" erwiderte Tuck gelassen; „du brauchst bloß zu sagen, dein Zahnweh habe sich in Wohlgefallen aufgelöst."

„Nein, lieber Tuck, das werde ich nicht thun! Nachdem ich einmal soweit gegangen, will ich auch die Früchte meiner bösen That genießen: ich komme heute Abend zu deinem Fest — zu deiner Erdbeerbowle!"

„Wirklich?" fragte Bruder Tuck.

„Auf Ehrenwort!" erwiderte Achilles ganz großartig.

„Dann will ich jetzt gehen, da ich Euklid und Schnäuzchen noch einladen muß," sagte Tuck, und die beiden Freunde verabschiedeten sich mit einem gegenseitigen „Prost!"

Nachdem Achilles seine innere Aufregung durch einige Gläser kalten Wassers einigermaßen gedämpft hatte, schrieb er seinen Aufsatz zu Ende und nahm dann seinen Cäsar vor. Er fühlte aber selbst, daß er dabei sehr zerstreut sei und daß die Arbeit nicht wie sonst von der Hand gehen wollte. Alle fünf Minuten lehnte er sich an die Stuhllehne zurück, starrte die gegenüberliegende Wand an und murmelte: „Ich hätte nicht lügen müssen! Mein Gewissen ist beschwert, mein innerer Friede gestört."

Als es sieben Uhr abends war und er mal wieder so saß, kam jemand laut deklamierend die Treppe herauf und im nächsten Augenblick in die Stube herein. Es war der Poet, mit einem zusammengerollten dicken blauen Hefte in der Hand.

„Mein Junge," rief er, „die andern, die heute Abend nach meiner Bude zur Vorlesung kommen wollten, haben abgesagt — natürlich wegen plötzlich eingetretener Hindernisse, sonst würden sie sich den Genuß nicht entgehen lassen — und da dachte ich, weil du doch Zahnweh hast, Achilles, und wahrscheinlich gern zu Hause bleiben willst, ich wollte zu dir gehen und dir deine Einsamkeit durch meinen Cato von Utica erträglich machen. Kommt der Berg nicht zum Propheten, nun, so kommt der Prophet zum Berge. Verzeih, ich will keine Ueberhebung mit diesem Sprichwort aussprechen."

Damit rollte der Poet sein Manuskript höchst feierlich auseinander.

Was war zu machen? Achilles mußte sich in sein Fatum ergeben. Adieu Erdbeerbowle und Feuerwerk, Kasperltheater und Lampions! Also waren alle Lügen und Verstellungskünste umsonst gewesen — dem Helden Achill hatte seine Achillesferse (das Lügen) Verderben bereitet, die Nemesis hatte ihn ereilt!

Mit einem Lächeln wehmütiger Ergebung (der ahnungslose Poet fand dasselbe als Ausdruck der zahnschmerzlichen Stimmung ganz natürlich) setzte sich Achilles in Positur, um das fünfaktige Trauerspiel mit seinen fünfundzwanzig Scenen und dem großen Monolog über sich ergehen zu lassen.

Der Poet räusperte sich, strich sich mit allen fünf Fingern der Rechten durch seine mähnenartigen sammetblonden Haare, ließ seine Blauaugen rollen und begann: „Erster Akt, erste Scene. Der Senat ist in Utica versammelt, Cato tritt auf."

Und nun rollten die Jamben nur so von den Lippen des Poeten. Der Cato, der hier auftrat, war unzweifelhaft ein feuriger Republikaner, aber zugleich auch ein so langstieliger Patron, daß Achilles bei seinen Tiraden nur mit Mühe ein Gähnen unterdrücken konnte. Als Cato rät, die Stadt an Cäsar zu übergeben, denkt Achilles, daß dies auch das Gescheiteste sei. Als Cato seinen Entschluß durchblicken läßt, die Republik nicht zu überleben, tröstet sich Achilles mit dem Gedanken: „Nur voran gemacht, den Dolch oder das Schwert herbei, dann ist das Trauerspiel um so eher zu Ende!" Aber prosit Mahlzeit! Vier lange Akte hindurch bereitet sich Cato auf sein Ende vor, überlegt das Wie, Wo, Was, Warum u. s. w. Dem Lucius Cäsar, einem Verwandten des Diktators

Cäsar, der Cato einer freundlichen Aufnahme beim Sieger versichert, erteilt der eingefleischte Republikaner eine hochtönende Antwort, die der Poet so lang ausgesponnen hat, daß der arme Lucius Cäsar sie unmöglich behalten kann — er müßte denn der berühmteste Mnemotechniker der Welt sein. Im vierten Akte nimmt Cato das historische Bad (selbstverständlich hinter den Coulissen) und speist dann in großer Gesellschaft, wo die Peripatetiker gegen die Lehren der Stoiker krakeelen. Indem Cato nun die Lehren der Stoa verteidigt, verrät er zum so und so vielten Male, daß er entschlossen sei, sich abzumurksen. Achilles denkt: „Der große Republikaner treibt's wie die Leute, die versichern: Ich mach' mich tot — und die's dann erst recht nicht thun!" Aber falsch geschlossen, Achilles! Im fünften Akte hält Cato seinen großen Monolog, der Zeugnis von einer sehr gesunden Lunge ablegt, und stößt sich dann das Schwert unter der Brust in den Leib. Es hätte nicht viel gefehlt, daß der ruchlose Achilles laut ein Deo gratias! gerufen hätte. Mit den Worten Cäsars: „O Cato, ich gönnte dir den Tod nicht, denn du hast mir deine Erhaltung nicht gegönnt!" schließt die Tragödie, fällt der Vorhang, worauf der Poet sein dickleibiges Heft zusammenrollte und mit einem sieghaften Blicke seinen kleinen Vetter Urbanus Uhlenbrok, vulgo Achilles, anschaute.

Selbstverständlich — so sind wir falschen Menschen ja! — erging sich Achilles in schmeichelhaften Ausdrücken des Lobes über die herrliche, unvergleichliche Tragödie, die unzweifelhaft binnen kurzem alle Bühnen der zivilisierten Welt beherrschen, dem Dichter Lorbeeren und Gold in Fülle eintragen werde u. s. w.

Es war neun Uhr abends, als der Poet sich von seinem Vetter verabschiedete, um nach Hause zu gehen.

Kaum war Achilles allein, als er schnell einen reinen Kragen nebst bester Krawatte (dunkelblau mit weißen Sternchen) anlegte: „Noch kann ich ein Stündchen an der Geburtstagsfeier teilnehmen," sagte er sich; „vielleicht daß ich zum Feuerwerk noch zurecht komme."

Damit stülpte er seine Mütze auf den schwarzen Krauskopf und lief aus dem Hause. Freund Tuck wohnte vor dem Ludgerithore, wo seine Eltern eine hübsche Villa besaßen; es war fast eine Viertelstunde dort hinaus. Achilles hielt es daher fürs beste, seine Fortschrittsbeine in Schnellläuferbeine zu verwandeln. Dabei wurde er heiß und rot. Als er kaum das Ludgerithor hinter sich hatte, empfingen ihn ein paar kühle Windstöße, und zwei Sekunden später prasselte einer jener plötzlichen Gewitterregen nieder, die im Juni nichts seltenes sind. „Pech über Pech!" schimpfte Achilles innerlich; „es ist heute aber auch gerade, als ob alle Mächte sich gegen mich verschworen hätten!" Damit lief er unter einen der Kastanienbäume, welche die Landstraße einfaßten. Aber der Kastanienbaum, der unsern Helden unter seinen Schirm nahm, war kein Baobab: er war jung und hatte nur eine bescheidene Krone, die nach fünf Minuten dem Regen keinen Widerstand mehr leisten konnte; in Strömen floß das Naß des Himmels durch Blätter und Zweige — auf das leichte Sommerröckchen unsres armen Achilles! In weiteren fünf Minuten war der junge Held durchnäßt bis auf die Haut. Da sagte er sich, daß er in dieser Verfassung unmöglich in der Gesellschaft erscheinen konnte, und — rannte zähneklappernd nach Hause. —

Am andern Tage erschien Urbanus Uhlenbrok, vulgo Achilles, nicht in der Schule.

Als gleich nach zwölf Bruder Tuck auf Achills Bude lief, fand er den Freund trübselig in einer Ecke sitzen, das Haupt mit einem Tuch umwunden, welches ein Senfpflaster auf der rechten Backe festhielt.

„Potztausend, was ist? Was fehlt dir?" fragte voll Teilnahme der gute Bruder Tuck.

„Zahnweh hab' ich, wahrhaftiges Zahnweh und eine dicke Backe!" ächzte Achilles; „hab' sie mir gestern abend im Platzregen geholt, als ich zu dir wollte. Gestern hab' ich Komödie gespielt, heute steck' ich in der krassen Wirklichkeit. Ja, das Sprichwort hat recht: Lügen haben kurze Beine!"

Der große Birnbaum.

Auf dem Bauernhofe des alten Stelling stand ein großer Birnbaum. Derselbe wurde weithin in der flachen Gegend gesehen, so mächtig war er. Im Frühling glich der Baum mit seinen Tausenden und aber Tausenden weißer Blütenröschen einem riesigen Blumenstrauße, und wenn die Sonne darauf schien, so war es, als ob ein weißes Feuer aus den Zweigen entbrenne. Legionen fleißiger Bienen fanden in den duftigen Kelchen ihre Honigweide und erfüllten die Luft mit einem angenehmen Summen, das wie ferne, verhallende Musik erklang. Wenn die Blüten angesetzt hatten, waren das alte graue, mit grünen Moospolstern bewachsene Strohdach des Bauernhauses, der kleine Garten mit seinen gelben Narzissen, braunen Primelchen und karminroten Tausendschönchen, und der Hof, auf welchem zwischen Wirtschaftsgeräten eine Schar bunter Hühner gackelte und scharrte, von den fallenden weißen Blättchen wie mit Schneeflocken überstreut. Im Herbste leuchteten aus dem dunklen Laube zahllose Früchte, lieblich gelb mit roten Bäckchen; sie waren von dem köstlichsten Geschmacke, so daß sie weithin in der Gegend berühmt waren, und daß die Städter sich, wie man zu sagen pflegt, die Beine abliefen, um für Geld und gute Worte von Stellings Birnen zu bekommen.

An einem schönen Herbstabende, als tausend Purpurwölkchen über den westlichen Himmelsplan verstreut waren, wie die abgefallenen Blätter einer Riesenrose, saß der greise Stelling auf der schlichten Holzbank vor seiner Hausthüre, beide Hände über den Krückstock gefaltet, der ihm beim Gehen diente. Vor ihm hockten auf einem Schiebkarren seine Enkel, zwei frische Knaben, zwei blühende Mädchen. Sie schlugen die scharfen weißen Zähne tapfer in die saftigen Früchte, welche der alte Birnbaum ihnen großmütig vor die in Holzschuhen steckenden Füße

geworfen hatte. Der Großvater sah mit lächelndem Gesichte ihrer Eßlust zu. Dann öffnete er den zahnlosen Mund und sagte: Ich muß euch doch erzählen, liebe Kinder, wie der Birnbaum, dessen Früchte euch jetzt so gut schmecken, hierher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren, als ich gerade vom Militär zurückgekommen war und nach dem Absterben meines lieben Vaters diesen Bauernhof angetreten hatte, stand ich eines Abends an der Stelle, wo jetzt der Birnbaum prangt, wo aber damals nur leerer Boden und ein Zaun war. Ueber den Zaun lehnte ich mich und sprach mit dem reichen Nachbar Schlüter; ich klagte ihm meine Bedrängnis, wie es mir an barem Gelde fehle, um die Steuern und sonstigen Abgaben zu bestreiten. „Ach," sagte ich, „es ist ja nicht viel, was ich verlange: wenn ich nur so ein Vermögen von hundert Thalern hätte, dann könnte ich mir mit den jährlichen Zinsen helfen!"

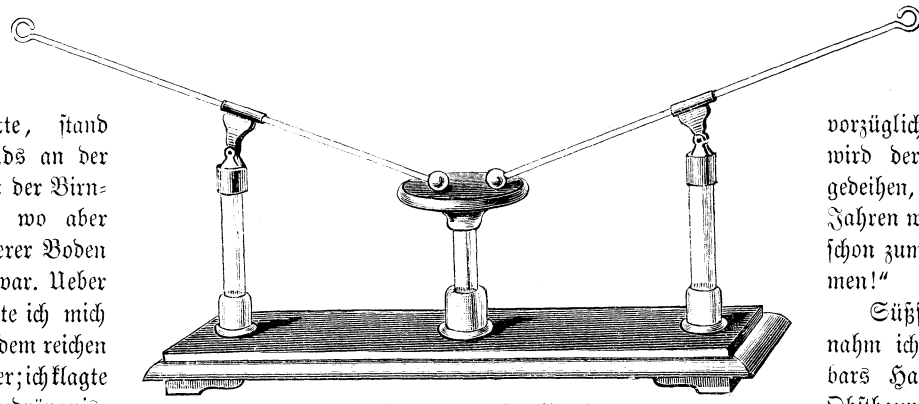


Fig. 16: Henleys allgemeiner Auslader.

Nachbar Schlüter, welcher ein kluger Mann war und sich selbst emporgearbeitet hatte, antwortete: „Zu hundert Thalern, Heinrich, kannst du leicht kommen, wenn du es nur darnach anfängst. Ich weiß, auf der Stelle, wo du stehst, stecken mehr als hundert Thaler in der Erde. Du mußt sorgen, daß du sie herausbringst!" Dabei lächelte er ganz geheimnisvoll.

Ich war damals noch ein thörichter junger Mensch und nahm die Rede meines Nachbars wörtlich. „Wie? sollte Schlüter wissen, daß hier in der Franzosenzeit ein Schatz vergraben ist, der zu Stellings Hof gehört?" fragte ich mich die ganze Nacht, die ich ruhelos auf meinem Lager verbrachte. Die Sache leuchtete mir ein, und am folgenden Tage trug ich heimlich einen scharfen Spaten und eine Hacke hinaus, die ich unter dürrem Reisig nahe dem Zaune versteckte: ich wollte in der Nacht nach dem Schatze graben. Als im Hause alles schlief, stieg ich leise durch mein Kammerfenster und machte mich an die Arbeit. Ich grub und hackte die ganze Nacht im Schweiße meines Angesichts, brachte aber zu meinem Verdruß keinen einzigen Thaler an die Oberwelt. Erst als sich der Himmel im Osten rötete, stellte ich die Arbeit ein. Es blieb mir keine Zeit mehr, das Loch zuzuwerfen. „Mag Nachbar Schlüter es sehen," sagte ich ärgerlich; „der reiche Mann hat mich zum besten gehalten!"

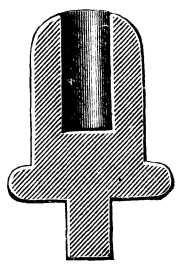


Fig. 17: Verzapfter Sockelfuß für Glasständer.

Als Nachbar Schlüter am hellen Morgen das Loch sah, lachte er so gewaltig, daß er sich beide Seiten halten mußte; dabei zitterte sein gutes, dickes, rotes Gesicht wie ein Pudding von roter Grütze. „Ha, ha, ha, o du einfältiger Heinrich," rief er, „so war mein Rat nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Obstbaum schenken — habe gerade welche aus der Baumschule des alten Lehrers gekriegt —, den setze in das Loch, das du gegraben hast; die Erde ist auf zehn Schritte weit und zehn Schritte tief vorzüglich umrajolt, darin wird der Obstbaum gut gedeihen, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen!"

Süßsauer lächelnd nahm ich aus des Nachbars Hand den jungen Obstbaum und pflanzte denselben ein. Er wuchs, gedieh und wurde zu diesem mächtigen fruchtbaren Birnbaum, den ihr hier täglich vor Augen habt. Die köstlichen Früchte, die er die fünfzig Jahre hindurch getragen hat und auf welche die vornehmen Leute in der Stadt förmlich erpicht sind, haben mir schon weit mehr als hundert Thaler eingebracht — und noch immer ist der Baum ein Kapital, das jährlich seine netten Zinsen abwirft. Ich habe deshalb den Spruch des klugen Nachbars Schlüter nicht vergessen; ihr mögt ihn ebenfalls euch merken:

„Pflanz' einen Baum
Im kleinsten Raum
Und pflege sein:
Er bringt dir's ein!"

Elektrisches Kabinett.

III.

Der elektrische Mörser (Fig. 15) dient dazu, die stark erwärmende, ja zuweilen zündende Kraft des elektrischen Funken zu zeigen. Er besteht einfach aus einem dickwandigen Gefäße, das wir uns vom Drechsler aus hartem Holze drehen lassen. In dieses ragen von außen an zwei sich gegenüberstehenden Stellen zwei Messingdrähte herein. Verschließen wir das Gefäß mit einer lose, aber doch gut aufsitzenden kleinen Kugel von Elfenbein, Holz, Kork oder Holundermark und lassen den Funken einer Leydener Flasche durch das Gefäß schlagen, so erwärmt dieser beim Ueberspringen zwischen den Messingdrähten die Luft im Inneren derartig, daß sie sich stark ausdehnt und die Kugel abwirft.

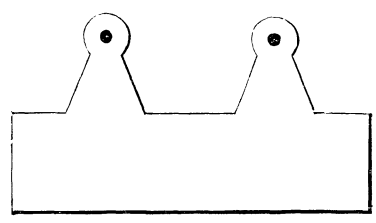


Fig. 18: Teil eines Gelenkes, ausgebreitet.

Wir können auch die Kugel weglassen und ersetzen dann die Luft im Mörser durch ein Gemisch von Antimonchlorid und chlorsauerem Kali zu gleichen Teilen. Wir suchen uns beides in gepulvertem Zustande zu verschaffen, mischen es vorsichtig mit einem Federkiel durcheinander und füllen von der Mischung soviel in den Mörser, bis die beiden Drähte davon bedeckt sind. Lassen wir nun wiederum eine Flasche sich hindurch entladen, so flammt das Pulver auf und verbrennt. Ausdrücklich bemerken wir noch, daß es äußerst gefährlich ist, die beiden Substanzen in einem Gefäße gleichzeitig zu pulverisieren. Können wir sie also nicht gepulvert vorrätig haben, so zerstoßen wir sie jedenfalls jede für sich.

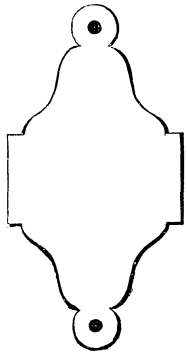


Fig. 19: Teil eines Gelenkes, ausgebreitet.

Ein äußerst wichtiger elektrischer Apparat ist endlich der in Fig. 16 dargestellte allgemeine Auslader von Henley, der bei Anwendung stärkerer Entladungen unentbehrlich ist. Das Fußgestell bildet ein glattgehobeltes Brett von 25 cm Länge, 10 cm Breite und 2 cm Dicke. In der Mitte und an den beiden Enden zapfen wir je eine Holzbüchse ein nach Art der Darstellung in Fig. 17. In ihre $1\frac{1}{2}$ cm weiten Höhlungen werden nun entsprechend dicke Glasröhren eingesetzt und befestigt; die in der Mitte soll 5 cm, die beiden andern je 10 cm lang sein. Die letzteren beiden sind nun mit Gelenkkappen zu versehen. Zu diesem Zwecke schneiden wir die in Fig. 18 dargestellte Zeichnung aus nicht zu starkem Messingblech aus, biegen das Metall cylindrisch zusammen und verlöten die Ränder. Damit haben wir eine solche röhrenförmige Gelenkkappe hergestellt. Der andre Teil des Gelenkes wird nach Fig. 19 ebenfalls aus Messingblech geschnitten, die mittlere Fläche um eine 4 mm dicke Glasröhre gebogen und dann der eine Fortsatz auf den andern gelötet. Nun entfernen wir die Glasröhre und verbinden beide Gelenkteile durch Vernieten zu dem in Fig. 20 abgebildeten Gelenk. Nunmehr sind durch die Röhren 25 cm lange Messingstäbe von 4 mm Dicke zu stecken, die am äußeren Ende ringförmig gebogen sind, an dem ineren Ende aber aufgeschraubte Messingkugeln (13 mm Durchmesser) tragen.

Nun haben wir noch auf dem mittelsten Ständer die hölzerne Tischplatte (Fig. 21) anzubringen, deren Durchmesser $7\frac{1}{2}$ cm betragen mag. Wollen wir ein übriges thun, so mag die Platte auf der Oberseite mit Ebonit ausgelegt werden.

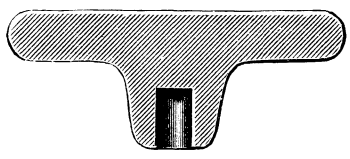


Fig. 21: Die Platte des Tisches.

Der Henleysche Auslader dient zur Ausführung vieler elektrischer Experimente, deren wir zum Schlusse noch einige betrachten wollen. Dabei setzen wir voraus, daß eine Leydener Flasche oder womöglich eine ganze Flaschenbatterie zur Entladung kommt, was am besten durch eine Influenzmaschine erreicht wird. Zunächst seien einige Verbrennungsversuche erwähnt. Wir schneiden aus Stanniol, Gold, Silber und andern Metallen Streifchen, die höchstens 3 mm breit sind. Ein solches Streifchen befestigen wir mit seinen Enden an beiden Messingarmen des Ausladers, indem wir die Kugeln etwas losschrauben, die Streifenenden einschieben und dann die Kugeln wieder festschrauben. Wir leiten nun eine Messingkette von dem einen Arme des Ausladers nach dem äußeren Belege der Leydener Flasche, eine zweite Kette, die von dem andern Arme herkommt, schlingen wir um eine Glas- oder Siegellackstange und bringen sie vermittelst dieser in Berührung mit dem inneren Belege der geladenen Flasche. Der Entladungsfunke geht dann durch den Metallstreifen und verbrennt ihn, wobei eine glänzende Lichterscheinung zu beobachten ist. Die Farbe des Verbrennungslichtes ist je nach dem Metalle verschieden, z. B. bei Silber grün, bei unechtem Blattgold purpurrot u. s. w. — Stellen wir eine Visitenkarte auf den Tisch und legen von beiden Seiten die Kugeln an, so schlägt bei der Entladung der Funke durch den Karton, und das entstandene Loch hat auf beiden Seiten erhöhte Ränder, ein Beweis dafür, daß jede Entladung mit einer Gegenentladung verbunden ist. — Wir drücken ferner die beiden Kugeln auf die Tischplatte nieder und bringen alsdann etwas Werg zwischen dieselben, das wir mit gepulvertem Harz bestreut haben. Dann wird dies bei der Entladung entzündet werden. — Der gewöhnliche Entladungsfunke erscheint zwischen den Messingkugeln violett; ersetzen wir diese aber durch Elfenbeinkugeln, so bietet sich eine karmoisinrote Farbenerscheinung dar, bei silberplattierten Kupferkugeln aber erscheint der Funke grün. — Verschiedene Stoffe, die wir auf die Tischplatte legen und von der Elektrizität durchströmen lassen, nehmen eigentümliche Farben an; so wird Bergkrystall rot, Baryumsulfat und Lompenzucker grün, Kreide orange, und gebrannte Austernschalen zeigen gar sämtliche Farben des Regenbogens.

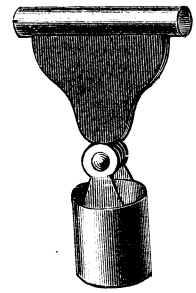
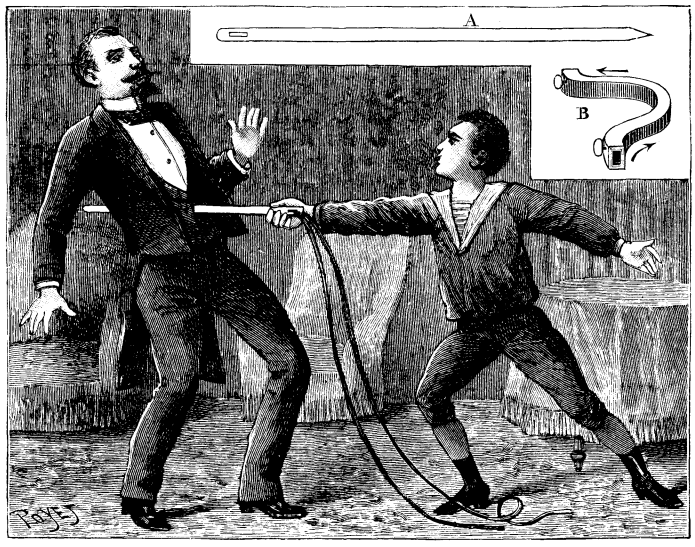


Fig. 20: Das fertige Gelenk.

Der durchbohrte Patient oder der geheilte Magenkrampf.

Auf der Bühne sitzt der Arzt, umgeben von allerlei Instrumenten und Flaschen mit Heilmitteln. Ein Patient erscheint, der sich vor Schmerzen krümmt, da er von einem fürchterlichen Magenkrampf befallen ist. Die übliche Befragung des Patienten beginnt: was er gegessen oder getrunken, ob er sich erkältet hat u. s. w. Der Fall ist verwickelt, so daß der Arzt erst Versuche mit dem Patienten anstellen muß. Er gibt ihm einige Mittel, aber nur schlimmer werden dadurch die Schmerzen. „Da werden wir," sagt endlich der Arzt, „zu einem Radikalmittel schreiten müssen. Der Magen muß mit einer stählernen Nadel durchbohrt und dann durch das darin eingefädelte Band gereinigt werden." Damit ergreift er eine etwa zwei Meter lange feine Klinge, die ein Oehr hat, durch welches ein langes Band gezogen ist. Der

Patient weicht entsetzt zurück, das scheint ihm denn doch noch über den Doktor Eisenbart zu gehen. Erst nach langem Hin- und Herreden und den heiligsten Versicherungen des Arztes, daß das Mittel ihm in keinem Falle schaden werde, willigt endlich der Patient ein. Sowie aber der Doktor das Schwert ergreift und sich anschickt, es dem Patienten in den Leib zu stoßen, reut es diesen wieder. Er faßt es mit den Händen an und sucht den Stoß zu vereiteln, wobei es zu einem von Angstrufen und begütigenden Zusprüchen begleiteten Hin- und Herzerren kommt. Da auf einmal fährt die blanke Klinge dem Patienten durch den Leib, so daß die Spitze auf dem Rücken herauskommt. Rasch springt der Doktor hinzu, zieht die Klinge ganz hindurch, so daß also dem Patienten jetzt das Band durch den Leib geht. Der Doktor zieht auch dieses hindurch und fragt den Patienten, wie er sich befinde. „Geheilt! Der Schmerz wie fortgeblasen, tausend Dank!" ruft dieser aus und zahlt gern die zehntausend Mark, die der Wunderdoktor für seine Kur beansprucht.



Der durchbohrte Patient.

Das Stück übt durch die ängstliche Spannung, die es im Publikum hervorruft, verbunden mit den dabei vorkommenden hochkomischen Auftritten eine Wirkung aus, wie kaum ein zweites. Niemand kann sich die Sache erklären. Wäre der Zusammenhang bekannt, so wäre auch die Illusion zerstört und das Publikum wäre dann auch nicht für die Vorstellung zu haben. Fast möchten wir diesen Zusammenhang daher auch den Kameraden vorenthalten, und nur die Voraussetzung, das der eine oder der andre das Stück mal selbst in Scene setzen möchte, veranlaßt uns, ihn zu verraten. Daß hier eine Täuschung vor sich geht und keine Hexerei im Spiele ist, wird sich ja jeder bei einiger Ueberlegung schon selbst sagen können, es kommt nur auf das Wie an, und darin liegt das Geheimnis.

Die Lösung des Rätsels ist, wie bei den meisten Zauberkünsten, eine höchst einfache und beruht in der Vorrichtung, die oben rechts auf der Abbildung dargestellt ist. Es ist ein hohler Halbgürtel von Blech, den der Künstler dem Patienten unter der Weste anlegt. Den beiden Oeffnungen des Halbgürtels entsprechen zwei Knopflöcher in der Kleidung des Patienten, eines vorne und das andre hinten, damit die Klinge glatt durchdringen kann. Da diese sehr fein und daher in entsprechender Weise biegsam ist, so schmiegt sie sich ohne Schwierigkeit der Krümmung des Halbgürtels an. Wir sagten oben, daß der Patient sich gegen den Arzt gewehrt habe, als dieser mit dem Schwerte auf ihn losgekommen, und die Klinge mit den Händen festgehalten habe. In Wahrheit thut er dies aber nur, um die Klinge in das Knopfloch einzuführen, worauf diese dann ungehindert ihren Weg durch den Halbgürtel, scheinbar aber durch den Leib, nehmen kann. Da sich aber die Klinge auf diesem Weg durch die Krümmung verkürzt, oder verkürzt erscheint, so muß das Hindurchziehen durch den Leib möglichst rasch geschehen, damit niemand auf diese Verkürzung aufmerksam wird und Verdacht schöpft.

Logogriph.

Mit f und e
Wohnt's wo die See
Mit schlimmer Not
Das Land bedroht
Und schaumgekrönt
Im Sturme stöhnt.
Mit t und t
Liegt's an der See
Als Häusermeer
Am Strand umher,
Wo, warm umweht,
Der Lorbeer steht.

Logogriph.

Mit rundem s am Schluß
Fliegt's gern uns zum Verdruß,
Mit lästigem Gebrumm
Um unsern Kopf herum.
Doch steht st am End',
So dient's im Regiment
Und ruft mit lautem Klang
Zum ersten Waffengang.

Aenigma trisyllabum.

Prima cibos condit: quae restant undique versus
Ducunt per terras multivagos homines.
Nascitur in pratis totum, zephyrique tepentes
Caeruleos flores leniter usque movent.

Auflösung des Logogriphs auf Seite 28.

„Kammrad, Kamerad."

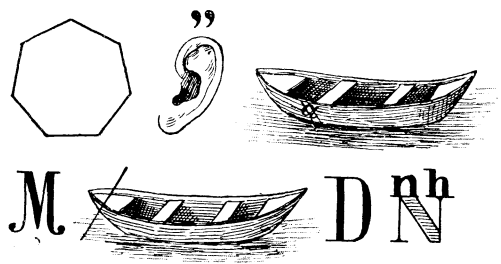
Auflösung des Logogriphs auf Seite 28.

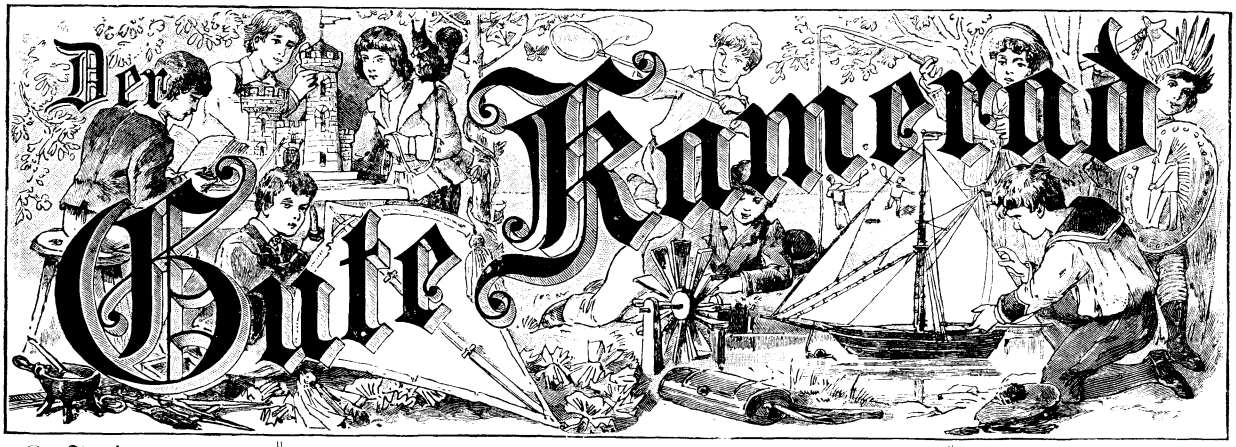
„Weinberg, Weinsberg."

Auflösung des Schieberätsels auf Seite 28.

G e **w** i m **m** e r
S u e z k **a** n a **l**
S **ch** m i **e** d e i s e n
H i n **t** e r **h** a u s
H **a** g e **l** w e t t e r
A **m** a l **i** e
O b e **r** g e **w** a l t
H e i **l** m e t h o d e
T a f **e** l t **r** a u b e
E **i** n b **a** n d
S t e i **n** e r **k** e r

Rebus.





8. Jahrgang.
№ 4.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Buttler war so sicher, das Ziel zu treffen, während Sam natürlich wieder danebenschießen würde, daß er diesmal noch kürzer zielte als vorher. Oder regte ihn die Höhe der Summe auf, kurz und gut, seine Kugel kam neben, zwar hart aber doch neben dem Papiere in die Mauer zu sitzen. Das raubte ihm aber nicht die gute Laune, denn sein Gegner traf jedenfalls nicht so nahe an das Ziel. Im schlimmsten Falle konnte es zum Stechen kommen, und da war ihm der Sieg dann sicher.

Jetzt zielte Sam, aber wohin? Nach der Mauerecke, wohin er bisher stets getroffen hatte und wo von ihm, außer dem ersten Schusse, Kugel auf Kugel saß.

„Was fällt Euch ein, Mr. Grinell," rief Buttler erstaunt, „Ihr zielt ja nach der Ecke!"

„Versteht sich ganz von selbst," antwortete der Kleine getrost.

„Warum denn aber?"

„Habe erst jetzt mein Gewehr begriffen."

„Wieso?"

„Scheint seinen eigenen Willen, seine Launen zu haben. Ziele ich nach dem Papiere da oben in der Mitte, so geht die Kugel da hinunter in die Ecke. Ziele ich aber nach der Ecke, so wird sie wohl hinauf nach dem Papiere fliegen."

„Das ist Verrücktheit!"

„Nicht von mir, sondern von der Flinte. Paßt 'mal auf!"

Er drückte ab, und die Kugel saß — — ganz genau in der Mitte des Zieles.

„Seht Ihr nun, daß ich recht hatte!" lachte der Kleine. „Gewonnen! Gebt die hundert Dollar heraus, Mr. Buttler!"

Die Summen waren noch nicht gesetzt worden. Buttler zögerte, der Aufforderung Folge zu leisten; es kam ihm der Gedanke, die Zahlung zu verweigern; dann aber hatte er einen Einfall, den er für besser hielt; er zog also die Goldstücke aus seiner Tasche, gab sie Sam und sagte: „Halten wir auf?"

„Wie Ihr wollt."

„Oder setzen wir noch einmal?"

„Meinetwegen!"

„Aber nicht hundert, sondern zweihundert!"

. . . „Darf ich erfahren, wer Sie sind?" — „Ich bin der Kantor emeritus Matthäus Aurelius Hampel aus Klotzsche bei Dresden. . . ."

„Sir, das ist zu viel!“

„Für mich nicht. Oder habt Ihr Angst bekommen?“

„Angst? Fällt mir nicht ein!“

„Also zweihundert; aber gleich gesetzt!“

„Gut! Da mein Kamerad Mr. Berry mag den Unparteiischen machen und das Geld verwahren, und wir nehmen ein neues Papier mit einem Punkte genau in der Mitte. Wessen Kugel diesem am nächsten sitzt, der hat gewonnen.“

„Einverstanden,“ erklärte Buttler; „aber wir schießen nicht auf zwei- sondern auf dreihundert Schritte!“

„Da treffe ich nichts!“

„Ist auch nicht nötig. Vorwärts, Mr. Grinell, zweihundert Dollar heraus!“

Sam gab Dick Stone das Geld. Buttler schien nicht mehr so viel zu besitzen, denn er ging zu mehreren seiner Gefährten, um sich von ihnen aushelfen zu lassen. Als er die Summe beisammen hatte, gab er sie auch an Dick, welcher sehr wohl wußte, weshalb ihn Sam als Unparteiischen vorgeschlagen hatte. Nachdem ein neues Papier angeklebt worden war, zählte man dreihundert Schritte ab, und Buttler machte sich zum Schusse bereit.

„Ziele besser als vorhin!“ rief ihm einer seiner Männer zu.

„Schweig!“ antwortete er zornig. „Ein Schneider sticht mich nicht aus!“

„Vorhin aber doch!“

„War nur Zufall, weiter nichts.“

Er zielte diesesmal doch viel länger und sorgfältiger als vorher. Sein Schuß traf das Papier, wenn auch nicht den Mittelpunkt desselben.

„Prachtschuß, Hauptschuß, famoser Schuß!“ belobten ihn seine Gefährten.

Er nickte siegesgewiß dazu und hielt es für unter seiner Würde, auf Sam nun acht zu geben. Dieser stand bereit zum Schusse und rief seinem Gegner zu: „Mr. Buttler, macht einmal die Augen auf!“

„Warum?“

„Ich werde diesmal grad den Punkt in der Mitte treffen.“

„Bildet Euch das nicht ein! Ihr könnt ihn in dieser Entfernung gar nicht sehen und kaum das Papier erkennen.“

„Ist auch nicht nötig, denn ich habe ihn doch nicht zu sehen, sondern zu treffen. Paßt auf, eins — zwei — drei!“

Bei eins stellte er sich in Positur, bei zwei legte er an, und bei drei krachte sein Schuß. Ein zwölf- oder dreizehnstimmiger Ruf des Schreckens oder des Aergers folgte; er hatte wirklich den Mittelpunkt getroffen. Dick Stone eilte zu ihm, hielt ihm das Geld hin und sagte: „Nimm rasch, alter Sam, sonst bekommst du es dann nicht!“

„Well, würden mir es später aber doch noch geben müssen.“

Er steckte es ein und schritt dann der Hütte zu.

„Ein unbegreifliches, ein verdammtes Glück ist das!“ rief ihm Buttler zornig entgegen. „So ein Zufall ist noch gar nicht dagewesen!“

„Bei mir allerdings noch nicht,“ gestand Sam ein, und zwar ganz der Wahrheit gemäß, denn er war ein so vortrefflicher Schütze, daß er keines Zufalles bedurfte. Buttler aber nahm diese Worte in andrem Sinne und sagte: „So gebt das Geld wieder heraus!“

„Herausgeben? Warum? Aus welchem Grunde?“

„Weil Ihr soeben zugegeben habt, daß das Ziel nicht von Euch, sondern durch den Zufall getroffen worden ist.“

„Schön! Aber der Zufall hat sich meiner Hand und meiner Flinte bedient; er hat das Ziel getroffen, also die Wette gewonnen; ihm gehört das Geld, und ich werde es ihm geben, sobald ich ihm zum nächstenmal begegne.“

„Das soll wohl ein Witz sein, Sir?“ fragte Buttler drohend, und zugleich bildeten seine Leute einen engen Kreis um ihn und Sam.

Dieser letztere zeigte nicht die mindeste Besorgnis, sondern antwortete ruhig: „Sir, Schneider pflegen keine Witze zu machen, wenn es sich um Geld handelt. Es ist mein Ernst. Wollen wir weiter schießen?“

„Nein; ich habe mit Euch, aber nicht mit Eurem Zufalle wetten wollen. Ist Euch derselbe immer so günstig?“

Er gab seinen Gefährten einen verstohlenen Wink, auf Feindseligkeiten zu verzichten; Sam bemerkte denselben aber doch und antwortete: „Stets, nämlich wenn es sich der Mühe lohnt, eines lumpigen Dollars wegen aber nicht; da geht meine Kugel lieber in die Ecke.“

Eben wollten sie sich um diese Ecke wenden, um nach der vorderen Seite des Hauses zurückzukehren, als ihnen jemand entgegenkam. Dieser Jemand war — Sam Hawkens Maultier, dessen Kopf neugierig nach seinem Herrn auszublicken schien. Buttler, welcher vorangegangen war, stieß mit dem Tiere fast zusammen.

„Häßliches Vieh!“ rief er aus, der Mary einen Faustheb gegen den Kopf gebend. „Ist ein wahres, richtiges Schneiderpferd! Einem andern könnte es im ganzen Leben nicht einfallen, sich auf eine solche Bestie zu setzen!“

„Sehr richtig!“ stimmte Sam bei. „Nur fragt es sich, warum?“

„Warum? Aus Abscheu natürlich! Was denn sonst?“

„Es läßt sich gut sagen, aus Abscheu, wenn der Grund wo ganz anders liegt.“

„Wo soll er denn liegen?“

„Im Unvermögen.“

„Wieso? Wie meint Ihr das? Wollt Ihr etwa sagen, daß man Euern Ziegenbock nicht reiten könne?“

„Das behaupte ich nicht, Sir; ich wollte nur soviel sagen, daß ihn nur ein sehr guter Reiter besteigen kann.“

Er sagte diese Worte in einem so eigenartigen Tone, daß Buttler rasch frug: „Meint Ihr etwa, daß ich kein guter Reiter bin, daß ich mit Eurer Bestie nicht fortkäme?“

„Das ist nicht meine Meinung gewesen, Sir, obgleich sehr zu erwarten steht, daß es Euch binnen einer Minute abwerfen würde.“

„Mich? Den besten Reiter zwischen Frisco und New Orleans? Ihr seid verrückt!“

Sam maß ihn mit einem neugierigen Blicke vom Kopfe an bis zu den Füßen herab und fragte dann in ungläubigem Tone: „Ihr der beste Reiter? Das glaube ich nicht. Ihr seid nicht zum Reiter gebaut; dazu sind Eure Beine zu lang."

„Nicht zum Reiter gebaut!" lachte Buttler auf. „Was will ein Schneider vom Reiten verstehen! Als Ihr vorhin hier ankamt, hingt Ihr auf Euerm Viehzeuge wie ein Affe auf dem Kamele, und da wollt Ihr vom Reiten sprechen? Laßt Euch nicht auslachen! Euer Maultier nehme ich so zwischen die Schenkel, daß es binnen fünf Minuten zusammenbricht!"

„Oder Euch binnen einer Minute herunterwirft!"

„Sagt Ihr das wirklich im Ernste?"

„Yes."

„Wollen wir wetten?"

„Ich setze zehn Dollar!"

„Ich auch!"

„Daß es mich nicht herunterwirft!"

„Und ich behaupte dies aber!"

„Gut, fertig, zehn Dollar heraus!"

Sam zog das Geld hervor und gab es Dick Stone wieder. Buttler borgte es sich von seinen Gefährten und gab es dann auch an Dick. Lieber hätte er es einem seiner Leute anvertraut, wollte aber keinen Verdacht erwecken.

„Eine miserable Wette!" sagte der Wirt zu ihm. „Um zehn Dollar zu gewinnen, auf ein solches Scheusal steigen! Diesmal aber werdet Ihr sicher gewinnen."

Buttler nahm die alte Mary beim Zügel und führte sie von der Ecke fort nach dem vor dem Hause liegenden freien Platz.

„Also binnen einer Minute herunter!" rief er Hawkens zu. „Sitze ich dann noch darauf, habe ich gewonnen."

„Darf ich mit dem Tiere reden?" fragte Sam.

„Warum nicht? Redet mit ihm, pfeift mit ihm oder singt mit ihm, ganz wie Ihr wollt!"

Es hatten sich zwei Gruppen gebildet. Auf der einen stand Sam mit Dick und Will, auf der andern der Wirt mit den Leuten Buttlers. Dieser letztere stieg auf. Das Maultier ließ es sich ruhig gefallen und stand still und unbeweglich, als ob es aus Holz geschnitzt sei. Da sagte Sam: „Bocke ihn ab, meine gute Bucking-Mary!"

Augenblicklich machte das Maultier einen runden, hohen Katzenbuckel, ging mit allen Vieren in die Luft, streckte sich da aus und kam mit dem Reiter zu gleicher Zeit wieder auf dem Erdboden an; es stand auf derselben Stelle, Buttler aber saß nicht mehr im Sattel, sondern neben der Mary unten auf dem Boden. Seine Leute schrieen überrascht auf; er sprang empor und rief ergrimmt: „Dieses Vieh ist des Teufels! Erst steht es fromm wie ein Lamm, und dann geht es ganz plötzlich wie ein Ballon in die Luft!"

„Da wäre es besser, Ihr wäret Luftschiffer anstatt Reiter; das Geld ist mein," antwortete Sam, indem er es einstrich.

„Zum Henker! Ich weiß nicht, ob ich richtig verstanden habe. Sagtet Ihr dem Tiere nicht, daß es mich abbocken solle?"

„Yes."

„Sir, das verbitte ich mir!"

„Pshaw! Ihr habt gesagt, daß ich mit ihm reden kann, ganz wie ich will."

„Aber zu meinem Schaden!"

„Nein, sondern zu Eurem Nutzen. Ihr braucht ja nur zu hören, was ich sage, so wißt Ihr, was das Tier thun wird und wie Ihr Euch dagegen zu verhalten habt, wenn Ihr ein so guter Reiter seid, wie Ihr vorhin sagtet."

„Well, so werde ich das nächstemal sicher gewinnen; ich lasse mich nicht wieder herabbocken. Setzt Ihr noch einmal zehn Dollar?"

„Gern."

Buttler borgte sich das Geld zum zweitenmal, gab es Dick und sagte zu Sam, indem er wieder aufstieg: „Nun, sagt dem Racker doch wieder, was er thun soll!"

Sam lachte kurz und lustig auf und rief dem Maultier zu: „Streif ihn ab, meine liebe Striping-Mary!"

Die Mary setzte sich augenblicklich in galoppierende Bewegung, gegen welche keine Bemühung Buttlers etwas half, schlug einen Bogen nach der unteren Hausecke zu und rannte, bei derselben angekommen, nach der oberen Ecke hin, und zwar so eng an der Mauer, daß das rechte Bein Buttlers an der Ecke hängen blieb und er, wenn er sich dasselbe nicht arg zerschinden oder gar brechen lassen wollte, aus dem Sattel mußte; er wurde „abgestreift" und kam wieder auf die liebe Erde zu sitzen.

„Alle neunundneunzigtausend Teufel!" schrie er wütend, indem er sich erhob und sein Knie befühlte. „Diese Bestie ist ein wahres Höllenvieh. Ich war natürlich auf das Abbocken gefaßt. Wie könnt Ihr ihm da befehlen, daß es mich abstreifen soll?"

Diese Frage galt Sam, welcher antwortete: „Es ist ausgemacht worden, daß ich mit dem Maultiere sprechen, pfeifen oder auch singen kann, ganz wie es mir beliebt. Daran halte ich fest. Das Geld ist mein."

Er strich es ein. Buttler hinkte zum Wirte hin und sagte halblaut zu ihm: „Gib mir zwanzig Dollar! Meine Leute haben nichts mehr."

„Wollt Ihr wieder wetten?" fragte der Irländer.

„Natürlich!"

„Ihr werdet abermals verlieren!"

„Jetzt ganz gewiß nicht wieder!"

„Und wenn aber doch? Von wem bekomme ich dann mein Geld?"

„Von mir, Halunke, von mir!"

„Aber wenn?"

„Bis morgen früh."

„Morgen früh? Wenn er Euch alles abgenommen hat?"

„Dummkopf! Das ist nur geborgt. Meine Leute würden wohl nicht so ruhig zusehen, wenn sie nicht wüßten, daß ich morgen früh wieder nicht nur zu meinen Verlusten bin, sondern noch viel mehr habe."

„Ah, die zweitausend Dollar dieses Schneiders?“

„Yes.“

„Nehmt Euch in acht, Sir! Dieser Kerl ist doch nicht ganz so dumm, wie wir gedacht haben.“

„Pshaw! Alles Zufall!“

„Mit dem Schießen, ja; aber das mit dem Maultiere wohl nicht.“

„Auch das! Das Tier ist ein altes, ausrangiertes Zirkusvieh, welches er für einige Dollar erhalten hat. Es kann diese beiden Kunststücke; das ist alles, Zufall, nur Zufall. Also her mit dem Gelde! Ich muß einstweilen wenigstens die letzten zweimal zehn Dollar wieder haben.“

. . . Die Kraft des Tieres ist so gewaltig, daß Don Ramudo de Calibrados hintenüber fällt und, so lang er ist, die Erde bedeckt. . . .

Als ihm der Wirt das Geld aus dem Hause geholt hatte, rief er Sam Hawkens zu: „Wettet Ihr noch mal mit?“

„Ja, doch nun zum letztenmal.“

„Einverstanden; aber um zwanzig Dollar!“

„Yes.“

„Da ist das Geld. Dazu gebe ich die heiligste Versicherung, daß mich Euer Scheusal jetzt nicht herunterbringt, es kann machen, was es immer will.“

Er stieg auf, nahm die Mary kurz in die Zügel und fest zwischen die Schenkel und horchte zu Sam hin, was dieser befehlen würde, ob abbocken oder abstreifen. Der Kleine aber gebot keins von beiden, sondern rief: „Wälze ihn ab, meine liebe Rolling-Mary!“

Das Maultier warf sich augenblicklich nieder und rollte sich wie eine Walze auf dem Boden hin. Wenn Buttler sich nicht alle Glieder zerquetschen oder gar zerbrechen lassen wollte, mußte er die Zügel fahren lassen und die Füße aus den Steigbügeln nehmen. Kaum fühlte die Mary, daß sie ihn los war, so sprang sie auf, trabte zu ihrem Herrn hin, stieß ein triumphierendes Geschrei aus und rieb ihr Maul an seiner Schulter.

Buttler erhob sich langsam vom Boden, befühlte und betastete sich oben und unten, hinten und vorn und machte ein ganz unbeschreibliches Gesicht. Er war wütend über die mehrfache Blamage, welche er erlitten hatte, und wollte sich dies doch nicht merken lassen. Dazu schmerzten ihn alle seine Knochen und Muskeln, denn er hatte unter der Mary wie unter einer Drehrolle gelegen.

„Beliebt es Euch vielleicht, noch einmal zu wetten?“ rief ihm Sam Hawkens zu.

„Geht zum Satan, sowohl mit Eurem Zufalle wie mit Eurer schändlichen Bestie!“ antwortete der Gefragte, indem er sich niedersetzte.

„Habe mit dem Satan keine Geschäfte, Mr. Buttler, werde also dahin gehen, wohin es mir gefällt.“

„Nach Prescott doch?“

„Yes.“

„Schon heut?“

„Nein. Werden heut hier in San Xavier del Bai bleiben.“

„Habt ihr euch schon nach einem Obdache umgesehen?“

„Nein. Ist nicht nötig; werden im Freien schlafen.“

„Habt ihr zu essen?“

„Noch nicht. Dachten hier was zu bekommen.“

„Damit steht es schlimm. Es ist nichts mehr zu haben. Ihr könnt euch also nur dann satt essen, wenn ihr unsre Gäste sein wollt. Seid also klug, und nehmt meine Einladung an!“

„Thue es hiermit, Sir. Wann werdet ihr speisen?“

„Wenn das Fleisch angekommen ist. Ich werde euch benachrichtigen.“

Damit waren die Wetten beendet und war auch das Gespräch vorüber. Die beiden Gruppen hielten sich nun jede wieder für sich selbst.

„Hast ein famoses Geschäft gemacht!“ sagte Dick Stone zu Sam. „Wollte, ich wäre an deiner Stelle!“

„Ist gar nicht nötig, denn wir teilen natürlich, wenn ich mich nicht irre. Halten uns wahrhaftig für Schneider, hihihihi! Und Buttler heißt der Kerl!“

„Sind also die zwölf Finders. Schlechte Gesellschaft das, zum Abendessen!“

„Hätte nicht notwendig gehabt, ihre Einladung anzunehmen; haben ja in unsren Satteltaschen noch Proviant für einen ganzen Tag, was ganz gut bis Tucson reicht; hege aber meine gute Absicht dabei. Will sie nämlich festnehmen.“

„Ohne Kampf?“

„Ohne.“

„Aber wie?“

„Das wird sich finden.“

„Hätten wohl lieber fortreiten sollen von hier; ist ein sehr gefährliches Plaster für uns, das hiesige.“

„Wieso?“

„Werden dir den Gewinn natürlich wieder abnehmen wollen, und wenn nicht mit List, dann mit Gewalt. Wohl nur deshalb sind wir zum Essen geladen worden.“

„Versteht sich am Rande des Teiches. Soll ihnen aber schwer werden. Fürchte mich nicht vor ihnen, besonders da ich gesehen habe, wie leicht sie sich nasführen lassen. Uns für Schneider zu halten, uns, das Kleeblatt!“

„Haben sogar von diesem Kleeblatte gehört und uns einen Augenblick lang wirklich für dasselbe gehalten!“

„So daß Buttler euch die Köpfe untersuchte. Hätte der Kerl auf dem meinigen eine Entdeckungsreise unternommen, so wäre es ihm nicht länger in den Sinn gekommen, ein Kleeblatt für drei Schneider zu halten, hihihihi! Besaß einst auch mein eigenes Haar mit samt der Haut, an welche es gewachsen war, habe es von Kindesbeinen an ehrlich und mit vollem Rechte getragen, und kein Advokat hat es gewagt, es mir streitig zu machen, bis so ein oder zwei Dutzend Pawnees um mich waren, und mir das Fell bei lebendigem Leibe vom Kopfe schnitten und rissen. Bin dann nach Tekania gegangen und habe mir eine neue Haut gekauft; nannten es Perrücke und kostete mich drei dicke Bündel Biberfelle, wenn ich mich nicht irre. Schadet aber nichts, denn das neue Fell ist zuweilen praktischer als das alte, besonders im Sommer; kann es abnehmen, wenn mich schwitzt und es waschen und kämmen, ohne mich auf den Kopf zu kratzen. Und wenn abermals ein Roter meinen Skalp verlangen sollte, so kann ich ihm denselben verehren, ohne daß es ihm vorher Mühe und mir Schmerzen macht.“

„Und wie albern,“ fiel Will Parker ein, „daß sie wirklich glaubten, wir wollten droben am Gila Biber, sogar graue Bären fangen!“

„War gar nicht so albern, wie du denkst,“ erklärte Sam. „Haben ja sehr deutlich gesehen, daß du ein Greenhorn bist, und einem solchen ist eben alles zuzutrauen, auch daß er auf einem Heuboden Seehunde und Walfische fangen will. Sprachen davon, daß sie Fleisch erwarten. Wo sie es herbekommen? Ob etwa von Tucson? Ist kaum zu glauben. Wahrscheinlich auch ein Gaunerstreich. Werden es sich stehlen wollen — — behold, da kommen sie gezogen; werden sie also nun wohl kennen lernen.“

Er deutete nach vorn, wo auf dem freien Platze ein großer, langer, mit vier Ochsen bespannter Blahewagen erschien, dem noch drei andre folgten. Ein sehr gut bewaffneter Reiter ritt voran, das war der Scout. Neben den Wagen ritten zwei Knaben oder Jünglinge, welche auch Messer, Revolver und Doppelbüchsen trugen. Die Ochsentreiber waren nicht beritten. In zweien der Wagen gab es Insassen; man sah sie neugierig unter der Blahe hervorblicken.

Der Scout hatte wohl die Absicht gehabt, hier halten zu lassen; aber als er die Gesellschaft vor der Schnapsschänke erblickte, verfinsterte sich sein Gesicht, und er ritt weiter; die Wagen folgten ihm natürlich.

„Verdammt!“ sagte einer der Finders mit unterdrückter Stimme zu dem Wirte. „Da scheint aus dem Braten heut abend nichts zu werden.“

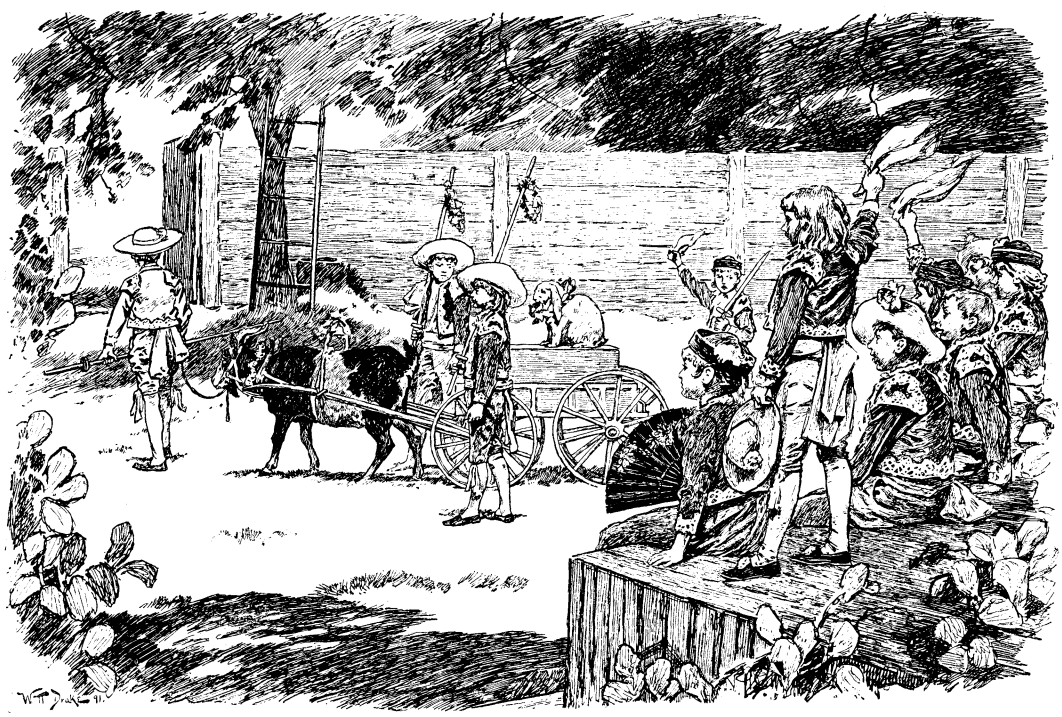
„Warum nicht?“

„Weil sie weiterfahren. Wer weiß, wie weit von hier sie dann halten.“

„Werden nicht weit kommen. Man sah, daß die Ochsen müde waren. Hast du das Gesicht des Scout bemerkt?“

„Nein.“

„Es verfinsterte sich, als er euch erblickte. Es ist in ihm Verdacht gegen euch entstanden, weil ihr ihn zu weit ausgefragt habt. Er hätte wohl hier Lager gemacht und ist nur euretwegen wieder fort, weit aber keineswegs, wohl nur bis ans Ende des Ortes, wo es Gras für die Rinder gibt.“



. . . Auf der Tribüne nehmen die Granden Platz und sie wehen mit Tüchern, schwenken die Hüte und rufen „Hoch!“ . . .

„Ich werde einmal nachsehen.“

„Thu das nicht. Wenn er dich sieht, wächst sein Mißtrauen.“

„Das ist richtig,“ bestätigte Buttler. „Wir müssen warten, bis es dunkel geworden ist; dann gehe ich selbst mit einigen von euch ihnen nach. Sie werden ihre

Ochsen frei grasen lassen; wir führen einen von denselben fort und schlachten ihn."

„Und werdet entdeckt!" warf der Wirt ein.

„Was nennst du entdeckt? Wenn jemand kommt, so sitzen wir bei dir und essen gebratenes Rind; das ist alles. Der fehlende Ochse aber liegt weit draußen vor dem Dorfe, zwar erstochen und angeschlachtet, aber wer will beweisen, daß wir die Thäter sind?"

„Wir essen grad das Stück Fleisch, welches an dem toten Ochsen fehlt!"

„Das ist kein Beweis, denn wir haben es soeben von einem unbekannten Roten gekauft. Und will man uns trotzdem noch weiter belästigen, so haben wir Gewehre und Messer, uns jeden Lästigen vom Halse zu schaffen."

„Die drei Schneider da drüben essen mit?"

„Ja. Weißt du, Paddy, was für einen Gedanken ich habe?"

„Nun?"

„Wir machen sie betrunken."

„Um sie dann — — —?"

„Ja, um sie dann — — — ganz so, wie du meinst."

„Bei mir im Hause?"

„Ja, drin in der Stube. Hier im Freien wäre es unmöglich. Man könnte versteckte Zeugen haben."

„Aber es ist für mich höchst gefährlich, eine solche That in meinem Hause, in meiner Stube geschehen zu — — —"

„Schweig! Du bekommst von dem, was wir bei den Kerls finden, dreihundert Dollar; das ist genug für die kleine Belästigung — bist du einverstanden?"

„Ja, denn ich sehe, es geht nicht wohl anders. Aber ich befürchte, daß sich die Kerls schwer berauschen lassen werden."

„Leicht, sehr leicht im Gegenteile. Hast du nicht gesehen, daß sie deinen Schnaps wegschütteten?"

„So etwas sieht jeder Wirt!"

„Daraus folgt doch, daß sie keine Schnapstrinker sind und also nichts vertragen können. Nach einigen Gläsern werden sie toll und voll betrunken sein."

„Ich bin der Ansicht: Daraus folgt, daß sie keine Schnapstrinker sind und also keinen trinken werden. Wie wollt ihr sie da betrunken machen?"

„Hm, auch das wäre möglich. Hast du denn gar nichts andres als nur Schnaps?"

Der Wirt machte ein Gesicht, welches pfiffig sein sollte, und antwortete: „Für gute Freunde und wenn es ehrlich bezahlt wird, habe ich irgendwo ein Fäßchen sehr hitzigen Kalientewein aus Kalifornien liegen — — —"

„Kalientewein? Alle Wetter, den mußt du schaffen!" fiel Buttler ein. „Ein einziger Liter davon wirft die drei Schneider um, und für uns wird dieser Kaliente eine wahre Wonne sein. Wieviel soll er kosten?"

„Vierzig Liter sechzig Dollar."

„Etwas teuer, aber einverstanden. Du bekommst also dreihundertsechzig Dollar von dem, was uns die nächste Nacht einbringt."

„Warum wollt ihr solche Umwege mit diesen Schneidern machen, Sir? Sie einladen, mit ihnen essen, sie unterhalten, dann berauschen und so weiter? Gibt es denn keinen kürzern und bessern Weg?"

„Das sehr wohl; aber Paddy, ich will dir sagen: Es liegt in dem Habitus dieser drei Männer so ein Etwas, was mich nicht so ganz an die Schneider glauben läßt. Ich habe es mir überlegt. Die Schüsse, welche der Kleine gethan hat, sind Meisterschüsse gewesen, sogar die ersten Fehlschüsse. Wir sehen ihn nach dem Papiere zielen, und doch hat er mit einer blitzschnellen Bewegung des Gewehres, welche wir gar nicht bemerkt haben, genau Kugel auf Kugel in die Ecke geschickt. Schau hin, wie sie da sitzen! Sie sahen nicht ein einziges Mal her, o bewahre; aber ich sage dir, daß sie trotzdem alles so genau wissen, als ob sie ihre Augen immerwährend hierher richteten. Ich kenne diese maskierten Späherblicke. Und ihre Haltung! Als ob sie jeden Augenblick bereit wären, ihre Revolver abzudrücken. Hätte einer von ihnen eine Perücke aufgehabt, so würde ich jetzt darauf schwören, daß sie das gefürchtete ‚Kleeblatt' sind. Und auch trotzdem, daß sie es nicht sein können, müssen wir uns vorsehen. Ueberfallen, überrumpeln lassen die sich nicht so leicht, wenigstens nicht ohne daß sie blitzschnell mit ihren Messern und Kugeln zur Hand sind."

„Aber zwölf oder gar dreizehn gegen drei; da muß der Ausgang doch wohl sicher sein!"

„Allerdings; aber von den zwölf, also von uns, werden dabei sicher einige getötet oder gar verwundet. Eine Betäubung durch einen tüchtigen Rausch ist da das sicherste und ungefährlichste — — —"

(Fortsetzung folgt.)

Hurra, der Herbst!

Heisa, hurra, der Herbst ist da!
Schon steht er vor dem Thor;
Ein Federstutz am Jägerhut,
Ein Sträußlein aus dem Rohr.
Und wo er geht, da weckt er bald
Der Farben Zaubermacht;
Kein Schatten und kein kalter Hauch,
Wo nur sein Auge lacht.
Die Dahlien glühn wie Purpursamt,
Die Hopfenranke schwankt,
Im goldgesäumten Scharlachkleid
Die wilde Rebe rankt.
Ein Maler und ein Jägersmann
Ist Meister Herbst zugleich,
Der Frühlingslust und Sommerpracht
Vereint in seinem Reich.
Kaum merkt man's, daß den Blütenschmuck
Der Rosenstrauch verlor:
Heisa, hurra, der Herbst ist da,
Schon steht er vor dem Thor!

Eine Hasengeschichte.

(Schluß.)

Aber während Hans, dieser unvergleichliche Lampe, seine Gegner im Auge hat, naht sich von hinten die List, die Tücke, der Verrat: Don Ranudo ist zurückgekehrt — von hinten um den Zaun herum — und schleicht sich, Zornesglut in den düsteren Augen für den erlittenen Schimpf von vorhin, mit seinem hölzernen Schwerte heran, gerade Hans in den Rücken. Zugleich schleicht sich Caballero Avila mit einem Tuche herbei. Aber dieser schleicht so vorsichtig langsam auf den Zehenspitzen, daß Ranudo die Zeit lang wird. Mit dem alten spanischen Schlachtrufe: „San Jago de Compostella!“ stürzt er auf Hans los und — packt ihn beim rechten Löffel. Hans schnellt seinen geschmeidigen Körper gewaltig hin und her, aber mit eisernem Griffe hält ihn sein glorreicher Ueberwinder; Hans beginnt mit beiden Vorderpfoten zu trommeln, aber sein Besieger schnürt seine Faust wie einen Schraubstock um den langen Löffel. Gleichwohl ist die Kraft und Wut des Tieres so gewaltig, daß Don Ranudo de Calibrados hintenüber fällt und so lang, wie er ist, die Erde bedeckt — ein Moment von so erschütternder komischer Wirkung, daß das Publikum in ein schallendes Gelächter ausbricht. Aber schon im nächsten Augenblick springen an zwanzig Füße dem in den Sand gestreckten Hasenbändiger bei, strecken sich an zwanzig Hände mit zweihundert Fingern zu seiner Hilfe aus. Hans wird gepackt, gehalten, gebunden mit Strumpfbändern und Krawatten. Wehrlos liegt er endlich da, er, der so viele edle Spanier im Kampfe besiegt, einen Strumpf erobert und den am meisten prahlenden aller Ritter in den Sand gestreckt hat.

Wer ist froher als Fritz, da er seinen Wunderhasen — jetzt doppelt und dreifach ein Wunderhase! — wieder in seine Gewalt geliefert sieht! „Das Ereignis muß gebührend gefeiert werden!“ ruft er aus; „in feierlichem Zuge wollen wir Hans wieder in sein Cachot führen.“

Dieser Vorschlag wird von den versammelten Granden von Spanien mit Begeisterung aufgenommen.

„Ich spanne meinen Ziegenbock vor das Wägelchen!“ ruft Fritz, dessen Wangen glühen, dessen Augen leuchten; „der überwundene Hans wird, gebunden und gefesselt wie er ist, auf das Wägelchen gesetzt; zwei Hellebardiere gehen als Eskorte nebenher; ich selbst führe meinen Bock am Halfter“ —

„Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt ein Kamel am Halfterband“ —

fällt Don Ranudo munter ein.

„Die andern,“ fährt Fritz, ohne sich beirren zu lassen, fort, „bilden das Publikum, das den Zug mit Tücherschwenken und Hochrufen begrüßt. Ich benachrichtige meinen Papa, meine Mama und die übrigen im Hause, daß sie aus dem Fenster schauen — wenn sie Blumen werfen wollen, mögen sie es thun. Nachher ist große Huldigung vor Don Ranudo, dem Sieger des Tages.“

Gesagt, gethan. Rigolo, der schwarzweiße Ziegenbock mit den mächtigen Hörnern, wird aus dem Stall gezogen und an das Wägelchen gespannt. Auf dem hinteren Sitze eben dieses Gespannes erhält der gefesselte Hans, der nunmehr trübselig die langen Löffel hängen läßt, seinen Platz. Zwei Hellebardiere, die Hellebarden mit schnell gewundenen Buchsbaumkränzen geschmückt, erhalten zur Rechten und Linken des Fuhrwerks ihre Stelle. Auf der Tribüne nehmen die Granden Spaniens Platz, und sie wehen mit Tüchern, schwenken die Hüte und rufen „Hoch!“ als Fritz seinen Rigolo beim Zügel nimmt und der Zug sich in Bewegung setzt. In den Fenstern des Herrschaftshauses liegen noch andre Zuschauer, und Heiterkeit malt sich auf allen Gesichtern. „Das Fest der Knaben,“ bemerkt der Hausherr lächelnd, „hat durch die Hasengeschichte mit einemmal einen Inhalt bekommen; man hätte sich nichts Besseres erdenken können.“ — „Und die Bewirtung, die ich nach Beendigung des Zuges folgen lassen werde, nimmt dadurch den Charakter eines Siegesmahles an,“ bemerkt lächelnd die Hausfrau.

Dreimal wird Hans im Triumphe um den Hof gefahren, dann nimmt ihn, nachdem er entfesselt ist, sein Stall wieder auf. Kohl, Klee, Kraut liegen zu seiner Tröstung bereit. Es wird ihm schmecken nach den ausgestandenen Strapazen. Rigolo wird ausgeschirrt und seinem Stalle anvertraut, das Wägelchen in die Remise geschoben. Dann begaben sich die Granden von Spanien ins Schloß — in den Escurial — zum Siegesmahl.

Don Ranudo de Calibrados erhält den Ehrenplatz.

Don Ranudo de Calibrados empfängt feierlich den Titel: El Campeador, der Kämpfer, der Streiter.

Don Ranudo de Calibrados bekommt den Orden vom goldenen Vließ, el orden del teson de oro, den man schnell aus einem Stückchen Leder geschnitten. Fritz, der ihn feierlich überreicht, macht auf die Devise aufmerksam: Pretium non vile laboris.

„Ich hatte leider keine Zeit,“ sagt die Hausfrau und Wirtin, „den Granden Spaniens einen Puchero oder eine Olla podrida zu bereiten — ihr müßt schon mit Punsch und Berliner Pfannkuchen vorlieb nehmen.“

Und das thuen die Helden auch, und sie sind vergnügt dabei, und sie feiern ein Festmahl, wie sie so lustig noch keines gefeiert haben.

Während desselben aber schleicht sich Fritz heimlich fort und bringt seinem armen, lieben, wiedergewonnenen Hans eine neue Auflage von Kohl und Kraut und Klee. Und das ist lieb und brav von Fritz.

„Ich für meinen Teil,“ sagt während dessen Fritzens Vater zu seinen jungen Gästen, „suche mir aus jeder Geschichte gern die sogenannte Moral heraus. Was ist nun die Moral von dieser Hasengeschichte. Ich glaube diese: Die Feigheit der Hasen ist nicht so arg, als man glaubt. Man thut ihnen jedenfalls unrecht, wenn man diese Eigenschaft so hervorhebt, wie unser alter Linné, welcher Freund Lampe mit dem Namen eines Feiglings für ewige Zeiten gebrandmarkt hat, indem er ihn als Lepus timidus in sein System der Natur einreihte. Wenngleich ich geneigt bin, anzunehmen, daß mein

junges Spanien bezüglich seiner Hasengeschichte manches ‚dabei' gemacht hat, von jugendlicher Phantasie geleitet, mit andern Worten, daß es etwas geflunkert hat, so bleibt die eine Thatsache doch bestehen, daß Lampe sich zur Wehr setzte, und das genügt, der Behauptung, er sei feige, die Spitze abzubrechen."

Schlittenreise in der Polarzone.

Bei den Nordpolexpeditionen, d. h. den Entdeckungsreisen in die arktischen Gegenden, spielen die Schlittenreisen eine bedeutende Rolle. Schon im Jahre 1827 erreichte der Engländer Parry von Spitzbergen aus mit Hilfe von Schlitten den 82.° 45′ nördlicher Breite; doch fanden hauptsächlich seit Anfang der fünfziger Jahre unsres Jahrhunderts diese Schlittenreisen eine größere Anwendung. Dieselben werden vom Bord der Schiffe aus unternommen, teils um von der Küste in das Innere der Nordpolarländer, z. B. Spitzbergens und Grönlands, vorzudringen, teils um von dem zwischen Eismassen eingefrorenen Schiffe über die Eisfelder hinweg eine Verbindung mit dem Lande herzustellen; endlich dienten die Schlitten auch zur Rettung der Schiffsequipage, wenn das Schiff durch die Eismassen zerdrückt war und nun die Mannschaft zu Schlitten das feste Land zu gewinnen suchen mußte. Das Gespann solcher Schlitten besteht aus Eskimohunden; erliegen letztere, was nicht selten vorkommt, den übermäßigen Anstrengungen, so spannt sich die Mannschaft in die Fahrzeuge. Ueberhaupt stellt eine Schlittenreise in den arktischen Gegenden ganz gewaltige Anforderungen an die Körper- und Geisteskräfte der Reisenden. Man stelle sich jene öden Eisregionen bei einer Kälte von oft mehr als 40 Grad C. vor, man vergegenwärtige sich die Anstrengungen des Marsches, des Ziehens der Schlitten, sowie die Gefahren, in lose vom Schnee verhüllte Eisspalten, Abgründe und Meeresspalten zu stürzen, oder gar bei den häufigen Nebeln und Schneestürmen trotz des Kompasses sich zu verirren und man wird gestehen müssen, daß solch eine Schlittenreise eine heroische Leistung ist. Ein Blick auf unsre Illustration wird uns hiervon besser überzeugen, als alle Worte. Da streben durch den wirbelnden Schneesturm, der die Luft verfinstert, sechs in Pelze vermummte Männer; dicke Flocken und feine Eiskrystalle werden ihnen von der Gewalt des Windes in das Gesicht gepeitscht, so heftig, daß Augen und Ohren fast ihre Dienste versagen; voran schreitet mutig der Führer, den Weg mit Hilfe des Kompasses durch das Eis- und Felsenlabyrinth erspähend; hinter ihm folgt der von vier Männern vorne und zwei Hunden auf den Seiten gezogene, außerdem noch von einem Manne hinten geschobene Schlitten, der sich mit dem fest unter einer Decke von Seehundsfell verschnürten Gepäcke trotz des zahlreichen Gespannes nur mühsam über den durch Eisblöcke und Felsentrümmer unebenen Boden fortbewegt. Diese Schlittenreise ist kein Phantasiegebilde des Zeichners, sondern eine wirkliche Episode aus der kühnen Expedition des österreichischen Oberlieutenants Payer; letzterer unternahm die Schlittenreise mit dem Schiffsfähnrich Orel und vier Mann der Besatzung des „Tegetthoff" im März 1874; die Reise ging vom Schiffe aus über das Eis des Austriasundes nordwärts bis zum Kap Fligely unter 82.° 5′ nördlicher Breite. Ehre den kühnen, unerschrockenen Männern, die im Dienste der Wissenschaft sich solchen Gefahren und Anstrengungen unterzogen haben!

Seemannsnot.

Jedermann wird mir zugeben müssen, daß ich, Friedrich Wilhelm Sturm, Sohn des Dr. Sturm, der unglücklichste Quartaner bin, den die Sonne je beschienen hat."

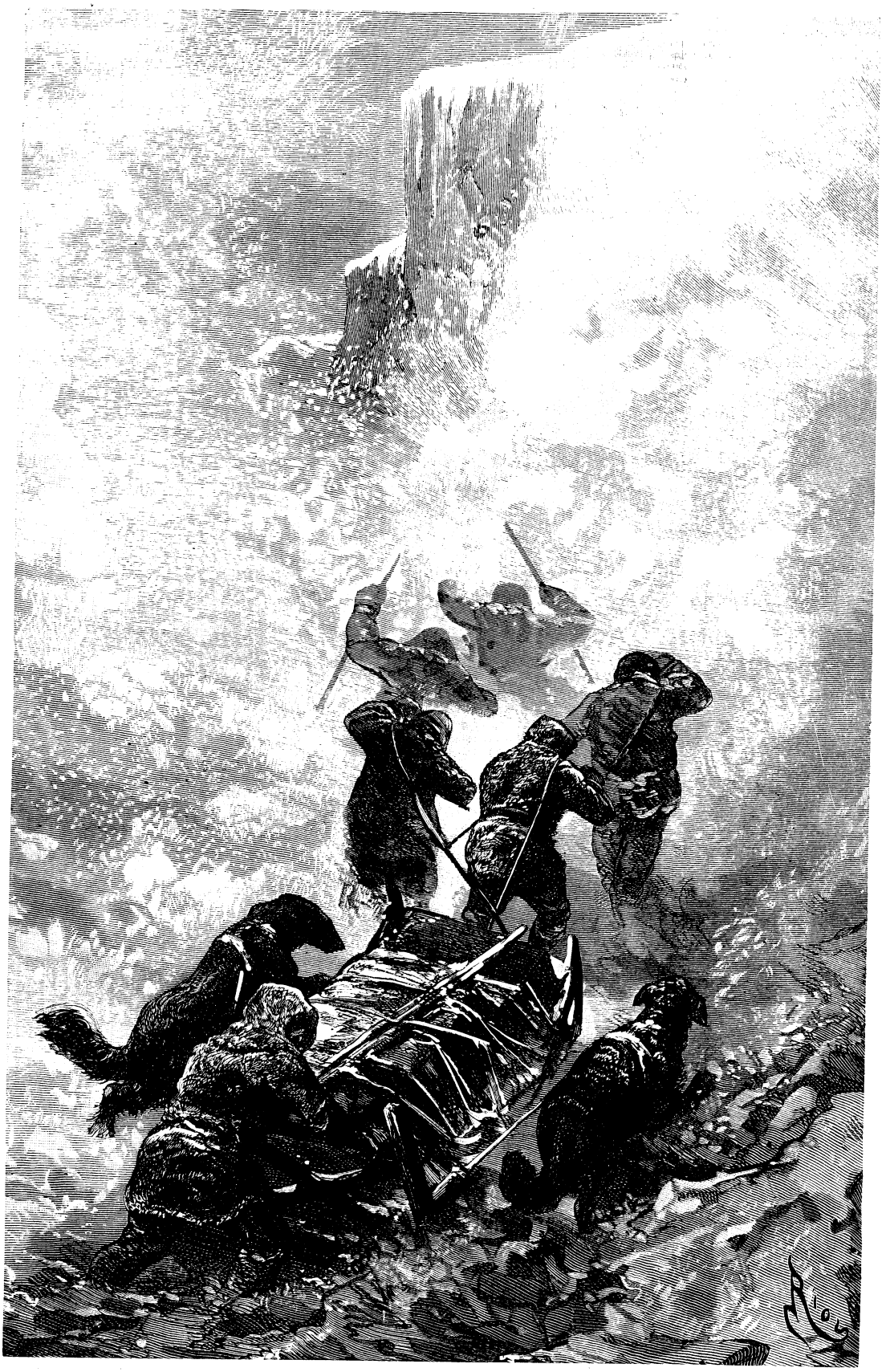
Hiermit glaube ich meine Geschichte, welche ich zu Nutz und Frommen meiner Kameraden erzählen will, beginnen zu müssen, denn diese Ansicht hatte sich eine Zeit lang mit solcher Hartnäckigkeit in dem Sitze meiner Verstandeskräfte eingenistet, daß ich von der Richtigkeit derselben vollständig überzeugt war.

Ich bitte die Kameraden selbst zu urteilen.

Ich war ein strammer Junge von vierzehn Jahren, dessen Körperkräfte sich in der Oberquarta, welche durch meine Anwesenheit in nicht geringem Maße verschönt wurde, einer ungeteilten Achtung erfreuten, ich war eine Autorität auf dem Gebiete der Kenntnis der Litteratur für „die reifere Jugend", ich war ein tüchtiger Turner und Schwimmer, ich besaß ein eigenes, nach der Anleitung unsres Leibblattes angefertigtes Kanoe, mit welchem ich schon die abenteuerlichsten Entdeckungsreisen ausführte, ich hatte sogar einen Vetter, der ein echter richtiger Seemann war — er roch auf zehn Schritte nach Salzwasser — und seit vierzehn Tagen bei uns auf Besuch weilte, ich hatte einen Vater, der recht gut alles hätte bezahlen können, aber trotz alledem sollte ich — nicht zur See gehen.

„Zur See gehen!" Welche Fülle von Poesie liegt nicht in diesen drei Worten für einen Quartaner, der alle diese Thatsache behandelnden Bücher, von „Robinson Krusoe" bis „Robert, der Schiffsjunge" auswendig konnte.

Der Vetter Seemann, Paul Hermann Sturm, der Sohn des Pastors Sturm, meines Vaters Bruder, war erster Offizier beim Norddeutschen Lloyd, mit dessen Dampfern er schon alle Meere befuhr. Er hatte vier Wochen Urlaub bekommen, weil er dann Kapitän werden sollte auf einem Dampfer, dessen Führer in Brasilien dem gelben Fieber erlegen war.



Schlittenreise in der Polarzone.

Vetter Hermann hatte den Urlaub benutzt, um sich wieder einmal „das Innere von Deutschland“ anzusehen; da sein Vater schon seit Jahren gestorben, blieb er bei uns, worüber ich natürlich höchst erfreut war.

Vetter Hermann konnte nur zu schön erzählen. Daß er einigemal, wenn wir Jungens ihn mit allzu albernen Fragen belästigten, uns blau anlaufen ließ, „daß sich die Balken bogen,“ das verschlug uns nichts.

Nur ein Punkt störte unser sonst so gutes Einvernehmen: der herzlose Mann wollte mir nicht behilflich sein, meinen Wunsch, Seemann zu werden, durchzusetzen.

Als ich ihm die ersten leisen Andeutungen machte, daß ich mich für die See begeistere, daß ich wohl auch Seemann werden möchte, hatte er nur mit halbem Ohre hingehört und gemeint, es würde wohl nur ein augenblickliches Strohfeuer sein, welches der rauhen Wirklichkeit auf der salzigen Flut gegenüber bald genug erloschen wäre.

Nun mußte ich doch Farbe bekennen und eingestehen, daß der vorgebrachte Wunsch nicht von gestern stamme, sondern schon lange in meinem Herzen Wurzeln geschlagen habe und daß es ja in seiner Macht liege, wenn er demnächst als Kapitän ein Schiff zu kommandieren habe, mich als Schiffsjungen mitzunehmen.

Statt nun „Ja und Amen“ zu sagen und mir schleunigst eine Ausrüstung für meinen demnächstigen Stand zu bestellen, erklärte er mir mit dürren Worten, daß er mich auf sein Schiff als Schiffsjunge überhaupt nicht mitnehmen könne, weil er nach Lage der Dinge dann nicht in dem Maße über mich wachen könne, wie es als Verwandter seine Pflicht wäre, auch sei ein großer Postdampfer nicht das geeignete Fahrzeug, die Schiffahrt kennen zu lernen.

„Ist denn dein Vater mit deinem Plane einverstanden, Willy?“ fragte er plötzlich.

„Noch nicht ganz,“ erwiderte ich, etwas niedergeschlagen durch die von ihm verweigerte Unterstützung und in Hinblick auf die ungünstige Stimmung des Vaters. „Aber wenn du dich für mich etwas verwenden wolltest, lieber Vetter, so glaube ich wohl —“

„So, glaubst du? ich aber nicht, mein lieber Willy!“ meinte er etwas spöttisch. „Der Vater hat, soviel ich weiß, bestimmt erklärt, seine Einwilligung nicht zu geben, und ohne dieselbe geht's nicht.“

So waren alle meine Hoffnungen, die seit des Vetters Anwesenheit wieder recht rege in mir geworden waren, dahin.

Die niedergedrückte Stimmung, die mich darob befiel, mochte wohl etwas dazu beigetragen haben, daß ich ein sehr schlechtes griechisches Extemporale schrieb, was mir vom Vater eine derbe Strafpredigt eintrug.

Es ist also nicht zu verwundern, daß sich der oben erwähnte Schmerzensschrei meinen Lippen entrang, als ich an einem Sonnabendnachmittag in unserm Garten unter dem großen Birnbaum lag und zu der Erkenntnis kam, daß ich wohl noch öfters von den saftigen Früchten des Baumes essen würde.

Die feinen Birnen, die er trug, aß ich am liebsten von allem Obst in unserm Garten und nur der Gedanke, daß die tropischen Früchte ja tausendmal herrlicher und schmackhafter waren, hatte mich damit ausgesöhnt, daß ich wohl keine Birnen mehr bekommen würde, wenn ich erst einmal „zur See gegangen war“.

Da ich infolge meiner geringen Fortschritte im Griechischen begründete Aussicht hatte, zum Herbste sitzen zu bleiben, was mir bisher noch nicht passiert war, werden die Kameraden begreifen, daß die Zukunft für mein vierzehnjähriges Herz sehr trübe Aussichten bot, und ich alle Ursache hatte, in dieser Welt keine Freuden mehr zu erhoffen.

Umsomehr mußte ich überrascht sein, als mein Vater des Abends nach Tisch selbst das Gespräch auf „die Freuden und Leiden eines Schiffsjungen“ brachte und mich direkt fragte, ob denn die Schilderungen des Vetters Hermann über diesen Gegenstand meinen Enthusiasmus noch nicht herabgestimmt hätten.

Ich versicherte natürlich auf das lebhafteste das Gegenteil, indem ich die für mein Alter immerhin bedeutende Ansicht aussprach, daß „aller Anfang schwer sei“, daß aber „Lust und Liebe zum Ding, jede Mühe gering“ macht, und daß ein „jeder Stand seinen Frieden, seine Last habe“.

„Nun das mag schon ganz recht sein, aber wenn du die Lust und Liebe zum Griechischen bethätigt hättest, dann würdest du auch jedenfalls Erfolge erzielt haben,“ sagte der Vater. „Immerhin ist es mir nach den Schilderungen Vetter Hermanns klar geworden, daß die Laufbahn eines Schiffsjungen auf einem Segelschiff nichts taugt für einen Knaben, der in Verhältnissen, wie die unsrigen, aufgewachsen ist.“

Bestürzt schwieg ich; also ich war dazu bestimmt, bis an mein Lebensende als „Landratte“ herumzulaufen.

Der Vater schien kein großes Verständnis für meine Gefühle an den Tag zu legen, denn er fuhr mit heiterer Miene zu dem Vetter fort: „Wolltest du uns nicht deinen Schiffbruch mit der ‚Anna Maria von Rostock‘ erzählen, lieber Hermann? Ich gehe heute abend nicht in den Klub, weil der Justizrat Bamberg verreist ist.“

„Recht gerne, lieber Onkel,“ entgegnete Hermann.

Ich horchte auf; von dem Schiffbruch der „Anna Maria“ hatte der Vetter noch nichts erzählt, das mußte interessant werden.

„Willy, die Pfeifen gestopft,“ befahl der Vater. „Grete, hole ein paar Flaschen Bier herauf!“ Pfeilschnell stoben wir davon, das Verlangte herbeizuschaffen.

— — — — — — — — — — —

Bald darauf versammelte sich die ganze Familie um den großen runden Tisch im Eßzimmer. Vater und Vetter brannten ihre langen Pfeifen an, die Mutter nahm das Strickzeug, Schwester Gretchen schenkte ein, und wir übrigen Kinder harrten erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten.

„Ich habe schon erzählt,“ begann Vetter Hermann, „daß ich meinem guten Vater halb mit Gewalt die Er-

laubnis abgerungen hatte, zur See gehen zu dürfen. Der Vater hatte keine große Einnahme aus der Pfarre, die Zinsen aus der Mutter kleinem Vermögen sollten zur Aussteuer für die Schwestern zurückgelegt werden, und so wäre eine Ausgabe für mich, der ich das Gymnasium hätte besuchen müssen, wollte ich noch länger auf der Schule bleiben, recht fühlbar geworden. Der Vater sagte also Ja und ich ging nach Hamburg. Einer seiner Studienfreunde, der dort Pastor war, übernahm es, mir einen Platz zu besorgen und meine Ausrüstung zu beschaffen. Vierzehn Tage später ging ich mit der Bark ‚Vater Jahn' nach Buenos-Aires in See.

„Ich konnte mich glücklich preisen, der Vermittlung des Hamburger Pfarrers teilhaftig geworden zu sein, denn mein Kapitän, Rolf Karsten aus Cuxhaven, war ein Mann von gründlichen nautischen Kenntnissen und von strengem, aber durchaus rechtlichem Charakter. Er ließ mich von der Pike auf dienen und stellte starke Anforderungen an meine Kräfte, aber ich lernte mein Fach bei ihm gründlich. Wohl erließ er mir die gelegentlich verdiente Strafe nie, aber er schützte mich zugleich auch vor den meist immer gutmütigen, manchmal aber doch recht rohen Späßen der älteren Matrosen.

„Anderthalb Jahre hatte ich so mit dem braven Kapitän Karsten gefahren, als ich zum Leichtmatrosen avancierte und der Kapitän einen neuen Schiffsjungen annahm. Ich machte dann noch als Leichtmatrose eine Reise nach San Franzisko mit ihm und von da nach New Orleans. Hier sollte das Schicksal meinen guten Kapitän ereilen.

„Wir lagen neben einem Amerikaner aus New York, welcher Petroleum geladen hatte; die Matrosen munkelten, er hätte auch einige Kisten Dynamit in seinem Bauch, doch unter falscher Deklaration, um die vorgeschriebenen umständlichen Vorsichtsmaßregeln zu vermeiden. Bei der bekannten Sorglosigkeit der Amerikaner war dies auch ganz gut möglich, wovon wir bald genug auf fürchterliche Weise überzeugt werden sollten.

„Ich war eines Tages mit dem Langboot an Land gefahren, um einen Teil unsres Proviantes einzunehmen, und wir wollten gerade wieder abstoßen, als von der Stelle her, wo unsre Barke lag, ein furchtbarer Knall ertönte und eine riesige Feuersäule in die Luft stieg.

„‚Das Petroleumschiff ist in die Luft geflogen!' schrie man von allen Seiten.

„‚Feuer! Feuer! Die ganze ‚Levée' (ein Damm, der am Ufer so hoch aufgeworfen ist, wie es die alljährlichen, manchmal sehr bedeutenden Hochwasser des Mississippi erfordern; auf ihr lagern zugleich ungeheure Mengen von Waren, teils unter freiem Himmel, teils in Schuppen) brennt!'

„Alles stürzte nach der Stelle hin, wo das Unglück passiert war.

„Wie sich später herausstellte — ein Matrose des New Yorkers, welcher wunderbarer Weise gerettet worden war, erzählte es — hatten die Leute, welche die Dynamitkisten aus dem Raume emporwanden und den fürchterlichen Inhalt nicht kannten, die Taue nachlässig geschlungen, so daß eine Kiste, welche eben an Deck gekommen, herausrutschte und in den Raum hinunterstürzte.

„Durch den Schlag entzündete sich die Sprengmasse und das brennende Petroleum flog in die Luft, allenthalben ungeheueren Schaden anrichtend.

„Auch unsre Bark war vernichtet; dicht neben dem Petroleumschiff liegend, war sie im Nu von dem flüssigen Feuer überschüttet und brannte lichterloh. Von den an Bord befindlichen Personen wurde nur ein Matrose gerettet, welcher auf der Bark stehend mit brennenden Kleidern in das Wasser gesprungen war und später aufgefischt wurde.

„Auch unser Kapitän war unter den Umgekommenen; Jochen Lehr, der Gerettete, sagte aus, er habe gesehen, wie der Kapitän, von einem schweren Trümmerstück an den Kopf getroffen, blutend auf das Verdeck niedergestürzt sei. Die brennende Barke wurde in den Strom hinaus bugsiert und dort durch Sprengen zum Sinken gebracht.

„So stand ich denn mittellos auf dem Quai; mein ganzes Hab und Gut lag mit dem ‚Vater Jahn' auf dem Grund des Mississippi.

„Von dem deutschen Konsul erhielten wir — mit mir noch vier Kameraden, die mit im Langboote gewesen waren, und Jochen Lehr, der von der Bark Gerettete — eine kleine Unterstützung und für Rechnung des Schiffseigentümers unsern bis dahin verdienten Lohn und bald fanden wir auch wieder Platz auf dem deutschen Vollschiff ‚Anna Maria', Kapitän Ellberg von Rostock, mit einer Ladung Rotfichtenholz, nach Genua bestimmt.

„Ich hätte zwar lieber Heuer auf einem Schiff genommen, direkt nach Deutschland bestimmt, denn ich war schon über drei Jahre nicht zu Hause gewesen, doch der Kapitän sagte, er hätte Ordre, in Genua Fracht für einen deutschen Hafen zu suchen, sonst aber in Ballast nach Hause zu gehen.

„Die ‚Anna Maria' war ein stattlicher Dreimaster von über tausend Tonnen und hatte eine Besatzung von insgesamt neunzehn Personen.

„An einem Freitag gingen wir in See. Die Matrosen sind zumeist bekanntlich etwas abergläubisch und die älteren unsrer Leute schüttelten den Kopf, denn der Freitag gilt als ein Unglückstag, man vermeidet daher gerne, Freitags in See zu gehen. Doch der Kapitän, welcher schon zwei Tage vergeblich auf eine Anzahl Kaffeesäcke gewartet hatte, die er auf eigene Rechnung verfrachtete, war natürlich frei von solchem Aberglauben und wollte nicht vierundzwanzig Stunden umsonst Hafengebühren bezahlen.

„Mit günstigem Nordostwind segelten wir den gewaltigen Strom hinab. Doch bald sollte unser Ungefähr beginnen; der Lotse, welcher an jenem Tage gegen den Durst zu viel Brandy und zu wenig Wasser getrunken hatte, steuerte uns so geschickt auf eine Schlammbank, daß wir aufliefen und erst die eintretende Flut abwarten mußten, um wieder frei zu kommen.

„Der ‚Alte' — so wird der Kapitän von der Besatzung unter sich in der Regel genannt — schimpfte und wetterte gar böse, denn der Wind war inzwischen nach

Norden mit einer Neigung zu Westen herumgegangen, doch es half nichts. Der Lotse entschuldigte sich, daß das Fahrwasser hier oft wechselt, je nachdem der Strom mehr oder weniger Schlamm anschwemmt, wenn die Baken nicht darnach gelegt werden, könne der beste Lotse nicht richtig steuern.

„Wie alles, ging auch dies Malheur vorüber. Die steigende Flut machte uns flott und als ich abends meine Wacht zur Koje bezog, hatten wir die freie See erreicht. Als ich um Mitternacht zur Wache an Deck kam, konnten wir das letzte Reff aus den Marssegeln nehmen, welches wir auf der Schlammbank eingesteckt hatten, und mit Tagesanbruch zog die ‚Anna Maria' mit allen Segeln, die sie tragen konnte, vor einem steifen Nordwestwind ihre Bahn.

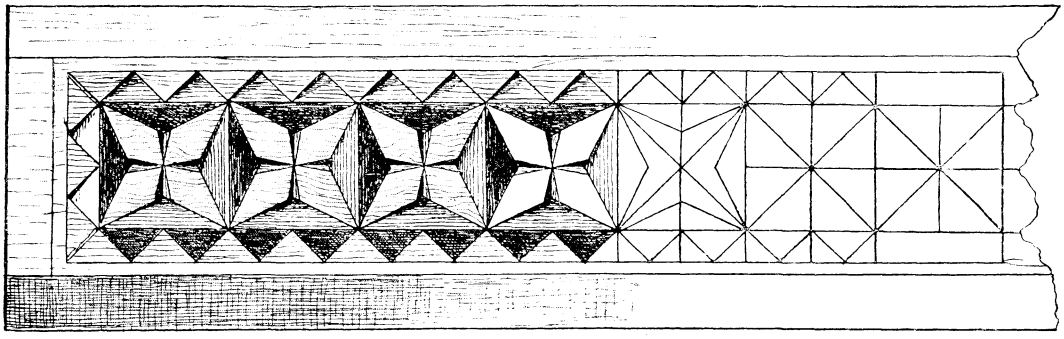
(Fortsetzung folgt.)

Lineale mit Kerbschnittverzierung.

Unsre heutigen Darbietungen aus dem Bereich des Kerbschnitts bringen einige Muster für Lineale, die unsern jungen Lesern als Vorlagen für Selbstanfertigungen sicherlich willkommen sein werden. Es kommt bei denselben besonders darauf an, zwei der geübten gradlinigen Motive in geeignete Verbindung miteinander zu bringen.

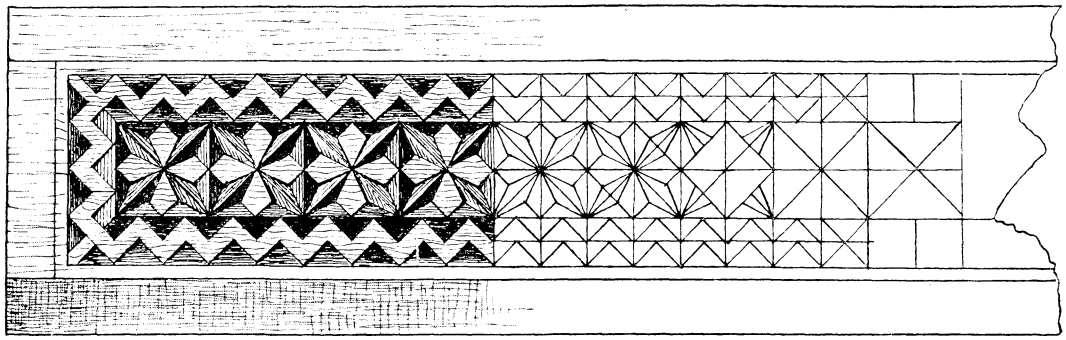
Bei Nr. 1 und 2 ist der für die Schnitzerei verfügbare Raum in drei Streifen einzuteilen, deren Breite sich wie 1 : 2 : 1 verhält. Dadurch entsteht Platz für ein dominierendes Hauptmuster in der Mitte, während die schmalen Bänder an der Seite den einschließenden Rand bilden. Bei Nr. 1 lehnen sich an die Seiten je eines großen Quadrates aus der Mitte zwei kleinere Rechtecke, bei Nr. 2 aber je zwei Quadrate. Muster Nr. 3 läßt zwischen der Mittelreihe und dem Randmuster ein schmales Band frei. Es tritt dadurch eine deutlichere Gliederung hervor.

Beim Entwerfen der Zeichnung bediene man sich, um



Lineal mit Kerbschnittverzierung. Nr. 1.

schneller und sicherer zum Ziele zu gelangen, des Winkelhakens. Es ist das der „rechte Winkel" der Tischler, der aus einem kurzen, dicken Schenkel, dem Anschlag, und einem längeren, dünneren, der Schiene, besteht. Man hat bei der Verwendung desselben den großen Vorteil, daß man die erforderliche Längeneinteilung nur auf einer einzigen der mehrfachen Längslinien abzutragen braucht, was nebenbei bemerkt am besten mit Hilfe eines dünnen Papierstreifens geschieht. Mit der linken Hand wird der Anschlag des Winkelhakens an das Lineal angedrückt, so daß die Hand Haken und Lineal gleichzeitig fest umspannt. Die Schiene wird dabei der Reihe nach in einen der vorgezeichneten Merkpunkte gebracht, und die rechte Hand führt an der Schiene entlang feine Bleistiftstriche quer über die ganze Breite des Lineals aus. Bei richtiger Handhabung müssen alle diese Linien genau parallel werden und rechtwinklig zu den Längsseiten des Lineals stehen.



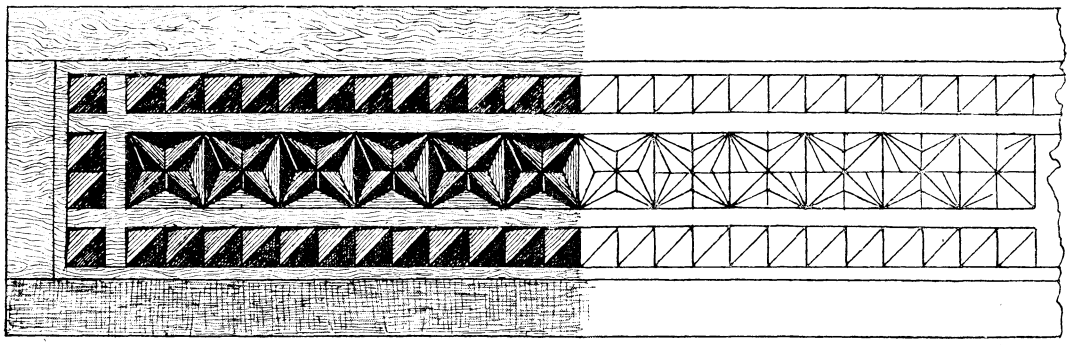
Lineal mit Kerbschnittverzierung. Nr. 2.

Bei Nr. 4 zerlege man die Seiten auch in drei Streifen, mache aber die schmalen Seitenbänder nur je 4 mm breit, woraus sich die Breite des Mittelstückes ganz von selbst ergibt. Das lange Mittelfeld wird hierauf von der Mitte aus nach beiden Seiten in Rechtecke von 4 cm Länge geteilt. Die Breite der beiden sich überkreuzenden Bänder ist auf den kurzen Rechtecksseiten

abzumessen. Das einschließende Randmuster wird nur mit Hilfe des Geißfußes ausgeführt, indem man in gleichen Abständen bald nach der einen und bald nach der andern Seite kurze keilförmige Einschnitte anbringt, die in zwei Drittel der Streifenbreite beginnen und bis an die Grenzlinien, wo ihre tiefste Stelle zu liegen kommt, heranführen. Die von den Bändern begrenzten Dreiecke und Rauten sind in eine Anzahl Felder mit Dreischnitten eingeteilt.

Wer sich selbständig im Erfinden versuchen will, wird leicht auch andre Einteilungen und Verzierungen anbringen können.

Als Material für die Lineale empfiehlt sich Ahorn- oder Birnbaumholz. Letzteres hat nur den Nachteil, daß es sich, namentlich in der geringen Stärke von 5 mm, sehr leicht wirft und krumm zieht. Als normale Ausdehnungen seien 45 cm Länge und 5 cm Breite empfohlen. Die Fasen oder Kehlen sind beide auf einer



Lineal mit Kerbschnittverzierung. Nr. 3.

Seite anzubringen. Es geschieht dies mit Rücksicht auf die Symmetrie der Zeichnung.

Allerlei Geld.

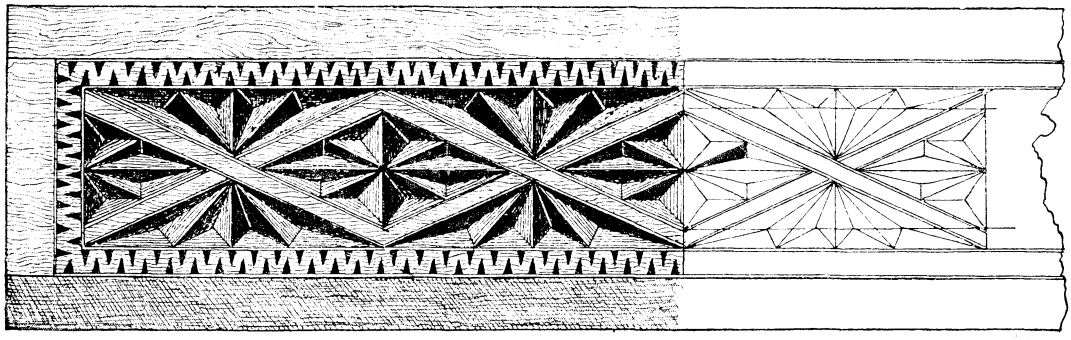
Geld, das leider die Welt regiert, hat's nicht immer gegeben, und damals waren die Menschen jedenfalls glücklicher wie heute. Man tauschte die Lebensbedürfnisse gegenseitig aus durch beliebige Gegenstände und erreichte diesen Zweck ohne Schwierigkeit, denn die Anforderungen an Wohlergehen und Bequemlichkeit waren gering. Andrerseits gab es aber auch noch wenig Gelegenheiten zum „Geldausgeben", wie es noch heute bei wilden Völkern der Fall ist. Versetze man einen Millionenmann mitten in eine solche Bevölkerung, und man soll sehen, wie weit er kommt mit seinem Gelde. Er wird auf die Gastfreundschaft dieser Wilden angewiesen sein, die sich seines Geldes höchstens als eines Spielzeugs bedienen. Ja, wenn es Geräte, Gewebe, Eßwaren oder auch nur Schmucksachen wären! —

Dies führt uns zu dem Schluß, daß das Geld an sich kein positiver, kein unbedingter, sondern nur ein relativer, ein bedingter Wertgegenstand ist. Unsre ganze Geldwirtschaft ist daher nur ein künstliches Gebäude, und wenn heute Gold und Silber plötzlich so massenhaft vorkämen wie Eisen, oder der jahrtausendlang vergebens gesuchte Stein der Weisen gefunden würde, so stürzte dieses Gebäude in sich zusammen und die Millionäre wären nicht reicher wie Alteisen- und Lumpenhändler.

Wir überlassen es den Kameraden, das Gemälde selbst weiter auszuführen, und versetzen uns zurück in die schönen Zeiten der „Naturalwirtschaft", wo alles noch „Geld" war. Selbstverständlich waren aber diejenigen Gegenstände am genehmsten und geeignetsten, deren Verwendbarkeit am allgemeinsten und dauerhaftesten erschien. Dies war insbesondere bei dem Nutzvieh der Fall, eine Thatsache, die sich sogar sprachlich nachweisen läßt, da das lateinische pecunia von pecus hergeleitet ist. Bei den germanischen Völkern war dieses Tauschmittel das gebräuchlichste. Nachdem sie mit den Römern in nähere Berührung gekommen waren, finden auch die Metalle als Tauschmittel Eingang. Namentlich dienten dazu Armringe, von denen man, je nach Bedarf, Stücke abhackte. Da bei den Römern zum Teil auch Eisen zum Geld verwendet wurde, so wird es auch bei den Germanen Tauschmittel gewesen sein, vielleicht in Form von Pfeil- und Lanzenspitzen, wie es z. B. in Innerafrika noch jetzt der Fall ist. Dort dienen außerdem als Geld: die Kaurimuschel, Perlen, Zeugstreifen, Salzstücke, Datteln, aber auch Kupfer und Messing in Stangen- und Hufeisenform. Geld hat sich dort merkwürdigerweise nie als Tauschmittel eingebürgert. Das unbequemste Geld haben entschieden die Bewohner der Karolineninseln, wo man zur Zahlung scheibenförmige Steine heranwälzt, die oft die Größe von Mühlsteinen haben.

Daß Felle und Häute ebenfalls als Geld Verwendung gefunden haben, ist natürlich, und so ist es denn nicht zu verwundern, daß es dann auch ans Leder und schließlich auch ans Papier gegangen ist. Ledergeld ließ Kaiser Friedrich II. 1241 bei der Belagerung von Faenza anfertigen, um an die Truppen den rückständigen Sold auszahlen zu können. Rubel aus Leder gibt es aus den Jahren 1655 und 1710. Das erste Papiergeld fertigte der Graf Tendilla bei Belagerung von Alhama im Jahre 1484 aus, belegte es mit Zwangskurs und löste es, wie auch Kaiser Friedrich II. es gethan, „redlich und christlich" wieder ein. Bei der Belagerung von Mainz durch den

preußischen General von Kalckreuth im Jahre 1793 schritt man aus Geldmangel ebenfalls zur Anfertigung von Notpapiergeld, diesmal aber in der Stadt selbst. Die Scheine trugen folgende Aufschrift:



Lineal mit Kerbschnittverzierung. Nr. 4.

Monnaye de Siège.
Trois Livres à échanger du numéraire,
Siège de Mayence, Mai 1793, 2e de la Rép. Franc.

Geld aus Pappdeckel wurde 1807 bei der harten Belagerung durch die Franzosen in Colberg hergestellt, und zwar gab der alte Nettelbeck, der dem tapferen Gneisenau auch mit den Waffen in der Hand so wacker Beistand leistete, die Anregung dazu. Nettelbeck hatte dies Notpapiergeld auf einer seiner Reisen als Schiffskapitän in Westindien kennen gelernt. Die Pappdeckelstückchen lieferte in rechteckiger Form ein Buchbinder. Sie wurden von Schülern des Lyceums mit der nötigen Aufschrift versehen und erhielten dann den Stempel des königlichen Gouvernements und die Unterschrift einer Anzahl der ersten Kaufleute. Es gab drei Wertstufen: zwei Groschen in schwarzer Tinte, vier Groschen in hellblauer und acht Groschen in roter Tinte. Es waren dies gute Groschen zu 12½ Pfennig unsres Geldes. Im ganzen wurde für 5200 Thaler dieses Geldes mit Zwangskurs in Umlauf gesetzt, der bis zum 2. September 1808 Gültigkeit hatte. Solche historische Notgeldstücke aus Leder und Pappe werden im Raritätenhandel oft so hoch bezahlt wie seltene Münzen.

Bauer und Wandersmann.

Ein Wanderer fragte einen Bauer, wie weit es bis zur nächsten Stadt wäre. Dieser aber antwortete weiter nichts als: „Du mußt gehen!“ — „Ich weiß wohl,“ versetzte der Wanderer, „daß ich, um in die Stadt zu gelangen, gehen muß; aber sage mir, wenn es dir beliebt, in welcher Zeit ich dort ankommen werde.“ — „Du mußt gehen,“ wiederholte der Bauer. Da glaubte der Wanderer, es sei mit dem Bauer nicht ganz richtig, und ging in Eile fort. Aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als ihm der Landmann nachrief: „In zwei Stunden wirst du in der Stadt sein.“ Dadurch betroffen, drehte sich der Wanderer um und fragte den Bauer, warum er ihm das nicht gleich gesagt hätte. „Wie konnte ich dir das vorher sagen, ehe ich sah, wie du gehst?“

Wie in diesem Falle, so ist es überall im Leben. Tausendmal hört man wohl die Frage: Bis wann werde ich das und das lernen? Auf derlei Fragen paßt ganz die von dem Bauer gegebene Antwort: Um eine Sache zu erlernen, sind Fleiß und Ausdauer erforderlich. Mit wahrem Eifer und festem Wollen wird sich jeder Schüler von einiger Fähigkeit in kurzer Zeit das, was er wünscht, erringen können. Aber mit den hohlen Köpfen und den lässigen Schülern, mit denen steht es schlimm, die bleiben immer unterwegs und gelangen nie ans Ziel.

Logogriph.

Als deutscher Dichter ist's bekannt | Doch wenn statt t ein u es hat,
Und überall mit Ruhm genannt. | So liegt's im Deutschen Reich als Stadt.

Rätsel.

Als bitter wird das Rätselwort | Nimmt man jedoch zwei Zeichen fort,
In aller Welt befunden; | So wird es trefflich munden.

Auflösung des Logogriphs auf Seite 42.

„Friese, Trieft.“

Auflösung des Logogriphs auf Seite 42.

„Hornis, Hornist.“

Auflösung des Aenigma trisyllabum auf Seite 42.

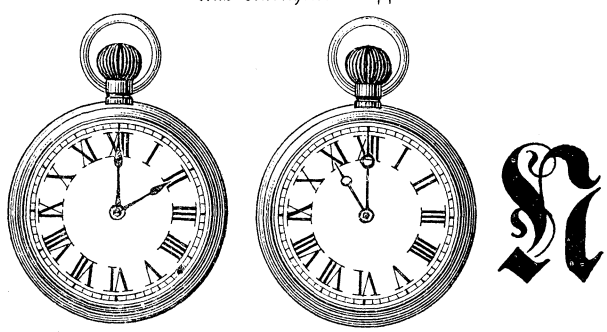
„Salvia (Salbei).“

Auflösung des Rebus auf Seite 42.

„Viele Körnchen machen den Haufen.“
(Vieleck, Oehr, N(a)chen, M, (N)achen, D, nh auf N.)

Scherzrebus.

Aus Karlchens Mappe.



Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 5.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Buttler hielt mitten in der Rede inne, deutete nach dem freien Platze hinüber und fuhr fort: „Da kommt die sonderbare Gestalt, welche hinter dem Wagen herritt; sie ist zurückgeblieben, sieht den Zug nicht mehr und weiß nun augenscheinlich nicht, wohin sie sich wenden soll.“

Der Ausdruck „sonderbare Gestalt“, dessen er sich bediente, war sehr zutreffend und sagte eher zu wenig als zu viel. Indem sie langsam nähergeritten kam, machte sie in kurzen, fast genau abgemessenen Zeiträumen die regelmäßigsten Pendelbewegungen auf dem Pferde, jetzt mit den Beinen weit nach hinten und den Kopf vornüber gesunken, dann rasch mit demselben nach hinten und mit den beiden Beinen nach vorn. Der Körper war in einen langen, weiten Regenmantel und der Kopf in ein großes Wiener Saloppentuch gehüllt, dessen Zipfel bis auf den Rücken des Pferdes herunter fiel. An den Füßen trug die Figur Zeugstiefeletten; über die eine Schulter hing eine Flinte, und unter dem grauen Mantel schien ein Säbel zu stecken. Das Gesicht, welches

> Wenn du Natur im Großen willst betrachten,
> Dann laß dich durch das Kleine nicht zerstreuen;
> Doch wenn du lernst auch auf das Kleine achten,
> Wirst du an ihm dich, wie am Großen freuen.
>
> Julius Sturm.

. . . „Wo wir sind, das wissen wir genau. Um das zu erfahren, brauchen wir keinen Hanswurst zu fragen. Macht Euch also fort von hier, sonst schaffe ich Euch Spannfedern in die Beine!“ . . .

aus dem Tuche hervorblickte, war bartlos, voll und rot, so daß man, besonders bei dieser Art sich zu kleiden, jetzt wirklich nicht zu sagen vermochte, ob ein Maskulinum oder Femininum da auf dem langsamen, hagern Klepper saß. Und das Alter des rätselhaften Wesens? War diese Frau ein männlicher Mensch, so mochte er fünfunddreißig Jahre zählen; war dieser Mann aber eine Dame, so stand sie sicher im Anfange der Vierzig. Jetzt war sie bei den Tischen angekommen, hielt das Pferd an und grüßte in hohem Kopf- oder Fisteltone: „Guten Tag, meine Herren! Haben Sie vielleicht vier Ochsenwagen gesehen?"

Alles bisher Gehörte war natürlich englisch gesprochen worden; dieser Damenherr oder diese Herrendame aber bediente sich der deutschen Sprache, deren die Gefragten nicht mächtig waren, weshalb auch keine Antwort erfolgte. Als die Frage in der Tonlage des eingestrichenen d wiederholt wurde, stand Sam Hawkens auf, trat zu dem Pferde hin und antwortete deutsch: „Sprechen Sie nicht englisch?"

„Nein, nur deutsch."

„Darf ich erfahren, wer Sie sind?"

Da bekam er eine kleine Terz höher, also im eingestrichenen f, zu hören: „Ich bin der Herr Kantor emeritus Matthäus Aurelius Hampel aus Klotzsche bei Dresden."

„Klotzsche bei Dresden? Was der Teufel, da sind Sie wohl ein Sachse?"

„Ja, ein geborener, jetzt aber emeritiert."

„Und ich auch, obgleich ich mich schon so lange in Amerika befinde, daß ich beinahe vergessen habe, woher ich bin. Sie gehören wohl zu den vier Wagen, Herr Kantor?"

„Ja. Ich bitte aber sehr, recht vollständig zu sein; sagen Sie also lieber, Herr Kantor emeritus! Dann weiß gleich jedermann, daß ich den Orgel- und Kirchendienst quittiert habe, um meine sämtlichen Befähigungen nun ganz allein der harmonischen Göttin der Musik zu widmen."

Die Aeuglein Sams leuchteten lustig auf, doch meinte er in ernstem Tone: „Gut, Herr Kantor emeritus, Ihre Wagen sind längst vorüberpassiert, und werden, wie ich vermute, draußen vor dem Dorfe angehalten haben."

„Wieviel Takte habe ich da noch weiterzureiten?"

„Takte?"

„Hm — — hm — — Schritte wollte ich wohl sagen."

„Das weiß ich ebensowenig, weil ich mich gleichfalls zum erstenmale hier befinde. Erlauben Sie, daß ich Sie führe?"

„Sehr gern; mein werter Herr. Ich bin die Melodie, und Sie machen die Begleitung. Wenn wir unterwegs keine langen Viertelpausen und Fermaten machen, werden wir wohl mit dem Fine bei den Wagen angekommen sein."

Sam warf seine Liddy über die Schulter, pfiff seiner Mary, welche ihm wie ein folgsamer Hund folgte, nahm das Pferd des seltsamen Emeritus bei dem Zügel und schritt der Richtung nach, welche die Wagen eingehalten hatten. Da erklang die hohe Fistelstimme vom Klepper herab: „Sie wissen nun, wie ich heiße und wer und was ich bin; darf ich auch Ihren Namen erfahren?"

„Später."

„Warum nicht jetzt?"

„Weil sich Leute hier befinden, die ihn nicht wissen dürfen; ich werde Ihnen das später erklären."

„Warum erst später? So eine Ungewißheit ist mir so ziemlich wie eine unaufgelöste Septime oder None. Haben Sie also die Gewogenheit, diesen Dominantseptakkord von A gefälligst nach D-dur oder doch wenigstens nach B-moll herüberzuleiten!"

„Das wäre eine Unvorsichtigkeit, welche nicht nur mich, sondern auch Sie in Schaden bringen kann. Sie befinden sich in Gefahr, Herr Kantor!"

„Bitte, bitte, Kantor emeritus! In Gefahr? Das geht mich nichts an. Für Musensöhne gibt es nur die eine Gefahr, daß ihre Schöpfungen nicht anerkannt werden; ich kann aber hier weder applaudiert noch deploriert werden, weil niemand meine Kompositionen kennt, welche übrigens nur erst in meinem Kopfe, aber noch nicht in Partitur vorhanden sind."

„Also Sie komponieren?"

„Ja, bei Tag und Nacht."

„Was?"

„Eine große Oper für drei Theaterabende in zwölf Akten, für jeden Abend vier Akte; wissen Sie, so eine Trilogie wie der ‚Ring der Nibelungen' von Richard Wagner, diesesmal aber nicht von ihm sondern von mir, dem Herrn Kantor emeritus Matthäus Aurelius Hampel aus Klotzsche bei Dresden."

„Können Sie das denn nicht daheim komponieren? Was treibt Sie denn da nach Amerika, noch dazu nach Arizona, dem gefährlichsten Teil des wilden Westens?"

„Wer mich treibt? Der Geist, die Muse, wer denn anders? Der begnadete Musensohn muß den Eingebungen der Göttin folgen."

„Das verstehe ich nicht. Ich folge keiner Göttin, sondern meinem Verstande."

„Weil Sie kein Begnadeter sind. Mit Verstand komponiert man keine Oper, sondern mit Generalbaß und Kontrapunkt, wenn nämlich ein passendes Libretto, ein Text vorhanden ist. Und dieser Text, der ist eben die Spannfeder, die mich herübergeschwippst hat nach Amerika."

„Wieso, Herr Kantor?"

„Bitte wiederholt recht sehr: Kantor emeritus! Es ist wirklich nur der Vollständigkeit halber. Man könnte denken, daß ich noch immer zu Klotzsche bei Dresden die Orgel spielen muß, während ich doch schon seit zwei Jahren einen Nachfolger habe. Meine Oper ist nämlich im Kopfe vollständig fertig; aber es fehlt mir der passende Text dazu. Ich habe mich mit berühmten Dichtern in Verbindung gesetzt, zum Beispiel mit Herrn Zuckerkrach in Wien, der einen sehr schönen Gespensterroman, und mit Herrn von Kuchenbruch in Halle, welcher eine sehr

lebhafte Ode an den Meerbusen von Biscaya geschrieben hat. Sie haben mir unter die Arme gegriffen, aber nicht poetisch genug. Ich will Hexameter komponieren aber keine Jamben. Auch waren sie mir viel zu zart, zu lyrisch, zu butterig weich, denn ich brauche einen kräftigen, einen gigantischen, einen cyklopischen Text, denn meine Oper soll eine Heldenoper werden. Da habe ich mich also selbst nach Helden umsehen müssen, aber leider keine recht geeigneten gefunden. Die Helden von Rottecks Weltgeschichte sind nämlich schon viel zu sehr abgedroschen worden; ich aber will neue, originale Helden, die noch nicht zwischen den Coulissen und Soffitten gestanden haben. Da lebt nun in der Nähe von Dresden zuweilen mein Freund und Gönner Hobblefrank, und der — — —"

„Der Hobblefrank lebt dort? Den kennen Sie?" fiel Sam schnell und überrascht ein.

„Ja. Sie auch?"

„Sehr gut sogar, sehr gut! Weiter, weiter!"

„Und der hat mich auf solche Helden, wie ich sie brauche, aufmerksam gemacht."

„Wohl auf sich selbst?"

„Auch mit."

„Auf wen noch, Herr Kantor?"

„Ich ersuche Sie nun schon zum vierten- oder gar zum fünftenmale: Herr Kantor emeritus! Es ist gewiß und wahrhaftig nur der Vollständigkeit wegen. Man könnte sonst denken, ich messe mir ein Amt an, in welchem ich mich nun schon seit zwei Jahren nicht mehr befinde. Also der Hobblefrank, über den wir übrigens noch weiter sprechen werden, hat mich auf solche für mich passende Helden aufmerksam gemacht, zunächst natürlich auf sich selbst und sodann in zweiter Linie auf drei andre Männer, mit denen er früher hier im wilden Westen ganz außerordentliche Thaten verrichtet hat und wahrscheinlich jetzt wieder zusammengetroffen ist."

„Wer sind diese Leute?"

„Ein Apachenhäuptling, welcher Winnetou heißt und zwei berühmte weiße Prairiejäger, Namens Old Shatterhand und Old Firehand."

„Good lack! Das sind allerdings die allerberühmtesten Gentlemen, die ich kenne!"

„Wie? Auch Sie kennen dieselben?"

„Und ob! Wer sollte die nicht kennen! Und wer noch nicht das Glück gehabt hat, sie zu sehen, dem ist, mag er sein, wer er will, doch so viel von ihnen erzählt worden, daß er sie beinahe so gut kennt, als ob er mit ihnen beisammengewesen wäre."

„So könnten auch Sie mir von ihnen erzählen?"

„Will es meinen! Ich, und nichts von ihnen wissen, hihihihi! Ich sage Ihnen, daß Sie von mir so viel über diese Gents hören können, daß Sie zwanzig Opern davon zu komponieren imstande sind. Die Musik dazu müssen Sie sich freilich selber machen."

„Natürlich, natürlich! Der Hobblefrank hat mir alle Abenteuer erzählt, die er mit den Herren erlebte; kann ich von Ihnen noch Ferneres vernehmen, so ist mir das lieb, weil dadurch mein zu bearbeitender Stoff reicher wird."

„Sie sollen mehr erfahren, als Sie brauchen. Aber sagten Sie nicht soeben, daß der Hobble jetzt wieder mit ihnen zusammengetroffen sei?"

„Ja, so sagte ich; ich vermute es, wenn ich es auch nicht ganz bestimmt behaupten kann. Ich war nämlich einige Tage lang nicht daheim gewesen; als ich nach Hause kam, fand ich einige Zeilen von ihm vor, in denen er mich aufforderte, schleunigst zu ihm zu kommen, falls es noch meine Absicht sei, mit ihm nach Amerika zu gehen, um die betreffenden Helden für meine Oper persönlich kennen zu lernen. Ich suchte ihn natürlich sofort auf, kam jedoch zu spät, denn die Villa ‚Bärenfett', welche er bewohnt, war verschlossen — alles zu, kein Mensch da, und vom Nachbar konnte ich nur erfahren, daß der Hobblefrank für längere Zeit verreist sein müsse. Ich habe als ganz selbstverständlich angenommen, daß er nach Amerika ist, und bin ihm nachgereist."

„Warum aber grad in dieses wilde Arizona hinein? Haben Sie denn Grund, zu glauben, daß er sich in dieser Gegend befindet?"

„Ja. Er sprach nämlich einmal mit mir über die ungeheuern Gold- und Silberreichtümer von Arizona und Nevada und erwähnte dabei, daß er sofort dorthin aufbrechen werde, sobald er erfahre, daß einer seiner früheren Gefährten sich dorthin wenden wolle. Er steht nämlich mit ihnen im Briefwechsel. Da er nun so plötzlich und ohne auf mich zu warten abgereist ist, vermute ich, daß er von einem Freunde, wahrscheinlich von Old Shatterhand, eine solche Nachricht empfangen hat."

„Und daraufhin, also nur daraufhin, haben Sie diese weite Reise gemacht?"

„Ja, ich bin sicher, ihn hier zu treffen."

„Heigh-ho! Für diese Sicherheit gebe ich Ihnen nicht einen Pfennig. Meinen Sie denn, man treffe sich hier hüben so leicht, wie man sich drüben in der Heimat so zwischen Klotzsche und Zitzschewig findet?"

„Warum nicht? Land ist Land, gleichviel, ob es Sachsen oder Arizona heißt. Warum soll man sich in dem einen schwerer begegnen als in dem andern?"

„Welche Frage! Erstens handelt es sich darum, daß Arizona und Nevada je zwanzigmal größer sind als Sachsen und dann kommen auch die Verhältnisse in Betracht. Haben Sie eine Ahnung davon, wie viele und welche Indianerstämme hier wohnen?"

„Die gehen mich doch nichts an!"

„Kennen Sie die Unwegsamkeit des Landes, die wilden Schluchten und Canons, die Oede der Bergregion, die Trostlosigkeit der Wüsten, besonders derjenigen, welche zwischen Kalifornien, Nevada und Arizona liegt?"

„Geht mich auch nichts an!"

„Verstehen Sie die Sprachen der Indianer, der hiesigen Weißen?"

„Brauche ich nicht! Meine Sprache ist die Musik."

„Aber der wilde Indianer wird ganz und gar nicht musikalisch mit Ihnen sprechen und verfahren! Wie es scheint, wissen Sie gar nicht, welchen Gefahren Sie sich aussetzen, wenn Sie den Hobblefrank aufsuchen wollen."

„Gefahren? Ich habe Ihnen bereits gesagt, wie ich darüber denke. Ein Jünger der Kunst, ein Sohn der Musen hat keine Gefahren zu fürchten. Er steht so hoch über dem gewöhnlichen Leben wie die Violine über dem Rumpelbasse; er lebt und atmet den Aether himmlischer Akkorde und hat mit irdischen Dissonanzen nichts zu schaffen."

„Well! So lassen Sie sich einmal von einem Indsman den Skalp über die Ohren ziehen, und sagen Sie mir dann, welche himmlischen Akkorde Sie dabei vernommen haben! Hier zu Lande gibt es nur eine Musik, und das ist diese hier."

Er schlug bei diesen Worten mit der Hand an sein Gewehr und fuhr dann fort: „Dieses musikalische Instrument gibt die Töne an, nach denen in Arizona und Nevada getanzt wird, und — — —"

„Getanzt — — — Pfui!" unterbrach ihn der Kantor. „Wer hat vom Tanzen gesprochen, oder wer wird überhaupt davon sprechen! Ein Künstler niemals! Das Tanzen ist eine hastige und immerwährende Veränderung des festen Standpunktes, durch welche man in unästhetischen Schweiß gerät."

„Dann will ich wünschen, daß Sie hier nicht in die Lage kommen, ganz gegen Ihren künstlerischen Willen den Schwerpunkt und mit ihm noch einiges andre, vielleicht gar das Leben zu verlieren. Leider steht schon jetzt zu befürchten, daß Sie sehr bald gezwungen sein werden, einen Hopser zu tanzen, bei welchem es wohl kaum ohne Schweiß abgehen wird."

„Ich? Fällt mir nicht ein!"

„Oho! Sie müssen!"

„Wer wollte oder könnte mich zwingen?"

„Die Herren, welche da hinter uns vor der Schnapsschenke saßen."

„Wieso?"

„Das werde ich Ihnen später erklären."

„Warum nicht jetzt?"

„Weil ich es andern auch noch sagen muß und ein Ding nicht gern zweimal thue, wenn es nicht nötig ist, und weil wir jetzt da angekommen sind, wohin wir wollten, wenn ich mich nicht irre."

Sie hatten das Dorf verlassen und befanden sich nun hinter demselben an der Straße, welche nach der Hauptstadt führt. Während dieses ganzen Weges und Gespräches hatte der Kantor seine eigentümlichen Pendelbewegungen auf dem Pferde fortgesetzt. Bald den Oberkörper nach vorn, bald nach hinten biegend, hatte er die Beine und Füße mit den Bügeln in die entgegengesetzte Richtung geschoben, was dem kleinen Sam Hawkens, wie sein lustiges Augenblinzeln zeigte, nicht wenig Spaß zu machen schien. Jetzt sahen sie die vier großen, schweren Auswandererwagen vor sich stehen. Die Insassen derselben waren ausgestiegen und hatten die Ochsen ausgespannt, welche das nicht allzu reich sprossende Gras abweideten.

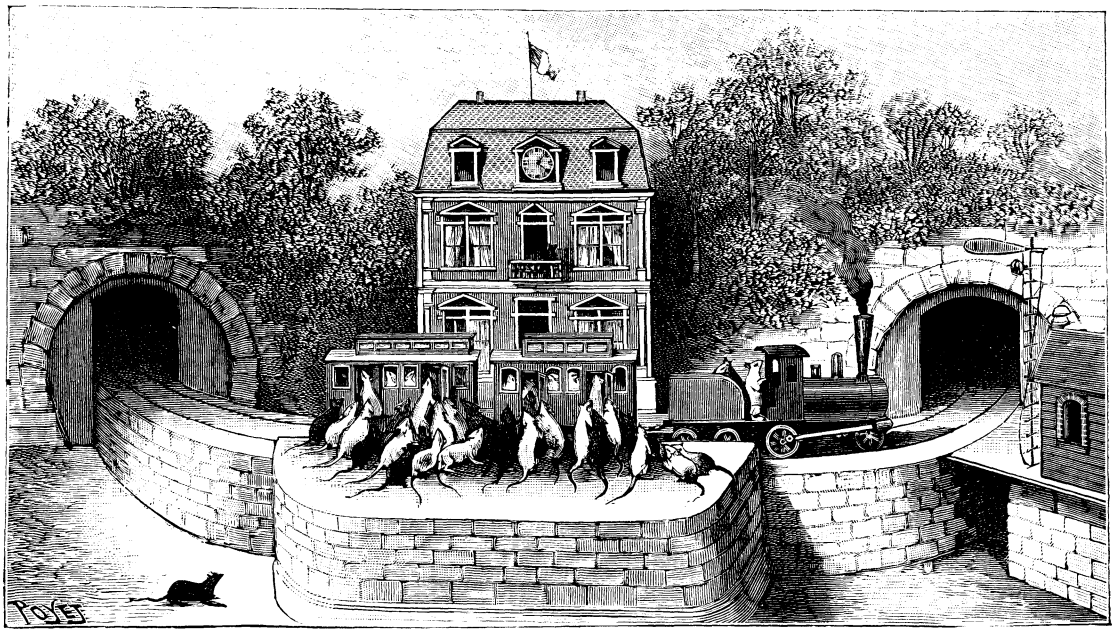
Die Wagen waren in der Weise aufgefahren, daß sie eng neben einander standen, mit den Deichseln alle nach einer Seite, nach Süden gerichtet, ein großer Fehler in jener Gegend, wo es der Indianer und des herumvagierenden weißen Gesindels wegen stets geraten ist, eine sogenannte Wagenburg zu bilden. Die Insassen waren ausgestiegen und bewegten sich in geschäftiger Weise auf dem Platze umher. Zwei Frauen suchten nach dornigem Akaziengestrüpp, dem einzigen Holze, das es hier zu einem Feuer gab; zwei andre hantierten mit Töpfen, in denen das Essen gekocht werden sollte; einige Kinder halfen dabei. Zwei Männer schafften in Eimern Wasser herbei; ein dritter untersuchte die Wagenräder; diese drei waren noch ziemlich jung. Ein vierter, welcher gewiß die Fünfzig überschritten hatte, aber noch bei vollen Manneskräften und sehr robust und stark gebaut war, stand inmitten dieses Treibens, um dasselbe zu bewachen und von Zeit zu Zeit mit heller Stimme und in kurzen Worten einen Befehl auszusprechen. Er schien also der Anführer dieser Auswanderer zu sein. Als er die beiden Ankömmlinge bemerkte, rief er dem einen derselben entgegen: „Wo bleiben Sie denn nun wieder einmal, Herr Kantor. Man ist in steter Sorge um Sie und — —"

Dressierte Ratten klettern in einen künstlichen Katzenkopf. Abb. 1.

„Bitte, bitte, Herr Schmidt," unterbrach ihn der Angeredete; „Herr Kantor emeritus, wie ich Ihnen schon hundertmal gesagt habe. Es ist wahrhaftig nur der Vollständigkeit wegen und weil ich mir kein Amt anmaßen darf, welches ich nicht mehr bekleide."

Dabei hielt er sein Pferd an und stieg von demselben herunter, aber wie! Er nahm erst das rechte Bein empor, um links herunter zu kommen; das schien ihm aber zu gefährlich zu sein; darum zog er nun den linken Fuß aus dem Bügel, um zu versuchen, rechts auf die Erde zu kommen, was für ihn aber wahrscheinlich ebenso bedenklich war. Darum stemmte er beide Hände auf den Sattelknopf, lüpfte sich empor und schob sich nach hinten, so daß er auf die Kruppe des Pferdes zu sitzen kam. Von da aus retirierte er langsam immer weiter rückwärts und rutschte endlich beim Schwanze herunter. Das Tier war

lammfromm und ermüdet und ließ diese sehr seltsame und lächerliche Prozedur ruhig vor sich gehen. Die Emigranten hatten diesem „Abrutsche“ schon sehr oft beigewohnt, weshalb er auf sie keinen Eindruck machte; dem guten Sam Hawkens aber war so etwas noch nicht vorgekommen, und so mußte er sich große Mühe geben, nicht laut aufzulachen.



Dressierte Ratten auf der Eisenbahnfahrt. Abb. 2.

„Ach was, Emeritus!“ antwortete Schmidt in kräftiger Weise, die ihm eigen zu sein schien. „Für uns sind Sie noch immer der Herr Kantor. Haben Sie sich emeritieren lassen, so ist das Ihre Sache, aber kein Grund für uns, dieses ewige Fremdwort immer wiederzukauen. Warum bleiben Sie immer zurück? Man hat nur stets auf Sie aufzupassen!“

„Piano, piano, lieber Schmidt! Ich höre Sie sehr gut, auch wenn Sie nicht so schreien. Es kam mir ein musikalischer Gedanke. Ich glaube nämlich, daß man bei einer Ouverture, wenn das Cello im Orchester fehlt, die Stimme desselben auch der dritten Trompete übergeben kann. Nicht?“

„Uebergeben Sie sie meinetwegen der großen Paukentrommel! Ich weiß wohl, daß ein Wagen geschmiert werden muß, wenn er gut laufen soll, aber nicht, was in einer Ouverture getrompetet werden muß. Was haben Sie uns denn da für einen Hanswurst mitgebracht?“

Bei diesen Worten deutete er auf Sam Hawkens. Der Kantor antwortete, ohne ihm das kräftige und wohl auch beleidigende Wort zu verweisen: „Dieser Herr ist — — ist — — heißt — — hm, das weiß ich selbst noch nicht. Ich traf ihn im Dorfe und fragte ihn nach Ihnen; da ist er so freundlich gewesen, mich heraus zu Ihnen zu modulieren. Die Hauptsache ist, daß er auch ein Sachse ist.“

„Ein — Sachse?“ fragte Schmidt im Tone des Erstaunens, indem er Sam vom Kopfe an bis zu den Füßen herunter betrachtete. „Das ist doch gar nicht möglich! Wenn bei uns in Sachsen jemand in solcher Kleidung herumliefe, würde er auf der Stelle arretiert!“

„Aber wir sind glücklicherweise jetzt nicht in Sachsen,“ antwortete Hawkens ganz freundlich; „darum werde ich meine Freiheit wahrscheinlich behalten, wenn ich mich nicht irre. Ihr werdet hier noch ganz andre Anzüge zu sehen bekommen, als der meinige ist. Es gibt im wilden Westen nicht auf je zwanzig Schritte zehn Kleidermagazine. Darf ich vielleicht erfahren, wohin ihr wollt, meine Herren?“

„Ihr?“ meinte Schmidt in abweisendem Tone. „Wir sind gewohnt, Sie genannt zu werden, und möchten, ehe wir Ihnen Auskunft geben, zunächst wissen, wer Sie sind, was Sie treiben und auf welchem Weg Sie sich befinden.“

„Well, das können Sie wissen. Ich heiße Falke, bin aus Sachsen herübergekommen, lebe als Westmann und gebe jedem die Ehre, die ihm gebührt. Da habt Ihr meine volle Legitimation. Ob Ihr mir meine Frage nun auch beantworten wollt, das steht in Eurem Belieben.“

„Ihr und Euer? Herr Falke, ich habe Ihnen schon gesagt, daß wir gewohnt sind — — —“

„Schon gut, schon gut!“ unterbrach ihn der Kleine. „Und ich habe auch bereits gesagt, daß ich einem jeden die Ehre gebe, die ihm gebührt. Wer mich als einen Hanswurst betrachtet, der wird von mir Ihr oder gar Er genannt, und sagt der Esel dieses Wort noch einmal, so gehe ich fort und laß ihn so dumm bleiben, wie er ist.“

„Alle Donner! Meinen Sie damit etwa mich?“ brauste der Alte auf, indem er drohend einen Schritt zurücktrat.

„Ja,“ antwortete der Kleine, indem er ihm furchtlos und höchst freundlich in die Augen sah.

„Da machen Sie ja gleich, daß Sie wieder fortkommen, falls Sie wünschen, daß Ihre Knochen bei einander bleiben sollen!“

„Ich habe ja schon gesagt, daß ich gehen und Sie bleiben lassen werde, was und wie Sie sind. Aber als Ihr Landsmann denke ich, die Pflicht zu haben, Sie vorher zu warnen."

„Vor wem?"

„Vor den zwölf Reitern, welche heute an Ihnen vorübergekommen sind."

„Ist nicht nötig. Wir sind selbst so klug, zu wissen, woran wir sind. Die Kerls haben uns gleich nicht gefallen und, als sie uns ausfragen wollten, keine Auskunft erhalten. Sie sehen also, daß Ihre guten Lehren bei uns überflüssig sind."

Er drehte sich um, zum Zeichen, daß er mit Sam Hawkens nichts mehr zu thun haben wolle. Dieser machte eine Bewegung, sich zu entfernen, blieb aber doch, angetrieben von seinem guten Herzen, wieder halten und sagte: „Master Schmidt, noch ein Wort!"

„Was?" fragte der Alte barsch.

„Wenn Ihr wirklich keine guten Lehren braucht, so will ich sie gerne für mich behalten. Gestattet mir nur noch das eine zu fragen: Stehen eure Wagen nur einstweilen so bei einander wie jetzt?"

„Warum diese Frage?"

„Weil dies die allerbequemste Weise ist, bestohlen oder gar überfallen zu werden; hätte ich hier etwas zu gebieten, so würde mit den vier Wagen ein Viereck gebildet, innerhalb dessen alle Menschen und Ochsen — — hihihihi — Menschen und Ochsen während der ganzen Nacht zu bleiben hätten. Dabei müßte von der Dunkelheit an bis zum frühen Morgen ein Posten sorgsam Wache halten."

„Warum?"

„Weil ihr euch in Avijour befindet und nicht daheim in der Dresdener oder Leipziger Kreisdirektion."

„Wo wir sind, das wissen wir genau. Um das zu erfahren, brauchen wir keinen Hanswurst zu fragen. Macht Euch also fort von hier, sonst schaffe ich Euch Spannfedern in die Beine!"

„Well, gehe schon, wenn ich mich nicht irre, habe es gut gemeint mit euch; aber wenn dem Esel zu wohl ist, so habe ich nichts dagegen, wenn er auf das Eis geht, um eine Polka zu probieren!"

Er drehte sich scharf um und entfernte sich nach dem Dorfe zu. Schmidt fuhr den Kantor unmutig an: „Da hatten Sie uns einen saubern Kerl gebracht. Sah aus wie ein Harlekin und war dabei doch grob wie Bohnenstroh. Für solche Landsmänner muß ich danken."

„Aber mit mir ist er vorher sehr zuvorkommend und freundlich gewesen," wagte der Emeritus einzuwerfen. „Das war wohl die Folge davon, daß ich ihn hübsch dolce angesprochen habe, wie wir Musikkünstler uns auszudrücken pflegen, während Sie ihm sehr sforzando über den Mund gefahren sind."

„Weil er wie ein Landstreicher dahergelaufen kam und — — —"

(Fortsetzung folgt.)

Dressierte Ratten.

Mancher unsrer lieben jungen Leser hält sich einen Zwinger für Eichhörnchen, Mäuse oder Ratten, zu deren Herstellung der „G. K." wiederholt Anleitung gegeben hat. Viele von ihnen, welche allerlei dressierte Tiere gesehen haben, beschäftigen sich auch selbst damit, ihren Zwingerinsassen die nötige Dressur beizubringen, und sicherlich haben sie auch wohl schon glänzende Erfolge auf diesem Gebiete aufzuweisen. Daß die Dressur selbst der scheinbar dümmsten Tiere, z. B. der Ratten, möglich ist, wollen wir heute zeigen.

Trat da kürzlich ein Russe Namens Douroff auf, angethan mit einem Kostüm à la Rattenfänger von Hameln, und führte seine dressierten Ratten vor, deren Kunststücke alle Zuschauer in Erstaunen setzten. Einige dieser Kunststücke wollen wir hier in Wort und Bild zur Anschauung bringen.

Als der Dresseur auf der Bühne des Theaters erschien, entlockte er seiner Flöte (wie der Rattenfänger von Hameln) scharfe Töne. Alsbald lief eine bunte Schar Ratten herbei, weiße, schwarze, graue und gescheckte, welche den Dresseur umgaben und nun auf sein Kommando ihre Kunststückchen ausführten. Sie mußten kleine Leitern emporsteigen, durch Reifen springen, auch durch solche, die mit Seidenpapier überklebt waren, wie im Zirkus. Sie mußten aufeinander reiten, miteinander tanzen und dergleichen mehr. Dann ließ er alle an einem Strick emporsteigen und in das geöffnete Maul eines aus Pappe gefertigten Katzenkopfes springen (Abb. 1), der am Ende des Strickes befestigt war. Auf den Ruf ihres Meisters kamen die Ratten wieder hervor, stiegen auf seine Beine und Arme empor, um zum Appell ihren Herrn zu küssen. (Abb. 3.)

Das lustigste Stückchen, welches überdies der hohen Dressur dieser Tiere die Krone aufsetzte, war die Eisenbahnfahrt der Ratten. Der Künstler hatte ein kleines Bahnhofgebäude aufgestellt. Rechts und links waren die Mündungen eines Tunnels sichtbar, durch welchen die kleine Rundbahn führte. Auch ein Bahnwärterhäuschen nebst davorstehendem Signal war vorhanden. Vorerst war alles ruhig. Dann kamen aus dem künstlichen Gebüsch des Hintergrundes einzeln oder paarweise nach und nach verschiedene Ratten anspaziert, welche teils in das Bahnhofsgebäude hineingingen, teils artig davor auf und ab spazierten. Nach einem Weilchen kam der Bahnwärter aus seinem Häuschen und zog das Signal. Bald darauf vernahm man einen Pfiff, und der aus Maschine, Tender und zwei Waggons bestehende Zug kam links aus dem Tunnel hervor und hielt vor dem Bahnhofgebäude. Auf den Pfiff waren alle Ratten, die bisher im Gebäude verweilt hatten, jedenfalls Passagiere erster Klasse, herausgekommen und nun drängten alle in die Wagen (Abb. 2). Der „weiße Maschinist" ließ wieder einen Pfiff hören, der „schwarze Heizer" scharrte zwischen den Kohlen, und fort ging der Zug mit diesen sonderbaren Reisenden zum Tunnel hinein. Der Bahnwärter ließ das Signal

herunter und ging wieder in sein Häuschen. Dann war alles still und — die Vorstellung vorüber.

Der Künstler versicherte, daß die Ratten sehr intelligent und sehr folgsam gegen ihren Pfleger seien. Freilich habe er lange Jahre gebraucht und unendliche Geduld aufwenden müssen, um seinen Zöglingen diese Dressur beizubringen. Jetzt seien seine Ratten aber auch so zivilisiert, hätten eine so feine Erziehung genossen, daß er getrost seine Vorstellungen geben könne, ohne besorgen zu müssen, daß seine Zöglinge sich Unarten dem Publikum gegenüber zu Schulden kommen ließen.

Kompaßpflanzen.

In unsern zivilisierten Gegenden ist „die Uhr, die immer nach Norden zeigt", wie die Ostafrikaner den Kompaß nennen, ein Instrument, das im gewöhnlichen Leben nur selten einmal Verwendung findet. Höchstens kommt das kleine Ding noch zu seinem Recht, wenn sich ein passionierter Fußgänger in ihm fremder Gegend verlaufen hat und die Sonne nicht scheint. Anders ist es in den nordamerikanischen Prairien, wo man wohl oft diesen eigenwilligen Zeiger gebrauchen könnte, wenn man ihn nur hätte. Mutter Natur sorgt aber für ihre Kinder, und wer den ganzen Tag im Freien zubringt, der weiß, was die Glocke geschlagen hat, wenn er auch keine Uhr bei sich führt, und wenn sich die Sonne hinter noch so dichten Wolken verbirgt, so findet er doch den ruhenden Pol. Letzteren verraten ihm gewisse Pflanzen, die so wundersam gebildet sind, daß sie ihm auffallen müssen. Sie breiten nämlich ihre Blätter nicht flach aus, parallel zum Erdboden, sondern stellen sich hochkant, so daß der eine Blattrand dem Himmel, der andre der Erde zugewendet ist. Das würde schon genügen, diese Pflanzen aus ihrer Umgebung hervorzuheben, wenigstens in Amerika. In Australien allerdings nicht, denn dort, in dem Lande der pflanzlichen Absurditäten, ist so etwas eine alltägliche Erscheinung, welche unter andrem auch zur Folge hat, daß die Wälder keinen Schatten geben. In Amerika aber ist das eine Ausnahme. Unsre Pflanzen nun sind mit dieser Eigentümlichkeit noch nicht zufrieden: sie wollen etwas ganz Besonderes voraus haben, und was machen sie? Sie lassen ihre Blätter nicht im Kreise ringsherum um den Stengel stehen, wie sie ursprünglich angelegt werden, sondern drehen und wenden sie so lange, bis sie alle nach zwei Richtungen, nach Nord und nach Süd stehen. So eine Pflanze sieht dann gerade so aus, als ob sie zwischen zwei Brettern, die ganz dicht zusammenstehen, emporgewachsen wäre. Das sind natürliche Kompasse, die ebenso zuverlässig sind wie die künstlichen.

Appell der Ratten beim Dresseur. Abb. 3.

Unter den Bornuanern.

Zu den zivilisiertesten Staaten des immer noch so rätselhaften Innerafrika gehört ohne Zweifel das westlich vom Tsadsee, 133000 Quadratkilometer große, von etwa fünf Millionen Menschen bewohnte Reich Bornu. Das Volk ist sehr kriegerisch, und hier findet man auch jene wattierten Panzerreiter, über die wir den Kameraden schon früher einmal berichteten. In früheren Zeiten gab es hier auch viel Krieg und Kriegsgeschrei, bis endlich der Sultan Omar 1846 ein friedlicheres Regiment einführte. Freilich war dies auch erst nach heftigen Kämpfen und vielem Blutvergießen möglich geworden. Denn Omar hatte sich zunächst die Aufgabe gestellt, die seitherige grausame Dynastie zu beseitigen, und wurde, nachdem ihm dies gelungen, von seinem Bruder Abderahman bedroht, dem er in der That auch eine Zeitlang weichen mußte, bis dieser 1853 im Kampfe fiel. Dem friedlichen Regiment Omars war es denn auch zu verdanken, daß die deutschen Forschungsreisenden Barth, Overweg, Vogel, v. Beurmann und Rohlfs bis in diese Gegenden vordringen konnten, des Sultans Gastfreundschaft genossen und zum Teil sogar direkt von ihm unterstützt wurden. Daß Vogel und Beurmann ermordet wurden, fällt Omar nicht zur Last, denn es geschah außerhalb seiner Grenzen, in Wadai, wo allerdings die schlimmsten Zustände herrschten. Um dem Sultan Omar eine Anerkennung für seine jenen Forschern geleisteten Dienste zu bezeigen, veranlaßte 1868 der König Wilhelm von Preußen auf den Vorschlag von Rohlfs, den als Leibarzt des Beys von Tunis dort weilenden Gustav Nachtigal mit einer Gesandtschaft an ihn zu betrauen und ihm eine Anzahl wertvoller Geschenke zu überbringen. Nachtigal brach am 17. Februar 1869 von Tripolis auf, gelangte aber erst am 6. Juni nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu, also an sein Ziel, weil er unterwegs zweimal in Gefangenschaft geriet und das erstemal — bei den Tibbu in der Oase Tibesti — nur durch nächtliche Flucht dem Tode entrann. Omar ließ die Karawane Nachtigals durch den Kronprinzen selbst

abholen. Am folgenden Tage fand dann der offizielle Empfang Nachtigals mit Uebergabe der Geschenke statt, welche die höchste Freude des Sultans erregten.

Kuka liegt am Westufer des Tsadsees in keineswegs schöner Gegend, ist aber einer der Mittelpunkte des binnenafrikanischen Handels, und zählt, obwohl erst 1835 durch Omar gegründet, an 60000 Einwohner. Sie besteht aus drei durch einen großen sandigen Platz getrennte Teile: der Ost-, Mittel- und Weststadt. Der östliche Teil ist die eigentliche Residenz und enthält die große Moschee, die Häuser der Reichen und das sogenannte Haus der Christen, welches den genannten Reisenden zum Aufenthaltsort angewiesen wurde. Mittel- und Oststadt sind der Wohnsitz des eigentlichen Volkes und der fremden Handelsleute, deren sich zur Zeit der Messen 15000 bis 20000 hier aufhalten. Da aber jeden Montag Sklavenmarkt abgehalten wird, befinden sich ständig zahlreiche Händler hier. Haupthandelsgegenstände sind außer Sklaven: Getreide, Rohrmatten, Stangen zum Bau von Hütten, Zeuge, Kleidungsstücke, Perlen, Pferde und Kamele.

Die Häuser sind durchweg aus Lehm aufgeführt, meist mit anschließenden Höfen. In den oft weitläufigen Wohnungen der Wohlhabenden dienen die äußeren Höfe zum Aufenthalt der Sklaven, die inneren zum Aufenthalt der Sklavinnen und Frauen.

Unsre Abbildung, welche einen feierlichen Aufzug des Sultans nebst Gefolge zum Gegenstand hat, gibt eine lebendige Anschauung von den Trachten und der Bewaffnung der Bornuaner. Charakteristisch dabei ist die Verhüllung des Hauptes und des unteren Teiles des Gesichtes, während die Sklaven mit kahlgeschorenem Kopf ohne jede Bedeckung einhergehen.

Seemannsnot.

(Fortsetzung.)

Wir hatten eine schnelle und leichte Fahrt, fast immer stetigen Wind, so daß wir wenig an den Segeln ändern mußten. Dreizehn Tage waren wir unterwegs, als wir den Atlantischen Ocean erreichten. Am vierzehnten Tage, wieder einem Freitag, war der Wind, welcher solange fast West gewesen, nach Nord herumgegangen und das Wetter schwierig geworden. Stoßweise kam der Wind über die aufgeregte See und die ‚Anna Maria', welche mit dicht gerefften Marssegeln hart am Winde lag, stampfte furchtbar und bekam tüchtige Brecher über den Luvbord an Deck.

„Ich war gerade mit Jochen Lehr auf den Außenklüver hinausgeritten, das niedergeholte Außenklüversegel festzumachen. Der zweite Steuermann, ein Neffe des Schiffseigentümers, war auf die Back gekommen, um nachzusehen, ob die Anker gehörig festgemacht waren; sein großer Neufundländer, ein prachtvolles Tier, welcher besonders dem Jochen Lehr zugethan war, begleitete ihn. Nero stand ganz vorn am Gallionsbild und sah in die See hinaus, als wieder eine Sturzwelle über uns hinwegfegte. Tief bohrte sich der Stampfstock des Klüvers in die See, wir beide klammerten uns krampfhaft fest.

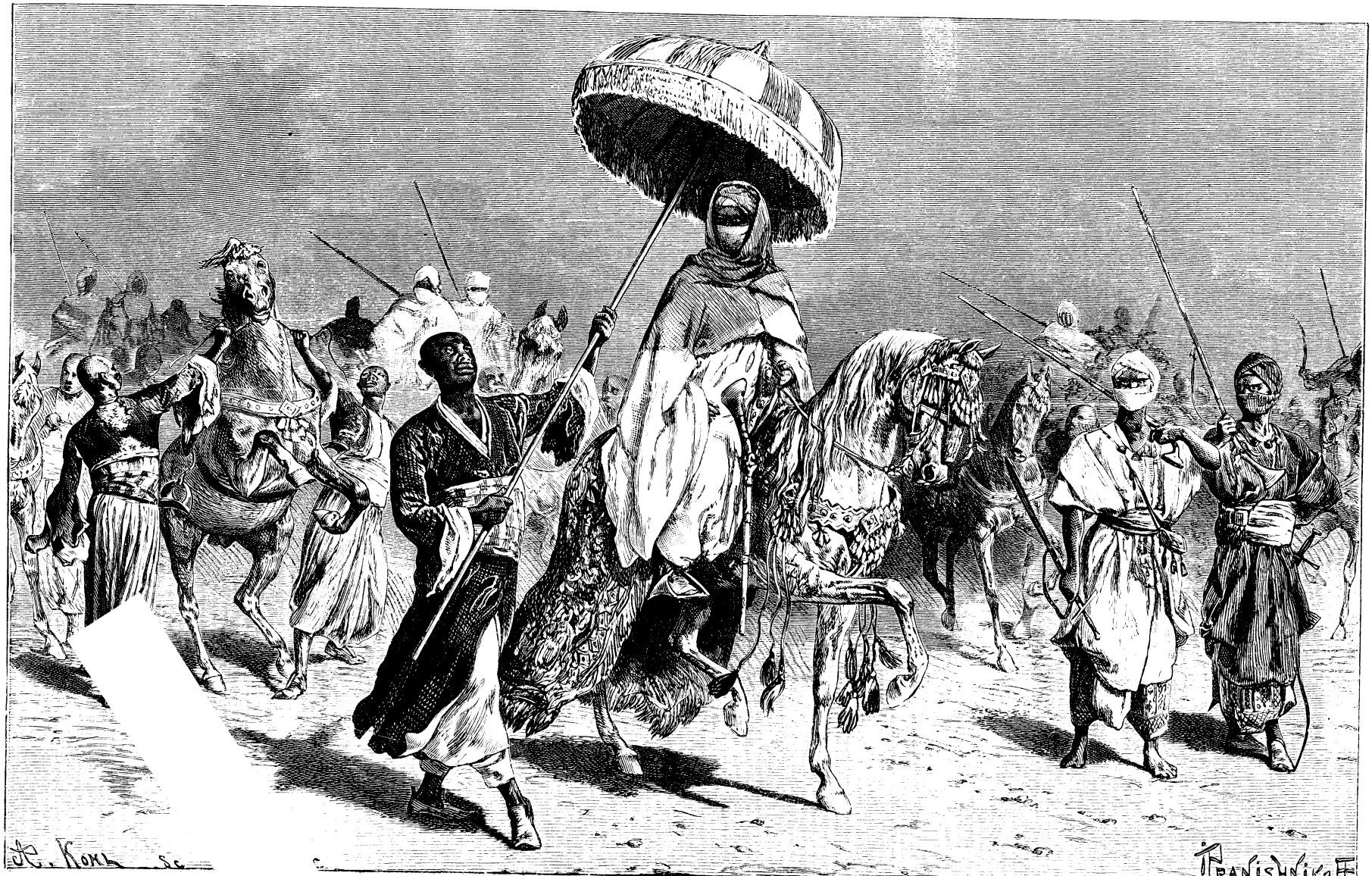
„Als wir die Augen wieder öffnen konnten, war der Platz, wo der Hund gestanden hatte, leer. Die See hatte ihn heruntergewaschen und hinter dem Schiffe ertönte sein klägliches Gebell. Der Steuermann schrie nach einem Boot, und wir waren schon bereit, das eine in Lee hängende zu Wasser zu bringen — wir hatten das schöne, treue Tier alle gern und wollten seine Rettung versuchen — als der tapfer und unverdrossen schwimmende Hund ein klägliches Geheul ausstieß und unter Wasser verschwand. Die Stelle färbte sich rot, wahrscheinlich hatte ein Hai das arme Tier erfaßt.

„Wir bedauerten das tragische Ende des Hundes. Niemand ahnte damals, wie nützlich er uns noch hätte werden können."

Vetter Hermann that einen langen Zug aus seinem Glase, welches Schwester Gretchen eben frisch füllte; dann fuhr er fort: „Wir hatten nicht lange Zeit, den Verlust des Hundes zu betrauern, denn das Barometer fiel und der Wind nahm zu. Am andern Morgen lagen wir mit kleinen Sturmsegeln auf Südostkurs; die ‚Anna Maria' mußte vor dem Sturm fliehen. Das Schiff wurde von der wilden See furchtbar herumgeworfen und arbeitete heftig; die Masten schlingerten, daß man glauben konnte, sie würden jeden Augenblick über Bord gehen. Wo wir waren, wußte man schon lange nicht mehr, denn seit Tagen hatte der Kapitän keine Aufnahme mehr machen können. In der vierten Nacht schlug uns die See die beiden Seitenboote weg, die am Heck hängende Kapitänsjolle war schon am zweiten Tage zertrümmert worden. Am Morgen des fünften Tages wusch eine Sturzwelle die an Deck stehende Kombüse (Küche) zusammen und wir mußten hinauf, das zerrissene Sturmsegel loszuschneiden; es war das dritte, welches über Bord ging.

„In der fünften Nacht wurde uns der Außenklüver fortgeschlagen, er riß die Vorbramstenge mit und wir hatten ein paar Stunden in finsterer Nacht zu arbeiten, die Trümmer vom Schiff loszumachen, immer in Gefahr von der wilden See über Bord gewaschen zu werden. Ich dachte damals, es wäre das Schrecklichste, was man wohl erleben könnte, aber viel härtere Prüfungen sollten wir noch zu überstehen haben.

„Am sechsten Tage meldete der Zimmermann zwei Fuß Wasser im Raum; naß bis auf die Haut, seit fünf Tagen nichts mehr genossen als harten Schiffszwieback, mußten wir jetzt an die Pumpen, um das eindringende Wasser auszuwerfen.



Der Sultan von Bornu.

„Nach zweistündiger Arbeit, nach welcher wir uns todmüde an die Reeling festbanden, um nicht von der See über Bord gespült zu werden, hatten wir die Pumpen so ziemlich leer bekommen. Doch schon nach einer Stunde meldete der Zimmermann wieder drei Fuß Wasser. Jetzt ging's an das Leben. Die ‚Anna Maria' war ohne Zweifel leck gesprungen; vielleicht hatte sie schon durch das Auflaufen in der Mississippimündung einen leichten Knax bekommen, der nun durch das heftige Arbeiten des Schiffes sich vollends öffnete.

„Die folgenden Stunden zu beschreiben ist unmöglich; man muß dergleichen selbst erlebt haben — und solche Stunden möchte ich meinem ärgsten Feinde nicht wünschen. Wir mußten uns an der Reeling festbinden, um bei den heftigen Bewegungen des Schiffes auf dem nassen Deck nicht den Halt zu verlieren oder bei überkommenden Brechern von einer Seite zur andern geschleudert zu werden. Dazu die Arbeit an den Pumpen, welche derart anstrengt, daß man schon nach einer Stunde meint, alle Glieder seien stückweise abgeschlagen. Doch keine Ruhe wird den müden Gliedern gegönnt, unablässig heißt es ringen gegen das furchtbare Element, welches in den meisten Fällen der menschlichen Kraft spottet und alle Anstrengungen zu Schanden macht. So auch bei uns. Als nach einer Nacht, wie sie länger und schrecklicher wohl schwerlich erlebt werden kann, der Tag anbrach, wurde es uns zur Gewißheit, daß die ‚Anna Maria' verloren war, sie ging schon einen Fuß tiefer im Wasser, als zur Zeit, da sie aussegelte.

„Es wurde Schiffsrat abgehalten und da es der Zustand der erregten See nicht zuließ, das Großboot flott zu machen und das Schiff zu verlassen, so wurde als letztes Rettungsmittel beschlossen, die Masten zu kappen, um die ‚Anna Maria' etwas zu erleichtern. Wir gingen mit Aufbietung unsrer letzten Kräfte an das schwere Werk und hatten wirklich etwas Erfolg damit. Das Schiff hob sich erleichtert mehrere Fuß aus dem Wasser und arbeitete, nachdem das Schlingern der Masten aufgehört hatte, nicht mehr so heftig. Es sank und hob sich mehr als tote Masse mit den Wellen, als daß es sich durch See arbeitete. Wir konnten unsern erschöpften Körpern jetzt sogar etwas Ruhe gönnen, wenn dieselbe auch nur darin bestand, daß die meisten, wo sie gingen und standen, sich niederwarfen, nachdem sie sich nur einigermaßen gegen die überschlagenden Seeen gesichert hatten.

„Gegen Abend zeigte es sich, daß das Schiff schon drei Fuß tiefer im Wasser ging, als die Ladelinie betrug. Wir mußten auf das Aeußerste gefaßt sein; der Hochbootsmann, ein alter grauer Seebär, sprach freilich bei dem abgehaltenen Schiffsrat die Ansicht aus, die ‚Anna Maria' würde nicht so schnell wegsinken, da die Holzladung ja an sich schon schwimme. Er erzählte, daß er als Leichtmatrose einmal mit einem Schoner, der auch Holz geladen hatte, dreizehn Tage in See getrieben habe, wobei das Schiff schon so tief unter Wasser ging, daß das Deck nicht mehr zu betreten war; sie hatten sich auf das Hinterdeck gerettet und waren dann noch von einem der damals viel spärlicher fahrenden Dampfer aufgenommen worden.

„Es wurde daher beschlossen, so lange als möglich auf der ‚Anna Maria' zu bleiben. Wenn der Sturm nachließ und die See sich etwas verlief, sollte das Großboot flottgemacht werden. Letzteres war überhaupt erst möglich, wenn das Wasser das Deck überspülte, denn da die Masten gekappt waren, konnte das in seinen Klampen auf dem Verdeck stehende schwere Boot nicht über Bord gehißt werden und wir mußten abwarten, bis das Wasser es heben würde. Die Bordwand war an einer Seite leicht wegzuschlagen, um dem Boot den Weg zu öffnen. Gelang dies, so konnten wir auf Rettung hoffen, denn nach des Kapitäns Ansicht befanden wir uns ungefähr in der Route der nach Westindien fahrenden Dampfer.

„Schlimmer stand es mit den Lebensmitteln. Mit der Kombüse war der darin enthaltene Proviant größtenteils vernichtet. Zwei Fässer mit Zwieback waren zwar bei dem Zusammenbruch derselben an Deck festgemacht worden, aber von dem eingedrungenen Seewasser vollständig durchweicht und ungenießbar. Bohnen, Erbsen und Kartoffeln nutzten uns nichts, da wir sie nicht mehr kochen konnten. Nur ein Faß mit Salzfleisch und ein im ‚Logis' (Mannschaftsraum im Vorschiff) stehendes mit Zwieback war noch zu gebrauchen, dazu ein kleines Fäßchen Wasser und dann das, was der Kapitän an Speisen und Getränken in seiner Kajüte aufbewahrte. Von den Vorräten im Raum war nichts mehr zu erhoffen, denn das Wasser stand so hoch darin, daß alles verdorben war.

„Unsre Lage war demnach eine sehr bedenkliche, falls wir nicht bald ein Schiff trafen. Der Kapitän ließ noch vor Eintritt der Nacht sämtlichen Proviant in das Großboot verstauen und durch geteertes Segeltuch sorgfältig vor dem Seewasser schützen. Nachdem dann die Reihenfolge der Wache bestimmt war, versammelten sich alle in des Kapitäns Kajüte, damit bei plötzlichen Zufällen jeder bei der Hand war.

„In der Nacht ließ der Sturm etwas nach und bei Tagesanbruch ging die See nicht mehr so hoch wie seither. Aber auch die ‚Anna Maria' ging schon so tief im Wasser, daß dasselbe bei dem Hin- und Herschwanken des Schiffes durch die Brecher das Verdeck überflutete.

„Wir konnten nun daran gehen, in das Großboot noch diejenigen Sachen wegzustauen, deren Mitnahme trotz des beschränkten Raumes erforderlich war; so die nautischen Instrumente des Kapitäns, dessen Kassette mit den Schiffspapieren und dem Bargeld, eine Anzahl Raketen und Blaufeuer, den wichtigsten Teil der Medizinkiste, sowie endlich den Wein- und Spirituosenvorrat nebst den Konservenbüchsen aus des Kapitäns Wandschränken. Sodann schlugen wir die Steuerbordreeling, welche schon beim Fallen des Großmastes teilweise in Trümmer gegangen war, vollends herunter, und auch von den Klampen, in denen das Großboot stand, soviel als irgend möglich, um dasselbe zum sofortigen Ablaufen fertig zu machen. Um das Sinken des Schiffes zu beschleunigen, ließ der Kapitän die Luken öffnen.

„Wir zogen schließlich unsre besten Kleidungsstücke an, denn ein Mehr konnten wir nicht im Boote verstauen, steckten unser Geld bei und waren nun bereit, die ‚Anna Maria' zu verlassen. Da inzwischen der Tag vergangen war, zog es der Kapitän vor, die Nacht noch auf dem Schiff zu bleiben, nur wurde den Wachen eingeschärft, viertelstündlich den Wasserstand zu messen und genau auf das Boot, welches an den Maststümpfen vertäut war, zu achten.

„Die Nacht verging ziemlich ruhig und die See verlief immer mehr, leider war der Himmel noch bedeckt, so daß der Kapitän keine Aufnahme machen konnte, um festzustellen, wo wir uns befanden. Gegen Morgen mußten wir uns auf das Hinterdeck flüchten, das Schiff war so tief gesunken, daß auch die Kapitänskajüte überschwemmt wurde; die Wachen auf dem Verdeck standen schon bis an die Knie im Wasser. Mit Tagesanbruch gingen wir daran, das Großboot flott zu machen; es konnte dies nicht früh genug geschehen, wenn eine Gefährdung desselben durch den bei einem etwaigen plötzlichen Wegsinken des Schiffes entstehenden Strudel vorgebeugt werden sollte.

„Gegen Mittag war alles geschehen und das Boot lag segelfertig an der Leeseite des Schiffes. Der Kapitän rief die ganze Besatzung auf dem Hinterdeck zusammen und verlas ein Protokoll, in welchem er das Schicksal der ‚Anna Maria' kurz geschildert hatte und der Beschluß des Schiffsrates, die Rettung der Mannschaft im Boote zu versuchen, angeführt war. Das Protokoll wurde von allen an Bord befindlichen Personen unterzeichnet und dann in einem starken, sorgfältig verspundeten Fäßchen der See übergeben, dies für den Fall, daß Mannschaft und Boot verunglücken sollten. Der bezügliche Eintrag in dem Schiffsjournal und eine Abschrift des in die See geworfenen Schriftstückes, welche der Kapitän zu seinen Papieren nahm, wurden ebenfalls von jedem unterschrieben.

„Darauf schiffte sich alles in das Boot ein; der Kapitän zuletzt. Die Stimmung war sehr gedrückt, denn unser Schicksal war ein sehr ungewisses. Zunächst wußten wir gar nicht, wo wir uns befanden, weil das trübe Wetter immer noch anhielt. Es ist stets eine mißliche Sache, in einem offenen Boot auf hoher See zu sein, hunderte von Meilen (Seemeilen — 1 Seemeile = 1852 Meter) von jeder Küste entfernt, da bei schwerem Wetter das Boot leicht dem Kentern oder Vollschlagen ausgesetzt ist. Um wie viel ernster war erst unsre Lage, die wir für uns neunzehn Mann bei halber Ration für fünf, höchstens sechs bis sieben Tage Lebensmittel besaßen und nicht einmal wußten, wie weit wir der nächsten menschlichen Hilfe entfernt waren. Bezüglich des einzuschlagenden Weges hatten wir nicht die Qual der Wahl, denn der noch immer heftig wehende Nordwind gestattete keinen andern, als den nach Süden, mit einer Abweichung von höchstens einigen Strichen nach West oder Ost.

„Da das Boot seines geringen Tiefganges wegen leicht vom Kurse abwich und wir beim Segeln am Winde zuviel Wasser übergenommen hätten, ließ der Kapitän genau Süd steuern, wobei er der Hoffnung lebte, in den Kurs der verschiedenen westindischen Dampferlinien zu kommen und ein Schiff zu treffen."

— — — — — — — — — — —

Der Vetter hatte sein Glas wieder geleert, was Gretchen zu der Aeußerung veranlaßte, das Erzählen mache wohl riesigen Durst.

„Nein, liebes Gretchen," sagte der Vetter, „das nicht, aber bei den Qualen, die wir damals ausgestanden, brennt mir heute noch unwillkürlich der Gaumen, und nun mir durch das Erzählen die Ereignisse wieder so lebendig vor Augen treten, trinke ich, du Neugier, um mir den Unterschied von einst und jetzt recht bemerkbar zu machen.

„Doch ich will nicht vorgreifen, sondern der Reihe nach berichten," fuhr er fort.

„Wir richteten also den Bug des Bootes gegen Süden bei zwei Strich nach West. In das Segel mußten freilich zwei Reff eingesteckt werden, denn der Wind war noch zu stark. Wir machten drei bis vier Meilen in der Stunde, also zwischen siebzig und neunzig Meilen in vierundzwanzig Stunden. Freilich war der tagelange Aufenthalt in dem Boot für neunzehn Personen sehr beengend; zum Schlafen sich auszustrecken, war ganz unmöglich und wir waren genötigt, uns auf den Boden des Bootes niederzukauern, die Seitenwände als Rücklehne benutzend.

„Am dritten Tage der Bootsfahrt klärte sich der Himmel auf und der Kapitän konnte eine Aufnahme machen. Dieselbe ergab leider wenig Tröstliches. Wir waren soweit nach Süden verschlagen, daß wir uns in der Mitte zwischen den Routen, welche die nach Westindien und Brasilien fahrenden Dampfer einhalten, befanden, mehrere hundert Meilen von jeder entfernt. Es blieb also außer der Möglichkeit, soweit nach Süden zu segeln, daß wir auf einen südamerikanischen Dampfer trafen, nur die Hoffnung, einem andern, etwa von Zentralamerika nach Spanien oder Italien fahrenden Schiff zu begegnen. Einen West- oder Ostkurs konnten wir nicht einhalten, weil das Boot seines geringen Tiefganges wegen zuviel abgetrieben wurde.

(Schluß folgt.)

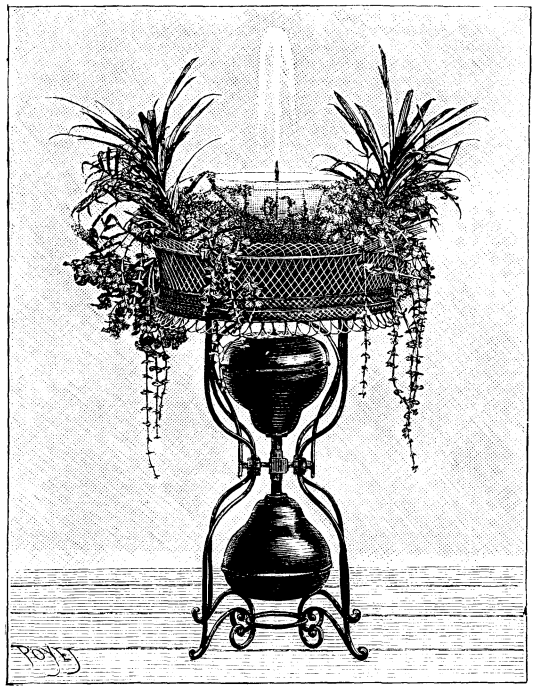
Lötrohr- und Flammenreaktionsexperimente.

Das Lötrohr, ein wichtiges Instrument des Chemikers, dient bekanntlich dazu, durch Zufuhr von Luft die Hitze einer Spiritus- oder Gasflamme zu steigern und sie auf eine bestimmte Stelle zu lenken. Es leistet also im Verein mit den Lungen im kleinen etwa dieselben Dienste, wie der Blasebalg bei einem Schmiedefeuer im großen. Man benutzt die Lötrohrflamme, um darin geringe Mengen von Substanzen, deren Verhalten in der Hitze beobachtet werden soll, einer hohen Temperatur auszusetzen. Unter anderm wird das Lötrohr auch bei chemischen Untersuchungen benutzt, da die Erscheinungen, welche verschiedene Substanzen in der Lötrohrflamme

zeigen, wie wir noch ausführen werden, oft für dieselben charakteristisch sind, d. h. zu deren Erkennung benutzt werden können. Es gibt nämlich zwei Arten von chemischer Analyse, eine trockene und eine nasse. Letztere ist die genauere, doch geht ihr gewöhnlich die trockene voran, um erst annähernd über die Bestandteile des zu untersuchenden Körpers Aufschluß zu geben. Bei dieser nun wird das Lötrohr in ausgedehntem Maße benutzt. Außer demselben kommt u. a. aber auch die Flammenreaktion zur Anwendung, welche eine besonders genaue Prüfung zuläßt. Von diesen beiden Prüfungsmitteln, dem Lötrohr und der Flammenreaktion, wollen wir heute einiges Nähere mitteilen, da sich damit interessante Experimente anstellen lassen.

Was zunächst das Lötrohr betrifft, so bekommt ihr dasselbe zu billigem Preise bei jedem Mechaniker oder auch Klempner zu kaufen, doch könnt ihr es euch im Notfalle auch selbst herstellen, worüber in diesen Blättern schon einmal kurz berichtet wurde. Ihr baut zu diesem Zwecke einen hohlen, hölzernen Würfel von ungefähr 3 cm Seite, dessen Fugen ihr luftdicht verkittet. Zwei aneinanderstoßende Seiten dieses Würfels werden mit je einer Oeffnung versehen; in die eine von diesen befestigt ihr eine ungefähr 30 cm lange Röhre von Blech oder Holz und versieht dieselbe oben mit einem Mundstück, welches sich leicht aus dem abgesägten Ende eines Zwirnröllchens herstellen läßt. In die andre Oeffnung des Würfels wird eine kleine eiserne oder messingene Röhre mit einer feinen, etwa einen Millimeter starken Oeffnung, welche ihr euch von einem Schlosser anfertigen lassen könnt, luftdicht eingefügt. Die Befestigung der Röhren ist so vorzunehmen, daß der während des Gebrauches in der größeren Röhre herabrinnende Speichel nicht in die kleinere Röhre gelangen kann, da er sonst natürlich störend wirkt. Bei Benutzung des Lötrohrs wird die feine Röhre dicht vor die Spiritusflamme gehalten und dann durch die mit dem Mundstück versehene Röhre möglichst gleichförmig und andauernd geblasen; in die dadurch entstehende spitze Flamme wird der zu erhitzende Stoff entweder auf einem Stück Holzkohle oder auf einem Platindraht gebracht.

Da das anhaltende Blasen bei Gebrauch des Lötrohres die Lungen sehr anstrengt, hat man selbstthätige Gebläselampen konstruiert, durch welche der beabsichtigte Zweck noch besser erreicht wird, als mit dem Lötrohr. Bei einer dieser Vorrichtungen befindet sich eine hohle Messingkugel über einer Spirituslampe. An dieser Kugel ist oben eine feine Röhre befestigt, welche abwärts gebogen in die darunter befindliche Flamme führt. Wird nun die Kugel teilweise mit Wasser gefüllt und die Lampe angezündet, so strömt, wenn das Wasser kocht, der entstehende Dampf in die Flamme und treibt sie zur Seite, ebenso wie dies bei dem Lötrohr der Fall ist. Die Luftzufuhr wird hier dadurch erreicht, daß der einströmende Dampf Luft mit sich fortreißt und der Flamme zuführt. Noch besser ist es, die Kugel mit Spiritus zu füllen, doch muß dann die Mündung der Röhre anfangs so gestellt werden, daß sie nicht in die Flamme führt, bis der entstehende Spiritusdampf alle Luft aus der Kugel verdrängt hat, da sonst eine Explosion (!) erfolgen könnte.



Atmosphärischer Zimmerspringbrunnen.

Wer viel mit dem Lötrohr zu thun hat und sich zur Schonung seiner Lungen eines Gebläses bedienen möchte, aber wegen des hohen Preises sich die beschriebene Vorrichtung, welche bei den Mechanikern zu haben ist, nicht anschaffen will, kann sich bei einiger Geschicklichkeit ein Gebläse anfertigen, welches zwar weniger bequem ist, aber in seinen Wirkungen hinter der beschriebenen Gebläselampe nicht zurücksteht. Zu dem Zweck wird ein Würfel gebaut, aber ein größerer, etwa von 12 cm Seitenlänge. Die Fugen desselben werden durch Pech oder Kitt gedichtet. Wenn Pech angewandt wird, so beklebt man nachher die Außenseite mit Papier, und besonders die Seite, in welcher, wie wir dann sehen werden, die Lötrohrspitze befestigt wird, und welche also der Flamme zugewandt ist; sie muß mit mehreren Lagen starken Papiers und außerdem noch mit einem Stück Karton oder Pappe beklebt werden, da sonst das Pech infolge der Hitze erweicht und durch den Luftdruck sich Oeffnungen darin bilden, durch welche die gepreßte Luft entweicht. In die eine Seite des Würfels wird, wie schon angedeutet, in einer kleinen Oeffnung eine Lötrohrspitze eingesetzt. Die obere Seite des Würfels erhält eine größere Oeffnung von 1 cm Durchmesser; an derselben wird innen eine kleine Klappe von Leder befestigt, so daß sie lose an der Oeffnung anliegt. Nun wird ein Lederbalg hergestellt, welcher sich etwa wie der einer Harmonika oder eines photographischen Apparates zusammendrücken und wieder ausziehen läßt; wer nicht genug Geschick besitzt, sich denselben selbst herzustellen, kann ihn sich bei einem Buchbinder machen lassen. Dieser Balg wird nun mit dem einen Ende fest und luftdicht über der Oeffnung an der oberen Seite des Kastens angeleimt. An die obere Oeffnung des Balges wird eine Holzplatte in derselben Weise

festgeleimt, welche in der Mitte ein rundes Loch, dessen Durchmesser 1 cm beträgt, enthält. An der unteren Seite, also im Innern des Blasebalges, ist an diesem Loche eine ebensolche Klappe befestigt, wie im Innern des würfelförmigen Kastens. Wird nun durch einen Druck auf die Holzplatte der Balg zusammengedrückt, so schließt sich infolge des Luftdruckes die an der Holzplatte befindliche Klappe, dagegen öffnet sich die im Kasten befindliche und die Luft wird in denselben und von da durch die Lötrohrspitze in die Flamme gepreßt. Zieht man jetzt den Blasebalg wieder in die Höhe, so schließt sich die untere Klappe, es öffnet sich die obere, und der Blasebalg füllt sich durch die letztere wieder mit Luft, welche beim Herabdrücken wieder in die Flamme gepreßt wird u. s. w. Bei dieser Einrichtung würde aber das Anblasen der Flamme immer ruckweise erfolgen und es würde sich damit kein Erfolg erzielen lassen. Doch diesem Uebelstande läßt sich leicht abhelfen. Ihr alle kennt das Spielzeug, welches aus einer Gummiblase und einem Mundstück besteht und welches, nachdem es aufgeblasen worden ist, markerschütternde Töne hervorbringt. Dieses Spielzeug, oder vielmehr die Gummiblase desselben, läßt sich für unsern Zweck nutzbar machen. Es wird nämlich in eine Wand des würfelförmigen Kastens eine Oeffnung gemacht und ein Stück Glasröhre eingekittet. Dann wird die Gummiblase von einem Exemplar des erwähnten Spielzeuges abgelöst, über die Glasröhre geschoben und nötigenfalls an derselben festgebunden. Nun ist das Gebläse fertig. Beim Hinuntergehen des Blasebalges strömt nämlich ein Teil der gepreßten Luft wie vorher in die Flamme, ein andrer wird dazu verwandt, die Blase aufzublähen; wird dann der Blasebalg in die Höhe gezogen, so zieht sich die Blase vermöge ihrer Elastizität wieder zusammen und bläst die in ihr enthaltene Luft in die Flamme, so daß dieselbe nicht mehr ruckweise, sondern von einem ununterbrochenen Luftstrome angeblasen wird. Um Mißverständnisse zu vermeiden, fügen wir hinzu, daß der Gebrauch dieses Blasebalges nicht von den schrillen Tönen, welche das mehrfach erwähnte Spielzeug sonst hervorruft, begleitet ist, da die Gummimembran, welche sonst durch ihre Schwingungen diese Töne erzeugt, sich nicht an der Gummiblase, sondern an dem Mundstück befindet, von welchem die Blase ja losgelöst ist.

(Fortsetzung folgt.)

Atmosphärischer Zimmerspringbrunnen.

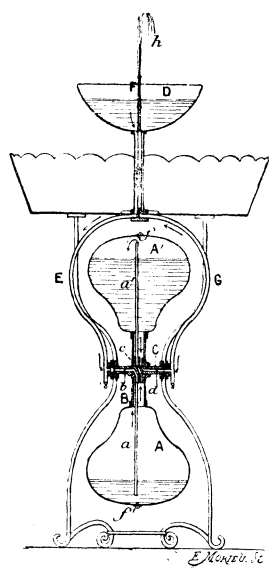
Ein Springbrunnen im Zimmer dient nicht bloß zur Zierde, sondern auch zur Luftreinigung, mithin zur Gesundheitspflege, und sollte daher eine viel größere Verbreitung finden, als es wirklich der Fall ist.

Wie man einen einfachen Springbrunnen macht, das ist unsern jungen Lesern ohnehin bekannt und bedarf keiner weiteren Erklärung.

Seine Mängel bestehen in dem umständlichen Füllen des ihn speisenden Wasserbehälters, in der kurzen Springdauer, wenn jener nicht von beträchtlicher Größe ist, und im unbequemen Fortschaffen des Abflußwassers.

Einen Springbrunnen, der die erwähnten Uebelstände nicht besitzt und bezüglich der Eleganz selbst den verwöhntesten Anforderungen entspricht, führen wir in den beigegebenen zwei Abbildungen vor, von denen die erstere die perspektivische Ansicht, die andre den Längenschnitt zeigt.

Dieser Springbrunnen besteht aus den zwei Rezipienten A und A′, die durch die Ansätze B und die horizontale Axe C verbunden sind. Letztere ist von den drei Oeffnungen b c d durchbohrt, die folgende Kommunikation vermitteln: b verbindet den Rezipienten A mit dem oberen Bassin D mittelst der gebogenen Röhre E und dem Röhrchen a, das am Ansatzrohre B befestigt ist; c verbindet die Rezipienten A und A′ mittelst dem Röhrchen a, das ebenfalls an die Wand des Ansatzrohres von A′ gelötet ist und gleich dem mit a bezeichneten bis nahe an den Boden des Rezipienten reicht; d stellt die Verbindung des oberen Rezipienten mit dem Ausflußrohre F durch die gebogene Röhre G her.



Durchschnitt des Apparats zum Springbrunnen.

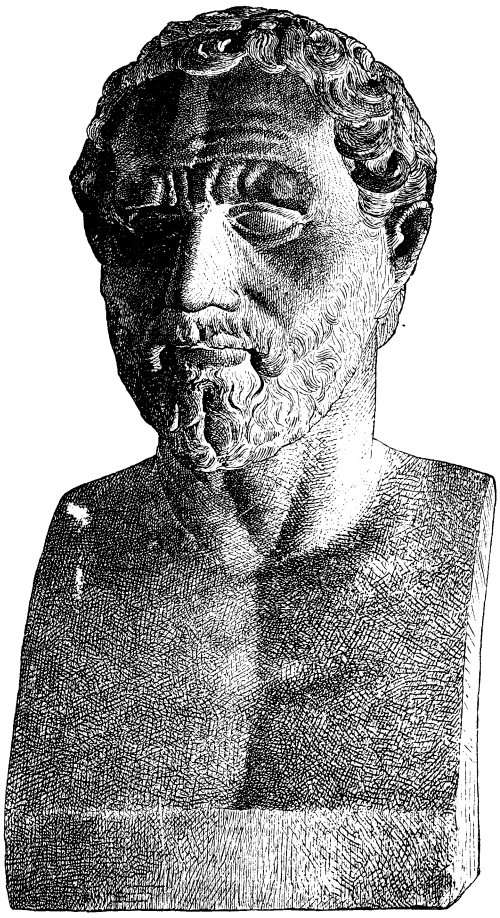
Dieser Apparat wird von einem zierlichen Eisengestelle getragen, auf dem die Blumentischplatte ruht, die vom Bassin D, einer umgekehrten, in der Mitte zum Einfügen des Mundstückes durchbohrten Glasglocke, überragt wird. Das Speisen des Springbrunnens erfolgt, indem man die Schale D mit Wasser füllt, das durch die Röhren E und a in den Rezipienten gelangt, oder weniger umständlich, durch unmittelbares Eingießen in den letzteren, nachdem der mit einem Gewinde versehene Stöpsel f′ (oder f) abgenommen wurde. Selbstverständlich ist nur ein Rezipient mit Wasser zu füllen.

Angenommen, der Rezipient A und das Bassin D — letzteres jedoch nicht gänzlich — sind mit Wasser gefüllt, so wird der Springbrunnen noch nicht funktionieren, da das Mundstück F in Verbindung von G und der Oeffnung d mit den Rezipienten A′ nur Luft enthalten. Wird hingegen A um die Axe C nach oben gedreht, so daß beide Rezipienten die Plätze vertauschen, so tritt das Bassin D mit dem leeren in Kommunikation; er füllt sich langsam mit Wasser, und dieses wird vermöge des Luftdruckes gezwungen, sich in einem Strahle in das Bassin zu ergießen. Wird derselbe bei fortschreitender Entleerung des oberen Rezipienten allmählich schwächer, so genügt es, den gefüllten wieder nach oben zu drehen, um den Strahl in der früheren Stärke springen zu lassen.

Das Bassin kann entweder mit Goldfischen belebt oder auch mit parfümiertem Wasser versehen werden; im letzteren Falle würde der Springbrunnen das Zimmer mit Wohlgeruch erfüllen.

Ein Berliner Junge.

Ein Berliner Kaufmann hatte unlängst den wichtigen Posten eines Laufburschen ausgeschrieben und in der diesbezüglichen Anzeige bemerkt, daß Meldungen vormittags von acht bis neun Uhr entgegengenommen würden. Schon um sieben Uhr wurde die Klingel gezogen und ein strammer, intelligent aussehender Bursche meldete sich für den verlangten Posten. „Aber Junge," sagte der Kaufmann, „hast du denn nicht gelesen, daß Meldungen erst von acht Uhr angenommen werden?" — „Det wohl," entgegnete schnell der Bursche, „aber um die Zeit melden sich so ville, det Sie mir als den Würdigsten nur schwer herausfinden können." — „So, du glaubst also, der Würdigste unter den Bewerbern zu sein?" fragte der Kaufmann lächelnd. — „Ja, det jloobe ick," gab der Knabe zur Antwort, „denn ick muß Muttern helfen drei kleene Mächens zu ernähren, un dann bin ick ooch fleißig und scheue mir vor keene Arbeet. Hier sind meine Schulzeugnisse." — „Die laß nur mal stecken und komme um acht Uhr hübsch mit den andern." Nur zögernd wandte der Junge sich der Thür zu und sagte: „Ach, dann werden Sie mir ja jar nich mehr raus erkennen!" Um acht Uhr wurde die Thür geöffnet, um den Bewerbern Eingang zu gewähren, aber es erschien jetzt nur der Knabe, der sich schon eine Stunde zuvor gemeldet hatte. Da die Prüfung seiner Zeugnisse ein befriedigendes Resultat ergab, wurde er probeweise engagiert. Eine Stunde später aber erfuhr der Kaufmann von dem Hausverwalter, daß sich schon vor acht Uhr ein großer Trupp von Stellensuchenden eingefunden hätte, sich aber infolge eines im Hausflur angebrachten Plakates, wonach die Stelle bereits besetzt sei, wieder entfernt habe. Jetzt wurde der neue Laufbursche ins Gebet genommen und er bekannte denn auch, daß er es gewesen, der das Plakat im Hausflur angebracht: „Die Laufburschenstelle ist besetzt!" und dadurch alle Nebenbuhler abgehalten habe. Der Dienstherr machte zwar ein böses Gesicht zu dem Streich, drückte aber in „Anbetracht der besonderen Verhältnisse" ein Auge zu und behielt den findigen Burschen, zumal die über ihn eingezogenen Erkundigungen ein befriedigendes Resultat ergaben.



Demosthenes.

Demosthenes,

der größte Redner des Altertums, wurde im Jahre 384 v. Chr. als Sohn eines Waffenschmieds zu Athen geboren. Früh verwaist und auf sich selbst gestellt, widmete er sich der Redekunst, obwohl ihm die Natur fast alles dazu versagt hatte. Aber durch eiserne Ausdauer besiegte er alle Schwierigkeiten: er legte seine Schüchternheit ab, veredelte seine unschönen Bewegungen, machte seine schwache Stimme volltönend und mächtig, und überwand selbst die Anlage zum Stottern. — Seine Reden, die seine Wahrheitsliebe, die Treue seiner Ueberzeugung, seinen Feuereifer für des Vaterlandes Wohl zu erkennen gaben und sich durch meisterhafte Technik auszeichneten, waren von zündender, hinreißender Wirkung; sie begeisterten die Athener zum Widerstande gegen Philipp von Macedonien, dem Demosthenes mit Recht die schlimmsten Absichten auf die Freiheit Griechenlands zutraute. Doch die Athener waren nicht mehr die des Perikles, ihre Kräfte reichten nicht aus; bei Chäroneia unterlagen sie und Demosthenes mit ihnen.

Noch einmal, nach Alexanders Tode, entflammte Demosthenes seine Landsleute zur Erhebung gegen ihre macedonischen Herren, aber wiederum vergeblich; er mußte fliehen und machte (322 v. Chr.) auf der Insel Kalauria seinem Leben durch Gift ein Ende.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 durchfließt
Ein altes, reiches Land,
Bis rauschend sich's ins Meer ergießt
An fernem heißem Strand.
Aus unsichtbarem Borne quillt
4 5 6 2 3 1,
Das bald dem Vaterlande gilt
Und bald dem Duft des Weins.
Es rauscht dahin wie Wogenschwall
Und dringt's in unser Ohr,
So hebt mit Zauberkraft sein Schall
Im Flug den Geist empor.

Buchstabenvertauschung für Lateiner.

1. tabula, 2. cervus, 3. acies, 4. porcus, 5. postis, 6. tignum, 7. pavor, 8. lacus, 9. lana, 10. vestis, 11. stadium, 12. opus, 13. polus, 14. pix, 15. pecus, 16. locus, 17. cera, 18. apis, 19. cinis, 20. sutor.

In jedem dieser Wörter soll irgend ein Buchstabe mit a, a, a, d, e, f, f, j, n, o, o, r, r, s, t, t, t, u, u oder v vertauscht werden, so daß ebenso viele neue lateinische Substantiva entstehen. Die neu eingesetzten Buchstaben ergeben ein bekanntes lateinisches Sprichwort.

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 6.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Schmidt war von einem lauten Ausrufe unterbrochen worden. Die beiden jungen Männer, welche die Wagen zu Pferde begleitet und von denen die Finders gesprochen hatten, waren am Flusse gewesen, um ihre verstaubten Pferde zu waschen; jetzt kamen sie zurückgeritten. Der eine von ihnen hatte ein sehr intelligentes Gesicht vom Schnitte und der hellen Farbe des Europäers, obgleich die letztere infolge der Sonnenglut beträchtlich gedunkelt hatte. Er mochte wohl achtzehn Jahre zählen und war von mehr breiter als hoher Figur. Noch interessanter war der Kopf des andern. Seine kühn modellierten Züge waren echt indianisch, doch nicht von der bei den Indsmen gewöhnlichen Schärfe, auch standen seine Backenknochen nicht so weit hervor. Die Farbe seines Gesichtes war ein mattes Bronce, zu welchem das helle Grau seiner scharfen Augen ebenso wie das Mittelblond seines Haares lebhaft kontrastierte. Seine Gestalt war schlanker, doch nicht weniger kräftig als diejenige seines Begleiters, mit welchem er jedenfalls im gleichen Alter stand. Beide waren nach europäischer Art gekleidet und, wie es schien, vortrefflich bewaffnet. Ebenso saßen beide sehr gut zu Pferde, zumal der Grauäugige, welcher mit seinem Tiere wie zusammengegossen schien. Dieser letztere hatte, als er, sich dem Lager nähernd, Sam Hawkens schnell von dannen gehen sah, den Ruf ausgestoßen, durch welchen Schmidt unterbrochen worden war.

> Ist deine Pflicht auch noch so klein,
> Faß nie dich aufs Verschieben ein.
> Die leichteste wird dir zur Last,
> Wenn du sie lang verschoben hast.
>
> Otto von Leixner.

. . . Da stand Hawkens auf, um die Krüge zu füllen. So lange noch Wein in dem Fasse war, nötigte er die Finders zum Trinken. . . .

„Was gibt's? Was wollen Sie?" fragte dieser entgegen.

Der junge Mann trieb sein Pferd schnell näher und antwortete, vor Schmidt anhaltend, in deutscher Sprache doch mit fremdem Accent: „Wer war der kleine Mann, welcher soeben von hier fortgegangen ist?"

„Warum?"

„Weil er mir bekannt vorkam. Seine Kleidung ist eine andre, und ich habe sein Gesicht nicht gesehen; aber sein Gang fällt mir auf. Hatte er einen Bart?"

„Ja."

„Das stimmt! Die Augen?“

„Sehr klein.“

„Die Nase?“

„Fürchterlich.“

„Stimmt auch! Hatte er vielleicht falsches Haar?“

„Wie kann ich das wissen? Man fragt doch keinen Menschen bei der ersten Begegnung mit ihm, ob sein Haar echt ist!“

„Das thut man nicht; aber eine Perücke ist vom echten Haare mit dem ersten Blicke zu unterscheiden. Wissen Sie vielleicht, was er ist?“

„Einen Westmann nannte er sich.“

„Auch dieses stimmt. Hat er vielleicht seinen Namen genannt?“

„Ja.“

„Sam Hawkens etwa?“

„Nein. Er heißt Falke und ist ein Deutscher.“

„Sonderbar, aber doch erklärlich! Falke heißt englisch auch hawk. Viele Deutsche nehmen, wenn sie herüberkommen, englische Namen an; warum sollte jemand, der Falke heißt, sich nicht Hawkens nennen? Aber daß Sam Hawkens ein Deutscher ist, das glaube ich nicht; er hat nie davon gesprochen und sich auch stets so als Yankee gegeben, daß er jedenfalls westlich vom Atlantik geboren ist. Aber diese Gestalt und dieser eigentümliche, schleichende Gang! Jeder gute Westmann hat das Anschleichen gelernt; aber so pflegt nur Sam Hawkens zu schleichen. Doch halt, noch eine Frage: hat dieser Mann während des Gespräches vielleicht einmal gelacht?“

„Ja.“

„Wie?“

„Ausgesucht höhnisch, als er von Menschen und von Ochsen sprach.“

„Ich meine, mit welchem Vokale, mit welchem Laute er lachte. Man lacht mit a und mit i, sogar mit e oder mit o.“

„Es war mit i, und mehr ein Kichern als ein Lachen.“

„Wirklich, wirklich?“ fragte der Jüngling in höher interessiertem Tone. „Dann ist er es vielleicht doch gewesen. Sam Hawkens hat ein ganz eigentümliches Hihihihi, wie man es von keinem andern hört; man vernimmt es sehr oft von ihm; es klingt so listig und dabei stillvergnügt; er schluckt es halb in sich hinein. Und noch ein Erkennungszeichen für ihn gibt es: hat er vielleicht eine Redensart wiederholt?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Hat er nicht einigemal gesagt: Wenn ich mich nicht irre?“

„Möglich, daß er etwas dem ähnliches gesagt hat; ich habe nicht darauf geachtet.“

„So war er es doch nicht. Sam Hawkens sagt so oft: Wenn ich mich nicht irre, daß es einem jeden auffallen muß; dies wäre auch hier der Fall gewesen, und ich habe mich also geirrt.“

Er schwang sich, wie sein Gefährte schon gethan hatte, vom Pferde und ließ es laufen. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, doch hatte Sam sich seiner Redensart zufälligerweise nicht so oft bedient, daß sie besonders in die Ohren gefallen wäre.

Der Kleine war nach der Schenke zurückgekehrt und hatte sich wieder zu Dick und Will gesetzt. Um doch etwas zu verzehren, ließen sie sich je noch einen Whisky geben, den sie mit Wasser verdünnt tranken. Die Finders lachten über diese Nüchternheit, ließen die Drei aber sonst in Ruhe.

Als es dunkel geworden war, brannte der Irländer eine Laterne an, welche aufgehängt wurde und den Platz vor dem Hause zur Not erleuchtete; in das Innere desselben sollte erst später, beim Essen, gegangen werden. Nach einiger Zeit stand Buttler vom Tische auf, gab dreien seiner Gefährten einen Wink und entfernte sich mit ihnen.

„Das hat irgend einen Zweck,“ sagte Will Parker leise. „Wohin mögen sie wollen?“

„Kannst du dir das nicht denken?“ fragte ihn Sam.

„Nein. Ich bin nicht allwissend.“

„Ich auch nicht; aber wer kein solches Greenhorn wie Will Parker ist, der muß wissen, was sie wollen.“

„Nun, was, altes gescheites Coon.“

„Fleisch.“

„Woher?“

„Von den Auswanderern.“

„Ah, ja! Die haben gewiß Rauchfleisch mit, und das soll ihnen gestohlen werden.“

„Fällt keinem Menschen ein! Die Finders haben Appetit nach frischem Fleische, und da draußen bei den Wagen gibt es sechzehn Ochsen. Weißt du nun, woran du bist, mein süßer Will?“

„Ah, die Ochsen, richtig, richtig!“ nickte der Gefragte. „Es ist diesen Gentlemen wirklich zuzutrauen, daß sie einen Ochsen stehlen, was viel leichter ist, als in einen bewachten Wagen zu steigen, um einen harten Schinken herauszuholen. Man legt sich auf die Erde, schleicht sich an das Tier und treibt es langsam und vorsichtig vom Lager fort, bis man es sicher hat.“

„So ist es; ja, so wird's gemacht, hihihihi! Scheinst in früherer Zeit ein feiner Ochsendieb gewesen zu sein, wenn ich mich nicht irre.“

„Schweig, altes Coon! Mir sollten diese Leute leid thun, wenn sie ein Zugtier einbüßen. Ist dir deine Vermutung erst jetzt gekommen?“

„Nein, sondern gleich als Buttler vom Fleische sprach.“

„Und bist bei den Emigranten gewesen und hast sie nicht gewarnt?“

„Wer sagt dir denn, daß ich dies nicht gethan habe? Aber man nannte mich einen Hanswurst, dessen guten Rat niemand braucht. Sam Hawkens ein Hanswurst, hihihihi! Hat mir ungeheuern Spaß gemacht. Bin zwar nicht ganz salonmäßig gekleidet; aber dieser Kantor emeritus sieht doch noch weit eher wie ein Bajazzo aus als ich, wenn ich mich nicht irre.“

„Du lachst. Denkst du denn auch daran, daß wir zum Essen eingeladen sind?“

„Natürlich denke ich daran! Fühle ja einen Hunger

wie ein Prairiewolf, dem die Sonne zwei Wochen lang in den leeren Magen geschienen hat."

„Willst also der Einladung folgen und gestohlenes Fleisch mitessen?"

„Yes, sogar sehr!"

„Sam, das wird mir schwer, zu glauben, da du eine so grundehrliche alte Haut bist. Doch thu, was du willst; ich aber mache nicht mit. Gestohlene Ware ißt Will Parker nicht!"

„Sam Hawkens auch nicht, außer er weiß, daß sie hinterher bezahlt wird."

„Ach, du meinst — — —?"

„Ja," nickte der Kleine. „Bin ein Hanswurst genannt worden und mußte mich mit meinem Rate abweisen lassen, werde also nichts verhindern. Strafe muß sein, besonders wenn sie zur Lehre und zur Besserung dient, wie mir scheint. Werde auch mit dem größten Appetit mitessen, dann aber dafür sorgen, daß die Bestohlenen voll entschädigt werden."

„Wenn das ist, esse ich auch mit. Müssen uns aber dabei sehr in acht nehmen. Sollte mich wundern, wenn uns die Finders ungerupft von dannen lassen wollten."

„Werden ihre eigenen Federn lassen müssen; paß nur auf!"

Buttler mochte mit seinen Gefährten vielleicht drei Viertelstunden fortgewesen sein, als sie zurückkehrten. Sie brachten eine Rindslende mit, welche in das Haus geschafft wurde, um dort gebraten zu werden. Bis sie gar war, wurden noch mehrere Flaschen Whisky geleert. Als die Negerin endlich meldete, daß der Braten fertig sei, kam Buttler zu dem „Kleeblatt" herüber, um dasselbe aufzufordern, sich mit in das Innere des Hauses zu begeben.

„Können wir das, was ihr uns spenden wollt, nicht lieber herausbekommen?" fragte Sam.

„Nein," lautete die Antwort. „Wer unser Gast sein will, muß bei uns sitzen. Uebrigens wißt ihr vielleicht, daß der Wein nur in Gesellschaft mundet."

„Wein? Woher soll der hier kommen?" that Sam erstaunt.

„Ja, woher! Nicht wahr, das wundert euch? Ich sage euch, ihr seid bei echten Gentlemen zu Gaste geladen. Wir haben gesehen, daß ihr keinen Whisky mögt, und darum euch zu Liebe und euch zu Ehren den Wirt überredet, uns das einzige Fäßchen abzulassen, was er noch im Hause hat. Es ist ein Wein, wie ihr wohl noch keinen gekostet habt. Also kommt, Mesch'schurs!"

Er wendete sich nach der Thür, in welcher seine Leute schon verschwunden waren. Dadurch gewann Sam Gelegenheit, seinen Gefährten zuzuraunen: „Wollen uns betrunken machen und dann ausrauben. Denken, wir haben Kindermagen, weil wir den Giftschnaps des Iren verschmähen. Hihihihi, sollen sich täuschen, wenn ich mich nicht irre! Sam Hawkens trinkt wie ein Kellerloch, und hat man je ein Kellerloch berauscht gesehen? Hört also, Boys: Richtet euch genau nach mir. Wir thun, als könnten wir nichts vertragen, trinken sie aber dennoch alle unter den Tisch."

„Wenn sie uns nicht vorher schon massakrieren!" bemerkte Will.

„Fällt ihnen nicht ein! Müßten doch auf Widerstand gefaßt sein. Würden zwar denken, uns überwältigen zu können, zwölf gegen drei, doch nicht ohne daß auch wir ihnen einige Kugeln oder Stiche in das Fleisch geben. Werden es also jedenfalls vorziehen, uns schwer betrunken zu machen, daß wir uns dann nicht zu wehren vermögen. Also keine Sorge, altes Greenhorn! Hast immer Angst. Sam Hawkens aber ist kein solcher Neuling wie Will Parker und weiß ganz genau, wieviel er wagen darf."

Während dieses kurzen Gespräches thaten sie, als ob sie nach ihren Tieren sähen, die sich in der Nähe befanden, und traten dann in das Haus.

Rechts lag die Küche mit einem höchst primitiven Herd, auf welchem ein Feuer brannte; über diesem hatte die Negerin das Fleisch gebraten. Links standen zwei lange Tafeln, welche aus ungehobelten Pfählen und Brettern bestanden, daran je zwei Bänke aus demselben Materiale. Es war also für alle Anwesenden Platz zum Sitzen vorhanden. Das Weinfaß lag in der Ecke auf einem Klotze; der Ire füllte daraus zwei Krüge, aus denen getrunken wurde. Gläser gab es nicht.

Die Finders hatten sich vorgenommen, wenig zu trinken, bis ihre drei Gäste vollständig berauscht seien. Sie ließen also die Krüge fast ununterbrochen kreisen und thaten so, als ob sie tüchtig tränken, nahmen aber nur kleine Schlucke. Der Wein war aber wirklich gut; er schmeckte ihnen, und so kam es, daß ihre Schlucke immer größer wurden.

Auch der Braten war vorzüglich; man sprach ihm tüchtig zu und war mit ihm schon fast auf die Neige gelangt, als eine Unterbrechung des Mahles eintrat. Es erschien nämlich der schon erwähnte Führer der Auswanderer unter der Thür, hinter ihm der alte Schmidt und dann auch die drei andern Männer. Sie hatten ihre Gewehre bei sich, während diejenigen der Schmausenden weggelegt worden waren. Als sie die Scene kurz überblickt hatten, trat der Führer einige Schritte näher und sagte: „Good evening, Mylords! Erlaubt ihr uns vielleicht, euch gesegnete Mahlzeit zu wünschen?"

„Warum nicht?" antwortete Buttler. „Würden euch gern einladen, mitzuthun; haben aber schon beinahe aufgegessen, Knochen, die wir euch geben könnten, gibt es nicht."

„Thut uns leid. Also nicht mal Knochen? Da ist's wohl gar Lende, was ihr euch geleistet habt?"

„Yes, eine feine Büffellende."

„Laufen hier noch Büffel herum? Es wird wohl ein zahmes Rind gewesen sein?"

„Wohl möglich. Haben es aber als Büffellende gekauft."

„Wo denn, wenn ich fragen darf?"

„In Rhodes Rancho im Thale von Santa Cruz, an dem wir vorübergekommen sind."

„Das muß doch einen tüchtigen Pack gegeben haben, und wir haben keinen bei euch bemerkt, als ihr an uns vorüberrittet."

„Weil jeder sein Stück bei sich trug, wenn ihr nichts dagegen habt, Sir," hohnlächelte Buttler.

„Well, Master. Wie aber kommt es denn, daß uns ein Ochse fehlt?"

„Fehlt euch ein Ochse? Ah, wie viele seid ihr denn gewesen?"

Die Finders belohnten diesen groben Witz mit einem schallenden Gelächter. Der Führer ließ sich dadurch nicht irre machen und fuhr fort: „Ja, ein Zugochse ist uns abhanden gekommen. Habt ihr vielleicht eine Ahnung, Gentlemen, wohin er ist?"

„Habt ihr ihn uns vielleicht zur Bewachung anvertraut? Sucht ihn doch!"

„Das thaten wir natürlich und haben ihn gefunden."

„So seid froh, Sir, und laßt uns mit diesem euerm Ochsen in Ruhe! Wir haben mit dem Beeste nichts zu schaffen."

„Wahrscheinlich doch! Die Sache ist nämlich die, daß er fortgelockt und erstochen worden ist, mit einem schönen, regelrechten Stiche zwischen die beiden betreffenden Wirbel, einem Stiche, der den sofortigen und lautlosen Tod des Tieres zur Folge hatte. Das ist ganz die Art und Weise der Rinderdiebe, ihre Beute gleich in der Nähe abzuschlachten."

„Well. So denkt ihr also, der Ochse sei euch gestohlen worden?"

„Das denken wir nicht nur, sondern wir sind überzeugt davon."

„So jagt den Dieben nach! Vielleicht erwischt ihr sie. Das ist der einzige und beste Rat, den ich euch geben kann."

„Wir haben ihn bereits befolgt. Sonderbarerweise nämlich fehlt an dem erstochenen Ochsen gerade nur die Lende!"

„Das finde ich nicht sonderbar, sondern ganz erklärlich. Die Diebe haben wohl gewußt, daß die Lende das beste und schmackhafteste Stück eines Rindes ist."

„Well, sie sind also gleicher Ansicht mit euch gewesen, da ich ja sehe, daß euer Braten grad auch Lende war, wahrscheinlich die Lende eines Zugochsen, nicht aber diejenige eines Büffels."

Da stand Buttler von der Bank, auf welcher er sitzen geblieben war, auf und fragte in drohendem Tone: „Was soll das heißen, Sir? Bringt Ihr etwa unsern Braten mit der Lende des gestohlenen Rindes zusammen?"

„Ja, das thue ich allerdings, und ich hoffe, daß ihr nichts dagegen habt."

Im Nu hatte Buttler sein Gewehr in der Hand, und auch seine Gefährten sprangen auf, die ihrigen zu ergreifen.

„Mann," rief er dem Führer zu, „wißt Ihr, was Ihr thut, was Ihr wagt? Wollt Ihr etwa behaupten, wir seien die Diebe, welche Ihr sucht? Seht diese zwölf Gewehre auf Euch gerichtet, und wiederholt die Anschuldigung, welche Ihr ausgesprochen habt!"

„Fällt mir nicht ein! Ich habe meine Pflicht gethan und bin nun fertig. Ich bin der Führer der Männer, welche da hinter mir stehen; sie sind Deutsche und können nicht englisch sprechen. Was ich sagte, habe ich in ihrem Namen gesagt und kann nun gehen. Ich bin ihr Scout, aber nicht ihr Ochsenhirt; was nun zu thun ist, mögen sie selber thun."

Er drehte sich um und ging fort. Dieser Mann hatte von seinem Standpunkte aus ganz recht; er war ein Mietling und that nur das, wofür er bezahlt wurde. Er hatte eigentlich schon zuviel gethan, indem er sich eines abhanden gekommenen Rindes wegen vor die drohenden Läufe dieser gefährlichen Leute wagte. Die Deutschen hatten wahrscheinlich gemeint, er werde diese Angelegenheit zu Ende führen, denn sie standen, als er sich entfernt hatte, zunächst wie ratlos da, bis dem alten Schmidt ein Auskunftsmittel in den Sinn kam. Er wendete sich nämlich an Sam Hawkens, welcher mit seinen beiden Freunden ruhig weitergegessen und scheinbar auf sonst nichts geachtet hatte: „Herr Falke, haben Sie gehört, was unser Führer gesagt hat?"

„So ziemlich," antwortete der Kleine, indem er ein Stück Fleisch in den Mund schob.

„Wir haben es nicht verstanden. Hielt er diese Leute für die Diebe?"

„Ja."

„Und das sagte er ihnen?"

„Ja."

„Was war die Folge."

„Die Folge? Hm, die Folge war, daß er dann fortging."

„Alle Teufel! Soll ich mir etwa meinen Ochsen stehlen lassen!"

„Sollen? Sie haben sich ihn stehlen lassen, wenn ich mich nicht irre."

Bei diesen letzteren Worten, auf welche er besonders aufmerksam gemacht worden war, horchte Schmidt auf. Dann fuhr er fort: „Das muß aber doch bestraft werden!"

„Von wem?"

„Vom Gerichte. Und ich muß Schadenersatz bekommen!"

„Von wem?"

„Von den Spitzbuben."

„So redet mit dem Gerichte und auch mit den Spitzbuben."

„Ich verstehe ja nicht englisch!"

„Ihr könntet auch nichts machen, wenn Ihr es verständet."

„So helfen Sie mir doch! Sie sind ein Deutscher, also ein Landsmann von uns und müssen sich unsrer annehmen."

„Ich muß? Was könnt Ihr von der Hilfe eines Hanswurstes erwarten? Hättet Ihr meinen Rat befolgt, eine Wagenburg gebildet und Euer Vieh bewacht, so wäre Euch der Ochse nicht gestohlen worden. Ich kann nichts für Euch thun, gar nichts."

„Aber hier sitzen, mit den Spitzbuben gemeinschaftliche Sache machen und von dem gestohlenen Braten essen, das können Sie wohl, nicht?"

„Ja, das kann ich, denn ich bin von ihnen zum Mitessen eingeladen worden, wenn ich mich nicht irre."

Wieder horchte Schmidt auf, als er diese Worte hörte. Das war ja genau die Redensart, deren sich Sam Hawkens zu bedienen pflegte! Dann stieß der Deutsche den Kolben seines Gewehres wütend auf den Fußboden und rief: „Dann danke ich für die Landsmannschaft und werde mir selber helfen!“

„Wie wollt Ihr das anfangen?“

„Ich zwinge diese Schufte, mich zu bezahlen!“

„In welcher Weise?“

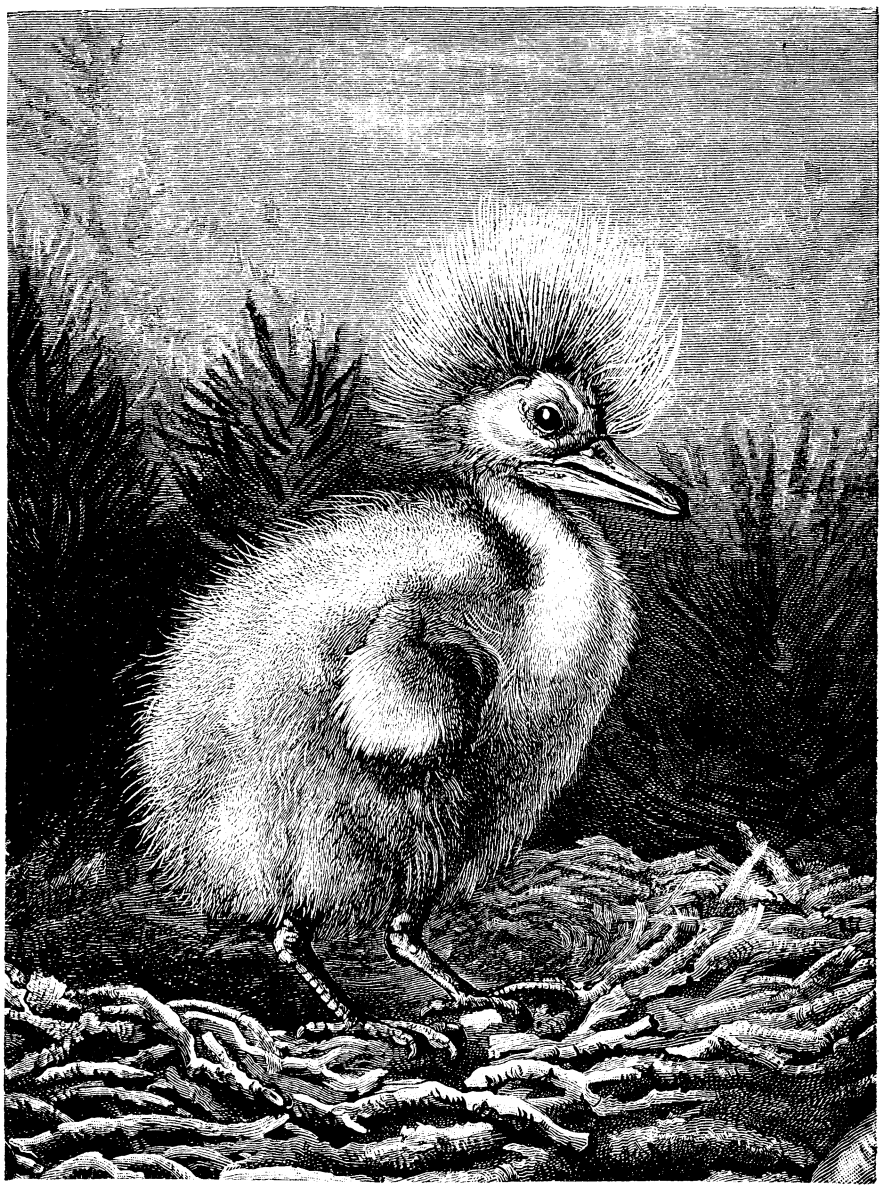
„Durch Gewalt. Wir sind vier Personen und haben unsre Gewehre!“

„Und hier stehen zwölf verwegene Männer euch gegenüber, welche ebenso gute Gewehre besitzen. Begeht keine Dummheit! Der Ochse ist dadurch, daß ihr euch in eine offenbare Lebensgefahr begebt, nicht wieder lebendig zu machen.“

„Das weiß ich auch; aber wo bleibt das Geld, welches er mich kostet?“

„Diese Leute haben kein Geld, und selbst wenn sie welches besäßen, würdet Ihr es ihnen durch Gewalt nicht abzuzwingen vermögen.“

„Soll ich etwa List anwenden?“



Junger Reiher.

„Dazu seid Ihr nicht der Mann. Ein Bär ist kein Fuchs und ein Tolpatsch kein Pfiffikus, wenn ich mich nicht irre.“

Schon wollte Schmidt wegen des Tolpatsches eine grobe Antwort geben, als die letzteren Worte ihn von diesem Vorhaben abbrachten. Er fragte rasch: „Wenn ich mich nicht irre! So haben Sie jetzt schon dreimal gesagt. Heißen Sie wirklich Falke?“

„Ja, wenn ich mich nicht irre.“

„Und bringen doch immer diese Worte, welche die Redensart eines andern Westmannes sein sollen.“

„Welches Mannes?“

„Schi-So hat mir seinen Namen gesagt; ich habe ihn aber wieder vergessen.“

„Schi-So?“ fragte Sam, sichtlich überrascht. „Wer ist das?“

„Ein junger Begleiter von uns, der Sohn eines Navajohäuptlings, welcher Nitsas-Ini heißt.“

Da machte Sam eine Bewegung der Freude und rief aus: „Nitsas-Ini? Sein Sohn ist bei euch? Kommt er aus Deutschland zurück?“

„Ja; er ist mit uns herübergefahren.“

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet! Da es so steht, sollen Sie mich nicht umsonst um meinen Beistand gebeten haben. Kehren Sie nun ruhig in Ihr Lager zurück; Sie werden Ihren Ochsen ersetzt bekommen.“

Hatte er vorher Ihr zu ihm gesagt, so begann er nun, ihn Sie zu nennen. Die Nachricht, welche er soeben empfangen hatte, mußte ihn also umgestimmt haben.

„Das sagen Sie wohl nur, um mich loszuwerden?“ fragte Schmidt mißtrauisch.

„Nein. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie volle Entschädigung erhalten werden, und vielleicht noch mehr als das. Wieviel hat der Ochse gekostet?“

„Hundertdreißig Dollar.“

„Die erhalten Sie. Ich sage es Ihnen, und also ist es wahr, wenn ich mich nicht irre.“

„Schon wieder: Wenn ich mich nicht irre! So sind Sie wohl der Westmann, welchen Schi-So meint?"

„Jedenfalls bin ich es, denn ich weiß, daß mir diese Worte sehr oft über die Zunge schlüpfen, ohne daß ich es beabsichtige. Es ist eine Angewohnheit von mir, welche abzulegen ich mir vergeblich Mühe gegeben habe. Ich habe Schi-So früher sehr oft gesehen, wenn ich mich als Gast bei dem Stamme seines Vaters befand. Sagen Sie ihm, daß ich mit dem Frühesten hinaus in das Lager kommen werde, um ihn zu begrüßen. Wo befand er sich denn, als ich gegen Abend draußen war?"

„Er war nach dem Flusse geritten."

„Und Ihr Scout, den ich auch nicht sah?"

„Der war fort, um vielleicht einen wilden Truthahn zu schießen. Ich werde ihm eine Predigt darüber halten, daß er uns hier so schmachvoll verlassen hat."

„Das wird Ihnen keinen Nutzen bringen. Wenn Sie ihn nicht dafür bezahlen, daß er Sie und alle Ihre Habe vor jeder Gefahr zu schützen hat, können Sie nicht verlangen, daß er sich selbst in Gefahr begibt. Also gehen Sie jetzt! Ihr längeres Bleiben hat keinen Zweck, sondern nur den Erfolg, diese Leute hier noch mehr gegen Sie aufzuregen."

„Sie werden aber Wort halten?"

„Gewiß; Sie können sich darauf verlassen."

„So will ich gehen, und niemals wieder soll es mir vorkommen, daß ich mir etwas stehlen lasse."

„Wenn Sie nicht verständiger handeln, als Sie heut gehandelt haben, werden Sie noch oft Schaden erleiden, bis Sie endlich klüger geworden sind."

„Haben Sie keine Sorge. Ich werde von jetzt an sehr darauf achten, wenn mir jemand einen guten Rat erteilt."

„So will ich das benutzen und Ihnen gleich jetzt den Rat geben, niemals wieder, wenigstens im wilden Westen nicht, einen Menschen nach dem Anzuge zu taxieren, den er auf dem Leibe trägt. Kleider machen hier nicht Leute; das merken Sie sich!"

Als Schmidt mit seinen drei Männern das Haus verlassen hatte, fragte Buttler den Kleinen: „Wir haben kein Wort verstanden. Was meinte denn der Kerl?"

„Er verlangte Schadenersatz."

„Und was habt Ihr geantwortet?"

„Ihn fortgeschickt."

Sam sagte damit keine Lüge, aber auch nicht, daß er Ersatz versprochen hatte. Der Finder fühlte sich befriedigt und meinte: „Es war sein Glück, daß er Euch gehorcht hat. Wir sind nicht gewohnt, mit Deutschmen viel Federlesens zu machen. Jetzt aber setzt Euch wieder nieder. Wir wollen zeigen, daß diese Dummköpfe uns den Appetit nicht verdorben haben."

Das Essen und Trinken begann von neuem; das erstere währte nicht lange mehr, da nur der Rest noch zu verzehren war; desto mehr wurde sich dann auf das letztere verlegt. Als das Faß halb geleert war, gab sich Sam den Anschein, als ob der Wein eine berauschende Wirkung auf ihn zu äußern beginne, und Dick und Will folgten seinem Beispiele. Das freute die Finders außerordentlich; sie sahen ihre Absicht gelingen, glaubten, daß es nur noch kurzer Zeit bedürfen werde, ihre Opfer einzuschläfern, und sprachen nun den Krügen noch mehr als vorher zu. So verging Viertelstunde auf Viertelstunde. Sam that, als ob er nur noch mit Mühe die Augen offen zu halten vermöge; den Finders begannen die ihrigen auch zuzufallen, doch nicht zum Scheine, sondern aus wirklicher Betrunkenheit; sie hatten vorher zuviel Schnaps zu sich genommen.

Der erste, welchen das Trinken vollständig übermannte, war der Irländer. Er setzte sich am Herde nieder, schlief ein, nickte tiefer und immer tiefer und fiel dann endlich, ohne aufzuwachen, auf den Boden nieder, so lang er war.

Sam hatte dem Anführer sehr fleißig zugetrunken, und dieser bekam einen solchen Rausch, daß er den Kopf in die Hände und die Ellenbogen auf die Tafel stemmen mußte, um ihn zu halten. Er merkte sehr wohl, daß der Wein ihn übermannen wolle, und gedachte, sich keine Blöße vor seinen Leuten geben zu dürfen. Darum blinzelte er ihnen verstohlen, wie er meinte, zu; sie sollten denken, daß er sich bloß verstelle. Die ganz natürliche Folge davon war, daß sie glaubten, sich denselben Anschein geben zu sollen, dies war ihnen außerordentlich lieb, und so trat in der erst so lauten und beweglichen Gesellschaft bald die größte Ruhe und Stille ein.

Da stand Hawkens auf, um die Krüge zu füllen. So lange noch ein Tropfen in dem Fasse war, weckte er bald den einen, bald den andern auf, um ihn zum Trinken zu nötigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vorgänger Münchhausens.

Weigger, der Vorgänger Münchhausens, ritt einmal, so erzählt er, im Winter bei großem Schnee durch einen Wald. Und als er so ritt, stieg er einmal ab und band das Pferd an einen Baumast, der durch die Schneelast herabgedrückt war. Während Weigger beiseite ging, um nach dem rechten Wege auszuschauen, rückte das Pferd am Aste, der Schnee fiel herab, der Ast erhielt seine Spannkraft wieder, fuhr in die Höhe und schleuderte das Pferd in den Baumgipfel. Der Weigger sah sich erstaunt nach seinem Pferde um, konnte es nirgends entdecken und mußte zu Fuß nach Hause gehen. — Im nächsten Sommer kam er an dieselbe Stelle: da erblickte er im Baumgipfel etwas Fremdes, stieg hinauf und fand die Haut seines Pferdes, die ein Bienenschwarm mit Honig gefüllt hatte. Er schnitt vergnügt den Honig aus, lud ihn auf seinen Karren und schaffte ihn nach Hause. Dabei hatte er sich die Kleider mit Honig beleimt, und plötzlich kam ein großer Bär und begann an den Kleidern zu lecken. Weigger fuhr ruhig fort und strich sich nur immer etwas Honig an das Gewand. Da folgte ihm der Bär bis zu seinem Hause Landsberg. Dort rief der Weigger seiner Frau zu: „Oeffne die Thür und bring ein Beil!" schloß hinter sich zu und schlug den Bären tot. So hatte er durch Honig und Bär seinen Schaden wieder gut gemacht.

Junger Reiher.

Da steht, erst eben aus dem grünschaligen Ei gekrochen, in dem auf hoher Baumkrone thronenden, aus Reisern, Schilf und Stroh gebauten Neste der junge Reiher und wirft einen ersten Blick in die Welt, in der er dereinst durch seine Fischräubereien gerade keinen Nutzen stiften wird. Beseht euch mal den kleinen Schelm! Ein zartes Dunenkleid mit ziemlich langhaarigem Flaum, der oben lichtgrau, unten weiß aussieht, umhüllt im Liebreiz der Unschuld das eirunde Körperchen, das kaum größer als das eines Hühnerküchleins ist — aber hat das schöne, hellgefärbte Auge nicht bereits etwas Tückisches im Blick, wie etwa das einer Schlange? Jawohl, im Keime spricht aus diesem Auge schon das hämische, boshafte Wesen der Alten, die, wiewohl sie oft in größeren Gesellschaften leben, keineswegs gesellige Vögel genannt werden können, denn jeder ist neidisch auf des andern Glück und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, sein Uebelwollen zu bethätigen. Auch der Schnabel des jungen Schelmes läßt bereits den geraden, langen, spitzen, an den Seiten stark zusammengedrückten, mit scharfen Schneiden versehenen Spieß der Alten erkennen. Die wie das ungekämmte Haar des Struwelpeters starrenden Kopfdunen vollenden das schelmhaftige Aussehen des jungen Vogels.

Unzweifelhaft ist das Bürschlein nicht das einzige Kind seiner Eltern, denn man findet im Reiherneste in der zweiten Hälfte des April drei bis vier Eier, etwas größer als Haushühnereier, glattschalig, glanzlos, aber schön hell grünspanfarbig. Die Brütezeit der Alten ist 26 Tage, wobei das Weibchen vom Männchen abgelöst wird; die Jungen bleiben so lange im Nest, bis sie völlig flugfähig sind, was gegen fünf Wochen dauert.

In der Regel horsten die Reiher gemeinschaftlich in Wäldern, z. B. Buchenwäldern (im Forste Stühn im Oldenburgischen). Der Boden des Waldes, in welchem sich ein solcher „Reiherstand" befindet, sieht wegen der vielen Gerippe von Fischen und der Reste von Mäusen und Fröschen einem Schindanger ähnlich; die Bäume selbst, welche die Horste — 15 bis 20, ja oft 100 und noch mehr — tragen, leiden durch die ätzende Kraft der weißen flüssigen Exkremente sehr; Blätter, einzelne Aeste sterben ab, zuweilen der ganze Baum; auf dem Boden vergeht das Gras, alles ist weiß übertüncht. Doch nicht allemal in der nächsten Nähe eines Wassers sind solche Kolonien angelegt, sondern oft eine bis zwei Stunden von solchem entfernt. Der Reiher fliegt gut, mit eingezogenem Halse und nach hinten gerade ausgestreckten Füßen. Um Fische, vornehmlich Karpfen und Forellen, zu fangen, schreitet er morgens und abends langsam bis an die Fersen ins Wasser, steht, den Kopf gegen Sonne oder Mond gerichtet, so daß sein Schatten hinter ihn fällt, ganz still, schnellt dann den eingezogenen Hals blitzschnell nach den Fischen aus und schluckt sie ganz hinunter. Mit hämischer Tücke und List verbindet der Reiher außerordentliches Mißtrauen und lächerliche Furchtsamkeit; wegen seiner Heimtücke meiden auch kleinere Vögel seine Nachbarschaft, denn er versetzt ihnen unversehenerweise empfindliche Schnabelhiebe oder tötet sie gar. Daß der Fischreiher die Sperlinge fängt und selbe in seinem Schlund verschwinden läßt, ist von zuverlässigen Beobachtern festgestellt. Seine Stimme ist ein rauhes, kreischendes „Kräik", man hört diesen Ton mehr in der Luft und zwar gewöhnlich nachts auf dem Zuge; der Warnungslaut ist ein kurzes „Ka".

Der Fischreiher hat eine hochgestreckte, hagere, von den Seiten zusammengedrückte Gestalt, ein aschbläuliches Rückengefieder, einen weißen, schwarzgefleckten Vorderhals, eine weiße Brust und einen schwärzlichen Federbusch am Hinterkopf. Der Schnabel ist gelb und bis unter die Augen gespalten, die Füße sind braun. Also mehr oder minder rüsterfarbig gefiedert, steht der Reiher oft stundenlang in einer anscheinend traurigen Stellung, was ihm wohl den Spottnamen des Ritters von der traurigen Gestalt zugezogen hat. Gegen den Winter sucht der Fischreiher warme Gegenden oder warme Quellen auf, die er im Monat März wieder mit dem vorigjährigen Wohnplatze vertauscht. Einzelne Exemplare überwintern bei uns, und diese tragen dann, indem sie an dem Ufer des halbvereisten Flusses vergebens nach Nahrung ausspähen, doppelt den Charakter des Ritters von der traurigen Gestalt zur Schau.

Ehedem jagte man den Fischreiher und andre Reiher wegen ihrer als Putz geachteten Brust- und Halsfedern mit abgerichteten Falken (Reiherbeize); gegenwärtig aber vertilgt man diese den Fischereien höchst nachteiligen Vögel mehr durchs Schießgewehr; doch hält es äußerst schwer, den Alten beizukommen; auch hacken sie, angeschossen, nach Hunden und Menschen, besonders nach den Augen.

Das Schießen auf schwimmende Ziele.

In der Ausgestaltung des modernen Militarismus nimmt die Vervollkommnung des Schießwesens eine erste Stelle ein und Hand in Hand damit gehen die gesteigerten Forderungen an die Waffenführung des einzelnen Mannes. Die heutige Kampfesweise in aufgelöster Ordnung sucht besondere Erfolge in der Sicherheit des Schusses, die man durch Uebungen zu erlangen sucht, wie sie die Wechselfälle des Krieges in der Wirklichkeit mit sich bringen. Unser Bild veranschaulicht eine Schießübung, wie sie gelegentlich von einem Berliner Garderegiment ausgeführt wurde. Man hatte Schweinsblasen aufgeblasen, fest zugebunden und einen Stein daran befestigt, so daß sie mit geringer Eintauchung auf dem Wasser schwammen. Nachdem noch jeder Blase ein Gesicht aufgemalt und eine Feldmütze aufgesetzt worden, wurden sie in einem der großen Seen der Oberspree ein gutes Stück vom Ufer in das Wasser gesetzt, wo sie die Köpfe schwimmender Soldaten vorstellten, wie unsre Abbildung zeigt. Da die Blasen vom Winde und dem Wasserstrom hin und her getrieben wurden, so bildeten sie kein leicht zu treffendes Ziel für die im

Laufschritt aus dem Walde an das Ufer eilenden Soldaten. Jeder Mann hatte im Einzelfeuer fünf Schuß gegen die schwimmenden Ziele abzugeben, welche bei jedem Treffer mit einem lauten Knall platzten und versanken, so daß nach beendetem Schießen nur noch die Feldmützen aufzufischen waren.

Seemannsnot.

(Schluß.)

Am siebenten Tage unsrer Bootfahrt schlief der Wind, welcher seit Eintritt des heiteren Wetters nachgelassen hatte, ganz ein; wolkenlos strahlte der Himmel im reinsten Blau und die Sonne brannte heiß nieder. Nun erst merkten wir das Unzulängliche unsrer Wasserration, so sparsam wir bisher gewesen waren, am nächsten Tage gab es nichts mehr. Hatte die bisher empfangene Ration nur hingereicht, unsre Bedürfnisse höchstens zur Hälfte zu befriedigen, so wirkte die Voraussicht, daß es von morgen an nichts mehr gab, niederschmetternd. Dazu die durch keinen Luftzug gemilderte Hitze, die unsern Durst bis ins Maßlose steigerte, und die unthätige Lage des Bootes, dessen Nichtfortkommen unsre Leiden ausdehnen mußte.

„Da Windstille herrschte, konnten wir mittelst der Ruder und einiger Segelstücke ein Dach herstellen, welches uns wenigstens vor den Sonnenstrahlen schützte. Das schwere, ziemlich breit gebaute Boot durch Rudern vorwärts zu bringen, dazu reichten unsre durch die seit Tagen unzulängliche Nahrung geschwächten Körperkräfte nicht mehr aus.

„Am neunten Tage dasselbe Bild. Vor vierzig Stunden hatten wir das letzte genossen, was vorhanden war; selbst der aus rohem Spargel, grünen Erbsen und Bohnen bestehende Inhalt einiger Konservenbüchsen war verzehrt worden. Stumm saßen wir im Boot, unablässig den Horizont musternd, doch kein Land, keine Rauchwolke, kein Segel kam in Sicht. Glatt und glänzend wie ein Spiegel lag das endlose Meer in den Strahlen der tropischen Sonne. Gesprochen wurde kein Wort, denn unsre ausgedörrten Kehlen schmerzten uns bei jedem Laut, welchen wir hervorbrachten.

„Gegen Mittag meinte der Zimmermann, ein großer, kräftiger Mann und starker Esser, welchen deshalb die Entbehrung von Speise und Trank am ärgsten angriff: ‚Wenn wir jetzt den Hund, den Nero, noch hätten, der würde uns sehr von Nutzen sein!‘

„Der zweite Steuermann, der Eigentümer des verunglückten Tieres, blickte auf.

„‚Man kann doch einen Hund nicht essen!‘

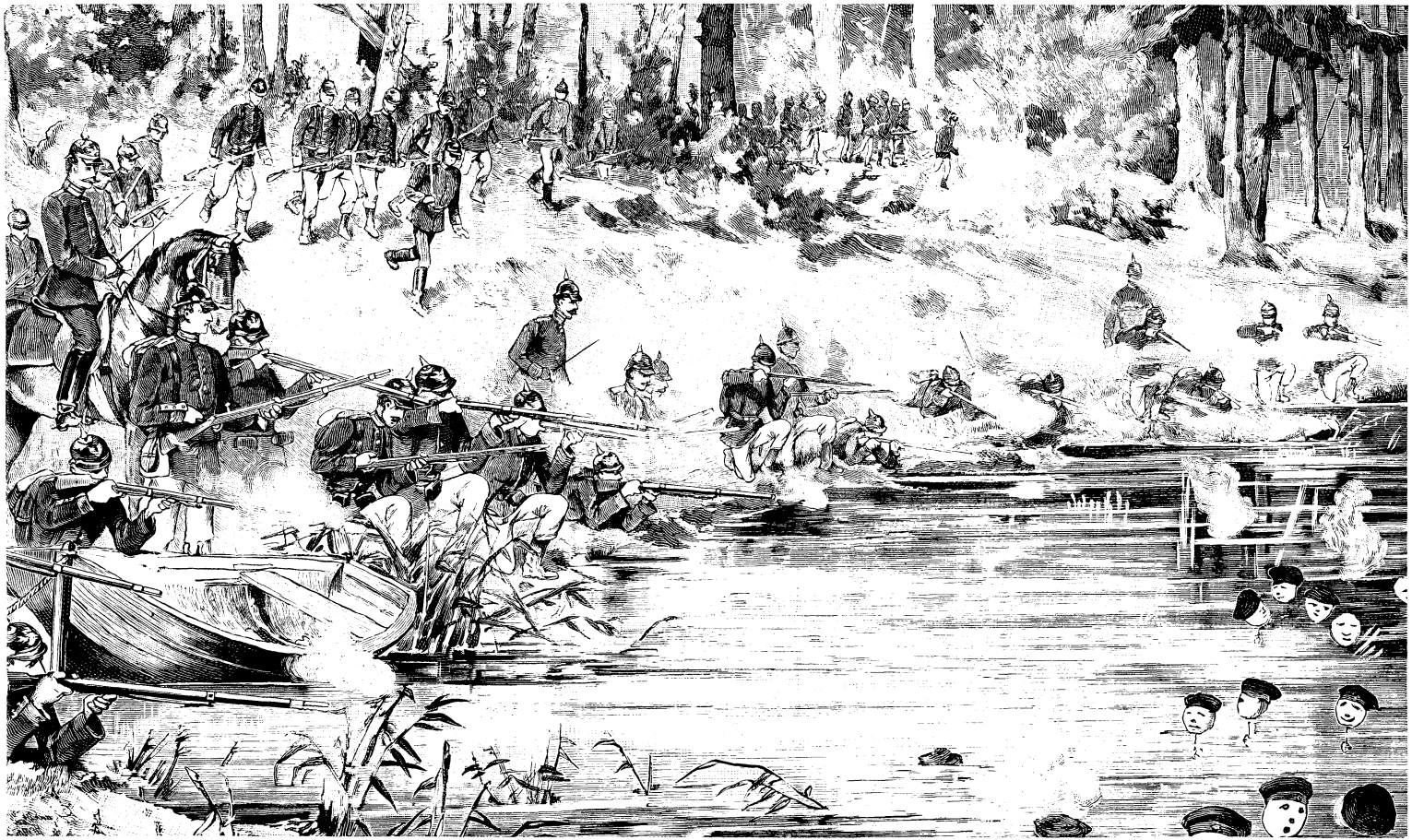
„‚Warum denn nicht! Besser ein Tier essen, als einen Menschen.‘

„Die in stumpfem Brüten dasitzenden Leute horchten auf. Vom Essen war geredet worden, während jeder wußte, daß nichts mehr vorhanden war. Doch die Teilnahmlosigkeit war schon eine so große, daß sie sich keine Mühe gaben, das Gesprochene weiter zu erörtern. Fast noch ärger als das Zerren in den Eingeweiden und die Schmerzen im Magen waren die Qualen des Durstes. Was noch an Lederzeug vorhanden war, wurde gekaut und hinuntergeschlungen, die Schuhe, die Leibriemen, die Futterale der Instrumente, wenn es nur den Magen füllte. Aber keine Mittel standen uns zu Gebote, das feuchte Element, welches uns ringsum umgab, genießbar zu machen.

„Am zwölften Tage, dem vierten, seitdem der Proviant ausgegangen war, brach bei einigen Leuten infolge der Qualen des Durstes der Wahnsinn aus. Sie schwatzten bald laut, bald leise tolles Zeug durcheinander, zählten die herrlichen Gerichte auf, welche sie in ihrem umnachteten Geiste genossen, und machten einander auf dieses oder jenes besonders Gute aufmerksam. Es war schrecklich anzuhören. Die meisten Leute freilich, darunter der Zimmermann und der erste Steuermann, kauerten stumm und regungslos auf den Ruderbänken oder auf dem Boden des Bootes, wo sie vor Entkräftung hingesunken waren. Man hätte sie für tot halten können, wenn nicht ab und zu ein qualvolles Stöhnen, ein irrer Blick oder eine matte Bewegung verriet, daß noch Leben in den abgemagerten Körpern steckte.

„Ich fühlte mich noch verhältnismäßig wohl, wenn ich auch so schwach war, daß ich ein Ruder nicht mehr heben konnte. Wohl litt ich auch entsetzliche Qualen durch Hunger und Durst, doch war mein Denkvermögen noch völlig ungetrübt. Noch wohler wie ich, war Jochen Lehr, ebenfalls noch bei Besinnung waren der Kapitän, der Hochbootsmann und der zweite Steuermann. Letzterer besonders überraschte durch sein Benehmen. Schon während der ersten Tage, als der Kapitän des trüben Wetters wegen die Wasserrationen zur Hälfte mit Rum oder Cognac versetzte, verzichtete er auf seinen Anteil hieran zu Gunsten der übrigen und als die Lebensmittel völlig erschöpft waren, war er der einzige, welcher nie eine Klage laut werden ließ. Die Mannschaft hatte bisher wenig Respekt vor ihm gehabt, weil er nicht von unten auf gedient hatte, sondern nach dem Besuch einer Seemannsschule sofort als Leichtmatrose auf seines Onkels Schiff gekommen war. Jetzt konnte er sicher sein, bei allen Matrosen unbedingtes Zutrauen errungen zu haben, wenn wir jemals wieder den Fuß auf ein Verdeck setzten.

„Letzteres schien freilich sehr fraglich, denn wenn wir noch mehrere Tage ohne Hilfe blieben, so war wenigstens ein Teil von uns dem Tode verfallen. Wenn man in den Blättern liest, im Laufe eines Jahres verunglückten



Das Schießen auf ſchwimmende Ziele.

so und so viele Schiffe, von denen so und so viele als ‚verschollen' gemeldet wurden, d. h. von denen niemand weiß, wann, wo und auf welche Weise dieselben ihren Untergang fanden, so ahnt wohl kaum der kleinste Teil der Leser, welche Unsumme von Todesnot in diesen nackten Ziffern liegt, vom jähen Ende bei Strandung auf Klippen, beim Kentern auf tobender See oder bei einem Uebersegeltwerden in Nacht und Nebel, bis zum langsamen, tageweisen Verschmachten auf einem Wrack oder im Boot. Wenn die Menschen dann dem Hunger und Durst erlegen sind, kentert das führerlose Boot bei der ersten bewegten See und keine Kunde dringt an den heimatlichen Strand, wo die geendet haben, um welche Weib und Kinder oder betagte Eltern trauern.

„Am vierzehnten Tage, seit wir das Schiff verlassen hatten, dem sechsten, seit wir ohne Nahrung waren, wollte der Matrose Karl Western in einem Anfalle von Wahnsinn in die See springen. Der Hochbootsmann und Jochen Lehr griffen nach ihm und der Unglückliche schlug mit dem Kopfe gegen den Bordrand, so daß er heftig blutete. Der Hochbootsmann strich ihm mit der Hand das hervorquellende Blut an die Lippen, worauf der Verwundete dasselbe gierig aufleckte.

„‚Ja, leck' man, mein Jung, es ist ja dein eigenes, da ist es kein Verbrechen!' brummte der Hochbootsmann in seinen grauen Bart.

„Mit gierigen Blicken war der Zimmermann dem Vorgange gefolgt. Der Anblick des roten, quellenden Blutes schien seinen verwirrten Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben; er kroch hinter, wo der Kapitän an der Steuerruderpinne lehnte und fragte mit heiseren, abgebrochenen Lauten: ‚Kapitän! Glaubt Ihr, daß der Mann daran sterben wird?'

„‚Nein,' gab der Kapitän kurz zurück. ‚Im Gegenteil, das wird seinem angegriffenen Kopf gut thun. Doch warum fragt Ihr, Claas?'

„‚Das ist schade! Der Tote wäre ein Bissen gewesen für die Lebenden.'

„Ich lag neben dem Kapitän an den Verschlag gelehnt, welcher den hintersten Teil des Bootes ausfüllt, und konnte daher jedes Wort verstehen. Die Haare sträubten sich mir auf dem Kopfe. Konnte es möglich sein, daß Europäer dahin kamen, ihresgleichen zu verzehren? Doch ein Blick in des Zimmermanns Gesicht überzeugte mich, daß es demselben Ernst war mit seinem Vorschlage, ja er schien recht unzufrieden zu sein über die entgangene Mahlzeit.

„Der Tag verging ohne weitere Zwischenfälle. Der Hochbootsmann hatte Karl Western den Kopf verbunden und dieser, durch das genossene Blut erquickt, war eingeschlafen. Ich war abends nach vorn gekrochen und hatte mich im Bug niedergelegt. Obwohl ich sehr matt war, fühlte ich doch weniger Schmerzen durch Hunger und Durst. In einem Zustand zwischen Wachen und Träumen dachte ich an meine Lieben in der Heimat, an Vater und Mutter, an welche mit dem Dampfer von New Orleans ein Schreiben abgegangen war, in welchem ich meinen Besuch für nicht allzuferner Zeit in Aussicht gestellt hatte. Wie schon erwähnt, sollte die ‚Anna Maria' von Genua auf alle Fälle nach Deutschland gehen. Wäre sie nicht verloren gegangen, so hätten wir um diese Zeit das Mittelmeer schon erreicht gehabt, und ich hätte wieder einmal Weihnachten zu Hause gefeiert. Bei den Gedanken an die Weihnachten meiner Kindheit fiel mir wieder der Stern ein, welchen der Vater oben an der Spitze des Tannenbaumes stets befestigte, und ich ließ meine Augen über den nächtlichen Himmel schweifen, unter den unzähligen, im herrlichsten Glanze funkelnden Sternen einen auszusuchen, welcher unsrem Weihnachtsstern ähnlich war. Dabei fiel mein suchender Blick, als er ganz nahe am südlichen Himmel entlang schweifte, auf einen Stern, welcher so tief stand, daß er manchmal von einem Wellenkamm verdeckt wurde. Dabei war er von einem so weißen Licht, wie ich es an Sternen selten gesehen hatte. Ich hielt den Stern unverwandt im Auge, wobei es mir manchmal vorkam, als bewege er sich. Bei dem Sternenlicht konnte ich erkennen, daß es auf meiner Uhr vier Stunden nach Mitternacht war.

„Ich kroch nach achtern, wo der Kapitän saß, und rührte ihn leise an.

„‚Willst du was, mein Jung?' fragte er.

„‚Kapitän, wollten Sie mir nicht einmal Ihr Fernrohr geben. Ich habe da unten ganz nahe am südlichen Horizont einen Stern gesehen, welcher so sonderbar weißes Licht zeigt. Wenn ich vorn im Bug ganz still liege und halte ihn am Vordersteven vorbei im Auge, kommt es mir immer vor, als bewege er sich.'

„Der Kapitän suchte hastig sein Glas, dann folgte er mir nach vorn. Als ich mich wieder auf meinen alten Platz legte und den Stern fixierte, schien es mir, als ob er schon höher am Horizont stände als vorher.

„Ich gab dem Kapitän die Richtung an und er legte sein Fernrohr aus, mehrere Minuten regungslos hindurchblickend, dann sagte er mit bewegter Stimme: ‚Schweig ganz still, mein Jung. Ich halte es für das Toplicht eines Dampfers; wir wollen es noch eine halbe Stunde lang scharf beobachten, ist es ein Dampferlicht, dann muß es in dieser Zeit höher heraufkommen. Bleib du hier still liegen, ich will inzwischen die Raketen und Blaufeuer hervorsuchen. Ist es nichts, so wollen wir den Kameraden die Enttäuschung ersparen.'

„Ich suchte mir einen Bootshaken, welchen ich so legte, daß ich, daran entlang blickend, den Stern genau fixierte. Damit konnte ich am besten messen, ob er wirklich am Horizont emporstieg. War dies der Fall, dann war es auch das Toplicht eines Dampfers, von welchen einige das damals eben aufgekommene elektrische Glühlicht schon an Bord eingerichtet hatten. So erklärte mir der Kapitän, als ich ihm meinen Zweifel darüber aussprach, daß man eine einfache Positionslaterne (Dampfer führen außer der roten Laterne an Steuerbord und der grünen an Backbord ein weißes Licht an der Spitze des vordersten Mastes, Segelschiffe führen nur das grüne und rote Licht) auf solche Entfernung sehen könne.

„Es ging auf Fünf, länger durften wir nicht zögern, denn da in den Tropen regelmäßig um sechs Uhr die Sonne aufgeht, liefen wir Gefahr, daß unsre Lichtsignale nicht mehr gesehen wurden.

„‚Man zu, mein Jung!‘ sagte der Kapitän, nachdem er konstatiert hatte, daß das Licht wirklich am Horizont emporstieg.

„Wir zündeten eine beim Schiffbruch gerettete Laterne an und ließen dann in ganz kurzen Zwischenräumen vier Raketen und fünf Blaufeuer in die Luft. Bei dem Zischen und Knattern derselben wachten unsre Kameraden aus ihrer Betäubung auf und fragten, was es gebe. Wir waren so eifrig mit unsrem Werk beschäftigt und spähten so angestrengt nach der Stelle hin, von welcher Antwort kommen mußte — war es ein Dampfer, so hatte man unsre Signale gesehen — daß wir auf ihre Fragen gar nicht achteten.

„Nach der dritten Rakete und dem vierten Blaufeuer stieg am südlichen Horizont ein rotes Licht in die Höhe, dann ein blaues, dann wieder ein rotes. Wir waren gesehen. Wir warfen noch ein Blaufeuer und eine Rakete in die Luft, um anzuzeigen, daß wir das Signal bemerkt hatten, dann erst erklärte der Kapitän den Fragenden, wie ich das Licht entdeckt hatte.

„Der Jubel war unbeschreiblich, alles wollte über mich her, mir die Hände drücken, so daß der Kapitän ernstlich Ruhe gebieten mußte, denn das Boot schaukelte von dem Hin- und Herdrängen der Leute so stark, daß ein Kentern zu befürchten stand.

„Bald nach Sonnenaufgang konnten wir durch das Rohr die nackten Stangen und Raaen eines nördlichen Kurs haltenden Schiffes erkennen. Eine Stunde später tauchte auch der Rumpf auf. Es war ein großer Postdampfer, welcher die deutsche und die Hamburger Flagge führte. Wir hißten an dem Maste unsres Bootes ebenfalls die deutsche Flagge; der Dampfer änderte seinen Kurs und hielt direkt auf uns zu. Als er uns erreicht hatte, drehte er bei und wir versuchten mit letzten Kräften unser Boot nach dem rettenden Schiffe hinzurudern. Aus unsern matten Bewegungen konnten die Leute auf dem Dampfer schon entnehmen, was wir durchgemacht hatten; sie legten an Steuerbord die Fallreepstreppe zurecht, um uns das Hinaufsteigen zu erleichtern.

„Die Besatzung des Dampfers — es war die ‚Teutonia‘ der Hamburger Linie — leistete uns, als wir das Schiff endlich erreicht hatten, werkthätige Hilfe: Karl Western, der schwächste von uns, wurde von ein paar Leuten heraufgetragen, unser Boot mit allem Inhalt an Deck gehißt. Als wir uns gerettet sahen, war es auch mit unsrer so lange behaupteten Haltung zu Ende; nach mehreren Schritten brachen wir ohnmächtig zusammen.

„Dank der guten und sachgemäßen Pflege und unter der Behandlung des an Bord der ‚Teutonia‘ befindlichen Arztes kamen wir alle mit dem Leben davon: selbst Karl Western erholte sich wieder. Die Passagiere der ‚Teutonia‘ veranstalteten eine Sammlung, deren Ertrag uns unsre mit der ‚Anna Maria‘ verlorenen Habseligkeiten ersetzen sollte. Schneller noch, als wir gedacht hatten, kamen wir in Hamburg an, wo wir auf Veranlassung des zweiten Steuermanns auch die Heuer für die ganze voraussichtliche Dauer der Reise der ‚Anna Maria‘ erhielten.“

Der Vetter schwieg und die auf der ganzen Tischrunde gelegene Spannung löste sich.

„Und nach solchen schrecklichen Erlebnissen bist du doch wieder auf das Meer hinausgefahren, Hermann?“ fragte Schwester Gretchen.

„Warum denn nicht!“ gab dieser zurück. „Ich stehe draußen auf der wilden See gerade so gut in Gottes Hand, als hier auf dem Lande, und wenn nach seinem Ratschlusse meine Stunde geschlagen hat, dann erreicht mich hier der Tod so gut wie dort. Wer einmal die blaue Flut befahren hat, den zieht es immer wieder hinaus, ist sie auch tausendmal das Grab so vieler Seeleute.“

— — — — — — — — — — —

Ich kann wohl sagen, daß mich des Vetters Erzählung arg erschüttert hatte; ich träumte die ganze Nacht davon. Bald befand ich mich im kleinen Boot, ein struppiger Mann, das reine Skelett, mit einem Gesichte nur aus Haut und Knochen bestehend, stand vor mir, ein großes Messer in der Hand und blickte mich mit gierigen, tiefliegenden Augen wild an, mein Blut fordernd. Dann wieder kommandierte ich einen großen Dampfer und suchte draußen auf der weiten, unendlichen See nach Booten mit Schiffbrüchigen und fand ihrer so viele, daß ich auf dem Dampfer gar keinen Platz mehr hatte und wir zuletzt alle hungern und dürsten mußten. Ich war doch froh, als ich mich beim Erwachen in meinem Stübchen wiederfand.

Nachdem wir vormittags aus der Kirche zurückgekommen waren, rief mich der Vater in sein Studierzimmer.

„Nun, lieber Willy,“ redete er mich lächelnd an, „wie ist dir denn des Vetters Geschichte bekommen?“

„Ich weiß nicht, wie du das meinst, lieber Vater,“ entgegnete ich unsicher, ich hatte wirklich keine Ahnung, wo er hinaus wollte.

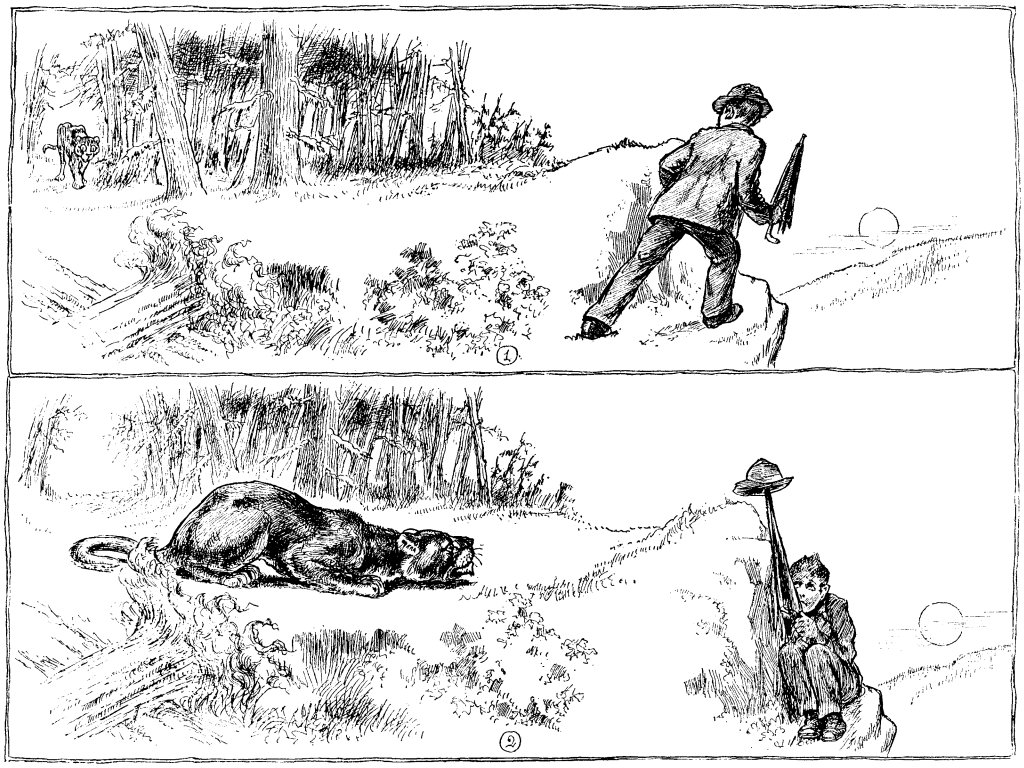
„Nun ich meine, ob dir nach den Berichten über solche Erlebnisse deine Schwärmerei für die See nicht vergangen ist?“

„Doch nicht, Vater, wenngleich ich mir nicht verhehle, daß die Laufbahn eines Seemannes starke Anforderungen an die Willenskraft eines einzelnen stellt, wohl mehr als das auf dem Lande der Fall ist. Aber du hast ja erklärt, mir deine Einwilligung zu derselben nicht zu geben und damit muß ich mich bescheiden.“

„Ja, mein Junge, bei diesem Entschluß beharre ich mehr denn je. Ich kann dich nicht solchen Möglichkeiten, wenn ich auch annehmen will, dieselben seien nicht allzuhäufig, aussetzen, während sich deine Mutter bei dem Gedanken daran hier um dich abhärmt. Aber lerne tüchtig, bilde deinen Geist und stärke deinen Körper, dann will ich, hast du das erforderliche Alter erreicht, getreulich und

väterlich für deinen dereinstigen Beruf Sorge tragen und deine bis dahin gereiften Wünsche gerne berücksichtigen."

Ich gab mich zufrieden, legte mich hinter die Bücher — und heute, viele Jahre nach dem damals doch noch bestandenen Examen, bereue ich die Wendung als jetzt wohlbestallter Assessor durchaus nicht.



Ein Tigerabenteuer. I.

Lötrohr und Flammenreaktionsexperimente.

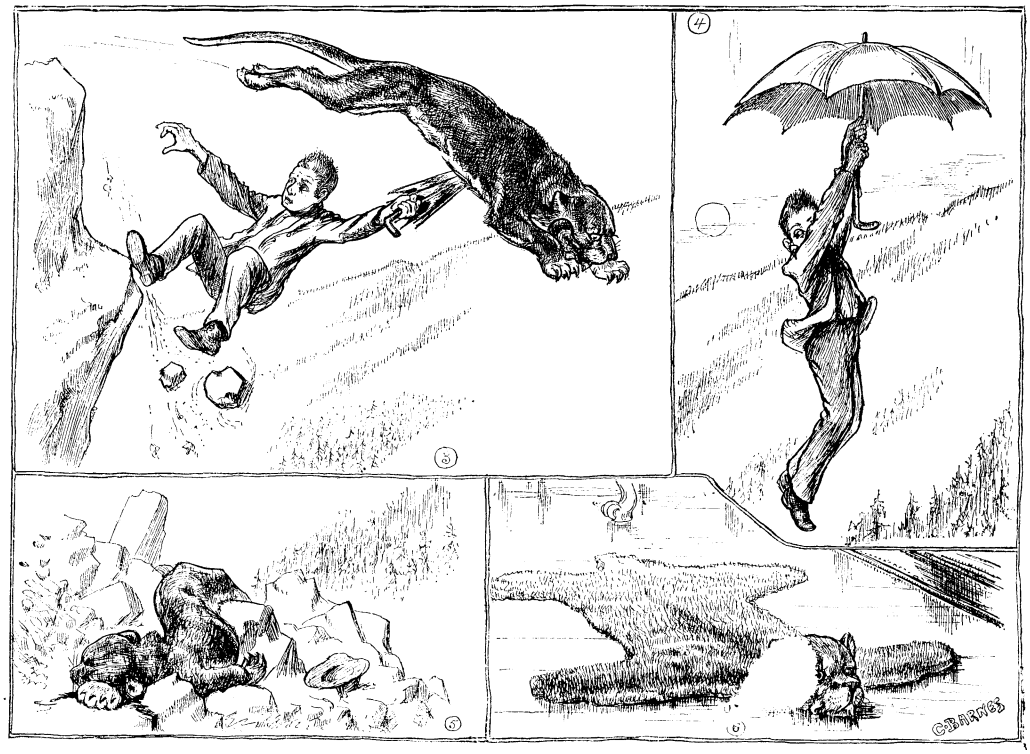
(Fortsetzung.)

Wir wollen nun, bevor wir zu den Experimenten übergehen, erst die Wirkung des Lötrohrs oder des Gebläses auf die Spiritusflamme erklären. An der Lötrohrflamme lassen sich zwei Teile unterscheiden, ein innerer dunklerer und ein äußerer hellerer. In dem inneren Teile fehlt es, da derselbe nicht mit der äußeren Luft in Berührung kommt und der Sauerstoff der eingeblasenen Luft zur Verbrennung des Spiritusdampfes verbraucht wird, an Sauerstoff, während der äußere Teil, besonders in der Spitze, da er nicht von innen, sondern auch von außen Sauerstoff erhält, von Ueberfluß hat. Daher ist die Wirkung der Flamme auf einen Körper, je nachdem derselbe in den inneren oder in den äußeren Teil der Flamme gebracht wird, verschieden. Die innere Flamme wirkt darauf reduzierend, d. h. sie sucht ihm Sauerstoff zu entziehen, wenn er solchen enthält, während die äußere ihm von ihrem Sauerstoff abgeben kann, ihn, falls er dazu fähig ist, mit Sauerstoff verbindet, oder, wie man sagt, ihn oxydiert. Werden Substanzen der Lötrohrflamme ausgesetzt, welche weder oxydierbar, noch reduzierbar sind, so können dieselben natürlich keine chemische Veränderung erleiden, wohl aber eine physikalische, indem sie geschmolzen werden oder gar verdampfen. Dies ist z. B. mit Silber und Gold der Fall, welche in kleinen Quantitäten leicht mit dem Lötrohr geschmolzen werden können, jedoch nur, wenn sie auf Holzkohle liegen, nicht, wenn man sie direkt in die Flamme hält. Die Kohle verstärkt nämlich dadurch, daß sie selbst ins Glühen gerät, die Hitze außerordentlich. Ohne Veränderung geschmolzen werden auch einige Salze, z. B. Soda (kohlensaures Natron), Borax (borsaures Natron), Kochsalz (Chlornatrium) u. a., wenn sie wasserfrei sind. Dies ist jedoch nicht immer der Fall, sondern sehr viele Salze enthalten, wenn sie krystallisiert sind, Wasser, welches man daher Krystallwasser nennt. Viele von diesen verlieren schon, wenn sie an der Luft liegen, allmählich ihr Krystallwasser. Dies kann man z. B. bei der gewöhnlichen Waschsoda beobachten, deren Krystalle in frischem Zustande durchsichtig sind; bei längerer Aufbewahrung aber bedecken sie sich mit einem weißen, staubigen Ueberzug und zerfallen endlich ganz zu einem weißen Pulver, welches dann nur noch halb soviel Wasser enthält, als die krystallisierte Soda. Ebenso wie Soda verwittert auch das bekannte Glaubersalz. Andre ebenfalls wasserhaltige Salze verwittern nicht, z. B. Alaun; mehrere ziehen sogar Wasser aus der Luft an, wie Chlorcalcium, welches man daher zum Austrocknen von Gasen benutzt. Wird nun ein Wasser enthaltendes Salz erhitzt, so schmilzt es sehr leicht, da durch die Hitze die Verbindung des Wassers mit dem Salze aufgehoben wird und letzteres sich in dem Krystallwasser löst. Man sagt, das Salz gerate in wässrigen Fluß. Wenn die flüssige Masse stärker erhitzt wird, so fängt sie bald an zu kochen und das Wasser verdampft, bis zuletzt das Salz in wasserfreiem Zustande zurückbleibt. Noch stärker erhitzt, gerät dasselbe zum zweiten Male in Fluß, und zwar diesmal in den feurigen. Das Entweichen des Wassers erfolgt oft unter Erscheinungen, welche für das betreffende Salz charakteristisch sind. Erhitzt man z. B. etwas Borax vor dem Lötrohre, so bläht er sich sehr stark auf und verwandelt sich in eine weiße schwammige

Masse, welche, wenn sie in glühenden Fluß gerät, natürlich wieder einen weit kleineren Raum einnimmt. Das Kochsalz, welches kein eigentliches Krystallwasser enthält, sondern eine sehr geringe Menge von Wasser, welches in den Krystallen mechanisch eingeschlossen ist, wird dadurch, daß sich dieses Wasser in Dampf verwandelt, unter heftigem Knistern (Dekrepitieren) auseinander gesprengt. So kann schon das Entweichen des Krystallwassers ein Erkennungszeichen für manche Stoffe sein. Viele Salze enthalten kein Krystallwasser, z. B. schwefelsaures, salpetersaures und chlorsaures Kali. Es gibt auch Salze, welche sich beim Erhitzen verflüchtigen; dies thun z. B. die Ammoniak- und Quecksilberverbindungen. Da die Dämpfe der letzteren sehr schädlich sind, so ist nicht anzuraten, damit Versuche anzustellen; vermutet man in einer Substanz Quecksilberverbindungen, so erhitzt man diese, um die Verflüchtigung zu beobachten, in einer Glasröhre, die man über der Lampe an einem Ende zugeschmolzen hat, damit die Dämpfe nicht so leicht eingeatmet werden, teils allein, teils mit Soda. In letzterem Falle entsteht metallisches Quecksilber, welches sich an den kälteren Stellen der Röhre verdichtet. Auch das Arsen und viele seiner Verbindungen verflüchtigen sich und zwar geschieht dies unter Verbreitung eines knoblauchartigen Geruches. Wir erwähnen dies deshalb, weil viele Mineralien, z. B. manche Silber-, Kobalt-, Nickel-, Antimon-, Wismuterze u. a. Arsenik enthalten. Wenn nun diejenigen unsrer Kameraden, welche Mineralien sammeln, in den Besitz solcher ihnen unbekannter Erze gelangen und versuchen sollten, dieselben vermittelst des Lötrohres zu prüfen, so könnten dieselben durch die giftigen Dämpfe in ihrer Gesundheit sehr geschädigt werden. Wir raten daher, bei Prüfung unbekannter Mineralien anfangs immer nur sehr kleine Quantitäten anzuwenden, und wenn sich dann eine Mineralprobe ganz oder teilweise mit Knoblauchsgeruch verflüchtigt, alle Versuche mit derselben einzustellen. Von Quecksilberverbindungen kann bei Mineralien nur der Zinnober in Betracht kommen, welcher sich schon durch seine rote Farbe verrät und von Mennige dadurch unterschieden werden kann, daß eine kleine Quantität davon, wenn sie zerrieben, mit wasserfreier Soda gemengt und in einem Reagenzglase erhitzt wird, metallisches Quecksilber in Gestalt eines spiegelnden Ueberzuges an den kälteren Teilen des Glases ablagert.

Salpetersaure und chlorsaure Salze geben sich, wenn sie auf Kohle erhitzt werden, dadurch zu erkennen, daß sie lebhaft verpuffen, weil der in ihnen enthaltene Sauerstoff sich in der Hitze heftig mit der Kohle verbindet. Zu Versuchen dürfen natürlich nur kleine Mengen angewandt werden, da sonst die Oxydation zu heftig erfolgt und durch das Umherspritzen glühender Teilchen gefährlich werden kann.

Oxydierbare Metalle werden durch die äußere Flamme oxydiert, das entstandene Oxyd kann durch die innere Flamme wieder reduziert werden. Die bei der Oxydation auftretenden Erscheinungen sind bei den verschiedenen Metallen verschieden, manche erteilen dabei der Flamme eine bestimmte Farbe, andre erzeugen auf der Kohle einen Beschlag von Oxyd, der ebenfalls bei verschiedenen Metallen verschieden gefärbt ist und so weiter. Nehmen wir eine Kupfermünze oder ein Stück Kupferdraht und halten dasselbe in die äußere Lötrohrflamme, so wird diese intensiv grün gefärbt und die Münze bedeckt sich allmählich mit einem schwarzen Ueberzug von Kupferoxyd, welches durch die innere Flamme wieder reduziert werden kann. — Ein Stückchen Blei, welches auf Kohle in der Oxydationsflamme geschmolzen wird, überzieht sich allmählich mit einer grauen Haut, welche später gelb wird; diese gelbe Substanz ist Bleioxyd. Zugleich bedeckt sich die Kohle ringsum mit einem gelben Beschlag von Bleioxyd.

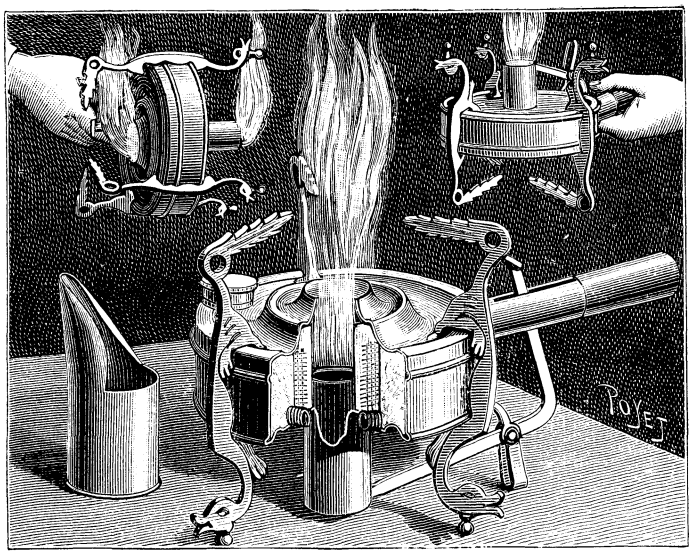


Ein Tigerabenteuer. II.

(Fortsetzung folgt.)

Feuersichere Spirituslampe.

Daß durch das Umwerfen einer Spirituslampe viel Unheil entstehen kann, ist bekannt. Wir erinnern nur an den vor mehr als einem Decennium stattgefundenen Ringtheaterbrand in Wien, der so viele Menschenleben forderte und durch das Umfallen einer Spirituslampe herbeigeführt wurde. Seit vielen Jahren werden sogenannte Sicherheitslampen in den Handel gebracht, durch welche die Möglichkeit eines Brandes hintangehalten werden soll und unter denen nun die neueste, in unsrer Abbildung veranschaulichte Spirituslampe unstreitig den ersten Platz einnimmt. Da viele unsrer jungen Leser gelegentlich ihrer Experimente sich einer Spirituslampe bedienen, dürften unsre diesbezüglichen Winke gewiß allenthalben willkommen sein.



Feuersichere Spirituslampe.

Die Lampe gründet auf folgender Beobachtung: Nimmt man einen Bauschen mit Spiritus getränkte Watte und stopft sie in ein Glas oder andres Gefäß, so wird aus derselben bei dem Umkehren des letzteren, selbst wenn es derart mit der getränkten Watte gefüllt ist, daß sie um ein Bedeutendes herausragt, nicht ein Tropfen Spiritus ausfließen.

Aehnliches wurde zwar schon mit den früher viel verbreiteten Ligroinlämpchen beabsichtigt, die im Innern einen mit dem Leuchtstoffe gefüllten Schwamm enthielten, aber bei der großen Gefährlichkeit der brennbaren Flüssigkeit bald wieder abgeschafft wurden. Anders verhält es sich mit der neuen Spirituslampe, die vermöge ihrer sinnreichen Konstruktion volle Sicherheit gewährt.

Der Hohlraum wird mit der Watte ausgefüllt, die Mitte der Lampe hat eine cylindrische Oeffnung, um einen runden Asbestdraht einführen zu können, der mit der getränkten Wolle in fast unmittelbare Berührung kommt, da er von derselben nur durch ein weitmaschiges Drahtnetz getrennt ist. Im Innern des Runddochtes gleitet zur Regelung der Verbrennungsfläche ein dünner Metallcylinder, welcher durch einen außen angebrachten Hebel nach vorne und rückwärts geschoben werden kann. Ein einfacher Druck mit dem Daumen genügt, um den Metallcylinder höher zu stellen, wodurch man eine schmale aber lange Flamme erhält; läßt man ihn hingegen sinken, so entsteht, da hierdurch mehr weniger die ganze innere Dochtfläche in Brand gesetzt wird, eine diesem entsprechende große und breite Flamme.

Neben der Gewähr, daß bei einem etwaigen Umstoßen der Lampe auch nicht die geringste Menge Spiritus aus der Wolle fließt, besteht aber noch ein weiterer Vorzug durch die eigentümlichen Füße der Lampe darin, daß bei dem gänzlichen Umkehren die Flamme trotzdem nur obenaus brennt (siehe die rechts befindliche Nebenfigur), oder bei seitlicher Lage, wie solche links dargestellt ist, an beiden Seiten nur nach oben brennt. Das neben der Lampe abgebildete Gefäß ist das genau abgestimmte Maß für den Spiritus zum Befeuchten der Wolle.

Eine kleine Festung

ist auf Befehl des deutschen Kaisers in dem ständig abgesperrten Teile des Parkes Sanssouci beim Neuen Palais im Laufe dieses Sommers erbaut worden. Nach den Entwürfen von Krupp in Essen, ist sie unter der Leitung eines früheren höheren Offiziers, der bei Krupp angestellt ist, hergerichtet. Sie soll nicht allein den kaiserlichen Prinzen zur Unterhaltung dienen, sondern ist auch als Modell des modernen Festungsbaues für den Kaiser bestimmt und deshalb mit der größten Sorgfalt erbaut und ausgestattet. Das Mauerwerk der Festungswälle, die von einem Wassergraben umgeben sind, ragt etwa drei Meter über den Erdboden hervor; innen befinden sich ringsum Kasematten. Einige drehbare Türme sind angebracht. Die von Krupp gelieferten Geschütze sind getreue Nachbildungen von schweren Festungsgeschützen im verkleinerten Maßstabe. Mit einer mechanischen Vorrichtung werden die Geschütze durch einen Handgriff mühelos vor die Schießscharten gebracht.

Wortkette.

1. Blatt, 2. Bruch, 3. Gold, 4. Haus, 5. Klee, 6. Korn, 7. Rat, 8. Salz, 9. Schlag, 10. Stein, 11. Stich, 12. Stück, 13. Werk, 14. Wort, 15. Wurm, 16. Zeug.

Durch richtige Verbindung dieser Wörter soll eine Reihe von 16 zweisilbigen zusammengesetzten Hauptwörtern gebildet werden, bei denen immer das nachfolgende Wort mit der Schlußsilbe des vorangehenden beginnt. Die Schlußsilbe des letzten Wortes der ganzen Reihe ist zugleich die Anfangssilbe ihres ersten Wortes; z. B. Weinstock, Stockfisch, Fischfang, Fangball, Ballfest, Festwein.

Rätseldistichon für Lateiner.

Innocuum est animal, tarde per pascua vadit.
At capite abscisso saepe scelesta facit.

Auflösung des Logogriphs auf Seite 56.

„Platen, Plauen."

Auflösung des Rätsels auf Seite 56.

„Bitter, Bier."

Auflösung des Scherzrebus auf Seite 56.

„Zwei Elfen."

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 7.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 Mk. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Endlich war das Faß leer und die Finders schliefen alle einen tiefen, tiefen Schlaf, aber nicht den der Gerechten. Sam machte die Probe, indem er einige von ihnen weckte. Sie lallten, ohne zur richtigen Besinnung zu gelangen, unverständliches Zeug und fielen wieder zusammen. Einer von ihnen stierte mit leblosen Augen vor sich hin und fragte: „Sind sie nun endlich betrunken, Buttler?“

„Ja, ganz und gar,“ antwortete Sam.

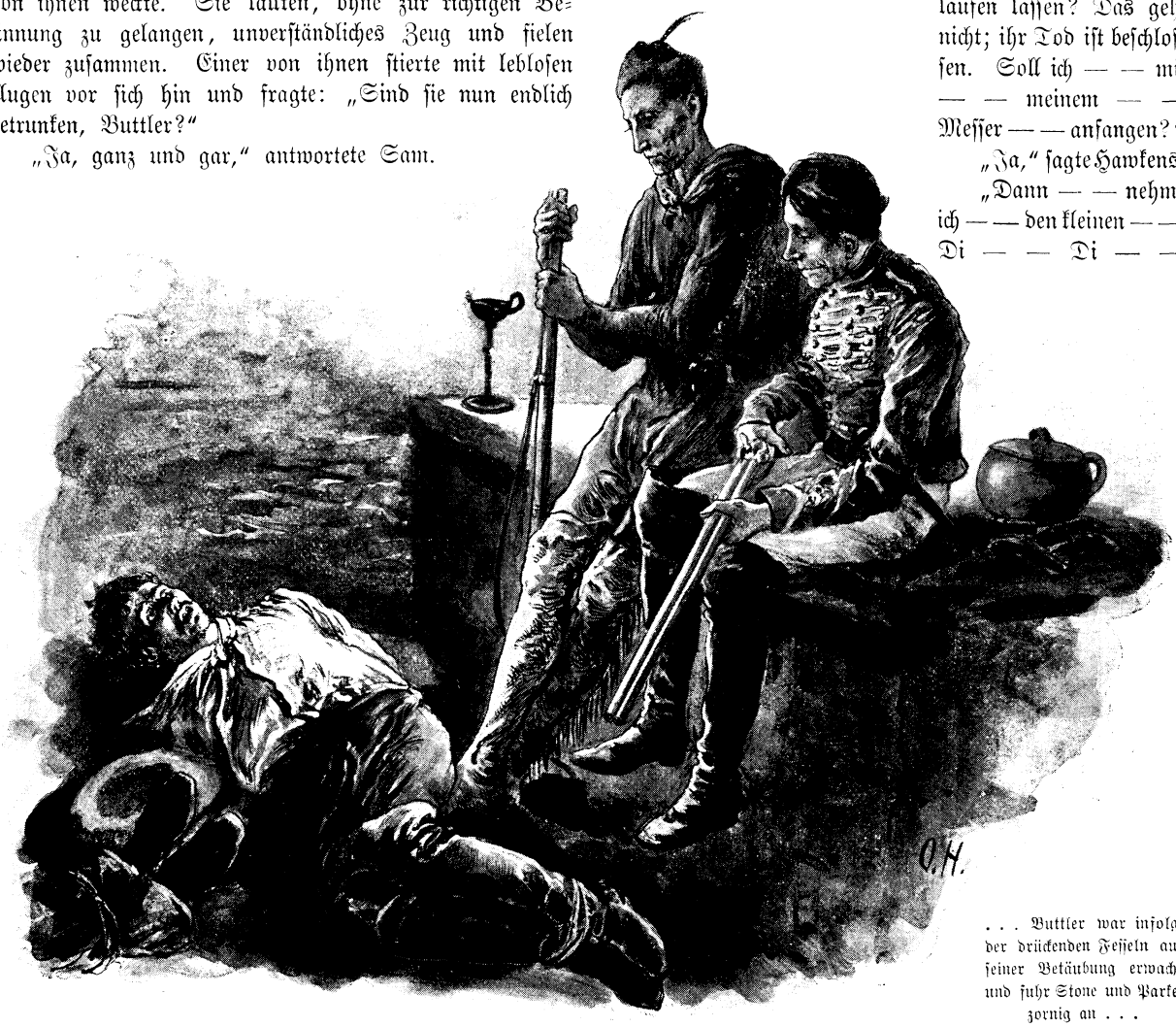
„Dann hinaus mit ihnen und das Messer zwischen die Rippen; dann teilen wir das Geld und scharren sie ein.“

Und als Sam nichts dazu sagte, fuhr er mit lallender Zunge fort: „Was redest du nicht? Willst du sie etwa laufen lassen? Das geht nicht; ihr Tod ist beschlossen. Soll ich — — mit — — meinem — — Messer — — anfangen?“

„Ja,“ sagte Hawkens.

„Dann — — nehme ich — — den kleinen — — Di — — Di — —

> Wer gelernt hat, mit seiner Zeit gut zu wirtschaften, dem kann es im Leben nicht fehlen.
> Rudolf Falb.



. . . Buttler war infolge der drückenden Fesseln aus seiner Betäubung erwacht und fuhr Stone und Parker zornig an . . .

Dicken und — — —“ Er griff mit der Hand nach dem Gürtel, um sein Messer zu ziehen, stand auf, konnte sich aber nicht halten und glitt auf den Boden nieder, wo er ohne Besinnung liegen blieb.

„Da haben wir es gehört,“ flüsterte Dick Stone. „Ermordet sollen wir werden, und nachdem man uns ausgeraubt hat, will man uns verscharren. Du hattest mit deiner Vermutung also das Richtige getroffen, alter Sam. Was thun wir nun?“

„Das Einfachste: wir fesseln sie. Riemen und Schnüre wird es wohl im Hause geben.“

Ja, es gab deren genug, und bald hatten die Drei die Finders nicht nur, sondern auch den Wirt und die alte Negerin, welche auch schwer betrunken war, an Händen und Füßen gefesselt. Nun ließ Sam seine beiden Genossen als Wächter zurück und ging nach dem Lagerplatze der deutschen Emigranten. Als er sich demselben näherte, hörte er eine jugendliche Stimme rufen: „Who is there? I shoot — wer ist da? Ich schieße!“

„Sam Hawkens ist's,“ antwortete er.

„Schon? Das ist prächtig! Tretet näher, Sir! Daß Ihr so bald kommt, ist ein gutes Zeichen, wie ich vermute?“

„Kann auch ein schlimmes sein. Wie nun, wenn ich hätte fliehen müssen?“

„Dann wären Eure beiden Gefährten bei Euch. Ohne die flieht Ihr gewiß nicht; also meine ich, weil sie im Dorfe geblieben sind, daß es dort gut stehe. Kommt herein, Sir; steigt über diese Wagendeichsel!“

„Bin zu klein dazu; will lieber drunterweg kriechen.“

Sam bemerkte, daß man mit den Wagen ein Viereck gebildet und die Tiere in dasselbe getrieben hatte. Sein Rat war also befolgt worden, doch leider erst dann, als man durch Schaden klug geworden war. Der, welcher die Wache gehabt und ihn angerufen hatte, streckte ihm die Hand zum Gruße entgegen. Es war Schi-So, der Indianerhäuptlingssohn. Er hatte im reinsten Englisch gesprochen. Jetzt fragte ihn Sam: „Hoffentlich sprechen Sie deutsch, junger Freund, da Sie sechs Jahre in Deutschland gewesen sind?“

„Ziemlich gut.“

„So lassen Sie uns die Schläfer wecken und deutsch sprechen, da sie Deutsche sind. Doch horch! Wer kommt da?“

Sie horchten in die Nacht hinaus. Man hörte Pferdegetrappel vom Dorfe her.

„Ein Reiter ist's, ein einzelner,“ flüsterte Schi-So. „Wer mag das sein?“

„Es ist kein Reiter; diesen Hufschlag kenne ich sehr genau. Es ist meine alte, gute Mary, welche mir nachgelaufen kommt. Sie kennen sie von früher her?“

„Ja, ich kenne sie. Aber bitte, sagen Sie nicht Sie, sondern Du zu mir! Ich bin Indsman und will ein solcher bleiben und den Gewohnheiten meines Stammes nicht untreu werden.“

„Recht so, mein Junge! Bist also da drüben nicht stolz geworden? Da wird der alte Sam dich lieb behalten. Hast mir viel zu erzählen, doch ist jetzt nicht die Zeit dazu; müssen es für später aufheben.“

Das Maultier kam bis an die Wagendeichsel heran, an welcher Sam noch immer stand, und rieb den Kopf an seiner Schulter. Durch das laute Sprechen waren die Schläfer wach geworden; sie kamen herbei, um zu fragen, wer gekommen sei, sie konnten Sam nicht sehen, weil das Feuer verloschen war. Er wurde von Schmidt ganz anders empfangen als beim ersten Male und erteilte die Weisung, daß es wieder angebrannt werden solle. Als das Feuer den Platz beleuchtete, verlangte er zunächst, die Namen der Anwesenden kennen zu lernen. Schi-So stellte ihm die Personen vor. Die drei jüngeren, aber auch verheirateten Auswanderer hießen Strauch, Ebersbach und Uhlmann; Schi-So's junger Freund wurde Adolf Wolf genannt. Mehr wollte Sam nicht wissen; er meine, das Nähere könne er später erfahren, und jetzt müsse man sich zunächst mit der Gegenwart beschäftigen. Die Frauen und Kinder, unter denen keine kleinen waren, kamen auch herbei; der Scout konnte selbstverständlich nicht fern bleiben, und so waren alle beisammen, als Sam in seiner eigenartigen Weise von seinem heutigen Zusammentreffen mit den Finders zu erzählen begann. Außer dem jungen, blonden Indianer hatte ihn bisher keiner der Anwesenden gekannt. Als sie hörten, in welcher Weise er die Wetten gewonnen und dann die Finders in den Schlaf getrunken und dann sich ihrer Personen versichert hatte, erkannten sie trotz der Einfachheit und Bescheidenheit seiner Darstellungsweise, daß dieses kleine, sonderbare Männchen keineswegs ein gewöhnlicher Westläufer oder gar Herumstreicher sei. Das fühlte auch der alte Schmidt; darum streckte er ihm, als die Erzählung zu Ende war, die Hand entgegen und sagte in entschuldigendem Tone:

„Ich sehe ein, daß ich Sie um Verzeihung bitten muß; ich habe Sie verkannt. Hoffentlich tragen Sie es mir nicht nach?“

„Werde mich hüten!“ lachte der Kleine. „Habe an mir selbst genug zu tragen und werde mich also nicht auch noch mit andrer Leute Fehler schleppen. Der Hanswurst ist vergeben und soll auch vergessen sein, wenn ich mich nicht irre.“

„Sie behaupten also, daß diese zwölf Personen die Finders sind?“

„Ja.“

„Daß Sie mit Stone und Parker ermordet werden sollten?“

„Ja.“

„Und daß diese Spitzbuben auch uns überfallen und ausrauben wollten?“

„Auch das.“

„So liegen Gründe genug vor, sie alle um den Hals oder wenigstens in das Zuchthaus zu bringen. Wir werden sie also während dieser Nacht bewachen und morgen dann der Behörde übergeben.“

„Nein, das werden wir nicht.“

„Was denn?“

„Sie laufen lassen.“

„Laufen lassen? Solche Verbrecher, denen Sie soeben mit heiler Haut entgangen sind? Haben Sie ein Gehirn im Kopfe?“

„Vielleicht steckt's drin; in den Stiefeln wenigstens habe ich es nicht, Master Schmidt. Man merkt es wohl, daß Sie eben jetzt von drüben herüberkommen und noch fremd im Lande sind. Wenn Euch drüben jemand einen Schafskopf nennt, so schleppt Ihr ihn schnell vor den Richter; hier aber macht man das anders. Selbst ist der Mann! Welche Behörde meinen Sie? Wo gibt es eine? Und wenn, hat sie auch die nötige Gewalt? Kann ich beweisen, was ich behaupte?"

„Ich denke doch!"

„Nein. Ich halte diese Männer für die Finders, weil sie ihrer zwölf sind und einer von ihnen Buttler heißt. Ist das vor dem Richter ein Beweis? Ich behaupte, daß man uns ermorden wollte, denn ein total Betrunkener hat es geschwatzt. Ich sage Ihnen, daß Sie überfallen werden sollen, denn ich vermute es. Was wird der Richter dazu meinen? Und wenn er die Anzeige annimmt und die Finders einsperrt, so haben wir Aufenthalt und eine Menge Scherereien, daß wir himmelblau vor Aerger werden."

„Nun wohl! Sie sagten: Selbst ist der Mann. Bilden wir also selbst ein Gericht. Wir verurteilen die Spitzbuben zum Tode und geben jedem von ihnen eine Kugel."

„Soll mich Gott behüten! Ich bin kein Mörder. Nur in direkter Verteidigung meines Lebens bin ich im stande, Menschenblut zu vergießen."

„Also wollen Sie sie wirklich entlaufen lassen?"

„Ja."

„Und sie sollen keine Strafe bekommen?"

„Doch! Grad deshalb, weil sie bestraft werden sollen, will ich sie laufen lassen."

„Herr, das ist ja gar nicht möglich; das ist widersinnig! Wollen Sie mich etwa foppen?"

„Habe keine Lust dazu. Würde keine Ehre einbringen, einen Neuling zu foppen. Widersinnig, sagen Sie? Master Schmidt, die Sache hat den besten Sinn, den es geben kann, wenn ich mich nicht irre. Es gehört dazu nichts weiter als ein wenig Grütze im Kopfe. Haben Sie welche drin, hihihihi?"

„Herr, Ihr werdet beleidigend!" brauste Schmidt auf, der trotz seines vorhin gegebenen Versprechens sein Temperament nicht bezähmen konnte.

„Beleidigend? Nein. Spreche nur stets so, wie mit mir geredet wird. Haben mich vorhin auch gefragt, ob ich ein Gehirn im Kopfe habe. Werde Ihnen erklären, daß kein Widersinn vorhanden ist. Wir haben jetzt keine Beweise, sondern nur Vermutungen; müssen also nach Beweisen fischen. Lassen wir die Kerls jetzt laufen, so überfallen sie Ihren Wagenzug, und wir nehmen sie beim Schopfe; dann besitzen wir den Beweis, der ihnen an den Kragen gehen wird, wenn ich mich nicht irre."

„Wie? Ueberfallen sollen wir uns lassen?"

„Ja, freilich."

„Da begeben wir uns aber doch in eine Gefahr, in welcher wir umkommen können!"

„Denke nicht daran! Kommt ganz darauf an, wo man das Pferd aufzäumt, ob beim Kopfe oder beim Schwanze. Verlassen Sie sich nur auf mich! Sam Hawkens, dieses alte Coon, wird schon eine List ausfindig machen, in welcher diese Finders stecken bleiben müssen. Werden noch weiter darüber sprechen. Muß mich auch mit Dick Stone und Will Parker bereden. Die Hauptsache ist jetzt zunächst die Erfüllung meines Versprechens: Schadenersatz für den gestohlenen und getöteten Ochsen. Wollen Sie ihn sich jetzt holen?"

„Wenn ich ihn bekommen kann, sofort. Nur fragt es sich, ob die Finders die ganze Summe bezahlen werden."

„Warum sollten sie nicht?"

„Weil sie nur die Lende genommen und wir uns das andere zurückgeholt haben, um es selbst zu verzehren."

„Bleibt sich gleich; der Ochse ist tot und muß bezahlt werden. Also kommen Sie jetzt, sich den Ersatz zu holen! Aber hüten Sie sich dabei, mich bei meinem hiesigen Namen Sam Hawkens zu nennen! Ich habe meine guten Gründe, diesen Menschen denselben noch nicht wissen zu lassen."

„Wer von uns soll alles mit nach dem Dorfe gehen?"

„Nur Sie allein, Master Schmidt; mehr brauchen wir nicht. Die andern mögen hier bleiben, sich zum Aufbruche rüsten und die Ochsen an die Wagen spannen, damit Ihr Zug nach unsrer Rückkehr sofort nach Tucson aufbrechen kann."

„Jetzt schon, noch während der Nacht? Wir müssen doch ausruhen und wollten erst am Morgen fort."

„Das wird nun nicht möglich sein. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, müssen Sie unbedingt auf die fernere Nachtruhe verzichten."

Da ertönte von dort, wo die Frauen sich befanden, eine tiefe kräftige Baßstimme im ausgesprochensten sächsischen Dialekte: „Hörn Se, daraus wird nischt! Der Mensch will seine ordentliche Ruhe haben und das Vieh ooch. Es wird also hier geblieben!"

Sam blickte die Sprecherin verwundert an. Einen Einspruch von weiblicher Seite, und noch dazu in diesem Tone, hatte er nicht erwartet. Sie war eine starknochige Gestalt von sehr männlichem, resolutem Aussehen. Hätte das Feuer heller gebrannt, oder wäre es Tag gewesen, so würde der Kleine bemerkt haben, daß unter ihrer scharf gebauten Nase sich eine dunkle Linie hinzog, welche man beim besten Willen doch nicht anders als einen Schnurrbart nennen konnte.

„Ja, gucken Sie nur immer her!" fuhr sie fort, als sie den befremdeten Blick des Westmannes auf sich gerichtet sah. „Es wird nich andersch. Bei Tage wird gefahren und bei Nacht geschlafen. Da könnte jeder kommen und unsre Ordnung über den Haufen werfen!"

„Aber mein Vorschlag zielt nur auf Ihre Sicherheit, auf Ihren Vorteil hin, liebe Frau," antwortete Sam.

„Das machen Sie mir nich weiß!" entgegnete sie wegwerfend. „Een ordentlicher Mensch treibt sich nich so mitten in der Nacht und bei solcher Finsterheet in Amerika herum. Ja, wenn's derheeme wär, da ließ ich mersch gefallen; aber in fremden Erdteelen wartet man hübsch ruhig, bis es Tag geworden is. Verschtehen Se mich?"

„Freilich verstehe ich Sie, liebe Frau; aber ich denke, —"

„Liebe Frau?“ unterbrach sie ihn. „Ich bin gar nich Ihre liebe Frau! Wissen Se, wer ich eegentlich bin und wie ich heeße?“

„Natürlich sind Sie die Gattin eines dieser vier Gentlemen.“

„Gentlemen! Reden Se doch deutsch, wenn Se eene deutsche Frau vor sich haben! Ich bin die Frau Eberschbach, geborene Morgenschtern und verwitwete Leiermüllern. Der da“ — — — dabei deutete sie auf einen der drei jüngeren Auswanderer — — „is mein gegenwärtiger Gemahl und Ehemann, Herr Schmiedemeester Ebersbach; so wird's nämlich geschrieben, gesprochen aber Eberschbach. Und daß Sie's gleich von vorn'rein wissen, er tanzt nich etwa so, wie Sie pfeifen, sondern er hat sich nach mir zu richten, weil ich elf Jahre älter bin und also mehr Verschtand und Erfahrung haben muß als er. Ich bleibe hier und er folglich ooch. Bei nachtschlafender Zeit wird nich in der Welt herumgefahren.“

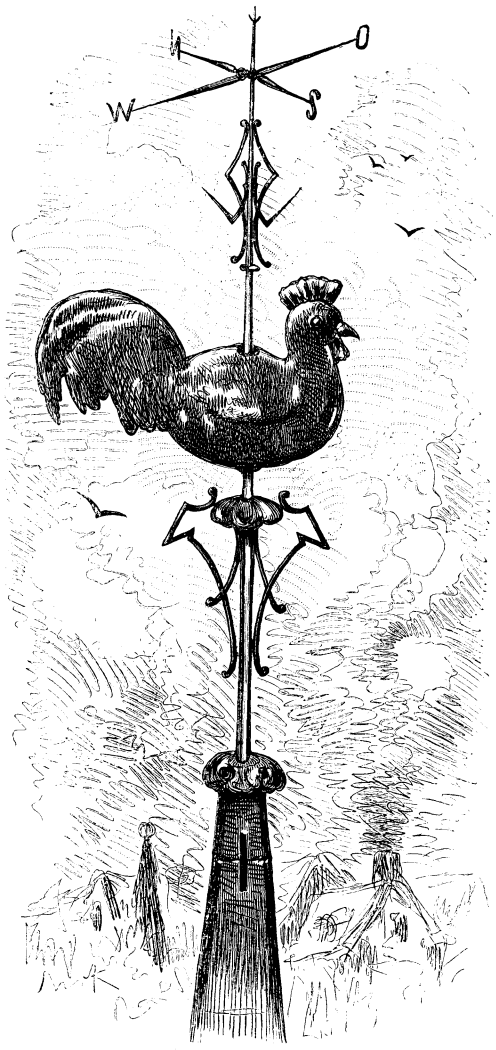
Da keiner der Emigranten eine Entgegnung aussprach, so ließ Sam Hawkens seine lebhaften Aeuglein lustig im Kreise herumgehen und meinte dann: „Wenn die Herren gewohnt sind, dieser sehr energischen Lady zu gehorchen, so kann ich allerdings nur bitten, wenigstens für dieses Mal eine Ausnahme zu machen.“

Er wollte weiter sprechen; sie aber fiel ihm schnell in die Rede: „I, was Se nich sagen! Eene Ausnahme! Als ob ich mer das gefallen ließe! Da kennen Se mich schlecht! Was gucken Se mich denn so an? Se brauchen keen solches Gesicht zu machen. Wissen Se, ich bin's, nach der man sich hier zu richten hat, ich; verschtehn Se mich? Wer hat denn die ganzen Kosten bezahlt? Für die Ueberfahrt und nachher ooch für den Landweg bis hierher? Und wer wird noch weiter herborgen müssen? Ich! Ich bin's Kapital! Jetzt wissen Se alles, und nun woll'n mer wieder schlafen gehn!“

Wieder sagte keiner der Männer ein Wort dagegen, selbst Schmidt nicht, der doch der Anführer zu sein schien und vor Abend gegen Sam so kräftig aufgetreten war. Darum stand dieser letztere vom Feuer, an welchem er gesessen hatte, auf und sprach in gleichgültigem Tone:

„Ganz wie Sie wollen. Sagen wir also gute Nacht, wenn ich mich nicht irre. Es ist das letzte Mal, daß Sie es thun, denn ich bin überzeugt, daß der heutige Schlaf Ihr letzter ist, hihihihi!“

Er wendete sich zum Gehen; da stand die Frau auch schnell auf, hielt ihn am Arme fest und fragte: „Unser letzter Schlaf? Wie meenen Se das, Sie kleenes Männchen Sie?“



. . . „Ich bin,“ sprach der Wetterhahn, „am angesehensten, weil alle Leute zu mir hinaufblicken, wenn sie wissen wollen, woher der Wind weht . . .“

Sie war allerdings, als sie so neben ihm stand, um einen Kopf länger als er. Er that, als hätte er diese Bezeichnung nicht gehört, und antwortete: „Ich meine, daß Sie früh nicht wieder aufwachen werden.“

„Warum denn nich?“

„Weil Sie tot sein werden.“

„Tot? Das fällt mir gar nich ein! Frau Rosalie Eberschbach schtirbt noch lange nich!“

„Glauben Sie, daß die zwölf Vagabunden, mit denen Sie es zu thun haben, gesonnen sein werden, sich nach Frau Rosalie Ebersbach zu richten?“

„Die können uns nischt thun; die sind gefangen und gebunden, wie Sie uns erzählt haben.“

„Sie werden sich aber frei machen und über Sie herfallen, sobald ich mich mit meinen beiden Kameraden aus der Schenke entfernt habe.“

„Sie wollen sich entfernen, wollen fort?“

„Natürlich!“

„Wohin?“

„Nach Tucson.“

„Warum aber denn? Es is doch eegentlich Ihre Pflicht, diese Gefangenen zu bewachen, bis wir uns in Sicherheet befinden! Was soll ich denn von Ihnen denken, wenn Sie uns im Schtiche lassen und von hier verschwinden wie Butter an der Sonne!“

„Denken Sie, was Sie wollen!“

„Schöne Rede das, sehr schöne Rede! Haben Se denn noch nich gehört, daß Männer gegen Damen uffmerksam zu sein und sie zu beschützen haben? Und Frau Rosalie Eberschbach is eene Dame, verschtanden!“

„Ganz richtig; aber wer sich unter meinen Schutz begibt, der hat sich nach mir zu richten. Auch verstanden? Sie sollen überfallen werden. Geschieht das hier, nachdem Sie sich wieder schlafen gelegt haben, so sind Sie verloren. Geschieht es nicht, so können wir nichts beweisen. Um den Beweis zu führen, müssen wir nach Tucson, wo ich den Kommandanten ersuchen will, uns ein Detachement Soldaten zur Hilfe zu geben. Dann sind wir den Finders auch an Zahl so überlegen, daß wir sie ergreifen können, ohne daß es zum Schusse kommt

und einer von uns verwundet wird. Darum müssen wir sofort aufbrechen, um schon am Morgen in Tucson zu sein und die Falle, welche wir den Finders stellen wollen, fertig zu haben, ehe sie dieselbe bemerken. Können Sie das begreifen, Frau Ebersbach, geborene Leiermüller?"

„Warum haben Se das nich gleich gesagt?" fragte sie in ganz anderm Tone. „Uebrigens bin ich als Leiermüllern verwitwet, nich aber geboren. Wenn Sie so vernünftig mit mir reden wie eben itzt, bin ich ooch vernünftig. Ich bin nämlich ooch nich uff den Kopp gefallen; das können Sie sich merken. Also wollen wir die Ochsen anschpannen und uns zum Weiterfahren fertig machen. Aber daß nur Schmidt mit Ihnen gehen soll, daraus wird nischt. Ich will mer diese Kerls ooch ansehen. Warten Se een bißchen; ich will mer eene Flinte holen."

Sie ging zu ihrem Wagen, in welchem sich das Gewehr befand. Als sie mit demselben zurückkehrte, wurde sie von ihrem Manne gebeten: „Bleib da, Rosalie! Das ist nichts für Frauen. Ich werde an deiner Stelle mitgehen."

„Du?" antwortete sie. „Du wärscht der Kerl dazu! Schpiel dich nur nich etwa als Mann und Helden uff; du weeßt, daß ich das een für allemal nich leiden kann. Du bleibst also und wartest, bis ich wiederkomme!"

Sie wendete sich zu Sam, welcher, leise vor sich hinkichernd, mit ihr und Schmidt nach dem Dorfe ging. Als sie die Schenke erreichten und in dieselbe traten, waren die Finders infolge der drückenden Fesseln aus ihrem betäubenden Rausche erwacht, und Buttler sprach eben zornig auf Stone und Parker ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte vom Wetterhahn.

„Ich bin das Teuerste am ganzen Kirchturm," sagte die Spitze, „weil ich am höchsten zu stehen komme." Das sollte nur ein Witz sein, denn es war da oben etwas eintönig. Aber der Wetterhahn nahm die Sache ernst.

„Und ich," sagte er, „bin am angesehensten, weil alle Leute zu mir hinaufsehen, wenn sie wissen wollen, woher der Wind weht. Ansehen gilt mehr in der Welt, als wenn man so und so viel gekostet hat. Mancher Student hat seinem Vater genug gekostet und ist doch ein dummer Junge geblieben. Uebrigens komme ich noch höher zu stehen, als eine Turmspitze: ich kröne sie, ich gebe ihr erst die rechte Weihe. Wenn die Sonne auf mein vergoldetes Gefieder scheint, dann funkele ich meilenweit ins Land hinein, ich bin die wahre Leuchte des Landes!"

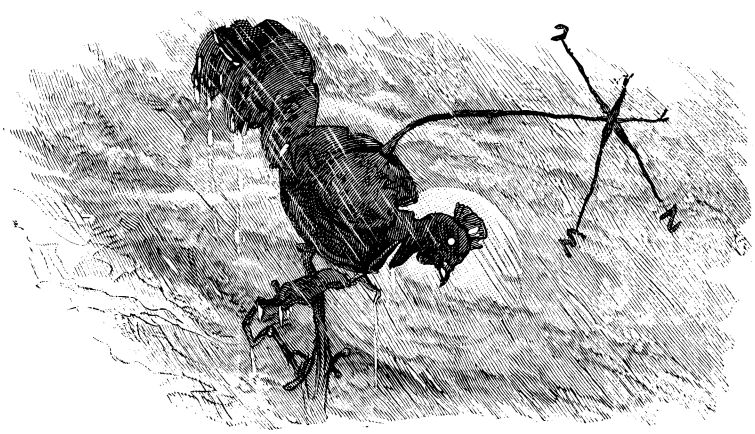
„Krähe nur nicht so hochmütig," antwortete die Spitze. „Was wärest du, wenn ich dich nicht trüge, dich nicht hochhielte? Ich gebe dir erst die rechte Festigkeit, sonst würdest du bei jedem Lüftchen davonfliegen. Weißt du, wie die Zigeuner und Diebe den Hahn nennen? ‚Holderkauz' heißen sie ihn. Ja, du bist mir ein netter Holderkauz!"

„Was kümmert mich das niedere Gesindel!" entgegnete der Hahn. „Ich schaue von oben darauf herab, das bringt meine Stellung mit sich. Uebrigens scheinst du nicht zu wissen, daß die alten Griechen, welche sehr gebildete Leute waren, mich ‚Alektryon' nannten, daß ich in der deutschen Tiersage ‚Henning der Hahn' heiße, daß liebe deutsche Kinder mich als ‚Gockel' begrüßen — und das sind doch gewiß ganz noble Namen! Ja, sogar ein hübsches Gedicht hat man auf mich gemacht, das sich der dicke Kugelkopf der Kirchturmsspitze gefälligst merken möge:

Goldhahn ist ein stolzer Ritter,
Trägt ein Wams orangefarben,
Goldnen Panzer, bunte Flitter,
Grüner Federn volle Garben."

„Na," erwiderte die Spitze, „mit dem goldnen Panzer sieht es höchst zweifelhaft aus: vergoldet ist nicht golden, und Kupfer ist auch kein Gold; und was die grünen Federn betrifft, so nennt der Küster, der oft hier herauf kommt, das — Grünspan."

„Der Sonne und des Mondes Vogel nennt mich der weise Pythagoras," sagte der Hahn, ohne den Einwurf der Spitze zu beachten. „Mohammed gebot, mir zu huldigen, als dem Wächter, der die himmlischen Heerscharen zu ihrem Dienst erwecke. Die frommen Baumeister des Mittelalters setzten mein Bild hoch auf die Spitze der Türme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wecker. Gregor der Große sagt von mir: Speculator semper in altitudine stat, ut, quidquid venturum sit, longe prospiciat, was zu Deutsch heißt: Ein Beobachter steht immer in der Höhe, damit er, was kommen wird, von ferne vorausfieht."



. . . Aber da kam ein Orkan, hatte den stolzen Wetterhahn gebeugt, fast von seinem Sitze herabgeworfen . . .

„Na, prahle nur nicht so mit deinem Latein!" entgegnete die Spitze; „meinst du, ich wüßte nicht, daß dein Bild auf der ersten Seite der Kinderfibel steht, unmittelbar vor dem ABC?"

„Das ist keine Unehre, wie du glaubst," antwortete der Hahn, „sondern eine Ehre: mein Bild soll die Ju-

gend mahnen, daß früh beginnen müsse, wer das Gute wolle."

So stritten die Kirchturmspitze und der Wetterhahn in ihrer Höhe, wo doch eigentlich reinere Lüfte wehen sollten. Der bescheidenere Teil in diesem Streite war offenbar die Spitze, sie machte nicht ein Viertel der Worte, die der stolze Hahn sprach, und endlich schwieg die Spitze gänzlich still, weil sie in ihrem dicken runden Kopfe dachte: der Klügere gibt nach.

Gegen Abend wälzten sich im Osten dunkle Wolken herauf, die mit dem Fortschreiten der Nacht den ganzen Himmel überzogen. Dann fing es an zu regnen, in dicken schweren Tropfen, und fast gleichzeitig spannte der Wind seine Riesenfittiche aus und stürmte über das Land. Der Regen steigerte sich zu Strömen, der Wind zum Orkan. Und der Orkan stöhnte und heulte, als ob tausend Luftgeister sich ihr Ach und Weh klagen wollten, und der Regen prasselte wie Hagel auf Dächer, Straßen, Bäume, Felder. Blätter, Zweige und Dachziegel wirbelten in der Luft umher, wie Blütenflocken im Mailüfterl; Schornsteinen wurden die langen Hälse gebrochen, daß sie prasselnd zusammenstürzten. Es war ein schreckliches Unwetter, wie seit hundert Jahren keines das alte Kirchlein, die Turmspitze und den Wetterhahn umtobt hatte.

Endlich, gegen Mitternacht, stillte sich der Aufruhr der Elemente; aus den zerrissenen Wolkenschleiern trat für kurze Augenblicke die helle Mondscheibe hervor. Was mußte sie sehen! Die Gewalt des Orkans hatte den stolzen Wetterhahn gebeugt, fast von seinem Sitze herabgeworfen — der stolze Vogel, der sonst nur immer geradeaus geschaut, hielt jetzt den Kopf geneigt, als wolle er ein armseliges Bröselein vom Erdboden aufpicken — und die Windfahne auf seinem Rücken, welche die vier Himmelsrichtungen anzeigte, ach, sie stand — statt senkrecht — jetzt horizontal!

„Was man nicht alles erlebt, wenn man so alt geworden ist, wie ich!" sagte der Mond und zog wieder die schwarze Wolkengardine vor sein breites Antlitz.

Als die Turmspitze, die nicht den geringsten Schaden genommen hatte, am Morgen die Bescherung sah, dachte sie bei sich: „Die Stolzen werden erniedrigt, die Demütigen erhöht." Aber sie sagte nichts, denn sie war eine anständige Turmspitze.

Johann Sobieski erbeutet die grüne Fahne des Propheten.

Johann Sobieski, „der Löwe des Nordens", welcher am 21. Mai 1674 Nemine contradicente zum König von Polen gewählt wurde und als Johann III. den Thron zierte, hat seinen Namen unsterblich gemacht durch den glänzenden Sieg über die Türken unter den Mauern Wiens im Jahre 1683 und die damit verknüpfte Befreiung der österreichischen Hauptstadt von einer drangvollen Belagerung.

Aber dieser Sieg ist nicht der einzige, welchen Sobieski über den Halbmond erfocht: noch viele andre glorreiche Waffenthaten gegen die Türken zieren die Blätter seiner Lebensgeschichte.

Schon in seiner Jugend war Sobieski für Heldenruhm und Kampf gegen die Ungläubigen begeistert. Sein Vater sorgte für eine glänzende Erziehung. Seine Mutter stiftete ein Dominikanerkloster, damit dort stets Messen für die Mitglieder der Familie gehalten würden, die für den Glauben gefallen waren, und führte jeden Tag ihre Kinder zu den Ueberresten dieser Märtyrer und zeigte ihnen den Schild im Wappen der Familie und wiederholte ihnen das Wort jener spartanischen Mutter: „Entweder mit ihm oder auf ihm." Wie Hannibal im neunten Jahre seinem Vater ewigen Haß gegen die Römer schwor, so wurde der junge Sobieski in diesem Heiligtum an den Gedanken gewöhnt, sein ganzes Leben dem Kampfe für die Sache des Kreuzes gegen den Halbmond zu weihen.

Rasch stieg Sobieski in seiner Heimat empor, da er sich im Kampfe gegen die Feinde durch Mut, Kaltblütigkeit und Umsicht auszeichnete, so bei Beresteczko, so im Kampfe gegen Schweden. Er wurde Starost von Jaworow. Rasch gewann er sich die Herzen der Krieger. Der Sieg schien an seine Seite gefesselt.

Unter dem unfähigen Michael, der nach Johann Kasimirs Thronentsagung zum König von Polen gewählt war, entspann sich ein großer Türkenkrieg, der durch Michaels Schuld, weil er es an Rüstungen fehlen ließ, höchst unglücklich verlief. Sobieski konnte mit seinen 30000 Mann eine offene Feldschlacht nicht wagen, er verwendete seine Kräfte nur gegen die Tataren, die wie Heuschreckenschwärme das Land überflogen, alles verheerten und Tausende und aber Tausende von Gefangenen fortschleppten. Bei Kaluga befreite Sobieski allein 30000 gefangene Landsleute, nachdem er ein tatarisches Heer geschlagen hatte. Die Festung Kamieniec, dieses Bollwerk des Südens, diese einzige große und wichtige Festung gegen die Türken, fiel, weil der kraftlose König sie unbewehrt gelassen, in die Hände der Ungläubigen. Dieses Unglück führte am 18. September 1672 den schmachvollen Frieden von Budschak herbei, wodurch der König von Polen in den Rang eines tributpflichtigen Hospodars heruntersank.

Fälschlich angeklagt, glänzend gerechtfertigt, forderte und erlangte Sobieski den Bruch des Friedens. Es folgte ein neuer Türkenkrieg, und in diesem vollführte der „Löwe des Nordens" eine Waffenthat, die zu den glänzendsten aller Zeiten zählt.

Sobieski ging im Oktober 1673 gerade auf den türkischen Feldherrn Kaplan-Pascha los, der durch die Moldau heranzog. In Eilmärschen war er am Dnjestr; aber als die Seinen über den Fluß setzen sollten, zögerten sie: im Winter über einen Fluß in Feindesland gehen, Türken, Tataren vor ihnen, neben ihnen! — Nur der Geist des Feldherrn konnte sie bändigen: „Wenn ihr nicht mit mir ziehen wollt, so begrabt mich hier; jedenfalls seid ihr ohne mich verloren." — Sie gehorchten und setzten über den Strom. Schon nahten sie dem Pruth. Hier

aber war die ganze Armee nicht weiter zu bringen. Sobieski mußte umkehren, er wandte sich gegen Choczim, ein festes Schloß, vier Meilen von Kamieniec am Dnjestr, unangreifbar von der Seite des Flusses, indem es zugleich die Brücke über den Strom deckte. Hier war ein festes Lager von 80000 Mann mit einer Anzahl von Geschützen. Auf dieses Lager wagte Sobieski am 9. November 1673 den Sturm, durch tiefe Gräben, über Wälle, die mit Geschütz gespickt waren, bei schneidender Kälte und Schneegestöber. „Fliehen," rief er den Seinen zu, „ist nicht mehr möglich, hier wird das Schicksal Polens entschieden. Ihr werdet euch von euren Kindern nicht nachsagen lassen wollen, daß das Vaterland gerettet worden wäre, wenn ihr nicht geflohen wäret." Samstag den 11. November, am Tage des heiligen Martin, war der Hauptsturm, den Sobieski selber führte. Er gelang. Es ist eine Kriegsthat, die wenige ihresgleichen hat. Nach drei Stunden einer schrecklichen Schlächterei suchten die Türken Rettung in der Flucht über die Brücke, sie brach und über 10000 ertranken im Wirrwarr im Dnjestr. Der Eindruck dieser Kriegsthat war so gewaltig, daß schon am 13. November die Festung Choczim sich ergab, und Kaplan-Pascha auf seinem Marsche umkehrte, und Moldauer und Walachen begaben sich unter den Schutz Polens, und die Christenheit war außer sich vor Staunen und Freude über diesen Sieg. Die große grüne Fahne des türkischen Heeres zu Choczim wurde als Siegeszeichen der Christenheit in der Peterskirche zu Rom aufgehangen.

König Michael hörte die Nachricht von diesem Siege nicht mehr, er starb am Vorabende des Tages, und Johann Sobieski wurde an seiner Statt zum Könige gewählt.

Eine Ferienfahrt ins Riesengebirge.

In Berlin.

Liebe Kameraden! Zweimal seid ihr in Gedanken mit uns hinausgepilgert in die herrliche Alpenwelt und mit uns gewandert aus blühenden Thälern hinauf in die Regionen des ewigen Schnees, und wieder hinab in die sonnigen Gefilde Italiens. Da werden wir wohl einige Ueberredungsgabe aufbieten müssen, wenn wir euch auffordern, mit uns auch einmal in ein deutsches Gebirge zu ziehen, das nicht den großartigen Charakter jenes Hochgebirges hat. Daß es aber doch eine große Anziehungskraft auf wanderlustige Leute ausübt, könnte euch schon die stattliche Zahl der Genossen bei dieser Reise beweisen, die sich im ganzen auf 25 belief.

Die Vorbereitungen waren diesmal bezüglich der Eisenbahnfahrt, obwohl wir nur deutsches Gebiet befahren wollten, schwieriger als wir erwartet hatten. Endlich glückte es uns aber, dank dem wohlwollenden Entgegenkommen der Kölner Eisenbahndirektion rechtsrheinisch, die Erlaubnis zu erhalten, einen Sonderzug, der einen Tag nach Ferienanfang von Köln nach Berlin mit Schnellzugsgeschwindigkeit fuhr, auf „Beförderungsschein" benutzen zu dürfen. So sind wir für 7,80 Mark in 10½ Stunden nach Berlin gelangt.

Bist du, lieber Leser, schon einmal mit einem Sonderzug gefahren, wie sie in neuerer Zeit von der Bahnverwaltung vielfach veranstaltet werden? Wenn nicht, dann will ich dir einen guten Rat geben: wenn du einmal in diese Lage kommst, dann verproviantiere dich gehörig; denn

Johann Sobieski erbeutet die grüne Fahne des Propheten.

wenn die Fahrt eine so lange ist, wie die unsrige von Duisburg nach Berlin, und du hast dich nicht ordentlich vorgesehen, so kannst du verhungern und verdursten; die Bahnhofswirte sind auf die nicht fahrplanmäßigen Züge nicht vorbereitet, und wenn sich doch einmal ein Kellner mit Brötchen und Getränken blicken läßt, so gibt es bei dem großen Andrang der Reisenden ein förmliches Ringen um der Ceres und des Bacchus Gaben. Wir hatten uns glücklicherweise reichlich vorgesehen und brauchten keine Not zu leiden.

Zu sehen gibt es auf einer Eisenbahnfahrt vom Niederrhein nach Berlin nicht viel; hat man die Ruhrberge hinter sich, so kommt man an den Teutoburger Wald, von dessen Höhen das Standbild des heldenmütigen Cheruskerfürsten Arminius zur ewigen Erinnerung an eine germanische Heldenthat weithin über die Lande herabschaut. Mit den Weserbergen hört das Hügelland auf; durch die Porta Westphalica kommt man in die norddeutsche Tiefebene, die keine besonderen Reize, aber desto mehr Staub bietet.

Nachmittags 5 Uhr 45 Minuten kamen wir auf dem Lehrter Bahnhof an; die diensthuende Abteilung nahm zwei Droschken und lud alle unsre Tornister und Rucksäcke hinein, um sie in unser Hotel „Großfürst Alexander", dicht bei der Börse, zu fahren. Wir aber zogen mit dem frohen Mut fahrender Schüler in die Hauptstadt des deutschen Reiches ein.

Gleich die ersten Eindrücke, die wir bekamen, waren geeignet, uns die ruhmreiche Zeit der Einigung unsres Vaterlandes ins Gedächtnis zu rufen. Als wir über die Alsenbrücke gegangen waren, kamen wir am Generalstabsgebäude vorbei. Wer hätte bei seinem Anblick nicht dessen gedacht, der als Chef des Generalstabs hier Jahrzehnte lang mit unermüdlicher Schaffenskraft des Geistes den Grund der unvergleichlichen Siegeslaufbahn der preußischen und deutschen Truppen gelegt hat? — Wir kamen zum Königsplatz, und da leuchtete uns das großartige Siegesdenkmal entgegen, das zwei Jahre nach der ewig denkwürdigen Kapitulation von Sedan enthüllt wurde. Auf einer mächtigen Säule steht in stolzer Höhe goldglänzend die Viktoria, in der Linken ein Feldzeichen mit dem eisernen Kreuz, in der Rechten den Lorbeer haltend, vier Bronzereliefs schmücken den Unterbau. Unweit davon sahen wir das seiner Vollendung entgegengehende Reichstagsgebäude, ein Monumentalbau, würdig des neuerstandenen Reiches und seiner Kaiserstadt. Von hier führte uns unser Weg durch die nordöstliche Ecke des Tiergartens hin zu dem Brandenburger Thor, durch welches wir, wenn auch nicht mit Ruhm gekrönt und mit Lorbeer geschmückt, wie unsre braven Truppen, unsern Einzug in die eigentliche Stadt, in den Brennpunkt des Berliner Lebens, in die bekannte Straße „Unter den Linden" hielten. Denke dir eine 60 m breite, mit einer vierfachen Reihe von Linden bepflanzte Straße mit dem bewegtesten Leben, die dich erst zwischen verschiedenen Palais, öffentlichen und privaten großartigen Gebäuden zu den Palästen der beiden verstorbenen Kaiser hinführt, an der die Akademie, die Universität, das Zeughaus, das Opernhaus liegt, und die dich schließlich über die Schloßbrücke zu einem großartigen Platz bringt, der von dem alten und dem neuen Museum, dem Dom und dem kolossalen königlichen Schloß umrahmt wird.

Am Schluß der Linden, ehe wir den Platz erreichen, bleiben wir gefesselt stehen vor dem prachtvollen Denkmal Friedrichs des Großen, dessen Reiterbild auf einem mit reichen Reliefdarstellungen verzierten Sockel steht. Rechts zur Seite von ihm liegt das schlichte Palais Kaiser Wilhelm I., wo er an dem bekannten historischen Eckfenster sich dem mit Spannung wartenden Publikum zu zeigen pflegte, und in dessen Räumen sich am 9. März 1888 zur Trauer des ganzen Volkes seine Augen für immer schlossen.

Nach einer Weile stiller Betrachtung setzten wir die Wanderung zu unserm Hotel fort. Lange aber hielt es uns hier nicht, wir machten nach Tisch noch eine Omnibusfahrt durch die belebten Straßen bis zum Potsdamer Platz und kehrten später zu Fuß wieder heim.

Der folgende Tag wurde dann einer etwas eingehenderen Besichtigung der Stadt gewidmet, und zwar in der Weise, daß unsre ganze Reisegesellschaft — es waren sechs Erwachsene, die wir wieder wegen ihrer Benennung mit griechischen Buchstaben, α, β, γ ꝛc., kurzweg die „Griechen" nennen wollen, und 18 Schüler — in drei Abteilungen getrennt ausmarschierte, und zwar jede unter Führung eines ortskundigen Griechen. Selbstverständlich konnten wir an einem Tag nicht übermäßig viel besichtigen, besonders an Museen und Sammlungen, dies war auch nicht unsre Absicht; wir wollten nur einen Ueberblick über die Stadt, ihre Hauptverkehrsadern und die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten gewinnen, und das haben wir durch unsre Wanderungen und Fahrten auch erreicht.

Am Nachmittag trafen wir uns alle wieder am Bahnhof „Börse" und fuhren nach Charlottenburg. In dem Park des königlichen Schlosses steht das bekannte Mausoleum, in welchem Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin, die Königin Luise, und jetzt auch Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta beigesetzt sind. Die Gruft, in der die Särge stehen, ist dem Publikum nicht zugänglich. Ueber derselben aber befinden sich in einem tempelartigen Bau die von der Meisterhand des Bildhauers Rauch geschaffenen Marmorgestalten der königlichen Ehegatten.

Auch der Abend nach unsrer Rückkehr aus Charlottenburg war noch ein genußreicher; wir durften uns nämlich noch einige Stunden in der Stadt umsehen. Wir legten unsre Tornister in dem Restaurant am Friedrichsbahnhof, wo wir uns zu der Nachtfahrt stärkten, nieder und zogen wieder in drei Abteilungen aus. Unser Gepäck war ja in sicheren Händen, unsre Genossen 2 und 13 übernahmen es freundlichst, dasselbe zu bewachen, angeblich, weil sie zu müde waren. Aber es ist kein Fädchen so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Als wir andern nun ganz gemütlich durch die Friedrichstraße

einherwandelten, sahen wir plötzlich die beiden Kunden an uns vorbeifahren und noch dazu in einer Droschke „erster Güte". Diese Schlemmer hatten nämlich einen von den jüngeren Kameraden, der aber wirklich müde war, überredet, beim Gepäck ihre Stelle zu vertreten, und machten nun eine gemütliche Rundfahrt durch die schönsten Straßen der Stadt. Daß über diese Sünder ein hochnotpeinliches Kriegsgericht abgehalten werden mußte, war uns sofort klar.

„Die Mitternacht zog näher schon," als wir von Berlin Abschied nahmen und unser Nachtquartier im schlesischen Gebirgszug bezogen, an dem die Schilder „Berlin—Glatz" glänzen. „O wär es vorüber und alles vorbei" wünschte mancher bei der bevorstehenden Nachtfahrt. Wir waren müde, sechs bis sieben Wegstunden hatten wir doch an dem Tag zurückgelegt. Aber die Hoffnung, von der nächsten Morgensonne schon die Berge Schlesiens beleuchtet zu sehen, tröstete uns etwas über die harten Bänke, und einer nach dem andern sank in Morpheus Arme.

Dienstag den 16. August, 5½ Uhr morgens, kamen wir in Friedeberg am Queiß an, nahmen unsern Morgenkaffee in dem Garten eines Gasthofs ein und machten uns marschfertig. Wir hatten schon hinter Greiffenberg ein Stück des Riesengebirges und die Schneekoppe in hellem Sonnenschein gesehen, und das war ein gutes Vorzeichen für unsern ersten Wandertag.

So waren wir denn angelangt am Ausgangspunkt unsrer eigentlichen Wanderung, für die folgender Plan festgesetzt war:

Friedeberg-Flinsberg-Tafelfichte-Weißbach; Weißbach-Kl. Iser-Schreiberhau; Schreiberhau-Zackenfall-Schneegruben-Spindelmühle; Spindelmühle-Fuchsberg-Johannisbad; Johannisbad-Freiheit; mit der Bahn nach Trautenau; von Trautenau zu Wagen nach dem Weckelsdorfer Felsenmeer; von dort zu Fuß nach Maria Stern; Maria Stern-Rückers-Glatz; mit der Bahn von Glatz nach Landshut; Landshut-Koppe; Koppe-Teiche-Petersbaude-Agnetendorf; Agnetendorf-Kynast-Warmbrunn; mit der Bahn nach Berlin; mit der Bahn nach Potsdam; in Potsdam; mit der Bahn von Potsdam über Charlottenburg nach Duisburg.

Das Isergebirge.

Unser nächstes Ziel war das Isergebirge. Wir wollten über den hohen Iserkamm zur Tafelfichte, von da nach dem Dorfe Weißbach auf der böhmischen Seite, dann um den Mitteliserkamm herum zwischen Iser- und Riesengebirge durch über den Hochstein nach Schreiberhau.

Um unsre Kräfte nicht gleich zu sehr anzuspannen, wurde der Weg bis zum Badeort Flinsberg zu Wagen zurückgelegt. Dann wurde Proviant eingekauft für ein Frühstück im Wald; ein Führer wurde gemietet, und auf seinen Rat beschlossen, nicht auf die Tafelfichte, deren Aussichtsturm noch nicht ganz fertig sei, sondern auf das „Heufuder" zu steigen, das nur 16 m niedriger ist. Der Weg war teilweise sehr steil und der heißen Sonne ausgesetzt. Der sogenannte Turm oben bot eine recht hübsche Aussicht. Hier wurde auch das erste Gruppenbild von unsern Photographen aufgenommen und auch der schlanke Holzbau verewigt. Wir zogen aber bald weiter bis zu einer Jagdhütte, wo gerastet wurde; eine kleine Quelle spendete kühlen Trunk und die mitgenommenen Vorräte schmeckten vortrefflich. Ueber einen entsetzlichen Weg, der eigentlich kaum diesen Namen verdient, führte uns unser krummbeiniger Führer die Waldabhänge auf der andern Seite des Kammes hinab in ein sehr schönes Thal und dann auf eine regelrechte Straße, die sich nach Weißbach zog, und weil die Handbücher keine genauen Angaben hatten, war unsre Wahl auf ein Gasthaus gefallen, das am entgegengesetzten Ende, beinahe in Haimdorf, lag, und so wurde es natürlich nicht Gasthaus zum Wasserfall, wie sein Name war, sondern zum „Reinfall" genannt. Ob hierbei nicht auch vielleicht noch irgend eine abergläubische Ahnung mit im Spiel war, weiß ich nicht: kurz wir zogen nicht ganz vertrauensvoll ein. Und richtig — die guten Leute hatten einen Auftrag angenommen, den sie nicht ausführen konnten; 25 Betten gab es vermutlich in ganz Weißbach nicht. Es waren im ganzen vielleicht 12 Betten vorhanden, aber auch an sich waren die Räume im oberen Stockwerk, wo wir übernachten sollten, unzureichend; zwei große Zimmer und vier bis fünf kleine, das war alles. Dagegen waren zu ebener Erde große Wirtsräume, und vor dem Haus eine Veranda, durch wilden Wein oben und an den Seiten ganz umlaubt.

Die diensttuende Abteilung hatte keine sehr erquickliche Aufgabe. Die Wirtin gab auf alle Fragen die Antwort: „Lassen Sie nur, das kommt alles noch." Aber es kam noch lange nichts. Zunächst wurde oben auf dem Flur eine allgemeine Waschanstalt errichtet; wir gebrauchten abwechselnd das wenige Waschgeschirr, das vorhanden war, leere und gefüllte Wassereimer wurden herbeigeschafft und allmählich auch Seife und Handtücher. Schließlich ging auch die Wirtin mit zwei Mägden daran, Bettzeug zusammenzutragen. Dabei durchstöberte sie alle Ecken des etwas düsteren Raumes und sagte: „Wo ist nur der weiße Unterrock, den ich hier zum Trocknen aufgehängt hatte?" Nun sahen wir wohl, daß unser Oberphotograph, Genosse 3, auf einmal ein sehr verschmitztes Gesicht machte und kaum das Lachen zurückhalten konnte. Und als die Wirtin wieder weg war, erzählte er unter schallendem Gelächter, daß er besagten Unterrock als eine Art Handtuch angesehen und zum Abtrocknen benutzt habe; allerdings sei ihm dies Handtuch etwas böhmisch vorgekommen.

Die Frage des Nachtlagers wurde dadurch erledigt, daß dreizehn von uns Betten oder Matratzen bekamen, und zwölf auf einer sogenannten Streu liegen sollten. Im übrigen aber suchten wir uns in den unteren Zimmern des Gasthauses so behaglich wie möglich einzurichten. Da hatten wir Raum im Ueberfluß, ein Billard, ein Klavier, und unser Speisezimmer war ein förmlicher Saal, und das Essen war befriedigend. Nach demselben richteten uns die Leute in sehr entgegenkommender Weise

die Veranda zu einer Abendsitzung her, die Liederbücher wurden vorgenommen und der erste Abend im Böhmenland bei einem leidlichen Trunk mit lustigen Liedern eingeweiht.

Mit Bangen saßen auch die beiden Delinquenten von der Berliner Schlemmerfahrt da, denn es war ihnen angekündigt, daß über sie Gericht gehalten werden sollte. Da sie aber nach dem Mißlingen eines Beschönigungsversuchs reumütig ihre Schuld bekannten, wurde den beiden nur eine kleine Buße zu Gunsten der Straskasse auferlegt.

(Fortsetzung folgt.)

Ferienfahrt ins Riesengebirge: Die Reisegesellschaft auf dem Heufuder.

Lötrohr und Flammenreaktionsexperimente.

(Fortsetzung.)

Wird ein Stückchen Antimon auf die angegebene Weise behandelt, so schmilzt es und verflüchtigt allmählich, indem es oxydiert und dabei einen weißen Rauch verbreitet, wodurch die Kohle weiß beschlägt. Dadurch, daß man die Flamme auf den Beschlag lenkt, kann man auch diesen verflüchtigen. Eine sehr merkwürdige Erscheinung zeigt sich, wenn man die flüssige Antimonkugel schnell in eine kleine Pappschachtel fallen läßt: sie zerspringt dann in eine Menge kleiner Kügelchen, welche glühend kreuz und quer in der Schachtel umherrollen, bis sie erkaltet sind. Alsdann sieht man die Stellen, wo sie gelaufen sind, mit einem weißen Pulver, Antimonoxyd, bedeckt. Derselbe Versuch läßt sich auch mit Wismut anstellen, doch ist dann der Beschlag gelb. Zinn oxydiert sich nur, wenn es erhitzt wird, ohne einen Beschlag zu liefern, während Zink dabei einen weißen Beschlag erzeugt, welcher aber, so lange er heiß ist, gelb aussieht. Außerdem gerät das flüssige Zinkmetall, wenn ein nicht zu kleines Stück davon erhitzt wird, ins Kochen, die erzeugten Dämpfe durchbrechen die Oxydschicht, mit welcher das Metall bedeckt ist, und verbrennen mit bläulicher Flamme. Dies kann man noch schöner beobachten, wenn man eine Schmelzkelle mit Zink auf glühende Kohlen stellt; auch in diesem Falle verdampft das Zink und der Dampf verbrennt mit blauer Flamme. So wie sich durch das Lötrohr verschiedene Metalle unterscheiden lassen, so ist dies auch mit ihren Verbindungen der Fall. Wenn man dieselben mit Soda auf Kohle erhitzt, so erhält man die betreffenden Metalle, welche dann dieselben Eigenschaften zeigen, wie wir oben sahen. Nur Zink wird nicht als Metall, sondern als Oxyd erhalten, indem es die Kohle mit einem in der Hitze gelben, nach dem Erkalten weißen Beschlag bedeckt. Antimonverbindungen liefern ein sprödes Metallkügelchen und einen weißen Beschlag. Mit dem Hammer geklopft zerspringt das Körnchen und läßt sich leicht zu Pulver zerpochen, ein Zeichen seiner Sprödigkeit. Sowohl die Antimonkugel wie der Beschlag verflüchtigen sich bei längerem Erhitzen. Wismutverbindungen liefern ebenfalls ein sprödes Metallkorn, welches unter dem Hammer auch zerspringt und einen schwach gelben Beschlag, Blei- und Zinnsalze geben, weiche Metallkügelchen, welche unter dem Hammer nicht springen, sondern sich breit klopfen lassen, also dehnbar sind. Das Blei liefert außerdem noch einen gelben Beschlag auf der Kohle. Kupfersalze erzeugen bei gleicher Behandlung, besonders wenn man außer Soda noch Kohlenpulver zusetzt, eine Menge roter Metallflitterchen, welche man selbst bei sehr geringen Mengen entdecken kann, wenn man die geglühte Masse zerreibt und in einem Glase mit Wasser schlemmt. Bei Silber- und Goldsalzen entstehen hämmerbare Kügelchen ohne Beschlag.

Wie man hieraus ersieht, können die Verbindungen einiger Metalle schon hiernach erkannt werden, weitere Anhaltspunkte für die Bestimmung derselben aber ergeben sich noch, wenn man die Farbe berücksichtigt, welche sie der Boraxperle erteilen. Um diese Prüfung vorzunehmen, taucht man einen feinen Platindraht, welcher an einem Ende zu einer Oese umgebogen und etwas befeuchtet ist,

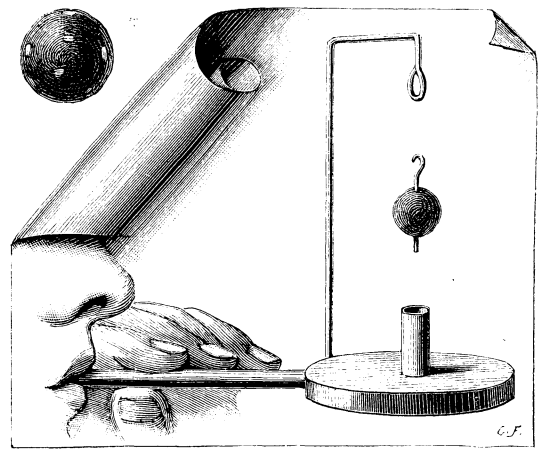
mit der Oese in Borax und hält ihn dann in die Lötrohrflamme; der Borax bläht sich erst stark auf, dann schmilzt er und bildet eine klare durchsichtige Perle. Dasselbe Verfahren wiederholt man mehrere Male, bis die Perle groß genug ist. Ehe wir weiter gehen, wollen wir kurz die Haupteigenschaften des Borax mitteilen. Derselbe, eine Verbindung der Borsäure mit Natron, zeigt große Aehnlichkeit mit den Verbindungen der Kieselsäure, den Glasarten. Er schmilzt nicht nur in der Hitze zu einer durchsichtigen, glasigen Masse, sondern er löst auch ebenso wie das Glas Metalloxyde auf und wird dadurch ebenso gefärbt wie dieses. Das Auflösen erfolgt in der Weise, daß ein Teil der Bor- bezw. Kieselsäure sich mit dem Oxyd zu einer ebenfalls glasigen Masse verbindet und diese sich dann in dem Borax oder Glas löst. Setzt man statt des Oxydes ein Salz hinzu, so wird die Säure von der Bor- oder Kieselsäure ausgetrieben, und dann das zurückbleibende Oxyd gelöst. Bor- und Kieselsäure sind nämlich bei gewöhnlicher Temperatur schwache Säuren, in der Glühhitze dagegen sehr starke, so daß sie selbst Schwefelsäure auszutreiben vermögen.

Nach dieser theoretischen Erklärung wollen wir nun die Eigenschaften des Borax praktisch erproben. Zu dem Zwecke bestäuben wir die vorhin dargestellte Perle mit einem zu Pulver zerriebenen Kupfersalze, z. B. mit Kupfervitriol, und erhitzen sie wieder vor dem Lötrohr in der Oxydationsflamme; sie sowohl wie die Spitze der Lötrohrflamme nimmt eine grüne Farbe an. In der Reduktionsflamme wird das Kupferoxyd zu Kupferoxydul reduziert und die Perle wird dadurch rotbraun. Da der Borax das im Innern befindliche Kupferoxyd etwas vor der Reduktion schützt, so ist dieselbe nicht ganz vollständig, sonst würde die Perle blutrot erscheinen. Man benutzt das Kupferoxydul daher, um Glas damit rot zu färben, welches dadurch so intensiv rot wird, daß es fast undurchsichtig ist. Man färbt deshalb das Glas nicht durchweg mit Kupferoxydul, sondern überzieht es nur mit einer dünnen Schicht gefärbten Glases und nennt es dann Ueberfangglas. Eisenverbindungen färben die Boraxperle in der Oxydationsflamme rot- oder gelbbraun, in der Reduktionsflamme schwach grün. Wir denken dabei an die grünen Schlacken, welche beim Eisenschmelzen erhalten werden, weil man zur Entfernung von Unreinigkeiten sowie zum Zwecke leichteren Schmelzens des Eisens Sand, das ist Kieselsäure und Kalk ꝛc., in den Hochofen wirft, und wir kommen zu dem Schluß, daß diese Schlacken nichts andres sind, als ein durch Eisenoxydul grün gefärbtes unreines Kalkglas. Auch das gewöhnliche Flaschenglas zeigt ja eine grünliche Farbe, weil die zur Glasbereitung verwandten Materialien immer etwas Eisen enthalten. Soll das Glas farblos werden, so setzt man Braunstein hinzu; dieser führt daher auch den Namen Glasmacherseife oder Pyrolusit (von πῦρ Feuer und λούειν waschen, reinigen = der Stoff, der das Glas in der Hitze reinigt). Braunstein (Mangansuperoxyd) allein, sowie überhaupt Manganverbindungen färben das Glas violett, und ebenso die Boraxperle in der Oxydationsflamme, in der Reduktionsflamme aber verschwindet diese Farbe. Bringt man auf die Bor etwas Kobaltoxyd oder eine andre Kobaltverbindu nimmt die Perle in der Reduktions- wie in der dationsflamme eine tiefblaue Färbung an; durch Kob erhält auch das blaue Glas seine Farbe. Nickel färb die Perle in der äußeren Flamme rötlichgelb, in d inneren grau, Chromverbindungen färben sie schön dunkelgrün. Das Chromoxyd wird daher auch in der Glas- und Porzellanmalerei benutzt. Zinnoxyd vermag die Boraxperle nicht aufzulösen, dasselbe bleibt daher in feiner Zerteilung ungelöst in der Perle und macht sie milchweiß und undurchsichtig; da auch die Kieselsäure Zinnoxyd nicht löst, so wird es dem Glase zugesetzt, wenn dasselbe undurchsichtig, also Milchglas werden soll; ebenso wird es auch zur Glasur der Ofenkacheln gebraucht. Selbstverständlich muß bei Versuchen über die Färbung der Boraxperle durch Metalloxyde zu jedem Metalloxyd eine neue Perle benutzt werden, da sonst ja eine Farbe die andre aufheben oder doch sehr verändern würde.

Die Verbindungen des Aluminiums, z. B. Thon, Kaolin (Porzellanerde) und Alaun erkennt man daran, daß sie sich, wenn sie mit einer Lösung von salpetersaurem Kobaltoxydul befeuchtet und dann erhitzt werden, blau färben. (Schluß folgt.)

Ein eigenartiges Blasrohr.

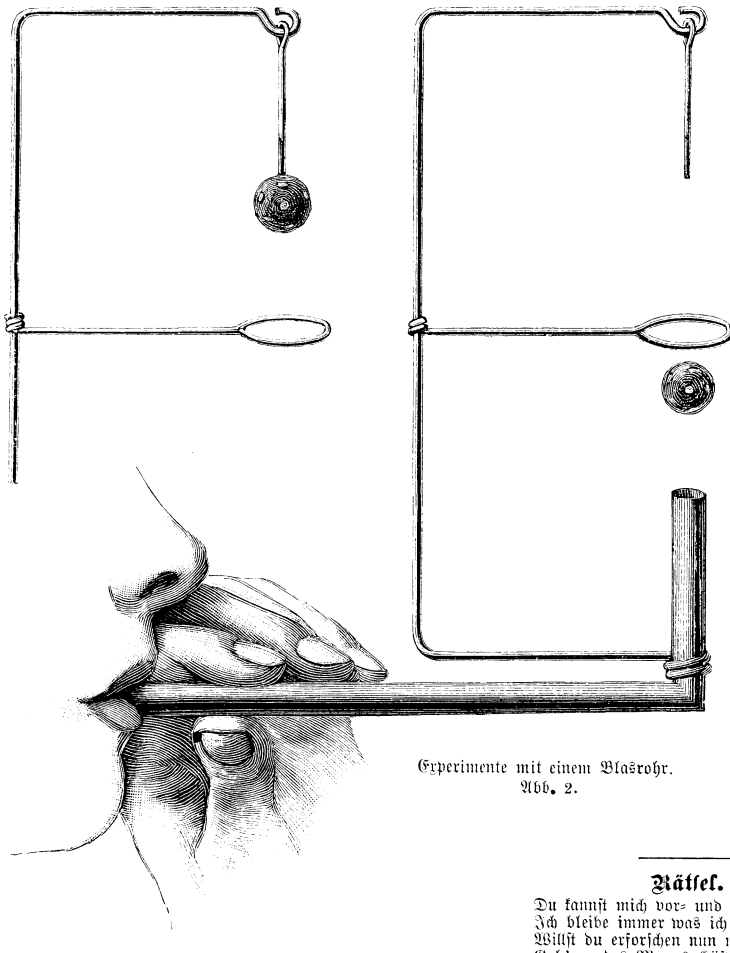
Mit ziemlich einfachen Mitteln können wir zwei Spielzeuge herstellen, deren Erfolg bei Anwendung hinreichender Geschicklichkeit ein sehr überraschender ist. Es handelt sich in beiden Fällen darum, einen leichten



Experimente mit einem Blasrohr. Abb. 1.

Gegenstand durch einen kräftigen Luftstrom vertikal in die Höhe zu blasen und ihn dadurch ein bestimmtes Ziel erreichen zu lassen. Zur Erzeugung des vertikalen Luftstromes brauchen wir ein knieförmiges Blasrohr. Wir stellen dieses am einfachsten aus einer Weißblechröhre her, indem wir durch den Klempner ein Stück schräg abschneiden und dann rechtwinklig anlöten lassen. Für den ersten Versuch, der in unsrer Abbildung 1 dargestellt ist, müssen

wir den vertikal zu haltenden (kürzeren) Teil des Blasrohrs kragenförmig mit einem Holzteller versehen, von dem sich ein Drahtgalgen mit einer Schlinge oder Oese erhebt. Letztere soll sich genau über der Mitte des Tellers befinden und bildet das Ziel, nach dem wir schießen. Als Geschoß verwenden wir eine Holundermarkkugel, wie sie zu elektrischen Versuchen gebraucht wird, die jedoch so groß ist, daß sie nicht in das Blasrohr hineinfallen kann. Sollte sie nicht käuflich zu haben sein, so ist sie aus dem Marke von Sambucus nigra leicht selbst hergestellt. Durch die Kugel bohren wir dann einen Draht, der am einen Ende hakenförmig gebogen ist. Jetzt kommen wir an das eigentliche Kunststück. Wir nehmen das Blasrohr nach Art einer Zigarrenspitze in den Mund, wobei wir den Teller möglichst horizontal, also den aufgebogenen Teil des Rohres und den Galgen vertikal halten; wir setzen die Kugel, mit dem Haken nach oben, auf das Rohr, und — nach einer tiefen Einatmung — blasen wir kräftig in das letztere. Nach einiger Uebung werden wir wissen, wie stark wir blasen müssen, um die Kugel bis zur Höhe des Galgens zu bringen, und haben wir dies erst fertig gebracht, so wird unter einigen mißlingenden Versuchen auch einmal der erstrebte Fall eintreten, daß die Kugel sich mit ihrem Haken in der Schlinge einhakt und demnach am Galgen hangen bleibt.



Experimente mit einem Blasrohr.
Abb. 2.

Wenden wir uns jetzt zu dem zweiten Versuche! Bei diesem brauchen wir keinen Holzteller, dagegen ist das Blasrohr in der durch die Abbildung 2 veranschaulichten Weise mit einem Drahtgestell in der Form eines E zu versehen. Wir bedürfen ferner wiederum einer Holundermarkkugel, deren Aeußeres wir mit blanken Knöpfen dadurch verzieren, daß wir kleine Drahtstiftchen in das Mark so weit drücken, bis nur noch ihre Köpfe sichtbar sind. Der unterste Querarm des E dient zur Befestigung an dem Blasrohr, der mittlere endigt gerade über der Rohrmündung in einem Ringe, der so weit sein muß, daß die Kugel bequem hindurch kann. Der oberste Querarm wiederum endigt über dem Ring in einem Haken, an dem ein Stahlstäbchen hängt. Letzteres ist — das bleibt unser Geheimnis vor den Zuschauern — möglich stark magnetisiert. Nun werden wir wiederum das Blasrohr in den Mund nehmen, recht ruhig vertikal halten, dann die Kugel aufsetzen und kräftig in die Höhe blasen. Sie passiert zunächst den Ring; sollte sie dabei an diesen etwas anstoßen, so schadet dies nichts, falls wir kräftig genug geblasen haben. Es kommt darauf an, daß die Kugel das untere Ende des Magneten gerade mit dem Eisenkopf eines Drahtstiftes berühre, was natürlich nicht immer der Fall ist. Deshalb blasen wir einige Sekunden anhaltend und gleichmäßig, weil dann die Kugel oben bleibt und sich dabei etwas zitternd dreht. Sobald nun ein Nagelkopf in die Nähe des Magnetpoles kommt, wird er von diesem angezogen und festgehalten, so daß die Kugel nicht wieder herabfällt, wenn wir aufhören zu blasen, sondern in einer für die Zuschauer rätselhaften Weise oben hangen bleibt.

Beide Kunststücke erfordern eine gewisse Geschicklichkeit, die durch einige Uebung aber leicht erreicht werden kann.

Rätsel.

Du kannst mich vor- und rückwärts lesen,
Ich bleibe immer was ich bin.
Willst du erforschen nun mein Wesen,
Geh' an des Meeres Küste hin.

Rätsel.

Ich leb' im tiefen Meere
Und in dem Ozean;
Du weißt, daß man beim Heere
Mich nie entbehren kann.

Ich helfe Türme bauen
Und bin im Vogelei,
Such' mich in grünen Auen,
Wie in der Wüstenei.

Auflösung des Zahlenrätsels Seite 70.

„Ganges, Gesang."

Auflösung der Buchstabenvertauschung für Lateiner Seite 70.

1. fabula, 2. corvus, 3. aries, 4. portus, 5. pestis, 6. signum, 7. favor, 8. locus, 9. rana, 10. testis, 11. studium, 12. onus, 13. palus, 14. pax, 15. decus, 16. jocus, 17. cura, 18. avis, 19. canis, 20. tutor = fortes fortuna adjuvat.

Auflösung der Wortkette Seite 84.

1. Blattgold, 2. Goldstück, 3. Stückwerk, 4. Werkzeug, 5. Zeughaus, 6. Hausrat, 7. Ratschlag, 8. Schlagwort, 9. Wortbruch, 10. Bruchstein, 11. Steinklee, 12. Kleesalz, 13. Salzkorn, 14. Kornwurm, 15. Wurmstich, 16. Stichblatt.

Auflösung des Rätseldistichons für Lateiner Seite 84.

„Ovis, vis."

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 8.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Was will der Mann?“ fragte Sam Hawkens die beiden. — „Was soll er wollen,“ antwortete Stone. „Wundert sich natürlich darüber, daß wir sie haben und nicht sie uns. Fragt, ob dies der Dank dafür sei, daß wir mit ihnen essen und trinken durften.“

„Ja,“ rief Buttler in grimmigem Tone, indem er an seinen Banden zerrte und sich bemühte, wenigstens den Oberkörper aufzurichten, „was ficht euch an, uns im Schlafe in dieser Weise zu behandeln? Wir haben euch gastlich aufgenommen, euch nicht beleidigt, nicht das mindeste gethan und dafür seid — — —“

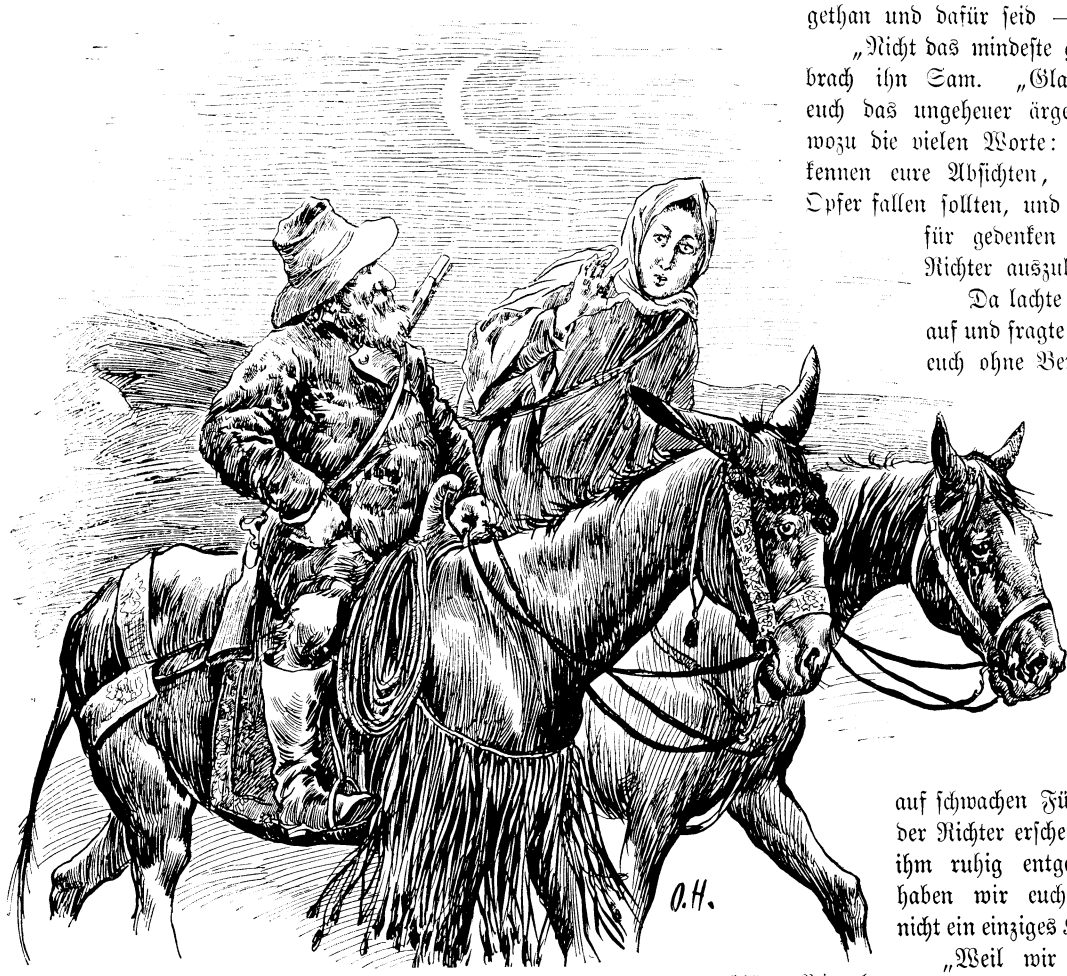
„Nicht das mindeste gethan?“ unterbrach ihn Sam. „Glaube wohl, daß euch das ungeheuer ärgert — übrigens wozu die vielen Worte: wir wissen und kennen eure Absichten, denen wir zum Opfer fallen sollten, und zum Danke dafür gedenken wir euch dem Richter auszuliefern.“

Da lachte Buttler höhnisch auf und fragte: „Und der wird euch ohne Beweise glauben?“

„Ihr habt euch in eurem Rausche verschnappt.“

„Und selbst wenn es so wäre, wird kein Richter auf das Wort eines Schwertrunkenen hören. Eure Beweise stehen auf schwachen Füßen, Sir. Mag der Richter erscheinen; wir werden ihm ruhig entgegensehen. Was haben wir euch gethan? Euch nicht ein einziges Haar gekrümmt!“

„Weil wir so klug waren, euch zuvorzukommen. Sehen aber



. . . „Aha, Frau Rosalie ist ebenfalls musikalisch gebildet, hihihihi! Komponiert sie etwa auch?“ — „Nein, aber sie spielt.“ — „Was, wenn ich fragen darf?“ — „Ziehharmonika.“ . . .

freilich ein, daß eine Anzeige nichts taugt. Könnten zwar beschwören, was wir von euch gehört haben, würden aber so viel Zeit mit euch und dem Richter verlieren, daß wir lieber davon absehen."

„Das ist der beste Gedanke, den ihr zum Vorteile für euch haben könnt. Nun hoffe ich aber auch, daß ihr die Fesseln von uns nehmt!"

„Nicht so stürmisch, Sir! Haben vorher noch ein Wort mit euch zu reden."

„So macht schnell! Was wollt ihr noch?"

„Bezahlung für den Ochsen, den ihr erstochen habt."

„Was geht euch der Ochse an!"

„Sehr viel. Haben uns nämlich diesen deutschen Emigranten angeschlossen. Wollen nämlich auch hinauf in die Berge, um Bären und Biber in Fallen zu fangen, grad so wie wir. Sind also ihre Gefährten geworden, und haben also die Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie ihren Verlust ersetzt erhalten."

„Das geht euch dennoch nichts an!" zürnte Buttler. „Wir geben nichts!"

„Schadet nichts; denn was ihr nicht gebt, das nehmen wir uns."

„So, wollt ihr uns bestehlen?"

„Nein, sondern nur dafür sorgen, daß wir euch für ehrliche Bezahler halten dürfen. Wie hoch wird wohl der Wert des Ochsen sein, Master Buttler?"

„Das ist uns gleich. Wir haben kein Geld mehr. Ihr wißt ja, daß ihr uns infolge der Wetten alles abgenommen habt."

„Habt euch aber wenig darüber geärgert, weil ihr es uns wieder rauben wolltet. Rechnen wir hundertfünfzig Dollar. Nicht?"

„Meinetwegen hunderttausend. Wir können nicht bezahlen."

„Mit Geld freilich nicht; ist auch nicht nötig; werdet ja nicht ganz und gar leere Taschen haben."

„Zounds! Wollt ihr uns etwa die Taschen ausräumen!"

„Warum nicht?"

„Sir, das wäre Raub!"

„Schadet nichts. Freut uns, euch einmal in das Handwerk pfuschen zu können."

„Wir sind keine Räuber, und wenn ihr euch an den Dingen vergreift, welche wir bei uns haben, werden wir euch anzeigen!"

„Würde uns sehr lieb sein. Möchten gern wissen, was der Richter sagt, wenn er euch zu sehen bekommt. Also vorwärts, Dick und Will! Wollen einmal ihre Taschen untersuchen."

Die beiden Genannten machten sich mit dem größten Vergnügen an das Werk; die Finders sträubten sich dagegen, soviel sie konnten, doch ohne Erfolg; ihre Taschen wurden alle geleert. Es fanden sich viele Gegenstände, besonders einige wertvolle Uhren vor, von denen man getrost behaupten konnte, daß sie gestohlen oder geraubt worden waren. Sam nahm die Uhren, zeigte sie Schmidt und fragte diesen:

„Die Burschen besitzen kein bares Geld. Würden Sie diese Uhren an Zahlungsstatt nehmen?"

„Wenn sie keine Münze haben, ja," antwortete der Gefragte; „nur fragt es sich, ob ich nicht dadurch einbüße. Ich müßte die Uhren verkaufen, und kein Händler zahlt dafür den wirklichen Wert."

„Haben Sie keine Sorge. Sie büßen keinen Pfennig ein. Diese Uhren haben gewiß den vierfachen Wert Ihres Ochsen; darauf können Sie sich verlassen."

„Aber mein Gewissen, Herr!"

„Wieso?"

„Wird es mir erlauben, diese Gegenstände anzunehmen?"

„Warum nicht?"

„Wenn sie nun gestohlen sind!"

„Das sind sie wahrscheinlich."

„So gehören sie dem Bestohlenen, aber nicht mir."

„Das ist richtig; aber diese Leute würden die Uhren niemals wieder bekommen. Wahrscheinlich sind sie ermordet worden und selbst wenn dies nicht wäre, dürfen Sie ohne Skrupel zugreifen. Es herrschen hier ganz andre Verhältnisse als drüben in der deutschen Heimat."

„Aber man hat doch, wenn die rechtmäßigen Eigentümer nicht mehr leben oder nicht ausfindig gemacht werden können, die Pflicht, solche Gegenstände der Behörde zu übergeben!"

„Wen meinen Sie hier unter der Bezeichnung Behörde? Kein hiesiger Beamter würde sich die Mühe geben, nach dem Eigentümer zu forschen, sondern die Uhren einfach für sich behalten und Sie heimlich auslachen. Stecken Sie dieselben also getrost ein und falls Sie damit ein Unrecht zu begehen glauben, werde ich die Verantwortung auf mein Gewissen nehmen."

„Wenn das so ist, so würde es geradezu Dummheit von mir sein, wenn ich mich ferner weigern wollte."

Er schob die Uhren also in die Tasche. Als Buttler dies sah, rief er aus:

„Was soll das heißen? Ich glaube, dieser Mensch will sich an unserm Eigentum vergreifen. Das soll —"

„Schweig, Schurke!" schnitt ihm Sam in donnerndem Tone die Rede ab. „Er hat sie als Bezahlung für den getöteten Ochsen betrachtet und ihr könnt froh sein, wenn dies die ganze Strafe ist, welche ihr für das, was ihr gethan habt und noch thun wolltet, erleidet. Heute seid ihr einmal an die richtigen Leute gekommen, an drei Schneider, welche es verstehen, solchen Halunken, wie ihr seid, die Röcke anzumessen. Wenn euch wieder einmal solche Kleiderhändler begegnen sollten, so seht euch ja vor, ehe ihr wieder daran denkt, mit ihnen wetten zu wollen! Uebrigens sind wir ganz und gar nicht gewillt, uns in Beziehung auf diese Uhren der Rechenschaft zu entziehen. Wir fahren von hier nach Tucson und werden morgen abend an dem dahinter liegenden Knotenpunkte unser Lager aufschlagen. Ihr könnt uns folgen und uns mit Polizei aufsuchen, welcher wir sehr gern Rede stehen wollen."

„Ja, ja, das werden wir thun, ganz gewiß werden

wir das thun! Wir kommen in euer Lager und holen uns wieder, was ihr uns gestohlen habt. Und nun nehmt uns die Fesseln ab! Das können wir verlangen, da ihr jetzt wohl endlich mit uns fertig seid."

„Daß wir Narren wären. Geben wir euch frei, so würdet ihr uns schon heut im Lager aufsuchen anstatt morgen. Ihr bleibt also so liegen, wie ihr seid. Wenn es Tag geworden ist, wird wohl jemand kommen, der euch frei macht."

„So nehmt den Lohn dafür später in der Hölle!"

„Danke, Sir! Und damit ihr nicht etwa einen von uns unberechneten Schaden anrichten könnt, werden wir euch jetzt eure Munition nehmen. Ihr könnt sie euch morgen mit den Uhren wieder holen. Es wird euch bis dahin alles ehrlich aufgehoben werden."

Hawkens, Stone und Parker entluden die Gewehre und nahmen alle vorhandenen Patronen oder Kugeln und das Pulver an sich, worüber die Finders in außerordentlichen Zorn gerieten.

Frau Ebersbach war während der ganzen Scene stille Zuschauerin gewesen. Sie verstand nicht, was gesprochen wurde, konnte sich aber dennoch alles leicht erklären. Und noch einen andern stummen Zuschauer gab es — Mary, das Maultier Sams, welches seinem Herrn auch jetzt wieder gefolgt war, mit dem Vorderleibe im Hause stand und alle Bewegungen seines Herrn mit großer Aufmerksamkeit verfolgte.

Als man mit den Finders zu Ende war, wurde die Schänke verlassen und die Thür von außen zugemacht und mit einem schweren Steine angedrückt; dann marschierten die fünf Personen nach dem Lager. Mary trabte gemütlich hinterdrein. Sie war gewohnt, ihrem Herrn wie ein treuer Hund auf Schritt und Tritt zu folgen, wenn er ihr nicht durch ein bestimmtes Zeichen zu verstehen gegeben hatte, daß sie an Ort und Stelle zu bleiben habe.

Während ihrer Abwesenheit waren alle Vorbereitungen getroffen worden, so daß jetzt sofort aufgebrochen werden konnte. Der Führer ritt voran, mit ihm die beiden Jünglinge, denen es von Interesse war, nächtlich an der Spitze dieses einsamen Zuges zu reiten. Dann folgten die Wagen, von Dick Stone und Will Parker geleitet, während Sam Hawkens mit dem Kantor hinten folgte. Er hatte sich mit Absicht diesen Begleiter auserwählt, da er glaubte, von diesem am besten über die Verhältnisse der Personen, welche diese kleine Karawane bildeten, unterrichtet werden zu können. Eigenartig, sehr eigenartig mußten diese Verhältnisse sein; das sagte er sich nach dem, was er bis jetzt davon gesehen und erfahren hatte. Der originelle musikalische Kantor; diese Frau Rosalie Ebersbach, vor welcher alle so bedeutenden Respekt zu haben schienen und die ihm, dem erfahrenen Westmanne, so absprechend entgegengetreten war; der Sohn des Indianerhäuptlings, welcher aus Deutschland kam; der junge Deutsche, welcher dessen Freund zu sein und nicht zu den andern zu gehören schien; das waren Persönlichkeiten und Verhältnisse, welche die Neugierde erwecken mußten. Der Kantor kam der Wißbegierde des Kleinen entgegen, denn kurze Zeit, nachdem die Wagen sich in Bewegung gesetzt hatten, begann er das beabsichtigte Gespräch mit der Frage: „Unsre Frau Rosalie war mit bei diesen Finders. Denen wird sie aber ihre Meinung gesagt haben, denn sie weiß ihre Zunge zu gebrauchen, wenn sie will. Sie hat doch jedenfalls mit ihnen gesprochen?"

„Kein Wort."

„Das sollte mich wundern. Ich habe im Gegenteile geglaubt, daß sie ganz fortissimo mit ihnen verfahren würde."

„Spricht sie denn englisch?"

„Nur einige Worte, welche sie sich unterwegs gemerkt hat."

„Wie können Sie da denken, daß sie mit diesen Leuten reden könne, die nur englisch oder spanisch verstehen!"

„Sie konnte sich doch eben dieser Worte, welche sie gelernt hat, bedienen."

„Zehn oder zwölf zufällig aufgeschnappte Ausdrücke reichen zu einer langen Strafpredigt nicht aus. Uebrigens hatte es den Anschein, als ob ihr, als sie die Finders sah, der Mut zu einer solchen Rede entschwunden sei."

„Der Mut? Wieso? Diese Burschen haben doch gefesselt am Boden gelegen; da brauchte sie sich nicht vor ihnen zu fürchten."

„Zu fürchten gerade nicht; aber trotzdem haben diese wilden Gestalten einen Eindruck auf sie gemacht, durch welchen sie zum Schweigen veranlaßt worden wäre, selbst wenn sie englisch hätte sprechen können."

„Das glauben Sie ja nicht! Frau Rosalie fürchtet sich vor keinem Menschen, mag er noch so vornehm oder noch so verwegen aussehen. Sie hat Haare auf den Zähnen und ist gewohnt, daß man ihr den Willen thut."

„Das habe ich freilich bemerkt. Sie alle hielten ja den Mund, als sie mir widersprach."

„Ja, das muß man thun, wenn man nicht ein tüchtiges Graupelwetter auf sich laden will. Dabei aber ist sie seelensgut und, wenn man sie nur reden läßt, gleich wieder um den kleinen Finger zu wickeln. Widerspruch verträgt sie freilich nicht."

„Das ist ein großer Fehler, wenn ich mich nicht irre. Wenn man eine Sache nicht versteht, muß man Lehre annehmen."

„O, diese Frau Rosalie versteht vieles und alles!"

„Unsinn! Von den hiesigen Verhältnissen und wie man sich dabei zu verhalten hat, kann sie gar nichts wissen. Und wenn sich solche Scenen wiederholen, wie die heutige war, muß sie sehr gewärtig sein, nicht nur tüchtig zurechtgewiesen zu werden, sondern auch, wenn sie bei ihrem Willen beharrt, die ganze Gesellschaft in Schaden oder gar Gefahr zu bringen."

„Auch das dürfen Sie nicht glauben. Selbst wenn sie etwas nicht kennt und versteht, findet sie sich außerordentlich schnell hinein. Sie haben ja auch gesehen, daß sie dann einer Ansicht mit Ihnen war. Es ist immer

besser, sie laufen zu lassen, wie sie laufen will, sie kommt doch stets am richtigen Fine an."

„Wenn Sie so sprechen, scheinen auch Sie einen großen Respekt vor ihr zu haben, Herr Kantor."

„Herr Kantor emeritus, wenn ich bitten darf! Es ist ja nur der Vollständigkeit wegen, weil ich meinen Abschied genommen habe und also nicht mehr im Amte bin. Ja, ich habe Respekt vor ihr, und sie verdient ihn auch. Sie ist eine tüchtige und musikalisch gebildete Frau."

„Aha, musikalisch gebildet, hihihihi! Komponiert sie etwa auch?"

„Nein; aber sie spielt."

„Was?"

„Ziehharmonika."

„Alle Wetter, das ist freilich etwas andres! Ziehharmonika! Ein vorzügliches Instrument, wenn ich mich nicht irre! Ja, wenn sie diese spielt, so muß man Respekt vor ihr haben. Ich habe noch nie von einer Dame gehört, welche Ziehharmonika spielt."

„Ich auch nicht; Frau Rosalie ist die erste. Sie hat sich manchen schönen Thaler damit verdient."

„Ah, etwa bei einer herumziehenden Damenkapelle gewesen?"

„Nein, zum Tanze aufgespielt."

„Oeffentlich?"

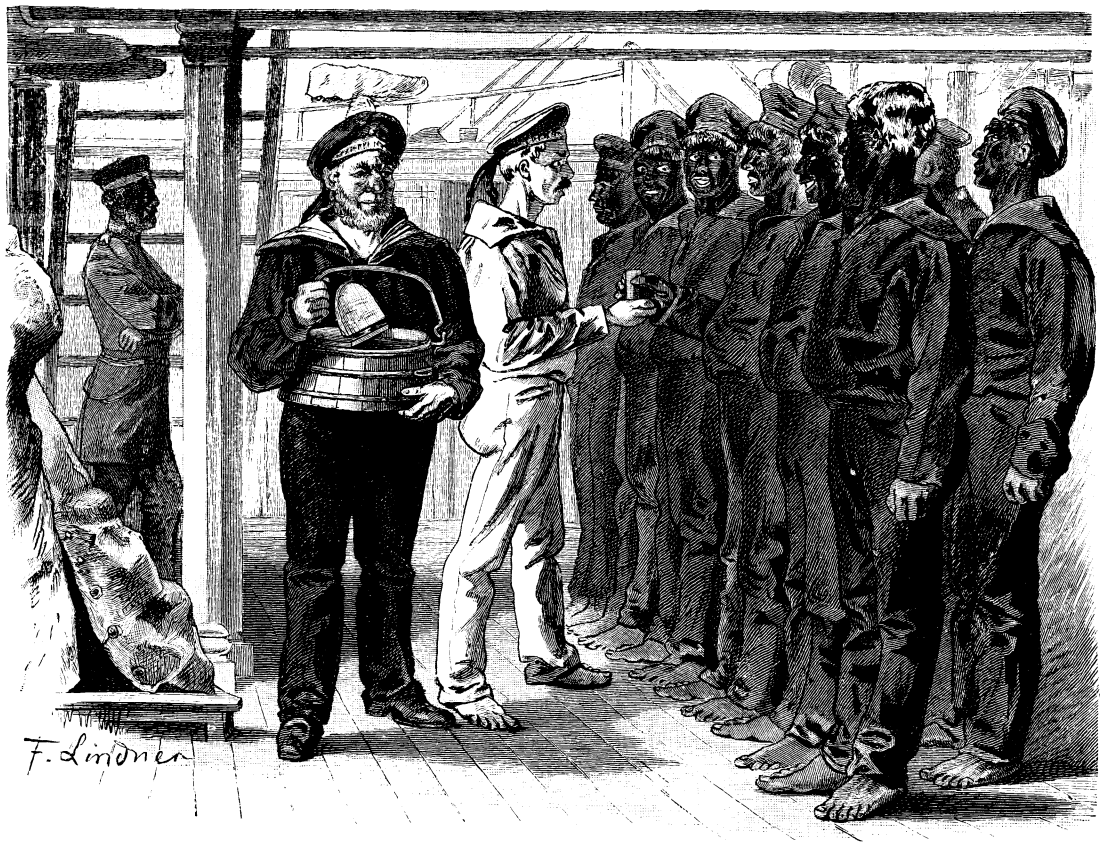
„Ja."

„Bravo! Ich denke, Sie halten den Tanz für etwas Ordinäres?"

„Das thue ich auch; hier aber lagen die Verhältnisse anders. Frau Rosalie ist nämlich eine geborene Morgenstern —"

„Das weiß ich; sie hat es mir gesagt."

„Und heiratete in die Leiermühle bei Heimberg —"



Appell mit Rum!

„Verwitwete Leiermüllerin," nickte Sam Hawkens lächelnd.

„Zur Mühle gehörte eine Schankgerechtigkeit mit kleinem Tanzsaale. Das Geschäft war vorher schlecht gegangen, bis sie sich desselben annahm. Das war wieder einmal ein in die Augen fallender Beweis, welchen Wert die edle Musika hat; sie verläßt keinen Musensohn und auch keine Musentochter. Frau Rosalie kaufte sich eine Ziehharmonika, lernte sie spielen und zog mit derselben die tanzlustige Jugend der ganzen Umgegend an sich. Da sie selbst zum Tanze aufspielte, brauchte sie keine Musikanten zu bezahlen und nahm ein schönes Geld für sich ein, da die Tour pro Person zwei Pfennige kostete; billiger machte sie es nicht, denn wen die Musen geadelt haben, der hat die Pflicht, seinen Wert aufrecht zu erhalten. Also es wurde nicht nur getanzt, sondern auch gegessen und getrunken; das Geschäft hob sich außerordentlich, und als der alte Leiermüller starb, hinterließ er sie als eine Witwe, welche auf einem vollen Geldsacke saß und sagen konnte: Kommt her und habt Respekt vor mir!"

„Und den hatte man auch?"

„Natürlich! Sie war die reichste Frau im Dorfe,

verkaufte dann später die Mühle zu einem hohen Preise und wurde hierauf die Frau unsres Schmiedemeisters —"

„Welcher auch Respekt vor ihr hat!"

„Warum sollte er nicht?"

„Wie aber und aus welchem Grunde kommt sie jetzt nach Amerika?"

„Diesen vortrefflichen Gedanken habe ich ihr eingegeben."

„Sie? Hm! Die Frau konnte in der Heimat bleiben; sie hatte ja doch keine Not daheim."

„So meinen Sie, daß man nur aus Not auswandern soll?"

„Das nicht; aber ein Zwang, ein innerer oder äußerer Zwang, ist doch meist die Ursache."

„War es auch hier, nämlich ein Drang, ein Stringendo nach der neuen Welt. Ich hatte ihr Bücher geborgt, und die Schmiederei ging schlecht; es gefiel ihr nicht mehr daheim. Als sie nun hörte, was der Hobble-Frank mir alles gesagt und erzählt hatte, und daß ich meine Helden hier in Amerika suchen wollte, da war sie ganz Feuer und Flamme und wollte mit."

„Wie kamen Sie denn zu ihr, die in Heimberg wohnt, während Sie aus Klotzsche sind? Liegen diese beiden Orte nahe beisammen?"

„Nein. Heimberg liegt oben im Gebirge, Klotzsche aber nahe bei Dresden. Aber ich war doch in Heimberg Kantor, meine letzte Anstellung, und zog des besseren Klimas wegen, sobald ich emeritiert worden war, nach Klotzsche, blieb aber mit Heimberg in stetem Briefwechsel und war auch öfters dort. Trotz alledem wäre ihr der Gedanke, nach Amerika zu gehen, nicht mit solcher Gewalt gekommen, wenn die Wolfsche Angelegenheit nicht gewesen wäre."

„Welche Angelegenheit?"

„Das wissen Sie noch nicht?"

„Nein."

„Wolf, der Heimberger Förster, hat einen kinderlosen Bruder in Amerika, welcher vielen, vielen Wald, große Herden und ich glaube gar auch Silbergruben besitzt. Dieser Bruder hat ihn gebeten, ihm seinen Sohn hinüberzuschicken, den er zu seinem Nachfolger und Universalerben machen will, wenn er ihm gefällt. Der Förster fragte seinen Sohn, welcher sich auf der Tharandter Forstakademie befand, und dieser hatte sogleich Lust, dem Rufe zu folgen, nachdem er sein Examen bestanden haben würde."

„War das nicht Leichtsinn oder Lieblosigkeit gegen seine Eltern?"

„Gott bewahre! Nicht im geringsten, sondern gerade das Gegenteil. Der Förster hat eine zahlreiche Familie und ein geringes Gehalt. Da ist Schmalhans Küchenmeister, und die Opfer, welche das Studium des Aeltesten gekostet hat, sind ihm außerordentlich schwer geworden; es war unmöglich, die andern Söhne auch eine bessere Carriere betreten zu lassen, obwohl sie sehr begabt dazu waren. Da hat denn Adolf den Ruf des Oheims mit Freuden vernommen. Er mußte zwar die Heimat und die Eltern verlassen, sagte sich aber, daß er als Nachfolger des reichen Pflanzers seinen Geschwistern schnell emporhelfen könne."

Ferienfahrt ins Riesengebirge: Aussichtsturm auf dem Heufuder.

„Diese Gesinnung ist freilich ehrenwert. Und hat er dem Rufe gefolgt?"

„Ja."

„Wann?"

„Eben jetzt. Sie haben ihn ja gesehen."

„Ich? Wo denn?"

„Hier bei uns. Da vorn reitet er ja!"

„Der ist's, der? Dieser junge Mann? Der kann doch unmöglich die Forstakademie schon vollständig absolviert haben?"

„Doch, und zwar hat er sie mit sehr guten Zeugnissen verlassen. Sie mögen daraus ersehen, was für ein tüchtiger junger Mann er ist. Er wird, da sein Onkel große Waldungen besitzt, diesem mit seinen Kenntnissen Nutzen bringen. Allerdings gab es für ihn auch noch einen andern Grund, sich so schnell und willig für Amerika zu entscheiden, und dieser Grund kann mit dem indianischen Worte Schi-So bezeichnet werden."

„Das ist doch der Name des Häuptlingssohnes?"

„Allerdings. Sie sind, wie ich gehört habe, ein Bekannter dieses Häuptlings. Wissen Sie vielleicht, weshalb dieser seinen Sohn nach Deutschland geschickt hat?“

„Ja.“

„Das ist mir lieb. Können Sie es mir einmal prima vista vorgeigen, oder ist vielleicht ein Geheimnis dabei?“

„Es gibt keinen Grund, die Sache geheim zu halten; es ehrt vielmehr den Häuptling und kennzeichnet ihn als einen Mann, der den Bildungsgrad von seinesgleichen weit, weit überragt. Nämlich als er noch jung war, überfiel ein feindlicher Stamm einen Auswandererzug; es wurde alles niedergemetzelt und nur ein Mädchen verschont und mitgenommen, welches eine Deutsche war. Der Häuptling rettete sie und brachte sie zu seinem Stamme. Sie sollte sich dort zunächst von ihrem Unglücke und Leide erholen, und dann wollte er sie nach der nächsten weißen Ansiedelung bringen. Sie wurde gut gepflegt und noch besser behandelt; ihre Verwandten waren ermordet worden; sie hatte nirgends Bekannte; die Ansiedelung, wohin sie gebracht werden sollte, war ihr fremd; es gefiel ihr bei den Navachos, und sie gewann den Häuptling Nitsas-Jni (großer Donner) lieb, der sie gerettet hatte — sie blieb und wurde seine Frau. Sie hat es nie zu bereuen gehabt und lebte außerordentlich glücklich mit ihm.“

„Ist das die Möglichkeit!“ rief der Kantor aus. „Ein roter Mensch mit einer weißen Frau!“

„Ein roter Mensch, sagen Sie? Das klingt wie verächtlich! Ich sage Ihnen, daß Gott der Vater und Schöpfer aller Menschen ist; die Farbe der Haut macht keinen Unterschied. Ich habe Indianer kennen gelernt, vor denen sich tausend und hunderttausend Weiße schämen müßten. Nitsas-Jni war ein solcher. Seine weiße Frau war kein hochgebildetes Fräulein, sondern ein gewöhnliches Mädchen gewesen, aber als Deutsche überragte sie doch in jeder Beziehung alle roten Frauen und Mädchen. Das gereichte dem ganzen Stamme zum Segen. Sie wurde das Vorbild aller Squaws und Töchter. Es trat ein andrer Ton ein; es bildeten sich andre Formen; ihr Mann, der Häuptling, war ihr erster und ihr eifrigster Schüler und hatte später nichts dagegen, daß sie mit den Kindern, die sie ihm schenkte, deutsch sprach, sie unterrichtete und ihnen Bücher kaufte. Da lernten sie Winnetou, den großen Apachen kennen; mit ihm kam Old Shatterhand, der berühmte Freund und Beschützer aller gutgesinnten roten Männer. Sie sahen mit Freuden, was die weiße Squaw geleistet, welchen Segen sie gestiftet hatte; sie blieben längere Zeit bei dem Stamme und kehrten oft zu demselben zurück, um dem Werke Festigkeit und Ausbau zu geben. Nie hat dieser Stamm wieder Krieg geführt, sondern nur, wenn er sich verteidigen mußte, zu den Waffen gegriffen. Seine Angehörigen sind Freunde der Weißen, wurden infolgedessen von diesen nie vertrieben, sondern durften ihr Gebiet behalten, wenn sie sich auch in Beziehung auf die Abgrenzung und Einteilung desselben nach den vorgeschriebenen Gesetzen richten mußten. Diese Navachos befinden sich im Besitze fruchtbarer Weideländereien und ungeheurer Wälder; ihr Reichtum ist von Jahr zu Jahr gewachsen, und so sehnsüchtig die weißen Sgatter und Landfresser nach demselben blicken, es ist für keinen dieser Männer etwas zu holen. Denn infolge von Old Shatterhands Bemühungen betrachtet die Regierung der Vereinigten Staaten das Gebiet nicht als Indianerreservation, sondern als in berechtigten Händen befindliches Privateigentum, dessen Besitzer das Gesetz gegen jeden Eingriff zu schützen hat. Man könnte sich bewogen fühlen, dieses Gebiet ein zivilisiertes zu nennen. Der ‚große Donner‘ war einsichtig genug, zu erkennen, daß er für die Zukunft nicht die nötigen Kenntnisse besitze, und daß sein Nachfolger mehr, viel mehr lernen müsse, als er selbst gelernt hatte. Er faßte, beeinflußt durch seine kluge weiße Frau, den Entschluß, seinen Erstgeborenen in eine Schule der Weißen zu schicken. Old Shatterhand kam und stimmte lebhaft bei. Er war ein Deutscher und die Squaw eine Landsmännin von ihm, und beide brachten den Häuptling dahin, den Sohn nach Deutschland zu senden, um ihn dort einer berühmten Erziehungsanstalt anzuvertrauen. Old Shatterhand schlug eine solche vor, und sein Vorschlag wurde angenommen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel da der Kantor ein. „Ich kenne diese Anstalt.“

„Wirklich? Nun, welche?“

„Es ist die höhere Lehr- und Erziehungsanstalt, kurz und gut, das berühmte Institut Direktor Arno Kriegers in Kötzschenbroda bei Dresden.“

„Woher wissen Sie das?“

„Schi-So sagte es mir, und auch Adolf Wolf ist dort für die Tharandter Akademie vorgebildet worden.“

„So brauche ich nicht viel mehr hinzuzufügen, denn das weitere scheinen Sie besser zu wissen, als ich es weiß.“

(Fortsetzung folgt.)

Mammutzähne.

Es ist in neuerer Zeit wiederholt nachgewiesen worden, daß auch die Zähne der Mammuts als Handelsartikel begehrt sind. Sie dienen namentlich den Bewohnern Nordsibiriens seit den ältesten Zeiten als Material für verschiedene Werkzeuge. So fand man z. B. auf dem Boden der Seen im Kolymbezirk grob gearbeitete Pfeilspitzen aus Mammutzähnen neben ebenso primitiven polierten Steinäxten. Die Tschuktschen fertigen noch heutigen Tages schöne Panzer an, die aus kleinen Plättchen von Mammutknochen zusammengesetzt sind. Im Sommer, sobald das Frühjahrswasser sich verläuft, beginnt die Suche nach Mammutzähnen, die oft je drei Pud wiegen und über einen Faden lang sind. Obgleich mit jedem Jahr weniger Mammutzähne gefunden werden, muß der Vorrat doch noch sehr groß sein. Im Jahre 1888 brachten Kaufleute nach Jakutsk 1500 Pud, 1889 nur 950 Pud. Das Pud kostet dort 60 Kopeken. Im letztgenannten Jahre erreichten die mit Mammutzähnen handelnden Kaufleute in Jakutsk einen Umsatz von 57 600 Rubel und erzielten einen Reingewinn von mindestens 40 000 Rubel.

Schwarze Gesellschaft.

Wahrscheinlich haben die jungen Leser des „guten Kameraden" noch keine militärische Truppe in solcher Verfassung gesehen, wie sie unser Bild zeigt und doch ist es nur wahrheitsgetreu aus dem deutschen Marineleben gegriffen. „Ach, das sind Kameruner, Neudeutsche," denkt der eine. — „Nun das muß eine schöne Disziplin sein an Bord," der andre, „wenn die Burschen so zum Appell erscheinen, barfuß, einzelne sogar ohne Kopfbedeckung. Zwar stehen sie stramm mit den Händen an der Hosennaht und die Füße beinahe egal mit den Decksplanken, aber die einen mit Augen links, die andern Augen rechts und teilweise die Gesichter breit lächelnd, während der links stehende Offizier das ruhig mit ansieht!"

Fehlgeschossen, lieber Leser! Es sind keine Kameruner, sondern echte deutsche Seeleute, die nur etwas stark angeschwärzt sind. Das hat ihnen aber keineswegs bei ihren Vorgesetzten geschadet, im Gegenteil sie erhalten sogar noch eine Belohnung dafür und zwar in Gestalt eines Glases oder vielmehr Bechers mit gutem Rum. Wie willkommen dieser Tropfen ist, kann man aus den freudestrahlenden Zügen des zweiten Mannes im ersten Gliede entnehmen, der gerade an der Reihe ist, den edlen Stoff in Empfang zu nehmen, und wie verlangend die rechten Flügelleute danach schielen. Der dicke Bottelier (Proviantverwalter) scheint übrigens nicht weniger von den wohlthätigen Eigenschaften des duftigen Getränkes für den menschlichen Körper durchdrungen zu sein, denn liebevoll hält er die Bütte umschlungen und seine Nase verrät, daß er den Inhalt zu schätzen weiß, wenn auch nur als Heilmittel. Wahrscheinlich leidet er oft an Gliederreißen, wie es ja vielfach das Seeleben mit sich bringt und dagegen gibt es ja bekanntermaßen keine bessere Arzenei, als öfteres Einreiben des Körpers mit kräftigem Rum, aber von inwendig.

Nun verdient haben die armen Jungen ihre Belohnung, denn die von ihnen geleistete Arbeit ist eine keineswegs angenehme. Es ist das alles ja recht hübsch, wenn das Schiff, von der Maschine getrieben, blitzschnell durch das Wasser gleitet, sein scharfer Bug zu beiden Seiten das Wasser in weitem Bogen als blendenden Gischt fortschleudert, in dem die Sonnenstrahlen vielfache Regenbogen zeichnen. Für den Seemann ist eine solche schnelle Fahrt immer etwas Verlockendes, aber dies Gefühl wird stets durch den Gedanken beeinträchtigt, daß sie nicht lange dauert und dann eine schreckliche und von ihm tief gehaßte Episode, die Ergänzung der Kohlenvorräte folgt.

O dies unglückselige Kohleneinnehmen, was für Unheil bringt es stets für den rechtschaffenen Seemann mit sich. Von Jugend auf für die größte Sauberkeit erzogen, sucht er seinen ganzen Stolz darin, sein Schiff in den vollkommensten Zustand der Reinlichkeit zu bringen und darin zu erhalten. Die Verdecke müssen so schneeweiß sein, daß man davon essen könnte, die weiße Farbe der Bordwände und der untern Räume so glänzend, um sich darin zu spiegeln, das Messinggeschirr blank wie Gold und alle Ecken und Winkel so rein, daß selbst ein darüber fortwischender Glacéhandschuh keine Spur von Staub annehmen würde. Mit innerer Befriedigung durchwandern Kommandant und erster Offizier bei der Sonntagsmusterung die Schiffsräume, sie haben nichts an ihnen auszusetzen gefunden und ebenso gehoben fühlen die im fleckenlosen Tropenanzug in Parade stehenden Leute sich, in dem Bewußtsein, dies Resultat durch ihre fleißige Arbeit erzielt zu haben, aber es war vergebliche Arbeit. Mit welchem Stolz dachten sie ihr Fahrzeug im nächsten Hafen den fremden Schiffen und Besuchern zu zeigen, da der prächtige Wind gestattete, daß in den letzten acht Tagen nicht gedampft wurde, aber das Schiff hat Eile und leider gibt es Telegraphen in der Welt. Längst ist die Ankunft avisiert, liegen die Kohlen fertig, und kaum hat der Anker Grund gefaßt, da bewegen sich auch schon die schwarzen Kohlenprähme heran und liegen nach kürzester Zeit langseit.

Adieu Stolz und Befriedigung, adieu du Muster eines sauberen Kriegsschiffes, in weniger als einer halben Stunde ist alles dahin. Ueber beide Bordwände und an drei, vier verschiedenen Stellen zugleich werden die Kohlenkörbe über die Verschanzung gehißt und ihr Inhalt auf dem Deck in die Röhren gestürzt, die unten in die Kohlenräume münden. Das arme Verdeck ist nicht zu retten, seine Farbe der Unschuld verkehrt sich bald in die der Nacht, aber sorgsam sind die blendend weißen Hängematten zugedeckt, Geschütze, Kompaßhäuser und selbst die Segel mit Ueberzügen versehen worden, doch es ist alles umsonst. Eine frische Brise hat sich erhoben und wie sie auch den Sonnenbrand mildert und sonst willkommen sein würde, heute arbeitet sie nach Kräften an dem allgemeinen Vernichtungswerke mit. Ueberall wirbelt sie den schwarzen Staub in die Höhe und trägt ihn liebevoll in jeden Winkel, mag man ihn auch noch so geschützt wähnen, um ihn dort sanft als dunkle Decke abzulagern. Nicht allein Hängematten und Segel werden unbarmherzig gefärbt, sondern der niederträchtige Staub dringt auch unten in den Kajüten und Kammern durch alle Schlüssellöcher in die Kommoden und auf die reine Wäsche, und selbst der wachehabende Offizier sieht aus wie ein Neger.

Nun aber erst die Leute, welche die herunterstürzenden Kohlen in ihre Behälter schaufeln und stauen müssen! Wahrhaftig, das ist keine Kleinigkeit und der schwarzen Gesellschaft ist daher nach ihrer Ablösung ein kräftiges Glas Rum, womöglich mit einem Haufen darauf zu gönnen, um die Kehlen zu reinigen.

Bei so vielen Kräften dauert glücklicherweise der Schrecken nur 8 bis 10 Stunden. Dann gehen 400 bis 500 Menschen mit allen erdenklichen Instrumenten und unendlichen Wasserfluten an die Reinigung. Allmählich taucht das Schiff wieder wie ein Phönix aus der Schmutzkruste und hebt sich auf den Höhepunkt der Sauberkeit, bis — zum nächsten Kohleneinnehmen. O, ihr verachteten Segelschiffe — wie anders war doch das Leben auf euch!

Kämpfende Walrosse.

Daß sich das Walroß durch seine Kraft, Mut und Wildheit auch dem Menschen, seinem erbarmungslosesten Feinde, furchtbar zu machen weiß, ist von den Nordpolfahrern wiederholt bestätigt worden. Kein Wunder! Vollkommen erwachsen, erreicht es eine Länge ven 6—7 Meter, sein gewaltiger Körper ist oft bis zu 1500 Kilogramm schwer, der Kopf mit zwei mächtigen, 60—80 Centimeter langen, furchtbaren Hauzähnen bewaffnet. Wenn es sich auch auf dem Lande nur recht ungeschickt zu bewegen weiß, so ist es im Wasser um so behender, kein Ruderboot vermag mit ihm weder an Schnelligkeit noch an Ausdauer zu wetteifern; wird das Tier angegriffen, nimmt es den Kampf ohne Zögern auf und verteidigt sich hartnäckig und grimmig bis zur Entscheidung. Unser Bild zeigt uns zwei dieser Seebewohner in wildem Kampfe, der sich in der Regel unter fürchterlichem Gebrüll vollzieht. Es soll indes nur selten sein, daß diese gelegentlichen Zusammenstöße einen ernsten Ausgang nehmen, die Tiere zerfleischen sich vielmehr nur die Weichteile, wovon erlegte ältere Walrosse mit ihren vielen wulstigen Narben beredte Zeugnisse ablegen.

Eine Ferienfahrt ins Riesengebirge.

(Fortsetzung.)

Allmählich lichteten sich die Reihen; denn wer mit einem Bett beglückt war, schickte sich an, es frühzeitig aufzusuchen, damit es ihm nicht von einem andern weggeschnappt würde. Als aber die Vorbereitungen für das große Nachtlager von Granada sich sehr vertrauenerweckend gestalteten, da wollte mancher, der sich auf sein Bett gefreut hatte, lieber an dem fidelen Strohlager teilnehmen, und es kamen auch einige Tauschhändel zu stande. Es wurden nämlich in dem großen Speisezimmer zwölf frisch gefüllte Strohsäcke nebeneinander auf den Boden gelegt, leinene Betttücher darüber gedeckt und wollene Decken oder ähnliches zum Zudecken gegeben. Und in der That war dies eine höchst fidele Sache. An Einschlafen war anfangs nicht zu denken, manchmal tobte sogar eine förmliche Schlacht, aber endlich legte sich die wilde Gewalt, und bald wurde die Stille des Hauses nur noch unterbrochen durch das einförmige Geräusch einer benachbarten Sägemühle.

Leider waren unsre beiden Photographen auch auf dem Strohlager, sonst hätten wir nicht verfehlt, am andern Morgen die Gesellschaft zu photographieren. Es war ein köstlicher Anblick; um fünf Uhr schliefen sie alle noch bombenfest, aber mitten auf seinem Strohlager lag kein einziger, die meisten zwischen den Strohbetten, und der eine hatte sein Kopfkissen, der andre seine Decke verloren: kurz überall ein wirres Durcheinander. Aber oft hörte man später auf dem Marsche diesen oder jenen erzählen von der fidelen Nacht im Gasthaus zum Wasserfall.

Am andern Tag war das erste eine Wagenfahrt, die etwa zwei Stunden dauerte. Dann hatten wir fast nur durch Wald zu marschieren. Gegen halb fünf kamen wir auf dem Hochstein an. Er liegt 1058 m hoch und bietet von seinen wilden Felsmassen aus eine ganz prächtige Aussicht auf das Riesengebirge in seiner ganzen Ausdehnung.

Wir hatten zwar an diesem Tage schon dreimal Einkehr gehalten, allerdings einmal nur, weil uns ein Gewitter überraschte, das uns einen kurzen, aber erfrischenden Regen brachte, den einzigen Niederschlag auf unsrer ganzen Reise. Aber in Anbetracht dessen, daß wir seit drei Stunden nichts als Wasser und Heidelbeeren genossen hatten, wurde uns noch einmal Kaffee aufgetischt, und eine im Wirtshaus vorgefundene Drehorgel mußte zu dem allgemeinen Frohsinn die Begleitung abgeben. Zum Schluß gruppierte sich die ganze Reisegesellschaft um dieses Marterinstrument, um sich durch eine photographische Aufnahme verewigen zu lassen.

In Schreiberhau rückten wir gegen sechs Uhr in Reih und Glied mit Gesang ein, und „Königs Gasthaus“ mit seinem schönen Garten bot uns nach einem behaglich verlebten Abend ein gutes Nachtquartier.

Der erste Tag im Riesengebirge.

Den Hauptteil des Riesengebirges bildet ein langgestreckter Kamm, dessen Marksteine im Nordwesten der Reisträger und im Südosten die Schneekoppe bilden. Auf diesem Kamm erheben sich sechs Spitzen bis zu einer Höhe von 1500 m, darunter die Schneekoppe bis zu 1605 m. Ueber den Kamm hinweg läuft die Grenze zwischen Preußen und Oesterreich. Die unteren Berge sind alle bewaldet. In der Höhe von 1000 m hört die Region des eigentlichen Waldes, der meist aus Tannen und Fichten besteht, auf. Ueber diese Höhe hinaus gedeiht nur noch die Zwergkiefer, das sogenannte Knieholz, ein verkrüppelt aussehender, niedriger Baum, dessen biegsame Zweige sich über den Boden hin ausbreiten. Die Steinmassen der hohen Kuppen des Gebirges sind von Moos und Flechten überzogen. An den Höhen des Gebirges entspringen zahlreiche Bäche, Flüßchen und Flüsse, die sich teilweise in prachtvollen Thälern, oftmals herrliche Wasserfälle bildend, herabstürzen, z. B. der Bober, der Zacken, der Queiß, oder nach Böhmen hin die Aupa und die Elbe, die ihr Wasser aus den sogenannten Sieben Gründen zusammenzieht. Auf den Bergen liegen zahlreiche Bauden, d. h. kleine Häuser, die ursprünglich wohl die Wohnungen der Viehzucht treibenden Bauern waren, allmählich aber meist zu Wirtshäusern geworden sind, von den ärmlichsten bis zu den feinsten. Noch vielfach findet

Kämpfende Walrosse.

man, was früher fast Regel war, auf einzelnen Bauden Musikanten, die mit Geige, Guitarre, Harfe und Gesang dem Wanderer die kurze Rast versüßen wollen. Das ganze Riesengebirge bildet mit seinen Bergen und Wäldern, seinen kahlen Bergkuppen und tief eingeschnittenen Thälern, seinen freundlichen Orten und Bauden ein herrliches Gebiet für fröhliche Wanderer.

Nach unserm Plan hatten wir zuerst ein Stück Kammwanderung zu machen, nämlich von Schreiberhau über den Zackenfall zu den Schneegruben, dann wollten wir den Kamm verlassen und im Elbthal hinab nach Spindelmühle in Böhmen.

Der 18. August, an dem wir wie immer pünktlich um sechs Uhr ausrückten, versprach ein herrlicher Tag zu werden, nur mußten wir erwarten, daß er ebenso heiß werden würde, wie die vorigen. Vorerst aber brauchten wir die liebe Sonne noch nicht zu fürchten. Bald nach Josephinenhütte, der großartigsten Glashütte Schlesiens, kommt man auf einen prächtigen, wie eine Waldschneise ausgeschnittenen, von hohen Bäumen umschatteten Weg, der in gerader Linie zum Wirtshaus am Zackelfall hinaufführt. Wir verließen denselben 20 Minuten vor seinem Ende, um in eine wundervolle, waldige Schlucht, die Zackelklamm, einzutreten, durch die das Wasser des Zackerle herunterfließt. Steigt man in dieser Schlucht bergan, so kommt man an eine Stelle, wo das Wasser des Baches in verschiedenen Absätzen etwa 27 m hoch herabstürzt und so einen vom schönsten Waldesgrün umrahmten Wasserfall bildet. Als wir aus der Kühle der Zackelklamm emporgestiegen waren, hatten wir noch tüchtig zu klettern, zum Glück aber durch dichten Wald, um zur Neuen Schlesischen Baude zu kommen, wo gerastet werden sollte.

Wir ließen uns nicht in der mit Glasfenstern verdeckten Vorhalle nieder, sondern in einem größeren Zimmer im Inneren des Hauses. Bei unserm Eintritt begrüßten uns die feierlichen Klänge von zwei Geigen und einer Guitarre, die von einem Mann und zwei Damen, sämtlich in höheren Semestern, gespielt wurden. Natürlich war uns das hoch willkommen, und als die eine der beiden Grazien uns auch ihrer Stimme süßen Wohllaut hören ließ, mußten wir uns doch revanchieren und den in der Vorhalle zahlreich versammelten Gästen auch eine Probe unsrer Gesangeskunst geben. Eigentlich war es der reine Hohn, daß als erstes Lied kommandiert wurde: „Wohlauf noch getrunken", denn wir hatten trotz langen Wartens überhaupt noch nichts zu trinken bekommen. Unser Lied hatte aber den Erfolg, daß das bestellte Bier und auch das Frühstück erschien. Die Baudenmusikanten wollten uns natürlich bei unsern Liedern auch begleiten, sie waren aber jedenfalls „aus Ungarn oder Böhmen", wie sollten sie da die Lieder kennen: „An den Rhein, an den Rhein" oder „Strömt herbei, ihr Völkerscharen, zu des deutschen Rheines Strand". Das war nun etwas für unsern lustigen Musikdirektor, der in der Reihe der Griechen Herr = war. Er gab zuerst den Musikanten die Tonart und alles an, sang ihnen auch die Melodie vor, als es aber trotzdem nicht gehen wollte, ergriff er selbst die Fidel und schwang mit mächtigem Strich den Bogen, und nun brauste der rheinische Sang in Schlesiens Berge hinaus. Das war eine lustige Stunde, die wir hier verbrachten. Aber im Lied heißt es:

„Nach kurzer Rast geht's fröhlich weiter,
Wie rastlos fort das Vöglein zieht."

So ging es auch mit uns. Wir stiegen nun immer höher hinauf zu den Pferdeköpfen, einer in der Nähe des Reifträgers gelegenen und kahl über den Boden sich erhebenden grotesken Felspartie, die einen sehr schönen Fernblick bietet. Und heißer, immer heißer brannte uns die Sonne auf den Nacken, denn das kurze Knieholz gibt keinen Schatten, höchstens, wenn man sich einmal auf die Erde legt, um zu verschnaufen. Nun kamen wir aber allmählich auf den Kamm, und hier wurde es etwas erträglicher und ein frisches Lüftchen wehte uns Kühlung zu.

Um die Mittagszeit waren wir an der 1490 m hoch gelegenen Schneegrubenbaude. Hier gibt es außer einer prachtvollen Aussicht, namentlich nach Norden hin, eine interessante Sehenswürdigkeit, die sogenannten Schneegruben. Es sind dies zwei durch einen großen Felsenvorsprung getrennte, ungemein steil abfallende Abgründe, ungefähr 200 m tief; schwarz und finster starren aus der Tiefe die Felsmassen dem Beschauer entgegen, der selbst in den heißesten Sommertagen in versteckten Winkeln noch Reste des Winterschnees entdecken wird.

Von dem düsteren Charakter dieses Bildes schien auch etwas auf die Baude selbst übergegangen zu sein, oder es lag wohl daran, daß die Räume für den starken Besuch in der Mittagszeit zu eng sind: kurz es war etwas ungemütlich. Das hinderte uns aber nicht, uns Speise und Trank gut schmecken zu lassen, und außerdem war der Gedanke, daß wir nicht mehr zu steigen brauchten, allein schon erquickend.

Wir hatten an diesem Tage ein herrliches Stück vom Riesengebirge gesehen, waren auf seinen Hauptkamm hinaufgestiegen, und nun sollte es hinuntergehen ins schöne Elbthal.

Drei Tage in Böhmen.

Von der kahlen Kammhöhe gingen wir zunächst zu der Elbquelle und zu der Elbfallbaude, oder wie das Schild an erster Stelle sagt: Labska Bouda, damit der Wanderer gleich daran erinnert wird, daß er nicht mehr auf rein deutschem Boden wandelt, sondern in dem Lande, um das der Czeche mit dem Deutschen hadert. Es war ein strammer Abstieg auf dem schattenlosen Weg, wo die Hitze dadurch noch besonders groß war, daß der Thalkessel nach Norden geschlossen und den größten Teil des Tages der Sonne ausgesetzt ist. Aber landschaftlich gehört es zu dem schönsten, was das ganze Gebirge bietet; die Granitfelsen steigen schroff und steil aus dem tiefen Thalkessel empor, aus deren Spalten sich hin und wieder schlanke Tannen kühn in die Höhe recken. Die steilen Kehren bringen uns bald hinab auf die Thalsohle, wo

uns auf sicherem Grunde rechts und links der volle Wald der Tannen umfängt und mit in seinen kühlen Schatten aufnimmt.

Es war eine köstliche Idee vom Dienst dieses Tages, uns dieses schöne Fleckchen noch etwas länger genießen zu lassen. Nicht weit vom Ende des Waldes liegt am Weg ein Wirtshaus, die Mädelstegbaude genannt; prächtige Bäume überschatten das Haus und seine Umgebung. Hier setzten wir uns nieder und tranken mit Behagen Kaffee und kneipten Waldesluft und Waldesduft, bis es Zeit war, dem Quartier zuzueilen.

Es war schon etwas Selbstverständliches geworden, daß dies in geschlossener Kolonne und mit Gesang geschah. Wir hatten dies auf früheren Reisen meist auch gethan, aber so schön organisiert wie diesmal war unser Marschgesang noch nicht gewesen, und das war so gekommen. Am ersten Morgen unsrer Gebirgsfahrt, als wir uns dem Badeort Flinsberg näherten, stieß zu uns ein langer hagerer Herr mit grauem Lodenanzug, Rucksack, grauem Wettermantel und ebenso grauem Bart. Er war der Jugendfreund eines unsrer Griechen. Vielleicht mag mancher von uns gedacht haben, der Herr passe nicht mehr recht zu uns jungen Völkern, aber das war eine arge Täuschung. Nämlich bald stellte sich heraus, daß er viel jünger war, als er aussah, daß er der rüstigste im Wandern, der unermüdlichste im Dienst und der fidelste auf dem Marsche blieb. Dieser Herr (als Grieche η genannt) sagte nun gleich bei der ersten Gelegenheit: „Aber Kinder, ihr singt ja gar nicht! Kennt ihr nicht das schöne Lied:

Hört ihr nicht den Ruf erklingen?
Bäume rauschen, Halme flüstern,
Quellen murmeln, Vöglein singen,
Laßt mich wandern, laßt mich wandern
Durch die Wälder, über Felder,
Durch die Thäler, über Höhen,
Ueber Ströme, über Meere,
Wo die freien, wo die freien Lüfte wehen.
Und ich will euch Lieder singen,
Süße, alte Märchenweisen,
Die im Herzen nie verklingen.
:,: Laß mich wandern :,: lalalala lalala u. s. w."

Wir kannten das Lied nicht und mußten es natürlich gleich lernen, was bei der komplizierten Melodie nicht gerade schnell von statten ging. Und wie oft haben wir noch seinen Ruf erklingen hören. Sobald es nur die Terrainverhältnisse gestatteten, stimmte η ein fröhliches Marschlied an, und wie auf Kommando fiel die lustige Gesellschaft ein.

In Spindelmühle trafen wir ein vortreffliches Quartier im Hotel „Badehaus", das allerliebst gelegen ist und eine breite, schöne Veranda hat; dazu kam, daß der Wirt ein sehr liebenswürdiger Herr war. Das waren alles Vorbedingungen, die verdienten ausgenutzt zu werden, und dazu hatten wir die beste Veranlassung: es war der Geburtstag des österreichischen Kaisers. Sehr rasch verbreitete sich unter uns die Kunde, daß ein Fest gefeiert werde, das erste auf der diesjährigen Reise. Die Griechen verhandelten mit dem Wirt, dieser zuckte erst mit den Achseln, dann wurde ein Bote abgeschickt, der bald wieder zurück kam und offenbar mit guter Nachricht, denn man hörte plötzlich etwas von Erdbeeren munkeln. Und richtig wurde nach dem Abendessen eine Erdbeerbowle von frischen Walderdbeeren aufgetragen, und dies am 18. August. ε, der Führer des Dienstes, eröffnete das Fest mit einer Rede auf Seine Majestät, den Kaiser von Oesterreich, in dessen Land wir als Gäste weilten. Nummer 3 hielt eine Rede auf die Griechen und besonders auf α, der in seiner Erwiderung sogar noch ein „Supplement" aus einer Stiftung ankündigte, das sich nachher als etliche Flaschen feinen Ungarweins entpuppte, und wir versäumten nicht die Gläser hell erklingen zu lassen auf das Wohl des freundlichen Gebers, des jugendfrischen Justizrats G., dessen dicker Wilhelm im Schweiße seines Angesichtes mit uns wanderte. Zwischen den Reden wurden fröhliche Lieder angestimmt, und so flogen die schönen Stunden rasch dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Lötrohr und Flammenreaktionsexperimente.

(Schluß.)

Zu allen diesen Erkennungsmerkmalen der verschiedenen Metalle kommt noch hinzu, daß die Verbindungen derselben der Flamme verschiedene Farben erteilen, wenn man sie auf der Oese eines Platindrahtes in die Spiritusflamme bringt, welche zu diesem Zwecke nicht angeblasen zu werden braucht. Auch kann man den Docht der Spirituslampe mit der Substanz einreiben oder sie in dem Spiritus auflösen, falls sie darin löslich ist. Dies ist z. B. mit der Borsäure der Fall; löst man diese in Alkohol auf und zündet denselben an, so brennt er mit grünlicher Flamme. Auch den Borax kann man auf diese Weise erkennen, indem man ihn mit etwas Alkohol zusammenreibt, einige Tropfen Schwefelsäure zusetzt und dann den Alkohol anzündet. Die Schwefelsäure verbindet sich nämlich mit dem Natron und setzt die Borsäure in Freiheit, welche sich mit den Spiritusdämpfen in geringer Menge verflüchtigt und dabei die Flamme grün färbt. Borsäure allein ist zwar in der stärksten Glühhitze nicht flüchtig, sie wird es aber, wenn sie mit leichtflüchtigen Stoffen, z. B. mit Wasser oder Alkohol, vermischt ist, deren Dämpfe reißen sie dann mit fort. So strömen z. B. in Toskana in Italien Wasserdämpfe, vermischt mit Kohlensäure und Ammoniak, aus der Erde, in welchen auch etwas Borsäure enthalten ist. Diese Dämpfe werden in Wasserbassins verdichtet und mit ihnen die Borsäure, welche gereinigt und mit Soda neutralisiert den Borax liefert.

So wie Borsäure die Flamme färbt, thun dies auch viele andre Substanzen, z. B. die Salze der Alkalien Kali und Natron. Kalisalze färben die Flamme schwach violett, Natronsalze intensiv gelb. Reibt man den Docht einer Spiritusflamme mit Kochsalz ein, so liefert dieselbe ein gelbes Licht. In einem Raume, welcher nur durch dieses Natriumlicht erhellt ist, verlieren bunte Gegenstände

scheinbar ihre Farbe, die darin befindlichen Menschen sehen geisterhaft bleich aus u. s. w. Die Kaliflamme ist nur violett, wenn das betreffende Kalisalz ganz rein ist; enthält es auch nur eine geringe Menge Natron, so wird die Flamme gelb. Dennoch kann man das Kali, auch wenn es mit viel Natron vermischt ist, erkennen, wenn man die Flamme durch eine blaue Glasscheibe betrachtet; genügt dies nicht, so kann man zwei oder drei Scheiben übereinander anwenden. Man sieht dann nur die violette Farbe, welche das Kalisalz der Flamme erteilt, während die Wirkung des Natrons aufgehoben wird. So kann man das Kali im Natron selbst dann noch entdecken, wenn es nur den 200. Teil des letzteren beträgt. Die Methode ist also überaus empfindlich.

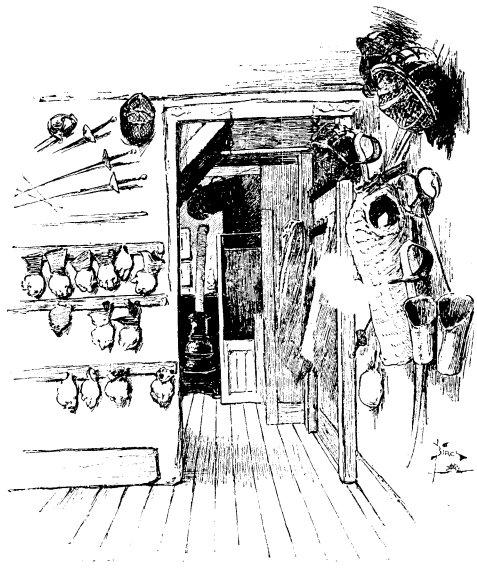
Die Salze des Lithiums, welche nur in geringer Menge in der Natur vorkommen, färben die Flamme intensiv rot. In dieser Farbe erscheint die letztere auch durch blaues Glas, doch verschwindet die Farbe, wenn dasselbe in mehreren Schichten gebraucht wird. Durch violettes Glas erscheint sie ebenfalls rot, durch grünes wird sie unsichtbar. Kalksalze färben die Spiritusflamme gelblichrot, diese Flamme geht durch blaues Glas betrachtet in grüngrau, durch grünes Glas in zeisiggrün über. Erheblich stärker als durch Kalksalze, und zwar grün, wird die Flamme durch Barytsalze gefärbt. Die Barytsalze werden auch zu grünen bengalischen Flammen und überhaupt zu Grünfeuer in der Feuerwerkerei benutzt. Durch grünes Glas erscheint die Flamme blaugrün. Eine rote Farbe erhält die Flamme von Strontianverbindungen, welche in der Feuerwerkerei zu Rotfeuer dienen. Blaues Glas läßt die Farbe in dünneren Schichten unverändert, dickere Schichten schwächen sie zu rosa ab. Grünes Glas läßt sie gelblich erscheinen. Kupferverbindungen teilen der Flamme, wie schon oben gezeigt, eine schöne grüne Farbe mit, welche durch rotes Glas unsichtbar wird. Nur Chlorkupfer liefert eine intensiv blaue Flamme. Wer diesen Versuch machen will, kann statt Chlorkupfer ein Gemenge von Kupfervitriol und Chlorammonium nehmen; dasselbe wandelt sich in der Hitze durch doppelte Wahlverwandtschaft in Chlorkupfer und schwefelsaures Ammoniak.

Bereit zur Uebung.

Wie wir gesehen haben, lassen sich auf trockenem Wege durch Behandlung der Substanzen mit dem Lötrohr auf Kohle, ferner in der Boraxperle und endlich durch die Färbung der Flamme viele Stoffe erkennen. Es wird somit erklärlich sein, daß die trockene Analyse wichtige Anhaltspunkte für die darauffolgende nasse gewähren, ja daß ein geschickter Chemiker mit wenigen Milligramm einer Substanz besonders auf dem zuletzt beschriebenen Wege ziemlich genauen Aufschluß über die Zusammensetzung derselben gewinnen kann. Zieht man vollends bei der Untersuchung auf trockenem Wege die Spektralanalyse hinzu, so wächst die Genauigkeit, mit welcher selbst die geringsten Spuren eines Stoffes in einer Mischung erkannt werden, ins Unglaubliche. Hat man doch gleich nach Erfindung der Spektralanalyse damit zwei neue Metalle, Cäsium und Rubidium, entdeckt, welche in der Natur in so geringen Mengen vorkommen, daß man sie wohl ohne dieses Mittel kaum jemals aufgefunden hätte. Gewiß haben viele von euch schon gehört, daß die Spektralanalyse selbst über die Stoffe, welche in der Sonne und auf verschiedenen Fixsternen vorkommen, teilweise Auskunft gibt. Doch davon ein andermal Ausführlicheres, für heute begnügt euch mit den beschriebenen Experimenten, von denen wir hoffen, daß sie zur Erweiterung eurer Kenntnisse beitragen und denjenigen, welche Mineralien sammeln, bei deren Bestimmung von Nutzen sein werden.

Von der Fechtkunst.

Die Fechtkunst gehört zu den ritterlichen Künsten, und sie ist eine der vornehmsten unter ihnen. Aber, wie das Rittertum selbst, ist sie im Niedergange begriffen. Der Schüler, welche sie erlernen wollen, werden immer weniger; Meister der Kunst, wie das sechzehnte, siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert deren kannte und die ihrer Zeit eines Weltrufes sich erfreuten, gibt es nicht mehr und nicht undenkbar ist, daß sie einmal ganz verloren geht. Wir denken dabei nicht an den ewigen Frieden, der zwar vielfach schon auf dem Programme steht, aber an Umgestaltungen auf zweien Gebieten, welche gegenwärtig fast allein noch die Kunst hochhalten und ihr ein Dasein gewähren. Diese Gebiete sind das Universitätswesen und das Soldatentum. Des flotten Studio Sinn wird sich freilich gegen den Gedanken auflehnen, daß die Burschenherrlichkeit je untergehen könnte, er ist sogleich mit dem Einwande bei der Hand, daß das Duell die beste Schutzwehr gegen Roheit sei und daß an die Stelle des Schlägers der Knittel und das Schemelbein treten würden; vergleicht er aber das Jetzt und Dermaleinst der Hochschule mit einander, so wird er zugeben, daß kein Ding unmöglich und beim Soldaten gilt erst recht das Wort: „Die Kriegskunst ist veränderlich.“ Nicht die blanke Waffe entscheidet heutzutage die Schlachten, sondern das Schieß-

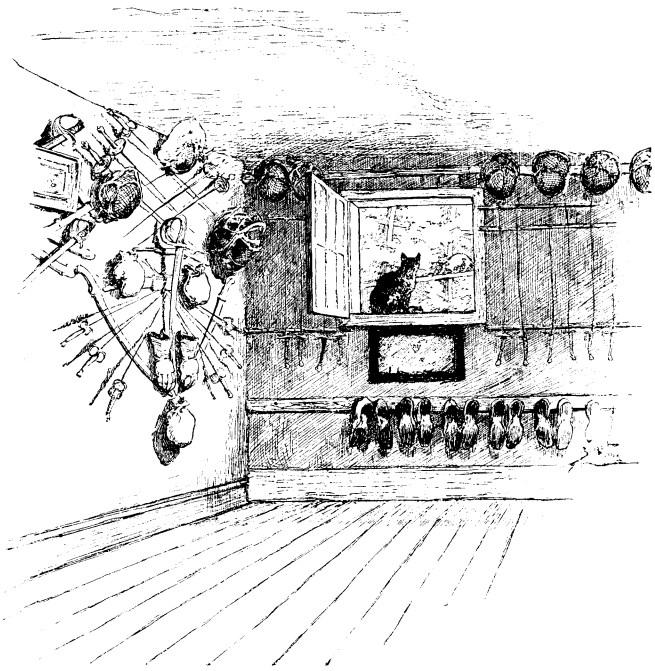


Uebliche Dekoration am Eingang eines Fechtsaales.

gefecht, die gesamte deutsche Kavallerie führt bereits die Lanze statt des Säbels als ihre Hauptwehr und im nordamerikanischen Bürgerkriege vertrat bei den Reiterangriffen seine Stelle der Revolver.

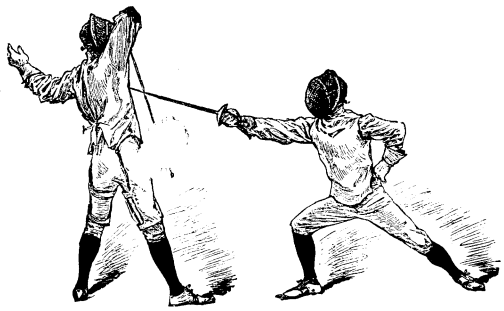
Wenn wir der Fechtkunst in nicht zu ferner Zeit den Grabstein zu setzen hätten, so wäre ihr Lebenslauf nur kurz gewesen. Denn nicht von lange her zählt ihr Dasein. Einer nach bestimmten Regeln geordneten Verwendung von Handwaffen zum Angriffe und zur Verteidigung begegnen wir erst am Ausgange des Mittelalters. Gefochten wurde freilich fast so lange schon, als Menschen leben, aber bis dahin war es handwerksmäßig geschehen, man hatte mehr blindlings auf einander losgeschlagen und gestochen, und einen Hauptteil der Kunst, die Verteidigung auszuüben, hatte der Schild übernommen, der des Kämpfers linke Seite deckte und dazu diente, des Gegners Hiebe und Stiche aufzufangen. — Bei den alten Griechen, diesen Meistern in körperlichen Uebungen, findet sich von Fechtern kaum eine Spur. Nur rohe Faustkämpfer treten auf, als Achilles am Grabhügel des Patroklus zu Ehren des verstorbenen Freundes glänzende Kampfspiele veranstaltete und unter den Wettbewerben, welche zu Olympia und an anderen Orten in Hellas regelmäßig stattfanden, fehlt das Ringen der Fechter um die vielumworbenen Preise; Athleten, die aus der Beschäftigung ein Gewerbe machten, bearbeiteten einander mit den Fäusten, wie noch gegenwärtig in England die Boxer. Die Römer hatten freilich ihre Gladiatoren, bei denen schon der Name andeutet, daß das kurze Schwert die Waffe war, mit welcher sie ihren Widersachern gegenüber traten, aber dieses selbst ist an und für sich ungeeignet zu Fechtübungen in unsrem Sinne und solche haben auch bei den Gladiatoren nicht stattgefunden. Von einem systematischen Lehrgange und von durchdachten Regeln, auf denen der Gebrauch des Schwertes beruht hätte und nach welchen Unterricht erteilt worden wäre, findet sich keine Spur.

Nicht anders war es auch bei den wilden Horden, welche gelegentlich der Völkerwanderung die Gesittung des Abendlandes auf lange hin zu Grunde richteten, und ebenso war es im Mittelalter, dessen Kämpfe in der Hauptsache die Ritter mit ihren Lanzen ausfochten. Wenn diese zersplittert waren, griffen die Träger freilich zum Degen oder zum zweihändigen Schwerte, zum Streitkolben oder zur Streitaxt, aber von einer Fechtkunst finden wir erst gegen das Ende dieses Zeitraumes Spuren. Ganz allmählich bildete sie sich heraus.



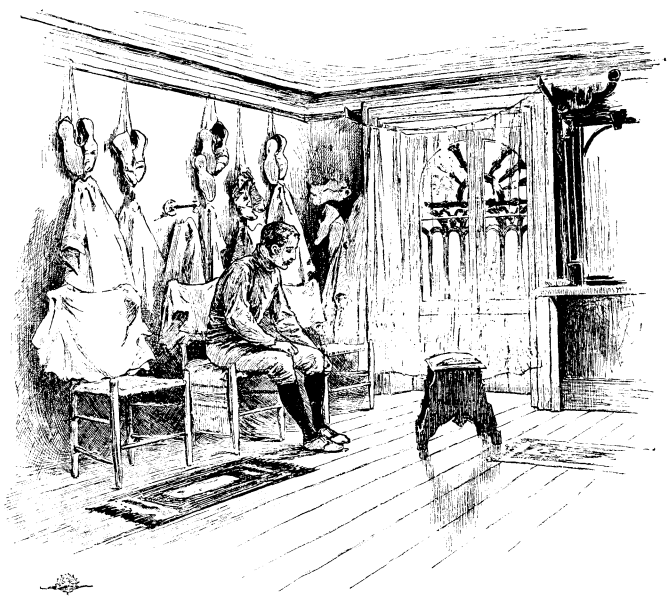
Wanddekoration im Fechtraum.

Wir begegnen ihr zuerst in Deutschlands mächtigen Reichsstädten und in Spanien, wo sie fast so ziemlich um die nämliche Zeit erscheint. Durch die Soldaten Kaiser Karls V. kam die Kunst nach Italien und hier gelangte sie rasch zu hoher Blüte. Italienischen Ursprunges, wenn auch später vielfach französiert, sind die meisten technischen Bezeichnungen, welche in der Fechtkunst Anwendung finden; aus Welschland stammen die Primen, Sekonden, Terzen, Quarten und Quinten, die Finten und die Ligaden, das Battieren, das Kamminieren, das Stringieren u. s. w., fremdländische Ausdrücke, die viel beim Stoßfechten gebräuchlich sind. Denn dieser Zweig der Kunst ward von jeher wie noch heute in den Landen romanischer Zunge fast ausschließlich betrieben. Die Hauptwaffe war der Estoc, der lange Stoßdegen, dessen Stelle bei den Uebungen das Florett vertritt; das Germanische Museum in Nürnberg bewahrt einen solchen, dessen Klinge 1,19 m mißt. Von allen Seiten strömte Jungeuropa nach Italien, um das Fechten zu erlernen und die Kunst im eigenen Lande einzubürgern. Am besten gelang letzteres den Franzosen und da sie gleichzeitig italienische Meister durch Aussicht auf reichen Gewinn und hohe Ehren zu sich herüberzogen, dauerte es nicht lange, bis die Schüler die Lehrer überflügelt hatten und Paris die Welthochschule für die Kunst wurde. Noch jetzt ist Frankreich dasjenige Land, in welchem das Fechten am eifrigsten und in breiten Schichten der Bevölkerung geübt wird; zur Ausbildung des wohlerzogenen jungen Mannes gehört, daß er das Florett und den Degen zu handhaben versteht. In allen größeren Städten bestehen Fechtgesellschaften, welche alljährlich Preisfechten zu veranstalten pflegen und auch beim Heere wird die Kunst noch eifrig betrieben. Hier freilich nicht mehr in gleichem Maße wie unter den Königen und den Kaisern, unter denen der Unteroffizier aus



Uebungen mit dem Stoßdegen.

dem Soldatenstande gern seinen Lebensberuf machte, um mittels Pension und des von ihm als Stellvertreter erworbenen Kapitals in den in Frankreich vielumworbenen Stand der kleinen Rentner einzutreten und zu deren Zeiten eine große Zahl der Mannschaften aus alten Troupiers bestand. Aber noch immer haben die Kasernen ihre Fechtsäle, die den ganzen Tag über zur Benützung offen stehen und in denen waffenkundige Meister ihres Amtes walten. In jeder französischen Stadt ist der Fechtmeister ein allbekannter Mann. Fast zu jeder Stunde, namentlich aber abends ist er am Schauplatz seines Wirkens zu treffen, allezeit bereit, auf die Mensur zu treten. Daß er seiner Wichtigkeit sich voll bewußt ist, zeigt seine ganze Erscheinung. Von alters her ist seinesgleichen hoch angesehen.



Im Ankleideraum.

In Frankreichs Glanzperiode, als der Hof von Versailles der tonangebende für Europa war, führte König Ludwig XIV. Prüfungen für die Fechtmeister ein, zu denen nur zugelassen wurde, wer ein gewisses Alter erreicht hatte, katholisch und von untadelhaften Sitten war und den Kampf mit acht Meistern, mit Degen, Dolch und Espadon auszufechten, rühmlich bestand. Nach zwanzigjähriger zufriedenstellender Thätigkeit in seinem Amte wurde er geadelt. Die Pariser „Akademie" der Fechtkunst wurde 1789 aufgelöst, sie fiel der großen Staatsumwälzung zum Opfer. Als einer der letzten Meister dieser Schule, Namens Rousseau, im Jahre 1794 während der Schreckensherrschaft auf dem Grèveplatze zu Paris guillotiniert wurde, sagte ihm, als das Fallbeil fiel, der öffentliche Ankläger: „Pare cela, Rousseau." Sein Hauptverbrechen hatte darin bestanden, daß er der „maître d'armes des enfants de Capet" gewesen war. Unser erstes Bild auf Seite 110 links am Rande zeigt diejenige Waffe, mit deren Hilfe die französischen Fechtmeister fast ausschließlich das Stoßfechten lehrten. Wenn man unparteiisch sein will, ist es derjenige Teil der Kunst, bei dessen Ausübung thatsächlich am meisten Geschicklichkeit entwickelt wird. Es ist der feinere und elegantere. Mit Recht rühmt man dem Fechten nach, daß es den Blick schärft, das Gefühl, namentlich den Tastsinn verfeinert, die Urteilskraft vermehrt, die Entschlossenheit fördert, die Geistesgegenwart lehrt und den Mut, der sich nicht lernen läßt, erstarken macht. Aber an die meisten dieser körperlichen und seelischen Leistungen stellt das Stoßfechten, dessen einzelne Thathandlungen sich rascher abspielen, als sie beim Hiebfechten vor sich gehen, höhere Forderungen als das letztere thut, und daher ist jenes mehr geeignet, Auge und Hand zu üben, auch die Geisteskräfte und die Charaktereigenschaften auszubilden, als dieses. (Schluß folgt.)

Die Macht der Gewohnheit

bestätigt nachstehender Scherz. Ein „Wissender" fragt eine Gesellschaft: „Meine Herren, welche Art von Ziffern befinden sich auf Ihrer Uhr?" Jedermann wird hierauf seine Uhr aus der Tasche ziehen und erklären: „Römische." — „Schön," antwortet der Wissende, „wer von Ihnen kann mir, ohne noch einmal auf seine Uhr zu sehen, die auf derselben befindliche Vier nachzeichnen?" Und lächelnd werden mindestens 90 Prozent eine IV aufzeichnen. Nun ist die IV ja graphisch vollkommen richtig, aber auf allen Uhren ist die Vier infolge einer seltsamen Gewohnheit falsch, nämlich so: IIII geschrieben. — Nicht ganz so sicher ist der Erfolg einer andern Frage: „Können Sie vielleicht die Sechs Ihrer Uhr nachzeichnen?" Gar mancher wird die Zahl so: VI schreiben, aber alle mit Sekundenzeiger versehenen Uhren haben überhaupt keine Sechs.

Rätsel.

Das erste leuchtet blendend helle,
Das andre ist als Stadt bekannt.
Das Ganze eilt mit Windesschnelle,
Auf glattem Wege durch das Land.

Aenigma bisyllabum.

Floribus ornata est princeps, sorde altera squalet.
Totum cum scribit, saepe poëta gemit.

Geographisches Versteckrätsel.

1. Bernini, 2. Leonore, 3. Lucca, 4. Prise, 5. Riese, 6. Ernst, 7. Uri, 8. Nadel, 9. Benjamin, 10. Hofstreppe, 11. Aute, 12. Hera, 13. Natal, 14. Ton, 15. Alfred, 16. Elf, 17. Tenor, 18. Anilin, 19. Zinnober, 20. Franke, 21. Nero, 22. Messe, 23. Nerv, 24. Elle, 25. Trio, 26. Fenchel, 27. Ahnfrau, 28. Rippe, 29. Stentor, 30. Gaurisankar, 31. Notfrist, 32. Raub, 33. Ingolstadt.

In diesem Verzeichnisse sind 24 aus der Geographie bekannte Namen versteckt, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch des Horaz ergeben. Diese Namen findet man durch die richtige Verbindung mehrerer Buchstaben von zwei oder drei auf einander folgenden Wörtern; z. B. 1. Philipp, 2. Ordnung, 3. Arnheim, 4. Alt, 5. Antrieb, 6. Odense, 7. Ernst = Po, Ungarn, Malta, Bodensee.

Auflösung des Rätsels auf Seite 98.

„Ebbe."

Auflösung des Rätsels auf Seite 98.

Das „e".

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 9.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Old Shatterhand," fuhr Sam fort zu erzählen, „ebnete den Weg zur Aufnahme in das Institut, und die Häuptlingssquaw brachte dann ihren Sohn hinüber, bei welcher Gelegenheit sie die große Freude hatte, ihre Heimat wiederzusehen. Später lernte ich den ‚großen Donner' kennen und erfuhr zu meinem Erstaunen von ihm, daß er einen Sohn in Kötzschenbroda bei Direktor Krieger habe. Der Knabe rechtfertigte die Empfehlungen Old Shatterhands; seine Zensuren lauteten ohne Ausnahme auf ‚Eins', und als er von dort nach Tharandt ging, gestanden sich seine Lehrer, daß dieser rote Schüler von keinem der bisherigen weißen übertroffen

> Stets soll dich Wagemut beseelen
> Auf deinem ganzen Lebenspfad —
> Und ein Mut nur dir immer fehlen:
> Der Mut zu einer schlechten That.
>
> Maximilian Bern.

. . . „Thunder-storm! Ihr wäret Sam Hawkens? Ihr?" — Yes, bin ich auch, wenn ich mich nicht irre." . . .

worden sei. Uebrigens darf man ihn nicht in dem Sinne ‚rot' nennen, in welchem dieses Wort gewöhnlich gebraucht zu werden pflegt. Sie kennen ihn und haben also gesehen, daß seine deutsche Abstammung mütterlicherseits von Einfluß auf die Farbe seines Haares und seiner Augen gewesen ist. So, das ist das, was Sie über ihn zu wissen wünschten. Und nun ahne ich auch, auf welche Weise der Försterssohn zu ihm gekommen ist. Sie sagten ja, daß dieser auch bei Direktor Krieger vorgebildet worden sei?"

„Ja, sie waren dort Klassenbrüder und sind auch zu gleicher Zeit nach Tharandt gegangen. Eigentümlich war es, daß der Ruf von Wolfs Oheim gerade zu der Zeit eintraf, zu welcher der Abgang Schi-Sos beschlossen wurde. Warum hat der letztere denn eigentlich gerade Tharandt besuchen müssen?"

„Der großen Wälder wegen, welche sein Stamm besitzt. Er soll als späterer Häuptling die nötigen Kenntnisse besitzen, die Reichtümer, welche in diesen Forsten stecken, nicht nur zu erhalten, sondern womöglich noch zu vermehren. Man weiß, daß die Vereinigten Staaten sich durch die schlechteste Forstwirtschaft auszeichnen; vor den daraus folgenden großen Schäden soll Schi-So einst seinen Stamm bewahren. Doch weiter! Sie wollten mir doch wohl sagen, welchen Einfluß diese beiden Zöglinge von Kriegers Institut auf die frühere Leiermüllerin ausgeübt haben, Herr Kantor?"

„Ja; aber zunächst haben Sie doch endlich die Güte, darauf zu achten, daß ich nicht mehr im Amte bin und daß Sie also der Vollständigkeit wegen Herr Kantor emeritus zu sagen haben. Ich darf mich nicht mit Federn schmücken, welche ich längst abgelegt habe, und das immerwährende Weglassen dieses höchst notwendigen Wortes erregt in mir den sehr begründeten Verdacht, daß Sie mich noch immer im Amte stehend glauben und an meiner musikalischen Begabung zweifeln, welche allein mich veranlaßt hat, mich emeritieren zu lassen! Oder lassen Sie diese lateinische Bezeichnung vielleicht deshalb stets fallen, weil ich Sie nicht bei Ihrem Namen und vollständigen Titel nenne? Sie müssen bedenken, daß mir eigentlich noch keins von beiden bekannt ist!"

„Nicht deshalb, sondern nur aus reiner Vergeßlichkeit. Was meinen Namen betrifft, so hieß ich drüben Samuel Falke, werde aber hier hüben Sam Hawkens genannt. Es genügt vollständig, wenn Sie einfach Sam zu mir sagen."

„Das ist nicht höflich genug. Ich will Ihnen also einen Vorschlag machen. Da Sie früher Samuel Falke waren, es jetzt aber nicht mehr sind, gerade so, wie ich nicht mehr Kantor bin, so wäre es gewiß ganz richtig und den Umständen gemäß, wenn ich entweder Samuel emeritus oder auch Falke emeritus zu Ihnen sagte. Welches von beiden ist Ihnen lieber?"

„Keins. Ein Name ist kein Amt. Nennen Sie mich also Sam oder Hawkens."

„Schön, ganz wie Sie wollen! Aber warum durften die Finders nicht erfahren, daß Sie Sam Hawkens sind?"

„Weil ich unter diesem Namen weit bekannt bin. Man hat mir, Dick Stone und Will Parker den Namen ‚das Kleeblatt' gegeben, weil wir drei stets beisammen sind. Man rechnet uns nicht zu den gewöhnlichen Westläufern, sondern zu den erfahrenen Männern, welche wissen, was sie wollen, und sich weder besiegen noch betrügen lassen. Ich will die Finders überlisten; dies würde mir aber nicht gelingen, wenn sie wüßten, wen sie vor sich haben; sie würden entweder ganz von uns lassen oder doch wenigstens sich so in acht nehmen, daß ich meine Absicht nicht erreichte. Und es liegt mir doch viel daran, diese Menschen für ehrliche Leute unschädlich zu machen."

„Sehr wohl; jetzt weiß ich, woran ich bin, und kann nun wieder nach Tharandt übergehen. Schi-So und Wolf kamen nämlich von Tharandt oft nach Heimberg herauf, welches ein vielbesuchter Luftkurort ist, und kehrten in der Leiermühle, später auch in der Schmiede ein, als die Müllerin den Schmied geheiratet hatte. Sie waren also mit beiden gut bekannt. Gerade als mich der Hobble-Frank bestimmt hatte, nach Amerika zu gehen und seine Helden aufzusuchen, kam der Brief des Onkels und auch die Nachricht, daß Schi-So zu seinem Stamme zurückkehren werde. Dieser Onkel war ungeheuer reich und wohnte, wie man bald heraus hatte, in der Nähe der Navachos; das ging rasch im Dorfe herum, welches meist blutarme Einwohner hat; da fiel es mir denn nicht schwer, einige von ihnen zu vermögen auszuwandern und mit mir hinüber zu ziehen."

„Also haben Sie, sozusagen, diese armen Leute verführt!" meinte Sam in vorwurfsvollem Tone.

„Verführt? Was für ein Ausdruck! Ein Kantor emeritus, welcher tausendmal beim Gottesdienste die Orgel gespielt hat, gehört halbwegs zur Geistlichkeit, also zu demjenigen Stande, in welchem man nicht nach Verführern suchen darf. Führer bin ich ja, aber doch nicht Verführer, denn ich will diese Leute zum Glücke führen. Ich bin überzeugt, daß der Onkel Wolfs sie sehr gut aufnehmen wird. Und Geld, sich Land zu kaufen oder ein Geschäft anzufangen, ist auch vorhanden."

„Ich denke, diese drei sind arm!"

„Ja, Schmidts, Strauchs und Uhlmanns hatten nichts; aber Ebersbachs sind, wie Sie gehört haben, wohlhabend und Frau Rosalie hat ihnen das nötige Geld vorgeschossen. Sie ersehen daraus, was für eine brave Frau sie ist. Sie konnte recht wohl im Vaterlande bleiben und hat sich nur aus Teilnahme für diese drei, aus Freundschaft für mich und infolge ihres Dranges nach der Fremde entschlossen, mitzugehen. Besonders entzückt war sie darüber, daß in Amerika die Damen so außerordentlich geachtet und berücksichtigt werden."

„Ach so," lächelte Sam vergnügt; „und Frau Rosalie Ebersbach, geborene Morgenstern, verwitwete Leiermüllerin ist eben auch eine Dame! Das erklärt mir freilich das vorher Unerklärliche. Sie haben also alle die Absicht, sich bei dem Oheime Wolfs anzusiedeln?"

„Sie wollen ihn fragen. Gibt er es nicht zu, so ziehen sie weiter."

„Und Sie? Was beginnen denn Sie?“

„Ich? Ich suche natürlich Old Shatterhand, Old Firehand und Winnetou auf. Natürlich werde ich auch den Hobble finden.“

„Sie scheinen, wie bereits gesagt, sich das als außerordentlich leicht vorzustellen, und doch können Sie jahrelang im Westen herumreiten, ohne auch nur auf einen von diesen Männern zu treffen.“

„So muß man fragen, sich erkundigen!“

„Denken Sie, es sei hier geradeso wie in einem deutschen Dorfe oder Städtchen, in welchem man sofort berichtet wird, wenn man nach dem Herrn Müller, Meier oder Schulze fragt? Die Gesuchten können leicht zehnmal ganz nahe an Ihnen vorüberreiten oder in sehr geringer Entfernung von Ihnen lagern, ohne daß Sie es ahnen.“

„Oho! Ich ahne es; darauf können Sie sich verlassen. Einem Tonkünstler ist nichts zu schwer. Wer von den Musen ausgezeichnet und bevorzugt wird, bei dem sammeln alle Töne sich zu Accorden. So werden auch die gesuchten Männer sich um mich zusammenfinden, wie wohlgeschulte Musici um ihren Dirigenten.“

„Will es Ihnen wünschen. Was ich dabei thun kann, da wir dieselbe Route haben, das wird natürlich geschehen. Jetzt aber sollten Sie sich in einen der Wagen legen, um zu schlafen.“

„Schlafen? Warum?“

„Weil wir morgen abend wahrscheinlich nicht schlafen können; wir müssen wachen, da die Finders uns überfallen wollen.“

„Sie sind davon also wirklich überzeugt, Herr Hawkens?“

„Ja. Irgend jemand, der am frühen Morgen nach der Schenke kommt oder an derselben vorübergeht, wird ihr Rufen hören und sie befreien. Dann setzen sie sich auf die Pferde, um uns nachzureiten.“

„Nach Tucson?“

„Fällt ihnen nicht ein. In dieser Stadt lassen sie sich ganz gewiß nicht sehen. Sie werden Tucson umreiten und dann unsern Wagengeleisen folgen, bis sie bemerken, daß wir Lager gemacht haben. Um von uns nicht bemerkt zu werden, halten sie an und warten, bis es Nacht geworden ist. Um ja nichts zu verabsäumen, habe ich ihnen die Munition genommen; doch sind sie gewiß so klug, sich in San Xavier del Bac mit neuer zu versorgen, was ihnen freilich nicht leicht werden wird, da ich nicht glaube, daß dort viel zu haben ist. Also, folgen Sie meinem Rate und steigen Sie in einen Wagen!“

„Danke! Ich schlafe nicht.“

„Warum aber nicht?“

„Weil während eines solchen nächtlichen Rittes die schönsten musikalischen Gedanken kommen. Ich mache da Studien für meine Oper. Vielleicht lasse ich gleich im ersten Akte einen solchen Ochsenwagenzug über die Bühne gehen, was beim Scheine einer kleinen Mondessichel einen ganz besonderen Eindruck machen muß, zumal die Instrumente dabei das Knallen der Peitschen, das Brüllen der Ochsen und das Knarren der Räder nachzuahmen haben.“

„Möchte dabei sein!“ sagte Sam im ernsthaftesten Tone. „Muß ein außerordentlicher Kunstgenuß sein! Also machen Sie Ihre Studien und bleiben Sie meinetwegen wach. Aber werfen Sie sich denn immerwährend so bald nach vorn und bald nach hinten? Das muß Sie doch ungeheuer ermüden!“

„Allerdings; aber es ist leider nicht zu umgehen.“

„Nicht zu umgehen? Unbegreiflich! Wieso denn? Es strengt natürlich auch das Pferd an und macht es kaput.“

„Kann nicht anders, bester Herr Sam. Ich komponiere immerwährend und immerfort, selbst jetzt, während ich mit Ihnen spreche. Indem mir nun die Melodien durch das Gehirn erklingen, muß ich sie nach ihrer Taktart prüfen. Dazu gehört eigentlich ein sehr empfindliches Instrument, welches Mälzels Metronom oder Taktmesser genannt wird. Da ich dasselbe aber unmöglich durch den wilden Westen mit mir führen kann, so habe ich ein weit bequemeres und praktischeres Metronom erfunden, indem ich mich in ganz regelmäßigen Intervallen im Sattel hin und her schwinge. Freilich wird das Pferd dadurch zuweilen irre, denkt, ich will herunter, und hält im Laufen an; aber das thut mir nichts, denn sobald ich die Komposition dann fertig habe, treibe ich es wieder an.“

„Aber dadurch bleiben Sie doch jedenfalls oft zurück!“

„Das kommt freilich vor.“

„Das kann aber höchst gefährlich für Sie werden, Sie unvorsichtiger Mann!“

„Glaube es nicht, Herr Sam!“

„Wenn Sie zurückbleiben und von rotem oder weißem Gesindel überfallen werden, können wir sie nicht retten.“

„Mich überfällt kein Gesindel, ich bin gefeit dagegen.“

„Unsinn!“

„Sprechen Sie nicht von Unsinn, lieber Herr Sam! Ich weiß schon, was ich sage. Haben Sie vielleicht schon einmal gehört, daß ein berühmter Opernkomponist von irgend welchem Gesindel überfallen worden sei?“

„Nein; ist mir nichts erinnerlich.“

„Da haben Sie es, was ich meine. Als Komponist einer großen Heldenoper und Selbstdichter des dazu gehörigen Librettos stehe ich unter dem ganz besonderen Schutze der Musen. Dieselben werden sich hüten, mich zu hohen musikalischen Gedanken zu begeistern und dann überfallen und töten zu lassen, wobei diese Gedanken für immer wieder verloren gehen würden. Das wäre ja ganz dieselbe Dummheit, als wenn der Schuster mir zwei neue Stiefel machte und sie, wenn er sie fertig hat, in den Ofen steckte, um sie zu vernichten. Oder meinen Sie, die Musen seien weniger klug, als ein gescheiter Schuster?“

„Kann das nicht sagen; habe noch mit keinem von diesen Frauenzimmern gesprochen und auch noch keins

gesehen. Aber ich kann nicht während der ganzen Nacht hier bei Ihnen sein und darf auch keinem andern zumuten, stets nur auf Sie aufzupassen; da Sie nun auf keinen Fall zurückbleiben dürfen, weil wir Feinde hinter uns haben, so werde ich Sie anbinden, um Ihrer Person ganz sicher zu sein."

„Anbinden, Herr Hawkens? Woran denn? Etwa an das Pferd?"

„Das würde nichts nützen, da der Gaul auch in diesem Falle stehen bleiben könnte. Nein, ich meine, daß ich ihn hier an den hintersten Wagen binden werde."

„Sie halten dieses für praktisch?"

„Sehr! Das Pferd kann nicht stehen bleiben, sondern muß trotz Ihrer Schwingungen ununterbrochen weiterlaufen. Dabei befinden Sie sich stets allein und ungestört und können Ihren musikalischen Schöpfungen nachhängen, ohne in denselben unterbrochen zu werden."

„Richtig, sehr richtig! Dieser Gedanke ist sehr gut; ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für denselben und werde Ihnen bei der ersten Aufführung meiner Oper gern ein Freibillet zur Verfügung stellen. Oder wünschen Sie deren zwei?"

„Ich werde darüber nachdenken, Herr Kantor, falls ich zufällig —"

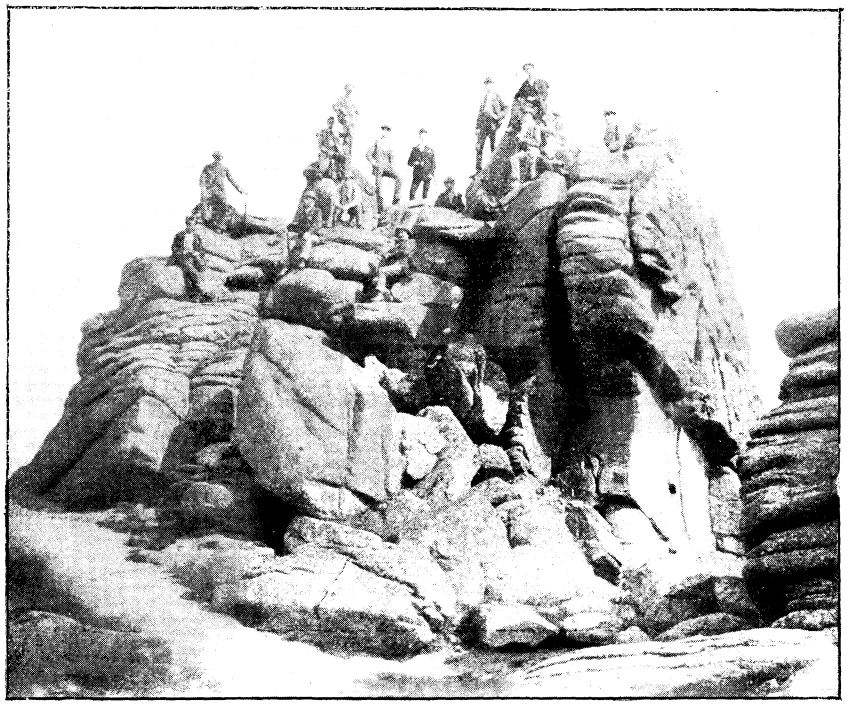
„Bitte, bitte, Herr Kantor emeritus! Ich kann es Ihnen zuschwören, daß es nur der Vollständigkeit wegen ist." —

„Weiß, weiß! Und ich versichere Ihnen, daß es bei mir nur aus Vergeßlichkeit geschah."

Sam zog einen Riemen aus der Satteltasche und band mit demselben den Gaul des Kantors hinten an den Wagen an. So war für den guten, ununterbrochenen Fortgang sowohl des Pferdes als auch der Oper gesorgt, und der geniale Komponist brauchte nicht immerwährend beaufsichtigt und im Auge behalten zu werden.

In langsamem Ochsenschritte ging die Fahrt die ganze Nacht hindurch vor sich, und so kam es, daß die Reisenden erst zwei Stunden nach Tagesanbruch die Stadt vor sich liegen sahen, obgleich die Entfernung zwischen San Xavier del Bac und Tucson eine so kurze ist.

Der Anblick dieser Hauptstadt war ein wenig erfreulicher. Obgleich es noch so früh am Tage war, strahlte die Sonne doch schon mit einer fast unerträglichen Glut auf die kahlen Schlammhütten und Mauertrümmer herab. Aeußerst häßliche Koyotehunde bellten und heulten dem Zuge entgegen, und ausgedörrte, in bunte Fetzen gehüllte Menschengestalten lungerten vor den Thüren und an den Ecken herum und verzerrten grinsend ihre sonnverbrannten Gesichter, als der letzte Wagen an ihnen vorüberknarrte und sie den Herrn Emeritus auf dem hinten angebundenen Pferde erblickten. Er nickte ihnen, ohne ihr Lachen übelzunehmen, freundlich zu; mochten sie seine Situation für lächerlich halten, ihm war es ganz recht, daß er das Tier nicht mehr zu lenken brauchte.



Ferienfahrt ins Riesengebirge: Die Pferdeköpfe.

Auf Sams Anweisung wurde auf einem freien oder vielmehr vollständig kahlen Platze angehalten, wo sich bald eine Menge von kläffenden Hunden, schreienden Kindern und neugierigen Tagedieben einfanden, welche die Wagen umlungerten und ihre Aufmerksamkeit besonders auf Sam Hawkens und den Kantor richteten, wohl wegen der sonderbaren Persönlichkeit des ersteren und auch infolge der ungewöhnlichen Weise, in welcher beide gekleidet waren.

Da die deutschen Auswanderer während ihrer Reise nur wenig Englisch gelernt und vom Spanischen sich gar nur einige Brocken angeeignet hatten und sich also der hiesigen Bevölkerung gegenüber nicht verständlich machen konnten, übernahm es Sam Hawkens, sich zu erkundigen, ob man hier Futter für das Vieh und Wasser bekommen könne. Ja, Heu und Wasser war zu haben, aber beides in sehr schlechtem Zustande und zu hohen Preisen, und zehn, zwanzig und noch mehr Faulenzer zeigten sich bereit, es herbeizuholen, um sich durch diese Arbeit, welche eigentlich keine Arbeit war, einige Centavos zu verdienen.

Als dies besorgt war, begab sich der Kleine zum Kommandanten, um demselben sein Anliegen vorzutragen. Er vernahm, daß dieser Offizier mit zahlreicher Begleitung nach Prescott gereist und fast die ganze Besatzung nach der Gegend des Guadalupepasses aufgebrochen sei, um die

dort hausenden aufrührerischen Mimbrenjos zu züchtigen. Er wurde zu einem Kapitän geführt, welcher die Stellvertretung des Kommandanten übernommen hatte. Er saß bei seiner Morgenschokolade und las in einer alten Zeitungsnummer, welche hier in Tucson aber neu genannt werden mußte. Als er den Eintretenden erblickte, zeigte sein Gesicht zunächst den Ausdruck der Ueberraschung; dann erheiterte es sich mehr und mehr; endlich lachte er laut auf, erhob sich von seinem Stuhle und sagte in einem Tone, dessen Impertinenz nicht zu verkennen war: „Mensch, wer seid Ihr? Was wollt Ihr? So ein Jack-pudding*) ist mir noch niemals vorgekommen!"

„Mir auch nicht," antwortete Sam in einer Weise und mit einer Handbewegung, welche ahnen ließen, daß er den Offizier meinte.

„Euch auch nicht? Was wollt Ihr damit sagen?" fuhr ihn dieser in ganz anderm Tone an. „Wollt Ihr mich etwa beleidigen!"

„Ist es eine Beleidigung, wenn ich Euch beistimme?" fragte Sam sehr ernst und sehr ruhig.

„Ach so! Dann lobe ich Eure edle Selbsterkenntnis. Ich wiederhole Euch, daß ich noch keinem solchen Harlekin begegnet bin, wie Ihr zu sein scheint. Ihr kommt wohl, um die Erlaubnis zu bitten, hier eine lustige Vorstellung geben zu dürfen?"

„Ja, das ist's," lachte Sam. „Ihr habt's erraten, Sir, und sollt mir dabei helfen, wenn ich mich nicht irre."

„Helfen? Ich? Haltet Ihr den Stellvertreter des Kommandanten, einen Vereinigtenstaatenoffizier für einen ebensolchen Lustigmacher, wie Ihr seid?"

„In diesem Fall, ja," antwortete Sam, indem er sich kaltblütig einen Stuhl herbeizog und sich auf denselben setzte.

„Mensch, noch ein solches Wort und ich lasse Euch einsperren und durchpeitschen!" drohte der Offizier, indem er einige Schritte auf den Kleinen zutrat. „Wie könnt Ihr Euch ohne meine Erlaubnis setzen! Ihr befindet Euch bei dem Höchstgebietenden der Stadt und habt vor ihm zu stehen. Also auf mit Euch, und zwar augenblicklich!"

Er griff bei diesen Worten mit der Hand nach einem Nagel, an welchem eine Reitpeitsche hing. Auf Sam aber machte diese Bewegung nicht den geringsten Eindruck. Er sagte in einem sehr gelassenen Tone: „Ich befinde mich bei dem Höchstgebietenden? Meinetwegen, ja; habe nichts dagegen; bin ja ein Kamerad von ihm."

„Ein Kamerad? Von mir?" dehnte der andre. „Ihr wäret ein Offizier, Ihr, Ihr?"

Bei dieser Frage ließ er einen Blick unendlicher Geringschätzung über die Gestalt des Kleinen gleiten.

„Well, Offizier!" nickte dieser freundlich. „Habt Ihr vielleicht einmal etwas von dem bekannten Leaf of trefoil gehört?"

„Kleeblatt? Welches Kleeblatt meint Ihr da?"

„Die drei Prairiejäger, wenn ich mich nicht irre."

„Ja, dieses Kleeblatt kenne ich. Es besteht aus Dick Stone, Will Parker und Sam Hawkens, von dem man sich erzählt, daß —"

„Schön, Sir, schön!" unterbrach ihn der Westmann. „Habt also von diesen dreien gehört. Freut mich, freut mich sehr! Werden da bald mit unsrer lustigen Vorstellung im reinen sein und dabei erfahren, wer den Bajazzo macht. Wißt Ihr vielleicht auch, daß Sam Hawkens im letzten Kriege Scout*) gewesen ist?"

„Ja, unter General Grant. Er hat es infolge seiner großen dabei geleisteten Dienste, durch seine List und Kühnheit bis zum Kapitän gebracht. Aber was hat das mit Euch zu thun?"

„Viel, sehr viel, Sir; jedenfalls mehr als mit Euch, denn ich schätze, daß Ihr damals noch gar nicht in der

Ferienfahrt ins Riesengebirge: Das „alte Volk" als Geburtstagskind.

*) Hanswurst.

*) Führer, Pfadfinder.

Uniform gesteckt habt. Das Kleeblatt befindet sich nämlich gegenwärtig hier."

„Hier? In Tucson?"

„Yes, Sir. Und Sam Hawkens, der verdiente Vereinigten-Staatenkapitän, befindet sich Euch sogar noch näher; er sitzt in diesem Augenblicke hier in Eurer Stube."

„Hier? In meinem Zimmer?" rief der Stellvertreter betroffen und indem seine Augen sich erweiterten. „Es ist ja außer mir kein andrer Mensch da als Ihr?"

„Well, stimmt genau, Sir!"

„Dann — dann — wäret Ihr — Ihr, Ihr dieser Hawkens!"

„Yes, bin ich auch, wenn ich mich nicht irre."

„Thunder-storm! Ihr wäret Sam Hawkens? Ihr?"

„Denke es. Warum sollte ich es nicht sein?"

„Weil — weil — weil," stotterte der Kapitän verlegen, „weil Ihr keineswegs darnach aussieht. Ein Offizier kann sich doch unmöglich in solche Kleider stecken!"

„Wüßte nicht, warum er es nicht thun sollte! Warum sollte sich gerade ein Offizier nicht nach seinem Geschmacke kleiden, Sir? Und dies ist nun einmal mein Geschmack, der Geschmack von Sam Hawkens, und wer denselben für geschmacklos halten sollte, der mag dies thun; ich habe nichts dagegen, so lange er schweigt. Wenn er es aber wagt, es mir zu sagen, so befindet sich die richtige Antwort auf eine solche Beleidigung hier in meiner Hand!"

(Fortsetzung folgt.)

Diogenes und Sokrates.

Ein Polterabendscherz für jüngere Brüder oder Anverwandte des Brautpaares.

Altgriechische Tracht. Diogenes mit der Laterne.

Diogenes.

Ein altes Philosophenpaar
Steht hier, euch zu begrüßen,
Und bringt euch seine Weisheit dar,
Laßt euch dies nicht verdrießen!

Im Leben wechselt oft der Mut,
Es wechselt Wohl und Wehe,
Philosophie ist immer gut,
Am meisten in der Ehe.

Sokrates.

Was schwatzt der alte Junggesell
Von Ehestandserfahrung,
Der einsam in der Tonne haust
Ob schäb'ger Mietsersparung?

Mich hört, den weltberühmten Mann —
Wer kennt nicht Sokratessen!
Und kann ich auch als Ehemann
Mich nicht zu hoch vermessen —

Xanthippe, meine liebe Frau,
Sonst ein scharmantes Weibchen,
Ist etwas zänkisch und genau
Und just kein Turteltäubchen —

So denk ich, wo man Hochzeit macht,
Kann ich am besten raten,
Ward doch schon mancher klug gemacht
Durch andrer Leute Schaden.

Oft scheint die Braut fromm wie ein Lamm,
Macht doch den Herrn zum Knechte,
Drum wahren Sie, Herr Bräutigam,
Bei Zeiten Ihre Rechte!

Diogenes.

Nein, alles, Freund, mit Unterschied,
Hier brauchst du nicht zu zagen,
Sieh nur, wie hold das Fräulein sieht,
Wie sittig ihr Betragen!

Bei meinem Philosophenbart
Und meiner Tagslaterne,
Die ist nicht von Xanthippens Art,
Der liegt die Herrschsucht ferne.

Der große Macedonier sprach
Zu mir dereinst mit Preisen:
„Wär' ich nicht Alexander, ach,
Diogenes möcht' ich heißen."

Heut wende ich das Wörtchen fein
Und sprech': „Auf meine Ehre,
Ich möchte Arnold Werner*) sein,
Wenn ich nicht Diog'nes wäre!"

Sokrates.

Wie, hättest du wohl recht am End'?
Ja, wenn ich's überlege, (auf das Brautpaar zeigend)
Die einen sich ums Regiment
Auch ohne uns, Kollege.

Diogenes.

Das denk' ich auch — drum laß uns schnell
Nur unsren Glückwunsch sagen:
Die Zukunft möge sonnenhell
Dem jungen Paare tagen!

Sokrates.

Ihr Ehstand sei wie Honigseim —

Diogenes.

Ihr Leben eitel Wonne —

Sokrates (seufzend).

Ich gehe zu Xanthippen heim —

Diogenes (ebenfalls seufzend).

Und ich in meine Tonne.

(Beide ab nach verschiedenen Seiten.)

---

*) Nach dem Namen des Bräutigams zu ändern.

Diamanten aus Zucker.

Das ist nichts für die ausgepichten Chemiker unter den Kameraden, denn die wissen schon gleich Bescheid, wenn sie die Ueberschrift lesen. Die in chemischen Dingen unerfahrenen Kameraden mögen aber nicht glauben, daß es sich um einen Scherz oder einen gauklerhaften Kunstgriff handelt. Man kann wirklich Diamanten aus Zucker herstellen und hat es auch schon zuwege gebracht.

Das ginge noch über den Stein der Weisen, damit wäre die Goldmacherei weit in den Schatten gestellt!?

Allerdings, wenn nur nicht ein Haken dabei wäre! Die gewonnenen Diamanten waren nicht größer wie ein Stecknadelkopf und ihr Wert wurde durch die Kosten der Herstellung bedeutend übertroffen.

Wenn aber auch dabei die Bäume noch nicht in den Himmel wachsen, so ist das Problem im Prinzip gelöst, und wer weiß, ob man nicht eines Tages dazu kommt, wenn auch keine faustgroßen, so doch annähernd so große Diamanten herzustellen, wie sie sich mineralisch vorfinden. Die Zeiten, von denen man sagen konnte:

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht
berauben,"

sie schwinden mehr und mehr dahin, wenn auch der Nachsatz dieses Goetheschen Ausspruches im ersten Teil des Faust:

„Und was sie deinem Geist nicht
offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit
Hebeln und mit Schrauben"

in gewissem Sinne immer seine Wahrheit behaupten wird. Daß der Diamant reiner Kohlenstoff ist, weiß man längst. Schon lange hat man auch den Irrtum der Gelehrten des Altertums beseitigt, die da glaubten, der Diamant sei unzerstörbar. Die italienischen Gelehrten Averain und Targioni lieferten schon 1694 den Beweis, daß der Diamant verbrennbar sei und zwar, nur Kohlensäure liefernd, ohne jeden Rückstand.

Die ersten künstlichen Diamanten soll 1853 Despretz auf galvanischem Wege hergestellt haben. Dies konnte aber nicht der Weg der Natur bei Bildung der Diamanten gewesen sein. Die Thatsache, daß der Diamant hin und wieder im Meteoreisen vorkommt, brachte den Pariser Chemiker Moisson auf den Gedanken, daß der Diamant ein Produkt der Abkühlung sein müsse, ebenso wie sich bei der Abkühlung eines Abstiches grauen Roheisens Graphitblättchen bilden. Der Graphit besteht in den reinen Sorten ebenfalls aus Kohlenstoff und kommt auch im Meteoreisen vor. Daß im Meteoreisen einmal Diamant entstand, das anderemal Graphit, konnte nicht auf Zufall beruhen, es mußte sich auf bestimmte Vorbedingungen zurückführen und diese glaubte Moisson eben in der Art und Weise der Abkühlung zu erblicken. Er brachte in einen Tiegel geschmolzenen Eisens eine gewisse Menge Zucker, der bekanntlich viel Kohlenstoff enthält, setzte dann den Tiegel in einem elektrischen Flammofen einer Glut von 3000 Grad aus und brachte dann den Tiegel in ein Gefäß mit kaltem Wasser. Dadurch ging an den Oberflächen des geschmolzenen Eisens eine rasche Abkühlung vor sich, während das Innere noch den hohen Hitzegrad bewahrte. Nach einiger Zeit wurde der Tiegel aus dem Wasserbade entfernt und das Ganze der natürlichen Abkühlung überlassen. Nachdem diese beendigt war, zertrümmerte man den Inhalt des Tiegels, ätzte das Eisen mittels Säuren weg und fand in den Rückständen zur nicht geringen Befriedigung in der That Diamantenkrystalle, aber, wie schon oben gesagt, nur in der Größe von Stecknadelköpfen. Solche Diamanten sind jedoch als Schmucksteine so gut wie wertlos, denn der Wert des edelsten der Edelsteine wird erst bestimmt, wenn er geschliffen ist, und bei dem Schleifen verliert er in der Regel fast die Hälfte seines Gewichtes. Ein Diamant von der Größe eines Stecknadelkopfes bleibt aber in seinem Gewicht weit unter einem Karat oder 205 1/2 Milligramm.

Ferienfahrt ins Riesengebirge: Partie aus den Weckelsdorfer Felsen.

Waschung vor dem Gebete.

Die Kultur, die alle Welt beleckt, streckt ihre Arme immer weiter aus, selbst in Regionen, denen sie früher verschlossen zu sein schien. Der Eisenbahnbau, der auf dem europäischen Kontinent vor 58 Jahren begann, erstreckt sich jetzt schon weit in die mohammedanische Welt hinein, nach Stambul, Kairo, Smyrna, ja bis zu dem geheimnisvollen Samarkand, dessen Name noch vor wenigen Jahren einen sagenhaften Klang für die Europäer hatte.

Im Gefolge des modernen Verkehrs fehlt aber auch nicht der europäische Komfort, das, was wir Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Lebenshaltung und Lebensführung nennen. Konstantinopel, Kairo, Smyrna und viele andre Städte der mohammedanischen Welt sind in mancher Hinsicht, namentlich aber, was die Einrichtungen des Handels und Verkehrs betrifft, ganz nach abendländischem Muster eingerichtet. Man trinkt dort bayrisches Bier und ißt dazu Würstchen und dergleichen. Gerade wie in München oder Erlangen, nur mit dem Unterschied, daß es etwas teurer ist. Aber auch die sonst so unzugänglichen Regionen des mohammedanischen Kultus zeigen schon Spuren der alles beleckenden Kultur. Macht der Europäer z. B. einen Rundgang in Konstantinopel und bewundert vor allem die großartigen und herrlichen Moscheen, so wird er an der Außenwand in der Nähe der Eingangspforte zu seinem nicht geringen Erstaunen eine Reihe von metallenen Wasserkrahnen mit daruntersteheden steinernen Becken gewahren, also Waschvorrichtungen in rein europäischem Sinne. In der That hat er auch nichts andres vor sich, es dienen diese Vorrichtungen auch zu den Waschungen, welche die Mohammedaner vor der Verrichtung ihres Gebetes, als Symbol der Reinigung des Sinnes und der Seele, vornehmen, die aber hier eben den befremdlichen Anstrich haben, weil sie modern europäisch sind. Sonst sind es natürlich fließende Brunnen, die zu solchen Waschungen benutzt werden, denn nur das lebendige, das fließende, plätschernde Wasser hat nach mohammedanischen Begriffen reinigende und weiterhin läuternde Wirkung. Kommt man dann zur Gebetszeit an einer Moschee vorbei, so wird man sämtliche Krahnen von Moslemin besetzt finden, die, bevor sie zur Verrichtung ihres Gebetes die heiligen Räume der Moschee betreten, die Zeremonien der Waschung vornehmen.

Eine Ferienfahrt ins Riesengebirge.

(Fortsetzung.)

Wir schieden am andern Morgen mit großer Befriedigung von diesem gastlichen Hause, und ebenso erbaut und befriedigt schien der Wirt zu sein; denn als wir ihm ein Hoch ausbrachten, hielt er uns eine donnernde Rede und sprach die Hoffnung aus, uns noch recht oft bei sich zu sehen.

Unser Ziel für diesen Tag war Johannisbad. Nun mußt du, lieber Leser, uns erst durch einen schönen Waldweg begleiten, dann aber mit uns auf einem schmalen Fußweg durch Gebüsch und Heidekraut 2¼ Stunden steil hinauf auf den Heuschober (1317 m) aufsteigen. Dann geht es immer über die Höhen hinweg, bald auf-, bald abwärts von den Keilbauden zu den Hofbauden, dem Fuchsberg (1363 m), den Fuchsbauden, Dreckbauden, Töpferbauden, Bohnenwiesbauden, zu der Schwarzschlagbaude und dann einige hundert Meter hinab zu dem lieblichen Johannisbad.

Aber so schlimm, als du es dir vorstellst, ist dies doch nicht. Es sind im ganzen etwa 7 Stunden zu gehen. Auf den Keilbauden wurde Naturrast gemacht und auf einer der Töpferbauden gegen Mittag ein zweiter Imbiß genommen und längere Zeit ausgeruht. Ueberhaupt ist eine Kammwanderung nie etwas Ermüdendes; kühle Lüfte umwehen uns und das Auge wird wiederholt durch schöne Aussichten gefesselt. So gewährt der Weg über den Fuchsberg plötzlich einen prachtvollen Blick auf die Schneekoppe, die neben dem Brunnenberg sich mächtig aus dem tiefeingeschnittenen Riesengrund heraushebt. Ein andres prachtvolles Bild bieten die Schwarzschlagbauden: man übersieht hier die ganze Südseite des Riesengebirges mit ihren vielen Gipfeln von der Kesselkoppe bis zum Schmiedeberger Kamm, und den Mittelpunkt bildet auch hier wieder die alles beherrschende Koppe.

Nun ging es wieder scharf bergab, doch nach einer Stunde lagen schon beim Austritt aus dem Wald die obersten Häuser und Villen von Johannisbad vor uns. Als alter Soldat musterte η, der den Dienst des Tages hatte, seine Heerscharen, und als alles geordnet war, ging es im Takt der Gesänge die Chaussee hinab unserm Ziele zu. Wir kamen frühzeitig, gegen vier Uhr, in unser Quartier, so daß wir noch bis zum Abendessen einige Stunden Zeit hatten den kleinen, aber reizend gelegenen Ort etwas näher in Augenschein zu nehmen. Nach etwas hatten wir schon lange gelechzt, nämlich nach einem erfrischenden Bad. In Schreiberhau und in Spindelmühle hatten wir gehofft, baden zu können, es war uns aber nicht gelungen. Hier bot das Kurhaus sogar ein Schwimmbad, was natürlich weidlich ausgenutzt wurde. Die Badekapelle spielte leider gerade an diesem Tage auswärts und hatte wahrscheinlich viele Badegäste mit fortgelockt. Das herrliche Wetter, das uns zwar am Tage wegen der Hitze manchmal etwas lästig war, hatte den hervorragenden Vorteil, daß wir jeden Abend im Freien sitzen konnten. Unser Hotel hatte einen ganz hübschen Garten. Hier nahmen wir an einer langen Tafel Platz. Da uns von der Wirtin gesagt wurde, es wäre sehr erwünscht, wenn wir sängen, so hinderte uns nichts, schon wieder ein Fest zu feiern. Unser Genosse 4, „das alte Volk" genannt, hatte Geburtstag, und er wurde deshalb angetoastet und besungen. Die ihm als Gymnasialprimaner schon lange aufgegebene lateinische Rede hielt er zwar noch immer nicht, dankte aber für alle Glückwünsche und besonders dafür, daß wir ihn am Morgen bei den Keilbauden, auf einem Felsblock stehend und von allen umringt und beglückwünscht, photographiert hatten. Dann tranken wir sein Wohl in herbem und in süßem Ungar-

Waschung vor dem Gebete an einer Moschee in Konstantinopel.

wein, einer Stiftung seines liebenswürdigen Vaters. Unsre Lieder wurden auf der Straße, an der unser Gasthaus lag, mit Beifall beklatscht; einer von den Griechen sang, weil wir hier in Böhmen waren, das schöne Lied vom Kaiser Wenzeslaus: „Was schiert mich Reich und Kaiser," und als er geendet hatte, wurde von der gegenüberliegenden Höhe herab zur Erwiderung das Rheinlied gesungen: „Es liegt eine Krone im grünen Rhein." Gegen zehn Uhr wurde es still um uns her, und auch wir verzogen uns in die Federn, um von dem bevorstehenden „halben Ruhetag" zu träumen. Aber man soll auch einen halben Ruhetag nicht vor dem Abend loben.

Von Johannisbad führte uns am andern Morgen ein sehr schöner Promenadenweg in dreiviertel Stunden nach Freiheit, der nächsten Eisenbahnstation; von hier fuhren wir bis Trautenau, wo es im Kriege von 1866 so hart hergegangen ist.

Der Tag hatte unter dem Zeichen der schlimmsten Hitze begonnen. Um so freudiger wurden die fünf eleganten Landauer begrüßt, welche uns über den sonnigen Weg nach Weckelsdorf fahren sollten. Sie waren erst nachträglich in das Programm eingesetzt worden, die Möglichkeit aber hierzu hatte uns wiederum eine Stiftung des an unsern Reisen stets warm teilnehmenden Herrn C. gegeben, den du, lieber Leser, bei der gleichen Gelegenheit auf der sonnigen Tonalstraße in Welschtirol, sowie auf dem Weg von Andermatt nach Realp schon kennen gelernt hast. So fuhren wir ungefähr 15 km bis zu den Adersbacher und Weckelsdorfer Felsen.

Diese höchst interessanten Steingebilde bestehen aus zwei getrennten Gruppen von Sandsteinmassen, deren jede etwa 4 km lang und 2 km breit ist. Diese jetzt zerklüfteten und tief eingeschnittenen Felsen haben gewiß in uralter Zeit eine einzige große Masse gebildet, von der das Wasser die weichen und porösen Teile des Sandsteins ausgespült und dadurch die schmalen und gewundenen Spalten, Schluchten und Gänge zwischen senkrecht aufsteigenden, bis zu 30 m hohen Felswänden gebildet hat. Die Felsen sind natürlich an den steilen Seitenwänden kahl, während sie oben und in den flacheren Einsenkungen mit üppiger Nadelholzvegetation bewachsen sind. Die mehrstündige Wanderung durch diese Felsenstadt, wie man sie nennt, auf den künstlich angelegten Wegen, die zum Teil nie von einem Sonnenstrahl erreicht werden und oft so eng sind, daß immer einer hinter dem andern hergehen muß, führt durch großartige Partien, die an romantischer Wildheit ihresgleichen suchen. Das zerrissene und zerklüftete Gestein hat manchmal seltsame Formen, in denen man Menschen- oder Tiergestalten wieder zu erkennen glaubt, oder sie wölben sich oben domartig und runden sich wie zu einem Amphitheater zusammen und dergleichen mehr. Die Führer benützen dies zu unzähligen Vergleichungen und stereotypen Benennungen, mit denen sie ihre Erklärungen ausschmücken. Da wird uns, um nur einige Namen zu nennen, gezeigt: das Raubschloß, die Wolfschlucht, der heilige Nepomuk, der Gemsjäger, das Rebhuhn, die harrende Braut, und die Junggesellenstiege.

Aber noch ein ander Ding lernt man hier kennen, und das ist kein Steingebilde, an dem Jahrtausende gearbeitet haben, es ist ein Produkt des schnöden und gewinnsüchtigen neunzehnten Jahrhunderts; dies Ding heißt Trinkgeld. Die Besitzer der Adersbacher und Weckelsdorfer Felsen haben die Eingänge zu denselben durch Thüren abgeschlossen, so daß man sie nur in Begleitung eines der von ihnen angestellten Führer gegen ein Eintrittsgeld von 1 Mark oder 50 Kreuzer besuchen kann. Hierbei ist aber nun keineswegs der Führer mitbezahlt, sondern er beansprucht für sich den gleichen Preis. Nun wandern wir zu den Felsen hin; echoerzeugende Hornbläser empfangen uns — Trinkgeld. Dann gibt es Böllerschüsse — Trinkgeld. Wir kommen in der Felsenstadt an eine Quelle, man kredenzt uns einen Becher — Trinkgeld. Ein kleiner Teich ladet zu einer Kahnfahrt ein — Trinkgeld. In dem sogenannten „Dom" läßt der Führer einen gellenden Pfiff ertönen, und sofort vernehmen wir die feierlichen Töne einer Orgel — Trinkgeld. Er selbst hält von der „Kanzel" eine Ansprache, die eine Predigt ersetzen soll, aber einen sehr metallischen Beigeschmack hat, das heißt immer wieder — Trinkgeld. Und der Gelegenheiten gibt es noch viele, so daß man nicht mit Unrecht sagen könnte, Adersbach und Weckelsdorf bestünden aus Felsen und Trinkgeld.

Wir ließen uns dadurch in der Betrachtung der großartig schönen Naturbilder nicht stören. Nach ungefähr zweistündiger Besichtigung zogen wir aus der Kühle der Felsenstadt wieder in die heiße Augustsonne hinaus, und nach einer abermaligen Rast im Gasthof zum Eisenhammer verließen wir Weckelsdorf gegen drei Uhr.

Braunau ist ein bekanntes böhmisches Städtchen mit vielen geschichtlichen Erinnerungen aus der Zeit der Hussitenkriege und den Anfängen des dreißigjährigen Kriegs. Ein bis anderthalb Stunden davon entfernt liegt auf der Spitze eines Berges, der ähnliche Felsengebilde trägt wie die oben geschilderten, eine Kapelle, St. Maria stella matutina, kurzweg Maria Stern genannt, ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Aber eines ebenso lebhaften Besuches erfreut sich besonders an Sonn- und Festtagen das daneben stehende Forst- und Gasthaus, alles dem Kloster in Braunau gehörig.

Dort hinauf mußten auch wir am Nachmittag noch wallfahrten, trotzdem der Wirt im Eisenhammer sagte, er thäte es nicht, wenn ihm auch jemand 100 Mark dafür gäbe. Unser Führer aber, ein stämmiger Geselle, nahm eine ganze Anzahl unsrer Tornister auf ein hölzernes Tragreff, und so pilgerten wir weiter. Der gute Mann aber hatte die bei einem Führer sehr unangenehme Eigenschaft, daß er die Entfernungen nicht taxieren konnte, und wenn er sagte, bis da oder dorthin sei es noch eine Viertelstunde, so war es ganz sicher eine ganze. So wollte er uns auch in $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Maria Stern bringen, und wir brauchten $3\frac{1}{2}$ Stunden. Wir fanden aber reichlichen Lohn für den anstrengenden Weg an unserm Ziel.

Dieses Forsthaus hat eine ganz prachtvolle Lage. Zu

seinen Füßen liegt das schöne Braunauer Ländchen. In der Ferne sieht man die Heuscheuer und die Glatzer Berge, das Waldenburger Gebirge und die Kuppen des Riesengebirges. Wir kamen gerade an, als die untergehende Sonne noch mit ihren letzten Strahlen die Schneekoppe glänzend beleuchtete. Das Forsthaus selbst ist ein ganz stattliches Gebäude, aus einem Mittelbau und zwei Flügeln bestehend, und ist rings herum von prächtigem Wald umgeben. Der Wirt, Herr Wincenz Wobornik, hatte uns bei unsrer ersten Anfrage geschrieben, er werde für gute Verpflegung sorgen und uns ein billiges Nachtquartier bereiten. Nun, die Verpflegung war gut, aber mit dem Nachtlager sah es flau aus. Erinnerungen an Weißbach und seine Strohsäcke tauchten bei uns auf, als wir Strohbündel die Treppe hinauftragen sahen. Wir hatten uns ja aber von dem „billigen Quartier" auf dieser einsamen Höhe keine goldenen Versprechungen gemacht, deshalb setzten wir uns, unbekümmert darum, auf die Veranda an der Nordseite des Hauses und sogen in vollen Zügen die köstliche Abendluft ein und weideten uns an dem herrlichen Anblick der Abendlandschaft, ließen uns dann und wann im Saale den böhmischen oder ungarischen Wein trefflich munden, bis die Sehnsucht nach Schlaf uns nach und nach trennte.

Im Hause war es sehr still, und die Natur ringsum lag in tiefem Frieden; man hätte mit Goethe sagen können:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde,
Warte nur! Balde
Ruhest du auch."

Aber als der Dichter diese Verse auf luftiger Waldeshöhe bei Ilmenau an einen Thürpfosten schrieb, war er nicht in Gesellschaft einer Schar von so übermütigen Gesellen wie wir, die zum größten Teil auf blankem Stroh schlafen mußten. Da ging es noch lange, lange lustig her, man rumorte umher, neckte sich gegenseitig, trieb mit einem Worte mancherlei Allotria, wie es eben die Jugend selbst nach anstrengenden Tagesmärschen noch im stande zu treiben ist; aber schließlich erbarmte sich der Dienst der nebenan liegenden Griechen und dachte, wie es in dem schönen Nachtlied des Wanderers von Goethe heißt:

„Ach, ich bin des Treibens müde"

und veranlaßte, daß auch in diesen Räumen bald der „süße Friede" einkehrte.

Ein herrliches Bild war es, als die Sonne am folgenden Morgen golden am Horizont heraufstieg, um ihre Wanderung am wolkenlosen Himmel anzutreten. Es war Sonntag Morgen; das Glöcklein der Kapelle sendete seinen Sonntagsgruß ins Thal hinab, und als Antwort erscholl aus dem Thal herauf überall der Klang der Morgenglocken, für uns zugleich der Abschiedsgruß des Böhmenlandes.

(Fortsetzung folgt.)

Das römische Fest der Saturnalien.

Endlich ist der zehnte Monat des Jahres wiedergekommen, der Dezember. In der prächtigen Kaiserstadt Rom ist Freude und Jubel überall. Alles bereitet sich vor auf die herrlichen Festtage der Saturnalien.

Auch in dem Hause des Cajus war man eifrig beschäftigt, um alles für die Tage des Saturnus aufs beste vorzubereiten. Das große Empfangszimmer wurde mit grünen Olivenzweigen ausgeschmückt, die Büsten und Figuren gereinigt. Im Eßzimmer waren wohl ein Dutzend Sklaven damit beschäftigt, die Sessel und Lagerstätten in Ordnung zu bringen. Auch hier wurden duftende Zweige und Blumen an den Wänden befestigt.

Sonst arbeiteten die Sklaven gewöhnlich mürrisch und ohne viel miteinander zu reden, denn wenn sie es auch gut hatten im Hause des Cajus, so wurden sie doch stets niedergedrückt von dem Gedanken, daß sie niemals ihre Freiheit wiedererlangen konnten. Aber heute lachten und scherzten sie, es war eine Lust sie arbeiten zu sehen.

Mitten im Saal stand Cajus. Er hatte eine lange weiße Toga über die Schulter geschlagen, und sah mit zufriedenem Lächeln auf seine rührigen Diener.

„Mach hurtig, Parus!" rief er jetzt einem derselben zu, der eine Büste des Jupiter abwusch und in Gedanken die schönen Gesichtszüge des Gottes betrachtete. „Mach hurtig! Du kannst ja in den nächsten Tagen ausruhen!"

Ein freudiges Lächeln durchzuckte das Gesicht des Angeredeten, und schnell vollendete er seine Arbeit.

Als es dunkelte war alles für das Fest vorbereitet. Und morgen war der erste Festtag. Morgen begannen die Freuden der Saturnalien. Welche Wonne vor allem für die Kinder und die Sklaven!

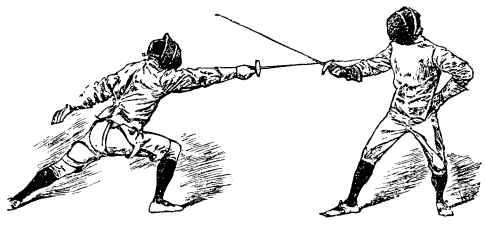
Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne glänzte am Himmel und schien sich schon im stillen zu freuen über all den Jubel, den sie in den nächsten sieben Tagen erleben sollte. Im Hause des Cajus war man schon frühzeitig vom Lager auf gewesen. Nun putzten sich Herr und Sklaven für den Zug nach dem Tempel des Saturn. Ungeduldig standen schon einige Diener an der Pforte des schönen Hauses und sahen sehnsüchtig auf die große Straße des Augustus. Hier liefen hurtig Männer und Frauen und Kinder hin und her, laute Scherze den Dienern zurufend.

Endlich war die Zeit des Festes völlig gekommen. Herr und Diener gingen hinab auf die Straße. Aus allen Häusern traten die Bewohner. Der eine schloß sich dem andern an, denn alle hatten ein Ziel, den herrlichen Tempel des Saturn am Fuße des kapitolinischen Hügels. Wer nicht hinein konnte, blieb draußen vor dem Portal mit den Marmorsäulen. Jetzt brachte der Oberpriester dem Gotte Saturn ein Opfer. Darauf trat jeder zu der Bildsäule des Gottes heran und betete, betete aus tiefstem Herzen, denn heute war ja ein Feiertag für alle.

Danach wurde die Bildsäule des Saturn auf ein reich mit Gold, Silber und herrlichen Teppichen geschmücktes

Ruhebett gelegt und ihm ein prächtiges Mahl angerichtet.

Darauf begab sich der ganze Schwarm in den großen Zirkus. Cajus ging mitten unter den Sklaven. In dieser Woche gab es keine Schranken zwischen reich und arm. Der Schuldherr durfte einen Schuldner nicht mahnen, es durfte niemand bestraft werden, die Gerichte blieben geschlossen. Alles war nur der ausgelassensten Freude hingegeben.



Das Fechten auf den Stich mit dem Stoßdegen.

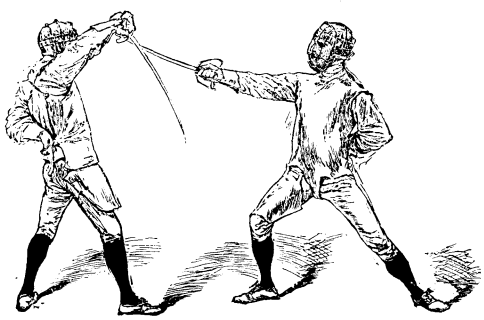
Im Zirkus war ein großes öffentliches Mahl bereitet worden. Die herrlichsten Leckerbissen füllten die Tafel. Auf den Ehrenplätzen saßen heute die Sklaven. Sie mußten das ganze Jahr hart arbeiten, dafür waren sie in den sieben Tagen dieses Festes frei, ihren Herren gleich-, ja übergeordnet.

Cajus und die andern reichen Römer liefen mit besetzten Schüsseln von einem Tisch zum andern und bedienten ihre sonstigen Diener. Die ausgelassenste Fröhlichkeit herrschte an der Tafel. Scherze und Spottreden schwirrten von einem zum andern. Ja der Spott wurde teilweise sogar recht scharf, mancher Sklave geißelte seinen Herrn durch scharfen Witz; aber dafür durfte er ihn nicht strafen; er konnte sich nur mit gleichem Wort verteidigen.

Nachdem das Schmausen beendigt war, holte man Würfel und begann zu spielen. Cajus saß neben einem Sklaven. Er gewann im Spiel, und der Haufen von Nüssen, um welche man spielte, mehrte sich neben ihm von Wurf zu Wurf. Aber beim nächsten Wurf gewann sein Diener Parus alle Nüsse, die vor Cajus lagen.

„Diesen Wurf hast du dir wohl schon gestern ausgedacht, mein Freund, als du den Jupiter so aufmerksam ansahst?“ sagte Cajus.

„Das nicht, aber von jetzt an werd' ich mir den Ju-



Das Säbelfechten.

piter in deinem Saal häufiger ansehen; es scheint Glück zu bringen.“

„Und dabei wirst du ihn mir noch nächstens entzweiwerfen.“

„Nein, Cajus, darin bin ich nicht so geübt wie du, der du neulich drei etruskische Vasen auf einmal umwarfst, als du mich züchtigen wolltest.“

„Ja, deine Dummheit war schuld an dem Schlag, folglich bist du die Hauptursache des Unglücks gewesen.“

„Freilich, aus einer kleinen Dummheit machen weniger kluge Leute leicht eine größere.“

Eben wollte Cajus den scharfen Scherz durch einen nicht minder beißenden erwidern, als vom Eingang her lautes Kreischen an sein Ohr drang. Alle begaben sich an die Stelle, von wo der Lärm erscholl.

Draußen vor dem Portal des Zirkus schleppten einige Sklaven einen widerstrebenden Genossen heran, setzten ihn auf ein Brett, welches sie auf zwei Steine gelegt hatten und hielten ihn darauf fest. Einige andre lose Jünglinge traten mit einem Topf herzu, in welchem schwarze Farbe war. Dem armen Opfer wurde nun das Gesicht angemalt, so daß er bald aussah wie ein Mohr, und wurde so im Triumph in den Zirkus geführt.

Bis spät in die Nacht hinein dauerte das Gelage.

Am nächsten Morgen begann das bunte Leben aufs neue. Kinder und Jünglinge liefen durch die Straßen und jubelten.

Hier und da sah man einen Knaben mit einer großen Wachskerze einhergehen. Auch zu Cajus kam ein braunlockiger Jüngling und überreichte ihm mit glänzenden Augen eine mächtige Kerze, indem er sagte: „Die sendet dir Dorilus, dein Freund!“

Diese Sitte war allgemein zur Zeit der Saturnalien. Es sollte wohl bedeuten: Ich wünsche dir, daß es in deinem Hause immer so glänzend hergehen möge, wie jetzt, und daß nur lichter Sonnenschein dich umgebe, niemals schwarze Wolken der Trauer dich umlagern.

Auf dem Marsfelde war jetzt ein großer Markt hergerichtet. Alles, was den Menschen erfreuen konnte, wurde hier verkauft: Leckerbissen, Kleider, Waffen, Gemälde, sogar Bücher.

An diesem, wie am vorhergehenden und den folgenden Tagen wurden große Gelage abgehalten, im Zirkus und in Privathäusern. Cajus war immer einer der Tollsten. —

Heute am letzten Tage war eine große Aufführung im Theater. Alle Plätze waren eingenommen, man stand sogar, das Theater war überfüllt.

Unten in der Kaiserloge saß Diocletian.

Jetzt wurde das Schauspiel eröffnet, alles hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, aller Augen waren auf die Bühne gerichtet. Da auf einmal ergoß sich, auf einen Wink des Kaisers, ein Kuchenregen über den großen Zuschauerraum. Lautes Kreischen und Lachen folgte. Mancher war vor Schreck bewußtlos zurückgesunken, aber desto eifriger sammelten die Geistesgegenwärtigen, vor allem die Sklaven.

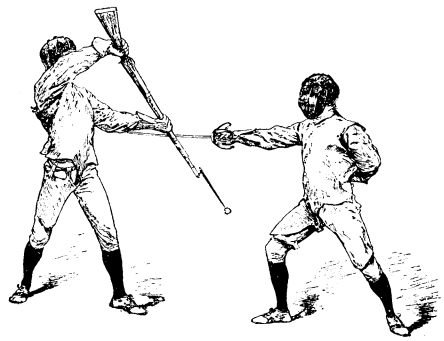
Gar mancher dieser Diener lag am andern Morgen auf dem Lager und krümmte sich vor Schmerz — er hatte doch wohl etwas zuviel Kuchen gegessen. Aber was schadete es, es gab ja doch nur einmal im Jahr das Fest der Saturnalien!

Von der Fechtkunst.

(Schluß.)

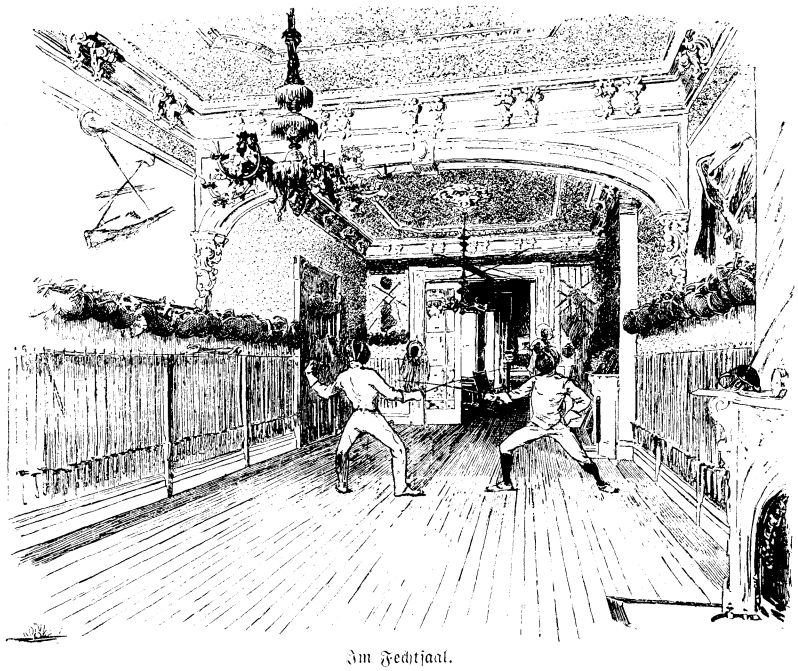
In Deutschland hat sich trotzdem das Hiebfechten von jeher größerer Beliebtheit erfreut und sich fester eingebürgert, als das Stoßfechten. Die Meister vom langen Schwerte, die Mitglieder jener Fechtgesellschaften in den Reichsstädten, von denen wir früher gesprochen haben, führten ihren Namen von der Waffe, welche sie handhabten; sie ist es, mit welcher noch jetzt auf den Universitäten gepaukt wird, und der Reitersmann zieht es vor, auf seinen Gegner einzuhauen, statt daß er seinen Pallasch oder Säbel zum Stechen gebraucht. Eine Zeit lang freilich hat auf unsern Hochschulen der Stichkomment mit dem Haukomment um den Vorrang gekämpft und im letzten Dritteile des achtzehnten Jahrhunderts wäre der letztere ihm fast erlegen. Ein Marksbruder, aus der Frankfurter Gesellschaft Sankt Markus von Löwenberg hervorgegangen, bürgerte das Stoßfechten in Jena ein. Der Mann hieß Kreusler und durch vier Generationen ist sein Stamm dort als Universitätsfechtmeister thätig gewesen. In Jena und in Erlangen war es am längsten Brauch, die Zweikämpfe mit dem Stoßdegen auszufechten und auf dem Paukboden das Fechten auf den Stich zu üben.

Die Mensur, das heißt der regelrechte Abstand zwischen den Fechtenden, ist genommen. Die Klingen sind gebunden, sie liegen so nahe aneinander, daß sie sich gegenseitig berühren. Der Blick des eigenen Auges und das Gefühl der eigenen Hand sagen dem einen, was der andre vorhat. Jetzt heißt es: los! Soll er warten, bis der Gegner den Kampf eröffnet, parieren und nach einer Blöße spähen, dann nachstoßen oder nachhauen? Während er einen Augenblick überlegt und zögert, ist jener zu der That geschritten. Hier hat er eine äußere Quart gestoßen, dort eine Tiefquart gehauen, aber im ersten Falle wurde des Angreifers Klinge mit der Stärke (unterer Teil) der eigenen zur Seite gedrückt, im zweiten wurde der Angriff dadurch unschädlich gemacht, daß die Spitze der eigenen Klinge angezogen wurde, worauf der Hieb an letzterer, ohne zu treffen, entlang lief. Nun folgen Nachstöße und Nachhiebe. Verstellte Angriffe, die man Finten nennt, suchen den Gegner zu verleiten, daß er sich Blößen gibt; Battuten sollen dazu dienen, solche durch ein schiebendes Herausdrängen der feindlichen Waffe aus ihrer deckenden Lage zu schaffen; Ausfall folgt auf Ausfall, Stoß auf Stoß, Hieb auf Hieb; dem Angriffe begegnet die Parade; den allzu hitzigen Gegner läßt der Stoßfechter auflaufen; der kräftigere Hiebfechter sucht das



Das Bajonett gegen den Säbel.

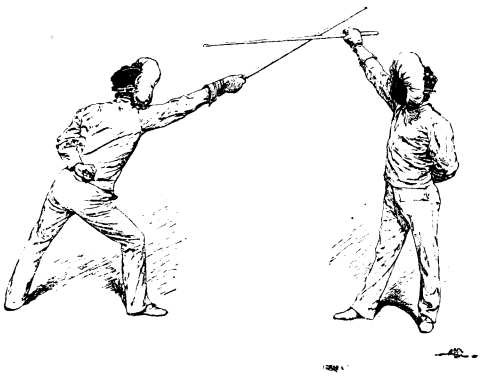
Uebergewicht, welches seine Muskelstärke ihm in Aussicht stellt, durch rasch einander folgende Doppelhiebe zu verwerten; der geschicktere Stoßfechter bringt seine Kunst zur Geltung, indem er durch eine mächtige Ligade seinem Gegenüber die Waffe aus der Hand windet, so daß sie hoch im Bogen durch die Luft schwirrt und in einem fernen Winkel klirrend zur Erde fällt. Schweißtriefend und ermattet nehmen die Kämpfer die Masken ab, welche während der Uebung, bei dem Hiebfechten an einem die Wirkungen des Kopfhiebes abschwächenden dicken Filzhute befestigt, das Gesicht und namentlich die Augen geschützt haben und ziehen sich, um zu ruhen, in eines der an den Fechtraum anstoßenden Gemächer zurück, dessen Ausschmückung auf die Bestimmung der Oertlichkeit deutet.



Im Fechtsaal.

Eine ganz besondere Art des Hiebfechtens ist bekanntlich das Säbelfechten. Wo von Hiebfechten schlichtweg die Rede ist, hat die Waffe, mit welcher es geschieht, eine gerade Klinge, beim Säbelfechten eine gekrümmte. Dadurch wird eine anderartige Führung bedingt. Während dort die Hiebe aus dem Handgelenke geschlagen wurden, tritt hier der ganze Arm in Thätigkeit. Ferner ist der zum Fechten gebrauchte Säbel erheblich schwerer. Seine Handhabung

setzt größere Körperkraft voraus, sie ist langsamer, der ganze Hergang beim Säbelfechten schwerfälliger und die Uebung darin nicht in gleichem Maße wie das Stoßfechten und das Hiebfechten im engeren Sinne geeignet, das Auge und die Hand zu üben, Entschlossenheit und Geistesgegenwart zu fördern. Von Wichtigkeit ist sein



Das Stockfechten.

Betrieb für den Soldaten, welcher im Kriege den Säbel führen soll.

Ausschließlich bei den Soldaten wird eine weitere Art des Fechtens betrieben, die mit dem Bajonettgewehre. Auffallend lange hat es gedauert, bis jene zum Gebrauche desselben als blanke Waffe durch einen regelmäßigen Unterricht angeleitet wurden. Und doch hatte die Verbindung des Bajonetts mit dem Gewehre den Zweck, eine solche zu schaffen. Erst nach Beendigung der napoleonischen Kriege gab ein königlich sächsischer Offizier, der Hauptmann von Selmnitz, Anleitung zur Erteilung eines regelmäßigen Unterrichtes im Bajonettfechten und bald ward dieser Ausbildungsgegenstand Gemeingut aller mit der Waffe ausgerüsteten Fußtruppen. Im Ernstfalle kommt letztere freilich nur selten zur Verwendung, denn wenn man von Bajonettangriffen liest, muß man nicht an ein Kreuzen der Klingen, an Stöße und Paraden denken. In den allermeisten Fällen hat es sich nur darum gehandelt, dem Gegner entschlossen auf den Leib zu gehen und ihm zu zeigen, daß man im äußersten Falle auch vor diesem letzten Mittel nicht zurückschrecken würde. Bei der Uebung wird meistens mit dem Bajonett gegen das Bajonett gefochten, aber auch gegen die Waffe des Reiters hat der Infanterist zu kämpfen und jener wider diesen, daher wird auch das Fechten des Infanteristen gegen den Kavalleristen gelehrt, an letzterem zunächst zu Fuß, später zu Pferde.

Hauptmann von Selmnitz hatte die Anregung zur Aufstellung von Regeln für das Bajonettfechten und zur Ausbildung der Mannschaften in diesem Dienstzweige in Frankreich empfangen, wo er die Jahre 1815 bis 1818 bei den in Gemäßheit der Abmachungen des zweiten Pariser Friedens dort verbleibenden Besatzungstruppen der verbündeten Mächte zubrachte. Hier lernte er bei der ländlichen Bevölkerung das Stockfechten kennen, welches von den Dorfbewohnern, die sich den Aufwand für ein kostspieliges Gerät nicht gestatten können, mit Leidenschaft betrieben wurde. Eine Spielart desselben ist die, bei welcher die Stäbe in der Mitte gefaßt werden und fortwährend in der Luft herumwirbelnd zu kräftigen Hieben und zu geschickter Abwehr von solchen dienen.

Alter Karpfen.

Daß die Karpfen ein hohes Alter erreichen, ist bekannt, aber es ist oft schwer, ihr Alter festzustellen. Im Teiche des dem Herzog von Arenberg gehörigen Parkes zu Enghien (Hennegau) hat man jüngst einen gewaltigen Karpfen gefangen, welcher an einem seiner Kiemen einen goldenen Ring trug mit einer Inschrift, die besagte, daß „dieser Karpfen im Jahre 1802 unter dem Konsulate Bonapartes in den Teich gesetzt worden war.“ Der Karpfen wurde sofort wieder in den Teich geworfen.

Rätsel.

Als erstes sei stets wahr und recht
Und nie der Leidenschaften Knecht.
Das andre ist ein trauter Ort,
Mit Bangen ziehst du von ihm fort.
Das Ganze such in deutschem Land,
An eines schönen Stromes Strand.

Rätseldistichon für Lateiner.

Filia sum silvae, quae brachia tendit in altum;
Cor mihi si mutas, dulcia poma fero.

Auflösung des Rätsels auf Seite 112.

„Blitzzug.“

Auflösung des Aenigma bisyllabum auf Seite 112.

„Versus.“

Auflösung des geographischen Versteckrätsels auf Seite 112.

1. **Nil**, 2. **Orel**, 3. **Capri**, 4. **Friesee**, 5. **Turin**, 6. **Elbe**, 7. **Minho**, 8. **Peru**, 9. **Teheran**, 10. **Altona**, 11. **Delft**, 12. **Oran**, 13. **Linz**, 14. **Oberfranken**, 15. **Rom**, 16. **Essen**, 17. **Velletri**, 18. **Ofen**, 19. **Lahn**, 20. **Uri**, 21. **Pest**, 22. **Torgau**, 23. **Arno**, 24. **Straubing** = nocet empta dolore voluptas.

Runenrätsel.

Man ordne die bei den Runenzeichen befindlichen Buchstaben so nach ersteren, daß ein Sprichwort mit sieben Worten entsteht.

8. Jahrgang.
№ 10.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Sam Hawkens zeigte bei diesen Worten auf sein Gewehr und fügte hinzu: „Uebrigens, daß ich damals Offizier wurde, darauf gebe ich keinen leeren Kürbiskern. Zu einem tüchtigen Westmanne gehört weit mehr als zu einem Subalternoffizier, und ein Westmann bin ich, Sir; ja, der bin ich ganz gewiß, und wenn Ihr es nicht glaubt, so bin ich bereit, es Euch zu beweisen. Wollen wir uns einander gegenüberstellen, um zu erfahren, wessen Kugel ganz genau das Herz des andern trifft? Bin sofort bereit dazu, Sir, sofort, wenn Sie es wünschen!"

Das wurde in einem Tone gesprochen, welcher trotz der allerdings lächerlichen Gestalt Sams dem Offizier sichtlich imponierte. Der letztere machte eine abwehrende Handbewegung und antwortete, diesesmal nun in höflichem Tone: „Ist gar nicht nötig, Sir, ist nicht nötig! Warum sollen sich Gentlemen, welche Kameraden sind, ohne alle Veranlassung niederschießen?"

„Hm! Veranlassung wäre wohl vorhanden dazu. Aber da Ihr erkannt habt, daß der vermeintliche Hanswurst ein Gentleman und Euer Kamerad ist, so habt hier meine Hand. Wollen nun in Frieden über die lustige Aufführung sprechen, an welcher Ihr Euch beteiligen sollt."

Sie schüttelten sich die Hände, und dann erzählte Sam von seinem gestrigen Zusammentreffen mit den zwölf Reitern, welche er für die Finders hielt. Der Kapitän hörte sehr aufmerksam zu; sein Gesicht nahm je länger desto mehr den Ausdruck großer Spannung an, und als der Kleine geendet hatte, sprang er erregt auf und rief: „Wenn Ihr Euch nicht irrtet, Sam! Wenn es wirklich die Finders wären! Welch ein Fang!"

Sam blinzelte ihn mit seinen kleinen Aeuglein an und fragte: „Meint Ihr, daß Sam Hawkens so dumm ist, nicht zu wissen, was er behauptet? Sie sind es, sage ich Euch, sie sind es!"

„Aber warum seid Ihr da von San Xavier del Bac fortgeritten, ohne Sie mitzunehmen? Sie waren doch gefesselt und befanden sich in Eurer Gewalt!"

„Kann ich beweisen, daß sie Diebe, Räuber, Mörder, daß sie wirklich die Finders sind? Dieser Beweis muß erst erbracht werden, indem ich ihnen die Gelegenheit gebe, uns zu überfallen. Wenn wir sie dabei ergreifen, sind sie ohne weiteres überführt."

„Ergreifen! Ihr wollt euch also überfallen lassen?"

„Yes."

. . . Sam Hawkens trat also zu seinem Maultiere, gab demselben einen leichten Klaps und sagte: „Leg dich nieder, alte Mary, und warte, bis ich wiederkomme!" . . .

> Verwöhnt und üppig, faul und feig —
> O armes Land, wo so die Jugend!
> Doch hoch zu preisen, glücklich reich
> Der Staat, wo man noch ehrt die Tugend;
> Wo Männerkraft an Geist und Leib,
> Mehr gilt als Name, Geld und Güter,
> Wo stolz ein Gatte sieht das Weib,
> Des Heims und Vaterlandes Hüter! —
> Dies, deutscher Jüngling, sei dein Ziel.
>
> Tanera.

„In Wirklichkeit überfallen lassen?“

„Natürlich! Oder meint Ihr, daß ich nur davon träumen soll?“

„Das ist Scherz; mir aber ist es Ernst. Ich könnte mich meinen Vorgesetzten nicht besser empfehlen, als wenn wir gerade jetzt, da ich der Kommandierende bin, diese berüchtigte Bande in die Hand bekämen. Aber wenn ihr warten wollt, bis sie über euch herfallen, begebt ihr euch in die größte Gefahr!“

„Fällt keinem Menschen ein!“

„Und doch! Der Ueberfall wird doch in der Weise stattfinden, daß sie euch niederschießen?“

„Wenn wir uns hinstellen, ja; aber der kleine Sam Hawkens wird mit seinen Leuten verschwunden sein.“

„Dann ist aber von einem Ueberfalle keine Rede!“

„Warum nicht? Die Wagen werden überfallen, und wenn wir nicht bei denselben sind, so bleibt die That doch ein Verbrechen, und wir können getrost behaupten, daß sie uns ermordet hätten, wenn sie uns angetroffen hätten. Wir werden zwar nicht beweisen können, daß sie Mörder sind; aber sie überfallen nächtlicher Weile einen Wagenzug; das ist Raub, und darauf steht hier zu Lande die Todesstrafe.“

„Well! Aber wie wollt ihr sie dabei ergreifen, ohne daß es zum Kampfe kommt und ihr euch also in die Gefahr begebt, euer Leben zu verlieren?“

„Das wird sich finden, wird sich ganz gewiß finden, Sir, wenn Ihr uns dabei unterstützen wollt.“

„Das soll mehr als gern geschehen; nur möchtet Ihr mir sagen, wie Ihr Euch diese Unterstützung denkt.“

„Setzt Euch aufs Pferd und begleitet uns mit einem Trupp Eurer Kavallerie!“

„Ich wäre ganz glücklich, wenn ich das thun dürfte; aber es ist mir nicht gestattet, meinen Posten hier zu verlassen. Und da ich so wenig Leute hier habe, könnte ich höchstens nur zwanzig Mann detachieren.“

„Das genügt vollständig, Sir.“

„Wenn Ihr dies meint, so soll's geschehen, doch muß ich unbedingt vorher wissen, wie Ihr Euch die Sache denkt. Hat Eure Ansicht meinen Beifall, so sollt Ihr zwanzig Mann bekommen. Seid Ihr denn wirklich so sicher, daß die Finders Euch folgen werden?“

„Daß sie kommen werden, das ist so sicher, wie mein alter Filzhut hier, hihihihi! Sie werden freilich nicht wagen, sich in Tucson sehen zu lassen, sondern die Stadt umreiten; dennoch aber ist es möglich, daß sie einen einzelnen von ihnen als Kundschafter in die Stadt senden. Darum darf jetzt niemand als nur wir beide, höchstens noch der Lieutenant, erfahren, was wir vorhaben. Also sie werden einen Bogen um die Stadt schlagen, bis sie wieder auf unsre Wagenspur treffen, und derselben folgen, bis sie bemerken, daß und wo wir für die nächste Nacht Lager machen. Sie bleiben natürlich zurück und ruhen aus, bis es dunkel geworden ist; dann kann und wird der Ueberfall stattfinden, wenn ich mich nicht irre.“

„Nun, und Ihr? Ihr wolltet doch nicht bei den Wagen bleiben, wie Ihr vorhin sagtet.“

„Ja, wir werden uns freilich hüten, uns erschießen zu lassen. Wir gehen fort.“

„Wohin?“

„Das kommt darauf an, wo wir lagern werden. Kennt Ihr die Stelle, an welcher die Guadeloupestraße mit dem Wege von Babasaqui zusammenstößt? Und wird diese Stelle auch dem Lieutenant, den Ihr uns mitgeben wollt, bekannt sein?“

„Wir sind beide mehrere Male dort gewesen, er sowohl wie ich.“

„Well, ist mir lieb. Dort werden wir lagern, denn dort gibt es Wasser, was für unsre Zugtiere die Hauptsache ist. Ihr schickt den Lieutenant mit seinen Leuten voraus dorthin; aber er muß sich seitwärts unsres Weges halten, damit die Finders nicht etwa seine Spur treffen und mißtrauisch werden. Wir folgen später und treffen mit ihm dort zusammen. Sobald es zu dunkeln beginnt, zünden wir ein großes, helles Feuer an, damit die Finders uns leicht bemerken können. Dann lassen wir die Wagen stehen und machen uns zur Seite, um die Kerls, sobald sie sich heimlich nähern, gleich mit den Fäusten zu packen, niederzureißen und gefangen zu nehmen.“

Der Kapitän ging eine Weile schweigend, aber mit raschen Schritten im Zimmer hin und her; dann blieb er vor Sam stehen und sagte: „Wie Ihr das sagt, klingt es so glatt, so leicht, als ob es nur so und gar nicht anders kommen könne. Die Finders werden den Ueberfall aber jedenfalls nicht unternehmen, ohne vorher einen Kundschafter nach eurem Lager gesandt zu haben.“

„Das sollen sie auch, und das werden sie allerdings.“

„Aber dann sieht der Späher doch, daß ihr euch nicht im Lager befindet!“

„Nein, das sieht er nicht, denn wir werden es nicht eher verlassen, als bis er dagewesen ist.“

„Dann müßtet ihr aber doch über sein Kommen und Gehen unterrichtet sein!“

„Das werden wir auch, Sir.“

„Wieso? Auf welche Weise?“

„Hm, Ihr scheint Sam Hawkens für dümmer zu halten, als er ist, hihihihi! Den Finders traut Ihr zu, daß sie einen Kundschafter voraussenden. Können denn dasselbe auch nicht wir thun? Ich sage Euch, Sir, daß ich diese Kerls viel eher belauschen werde, als sie uns.“

Der Offizier schüttelte zweifelnd den Kopf und entgegnete: „Das dürfte wohl unmöglich sein. Ihr müßtet sie schon am Tage beschleichen. Ich habe viel, sehr viel von Euch und Euern beiden Kameraden erzählen hören; ich weiß also, wie listig und wie verwegen Ihr seid, aber diese Leute am hellen, lichten Tage belauschen, hier, wo es keine Wälder gibt, wo man sich verstecken kann, das dürfte Euch wohl kaum gelingen. Dazu müßt Ihr folgendes bedenken: Ihr brennt ein großes Feuer an: sie hingegen werden werden sich hüten, dies zu thun; sie können also euern Lagerplatz schon von weitem sehen, während Ihr nicht wißt, wo sie zu finden sind.“

„Meint Ihr? Meint Ihr wirklich? Sam Hawkens soll nicht wissen, wohin sich diese Gentlemen stecken wer-

den, hihihihi! Das ist gerade so, als wenn mein Kopf nicht wissen sollte, daß er unter seinem Hute steckt! Ich sage Euch, die Finders werden weder nach rechts noch nach links von unsrer Fährte weichen und auch auf derselben halten bleiben, wenn sie unser Feuer sehen. Sam Hawkens aber weiß ganz genau, auf welche Entfernung hin ein Feuer, wie er es anbrennen wird, zu bemerken ist. Habt keine Sorge um mich, und sagt mir rund heraus, ob Ihr Euch mit dieser Sache befassen wollt oder nicht! Wir werden auch allein ganz gut mit ihnen fertig; nur müßten wir ihnen in diesem Falle unsre Kugeln schmecken lassen. Da ich aber lieber kein Blut vergießen will, habe ich mich an Euch gewendet. Wenn Ihr mir zwanzig Mann, also vierzig Hände, zur Verfügung stellt, können wir mit den Fäusten fertig bringen, was sonst nur mit Hilfe von Pulver und Blei zu erreichen wäre."

„Gut, ich bin einverstanden, möchte aber vorher auch die Meinung des Lieutenants hören."

„So laßt den Mann kommen, Sir! Denke aber, daß er dem Stocke, den ich schwimmen lassen will*), keine andre Richtung geben wird."

Der Kapitän holte den Lieutenant selbst herbei, und es erfolgte eine Unterredung, an deren Schlusse sich diese Ansicht Sams bewahrheitete: es blieb bei dem, was er beschlossen hatte. Die beiden Offiziere waren neugierig, auch Dick Stone und Will Parker zu sehen, doch Hawkens redete ihnen das aus, da ihr Besuch bei den Wagen oder der Besuch der beiden Genannten bei ihnen gewiß Aufsehen erregt hätte. Ein etwaiger Späher der Finders mußte dann davon erfahren, und Buttler konnte dann gar wohl erraten, daß die Garnison zu Hilfe gerufen worden sei. Als noch einige nebensächliche Dinge besprochen und bestimmt worden waren, entfernte sich Sam, sehr zufrieden über das Ergebnis der Verhandlung mit seinem Herrn „Kameraden".

Als er bei den Wagen ankam, stand die ganze nichtsthuende Bevölkerung von Tucson um dieselben, gerade so, wie hier in Deutschland die Müßiggänger nach einem Zigeunerlager laufen, um sich das Treiben desselben anzusehen. Die Gesellschaft saß, ohne diese große Zuschauerschaft zu beachten, beim Frühstücke, und Sam setzte sich mit nieder, um an dem frugalen Essen teilzunehmen und zu berichten, welches Ergebnis seine Unterredung mit dem Kapitän gehabt habe.

Später kamen einige der Neugierigen näher, um sich mit den Reisenden zu unterhalten, was seitens der Auswanderer nur bei dem Kantor Erfolg hatte, wenn auch nur einen sehr geringen, da dieser sich eine größere Anzahl englischer Brocken angeeignet hatte, als die andern. Unter diesen Leuten befand sich ein junger Mann, welcher sich, von den übrigen unbefriedigt, an den Führer machte und diesen, mit ihm allein stehend, in ein Gespräch verwickelte. Sam beobachtete ihn; er bemerkte, daß derselbe eine militärische Haltung besaß und während des Gespräches besonders forschend auf die drei „Kleeblätter" blickte. Darum stand der Kleine auf und näherte sich ihnen. Als er hinkam, hörte er noch deutlich, daß der Führer auf eine an ihn gerichtete Frage antwortete: „Ja, es ist das ‚Kleeblatt'; ich kann es versichern, obgleich ich es erst auch nicht glauben wollte."

Da nahm Sam den Fremden beim Arme und sagte in einem sehr bestimmten Tone: „Master, Ihr seid Soldat, nicht? Ihr gehört zur hiesigen Garnison?"

Man sah dem Manne an, daß ihn diese Frage in Verlegenheit brachte. Er stotterte etwas, was als Antwort dienen sollte, aber nicht verstanden werden konnte; darum fuhr der Kleine fort: „Geniert Euch nicht; ich zürne Euch nicht. Ich habe dem Kapitän gesagt, daß ich Sam Hawkens bin; er kennt mich nicht persönlich und muß doch infolge einer Zusicherung, welche er mir gegeben hat, wissen, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Darum habt Ihr die Uniform ausziehen und in dieser Kleidung zu uns gehen müssen, um genaue Erkundigung einzuziehen. Gesteht, daß es so ist!"

„Ja, Sir, Ihr täuscht Euch nicht," lautete jetzt die Antwort. „Da ich nun weiß, daß Ihr zu dem ‚Kleeblatte' gehört, darf ich es gestehen."

„So meldet dem Kapitän, was Ihr gehört habt; sprecht aber ja mit keinem andern davon!"

„Kein Wort sage ich, Sir. Ich weiß, um was es sich handelt; ich bin Unteroffizier und gehöre zu den Zwanzig, welche mit dem Lieutenant reiten werden."

„Wann brecht ihr auf?"

„Schon in einer halben Stunde."

„So sagt dem Lieutenant, er soll euch einzeln und nach verschiedenen Richtungen aus der Stadt reiten lassen! Dadurch wird vermieden, daß irgend jemand auf den richtigen Gedanken kommt."

Der Unteroffizier entfernte sich, und nun wendete sich Sam an den Führer: „Sagt mir doch einmal, wie Ihr dazu kommt, diesem Manne Auskunft über uns zu erteilen!"

„Er fragte mich!" antwortete der Führer kurz.

„So! Also wenn Euch jemand fragt, so antwortet Ihr, es mag sein, wer es will."

„Ihr wollt mir doch nicht etwa den Mund verbieten?"

„Ja, das will ich allerdings! Ihr wißt, daß niemand erfahren soll, daß wir das Kleeblatt sind, und doch habt Ihr es diesem Frager sofort auf die Nase gehängt. Ihr wollt ein Scout, ein Westmann sein und habt noch nicht einmal das Abc der Vorsicht inne. Ich möchte mich Eurer Führung nicht anvertrauen."

„Das habt Ihr auch nicht nötig. Ehe Ihr zu uns kamt, ging alles nach meiner Weisung und nach meinem Willen; nun aber thut Ihr, als ob Ihr unser Gebieter wäret. Ich bin von diesen Leuten engagiert worden und führe sie —"

„Ins Verderben!" fiel Sam ihm in die Rede. „Ihr habt sie zu beschützen. Thut Ihr das? Ohne unser Kommen würden sie heut abend beraubt und ermordet werden!"

*) Trapperausdruck.

„Pshaw! Ich habe meine Augen auch offen. Laßt Euch sagen, Master Hawkens, daß ich die mir Anvertrauten bis Fort Yuma zu führen habe. Bis dorthin bin ich Herr des Zuges. Wollt Ihr mit, so habt Ihr Euch mir zu fügen. Später dann könnt Ihr befehlen, so viel Ihr wollt! Basta!“

Da klopfte ihm Sam auf die Achsel und sagte mit seinem freundlichsten Lächeln, hinter welchem sich aber stets das Gegenteil verbarg: „Nicht basta, noch lange nicht! Ich weiß, wohin diese Leute wollen; es ist nicht nötig, daß sie über Fort Yuma ziehen; es gibt einen kürzeren Weg, den Ihr freilich nicht zu kennen scheint. Ihr bleibt bis morgen früh noch bei uns; dann könnt Ihr gehen, wohin es Euch beliebt.“

„Mir recht, wenn ich meinen Lohn bis Fort Yuma bekomme!“

„Den werdet Ihr erhalten, und dann führe ich diese Leute, ohne Lohn von ihnen zu verlangen; sie werden dann nicht wieder durch die Schwatzhaftigkeit ihres Scout in Gefahr geraten.“

Der Führer setzte sich mürrisch auf eine Wagendeichsel; Sam wendete sich von ihm ab und seinen Gefährten zu.

„Hast einen Fehler gemacht, Sam,“ meinte Will Parker. „Kann dich nicht begreifen.“

„Fehler gemacht? Welchen?“ fragte der Kleine.

„Warum soll er noch bis morgen bei uns bleiben?“ Hättest ihn gleich fortschicken sollen.“

„Das also, das soll ein Fehler sein! Will Parker, das Greenhorn, untersteht sich Sam Hawkens gute Lehren zu erteilen! Siehst du denn nicht ein, altes Coon, daß ich ihn heut noch nicht fortschicken darf?“

„Nein, das sehe ich nicht ein.“

„O, süßer Will, wie traurig steht's mit dir! Wirst niemals, nie, ein Westmann werden. Wie blamiert es mich, einen solchen Lehrjungen zu haben, der nichts begreifen kann! Du aber kannst dich glücklich schätzen, daß ich dein Meister bin, denn ohne mich und Dick Stone wärest du längst schon ausgelöscht worden. Weißt du, was dieser sogenannte Scout machen würde, wenn ich ihn schon heut davon jagte?“

„Nun, was?“

„Er würde aus Rache zu den Finders gehen und ihnen unser Vorhaben verraten. Aber dein kleines Gehirn reicht gar nicht zu, diesen großen Gedanken in sich aufzunehmen.“

„Yes,“ stimmte Parker sehr ernsthaft zu. „Du hast wirklich recht, alter Sam. Es ist eine wahre Sünde und Schande mit mir, daß keine deiner guten Lehren und Ermahnungen wie ein Tintenklex an mir haften bleibt. Ich begreife gar nicht, wie du es nur so mit mir aushalten kannst.“

„Das ist kein Wunder, da du überhaupt gar nichts begreifen kannst. Der Grund liegt darin, daß ich für dich fühle und empfinde wie eine nachsichtige Mutter, die gerade dasjenige Kind, welches ihr die meisten Sorgen macht, am meisten liebt.“

Jetzt sah man einen Kavalleristen vorüberreiten; der Aufbruch des Militärs hatte also begonnen. Der Wagenzug aber blieb noch lange halten und setzte sich erst um die Mittagszeit wieder in Bewegung.

Man hatte bis zu dem Punkte, an welchem für die Nacht gehalten werden sollte, ungefähr neun englische Meilen zurückzulegen und mußte also selbst bei dem langsamen Ochsenschritte noch vor abend dort ankommen. Die Gegend, durch welche der Zug sich bewegte, war eine mit Kies bedeckte Einöde, auf welcher nur hier und da ein hagerer Kaktus oder ein elender Mesquitestrauch zu sehen war. Was man davon dürr fand, wurde mitgenommen, um heut abend ein großes Feuer unterhalten zu können. Ueberhaupt besteht die ganze zwischen Tucson und dem Gila liegende Strecke aus solchem kiesigen Wüstenlande, wo es Wasser für das Vieh nur in einigen Tümpeln gibt und für die Menschen an zwei oder drei Punkten, wo die frühere Ueberlandpostgesellschaft Brunnen graben ließ, welche noch heut bestehen. Man nennt diese Gegend die Neunzigmeilenwüste. Jedenfalls gibt es außer an den angeführten Stellen auch noch an andern Orten Wasser, doch halten die wilden Indianer derartige Punkte verborgen, indem sie die Löcher mit Häuten bedecken, auf welche sie Kies und Sand streuen, gerade so, wie die Nomaden der Sahara es mit ihren verborgenen Brunnen thun.

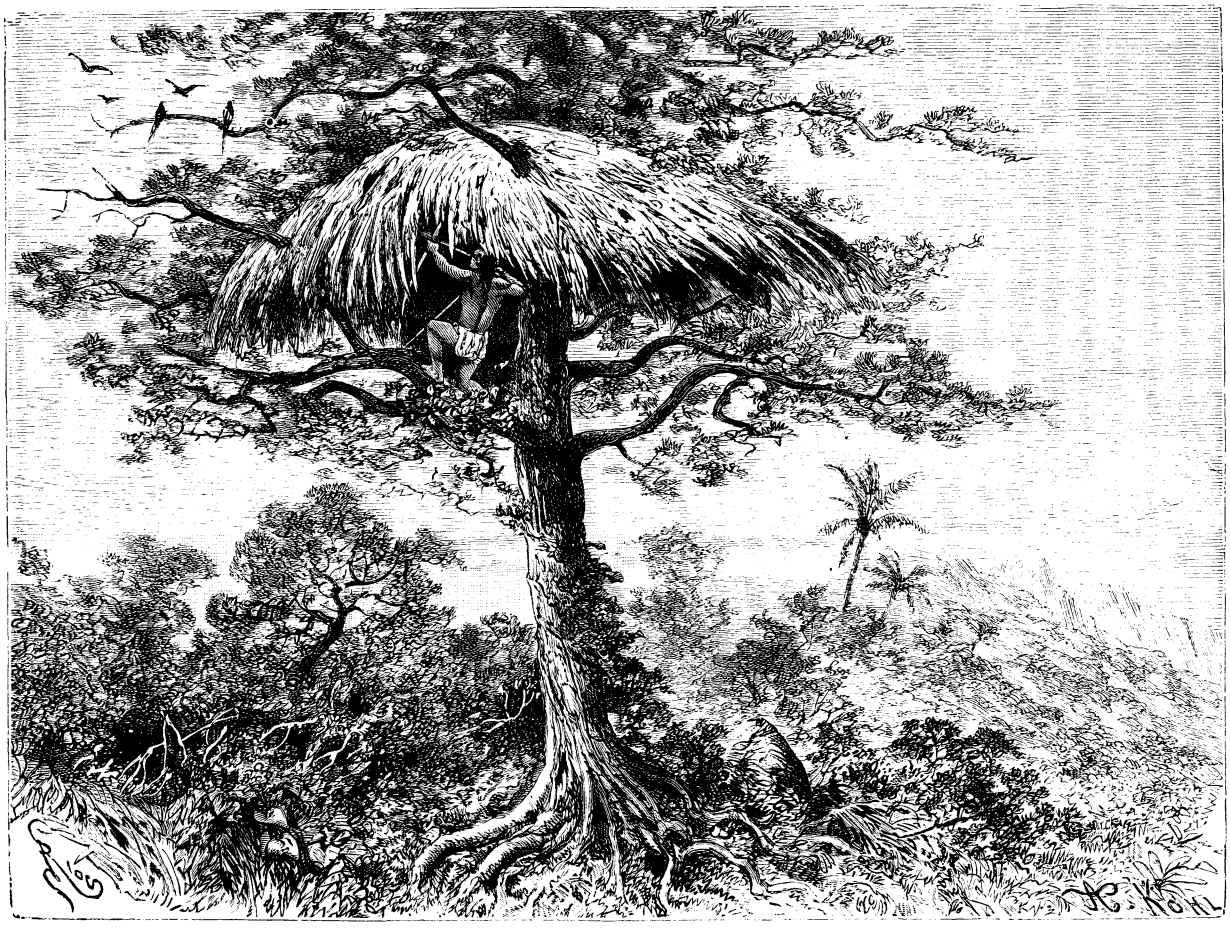
Sam Hawkens leitete den Wagenzug; der bisherige Führer ritt nicht mehr voran, sondern hinterdrein. Die Blicke, welche er von Zeit zu Zeit auf den Kleinen warf, waren keine guten. Wenn sie bemerkt worden wären, hätte man aus ihnen ersehen können, daß er auf Rache sann.

Als am Nachmittag nur noch zwei englische Meilen zurückzulegen waren, achtete Sam noch weit mehr als vorher auf den Weg und dessen Umgebung. Von einem gebahnten „Wege“ war allerdings keine Rede; aber wer diese Gegend passierte, der hielt, ob zu Pferde oder zu Wagen, dieselbe Richtung ein, und so kommt es, daß man hyperbolisch sogar von Straßen spricht, welche die einzelnen Orte dort verbinden.

Diese letzten zwei Meilen führten über wellenförmiges Land, welches so aussah, als ob eine Schar von Giganten riesenhafte Körbe voll Sand, Kies und Steingetrümmer hier nebeneinander ausgeschüttet hätte. Darum kamen die Wagen nur sehr langsam vorwärts. Einer dieser Giganten hatte seinen Korb mit großen, mannshohen und noch höheren Felsenstücken gefüllt gehabt und dieselben so hingeworfen, daß sie wie eine Brustwehr neben-, zwischen- und übereinander lagen. Wer sich dahinter versteckte, konnte sehr weit sehen, ohne selbst gesehen zu werden.

Sam deutete auf diese Felsen und rief seinen beiden andern „Blättern“ zu: „Das ist der Ort, an welchem die Finders halten werden. Oder willst du vielleicht wetten, Will Parker, daß ich unrecht habe?“

„Fällt mir nicht ein, altes Coon,“ antwortete der Genannte. „So klein mein Gehirn nach deiner Meinung



Dajake auf der Vogeljagd.

ist, es hat doch diese Felsen sofort als mutmaßliche Haltestelle in sich aufgenommen. Schau, da drüben, links, gibt es noch ähnliche hohe Steine. Vielleicht reiten die Kerls dort hinüber."

„Nein, denn hier siehst du einige hundert Grashalme, welche sie ihren Pferden gönnen werden. Dort drüben wird sich aber auch jemand befinden."

„Wer?"

„Kannst du das dir nicht denken?"

„Doch, alter Sam."

„Nun, wer?"

„Du selbst. Du wirst dich dort verstecken, um ihre Ankunft zu beobachten und sie dann zu belauschen."

Da schlug Sam seine fetten Hände über dem Kopfe zusammen und rief in gut gespielter Verwunderung: „Ist so etwas denn möglich! Dieses Greenhorn hat auf einmal einen Gedanken, einen wirklichen Gedanken, und zwar einen ganz richtigen und guten! Entweder geht die Welt bald unter, oder bei diesem alten Will Parker ist der Knoten endlich doch gerissen. Ja, edler Will, ich werde, wenn ich unsern Lagerplatz gesehen habe, nach dort drüben zurückkehren und auf die Finders warten."

„Nimmst du mich mit?"

„Kann es nicht riskieren, Will. Gehören geschickte und erfahrene Leute zu so etwas. Mußt erst noch länger in die Schule gehen."

„Hm, ist's nicht etwa so, daß du dich täuschest, alter Sam? Habe einen Jungen gekannt, welcher absolut nichts lernte, obwohl er einen sehr anstelligen Kopf besaß. Die Leute sagten, nicht der Junge, sondern der Lehrer, der nichts verstand, sei schuld daran. Ist wahrscheinlich hier bei uns auch der Fall."

Nachdem man noch einige niedrige Bodenerhebungen überwunden hatte, wurde das Land wieder eben, und eine gute Viertelstunde später verwandelte sich der sterile Kies in eine Erde, welche eine Gruppe von Mesquite- und Ocochillabüschen trug. Da gab es sogar Wasser. Es war hier nämlich einer jener Brunnen, welche von der Ueberlandpostgesellschaft gegraben worden sind. Der Lagerplatz war erreicht, und man hielt an.

Zunächst erquickten sich die Menschen an dem Wasser; dann wurden die Pferde und Ochsen getränkt, welche alsdann den Versuch machten, sich aus dem stacheligen Gebüsch die wenigen grünen Blätter zu holen. Die Wagen waren, wie Sam gestern geraten hatte, so aufgefahren worden, daß sie die Seiten eines zwischen ihnen liegenden Viereckes bildeten.

Natürlich blickte man nach den Soldaten aus. Sie waren nicht zu sehen. Sam nickte befriedigt vor sich hin und sagte: „Ist kein übler Kopf, dieser Lieutenant. Hat nicht eher hier erscheinen wollen, als bis wir angekommen sind. Wird sich aber nun bald sehen lassen."

Als ob seine Worte von dem Betreffenden gehört worden seien, tauchte jetzt im Norden ein einzelner Reiter auf, welcher rasch näher kam. Es war der Lieutenant. Als er das Lager erreichte, gab er Sam Hawkens die Hand und sagte: „Wir befinden uns schon seit Stunden in der Nähe, mieden aber diese Stelle, weil, da man hier Wasser findet, leicht jemand kommen und uns dann den Finders verraten könnte. Nun aber müssen unsre Pferde saufen. Dürfen wir her?"

„Ja, Sir," antwortete der Kleine. „Aber wenn es dunkel werden will, müßt ihr wieder fort. Es werden Späher kommen, welche euch nicht sehen dürfen. Ihr zieht euch dann so weit zurück, daß ihr dann, wenn wir euch brauchen, schnell geholt werden könnt."

„Einverstanden. Wo aber meint Ihr denn, daß die Finders halten werden, um auf die rechte Zeit zu warten?"

Sam deutete nach Südost zurück, wo man die vorhin erwähnten Felsen von hier aus gerade noch sehen konnte.

„Dort hinter jenen Steinen, Sir. Da sie wahrscheinlich schon am Tage dort ankommen werden, dürfen sie nicht weiter, weil wir sie sonst bemerken würden."

„Aber werden sie nicht mich und meine Reiter sehen?"

„Nein. Ich habe gestern bei ihnen gesessen und weiß, daß keiner von ihnen ein Fernrohr besitzt; ein Auge aber, und wenn es noch so scharf ist, kann in dieser Weite nur die großen Wagen und später, wenn es dunkel geworden ist, das Feuer erkennen. Ihr könnt also eure Leute getrost holen, Sir."

Der Offizier ritt fort und kehrte bald darauf mit seinen zwanzig Kavalleristen zurück, welche sich nur so weit entfernt vom Lager befunden hatten, daß sie von demselben aus eben gerade nicht mehr gesehen werden konnten. Es wurde der Ort bestimmt, bis zu welchem sich die Truppen bei der Dämmerung zurückzuziehen hatten; dann schickte sich Sam an, seinen Spähergang anzutreten. Er mußte gehen, da er sich als Reiter nicht so gut und leicht verbergen konnte. Er trat also zu seinem Maultiere, gab demselben einen leichten Klaps und sagte: „Leg dich nieder, alte Mary, und warte, bis ich wiederkomme!"

Es verstand ihn ganz genau, legte sich nieder, und nun konnte man die höchste Summe darauf wetten, daß es sich nicht eher von der Stelle rührte, als bis es von seinem zurückgekehrten Herrn dazu aufgefordert wurde. Dann wendete er sich an Parker: „Wie steht es, süßer Will? Wünschtest du nicht, mitgenommen zu werden?"

„Lauf nur allein," war die Antwort. „Kannst ein Greenhorn, wie ich bin, doch nicht brauchen."

„Muß dich aber doch mitnehmen, wenn du etwas lernen sollst."

„Well, ich gehe mit, doch nicht des Lernens halber, sondern damit du nicht ohne Hilfe bist, wenn die Finders dich erwischen und skalpieren wollen."

„Mögen es immer thun. Können meine Haut bekommen. Werde mir eine andre und schönere kaufen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Mistel.

An einem milden Wintertage betreten wir unsern Garten. Wir kennen kaum die Stätte wieder, die im Sommer mit grünem Laub und bunten Blumen, mit strotzenden Gemüsen und funkelnden Früchten geprangt. Jetzt sind alle Farben erloschen und eine weiße Schneedecke überzieht gleichförmig die Beete und Wege. Nur ein paar braune Samenschöpfe ragen aus dem Schnee hervor, und den erfreulichsten Anblick bietet noch ein Beet mit grünem, krausem, hochgestengeltem Winterkohl, der fast an ein tropisches Palmenwäldchen im Kleinen erinnern könnte. Kahl und fahl stehen die Obstbäume da, ihre nackten Aeste wie hilfeflehende Arme zum grauen Winterhimmel ausstreckend.

Doch was ist das drüben mit dem Apfelbaum? Ein frischgrüner Laubklumpen sitzt noch auf einem seiner Aeste und hält munter seine Zweiglein und Blätter zum Lichte empor. Wie kommt's, daß diese Stelle des Baumes trotz Schnee und Eis noch lustig sproßt und grünt, während doch sonst kein Blatt, nicht mal ein gelbes oder braunes, mehr an den Zweigen haftet? Wir treten näher und erkennen nun, daß der grüne kugelige Busch nicht dem Apfelbaume selber angehört, sondern der Mistel, die sich auf einem Aste des Apfelbaumes angesiedelt hat.

Die weiße (weißbeerige) Mistel, Viscum album, ist eins der sonderbarsten Gewächse unsrer einheimischen Pflanzenwelt. Zunächst gehört sie zu den wintergrünen. Wenn alle übrigen Sträucher und Bäume, bis auf die Nadelhölzer, ihre Blätter abgeworfen haben, prunkt die Mistel noch mit frischen, gelblich olivengrünen Blättern. Diese sind von lederartiger Beschaffenheit und dadurch befähigt, der Winterkälte zu trotzen. Ihre Form ist schmal und lang, an der Spitze breiter als am Grunde — was man spatelförmig nennt. Je zwei dieser Blätter stehen sich gegenüber an den ebenfalls gelblichgrünen, starken Zweigen. Letztere sind mehrfach gabelig verzweigt und bilden in ihrer Gesamtheit nebst den Blättern einen dichten, kugelrunden, mehr als kopfgroßen Busch. In den Blattwinkeln sitzen zur Winterzeit stiellose, große Beeren; sie reiften aus kleinen, gelbgrünen Blüten, die sich im Frühling entwickelten. Die Blüte hat die einfachste Form, welche überhaupt auftritt: sie besteht nur aus einer ungestielten, vierzipfeligen, gelbgrünen Hülle; dabei ist sie so unscheinbar, daß nur das Auge des Botanikers sie beobachtet. Eine besondere Eigentümlichkeit derselben ist übrigens, daß weibliche und männliche Geschlechter nicht einträchtig auf einem Blütenboden oder auf einem Strauche beisammen wohnen, sondern wie in Vornehmheit getrennt auf verschiedenen Stämmen.

Daher kommt es auch, daß die einen Pflanzen im Herbste reich mit Beeren gesegnet sind, während die andern, die männlichen, völlig leer ausgingen. — Aber nicht allein als immergrünes, winterlebendes Gewächs ist die Mistel merkwürdig, sondern noch vielmehr als Schmarotzergewächs. Sie ist das einzige wahre Schmarotzergewächs auf Bäumen, welches der höher organisierten

Pflanzenwelt angehört. Die Wurzel jener Mistel, welche wir heute in unserm Garten betrachten, wuchert im Innern des Apfelbaumastes, saugt die Säfte aus dem Innern des Apfelbaumes und führt dieselben dem Mistelgewächse zu, wodurch dieses grünt und gedeiht. Dem Apfelbaume thut das freilich nicht gut; einem Mistelstrauche mag er ohne sonderlichen Schaden für seine eigene Gesundheit noch wohl Nahrung geben können; wenn aber mehrere Misteln sich auf seinen Aesten ansiedeln, so fängt der Baum an zu kränkeln, bedeckt sich mit Moos und stirbt ab. Der Gärtner mag also schnell zur Hand sein, wenn die Misteln von seinen Bäumen Besitz ergreifen. Doch genügt es keineswegs, die Schmarotzerpflanzen einfach abzuschneiden, da ihre im Holze steckenden und mit demselben aufs innigste verwachsenen Wurzeln nur um so üppiger wieder ausschlagen; es bleibt nichts übrig, als den mit der Schmarotzerpflanze behafteten Ast abzusägen, wenn man den Baum erhalten will.

Wie gelangte nun die Mistel auf den Baum?

Irgend ein harmloses Vögelchen setzte sich auf den Ast und gab mit seinen abgehenden Speiseresten einen der harten Samenkerne der Mistel, den es anderswo aufgepickt, unverdaut und unverdorben wieder von sich. Oder das Vögelchen strich seinen Schnabel, an welchem eins der in einen klebrigen Saft gehüllten Samenkörner haftete, an dem Aste ab. Das Körnchen blieb an dem Aste kleben und keimte in der feuchten Luft nach einiger Zeit. Der Keimling senkte ein anfangs winziges Würzelchen in den Ast hinein. Die junge Wurzel kriecht meistens erst eine Strecke unter der Baumrinde entlang; letztere wird dadurch krankhaft gereizt, das Zellgewebe bildet eine knotige Wucherung; allmählich dringt die Mistelwurzel (meist grün gefärbt) in den Holzkörper ein und beide verschmelzen miteinander. Fand das Anhaften des Samens an einer abgestorbenen Aststelle statt, die aber nicht allzu weit von frischem Holze befindlich war, so kriecht die Wurzel bis zu letzterem und dringt hier ein. Aus dem Holze saugt die Wurzel den Saft und führt diesen der jungen Mistelpflanze als Nahrung zu. So wächst und gedeiht das merkwürdige Gewächs der Mistel.

Eine ganz besondere Liebhaberin der Mistelkörner ist die Misteldrossel, jener Vogel, dessen Gefieder auf den ersten Blick dem der bekannten Singdrossel sehr ähnlich sieht; doch ist die Misteldrossel bedeutend größer als ihre Verwandte, und die braunschwarzen Flecken auf ihrer weißen Brust sind mehr rund als länglich. Wenn sich eine Misteldrossel bei Mistelbeeren niederläßt, so zeigt sich so recht ihre Zanksucht und ihr Futterneid; falls eine Gefährtin Miene macht, an den Leckerbissen teilzunehmen, so wird sie mit grimmigen Schnabelhieben empfangen und zu verjagen versucht. Die Misteldrossel wirft die klebrigen Kerne in Ballen durch den Schnabel wieder aus; im Spätjahr und Winter sieht man auch öfters aus dem Kote an den Zweigen lange Fäden des zähen Mistelbeerensaftes hängen, die man leicht für flatternde Spinngewebe hält. Da man nun aus den Mistelbeeren auch Vogelleim bereitet, so hatten die Alten ein Sprichwort: Turdus sibi ipse malum cacat! Zu Deutsch: Die Drossel pflanzt sich selbst ihr Unglück.

Aus den Mistelbeeren bereitet man Vogelleim — so war und ist noch heute die allgemeine Annahme. Dagegen berichtet der Naturschilderer Paul Kummer folgendes: „Jene Meinung, welche schon Plinius aus dem grauen Altertum berichtet, hat sich überliefert von Geschlecht zu Geschlecht. Doch scheint diese Benutzung der Mistel auf einem Mißverständnis zu beruhen. Besonders der praktische Naturforscher Lenz hatte das Verdienst, die Thatsache zuerst zu bezweifeln und zu sagen: Wir wollen's doch einmal probieren! Er hat auf alle mögliche Weise den Mistelsaft behandelt, ihn roh eintrocknen lassen, ihn auch durch Kochen eingedampft. Aber immer blieb derselbe sehr flüssig, etwa wie eingekochter Obstsaft, so daß an den damit bestrichenen Leimruten nicht einmal eine Fliege, geschweige denn ein Vögelchen kleben blieb. Die Erklärung liegt vielleicht darin, daß der alte römische Plinius, von welchem die Ueberlieferung durch die Jahrhunderte sich weiter vererbte, gar nicht unsre weißbeerige Mistel gemeint hat, sondern den besonders in Italien auf den Bäumen häufigen Koranthus, dessen Beeren zum Vogelleim geeignet sein mögen."

Die Mistel zog durch ihr außergewöhnliches Wachstum zwischen Himmel und Erde schon in grauer Vorzeit die Aufmerksamkeit der Germanen auf sich. Die Germanen verehrten bekanntlich die Gottheit in heiligen Eichenhainen. In diesen letzteren erschien ihnen aber nichts so wunderbar, als die hoch auf den Kronen der Eichen thronende, mit keiner Wurzel die Erde berührende Mistel. Sie galt ihnen als vom Himmel herabgefallen, und ihre ungewöhnliche Art ließ ungewöhnliche Kräfte, zauberische Wirkungen erhoffen. Zur Zeit der Wintersonnenwende schnitt der mit weißen Kleidern geschmückte Priester, unter Beobachtung gewisser Ceremonien, „mit einem gülden Waffen" die Mistel im heiligen Haine ab. Die Untenstehenden fingen die Herabfallende mit einem weißen Tuche auf, damit sie nicht die gemeine Erde berühre. Dann verteilte der Priester an die Versammelten die wunderreichen Zweige, die gegen alle Gifte und Krankheiten halfen, auch Diebe festbannten und als Wünschelruten verborgene Schätze anzeigten. Die Daheimgebliebenen wurden schon durch das Berühren mit diesen Zweigen gegen Pest, böse Geister und andres Unheil geschützt. Vielleicht ist das Rutenschlagen, das in einigen Gegenden Deutschlands am 6. Januar gebräuchlich ist, noch ein Nachklang jener altgermanischen Mistelfeier. Den Baum selber, auf dem die Mistel wuchs, berührte kein Blitzschlag.

Aber einmal hatte die Mistel doch unsäglichen Jammer gestiftet. Freilich war sie selber schuldlos und nur ein Werkzeug in der Hand des tückischen Gottes Loki. Das geschah so. Der lichte, reine, freundliche Sonnengott, der weise Baldur, war von allen Himmlischen so geliebt, daß Odin und Freia sämtlichen Tieren, Pflanzen, Steinen und Elementen einen feierlichen Eid abnahmen, sie wollten niemals dem teuren Baldur schaden. Jetzt war Baldur

gefeit gegen jede Gefahr, und das Heldengeschlecht der Asen vergnügte sich oft damit, die Waffen gegen Baldur zu schleudern und sich der Unverletzlichkeit des Lieblings zu freuen. Nur der böse Loki haßte Baldur und sann darauf, wie er ihn verderbe. Es wuchs im Osten von Walhalla auf einem Baume ein Mistelzweig, der, im Laube versteckt, von jener Eidesleistung nichts vernommen hatte. Dies wußte Freia von allen Himmlischen allein. Einst nahm Loki die Gestalt eines Weibes an und fragte Freia, ob es denn wirklich gar nichts gäbe, was dem Baldur schaden könne. Da erzählte Freia arglos das Geheimnis mit der Mistel. Nun schnitzte der böse Loki eine Speerspitze aus Mistelholz und reichte sie dem blinden Hödur, diesen zugleich beredend, daß er dem Baldur auch die Ehre erzeigen möge, eine Waffe nach ihm zu werfen. Hödur nahm den Speer und als er ihn gegen Baldur schleuderte, lenkte ihn Loki so unglücklich, daß jener sogleich tot zur Erde fiel. Da waren alle Asen stumm vor unendlichem Schmerz, und Nanna, Baldurs jungem Weibe, brach das Herz vor Kummer, als sie sah, wie man die Leiche nach dem Totenschiffe brachte, wo das Totenfeuer entzündet werden sollte. —

Diese Sage deutet unter anderm an, daß die Mistel immer noch siegreich grünt, wenn die Sommerzeit, deren Sinnbild in der nordischen Mythe Baldur ist, schon dahinschwand.

Ja, sie grünt noch immer, wenn längst der Schnee seine weiße Hülle über die Erde gebreitet hat. Sie schmückt den entblätterten Wald und versammelt die darbenden Vögel um sich her. Als Wintergrün erfreut sie das Auge des Naturfreundes — von allen die naturinnigen Engländer, welche zur Weihnachtszeit einen Mistelzweig in der mit grünen Stechpalmen geschmückten Wohnung aufhängen; die Männer führen alsdann die Frauen unter den Zweig, wünschen ihnen glückliche Weihnacht und glückliches Neujahr und besiegeln diesen Wunsch mit einem Kusse.

Vom Korallenfischen.

Was Korallen sind, brauchen wir den Kameraden nicht lange auseinanderzusetzen, das hieße Eulen nach Athen tragen. Ebenso ist ihnen bekannt, daß man die Korallen zu allerlei Schmuck- und Nippsachen verarbeitet. Freilich sieht man diese Gegenstände weit häufiger in den südlichen Ländern Europas, als bei uns, wo sie nur hin und wieder von der Mode aufgegriffen werden. Zu solchen Sachen wird vorzugsweise die durch ihre schöne hochrote Färbung ausgezeichnete Edelkoralle verwendet, die im Mittelländischen Meere, insbesondere an den Küsten von Italien, Tunesiens und Algeriens vorkommt. Um besonders schöne Stöcke zu erlangen, werden Taucher verwendet, der größte Teil des Materials aber wird durch Schleppvorrichtungen gewonnen. Eine solche besteht aus einem durch Eisen beschwerten Balkenkreuz mit daran gehängten sackartigen, grobmaschigen Netzen. Diese Vorrichtung wird an Stellen, wo man Korallenbänke ermittelt hat oder vermutet, versenkt und nun von der Segelbarke geschleppt. Hierbei stoßen die Arme des Balkenkreuzes die vorstehenden Korallenäste ab, die nun in die Netze fallen oder sich in deren Maschen verwickeln. Hat man eine gewisse Strecke abgeschleppt, so wird der Apparat mittels Gangspills emporgewunden. Ein solches Gangspill besteht aus einem vertikalen, um seine Achse drehbaren Baum, der oben mit zwei durchgehenden Löchern versehen ist, in welche Stangen gesteckt werden, mittels deren die Drehung des Baumes bewirkt wird. In der Regel genügen dazu vier Mann. Ist die Ausbeute besonders reich, oder hat sich der Apparat, was nicht selten vorkommt, eingeklemmt, so muß die Mannschaft verdoppelt oder verdreifacht werden. Unsre Abbildung stellt den Augenblick dar, wo der Formapparat eben über Wasser gebracht worden ist und nun in das die Barke begleitende Boot gezogen werden soll. Aus dem ganzen wird klar, daß die Korallenfischerei durchaus keine so leichte Arbeit ist, wie man voraussetzen könnte.

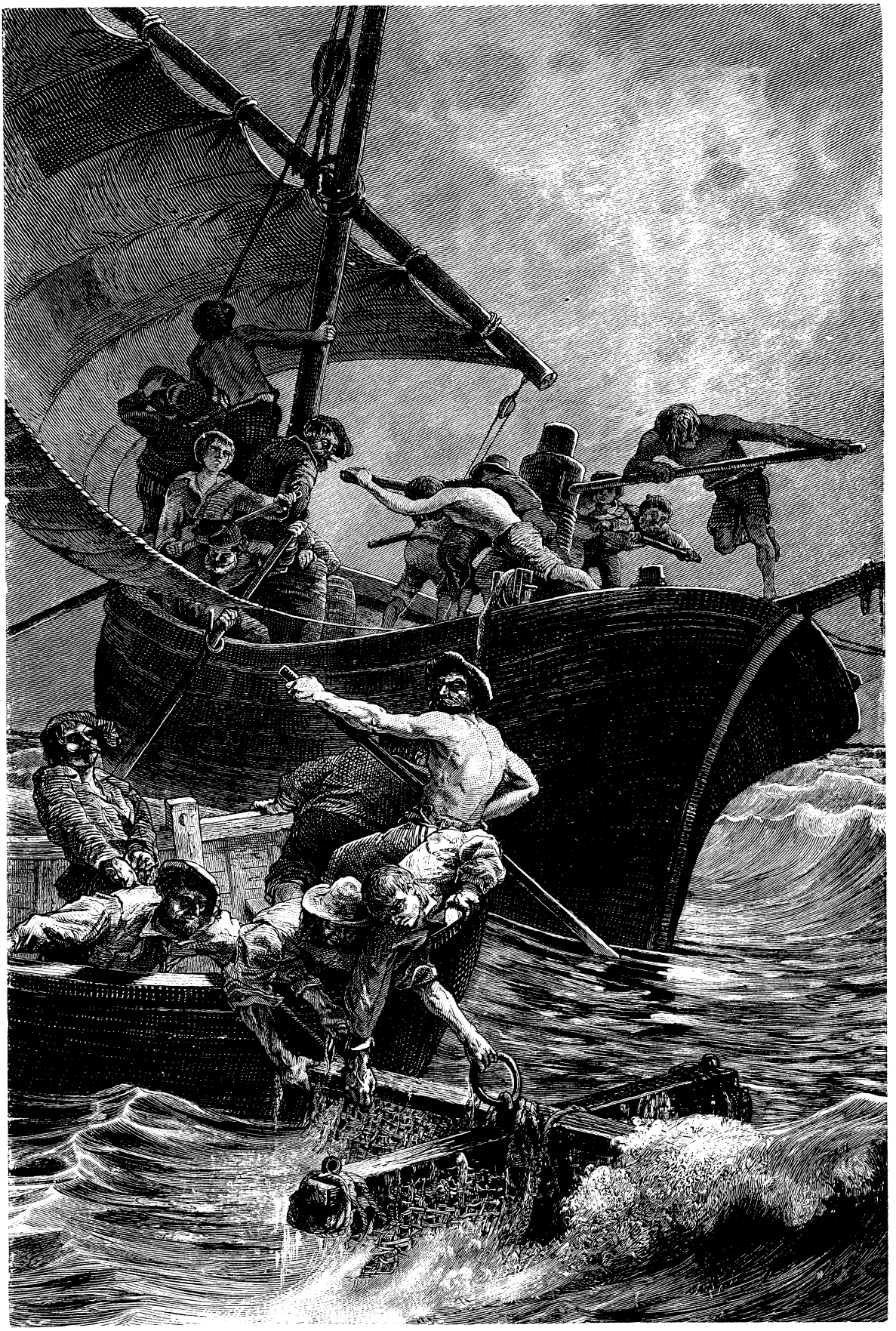
Die meisten Korallenfischer stammen aus den italienischen Hafenstädten Procide und Torre del Graco, wo auch die meisten Korallen verarbeitet werden. Allein in Torre del Graco befinden sich zu diesem Zweck 32 größere und 50 kleinere Fabriken. Die jährliche Ausbeute an Korallen beläuft sich auf etwa 100000 kg., zum Rohwerte von $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark, so daß das Kilo also einen durchschnittlichen Wert von 35 Mark hat. Die feinsten und schönsten Sorten werden aber oft mit 300 bis 400 Mark das Kilo bezahlt.

Eine Ferienfahrt ins Riesengebirge.

(Fortsetzung.)

In der Grafschaft Glatz.

Wir hatten uns einen Führer bestellt und warteten auf ihn lange Zeit. Als er schließlich nicht kam, gab es saure Gesichter. Es half aber alles nichts, wir zogen allein ab, über Stock und Stein, bergauf, bergab, durch Schluchten und Felsen, wie bei Weckelsdorf, in der Richtung nach der Heuscheuer. Wir waren schließlich, ohne eine Menschenseele zu treffen, über drei Stunden fortwährend auf nadelglatten Wegen in dem eine wahre Gluthitze ausstrahlenden Wald gewandert, und noch sahen wir nichts von dem Orte Karlsthal, wo nach den Reisehandbüchern alle Wege zu der Heuscheuer münden sollten. Da kreuzten wir endlich eine schöne, frisch gebaute Chaussee, und da uns die Karten im Stich ließen, waren wir im



Korallenfischer.

Zweifel, welches der richtige Weg wäre. α entschloß sich mit Nummer 3 der Chaussee zu folgen, um sich in Karlsthal einen Wagen zu nehmen. Die berühmte Chaussee aber hörte, wie er uns später, als er auf dem Bahnhof zu Rückers wieder glücklich mit uns zusammentraf, erzählte, bald auf, und er erfuhr, daß ein Pionierbataillon zur Uebung diese Straße erbaut hätte, und er nur auf einem Umwege Karlsthal erreichen könnte.

Wir andern zogen in unsrer bisherigen Richtung weiter, und während wir uns noch immer nach dem rechten Weg umschauten, kamen wir an einen Ort, an dessen erstem Haus ein Schild prangte: „Betteln und Umschau verboten." Betteln wollten wir zwar nicht, wohl aber wollten wir uns nach einem kühlen Trunk umschauen. Der Ort hieß Pfaffendorf, und wir fanden in demselben, was wir suchten, und bald waren wir auch in Karlsthal. Wir hatten nun aber an Felsenwanderungen genug, und da nach allen Beschreibungen die Heuscheuer uns die Weckelsdorfer Felsen nur in neuer Auflage geboten hätte, verzichteten wir auf sie und machten eine längere Rast in dem sehr guten Gasthause.

Wir sollten 2 Uhr 59 Minuten auf dem Bahnhof Rückers sein, um nach Glatz zu fahren, wir mußten deshalb gleich nach unserm opulenten Frühstück wieder weiter. Es war Mittagszeit, und wir hatten mindestens 24 ° R. im Schatten. Unsre Kolonne schlich auch anfangs mehr dahin, als sie ging, als es plötzlich auf einem Waldweg Lärm gab. „Eine Schlange, eine Schlange." Wir sprangen hinzu: einer führte einen wohlgezielten Schlag mit einem schweren Stock auf ihren Kopf, daß sie gleich tot war. Und als wir das schön gezeichnete Tier näher betrachteten, war es eine leibhaftige Kreuzotter.

Durch diese außerprogrammmäßige Jagd war natürlich alles wieder lebendig geworden, und nun ging es mit verzweifelter Eile weiter. 2 Uhr 30 Minuten waren wir am Bahnhof, wo wir sogar noch Zeit hatten, uns von dem angestrengten Marsch etwas zu erholen. Nach dreiviertelstündiger Fahrt waren wir in der Hauptstadt der Grafschaft Glatz. Der freundliche Wirt unsres Hotels „Zur Stadt Breslau", Herr Gottschall, beglückte uns mit einer Anzahl von Briefen, Karten und Paketchen aus der Heimat, der Kaffee war bald getrunken, und dann ging's an die Besichtigung des Ortes.

Die alte Stadt Glatz, an der Neisse gelegen, die alle Gewässer der Grafschaft aufnimmt und der Oder zuführt, hat eine höchst malerische Lage. Die Eigenschaft einer Festung, die ihr in Kriegszeiten Drangsale mannigfacher Art gebracht hat, hat sie eingebüßt. Die eigentliche Stadtbefestigung ist geschleift, aber es steht noch die alte Hauptfestung im Norden der Stadt, der Donjon genannt. Dieser ist höchst sehenswert. Mit einer Einlaßkarte von der Kommandantur ausgerüstet, geht man durch verschiedene Thore und riesige Mauern hinauf auf die Citadelle mit ihrem Turm, von dem man eine überraschend schöne Rundsicht hat.

Man steht in der Mitte einer bergumgrenzten, welligen Hochebene, die in deutlicher Sehweite von charakteristischen Bergen umgeben ist. Im Südosten mit seiner kahlen, oft von einer weißen Hülle bedeckten Kuppe der Große Schneeberg, im Südwesten gewährte die Hohe Mense mit ihrem geradlinigen Rücken und daneben das Heuscheuergebirge, woher wir kamen, ein malerisches Bild. Dann im Norden die dunkle Eule, immer wie zum Auffliegen bereit, vor uns, in größerer Nähe der Warthapaß mit seiner starren Tannenwand, und dann unmittelbar vor uns, als Pendant zum Donjon, jenseits der Neisse der Fouquébusch und hinter ihm der Königshainer Spitzberg. Dann wieder in etwas weiterer Ferne die Aussicht auf dunkle Wälder, welche Landeck und den Wölfesfall einschließen, und vor ihnen in reizend symmetrischer Kegelform Maria-Schnee. Und das alles bei der prächtigsten Abendsonnenbeleuchtung, eine Aussicht, die uns noch lange auf der Citadelle festhielt.

Durch diesen herrlichen Anblick reichlich befriedigt und getröstet über den Ausfall der Heuscheuer, zogen wir durch all die Thore und Pforten wieder hinunter und wußten unter α's Führung einen Garten zu finden, wo uns ein Labetrunk erquickte. Wie leid thaten uns da die, welche die Hitze des Tages und der schwere Marsch am Vormittag marode gemacht hatten, drei Griechen und drei Schüler, die mit verschiedenen Salben und Choleratropfen ihren kranken Leib im Gasthof pflegen mußten. Aber auch sie fehlten nicht, als der Ruf zum Abendbrot erklang, das doppelt mundete, als sich schnell die Kunde von einer aus der Heimat eingetroffenen Stiftung verbreitete. Unser liebenswürdiger Konrad R. hatte es sich nicht nehmen lassen, uns hier zur rechten Zeit ein Supplement trefflicher Zigarren und zwei große Würste und neben ihnen, ach! erschrick nicht, lieber Leser, zwei große Krüge würzigen Likörs zu senden, der an diesem Abend nur als Kosthappen an die Sachverständigsten gereicht, für den schweren Aufstieg des nächsten Tages aber von γ sorglich in kleine Fläschchen zum bequemeren Transport gefüllt wurde; freilich waren einige von diesen Fläschchen den betreffenden Trägern, natürlich infolge der großen Hitze, unterwegs von selbst leer geworden. Dem Stifter aber wurde an diesem Abend ein donnerndes Hoch ausgebracht.

Hinauf zur Schneekoppe.

Unsre Streifpartie um die Süd- und Südostseite des Riesengebirges hatte nun auch ihr Ende erreicht. Wohl ein Dutzendmal hatte sich im Sonnenglanze von ferne die Koppe gezeigt, als wollte sie fragen, ob wir noch gar keine Sehnsucht nach ihr hätten. Jetzt war für uns die Zeit gekommen, auch sie, die Königin des Riesengebirges, aufzusuchen und ihr unsre Huldigung darzubringen. Montag den 22. August kamen wir auf der Ostseite des Gebirges nach einer 3½stündigen Bahnfahrt um halb zehn Uhr in Landeshut an. Wir hatten wenig Lust, 15 km lang die staubige Chaussee über Dittersbach zum Paßtretscham zu Fuß zu machen. Da öffnete α noch einmal, wie er es schon so oft gethan, seine milde Hand und

stiftete von dem Gelde, das ihm von Gönnern und Freunden unsrer Reise zur Verfügung gestellt war, eine Wagenfahrt. Die heimatliche Wurst hatten wir bereits im Magen, und nun war noch eine mehrstündige Spazierfahrt dazu gekommen — wer hatte es besser als wir? —

Der Paßtretscham ist ein Wirtshaus, das 727 m hoch an einem Passe liegt. Doch hatte dieses keine Anziehungskraft für uns. Sofort, als wir die Wagen verlassen, wurden die Tornister aufgenommen und in strammem Marsche ging es hinauf durch hübsche Waldungen zu den Grenzbauden, die wir in $2\frac{1}{2}$ Stunden erreichten. Recht fröhlich gestaltete sich hier die Rast. Klar war die Luft und heiter der Himmel; in $2\frac{1}{2}$ Stunden mußten wir oben sein. Und merkwürdig gestaltete sich auch der Aufmarsch zur Koppe; nie ist eine Kolonne weiter auseinandergezogen gewesen; gerade die invaliden Griechen von Glatz rannten unvorschriftsmäßig voraus, um noch vor Sonnenuntergang auf dem Gipfel anzulangen. Was noch beim Gros war, stärkte sich an der Emmaquelle und erfreute sich beim Aufstieg des immer mehr sich erweiternden Horizontes, des immer klareren Ausblicks, der ruhig plastischen Gestaltung der um uns und unter uns liegenden, im Abendsonnenschein sich scharf markierenden Kegeln und Kuppen, Thäler und Schluchten. Und da waren wir endlich oben im Hotel zur Schneekoppe und zwar noch vor Sonnenuntergang.

Es ist ein erhebendes Gefühl, auf steiler Höhe zu stehen und ringsherum in weiter, tiefer Ferne die Lande zu seinen Füßen liegen zu sehen. Und wie weit schaut hier der Blick. Für manchen hat es einen Reiz, die Namen der fernen Orte am Horizont zu erfahren, die man sieht oder manchmal auch nicht sieht. Viel schöner ist es aber, den Blick statt in so nebelgraue Ferne, auf die Nähe zu richten. Da liegt die ganze Bergwelt des Riesengebirges mit ihren fast düster aussehenden Wäldern unter uns. Da schaut man nach Süden hinunter in den wilden und felsigen Riesengrund und den Aupagrund, oder blickt nach Norden in das belebte Hirschberger Thal oder auf die Kuppen des Gebirges selbst, die sich emporrecken und sich doch mit der Koppe nicht messen können. Noch eine Weile sind sie beleuchtet von der Abendsonne, während die Thäler schon meist im Schatten liegen, und bald versinkt sie auch für uns hinter dem Horizont und ruft uns „Auf Wiedersehn am andern Morgen!“ zu.

(Schluß folgt.)

Dajake auf der Vogeljagd.

Bei der Jagd müssen die Wilden durch Geschicklichkeit und List, nötigenfalls auch durch Körperkraft das ersetzen, was ihnen an Hilfsmitteln, namentlich also an Feuerwaffen, abgeht. Ist es beim Besitze solcher aber schon nötig, Behutsamkeit walten zu lassen, und einen bedeutenden Grad von Vertrautheit mit den Vorbedingungen und Erfordernissen der Jagd zu besitzen, wieviel- mehr ist dies erforderlich, wenn man von solchen Hilfsmitteln entblößt ist. Und doch wissen die Wilden mit ihrem einfachen Rüstzeug den Elefanten, das Nashorn, den Büffel, den Hirsch zu erlegen und in ihre Gewalt zu bringen. Die Art und Weise, wie sie kleinere Vögel, deren Federn sie zu ihrem Schmuck verwenden, mit Pfeil und Bogen erlegen, davon gibt unsre Abbildung, die uns einen Dajaken auf dem Anstand kennen lernen läßt, einen Begriff. Er errichtet im Geäst nicht allzugroßer Bäume eine Schutzhütte von Schilf, in deren Dach er hin und wieder Spalten offen läßt. Unter dieser Schutzhütte nimmt er alsdann mit seinen Pfeilgeschossen Platz und sendet sie mit um so größerer Sicherheit auf das Ziel, je näher sich ihm dieses darbietet.

Kollege und Kamerad.

Es sind das zwei Fremdwörter, die zu denjenigen gehören, die sich in der deutschen Sprache nicht gleichwertig wiedergeben lassen. Sie haben sich aber auch so fest eingewurzelt, daß niemand daran denkt, sie durch eine Verdeutschung zu verdrängen. Das Wort Genosse, das sich neuerdings in Arbeiterkreisen eingebürgert hat und vielfach in der Zusammensetzung Parteigenosse, wirtschaftliche (eingetragene) Genossenschaft vorkommt, beschränkt sich eben auf bestimmte Verhältnisse innerhalb des Standes. Es klingt schon befremdlich, wenn man statt Spielkamerad Spielgenosse sagen wollte, oder statt Amtskollege Amtsgenosse. Ein andrer Ausdruck für Kamerad würde aber beispielsweise auf militärischem Gebiet erst recht nicht angebracht sein, wo Kamerad speziell der Ausdruck für die Zusammengehörigkeit ist, wenn er auch nur innerhalb der einzelnen Grade gebraucht werden darf oder in absteigender, keineswegs aber in aufsteigender Linie. Der gemeine Soldat ist zwar dem Offizier gegenüber auch Kamerad in dem Sinne, daß er Kampfgenosse, Waffengefährte ist, er darf sich aber nicht vermessen, den Offizier, ja nicht einmal den Unteroffizier, einen Kameraden zu nennen. Ebensowenig dürfte aber auch der Lieutenant den General „Kamerad“ oder „Herr Kamerad“ anreden.

Aehnlich ist es mit dem Ausdruck Kollege in amtlicher Hinsicht. Ein Gerichtspräsident kann zwar einen den Nöten des Examens soeben entronnenen Referendar als Kollege begrüßen, nicht aber ist es diesen gestattet, den Präsidenten in dieses patriarchalisch-familiäre Verhältnis hineinzuziehen. Der Ausdruck Kollege hat aber keineswegs die Bedeutung oder, wenn man so sagen darf, den inneren Wert wie der Ausdruck Kamerad, der sogar durch die Dichtkunst verklärt ist und noch dazu in mehreren der schönsten Volkslieder.

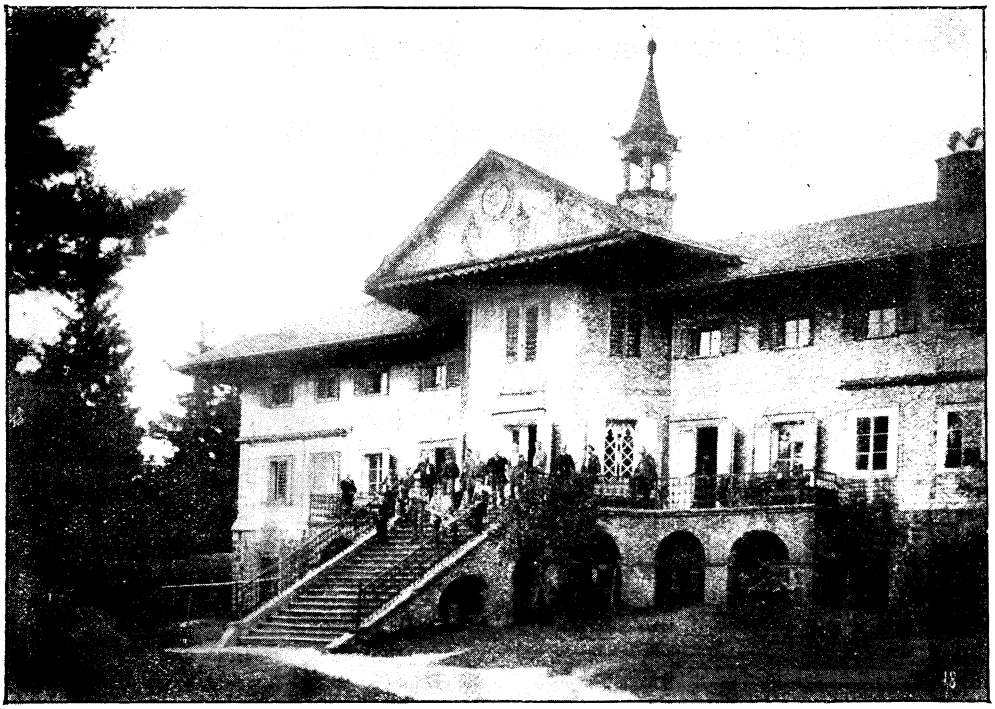
„Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,
Ins Feld, in die Freiheit gezogen —“

wer hat es nicht schon gesungen, das herrliche Schillersche Reiterlied! Weniger gesungen als deklamiert ist das Kopischsche:

„Wenn dieser Siegesmarsch ins Ohr mir schallt,
Kaum halt' ich die Thräne zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad hat ihn geblasen in der Schlacht —"

Und dann der Schluß:

„Die Scholle zergeht im Strom, der Strom im Meer —
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her!"



Ferienfahrt ins Riesengebirge: Forsthaus Maria Stern.

Um so häufiger aber hört man das Lied singen:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit,"

wenn auch hier der Schluß tragisch, zugleich aber wieder erhebend tröstlich ist:

„Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'!
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben,
Mein guter Kamerad!" —

Häufig kehrt auch in Soldaten- und Kriegsliedern der Ausdruck Bruder wieder, offenbar aber nur aus metrischen Bedürfnissen. Wenn es im Versmaße gepaßt hätte, würde der Dichter gewiß lieber, oder doch ebenso gern, den Ausdruck Kamerad gebraucht haben.

Den Kollegen hat noch niemand ins Versmaß zu schmieden gewagt, höchstens in der lateinischen Form ist es geschehen, in dem Trinklied der Jenenser Studenten, dessen Refrain lautet:

„Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla."

Wie würde es aber klingen, wenn man anstimmen wollte:

„Wohlauf, Kollegen, aufs Amt, aufs Amt,
In die Klasse, aufs Rathaus gezogen!"

Zudem ist der Ausdruck Kollege mit der Zeit so trivial und abgegriffen geworden, daß man ihn nur mit einer gewissen Scheu gebrauchen mag. Nennen sich doch die Handwerksburschen und sogar die Lehrjungen „Kollegen" und auch auf der Anklagebank ist es schon zu kollegialischen Verhältnissen gekommen.

Wir dürfen getrost sagen, daß das Wort Kamerad neuerdings auch durch unser Leibblatt, und zwar in der engeren Bezeichnung als „Der Gute Kamerad", eine neue umfassende Bedeutung gewonnen hat. So weit die deutsche Zunge klingt, und das heißt: wohl rund um die ganze Erde, bildet unsre Jugendschrift ein geistiges Band, das alle deutschen Knaben und Jünglinge, die sie lesen, zu einer Kameradschaft verbindet, die von allen, die ihr zugehören, wie wir glauben, hochgehalten wird. Wir hoffen, daß sich diese Kameradschaft nach deutscher Art recht lange in Treuen erhalte und daß es dem „Guten Kameraden" gelinge, die Erwartungen, die an ihn gestellt werden, zu rechtfertigen, auf daß seine heutigen lieben Leser als junge Männer einst sagen werden: „Ja, es ist wahr, wir hatten damals

einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit!"

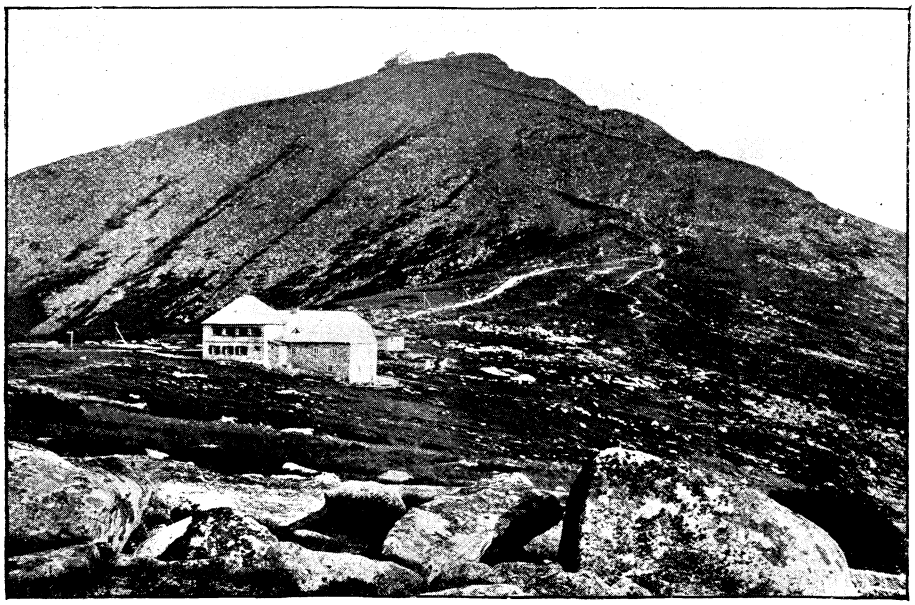
Vom Weihnachtsbüchertisch.

I.

Ein gutes Buch unterm Christbaum gewährt nicht nur die vorübergehende Freude der Beschenkung, sondern bringt bleibenden Gewinn . . . mit dem Wissen, das es dem Beschenkten zuführt, erhöht es seinen Geist, mit guter Unterhaltung bereichert und vertieft es sein Gemüt. Und wir glauben auch kaum . . . und es ist gut so! . . . daß es in unsern Tagen einen deutschen Jungen gibt, der unter den mannigfachen Ueberraschungen, die er vom Christkind erhoffen darf, ein Buch missen möchte, nur dürfte er selbst sowohl, als der Gebende, nicht immer und überall darüber klar sein, wessen Inhaltes eben dieses Buch sein soll. Da will der „Gute Kamerad" seinen

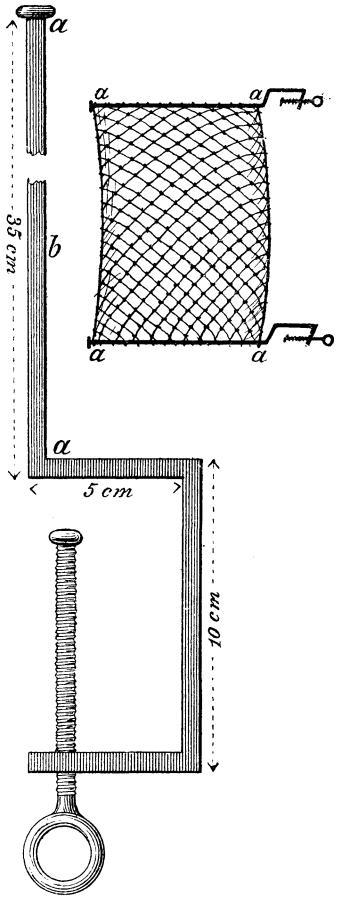
bisherigen Gepflogenheiten treu bleiben und auch heuer wieder eine kleine Umschau halten, was alles die deutschen Schriftsteller und Verleger ersonnen und zur Freude und Erbauung der Jugend auf den Weihnachtstisch niedergelegt haben.

Unter den festlich geputzten Bänden, die der gedachten Bestimmung entgegengehen sollen, fällt uns ein schmucker Titel ins Auge, den wir in diesen Spalten wiederholt schon genannt haben; er nennt uns das **„Neue Universum"**, geb. 6,75 Mk., ein vortreffliches, namentlich für die reifere männliche Jugend berechnetes, alljährlich kurz vor Weihnachten erscheinendes Sammelwerk, das sich die Aufgabe stellt, die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen menschlichen Wissens- und Arbeitsgebieten in Wort und Bild darzustellen. Auch heuer wieder präsentiert sich dem Bücherliebhaber ein stattlicher Band, der seine Leser rund um die Erde führen will, um ihnen alles Neue und Wissenswerte zu zeigen und zu deuten, was der nie rastende menschliche Geist entdeckt und erdacht hat. Wir lernen in ihm neuerschlossene Länderstriche und neue Völker kennen, fremde Sitten und Gebräuche, Verbesserungen im Verkehrswesen, Fortschritte in der Industrie, einige hundert Illustrationen veranschaulichen in getreuen Nachbildungen zahlreiche neuerfundene Apparate, Maschinen und Bauwerke, wir erfahren das wissenswerteste Neue der Elektrotechnik, aus dem Militärwesen und der Marine, und zuletzt bietet uns ein Anhang, die „Häusliche Werkstatt", ungezählte Anregungen zu belehrender Unterhaltung, zu interessanten Experimenten und nutzbringenden Beschäftigungen. Auch diesem Bande wird seitens der Eltern und Knaben gewiß wieder ungeteilte Anerkennung zu teil werden. — Warm empfohlen sei allen Geschichtsfreunden die nunmehr vollendete dritte Auflage von **„K. J. Beckers Weltgeschichte"**, die freilich bei ihrer ziemlichen Beleibtheit eine schon etwas höhere Geldausgabe bedingt. Sie besteht aus sechs sehr stattlichen Bänden, die sich einzeln auf 6 Mk., also insgesamt auf 36 Mk. berechnen. Die neue Ausgabe des Werkes, das sich schon bei seinem ersten Erscheinen den wohlverdienten Beifall aller Volksschichten sicherte, hat seitens eines namhaften Geschichtsgelehrten eine durchgreifende Umarbeitung erfahren und ist bis in die neuesten Tage fortgeführt. Ebenso wurde auf die illustrative Ausstattung, die durchaus auf historischen Originalen fußt oder solche zum größten Teil unmittelbar nachbildet, die größte Sorgfalt gelegt, so daß sich dieses jetzt fast ein Jahrhundert alte Geschichtswerk in dieser neuen Gestaltung gewiß wieder viele Freunde erwerben wird. — Prächtig ausgestattet und lustig, ja zwerchfellerschütternd ihrem Inhalte nach, sind die drei Erzählungen Karl Mays: **„Der Sohn des Bärenjägers"**, **„Der blaurote Methusalem"** und **„Die Sklavenkarawane"**, je ein stattlicher Band mit farbigem Titelbilde und 16 ganzseitigen Tondruckbildern. Großoktav, pro Band 7 Mk. Diese Erzählungen bildeten seiner Zeit den Hauptteil der ersten Bände des „Guten Kameraden" und sind seitdem in Buchform erschienen. Wer je einmal von dem berühmten Moritzburger Forstgehilfen Hobble-Frank, dem Besitzer der Villa Bärenfett, gehört hat, von dem biederen Corpsstudenten Methusalem und der nicht minder köstlichen Figur seines Wichsiers Gottfried von Bouillon, von dem Seebären und Kapitän Turnerstrick und dem eßlustigen Mijnheer Willem Ardappelenbosch, der den Leser bis zu Lachthränen zu rühren weiß . . . wer also Lektüre sucht, sich zu erheitern, eine lustige Fahrt in die weite Welt zu machen, der greife zu diesen Bänden; er wird schon auf den ersten Seiten mit den Mayschen Gestalten Freundschaft schließen und die Bücher immer wieder mit großem Vergnügen zur Hand nehmen. — Den Freunden von Indianergeschichten empfehlen sich am bestendurchdie bereits erlebte dritte Auflage Armands **„Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer"**, aus seinem Leben in den westlichen Indianergebieten berichtet, ebenfalls reich illustriert, in Prachtband 7 Mk. (wie alle vorgenannten Werke herausgegeben von der Union, Stuttgart). Der reizvolle Stoff, den der Verfasser mit vieler Liebe behandelt, beschränkt sich nicht allein auf die im großen Zuge bekannten dramatischen und tragischen Scenen im wilden Westen, wo sich die Kräfte des Bleichgesichtes mit dem Widerstande des roten Ureinwohners messen, sondern der Verfasser entwirft zugleich lebensvolle Naturschilde-



Ferienfahrt ins Riesengebirge: Schneekoppe mit der Riesenbaude am Fuß.

rungen, die dem jugendlichen Leser einen reichen Schatz von Wissen zuführen. — Unter der ernsten Lektüre, die auf die Selbsterziehung der reiferen Jugend gerichtet ist, stehen die Schriften des Engländers Samuel Smiles obenan: **„Die Pflicht“**, übersetzt von C. Pelz, **„Leben und Arbeit“**, übersetzt von O. Neugebauer, **„Die Sparsamkeit“** von Dr. Moritz Busch, **„Der Charakter“**, übertragen von Fr. Steger (sämtlich im Verlag von J. J. Weber, Leipzig). Sie haben leider unsres Wissens nicht diejenige Verbreitung unter der deutschen Jugend, die man ihnen wünschen muß, sie zählen auch nicht unmittelbar zur Unterhaltungslitteratur, wenngleich der Autor keineswegs versäumt hat, die Thaten großer Männer und Frauen zum Gegenstande seiner Betrachtungen zu machen und diesen Beispielen hier und dort die unterhaltende, erzählende Form zu leihen weiß. Man möchte diese Schriften vielmehr eine ernstere auf die Erweckung selbständiger Gedankenarbeit gerichtete Litteratur nennen, die im Einklang mit ihrer sittlich-erzieherischen Tendenz gewiß dem Herzenswunsche vieler Eltern entspricht, ihre Kinder von früh an schon auf Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung, Selbstkritik, auf Kraft, Mut, Treu und Redlichkeit hinzuleiten, um sie so für die Püffe und Härten des Lebens wetterfest zu machen.



Transportable Servante.

Einfachste transportable Servante.

Apparat. Man läßt sich bei einem Schlosser zwei eiserne Schrauben nach obenstehender Figur und angegebenen Größenmaßen anfertigen. Dieselben schraubt man mit dem gewünschten Abstand (25—50 cm) hinter einem Tische fest, verbindet die Punkte a mit einer Gummischnur und befestigt an beiden Gummischnüren, sowie an den Schenkeln b ein viereckiges Tuch, indem man es festnäht, so zwar, daß es sackförmig etwas nach unten hängt.

Verwendung. Die so hergestellte Servante wird vor der Vorstellung hinter dem zu benützenden Zaubertische angeschraubt und dazu benutzt, um Gegenstände von ihr schnell und unbemerkt in den Hut changieren oder um solche geräuschlos auf sie fallen lassen zu können. So nimmt man z. B. ein Trinkglas, geht hinter seinen Tisch und rollt es in ein Zeitungsblatt ein. Man schlägt, das eine Ende etwas hochhebend (so daß das andre Ende schräg hinter den Tisch in die Servante führt), auch paketmäßig ein, wobei das Glas in die Servante gleitet, hierauf schlägt man das andre Ende ein, setzt die leere Form auf einen Teller und zündet sie an oder zerdrückt sie. Das Glas ist verschwunden!

Ein patentiertes Loch.

Einem geriebenen Yankee ist es gelungen, sich ein Loch patentieren zu lassen. Die Sache liegt folgendermaßen: Ein alter Farmer in Pennsylvanien schickte sich eines Morgens an, seine große silberne Taschenuhr aufzuziehen, als er fand, daß sein Schlüssel mit Schmutz angefüllt war. Da er den letzteren mit einem Stifte nicht herausbekommen konnte, so bohrte er ein Loch seitlich in das Rohr und mit kaum nennenswerter Anstrengung blies er nun den Schmutz hinaus. Nun setzte er sich in Ruhe nieder, um sich seine Gedanken über den Fall zu machen, und — nach Verlauf eines Monats hatte er sein Loch patentiert. Jetzt besteht bereits eine große Fabrik, welche mit Elektromotoren arbeitet und täglich Tausende und Abertausende von Schlüsseln in jeder denkbaren Größe, Form und Zeichnung fertigt; jeder dieser Schlüssel hat das Loch, welches jener Farmer erfunden hat.

Rätsel.

Ich wachse auf dem Feld,
Ich bin an Schießgewehren,
Ein Zeichen eingestellt,
Der Türke hält's in Ehren.

Rätseldistichon für Lateiner.

Corpore concludunt homines sucum peramarum;
Si caput immutas, nectare dulcior est.

Rätsel.

Mit a sang's zarte Lieder
In sagenhafter Welt,
Mit o glänzt es hernieder
Vom hohen Sternenzelt.

Auflösung des Rätsels auf Seite 126.

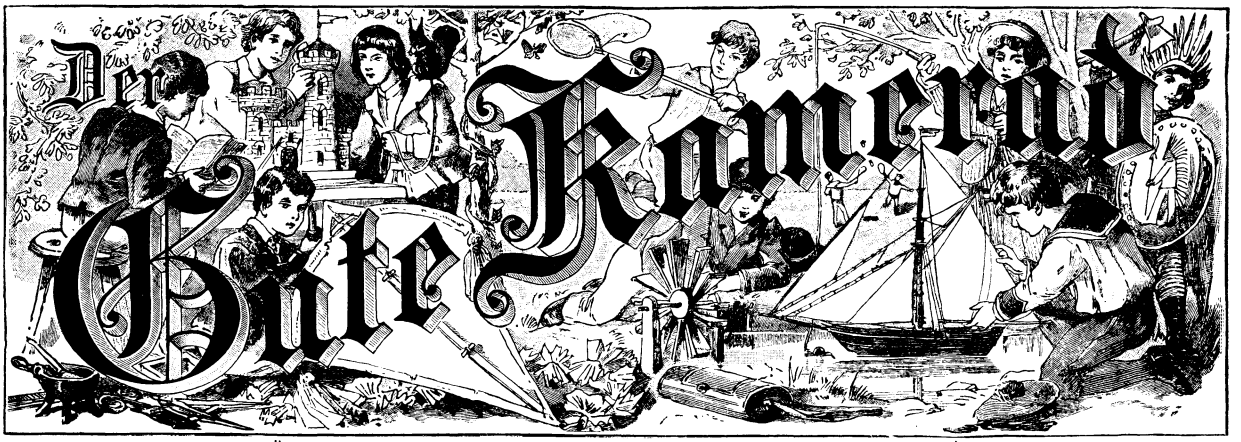
„Mannheim.“

Auflösung des Rätseldistichons für Lateiner auf Seite 126.

„Pinus, pirus.“

Auflösung des Runenrätsels auf Seite 126.

Wer die Runenzeichen genauer betrachtet, findet, daß es solche darin gibt, die nur aus einem, andre aus zwei, drei, vier bis sieben Strichen oder Teilen bestehen. Wer nun von obenan zeilenweise zuerst alle einstrichigen, dann die Runen mit zwei u. s. f. beziehungsweise deren Buchstaben abliest, erhält die Worte: „Gewonnen mit Schand, vergeht in der Hand“.



8. Jahrgang.
№ 11.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Sam und Parker verließen das Lager. Sie nahmen ihre Waffen mit, da es möglich war, sich derselben bedienen zu müssen. Südöstlich lagen die Steine, hinter welchen, wie Sam annahm, sich die Finders verbergen würden. Mehr nach Süd, also nach rechts, sah man die Felsen, bei denen Sam sich verstecken wollte. Dorthin nahmen sie ihren Weg, doch nicht in gerader Richtung, sondern in einem westwärts geschlagenen Bogen, um, falls die Finders schon angekommen sein sollten, nicht von ihnen gesehen zu werden. Natürlich hatte Sam, ehe er sich aus dem Lager entfernte, für alle möglichen Fälle die nötigen Anweisungen zurückgelassen.

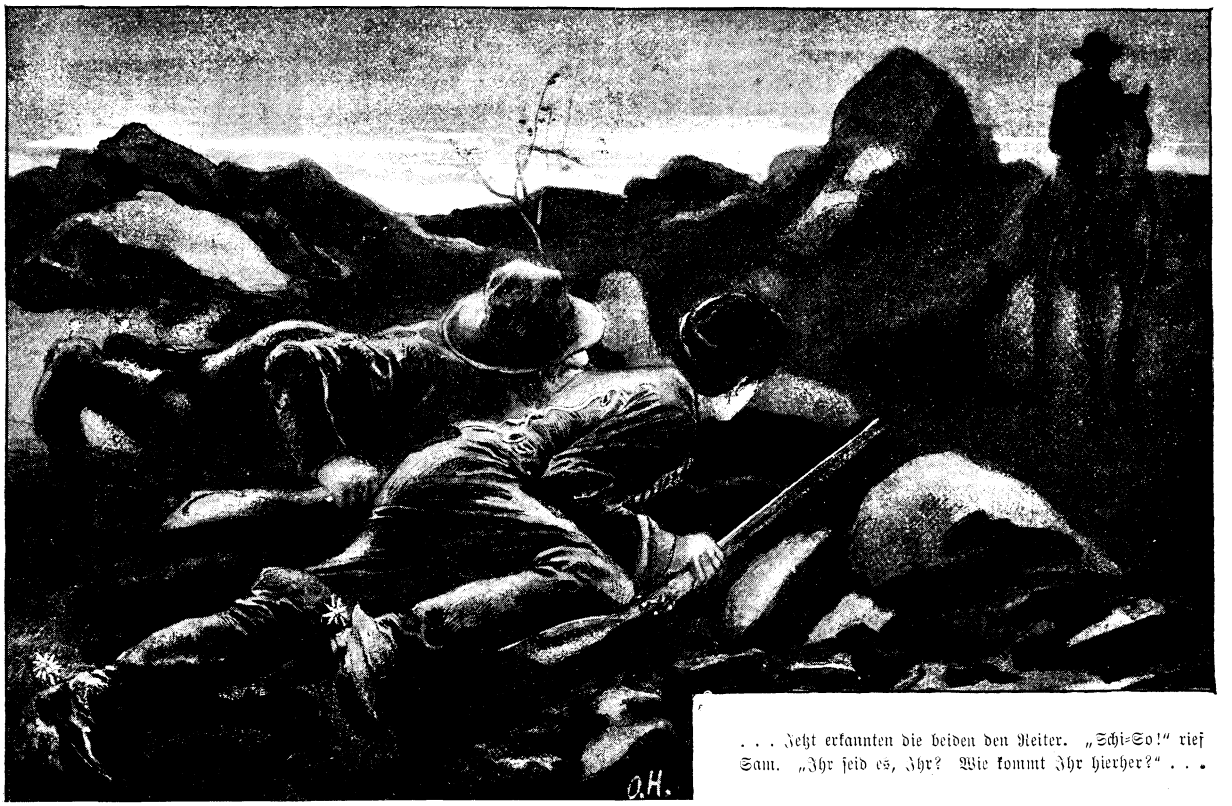
„Ich muß!“ — nach Sklaven klingt es —
„Ich kann!“ — durch Eisen dringt es —
„Ich will!“ — die Welt bezwingt es!

B. Schulze-Smidt.

Als die beiden ihr Ziel erreichten, stand die Sonne schon dem Horizonte nahe; in einer halben Stunde mußte die in jenen Gegenden sehr kurze Dämmerung eintreten. Drüben bei den andern Felsen befand sich noch kein Mensch; sie richteten ihre Blicke also dahin, wo die Erwarteten herkommen mußten. Niemand war zu sehen.

„Ob sie überhaupt kommen werden?“ fragte Parker. „Wir sind nur von einer Vermutung, nicht aber von einer Gewißheit ausgegangen.“

„Was du Vermutung nennst, ist für mich Gewiß-



. . . Jetzt erkannten die beiden den Reiter. „Schi-So!“ rief Sam. „Ihr seid es, Ihr? Wie kommt Ihr hierher?“ . . .

heit," antwortete Sam. „Soll mich wundern, wenn ich mich irrte."

„Die Lust kann ihnen vergangen sein; haben ihnen nicht gut mitgespielt."

„Desto kräftiger wird ihr Durst nach Rache sein. Schau! Bewegt sich nicht etwas dort zwischen den beiden vorletzten Bodenwellen?"

Parker strengte seine Augen an und antwortete dann hastig: „Reiter! Sie sind's!"

„Ja, sie sind's; sie kommen aus der Einsenkung hervor. Man kann sie noch nicht zählen, aber mehr als zwölf sind es nicht."

„Und wohl auch nicht weniger. Sie sind's gewiß. Alter Sam, du hast recht gehabt!"

„Habe immer recht, süßer Will, immer, und das ist gar nicht schwer. Weißt du, wie man es machen muß, um niemals unrecht zu haben?"

„Yes; ist sehr leicht."

„Nun, wie?"

„Man muß gar nichts behaupten."

„Auch richtig; aber das meine ich nicht. Man darf nicht eher etwas sagen, als bis man gewiß weiß, daß es richtig ist."

„Ist keine Kunst!"

„Nicht? Nun, dann muß man immer das Gegenteil von dem behaupten, was ein Greenhorn sagt."

„Schön, lieber Sam! Werde also von jetzt an dir niemals beistimmen, dann habe ich immer recht. Schau, sie bleiben halten! Sie besprechen sich. Sie werden doch nicht herüber zu uns wollen!"

„Fällt ihnen nicht ein! Jetzt setzen sie sich wieder in Bewegung. Sie weichen rechts von unsrer Fährte ab. Sie kennen diese Gegend und wissen, daß sie dort hinauf zu den Felsen müssen, wenn sie unser Lager sehen wollen."

„Du meinst, sie nehmen als sicher an, daß wir dort am Wasser lagern?"

„Natürlich! Kein Mensch wird, wenn er Wasser haben kann, in die Wüste gehen. Welch eine Frage wieder! Will Parker, Will Parker, was werde ich noch an dir erleben müssen! Ich kann mit dir keine Ehre einlegen und darf mich also in deiner Gesellschaft vor niemand sehen lassen. Du betrübst und grämst mich noch in den blassen Tod hinein, wenn ich mich nicht irre. Schau, sie reiten hinauf, und ich hatte wieder recht: sie kommen nicht hierher."

Man sah, daß sie sich nach den jenseitigen Felsen bewegten. Je näher sie denselben kamen, desto vorsichtiger bewegten sie sich, indem sie jeden Stein zur Deckung nahmen, um vom Wasser aus nicht gesehen zu werden. Sie stiegen schließlich von den Pferden und führten dieselben hinter sich her, weil sie im hohen Sattel mehr in die Augen fallen mußten. Endlich hatten sie die Felsen erreicht und lauschten hinter denselben hervor. Man sah ihren Bewegungen an, daß sie sich freuten, den Wagenzug zu erblicken. Die Pferde wurden etwas rückwärts angepflockt, und dann nahmen die Reiter die verschiedensten Stellungen ein, in denen sie das Lager bequem beobachten konnten.

„Sie sind's," nickte Sam. „Zwölf; man kann sie jetzt zählen."

„Gehen wir hinüber?" fragte Will.

„Ja, sobald es dunkel geworden ist."

Da brauchten sie nicht lange zu warten. Die Sonne hatte schon den Horizont berührt; sie verschwand; der immer tiefer werdende Schatten der Dämmerung flog von Osten herbei, und draußen am Wasser leuchtete nun ein hohes, helles Feuer auf. Man konnte die Finders schon nicht mehr erkennen.

„Komm," forderte Sam seinen Kameraden auf. „Wir wollen keine Zeit verlieren."

Sie verließen ihr Versteck und schritten demjenigen ihrer Gegner zu. Je näher sie demselben kamen, desto leiser, zuletzt vollständig unhörbar, wurden ihre Schritte. Daß Sam Hawkens mit seinen Riesenstiefeln so geräuschlos auftrat wie ein Sperling im Grase, das war geradezu unbegreiflich. Und Will Parker benahm sich mit einem Geschick, welches bewies, daß er kein Greenhorn war, wenn er von Sam auch oft so genannt wurde.

Als sie an den Fuß der kleinen Anhöhe gelangten, gab Sam seinem Begleiter das Gewehr und flüsterte ihm zu: „Bleib hier zurück und halte meine Liddy! Ich will allein hinauf."

„Well; aber wenn du in Gefahr gerätst, komme ich nach."

„Pshaw, wüßte nicht, welche Gefahr dies sein könnte! Spitz die Ohren, Will, damit du nicht etwa ertappt wirst!"

„Von wem?"

„Von dem Kundschafter, den sie gewiß nun bald fortschicken werden. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, aber doch möglich, daß er hier vorüberkommt."

Er legte sich auf den Boden nieder und kroch weiter. Es war jetzt die beste Zeit zum Anschleichen, weil so kurz nach der Dämmerung die wenigen Sterne, welche zu sehen waren, noch matt schimmerten. Bekanntlich wächst der Glanz der Sterne von der Dämmerung an.

Wie bereits bemerkt, bestand die Bodenwelle, auf welcher die Felsenstücke lagen, aus lauter Geröll, welches demjenigen, welcher im Anschleichen keine sehr große Gewandtheit besaß, unter den Füßen und Händen fortrollen mußte. Sam aber schob sich Zoll um Zoll vorwärts, ohne daß ein Steinchen aus seiner Lage geriet. Es ergab sich dabei wirklich die absoluteste Unhörbarkeit. So erreichte er die Höhe und hielt an. Seine scharfen an die Dunkelheit gewöhnten, weil in derselben geübten Augen sahen die Gegner vor sich; er hätte sie ebensogut bemerkt, wenn er sie nicht gesehen hätte, denn sie sprachen miteinander. Er wagte es, sich ihnen noch mehr zu nähern, und hielt endlich bei einem großen Steinbrocken an, hinter welchem er sich niederkauerte. Zwei oder drei der Finders standen aufgerichtet an den Felsen, um über dieselben hinweg das ferne Lagerfeuer zu beobachten; die übrigen hatten es sich bequem gemacht; sie saßen auf der

Erde. Zwei waren es, welche miteinander sprachen, Buttler und ein andrer. Eben als Sam es sich hinter seinem Steine bequem gemacht hatte, hörte er den letzteren sagen: „Hätten wir nur mehr Munition bekommen können! Wir müssen außerordentlich sparsam sein."

„Nur einstweilen," antwortete Buttler. „Wir werden uns alles wiedernehmen und noch weit mehr dazu. Poston, jetzt ist's Zeit, dunkel genug. Mache dich fort! Aber laß dich ja nicht erwischen oder auch nur hören oder sehen, sonst hast du es mit mir zu thun!"

„Werde mich hüten, mich sehen zu lassen," antwortete der Angeredete. „Es ist nicht zum erstenmal, daß ich lauschen gehe."

„Darum eben schicke ich dich und keinen andern. Du brauchst dich nicht in Gefahr zu begeben, brauchst nichts zu wagen und dich ihnen nicht allzuweit zu nähern, das wäre unnötig."

„Aber ich möchte doch gern wissen, was sie reden!"

„Ist von keinem Nutzen für uns. Ich will nur wissen, ob sie allein am Wasser sind oder noch andre sich mit dort befinden."

„Aber wenn ich sie reden hören könnte, würde ich erfahren, ob sie vielleicht Verdacht haben!"

„Verdacht? Woher soll ihnen dieser kommen?"

„Sie können doch denken, daß wir ihnen folgen werden?"

„Dazu sind sie zu dumm. Die Deutschen sind gar nicht zu rechnen, und der Scout schien nicht der Mann zu sein, der sein Leben wagt, um andre zu retten. Also bleiben nur die drei Schufte, welche gestern trotz ihrer Dummheit ein solches Glück gegen uns gehabt haben. Ihr Verstand reicht sicher nicht so weit, zu denken, daß wir ihnen nachgeritten sind. Am Gila in Fallen Bären und Biber fangen! Hat man jemals eine solche Verrücktheit gehört? Also geh, Poston, und spute dich! In einer halben Stunde kannst du wieder hier sein."

Der Späher entfernte sich, und der allererste Sprecher nahm nun wieder das Wort: „Wann denkst du, daß wir uns auf sie werfen, Buttler? Heut abend noch oder morgen früh?"

„Morgen erst? So lange mag ich nicht warten. Ich brenne vor Begierde, ihnen, und vor allen Dingen dem kleinen, dicken Kerl, die Rechnung heimzuzahlen. Nein, heut abend noch."

„Wenn sie schlafen und das Feuer ausgegangen ist?"

„Nein. Wir werden sie mit einer einzigen Salve niederschießen; dazu gehört Licht."

„Aber das Feuer ist groß und leuchtet so weithin, daß sie uns sehen müssen, wenn wir kommen."

„Dadurch, daß sie einen solchen Höllenbrand angefacht haben, beweisen sie, daß sie nicht den geringsten Verdacht hegen. Es ist freilich unangenehm, daß die Riesenflamme gar so weit leuchtet; wir müssen also warten, bis sie niedrig brennt. Dann aber wird keinen Augenblick länger gezögert. Ich sage euch, auf den Kleinen, Dicken darf mir niemand schießen, denn der soll von meiner Kugel sterben."

Er erging sich weiter in zornigen Ausdrücken und in überkräftigen Redensarten über das gestrige Erlebnis, die dabei gegen ihn aufgetretenen Personen und die Uebertölpelung, welcher er mit seinen Gefährten verfallen war. Sam erwartete, noch weiteres Wichtiges zu hören; darum blieb er wohl noch eine gute Viertelstunde liegen, sah sich aber getäuscht und verließ darum nun seinen Ort ebenso leise und vorsichtig, wie er gekommen war. Als er unten bei Will Parker anlangte, gab dieser ihm sein Gewehr zurück und sagte: „Hier hast du die Liddy. Gab es etwas zu hören?"

„Wenig."

„Aber wichtig?"

„Nur daß der Ueberfall dann geschehen soll, wenn unser Feuer nicht mehr so hell brennt wie vorher. Wir müssen uns darauf einrichten. Hast du den Kundschafter gesehen?"

„Ja. Er ging ziemlich nahe an mir vorüber, hat mich aber nicht bemerkt."

„So komm! Wir müssen zu den Unsrigen."

Sie entfernten sich, erst mit gedämpften Schritten, dann aber mit weniger Vorsicht, denn sie schritten nicht direkt auf das Lager zu, sondern machten einen Umweg, um nicht auf den zurückkehrenden Späher zu treffen. Sie hatten noch nicht ganz die Hälfte des Weges zurückgelegt, so hörten sie einen lauten englischen Ausruf, dem ein zweiter deutscher folgte.

„Tempest!" rief die erste Stimme.

„Herr Jemineh!" schrie die zweite. „Wer fällt denn da über mich weg?"

„Das ist der Kantor," raunte Sam seinem Kameraden zu. „Der Mann macht mir da wohl eine Dummheit. Komm schnell näher, aber leise, damit man uns nicht eher bemerkt, als bis wir uns bemerken lassen wollen!"

Sie huschten der Gegend zu, aus welcher die Stimmen jetzt weiter erklangen. Als sie nahe genug gekommen waren, blieben sie halten und lauschten.

„Wer Ihr seid, habe ich gefragt!" sagte der englisch Sprechende.

„Ich ersticke!" wurde ihm deutsch geantwortet.

Ja, es war die Stimme des Emeritus. Sie klang so, als ob ihn jemand an der Kehle habe.

„Den Namen will ich wissen!" erklang es wieder englisch.

„Dort vom Lager."

„Ich verstehe Euch nicht. Redet doch englisch!"

„Ich komponiere!"

„Gehört Ihr zu den Leuten, welche dort am Feuer sitzen?"

„Eine Heldenoper, welche drei ganze Abende füllen soll!"

„Mensch, wenn Ihr nicht verständlich redet, kommt Ihr nicht los! Also Antwort! Wer seid Ihr?"

„Zwölf Akte, auf jeden Abend vier."

„Den Namen, den Namen!"

„Ich suche den Hobble-Frank!"

„Ah endlich! Frank heißt Ihr? Was treibt Ihr denn hier, so allein und nächtlicher Weile?"

„Aus Klotsche bei Dresden bin ich. Laßt mich doch los — o, o, endlich! Gott sei Dank!“

Die Stimme klang freier; der Kantor hatte sich losgerissen und eilte fort. Man hörte seine Schritte.

„Nun ist er doch fort!“ stieß der andre zornig hervor. „Soll ich — nein; ich muß weiter.“

Er verfolgte den Fliehenden nicht, sondern nahm seinen Weg mit schnellen Schritten zu den Finders.

„Es ist der Kundschafter,“ flüsterte Sam. „Das ist eine fatale Geschichte. Kann uns alles verderben. Ich muß wieder nach den Felsen zurück, um zu hören, was der Mann dort meldet. Bleib hier stehen! Ich muß noch eher dort sein als er.“

Er rannte fort. Will Parker wartete. Es verging wohl eine halbe Stunde, ehe Sam zurückkehrte. Als er kam, meldete er: „Es ist besser abgelaufen, als ich dachte. Diese Begegnung konnte dem Kantor das Leben kosten oder, wenn wir ihm beisprangen, wenigstens unsern Plan zu Schanden machen.“

„Für wen halten die Finders diesen Unglücksemeritus?“ erkundigte sich Parker.

„Es ist gar nicht von ihm gesprochen worden.“

„Nicht? Das ist unmöglich.“

„Es ist wirklich so. Der Kundschafter hat nämlich die Begegnung gar nicht erwähnt.“

„Wirklich nicht? Unbegreiflich! Sie ist doch so wichtig, daß er sie unbedingt melden muß!“

„Das begreift dieser Mann vielleicht nicht. Er hat sie höchst wahrscheinlich aus Angst verschwiegen.“

„Aus Angst? Wieso?“

„Aus Angst vor den Vorwürfen. Ehe er ging, drohte ihm Buttler, sich ja nicht sehen zu lassen; nun ist er gar über jemand weggefallen. Wenn er dies sagt, hat er nichts Gutes zu erwarten; darum zog er vor, lieber zu schweigen. Das kann uns nur lieb sein. Komm nun jetzt zum Lager!“

Sie gingen weiter, hatten aber noch nicht viele Schritte gethan, als sie schon wieder stehen blieben, da sie ein Geräusch vor sich hörten. Als es näher kam, erkannten sie, daß es Hufschläge waren.

„Ein galoppierendes Pferd, welches gerade auf uns zukommt!“ sagte Parker.

„Ja, so ist es,“ stimmte Sam bei. „Was ist das nun wieder, wenn ich mich nicht irre! Schnell zur Seite!“

Das Pferd war schnell näher gekommen; sie wichen gerade noch zu rechter Zeit aus; als es vorüberschoß, sahen sie trotz der Dunkelheit, daß zwei Gestalten auf demselben saßen. Die eine von ihnen stöhnte laut.

„War das einer von uns, Sam?“ fragte Parker.

„Weiß nicht. Waren überhaupt zwei, altes Greenhorn.“

„Aber Feinde. Der eine saß richtig im Sattel; der andre kniete hinter ihm und hatte ihn beim Halse.“

„So genau habe ich es nicht unterscheiden können. Hast du dich nicht etwa geirrt?“

„Nein. Ich stand näher als du und konnte es also deutlicher sehen. Einer von ihnen gehörte wohl zu uns; wer aber mag der zweite sein?“

Dieser zweite gehörte ebenso wie der erste zur Gesellschaft. Daß sie miteinander an Sam und Will vorüberritten, und zwar auf einem Pferde, beruhte auf folgender Ursache:

Schi-So, der Häuptlingssohn, hatte sich stets nur zu Adolf Wolf, seinem gleichalterigen einstigen Studiengenossen und jetzigen Gefährten gehalten, war nach Indianerweise gegen Sam, Will und Dick nicht aufdringlich gewesen, hatte aber alle Vorkommnisse, Reden und Gespräche mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Er hatte in Tucson gehört, wie Sam den Führer zurechtwies und ihm sagte, daß er morgen entlassen werde. Später war ihm das stille, brütende Wesen dieses Mannes aufgefallen; er hatte Verdacht gefaßt und ihn von nun an sehr aufmerksam beobachtet. Jetzt, am Lager, hatte der Scout mit den deutschen Auswanderern nach Sams und Will Parkers Entfernung einen Streit vom Zaune gebrochen, und Frau Rosalie ihrem lebhaften Temperament zufolge an demselben teilgenommen. Was der eigentliche Grund oder Gegenstand des Zankes war, wußte Schi-So nicht; er hörte nur, daß die Frau schließlich zornig ausrief: „Denken Se nich etwa, daß wir Ihre Unterthanen und Schklaven sind! Ich, Frau Rosalie Eberschbach, geborene Morgenschtern und verwitwete Leiermüllerin habe hier gerade so viel zu befehlen wie Sie. Verschtehn Se mich! Sie zeigen uns den Weg und kriegen Ihr Geld dervor. So is die Sache. Und morgen gehn Se ab. Der Herr Sam Hawkens wird uns weiter führen; der verschteht seine Sache besser als Sie und macht's noch derzu ganz umsonst.“

„Besser wie ich?“ fragte zornig der Scout. „Darüber haben Sie als Fremde und als Frau gar kein Urteil. Weiber haben überhaupt zu schweigen!“

„Zu schweigen? I, was Se nich sagen! Schweigen sollen wir Damen? Wozu haben wir denn den Mund bekommen? Etwa bloß zum Nüsseknacken und Oppedeldoc trinken? Hörn Se, da sind Se uff dem Holzwege! Schweigen lieber Sie, denn alles, was Se sagen, is schlechte Leinewand und imitiertes Meublemang! Wir werden froh sein, wenn Se morgen fort sein werden. Uff Ihre lockere Amtsführung als Wegweiser und Schkaut dürfen Se sich wahrhaftig nich viel einbilden!“

„Ich kann dieses Amt ja schon heut niederlegen!“

„So? Das is uns lieb; das is uns recht; das wird oogenblicklich angenommen. Also treten Se ab! Sie sind hiermit aus Amt und Schtand und Brot entlassen!“

„Nicht eher, als bis ich meine Bezahlung bekommen habe!“

„Die sollen Se haben, oogenblicklich haben. Wegen den paar Pfennigen lassen wir uns nich beim Land- und Kreisgericht verklagen. Julius, haste Geld bei der Hand?“

Julius hieß ihr Mann, welcher neben ihr stand. Er bejahte ihre Frage.

„So bezahl den Mann; mir kommt er nich wieder ins Haus. Dem will ich's zeigen, ob wir Damen schweigen müssen oder nich! Ich bin nur deshalb mit nach

Amerika, weil da die Damen feiner als drüben behandelt werden, und gleich dieser erste Yängki, der mir in den Weg gekommen is, will mir die Schprachwerkzeuge verbieten! Das muß eenen ja aus allen seinen sieben Himmeln reißen! Also zahl ihn aus, und dann hau du ju du!*)"

Der Scout erhielt wirklich seinen Lohn so ausgezahlt, als ob er mit bis nach Fort Yuma geritten wäre. Er schob es mit pfiffigem Lächeln in die Tasche. Jedenfalls hatte er den Streit nur deshalb vom Zaune gebrochen, um das Geld zu bekommen und sich noch während der Abwesenheit Sams entfernen zu können. Er sattelte sein Pferd, nahm sein Gewehr und stieg auf. Da trat Dick Stone zu ihm und fragte: „Wollt Ihr mir wohl sagen, Sir, was es zu bedeuten hat, daß Ihr da Euern Gaul so plötzlich zwischen die Beine nehmt? Wie es scheint, wollt Ihr fort?"

„Yes. Habt Ihr etwas dagegen?" antwortete der Führer impertinent.

„Sehr viel sogar."

„Darnach werde ich nicht fragen."

„Oho! Dick Stone ist ganz genau der Mann, nach dessen Wort man fragt. Wir sollen überfallen werden; es heißt entweder hie Freund oder hie Feind; wer uns in diesem Augenblick verläßt, ist unser Feind."

„Ich bin entlassen worden."

„Als Führer, ja, aber nicht fortgejagt. Niemand hindert Euch, bis morgen zu bleiben. Wenn Ihr trotzdem fort wollt, so kennen wir den Grund!"

„Kennt Ihr ihn? Ah, wirklich?" höhnte der Scout. „Wollt Ihr vielleicht die Güte haben, ihn mir zu sagen?"

„Ja. Ihr wollt zu den Finders, um sie zu warnen."

„Ich glaube, Ihr seid verrückt geworden, Master!"

„Schwerlich. Dieser Gedanke liegt so nahe, daß ihn jedes Kind haben muß."

„Da will ich Euch doch sagen, wohin ich will. Ich bin von diesen Deutschen entlassen worden und kann also nicht hier bei ihnen bleiben; meine Ehre verbietet mir das. Darum will ich hinaus zu den Soldaten, um bei ihnen bis zum Tagesanbruch zu bleiben. So, das ist meine Absicht, und nun laßt mich fort!"

Dick Stone ließ sich, durch diese Lüge für einen Augenblick getäuscht, die Zügel, welche er ergriffen hatte, aus der Hand zerren; der Scout gab seinem Pferde einen Hieb und ritt davon, der Richtung zu, in welcher sich der Lieutenant nach Sams und Parkers Entfernung mit seinen zwanzig Mann zurückgezogen hatte. Aber schon eine Sekunde später war Dick Stone wieder klar. Er sprang nach der Stelle, an welcher sein Gewehr lag, und rief: „Der Schuft hat mich belogen; er will uns doch verraten; ich schicke ihm eine Kugel nach!"

Da schnellte Schi-So zu ihm hin und sagte: „Schießt nicht, Sir! Es ist dunkel; die Kugel würde fehlgehen. Ich bringe Euch den Mann zurück."

Nach diesen Worten schoß der Jüngling fort, in die dunkle Nacht hinaus.

„Ihn zurückbringen? Dieser Knabe?" fragte Dick. „Sollte ihm schwer fallen. Ich muß ihm selbst nachreiten."

Er wollte zu seinem Pferde; da ergriff ihn Adolf Wolf am Arme und bat: „Bleibt hier! Er holt ihn wirklich."

„Ist unmöglich!"

„Er holt ihn! Ihr könnt es glauben. Schi-So bringt, obgleich er noch so jung ist, noch ganz andre Dinge fertig."

Der bestimmte Ton und die überzeugungsvolle Miene Wolfs blieben nicht ohne Wirkung.

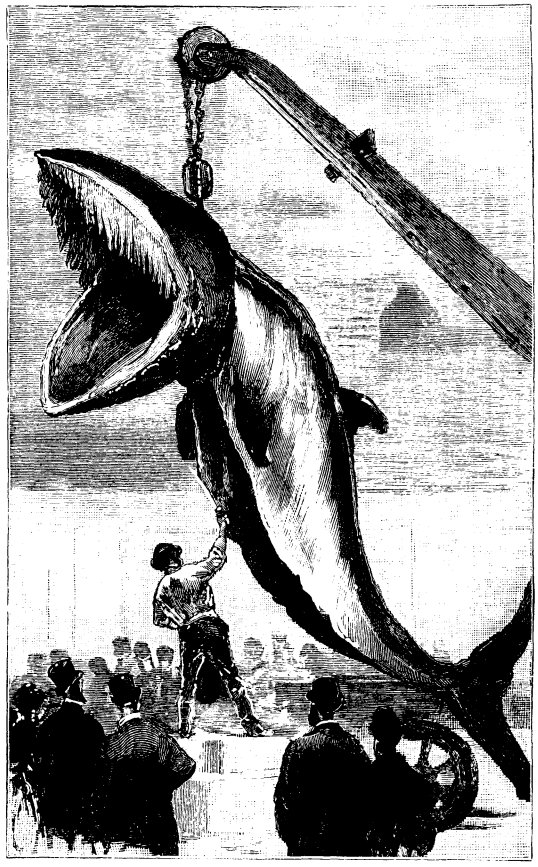
„Hm," brummte Wolf, „würde wohl zu nichts führen, wenn ich ihm nachritte. Kann doch nicht sehen, wohin er ist. Will er wirklich zu den Finders, so wird er wahrscheinlich auf Sam und Will stoßen, die ihn nicht weiterlassen werden. Bleib also hier. Aber eine verteufelte Geschichte ist es doch, wenn er entkommt. Was wird Sam dazu sagen!"

Dieser sagte gar nichts, sondern er stand gerade in diesem Augenblicke noch neben Parker und horchte mit diesem nach der Richtung, in welcher das Pferd an ihnen vorüber verschwunden war. Man hörte es noch deutlich schnauben, aber keine Huftritte mehr. Doch nach einiger Zeit waren sie wieder zu vernehmen; sie kamen wieder zurück, näher und näher und viel langsamer als vorher.

„Sonderbar!" brummte Sam. „Die beiden Reiter kommen retour, und zwar im Schritt. Wir legen uns nieder, weil wir dann besser sehen können, wer es ist."

Sie duckten sich auf den Boden. Jetzt kam das Pferd; es saß nur ein Reiter darauf, aber es zog einen dunklen Gegenstand hinter sich her. Jetzt erkannten die beiden den Reiter.

„Schi-So!" rief Sam. „Ihr seid es, Ihr? Wie kommt Ihr hierher?"



Die Ausstellung eines Pottwales.

*) How do you do.

Der Gefragte hielt das Pferd an und antwortete in bittendem Tone: „Sagt du zu mir, Sir! Ich habe Euch schon einmal darum ersucht. Der Scout ließ sich sein Geld geben und ritt gegen unsern Willen fort. Er wollte uns den Finders verraten; da sprang ich ihm nach, ereilte ihn und schwang mich hinter ihm auf das Pferd. Als ich ihn mit dem Revolverkolben betäubt hatte, hielt ich das Tier an und warf ihn herunter; nun zieht es ihn an meinem Lasso hinter sich her."

„Tausend Donner! Nacheilen, aufs Pferd springen, betäuben, herunterwerfen! Du bist ja der reine, richtige Old Shatterhand geworden! Braver Bursche! Werde es deinem Vater erzählen. Du hast den Verräter vielleicht gar erschlagen?"

„Nein; er ist nur betäubt."

„Wahrhaftig, der wirkliche Old Shatterhand! Und das alles so ruhig, ohne einen Schuß oder sonstigen Lärm, wenn ich mich nicht irre!"

Der Jüngling antwortete einfach und bescheiden: „Lärm durfte doch nicht sein, weil die Feinde sich in der Nähe befinden."

„All right; hast deine Sache so brav gemacht, daß jedes Lob überflüssig ist. Komm jetzt mit nach dem Lager! Wir wollen uns beeilen, mit den Finders fertig zu werden. Es ist besser, sie nicht lange warten zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Ausstellung eines Pottwales.

Meine jungen Herren! Dieses ist der berühmte Pottwal, welcher das Walrat und die Ambra und außerdem noch Thran und Fischleim die Menge liefert, eines der nützlichsten oder vielmehr nutzbringendsten Tiere des Meeres. Dieses Exemplar ist aber ein junges, noch unausgewachsenes; ausgewachsen erreicht es häufig die doppelte Länge und das dreifache Gewicht. Diese Art heißt auch Kaschelot, Spermaceti-Wal, letzterer Name vom lateinischen Spermaceti, d. h. Walrat. Er kommt hauptsächlich im südlichen Eismeer und den angrenzenden Teilen des Großen Ozeans vor. Der Fang dieses Meerungeheuers wird, wie Ihnen allen wohlbekannt ist, mittels Harpunen betrieben; er ist aber bei weitem nicht mehr so umständlich und gefährlich als früher, seitdem man sich der aus kleinen Geschützen geschleuderten Harpunen bedient, bei denen man eine größere Entfernung nehmen kann und seiner Sache sicherer ist, da solche Harpunen tief ins Fleisch eindringen und einen mächtigen Blutverlust verursachen. Außerdem benutzt man auch Sprenggeschosse, die sich gut bewährt haben, ebenso wie die in Anwendung gebrachten galvanischen Batterien, wobei der Tod des Wales im Augenblicke des Eindringens der Harpune erfolgt. Der alten Fangweise mit der Wurfharpune bedient man sich übrigens immer noch.

Ist der Wal tot, so wird er mittels eines am Hauptmast befestigten Krans an Bord gehißt. Nun wird der Kopf etwas emporgezogen, der Schwanz aber am Vordermast befestigt. Dann steigen die Speckschneider, an deren Schuhen sich kleine Stacheln befinden, auf den Fisch und schneiden, vom Kopfe aus rückwärts gehend, den unter der Schwarte lagernden 2—4 m dicken Speck in lange, bis 30 m lange Streifen (Flensstücke), welche von den sogenannten Strandschneidern in kleinere Stücke zerteilt, von den „Farkentreibern" nach dem Flensgat gebracht werden, wo sie die „Pickemare" in Empfang nehmen und mittels Bootshaken in den Schiffsraum hinabwerfen. Dort steht der „Speckkönig," der sie dem „Schiemann" überliefert, von dem sie mit Hilfe seiner Gesellen in Tonnen verpackt werden. Ist der Fang ungewöhnlich reich, so wird der Thran am nächsten Strande ausgekocht, wodurch natürlich gewaltig an Raum gespart wird.

Ein nicht minder wichtiges Geschäft ist die Gewinnung des Walrats, eines flüssigen, an der Luft kristallinisch erstarrenden Fettes, von dem große Pottwale bis 50 Zentner in dem gewaltigen Kopfe tragen. Es befindet sich in großen Kammern mit sehnigen Wänden vor dem Gehirn. Durch sein spezifisch geringes Gewicht erleichtert es dem Fisch das Schwimmen. Es wird zur Fabrikation von Kerzen, durchscheinenden Seifen, Pomaden, sowie auch zum Wasserdichtmachen von Leder gebraucht. Walratöl dient zur Beleuchtung und zum Einfetten der Wolle. Wegen seiner beruhigenden Wirkung wird das Walrat auch als Medikament verschrieben. Ist das Walrat geborgen, so geht es an das Ausbrechen des Fischbeins und schließlich durchwühlt man noch die Eingeweide des Tieres, ob man nicht einige Knollen Ambra findet, eine harzartige Masse, der früher Heilkräfte zugeschrieben wurden (und von Schiffern jetzt noch werden), die aber in neuester Zeit jetzt nur noch zur Herstellung von Parfümerien und des wohlriechenden Ambraöles benutzt wird.

Eine Ferienfahrt ins Riesengebirge.

(Schluß.)

Doch nun zurück zu unsrer nächsten Umgebung. Ueber den Gipfel der Koppe, der ungefähr 60 bis 80 Schritte breit ist, geht die preußisch-österreichische Grenze. Er trägt drei Gebäude: eine runde, steinerne Kapelle, dem heiligen Laurentius geweiht, sodann zwei Gasthäuser, die preußische und die böhmische Baude, die aber von einem Besitzer verwaltet werden und das ganze Jahr hindurch für Gäste geöffnet sind. Der Hauptbetrieb ist in der größeren, auf preußischer Seite liegenden Baude, oder, wie wir lieber sagen wollen, Gasthof. Er hat zwei Stockwerke und kann etwa 200 Gäste in Betten oder auf Matratzen beherbergen, die Zimmer sind aber sehr niedrig und klein, Wasser ist wenig vorhanden, besonders wenn es lange nicht geregnet hat, es muß alles hinaufgetragen werden. In dem Gasthof befindet sich eine preußische und eine österreichische Telegraphenstation und eine Postagentur und neben ihm eine meteorologische Station.

Nachdem wir überall Umschau gehalten hatten, wurden die Schlafzimmer verteilt; sie lagen alle in der böhmischen

Baude, waren recht schön und hatten gute Betten. Zum Essen gingen wir in das Haupthaus.

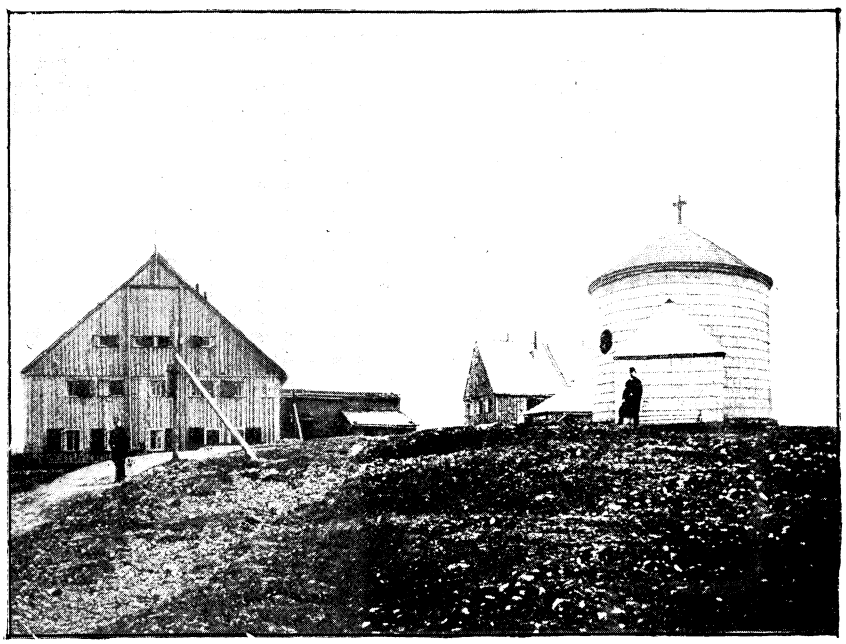
Das Bewußtsein, daß wir den höchsten Punkt des Riesengebirges glücklich erstiegen hatten und an dem letzten Wandertage, der uns noch bevorstand, keine hohen Berge mehr zu klettern brauchten, erfüllte die ganze Reisegesellschaft mit dem Gefühl höchster Behaglichkeit. Jeder beeilte sich von der fröhlichen Stimmung seinen Angehörigen oder Freunden in der Heimat etwas mitzuteilen, die auch ihrerseits in Briefen und Telegrammen uns hier begrüßt hatten. Besonders aber gedachten wir auch der wohlthätigen Gönner zu Hause, deren Stiftungen wir schon manchen vergnügten Abend oder eine lustige Wagenfahrt verdankten. Auch an diesem Abend erfreute uns nach dem Essen eine gestiftete Bowle, eine Spende des Vaters von unserm Fritz Sch., sie erhöhte die schon vorhandene festliche Stimmung, die sich bald in schönen Reden und fröhlichen Liedern Luft machte. Selbst die verlockende Ankündigung, die ein Kellner den im Saale versammelten Gästen machte, daß in der böhmischen Baude getanzt werde, übte keine Anziehungskraft auf uns aus.

Nächsten Morgen weckten uns die Töne einer Glocke, um zu melden, daß der Himmel so gnädig sein wolle, uns den Anblick der aufgehenden Sonne zu gewähren, doch die Aussicht war leider nicht völlig ungetrübt.

Aber ein um so schönerer Tag sollte uns vorbehalten sein: das Steigen hatte ja nun ein Ende, wir brauchten nur die Koppe hinunterzugehen, hatten dann einen herrlichen Weg über den ganzen Kamm des Gebirges zu machen, um darauf nach Agnetendorf in die Ebene hinabzuziehen. Wir waren deshalb in der fröhlichsten Stimmung, als wir den 1121 m hohen Gipfel der Koppe hinunterstiegen. Der durch Steine eingefaßte Zickzackweg bietet prachtvolle Blicke nach Süden in den Riesengrund und nach Norden in den Melzergrund hinab. Am Fuße des Kegels, in der Nähe der Riesenbaude, machten wir einen Augenblick Halt und sahen noch einmal in die Höhe. Der Berg erscheint wie eine gewaltige Pyramide mit Steingerölle und Felsen bedeckt, und auf der Spitze sieht man das Dach des Koppengasthauses.

Doch nun kehren wir der Koppe den Rücken, wandern über den Koppenplan, eine etwa 3 km lange Fläche, und kommen zur Prinz Heinrich-Baude. Dieses ist die feinste Baude im ganzen Gebirge, ein neues, schön eingerichtetes Gasthaus, das vor drei Jahren vom Riesengebirgsverein erbaut wurde. Prinz Heinrich von Preußen hat es bei einem längeren Sommeraufenthalt am Fuß des Gebirges öfters besucht und ein großes Porträt von sich mit eigenhändiger Unterschrift für dasselbe gestiftet. Die Lage des Hauses ist prachtvoll und ebenso die Aussicht. Man steht vor dem jähen Abhang einer tiefen Schlucht, ähnlich den Schneegruben, auf ihrem Grund unten die beiden Teiche, von denen einer 550 m lang ist.

Trotzdem es noch frühe Morgenstunde war, kehrten wir doch aus Neugierde ein, um uns das vielgerühmte Lokal auch im Inneren anzusehen. Das Haus hat weder von außen noch von innen irgend welche Aehnlichkeit mit den andern Bauden, die wir kennen gelernt haben, es ist vielmehr ein in modernster Weise, d. h. altdeutsch ausgestattetes Restaurant. Wir waren eigentlich nur „der Wissenschaft wegen" eingetreten, aber wir verweilten doch gegen jede ursprüngliche Absicht längere Zeit darin; es gefiel uns so gut, daß wir nicht nur ein Bild von außen aufnahmen, sondern auch die ganze Gesellschaft in altdeutscher Umrahmung unter den Auspizien des ernst herabschauenden Prinzen Heinrich im Innern photographierten. Dann ging es weiter auf dem schönen Kammberge der Spindlerbaude zu und alsdann wieder in die Höhe zur Petersbaude. Auch diese hat sich aus dem Begriff der Baude herausgearbeitet zu dem eines stattlichen Hotels.



Ferienfahrt ins Riesengebirge: Preußische Baude, böhmische Baude und Kapelle auf der Schneekoppe.

Am Nachmittag verließen wir den Kamm des Riesengebirges und zogen in behaglichem Schlendergang hinab nach Agnetendorf, einem Sommerfrischlerort am Fuß des Gebirges.

Hier fanden wir wieder die liebenswürdigste Aufnahme bei Herrn Beier; und das Glück, das uns auf der ganzen Reise begleitet hat, daß wir, zwar schwer bedrückt von der Hitze im Lauf des Tages, am Abend in reizender Umgebung im Freien fröhlich uns erholen konnten, das war uns auch hier in reichem Maße geboten.

Es war der letzte Abend im Gebirge und so wurden

denn auch in üblicher Weise wieder die Rollen verteilt. Den Ersten jeder Abteilung war aufgegeben, in chronologischer Folge durch kurze Schilderung die Reise vor uns aufzurollen. Sie entledigten sich ihrer Aufgabe in jugendfrischer Weise. Hier auch endlich konnte das „alte Volk" die lang versprochene lateinische Rede steigen lassen und uns allen wird es unvergeßlich bleiben, wie er mit „Comites itineris" einsetzte, und als das nötige Silentium nicht gleich eintreten wollte, ein donnerndes: „rostra tenete" in die ungestüme Zuhörerschaft hineinschmetterte. Und an diesem Abschiedsabend konnte es ja auch nicht fehlen, daß die Griechen ihrer jungen Gefährten und die jungen Gefährten der Griechen gedachten. Und hell stand der Mond über der Agnetendorfer Schneegrube, als das Zeichen zum Schluß gegeben wurde, und in den schönen Abend hinein erscholl ein Lied und ein letztes Lied, bis selbst der letzte Mann und der diensthabende Grieche der wohlverdienten Ruhe teilhaftig wurden.

Zum letztenmal nahmen wir am andern Morgen, es war der 24. August, das Ränzel auf den Rücken, um nach der Ruine der Burg Kynast zu wandern, die am Rand des Gebirges auf einem isolierten Granitkegel liegt. Man hat von dem Turme aus eine Aussicht von seltener Schönheit, um derenwillen der Berg ein Hauptwanderziel der Reisenden ist. Besonders anziehend war für uns der Blick auf das nahe Riesengebirge, dessen ganzes Panorama sich mit all seinem Zauber noch einmal vor unsren Blicken entrollte, als wollte es uns die Erinnerung an die schönen Wandertage zum Abschied für immer tief ins Herz prägen.

Schluß.

Den Abschluß unsrer Ferienfahrt bildete ein eintägiger Aufenthalt in Potsdam. Wir waren nach einer unangenehm heißen Eisenbahnfahrt gegen Abend in Berlin in unsrem Gasthof angekommen. Am andern Morgen fuhren wir nach Potsdam. Eine Wanderung durch die Stadt bietet des Interessanten die Fülle. So das Stadtschloß, die Garnisonkirche mit den schlichten Särgen der beiden großen Könige, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich des Großen, die Friedenskirche und das stimmungsvolle Mausoleum unsres siegreichen Kaisers Friedrich. Auch Sanssouci mit all den Erinnerungen an Friedrich den Großen, mit dem Neuen Palais oder, in etwas weiterer Umgebung, dem Marmorpalais oder Schloß Babelsberg, statteten wir einen Besuch ab.

Einen überaus herrlichen Genuß bot uns eine Dampferfahrt auf der Havel. Wird man nun hier auch nicht wie auf unsrem schönen Rhein von einem mächtigen Strom getragen, sondern von einem scheinbar stillstehenden Wasser und begleitet ihre Ufer nicht wie dort eine Kette rebenumlaubter und mit Bergruinen geschmückter Berge, so ist es doch eine wahre Lust, die Havel und ihre Seen zu durchfahren.

Unser Ziel war Wannsee, eine Villenstadt, untermischt mit den freundlichsten Restaurants. In einem derselben fanden wir gute Kaffeeverpflegung.

Die Rückfahrt brachte uns eine freudige Ueberraschung. Wir waren etwa in die Gegend der Pfaueninsel gekommen, als sich hinter uns ein weißer Dampfer zeigte, der kein andrer sein konnte, als die Kaiserliche Dampfjacht. Je näher sie kam, desto deutlicher konnte man die Kaiserstandarte erkennen, die sie gehißt hatte. Der Kaiser war also an Bord.

Mit gespannten Mienen schauten wir hinüber, als das Schiff ziemlich nahe an uns vorbeifuhr. Da sahen wir den Kaiser, die Gardeducorpsmütze auf dem Haupt, zwischen zwei Offizieren am Vorderbug des Dampfers sitzen und mit einem urkräftigen Hurra begrüßten wir ihn.

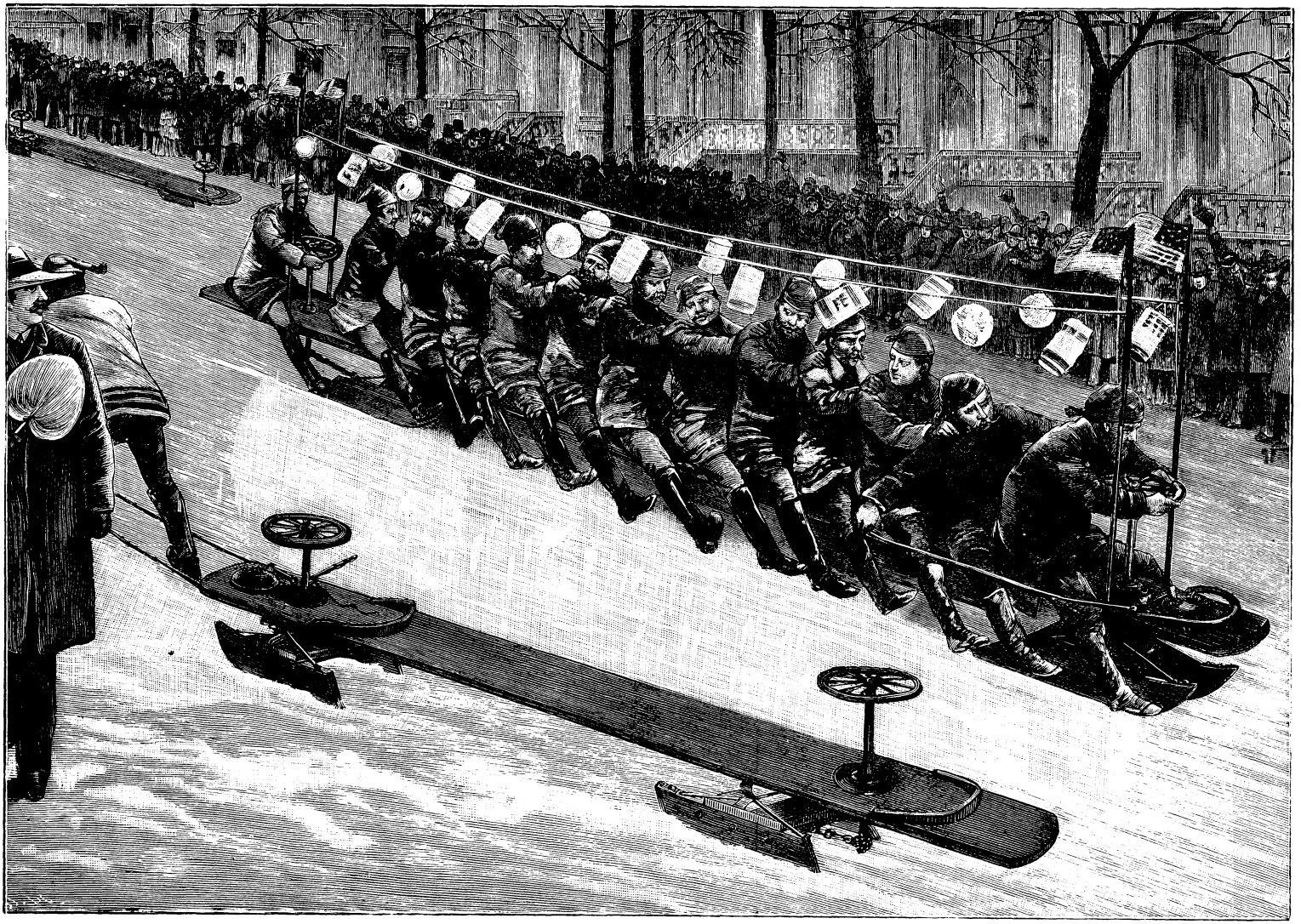
Es war ein prächtiger Abschluß. Wie wir in Berlin eingezogen waren unter den mächtigen Eindrücken all der gewaltigen Monumente und monumentalen Bauten, welche die Hauptstadt darbietet, so beschlossen wir unsre Ferienfahrt unter den nicht minderen Eindrücken derjenigen Stadt, die mit ihren historischen Erinnerungen, im lieblichsten Rahmen der Naturschönheit, der Hauptstadt ergänzend zur Seite tritt.

Und als wir in der Frühe des 26. August der Heimat wieder zufuhren, da mischte sich in schöner Harmonie mit der Erinnerung an die herrliche Gebirgswanderung die andachtsvolle Stimmung, in die uns der Besuch der beiden Residenzstädte versetzt hatte.

Der Tintengeist.

Es war einmal ein Student, der mußte soviel studieren, daß ihm der Kopf rauchte und von diesem Rauche war es in seinem Zimmer fast immer ganz dämmerig und düster.

Besonders heute! Ein paar Tage vor Weihnachten; draußen war es bitterkalt und obgleich der Schnee schon fußhoch lag, wirbelten doch noch immer Milliarden von Schneeflocken in tollem Tanze auf die weiße Decke herab, gerade, als ob die Engel im Himmel alle ihre Federbetten auf die Erde ausschütteln und sich über die Weihnachtsfeiertage mit harten Kopfpolstern begnügen wollten. Aber das machte auf der Erde sehr finster. Schon um halb vier Uhr sah man fast nichts mehr und in dem behaglich warmen Zimmer des Studenten herrschte um diese Zeit schon völlige Dämmerung. Der Student hatte den ganzen Nachmittag über seinem dicken corpus juris gebrütet und war eifrig bemüht gewesen, einen schriftlichen Auszug daraus zu machen. Noch nie aber war ihm die Arbeit so wenig von statten gegangen, wie heute; es schien ein eigner Unstern über der Schreiberei zu walten; alle Augenblicke stand ein falscher Satz auf dem Papier, der wieder ausgestrichen werden mußte, bald spritzte die



Kanadischer Schlittensport.

Feder und machte große Klexe, bald wieder entstanden ganz unvermutet anstatt der Fortsetzung des gelehrten Aufsatzes am Rande des Papiers die schönsten Arabesken und Tiergestalten, und es half gegen diese sonderbaren Vorkommnisse rein gar nichts.

Nun hatte er aber die Feder und das dickleibige Buch ganz weggelegt, sich aufs Sofa gesetzt und wollte sich zur Erholung bis zum völligen Einbruch der Dunkelheit ein wenig mit seinen Gedanken beschäftigen. Da dachte er denn an so mancherlei. Zunächst an seine Lieben zu Hause und besonders an seine liebe Schwester, und ob sie wohl auch befriedigt sein werde von dem Weihnachtsgeschenk, das er für sie bestimmt hatte und das er ihr am Weihnachtsabend selbst überreichen wollte. Es war ein Buch, darin standen lauter wunderschöne Geschichten; „Sommermärchen" hieß es, und ein großer Dichter hatte es gemacht. Der Student hatte gestern abend zwei von den Geschichten daraus gelesen und jetzt dachte er voll Sehnsucht: „Ach, wer doch auch so schöne Märchen schreiben könnte, das müßte gewiß viel hübscher sein, als langweilige Auszüge aus Büchern zu machen!" Dann dachte er wieder daran, wie er bisher noch jedes Jahr das Weihnachtsgeschenk für seine liebe Schwester mit einigen sinnigen Worten begleitet, ja sogar manchmal nicht ohne Glück zu diesem Zwecke einen alten Mietpegasus bestiegen hatte. Aber das war dieses Jahr nicht möglich! Denn erstens war der Kopf des Studenten ganz dumpf geworden, natürlich von dem vielen Rauche, und dann hatte er auch keine Zeit, denn der gelehrte Auszug aus dem corpus juris mußte unbedingt noch vor Weihnachten fertig werden. Ach, dieser unglückselige Auszug! Nun waren die Gedanken schon wieder dabei, und jetzt wurden sie immer trüber und melancholischer, denn die Arbeit war erst halb fertig und in zwei Tagen Weihnachten! Wie sollte das werden?

Im Ofen knisterten und knackten die Holzblöcke und verbreiteten eine angenehme Wärme im Zimmer, draußen aber schnob der kalte Schneesturm und jagte noch immer die Schneeflocken wirbelnd durcheinander, er rüttelte an den wohlverwahrten Fensterscheiben, und als er nicht hinein kam, fuhr er zornig pfeifend um die Ecke des Hauses. Jetzt wurde gegenüber auf der Straße die Gaslaterne angezündet; kaum brannte die Flamme, so war der Wind schon wieder da, faßte und trieb sie wütend hin und her, so daß sie nur einen Streifen unruhig flackernden Lichtes in das Zimmer des Studenten und zwar gerade über seinen Schreibtisch werfen konnte.

Dieser plötzliche zum Fenster hereinfallende grelle Lichtschein schreckte den Studenten aus seinem melancholischen Brüten auf. Noch eine Weile sah er gedankenlos den unruhig tanzenden Lichtstrahlen zu und nun wollte er die Lampe anzünden und wieder an die Arbeit. Aber halt! was war denn das, auf dem Tisch bewegte sich ja etwas — ein dunkler Gegenstand — das konnte doch keine Täuschung sein, hervorgebracht durch das ungewisse Gaslicht; und jetzt hörte er sogar ein Geräusch, das klang, wie ein leises Wimmern. Nun trat der Student näher an den Tisch heran, aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er auf dem Rande des Tintenfasses ein winzig kleines Männchen sitzen sah, kaum so groß, wie ein kleiner Finger, bekleidet mit glänzend dunkelgrünem Röckchen und Höschen und einer eben solchen Kappe; das Figürchen strampelte ungeduldig mit den Beinen und vergoß unter heftigem Schluchzen die bittersten Thränen. Das Merkwürdigste an der Sache war aber, daß diese Thränen nicht wasserhell waren, wie bei den Menschen, sondern lauter dicke, schwarze Tintentropfen. Das Männchen hatte zum Abtrocknen anstatt eines Taschentuchs ein kleines Löschblatt in der Hand, und wenn es mit demselben an die Augen kam, entstand sogleich ein großer Klecks.

Nach einer kleinen Weile, während welcher der Student sich besonnen hatte, was ob dieser merkwürdigen Erscheinung zu thun sei, ergriff er kühn entschlossen den noch aufgeschlagen auf dem Tisch liegenden dicksten Band seiner Bibliothek, das corpus juris und begann mit beschwörender Stimme dem unheimlichen Gast daraus die Novelle 118 vorzulesen, in der leisen Hoffnung, derselbe werde dieser Lektüre nicht standhalten, sondern alsbald verschwinden.

Darin täuschte er sich aber sehr; denn als nach etwa einer Stunde die Vorlesung beendigt war, saß das Männlein immer noch auf dem Rande des Tintenfasses, ja hatte sogar zu schluchzen aufgehört und sah jetzt viel getrösteter aus. Da faßte sich der Student ein Herz und sprach: „Wer bist du, Unheimlicher, der du der Novelle 118 standzuhalten vermagst?"

„Diese Vorlesung schreckte mich nicht," entgegnete das Männchen mit leise zirpender Stimme, „da mir die Novelle 118 längst bekannt ist, ja einer meiner Verwandten hat sie sogar vor vielen hundert Jahren selbst schreiben helfen, denn wisse, ich bin der Tintengeist Alizarinus; meine Ahnentafel reicht bis in die graue Vorzeit hinein und mein Geschlecht ist in Tausenden von Seitenlinien über die ganze Erde verbreitet."

„Wie kommst du denn aber hierher und warum hast du so erbarmungswürdig geheult?"

„Weil ich jetzt aus deinem Tintenfaß, in dem ich lange Jahre behaglich wohnte, auf Nimmerwiedersehen abziehen muß," schluchzte Alizarinus und dabei rollten wieder zwei große, dicke Tintentropfen aus seinen Augen, die er aber gleich mit dem Löschblatt auffaugte.

„Ja warum mußt du denn fort, erhabener Geist?" fragte der Student weiter, dem die Sache allmählich komisch vorkam.

„Du selbst vertreibst mich von dir, obwohl ich dir doch nichts Böses zugefügt habe. Ich kann nämlich nur in einer Tintenart wohnen und leben; die Menschen nennen sie nach mir Alizarintinte, und da du seit Jahren mit keiner andern Tinte schreibst, so wohne ich nun schon lange Zeit in deinem Tintenfaß, habe mich häuslich eingerichtet und dich liebgewonnen. Du hast mir Wohlthaten erwiesen, indem du immer meine Behausung luftdicht verschlossest und mich so vor dem grimmigsten Feinde unsres Geschlechts bewahrtest, dem heimtückischen Zauberer Schimmel, der durch seine Macht schon unzählige meiner

Brüder grausam umgebracht hat. Du hast nie geduldet, daß hoffärtige Stahlfedern in die Tinte geworfen werden, die, wenn sie auch noch so alt und verrostet sind, meist mit lächerlichem Dünkel über alles wegsehen, überall Händel stiften und die ganze Tinte verderben; und so könnte ich noch viele Annehmlichkeiten anführen, die ich bei dir genoß; und nun hast du plötzlich heute mittag violette Salontinte in dein Tintenfaß geschüttet, so daß ich mich vor den boshaften Angriffen meines leiblichen Vetters, des Salontintengeistes Anilinus, der sich viel auf seine vornehmen Damenbekanntschaften zu gute thut, in das kleine Restchen Alizarintinte flüchten mußte, das noch im Tintenfaß geblieben war; denn dort konnte er mir nichts anhaben. Nun habe ich den ganzen Nachmittag alle meine Macht aufgeboten und dir beim Schreiben nichts als Schabernack gespielt, in der Hoffnung, du würdest im Aerger die Salontinte ausgießen, und mich wieder zu Gnaden annehmen, aber es hat alles nichts geholfen; Anilinus triumphiert und ich muß fort!"

Nach dieser langen Rede fing Alizarinus wieder herzbrechend an zu weinen und schon mußte er das dritte frische Löschblatt anwenden, um seine Tintenthränen zu trocknen. Dies rührte den Studenten so, daß er sagte: „Du armer Bursche; ist es denn nicht jetzt noch Zeit, um die schlechte violette Tinte auszugießen und dich wieder in deine Rechte einzusetzen?"

„Ach, wenn du das wolltest," rief der Geist erfreut, und sprang von dem Tintenfaß herab auf den Tisch, „das wäre ja herrlich; aber es muß gleich geschehen, denn entweder muß ich fort in ein andres Alizarintintengefäß, oder ich habe ohne Tinte höchstens noch eine Viertelstunde zu leben."

Der Student nahm nun ohne ein weiteres Wort das Tintenfaß und goß den Inhalt aus, ergriff dann die große Alizarintintenflasche, die er heute mittag nur aus Lust nach Abwechselung im Stich gelassen hatte und füllte die bisherige Behausung des Alizarinus wieder mit seinem Lebenselement.

Der Tintengeist machte vor Freude einen Purzelbaum auf dem Tisch und sagte dann: „Zum Dank für diese große Wohlthat werde ich dir zur baldigen Erfüllung derjenigen Wünsche, mit denen sich heute abend deine Gedanken so lebhaft beschäftigten, nach Kräften behilflich sein; alles, was du mit der Tinte, in der ich weile, schreibst, wird von jetzt ab ganz vorzüglich und wunderbar schnell von statten gehen. Du hast nur nötig, jeweils bevor du zu schreiben beginnst, mit dem Federhalter dreimal auf den Tisch zu klopfen, um mich aufmerksam zu machen, wenn ich schlafen sollte. Sieh her, einfach so!"

Damit bückte er sich, hob mit sichtlicher Kraftanstrengung den Federhalter vom Tische auf, stellte ihn aufrecht vor sich hin und ließ ihn nun öfters hintereinander auf den Tisch fallen; dadurch brachte er ein ganz merkwürdig lautes Klopfen hervor, das er so lange mit kurzen Pausen anhaltend fortsetzte, bis ihn der Student endlich ungeduldig anschrie: „Ja ja, ich hab's jetzt gehört!"

„Sie haben aber bisher noch nicht ‚herein' gesagt," ertönte in diesem Augenblicke eine rauhe Stimme von der Thüre her und ein heller Lichtschein strömte ins Zimmer. Verwundert richtete sich der Student in der Sofaecke in die Höhe und rieb sich die Augen; dort unter der Thüre stand seine ehrliche Hauswirtin und hatte die brennende Lampe in der Hand und jetzt trat sie herein und stellte dieselbe auf den Tisch.

„Ich glaube gar, Sie haben geschlafen," fuhr sie dann fort, ihn anblickend und auf Antwort wartend. Als aber der Student nichts erwiderte, wandte sie sich wieder zum Gehen.

„Na, nichts für ungut, wenn ich Sie gestört habe, guten Abend!"

„Guten Abend."

Mechanisch erhob sich der Student vom Sofa und warf einen verwunderten Blick auf den Tisch.

„Was! Sollte das alles nur ein verrückter Traum gewesen sein?" — sagte er dann zu sich selbst. „Aber nein, es ist doch wahr, denn in dem Tintenfaß ist Alizarintinte, und ich weiß genau, daß ich heute mittag Salontinte hineingoß. — Heisa! Jetzt wollen wir sehen, ob du Wort hältst, Alizarinus."

Und der Student schloß die Fensterläden; draußen war es unterdessen ruhig geworden, der Wind hatte sich gelegt und nur noch vereinzelte Schneeflocken sanken leise herab auf die stillen weißen Straßen.

Nun, bei brennender Lampe war es erst recht gemütlich drinnen im Zimmer, namentlich, wenn man vom kalten Fenster kam. Der Student fühlte alle seine trüben Gedanken weichen, er kam sich förmlich neu gestärkt vor und glaubte einen so hellen Kopf zu haben, wie schon lange nicht mehr.

Er setzte sich an den Schreibtisch und nahm das corpus juris und seine schriftliche Arbeit wieder vor und dann — ja man sollte es kaum glauben und der Student lachte auch selber darüber, aber er that es doch — dann klopfte er dreimal mit dem Federhalter auf den Tisch.

„Dieses lotterige Instrument hält auch gar nicht mehr zusammen," murmelte er dabei, wie um sich vor sich selbst zu entschuldigen, wegen des Klopfens. Er log sich aber doch etwas dabei vor. Wir wissen es besser, warum er klopfte; nicht wahr? — —

Nun war es wieder still im Zimmer, das Feuer war ausgebrannt; am Tische aber flog die Feder des fleißigen Studenten über das Papier, fast ohne je abzusetzen, des Schreibers Augen leuchteten, und noch zwei Stunden war es bis Mitternacht, da legte er aufatmend die Feder weg und blickte befriedigt auf sein Werk. Der schwierige Aufsatz war fertig bis auf den letzten Punkt.

„Dank dir, Alizarinus," sprach der Student leise vor sich hin, „aber nun darfst du noch nicht schlafen, jetzt bin ich einmal im Zuge, nun hilf mir auch zur zweiten Arbeit."

Und schon lag frisches Papier auf dem Tisch, die verschiedenen im Kopfe unsres Helden sich kreuzenden Gedanken ordneten sich in Reih und Glied, die Feder begann ihre Thätigkeit aufs neue und wieder war es still wie in einer Kirche, zwei Stunden lang.

Ferienfahrt ins Riesengebirge: Bei der Betrachtung des Sonnenaufgangs auf der Schneekoppe.

Als aber die Uhren Mitternacht schlugen, da hatte der Student auch sein zweites Werk vollendet; er hatte, wie er es sich gewünscht, ein Märchen geschrieben nach dem Vorbild der reizenden „Sommermärchen," aber mit eigenen Gedanken, und was das Beste war, das Märchen hatte durch Alizarinus' Hilfe eine Gestalt bekommen, daß man es ganz gut als Widmung für das Weihnachtsgeschenk an die geliebte Schwester verwenden konnte, wenn es auch kein Gedicht war. In dieser Nacht schlief der Student ausgezeichnet und träumte nur von Tinte, Löschblättern und Stahlfedern. — — —

Nun war der Weihnachtsabend gekommen.

„Wie hat es dir gefallen?" fragte der Student seine Schwester, die sein Widmungsmärchen gleich gelesen hatte.

Sie gab ihm einen Kuß und sagte: „Ausgezeichnet, und ich danke dir auch für das reizende Buch, das du mir geschenkt hast; aber wie bist du nur auf diese komischen Tintengedanken gekommen?"

„Ja, siehst du, liebes Reh (so nannte er seine Schwester wegen ihrer braunen Augen), das kann ich dir nicht erklären; aber kaufe dir nur Alizarintinte und setze dich in der Dämmerung allein dazu, darfst aber beileibe nicht einschlafen, dann wird dir wohl eines Abends der Tintengeist Alizarinus erscheinen, und von dem laß dir's erzählen. Und nun genug davon, meine liebe Schwester und — fröhliche Weihnachten!

Kanadischer Schlittensport.

„Schlittschuhlaufen, welch' Vergnügen!
Wer wollt' hinterm Ofen liegen" —

heißt zwar der schöne Knittelvers auf dem Bilderbogen; ebensogut, oder mit größerem Rechte, könnte es aber heißen: Schlittenfahren, welch' Vergnügen! Denn noch lange, bevor man es wagt, oder wagen darf, sich auf spiegelglatter Fläche den schmalen Fußeisen anzuvertrauen, hat man auf den Schlitten die tollsten, nicht selten halsbrechendsten Fahrten unternommen, freilich auch hin und wieder eine Niederlage erlitten; doch was schadete das? Nur um so kühner und ausdauernder wurde man hernach, gleichsam, um die Scharte wieder auszuwetzen, die dadurch entstanden ist.

Zu den ersten Gegenständen, die man sich als Jüngelchen zu Weihnachten wünschte, gehörte sicher auch ein Schlitten. Und welche strahlende Freude, wenn er da stand — funkelnagelneu mit blanken Läufen! Man konnte sich die ersten Tage nicht von ihm trennen, und wenn man ihn mit zu Bette hätte nehmen können, hätte man's auch gethan; dicht neben der Lagerstätte mußte er jedenfalls seine Stelle haben.

Es ist nicht zu leugnen, auch für Erwachsene hat das Schlittenfahren noch Reiz. Freilich ist es da nicht mehr jedermanns Sache, die Zeiten haben sich geändert und mancher (und manche) bekennt hintennach seufzend:

Ein Vergnügen eigner Art
Ist so eine Schlittenfahrt —"

nämlich, wenn Schnupfen und Husten sich als Nachwehen einstellen.

In Nordamerika, wo aller Sport im großen Maßstabe betrieben wird, hat man eine Art Omnibusschlitten, auf denen wenigstens zwölf Mann hintereinander Platz haben. Es gibt da förmliche Schlittenfahrerklubs. Natürlich werden die Fahrten auch abends unternommen, wo dann die Schlitten an zwei zwischen Stangen befestigten Schnüren mit zahlreichen bunten Lampions geschmückt werden. Dabei geht es äußerst fröhlich her. Es wird gesungen, gelacht, gejauchzt. Dazwischen ertönen laute Zurufe aus der Zuschauermenge, die dem pfeilschnell den Abhang hinunter sausenden Schnellzug mit lebhafter Freude mit den Blicken folgt. Eine solche Lampionschlittenfahrt muß sich in der That ganz reizend ausnehmen. Wie aus der Abbildung ersichtlich, sind die Schlitten durch Räder steuerbar, und es ist bei ihrer offenbar festen Bauart ein Unfall kaum zu befürchten. Dieser Schlittensport dürfte Nachahmung verdienen.

Vom Weihnachtsbüchertisch.

II.

Für die Bücherbretter derjenigen unter unsern jungen Freunden, die sich für die älteren und neueren Reisen unsrer geographischen Forscher interessieren, sei die von C. Falkenhorst herausgegebene, reich illustrierte, **„Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen"** (Union, Stuttgart) empfohlen, enthaltend zwölf Bände, elegant gebunden je 2,50 Mk., jeder Band ein selbständiges Werk. Die Vorzüge des Autors auf diesem Litteraturgebiete sind bekannt, er verbindet vortreffliche Erzählergabe mit sehr geschickter Verwertung des wissenschaftlichen Materials, wodurch er diese Bibliothek zu einer ungemein anregenden Quelle bester Unterhaltung und zugleich ernster Belehrung auszugestalten wußte. Die Bände umfassen: 1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan. 2. Emin Pascha, Gouverneur von Hatt-el-Estiwa. 3. H. M. Stanleys Forschungen am Nil. 4. Deutsch-Ostafrika, Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie. 5. Auf Bergeshöhen Deutsch-Ostafrikas. 6. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils. 7. In Meerestiefen, Geschichte der Erforschung und Eroberung der Meere. 8. Prschewalskis Reisen in Zentralasien. 9. Nordpolfahrten. 10. Luftfahrten. 11. Weltentdecker und Weltumsegler. 12. Amerikanische Staatenzerstörer und Staatengründer. Diese interessante Lektüre hat sich unter der reiferen männlichen Jugend schon viele Freunde erworben. — Nicht minder anziehend geschrieben und lehrreich ist der von dem Pädagogen Theodor Schott der männlichen Jugend dargebotene Prachtband **„Das Jahrhundert der Entdeckungen"**, mit mehreren Farbendruckbildern und einer die Ländererforschung des 15. und 16. Jahrhunderts darstellenden Karte, gebunden 7 Mk. (Union, Stuttgart). Das Werk behandelt die großen historischen Persönlichkeiten eines Bartolomäus Diaz, Christoph Kolumbus, Cortez, Sebastian Cabot ꝛc. und ihre an interessanten Ereignissen so reichen Entdeckungsfahrten. Die Sprache des Verfassers ist eine durchaus formvollendete und maßvolle, der an Abenteuern reiche Stoff sehr reizvoll. — Dem jungen Zoologen wird **„Brehms Tierleben"**, kleine Ausgabe für Volk und Schule, zweite, neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Richard Schmidtlein, das größte Interesse abgewinnen. Es ist dieses mit 1200 Abbildungen, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln, drei Bände umfassende Werk (Preis pro Bd. in Halbfranz 10 Mk.) keinesfalls als eine Kürzung des zehnbändigen Hauptwerkes aufzufassen, sondern der Herausgeber bietet damit eine mit aller Gründlichkeit durchgeführte Bearbeitung des ganzen Forschungsgebietes, wobei gegenüber der großen Ausgabe nur die seltenen und weniger bekannten Tierformen und dasjenige übergangen worden ist, was vorzugsweise nur das rein fachmännische Interesse für sich hat. Wir haben dieses verdienstvolle litterarische Unternehmen wiederholt schon an andrer Stelle empfohlen. — Eine Ergänzung von „Brehms Tierleben" bilden Brehms Wandervorträge, die gesammelt unter dem Titel **„Vom Nordpol zum Aequator"**, von Dr. A. E. Brehm, mit Illustrationen von R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht und andern, in Prachtband gebunden 12 Mk., im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart neuerdings erschienen sind. Während der berühmte Forscher in seinem „Tierleben" die einzelnen Tierformen zum Gegenstand seiner Betrachtungen macht, greift er in diesem Buche weiter aus und bringt in fesselnder Erzählungsweise das Tier- und Naturleben ganzer Länderstriche zur Anschauung. Er berichtet zunächst über seinen Besuch der Vogelberge Lapplands, durchstreift dann die Tundra, führt uns nach Sibirien, von dort mitten hinein in die innerafrikanischen Steppen, erzählt in seiner scharfzeichnenden, formvollendeten Art von den

Ferienfahrt ins Riesengebirge: Die Reisegesellschaft in der Prinz Heinrich-Baude.

Wundern des Urwalds und von seinen weiten, oft recht gefahrvollen Wüstenreisen, von Land und Leuten zwischen den Stromschnellen des Nil, von Wanderhirten und Wanderherden, von seinen Forscherfahrten auf der Donau und andres mehr, kurzum, der berühmte Meister entwirft in diesem Werke eine große Reihe der herrlichsten Naturgemälde, deren Bekanntschaft zu machen unsern jungen Naturfreunden gewiß vielen Genuß bereiten würde. — Wiederum auf Land- und Völkerkunde beruhende Erzählungen von C. Falkenhorst sind: **„Ein afrikanischer Lederstrumpf“**, **„Abenteurer“** und **„Der Ostafrikaner“**, (sämtlich Union, Stuttgart). Das erstere Werk teilt sich in drei Bände, deren jeder eine in sich abgeschlossene Erzählung enthält: Band I. Weißbart-Weichherz, Band II. Der Löwe vom Tanganyika, Band III. Der Raubtieraraber, mit je 6 Tonbildern von Fritz Bergen geziert, elegant gebunden à 3 Mk. — Im „Abenteurer“ (Preis gebunden 5,50 Mk.) läßt der Verfasser seine jungen Leser bunte Bilder aus der Geschichte der Entdeckungsreisen kennen lernen, während „Der Ostafrikaner“ (mit 12 ganzseitigen Tondruckbildern von Fritz Bergen, elegant gebunden 5,50 Mk.) einen hochinteressanten Abschnitt deutscher Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit zum Gegenstande hat. — Dem jungen Botaniker würde ohne Zweifel durch die Bescherung des Werkes **„Bilderatlas des Pflanzenreiches“**, nach dem natürlichen System bearbeitet von Dr. Moritz Willkomm, Universitätsprofessor in Prag, die größte Freude bereitet, während den jungen Freunden astronomischen Wissens in der Ueberreichung des **„Bilderatlas der Sternenwelt“**, eine Astronomie für jedermann, bearbeitet von Dr. Edmund Weiß, Direktor der Sternwarte und Professor der Astronomie zu Wien, ihre größte Befriedigung finden werden. Beide Werke (bei J. F. Schreiber in Eßlingen erschienen) sind in ihrer Art vortrefflich und splendid ausgestattet. Das erstere enthält 68 fein kolorierte Tafeln mit über 600 Abbildungen und 96 Seiten Text, während die Erscheinungen des Himmels und der Bau des Weltalls auf 41 fein lithographierten Tafeln ihre bildliche und daneben eine gediegene, gemeinverständliche, textliche Erläuterung finden. — Für die vielen Freunde der Alpenwelt unter jung und alt hat Armand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld mit seinem **„Alpenglühen“**, Naturansichten und Wanderbilder (Union, Stuttgart), ein Prachtwerk geschaffen, das im deutschen Hause sicherlich nicht umsonst um freundlichen Willkomm bitten wird. Wir überlassen uns gern seiner sicheren und geistvollen Führung und durchwandern kreuz und quer die herrlichen schweizerischen und tirolischen Lande. Kein andrer Schriftsteller versteht es so gut wie er, uns die prächtigsten Alpenbilder vor dem geistigen Auge aufzurollen, aus jeder Zeile spricht der warme Freund und gründliche Kenner. Seine meisterlichen Schilderungen unterstützen trotz des billigen Preises von 20 Mk. aufs beste nicht weniger als fast ein halbes Tausend künstlerisch ausgeführte Illustrationen, die das schöne Buch zu einem Prachtwerke ersten Ranges erheben. — **„Der Olympier“** betitelt sich eine (bei Geibel und Brockhaus in Leipzig erschienene) kulturgeschichtliche Erzählung aus dem Zeitalter des Perikles von Paul Oskar Höcker, dem bekannten und beliebten Jugendschriftsteller, der sich mit diesem Buche die Aufgabe gestellt hat, den jungen Leser in eine der lichtvollsten Kulturepochen des Altertums einzuführen, Leben und Sitte, Religion und Kunst des lebensfreudigen Athenervolkes kennen lernen zu lassen, während eine andre von dem Gymnasialdirektor Dr. Franz Heyer (ebenfalls durch Geibel und Brockhaus in Leipzig) auf den Weihnachtstisch niedergelegte Novität, betitelt **„Kurfürst Friedrich II. mit eisernem Zahn und die märkischen Städte“**, die kräftig gezeichnete Schilderung eines Abschnittes vaterländischer Geschichte aus der Zeit des 15. Jahrhunderts zum Gegenstande hat. — Wer sich für eine neuere deutsche Kriegsgeschichte in erzählender und unterhaltender Form interessiert, greife nach den **„Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen“** von Karl Zeitz, mit 180 Bildern geschmückt von R. Starke-Weimar und einer Karte des Kriegsschauplatzes (erschienen bei Stephan Geibel in Altenburg), während wir denjenigen unter unsern jungen Lesern, die uns so oft schon in Dingen der Mythologie befragten, das vortreffliche, für die studierende Jugend berechnete Werk: **„Die Götter und Heroen des klassischen Altertums“**, populäre Mythologie der Griechen und Römer von Professor H. W. Stoll (B. G. Teubner in Leipzig) warm empfohlen haben möchten.

Bildnerischer Versuch mit Naturprodukten.

Füllrätsel.

Die neun leeren Felder sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte Wörter ergeben.

Die drei Wörter, aber in andrer Reihenfolge, bezeichnen:

1. eine heilige Stätte,
2. einen römischen Feldherrn,
3. eine Stadt in Schlesien.

	S	A	G	
S				a
A				r
G				z
	a	r	z	

Auflösung des Rätsels auf Seite 140.

„Korn, Koran.“

Auflösung des Rätseldistichons für Lateiner auf Seite 140.

„Fel, mel.“

Auflösung des Rätsels auf Seite 140.

„Arion, Orion.“

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 12.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Es ging wieder dem Feuer entgegen. Dem Scout kehrte infolge der Schmerzen, welche das auf der Erde schleifen verursachte, die Besinnung zurück. Er begann zu wimmern, doch wurde nicht darauf geachtet, bis das Lager erreicht worden war. Dort raffte er sich langsam auf. Der Lasso war ihm um die Hände gebunden, unter den Armen hindurchgeschlungen und dann an den Sattel befestigt worden. Es läßt sich leicht denken, wie er empfangen wurde. Er starrte finster vor sich nieder und beantwortete kein an ihn gerichtetes Wort. Ebenso schweigsam verhielt sich Schi-So zu dem Lobe, welches ihm von allen Seiten gebracht wurde. Er ging ganz still davon, konnte es aber doch nicht verhindern, daß Frau Rosalie ihn sehr fest beim Arme ergriff und fragte:

„Herr Schi-So, haben Sie vielleicht eenmal die Geschichte von der verzauberten Prinzessin gelesen?"

Christnacht.

„Welche?" antwortete er. „Es gibt sehr viele Geschichten, welche diesen Titel haben."

„Ich meene nämlich diejenigte Prinzessin, die in eenen Kirchturmknopf hineingezaubert war."

„Die kenne ich nicht."

„Der Kirchturm war hundertundelf Ellen hoch; darum mußte derjenige, der die Prinzessin erlösen wollte, hundertundelf Heldenthaten verrichten, uff jede Elle eene. Viele tausend Jahre hat das arme Wurm im Knopfe geschteckt, ohne daß es jemand nur bis zur dritten oder vierten Heldenthat gebracht hat, bis endlich een junger Rittersmann aus Schleswig-Holschteen kam und alle hundertundelf Heldenthaten, eene nach der andern, mit dem Schwerte um das Leben brachte. Da schprang der Kirchturmknopf uff und entzwee und die erlöste Prinzessin trat holdselig heraus, reichte dem Erretter die rechte Hand und führte ihn hinunter in die Sankristei."

„So!" lächelte Schi-So. „Und die Nutzanwendung dieser ebenso schönen wie rührenden Geschichte?"

„Nutzanwendung? Was meenen Sie damit? Was soll das heeßen? Wenden Sie den Nutzen wenigstens nich zu Ihrem Schaden an! Ich habe Ihnen von diesem Turmknopf erzählt, weil ich sehe, daß Sie ooch so een tapferer Schleswig-Holschteener sind.

Gibt es bei den Indianern ooch verzauberte Prinzessinnen?"

„Nein."

„Jammerschade! Ich gloob, Sie brächten's ooch bis hundertundelf. Rechnen Sie uff meine Hochachtung und uff meine Dankbarkeet!"

Sie wollte noch weiter sprechen, wurde aber von jemand fortgeschoben, der sich zwischen sie und ihn drängte. Es war der Kantor, welcher, seine Hand ergreifend, sagte: „Teurer Freund und junger Mann, Sie wissen, daß ich im Begriffe stehe, eine große Heldenoper zu komponieren?"

„Ja; Sie haben uns das oft und wiederholt gesagt."

„Und daß diese Oper zwölf Akte haben wird?"

„Ich glaube allerdings, daß es zwölf waren, von denen Sie sprachen."

„Schön! In welchem Akte wollen Sie erscheinen?"

„Warum ich?"

„Weil Sie ein Held sind, wie ich ihn für meine Komposition brauche. Sie werden auftreten, indem Sie den Verräter zu Pferde am Lasso über die Bühne schleppen. Also bitte, in welchem Akte?"

Ueber das sonst so ernste Gesicht des Mestizen glitt ein fröhliches Lächeln, als er antwortete: „Sagen wir im neunten."

„Schön! Und wollen Sie ihn in Dur oder in Moll über die Bühne schleppen?"

„In Moll."

„Gut; da werde ich C-moll wählen, denn dies hat den Dominantsextaccord von G und ist im ersten Grade mit dem herrlichen Es-dur verwandt. Und als Taktart wählen wir nicht Dreiviertel- oder Sechsachtel-, sondern den Vierviertelteakt, weil das Pferd, auf welchem Sie auf der Bühne erscheinen werden, gerade vier Beine hat. Sie sehen, daß alles stimmen wird. Ich werde mir das alles gleich notieren."

Er zog sein Merkbuch aus der Tasche. Da erklang hinter ihm eine Stimme: „Ich habe Ihnen auch etwas zu notieren, Herr Kantor."

Er drehte sich um und sah Sam vor sich stehen. In höflichem Tone antwortete er: „Bitte, bitte, Kantor emeritus! Es ist nur der Vollständigkeit halber. Da ich nicht mehr im Amte bin —"

„So treiben Sie sich da draußen vor dem Lager herum!" unterbrach ihn Sam. „Wer hat Ihnen denn geheißen, das Lager zu verlassen?"

„Geheißen? Die Kunstbegeisterung trieb mich hinaus, erst lento, dann vivace und endlich gar allegrissimo. Sie wissen, wenn die Muse befiehlt, dann muß ihr Jünger gehorchen."

„Da bitte ich Sie, Ihrer Muse den Abschied zu geben, denn sie meint es nichts weniger als gut mit Ihnen."

„Wieso?"

„Weil sie Sie auf Wege treibt, wo Sie leicht verunglücken können."

„Daß ich nicht wüßte, werter Herr. Ich brauchte für meine Oper einen Doppeltriller; da ich denselben nicht hier im Lager finden konnte, so verließ ich dasselbe, um mir draußen in der Einsamkeit, wo mich niemand stört, einen auszusinnen."

„Da setzten Sie sich auf die Erde nieder?"

„Ja."

„Und warteten, ob der Triller kommen würde? Aber statt seiner kam ein fremder Mann, der Sie nicht sah, und stolperte über Sie weg!"

„O, er stolperte nicht nur, sondern er stürzte wirklich hin, lang über mich hinweg. Im nächsten Augenblicke hatte er mich beim Halse, gerade so, wie man eine Violine bei dem Halse faßt."

„Dann gab es ein Duett!"

„Eigentlich kein Duett: wir sprachen nur ein wenig mit einander."

„Sie deutsch, er englisch, und keiner verstand den andern!"

„Das ist kein Wunder. Wer mich verstehen will, darf mir doch nicht den Hals zusammenpressen. Das konnte er sich denken! Uebrigens benutzte ich die Gelegenheit, als er mich einmal locker ließ, ihn und den Ort zu verlassen."

„Wohl auch allegro oder allegrissimo?"

„Es war schon mehr con fretta, denn ich hatte ihn in dem Verdachte, mich abermals fesseln zu wollen."

„Das wollte er allerdings, und noch viel mehr als das! Wissen Sie, wer er war?"

„Nein; es gab im Laufe der kurzen Unterredung keine Gelegenheit, uns einander vorzustellen."

„Das glaube ich wohl. Es war überhaupt nicht auf solche Höflichkeiten, sondern auf Ihr Leben abgesehen."

„Auf mein Leben?" fragte der Kantor sehr erstaunt.

„Allerdings. Der Mann, welcher über Sie hinwegtrillerte, gehörte zu den Finders, welche uns überfallen und ermorden wollen."

„Sollte man dies glauben!"

„Viel leichter zu glauben, als zu bezweifeln. Sie wußten, daß die Feinde sich da drüben befinden und liefen trotzdem hinaus und nach dieser Richtung hin. Sie scheinen nicht recht bei Sinnen gewesen zu sein, wenn ich mich nicht irre. Welcher vernünftige Mensch begibt sich in eine so offen drohende Gefahr!"

„Gefahr? Sie irren. Ich hatte schon wiederholt das Vergnügen, Ihnen zu erklären, daß es für einen Sohn der Musen keine Gefahr gibt außer der einzigen, daß seine Werke nicht anerkannt werden. Andre Fährlichkeiten existieren nicht."

„Also, wenn ein offenbarer Mörder geradezu über Sie wegstolpert und Sie bei der Gurgel faßt, um Sie zu erdrosseln, so ist das keine Gefahr für Sie?"

„Nein. Sie haben ja den Beweis, lieber Herr; er hat mich gehen lassen und ist auch selbst gegangen. Ueber mir schwebt eben ein Genius, welcher über mich wacht und mich vor jedem Unglücke bewahrt."

„Wenn dieser Glaube Sie glücklich macht, so mögen Sie ihn meinetwegen behalten, bis sie einmal erschossen,

erschlagen, erstochen und skalpiert werden. Aber aus Rücksicht auf uns sollten Sie vorsichtig sein. Ihre sehnsüchtige Erwartung eines Trillers hat auch uns in Gefahr gebracht. Wir werden in Zukunft nicht nur Ihr Pferd anbinden dürfen."

„Etwa mich auch?"

„Allerdings."

„Herr, dagegen muß ich protestieren! Das Genie kennt keine Banden, und wenn man es dennoch schnürt, zerreißt es alle Fesseln. Wie wollen Sie die Töne einer Trompete unterdrücken, wenn sie einmal am Munde sitzt?"

„Indem ich sie einfach vom Munde wegnehme, wenn ich mich nicht irre. Für jetzt nun verlange ich, daß Sie sich unbedingt ruhig verhalten und da bleiben, wohin ich Sie stelle. Es hängt unser aller Leben davon ab, daß niemand einen Fehler macht."

„Wenn dies der Fall ist, werde ich Ihren Anordnungen folgen; Sie können sich darauf verlassen. Sollte es aber doch zum Kampfe kommen und jemand dabei sterben, so bin ich gern erbötig, für ihn schnell eine Missa pro defunctis auf beliebigem Text zu komponieren. Ich werde augenblicklich über ein schönes und ergreifendes Thema dazu nachdenken."

Das Feuer war bis jetzt noch immer hoch geschürt worden. Nun sollte das Lager verlassen werden. Sam bestimmte, daß nur er, Stone, Parker und die Soldaten sich bei der Ueberrumpelung der Finders zu beteiligen hätten; die andern sollten der dabei doch drohenden Gefahr nicht ausgesetzt werden. Schmidt, Strauch, Ebersbach und Uhlmann waren damit einverstanden. Frau Rosalie aber erklärte beherzt: „Was, ich soll die Hände in den Schoß legen, wenn andre für mich ihr Leben wagen? Das kann ich nich zugeben, ganz gewiß nich. Wenn keene Flinte für mich übrig is, da nehme ich eene Hacke oder Schaufel, und wehe dem Urian, der mir zu nahe kommt! In dem Herrn Emeritus seiner Heldenoper müssen doch ooch Damen ufftreten, und ich will die erschte sein, die erscheint. Also sagt mir nur den Ort, wo ich mich hinzuschtellen hab'. Ich werde meine Sache machen; ausreißen thu ich sicher nich!"

Es kostete nicht wenig Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ihre Beteiligung nicht nur nichts nützen, sondern sogar nur schaden könne, und sie ergab sich nur ungern darein, sich den Unthätigen zugesellen zu müssen. Die vier deutschen Auswanderer zogen mit ihren Frauen, Kindern und Zugtieren nach der Stelle, an welcher die Soldaten warteten. Der Kantor war natürlich auch bei ihnen, und Sam schärfte ihnen ein, ja streng acht auf ihn zu geben, damit es ihm nicht möglich sei, sich zu entfernen und Unheil anzustiften. Die Pferde wurden auch dorthin in Sicherheit gebracht. Eigentlich sollten Schi-So und Adolf Wolf, da sie noch so jung waren, auch von der Beteiligung ausgeschlossen sein; aber der erstere erklärte so bestimmt, daß dies eine große Beleidigung für ihn sei, daß Sam ihm seinen Wunsch erfüllte und infolgedessen auch Adolf nicht mehr zurückweisen konnte. Der gefangene Scout wurde selbstverständlich auch mit in Sicherheit gebracht. Nun konnten alle Soldaten sich beteiligen; es brauchte keiner von ihnen als Pferdewache zurückzubleiben, da ihre Tiere von den Deutschen unter Aufsicht genommen wurden; sie kamen jetzt herbei, und eben wollte Sam Hawkens ihren Offizier über die Art und Weise der Abwehr gegen die Finders unterrichten, als der junge Häuptlingssohn in bescheidenem Tone zu ihm sagte: „Werden Sie es mir verzeihen, wenn ich es wage, Sie auf etwas sehr Notwendiges aufmerksam zu machen?"

Er hatte deutsch gesprochen, um von dem Lieutenant nicht verstanden zu werden. Sam erkannte diese Rücksichtsnahme an und antwortete: „Wie könnte ich dem Sohne meines Freundes, des ‚großen Donners', zürnen. Sprich, wie du es auf der Zunge hast!"

Der Jüngling folgte dieser Aufforderung, indem er fortfuhr: „Wer den Feind in der Nähe weiß, der sucht ihn zu beschleichen; das weiß der berühmte Sam Hawkens viel besser, als ich es ihm zu sagen vermag. Wir haben die Finders beschlichen und belauscht. Werden sie dasselbe nicht auch mit uns thun?"

Ueber Sams Bartwald ging eine Bewegung, wie wenn der Wind über die Wipfel der Bäume streicht. Seine kleinen, listigen Aeuglein schlossen sich für einen Augenblick; dann, als sie sich wieder geöffnet hatten, zwinkerte er wie in halber Verlegenheit mit den Lidern und antwortete: „Behold, das ist wirklich kein übler Gedanke! Du hast recht, vollständig recht, und ich bin ein Esel sonder gleichen gewesen, daß ich nicht daran gedacht habe. Wenn es den Kerls eingefallen ist, uns zu belauschen, so wissen sie, daß wir auf ihren Ueberfall vorbereitet sind und sogar Soldaten bei uns haben, wenn ich mich nicht irre. Ich werde also sofort einmal um das Lager schleichen, um zu erfahren, ob die Luft rein ist."

„Und soll ich nicht vielleicht nach der Richtung gehen, aus welcher die Finders kommen werden? Ich könnte Euch schnell von ihrer Annäherung benachrichtigen."

„Ja, thue das, mein Sohn, thue das sogleich! Ich habe eine Unterlassungssünde begangen, welche uns aber hoffentlich keinen Schaden bringen wird. Sie wissen, wo wir uns befinden, denn sie können unser Feuer sehen, und so denke ich, daß sie es nicht für notwendig gehalten haben, noch extra einen Späher auszusenden."

Schi-So huschte in die finstere Nacht hinaus, und der kleine Jäger fuhr fort: „Ein ganz tüchtiger junger Mann! Wird es zu 'was bringen! Hat mir eine Lehre gegeben, eine Lehre, daß ich altes Coon mich schämen möchte wie ein Sonntagsschütze, der von Hasen erschossen worden ist, wenn ich mich nicht irre. Ist mir auch noch nicht passiert, zu vergessen, daß man unter solchen Umständen einen Kundschafter aussendet, sogar einen zweiten und auch dritten, wenn der erste nichts erfahren hat oder mit der Rückkehr zögert! Bleibt hier stehen, Mesch'schurs, ich werde euch nicht lange auf mich warten lassen."

Er ging. Sein Unternehmen war nicht ganz ungefährlich. Befand sich einer der Finders in der Nähe und er wurde von demselben bemerkt, ehe er selbst ihn sah, so konnte er leicht eine scharfe, spitze Messerklinge in den

Leib bekommen. Darum durfte er nicht unvorsichtig sein, sondern mußte alle Finessen eines erfahrenen Westmannes in Anwendung bringen. Er ging nicht etwa schnell und aufrecht um das Lager, sondern er kroch langsam auf Händen und Füßen um dasselbe und strengte dabei Augen und Ohren auf das äußerste an, um einen etwa anwesenden Feind rechtzeitig zu gewahren. Daher kam es, daß über eine halbe Stunde verging, bis er zu dem Punkte zurückkehrte, von welchem er ausgegangen war.

Unterdessen hatte Schi-So ganz genau die gerade Linie eingehalten, welche nach dem Aufenthaltsorte der Finders führte. Als er ungefähr zehn Minuten gegangen war, natürlich ganz ebenso vorsichtig, wie Sam seine Runde gemacht hatte, hielt er an und setzte sich nieder. Um ihn her herrschte die tiefste Stille; er kannte die Schärfe seines Gehöres und wußte, daß er die Annäherung der Feinde gewiß gewahren würde. Hinter ihm brannte das Lagerfeuer tiefer und immer tiefer, bis es nur noch glimmte und dann ganz erlosch. Das war der Zeitpunkt, an welchem die Finders aufbrechen wollten. Er durfte nun jeden Augenblick ihres Nahens gewärtig sein. Und wirklich, er hörte jetzt etwas wie ein leises Wehen von der betreffenden Seite her. Ein andrer hätte gemeint, daß ein Lufthauch über die Gräser gehe; Schi-So aber wußte, daß es das kaum wahrnehmbare Geräusch schleichender Schritte sei. Er richtete sich halb auf und lauschte noch angestrengter als bisher; er erkannte, daß er sich nicht getäuscht habe. Seine guten Ohren sagten ihm, daß die Nahenden in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten von ihm vorüberkommen würden; darum huschte er schnell fünfzehn Schritte vor und legte sich dann platt auf die Erde nieder.

Treppe zur Krypta mit der Geburtskapelle in Bethlehem.

Und da kamen sie, leise und langsam, einen dichten Trupp bildend und nicht einer hinter dem andern, wie Indianer oder erfahrene Westmänner gegangen wären. Sie passierten vorüber, und Schi-So erhob sich, um ihnen auf dem Fuße zu folgen. Er wußte, daß sie an irgend einer Stelle stehen bleiben würden. Dann sprach der Anführer jedenfalls einige Worte, und vielleicht gelang es ihm, dieselben zu vernehmen.

So ging es weiter und weiter, sie voran und er wie ein unhörbarer Schatten hinter ihnen her. Ja, sie hielten an, aber nicht eher, als bis sie fast in der unmittelbaren Nähe des Lagers angekommen waren. Wenn der Häuptlingssohn jetzt etwas hören wollte, so mußte er verwegen sein. Er legte sich also wieder auf die Erde nieder und kroch so nahe zu ihnen hin, daß er die Füße des Nächsten hätte mit der Hand erreichen können. Dieses kühne Experiment wurde belohnt, denn er hörte Buttler sprechen, zwar leise, aber doch so, daß er die Worte noch so leidlich verstehen konnte: „Da sind wir angekommen. Seht Ihr nun das Lager?"

„Ja," entgegnete einer, und die andern stimmten ihm bei.

Die hohen, massig gebauten Wagen waren nämlich trotz der Dunkelheit gegen den helleren Himmel zu sehen. Der Anführer fuhr fort: „Das Feuer ist vollständig ausgegangen, und ich denke, daß sie schlafen werden. Dennoch werden wir noch einige Zeit warten, bevor wir über sie herfallen. Sicher ist sicher. Aber umzingeln müssen wir sie schon jetzt. Wenn jeder von uns sich dreißig Schritte von dem andern entfernt, reicht unsre Zahl aus, einen Kreis um die Wagen zu bilden. Ist das geschehen, so wartet ihr, bis ich euch das Zeichen gebe."

„Welches Zeichen?" wurde gefragt.

„Ich ahme mit einem Grashalme das Zirpen eines Heimchens nach. Auf dieses Zeichen kriecht jeder von euch auf die Wagen zu, hinter denen sie schlafen werden. Wenn ich vor den Wagen angekommen bin, zirpe ich zum zweitenmal und warte ein wenig, um euch Zeit zu geben

auch dort anzulangen. Wenn ich dann zum drittenmal zirpe, ist das für euch der Befehl, unter den Wagen und Deichseln und zwischen den Rädern hindurchzukriechen und den Kerls eure Messer zu geben. Zu schießen vermeiden wir wo möglich."

„Was geschieht mit den Weibern und Kindern?"

„Sie werden auch ausgelöscht. Es darf keine Seele leben bleiben, welche uns später verraten könnte. Die Beute teilen wir, und die Wagen werden dann verbrannt, die Leichen auch. Also vorwärts jetzt! Die eine Hälfte von euch geht nach rechts und die andre nach links; ich bleibe hier. Nehmt euch aber in acht und vermeidet jedes Geräusch, damit wir nicht verraten werden!"

Der silberne Stern auf der Geburtsstelle in Bethlehem.

Da fragte einer noch: „Wenn wir nun auf einen Wächter treffen? Vielleicht haben sie einen ausgestellt."

„Das glaube ich nicht. Diese unerfahrenen Menschen sind viel zu dumm, als daß sie auf einen solchen Gedanken kämen."

„Aber wenn es dennoch wäre?"

„So wird er erstochen. Geschossen darf nicht werden. Der Messerstoß muß gut sitzen und ihn auf der Stelle töten. Also ans Werk jetzt, und paßt auf mein Zirpen auf!"

Die Finders entfernten sich nach zwei Seiten, um die Wagen zu umzingeln; Buttler aber blieb stehen. Schi-So überlegte einen Augenblick. Sollte er jetzt schnell fort, um Sam Hawkens Meldung zu machen? Nein. Er hatte den Anführer so schön vor sich; wenn er ihn unschädlich machte, waren die übrigen dann viel leichter zu bewältigen. Er wartete also eine Minute, richtete sich dann hinter Buttler auf und versetzte ihm einen so kräftigen Kolbenhieb, daß der Getroffene lautlos zusammenbrach. Er hätte ihn erstechen können, wollte aber kein Menschenleben vernichten. Der Aufenthalt in Europa und unter Christen war nicht ohne Wirkung auf ihn gewesen.

Er hing das Gewehr über und schlich davon, den Betäubten am Kragen hinter sich herschleifend. Er wußte genau die Stelle, an welcher sich Sam Hawkens mit den Soldaten befand. Es war ein Glück, daß dieser sich mit ihnen eine Strecke von dem Lager entfernt gehabt hatte; so konnten die Finders dieses einschließen, ohne auf die Verteidiger zu treffen.

Sam hatte Stone, Parker und dem Offizier einen Plan klar gemacht, bei dessen Ausführung alles Blutvergießen vermieden wurde und jede eigene Fährlichkeit ausgeschlossen war. In Beziehung auf die Ausführung desselben wurde nur noch auf die Rückkehr des Häuptlingssohnes gewartet. Da endlich kam dieser. Er zog einen dunklen Gegenstand hinter sich her und ließ ihn auf die Erde fallen. Als Sam dies sah, bückte er sich nieder, um den Gegenstand zu betrachten, und meinte erstaunt: „Ein Mensch! Wie kommst du dazu? Ist er tot?"

„Nein, sondern nur betäubt," antwortete Schi-So.

„Wer ist es?"

„Buttler."

„Alle Teufel! Auf welche Weise ist er denn um die Besinnung gekommen?"

„Durch einen Kolbenhieb von mir."

„Von dir? Da hast du einen großen Fehler begangen und meinen ganzen schönen Plan zu schanden gemacht! Wo befinden sich seine Leute?"

„Sie liegen rund um die Wagen."

„Zounds! Hast du sie kommen sehen?"

„Ja."

„Und es mir nicht gemeldet!"

„Es gab keine Zeit dazu. Ich konnte nicht hierher, sondern mußte ihnen folgen, um zu hören, was sie vorhatten."

„Und hast du es gehört?"

„Ich habe es erfahren und dann Buttler niedergeschlagen."

„Das hättest du nicht thun sollen! Mein Plan war so gut, ganz vortrefflich, und kann nun wahrscheinlich nicht ausgeführt werden. Erzähle schnell, wie das gekommen ist!"

Schi-So kam dieser Aufforderung in kurzen Worten

nach. Als er geendet hatte, sagte Sam, und zwar in einem ganz andern Tone als bisher: „Alle Wetter, hast du das gut gemacht! Ja, wenn es so steht, dann kann ich dich unmöglich tadeln; ich muß dich vielmehr loben. Nun werde ich, nämlich ich und nicht ihr Buttler, diesen Finders etwas vorzirpen, was sie in unsre Hände bringen wird. Bindet den Kerl an den Armen und Beinen und gebt ihm einen Knebel in den Mund, damit er nicht etwa laut werden kann, wenn er erwacht!“

(Fortsetzung folgt.)

Christnacht zu Bethlehem.

Zu den schönsten und erhebendsten Kapiteln des Neuen Testamentes gehört die Erzählung von der Geburt Jesu im Evangelium Lucä. Der Kaiser Augustus hatte eine allgemeine Volkszählung angeordnet, bei der jeder sich nach der Stadt seiner Väter zu begeben hatte. Da machte sich auch der in Nazareth wohnhafte Zimmermann Joseph auf und zog mit Maria, seinem Weibe, nach Bethlehem, der Stadt Davids, darum, daß er vom Geschlechte Davids war. Da kein Raum mehr in der Herberge sich fand, mußte er in einem Stalle vorlieb nehmen, und dort erblickte der Heiland das Licht der Welt. Sein erstes Lager war eine Krippe. „Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen, ihr werdet finden, das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. Und alsobald war da bei dem Engel eine Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede und Freude den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Bethlehem, hebräisch Beth lehem, Haus des Brotes, arabisch Beït lahm, liegt sieben Kilometer südlich von Jerusalem auf einer Anhöhe und zählt heute etwa 4000 Einwohner, die sich sowohl körperlich wie geistig von den übrigen Palästinensern vorteilhaft auszeichnen und auch durch ihren Fleiß und ihre Kunstfertigkeit in gutem Ruf stehen. Der römische Kaiser Hadrian, der 117 bis 138 regierte, ließ auf der Geburtsstätte Christi einen Tempel des Adonis errichten, wohl nicht ohne tiefern Grund in Bezug auf Ursprung und Bedeutung der Adonissage, deren Heimat der Orient ist, worauf der hebräische Name Adon, d. h. Herr, hinweist. Die hier in Betracht kommende Bedeutung der Adonissage besteht darin, daß Adonis das Sinnbild des Wechsels in der Natur, des Blühens und Vergehens, des Sonnenauf- und Unterganges war und die ihm gefeierten Feste aus zwei Teilen bestanden, einer Trauerfeier und einer Freudenfeier. Auf die Nacht des Heidentums folgt der Sommertag des Christentums. —

Konstantins des Großen Mutter Helena ließ im Jahre 326 an Stelle dieses Tempels eine prachtvolle Kirche bauen, die im sechsten Jahrhundert Kaiser Justinian wieder herstellen ließ. Die vier Reihen herrlicher korinthischer Säulen, welche die Basilika in fünf Schiffe teilen, rühren ohne Zweifel von Hadrians Adonistempel her. An den Wänden finden sich bedeutende Ueberreste von Mosaikbildern, welche biblische und kirchengeschichtliche Scenen zum Gegenstand haben. Sonst ist das Bauwerk vielfach verunstaltet. Das eigentliche Heiligtum bildet die Krypta mit der Geburtskapelle, auf welche sich unsre beiden Abbildungen beziehen. Auf der Geburtsstätte ist im Boden ein silberner Stern, der von oben durch zahlreiche Ampeln beleuchtet wird, die aber so angebracht sind, daß im übrigen Raum der Kapelle eine geheimnisvolle Dämmerung herrscht. Der Stern trägt die lateinische Inschrift Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est. Neben der Kapelle befindet sich einige Stufen tiefer eine Grotte, in welcher eine marmorne Krippe die Stelle anzeigen soll, wo das Jesuskind in die Krippe gebettet wurde. Daneben steht ein den Lateinern gehörender Altar, dessen Bild die Anbetung der Weisen aus dem Morgenland (Matth. 2) darstellt. Die Grotte ist mit einem silbernen Gitter verschlossen. Nicht weit davon befindet sich eine zweite Grotte, in welcher die Gebeine der dem Bethlehemitischen Kindermorde (Matth. 2, 16) zum Opfer gefallenen Kinder bestattet sein sollen.

Die Weihnachtsfeier in Bethlehem nimmt schon am 24. Dezember, nachmittags 2 Uhr, ihren Anfang, zu welcher Stunde der lateinische Patriarch von Jerusalem zu Pferde mit zahlreichem glänzendem Gefolge und unter militärischer Bedeckung eintrifft. Dem Zuge voran reitet ein Priester mit dem Patriarchenkreuze, gleich hinter ihm folgt der Patriarch gewöhnlich auf einem arabischen Schimmel, umgeben von seinen Kanonikern und gefolgt von zahlreichen vornehmen Arabern, denen die militärische Bedeckung sich anschließt. Bei seiner Ankunft wird der Patriarch von der gesamten Geistlichkeit Bethlehems empfangen. Die Feier wird eröffnet durch die große Pontifikalvesper, nach welcher sich die Prozession in Bewegung setzt, welche sämtliche Heiligtümer besucht. Die nächtliche Feier beginnt um halb zehn Uhr und besteht aus Messen, Hochamt und Prozession. Sie dauert in der Regel bis um zwei Uhr nachts.

Bei der Prozession bilden türkische Soldaten Spalier bis zum Eingang der Geburtskapelle. Den Zug eröffnen die rotgekleideten und goldbetreßten Kawassen (Polizeibeamte) des Patriarchen mit ihren schweren Thürhüterstäben, die sie alle zwei Schritte dröhnend auf den marmornen Boden niederstoßen. Ihnen folgen, Kerzen in den Händen, singende Chorknaben, dann die Insassen des Klosters von Bethlehem, dem Alter nach geordnet, die jüngsten voran, sämtlich Kerzen tragend, der Prior zuletzt, mit einer Art Wiege auf dem Arme, worin ein wächsernes Christuskind gebettet ist. Hinter dem Prior schreitet in Gala-

uniform der französische Konsul, gefolgt von seinem Kanzler, seinen Dragonern und vier Kawassen. Pilger und Fremde, insbesondere Engländer und Amerikaner, auch bethlehemitische Frauen, beschließen die Prozession, die in der Regel gegen zwei Uhr vor der Krippengrotte anlangt, deren silbernes Gitter jetzt geöffnet ist. In der Krippe liegen unzählige wächserne Christkindlein, um durch die Berührung mit dem heiligen Ort die Weihe zu empfangen.

Damit erreicht die Feier ihr Ende. In der Stadt selbst ist vom Christfeste wenig zu merken, denn so großartig und pomphaft die kirchliche Feier auch vollzogen wird, so ist sie doch nur eine geduldete. Die christlichen Bewohner der Stadt stehen unter dem moralischen Druck der unduldsamen mohammedanischen Gewaltherrschaft und wagen kaum im Innern ihrer Wohnungen eine heimliche Weihnachtsfeier zu begehen!

Winterträume.

I.

Draußen wirbeln die Schneeflocken. „Die weißen Bienen schwärmen," sagen die Landleute in Dänemark. „Frau Holle schüttet ihre Federbetten aus," meint das Volk in Deutschland. Der Wind ist hinter den Schneeflocken her; er jagt sie in wildem chaotischem Hexentanze und gleich darauf in lose zusammengeballten Wolken über die öden Gärten, auf welche das Fenster meines Studierstübchens hinausblickt; dann peitscht er sie förmlich gegen die Fensterscheiben, so daß es wispert und flüstert wie von Stimmen kleiner mißhandelter Schneegeister. Ha, wie behaglich ist es drinnen im Stübchen! Im eisernen Oefchen knistert das Feuer, eine wohlthuende Wärme strömt aus dem rotglühenden Ofenloch und dem schwarzen eisernen Mantel; von den Stubenwänden blicken mich sommerliche Bilder an: die grünbewaldete Grotenburg mit dem Hermannsdenkmal, die grünbewaldete Porta westfalica mit dem Silberband der Weser, das idyllische Limburg an der Lenne mit seinen grünen Wiesen und Bergen, das hochgelegene Iburg mit seinem purpurnen Heidekraut und grünen Birkengehölz, Bilder, die ich ungemein lieben gelernt habe. Die lange Pfeife im Munde — Papa hat dem Studiosus der Naturwissenschaften das Rauchen schon seit dem Abitur erlaubt — schreite ich auf dem alten, mit kohlkopfgroßen, roten, gewirkten Rosen besäeten Teppich auf und nieder, werfe bald einen Blick in die Schneelandschaft, bald einen Blick auf die sommerlichen Bilder; bald stehe ich vor dem Bücherschranke still und lese die Rückenschilder der Bücher, bald mache ich Halt vor einer Gipsbüste des Apoll von Belvedere, dem die Hand eines meiner Studiengenossen „aus Ulk" einen schwarzen Cylinderhut aufgesetzt hat. Und dann nehme ich meine Zimmerpromenade wieder auf, rauchend, grübelnd, ein paar Verse schmiedend. Und jetzt hemme ich meinen Fuß vor einem großen, flachen, mit einer Glasscheibe verschlossenen Kasten, der an der Wand hängt: Hinter der Glasscheibe aber prangt das hübsche Bild einer auserlesenen, gutgehaltenen Schmetterlingsammlung.

Ich habe die Schmetterlinge selbst gefangen — in der schönen Jahreszeit. Wie ich meine Blicke an den tadellosen Exemplaren weide, sehe ich mit den Augen meines Geistes alle jene Oertlichkeiten wieder, an denen ich im Frühling, Sommer und Herbst mit dem flatternden grünseidenen Gazenetze meine Beute machte: den maigrünen Wald, die buntbeblümte Wiese, die rosigblühende Heide; auch all die kleinen Abenteuer, die nervösen Aufregungen, die seelischen Entzückungen, welche meine Schmetterlingsjagd begleiteten, fallen mir wieder ein. Ach, es waren köstliche Stunden, die ich mit meiner Waffe — dem Schmetterlingsnetze — in der Hand erlebte! Und diese köstlichen Stunden wachen, wie ich vor dem Schmetterlingskasten stehe, in meiner Erinnerung wieder auf. Ich vergesse die weißen wirbelnden Winterflocken da draußen . . . ich sehe nur noch maigrünes Buchenlaub, purpurne Orchideen, himmelblaue Vergißmeinnicht, goldgelbe Ranunkeln, weiße Umbelliferen, rosig blühendes Heidekraut, und darüber und dazwischen braune, gelbe, blaue, weiße Falter, die in raschem Fluge vorübersegeln oder langsam dahin gaukeln.

Da prangt in meiner Schmetterlingsammlung der gelbbraune, mit vier blauen Augenflecken gezierte T-Spinner. Er hat seinen Namen daher, weil er in jedem der Augenflecken ein weißes griechisches T trägt. Oh, wie habe ich laufen müssen, um das scheue, wilde Insekt zu fangen! Wie oft habe ich vergebens mein Netz nach ihm geschwenkt! Welche Wonne aber auch, als es endlich gefangen unter der durchsichtigen Gaze saß! . . . Es war im Mai, in einem maigrünen Buchenwalde. Der T-Spinner ist ein Tagfalter, der sich namentlich in sonnigen Morgenstunden des Wonnemonats in wildem, scheuem Fluge durch die Waldhallen schwenkt. Da seine gelbbraune Farbe ziemlich genau den Ton der dürren Buchenblätter trifft, so ist das Tier, wenn es irgendwo rastet, den Augen des Verfolgers völlig entrückt. Zwei bedeutende Schwierigkeiten sind also zu überwinden, wenn man des T-Spinners habhaft werden will: der rasche Flug und die täuschende Schutzfarbe. Doch bezieht sich das Gesagte nur auf das Männchen; das Weibchen — nebenbei bemerkt ist es etwas größer als das Männchen — hat eine hellere, mehr ins Gelbe spielende Farbe und pflegt regungslos, während das Männchen herumfliegt, an einem Buchenstamme oder Blatte zu sitzen. Wenn der Unkundige aber meint, daß man es dort nur so auflesen könne, so sei ihm gesagt, daß das Weibchen sehr selten ist. Die Jagd auf T-Spinner bietet also nach allen Seiten Schwierigkeiten. Aber diese Schwierigkeiten, erhöhen sie nicht den Reiz der Jagd? Ja, es waren reizvolle Stunden, die wir im Buchenwalde bei der Verfolgung der T-Spinner zubrachten! Denn wir waren mehrere Freunde beisammen: der kleine dicke Peter Braun, dem das Laufen so schwer fiel, daß er ächzte wie eine Lokomotive, der lange Rudolf Grütering, ein vortrefflicher Renner, aber leider immer mit einem defekten Schmetterlingsnetze — der Drahtreif drehte sich in dem oberen Einlaß — ausgerüstet; der kurzsichtige Erich

Haverkorn, der sein Netz nach dürren Blättern schwenkte und dann triumphierend schrie, er hätte einen T-Spinner gefangen, worauf er von uns bei Besichtigung der Beute weidlich ausgelacht wurde; dann kam ich — ich will mich nicht schonen — der im Eifer des Rennens einmal kopfüber in einen Graben schoß, der mit faulenden Blättern und moderigem Wasser angefüllt war; als meine Kameraden mich herauszogen, triefte ich wie einer jener dem Urschlamm entstiegenen ersten Menschen, von denen der römische Dichter singt. Wir mußten große Wäsche an einem klaren Wässerlein anstellen und die Kleidungsstücke im warmen Sonnenscheine trocknen. O, dieser warme Sonnenschein! Wie fiel er in schrägen Lichtbahnen so schön durch die Lücken der Baumkronen in das Innere des Waldes! Wie setzte er alles, was er am Boden traf, in das hellste Licht, ja in das reichste Brillantfeuer! Die braune Blätterstreu vom vorigen Jahre glühte wie geschmolzenes Gold, die weißen Glöckchen der Anemonen schimmerten, als wären sie von Silber ziseliert, und die blauen Waldveilchen glänzten wie Saphire. Trotzdem warfen wir nur flüchtige Blicke auf all diese Herrlichkeiten: den heißbegehrten Schmetterlingen war in erster Linie unsre Aufmerksamkeit zugewandt. Endlich jauchzte der kleine dicke Peter Braun in den Wald hinein, daß er einen T-Spinner gefangen habe. Wir andern sammelten uns um den Glücklichen. Unsre glühenden Gesichter neigten sich über das Netz. Wahrhaftig, da schimmerte unter der Gaze der hellbraune Falter, und aus nächster Nähe konnten wir nun all seine Schönheiten — die vier blauen Augenflecken mit dem weißen Buchstaben, die beiden zierlichen Federchen auf dem Kopfe — bewundern. Die Bewunderung war ein Sporn für uns. Meine Kleider waren wieder trocken. Von neuem widmete ich mich der wilden Jagd. Meine Pulse flogen und oft mußte ich mich einen Augenblick auf ein Moospolster niederwerfen, um Atem zu schöpfen. Endlich hatten meine Bemühungen Erfolg: ein T-Spinner zappelte in meinem Netze. Ein herrliches Exemplar! Meine Augen verschlangen förmlich den Falter. Hätte man mir in diesem Augenblick alle Schätze Perus angeboten, ich hätte meinen T-Spinner nicht dafür gelassen . . . Es ist derselbe Falter, der noch heute in meiner Sammlung prangt und der mir in dem Schneetreiben des Winters die Genüsse sonniger Maitage ins Gedächtnis ruft.

Achte dich in andern!

Greif nie an des andern Ehre,
Der dasselbe wie du ist.
Nicht verächtlich ab dich kehre,
Wenn dein Aug' den andern mißt;
Wir, vom menschlichen Geschlecht,
Haben alle gleiches Recht!

Achtung kann der Knecht erlangen,
Steht ihm wie dem Ritter an,
Oft des Armen Ehren prangen
Heller wie beim reichen Mann;
Ehre in des andern Recht
Dich und eigenes Geschlecht!

Friede auf Erden!

In der großen Stadt und den umliegenden kleinen Dörfern läuteten die Glocken das erhabene Weihnachtsfest ein. Die harmonischen Feierklänge wogten weit hinaus, über die tiefverschneiten Felder und Fluren, bis hinein in das Herz des großen dunklen Waldes.

Zwischen den Buchen- und Eichenstämmen dieses Waldes ging ein Mann von etwa dreißig Jahren. Noch war es eben hell genug, um unter seinem zerknitterten grauen Filzhute ein verwegenes Gesicht mit scharfen Zügen und einem kühn geschwungenen weißblonden Schnurrbart erkennen zu können. Eine abgetragene schwarze Joppe umhüllte den Oberkörper; die Beine steckten in hohen Schaftstiefeln. Die ganze Erscheinung sah äußerst heruntergekommen und ziemlich verdächtig aus. Es war kein frischer elastischer Gang, der die Glieder des einsamen Wanderers belebte, vielmehr ein zögerndes Gehen, ein unschönes Schlendern, ja ein Schleichen. Damit stimmte überein, daß der Wanderer keineswegs einen der breiten gebahnten Fahrwege, welche den Wald durchkreuzten, aufgesucht hatte, sondern das pfadlose verworrene Innere des Waldes. Wer den Mann so gesehen hätte, würde unwillkürlich gedacht haben, daß er nicht auf guten Wegen wandle. Er schien etwas bei sich zu überlegen, denn er murmelte zwischen den Zähnen vor sich hin; endlich machte er Halt, stemmte den rechten Ellenbogen gegen einen Baumstamm, legte den Kopf in die rechte Hand und sagte leise, während seine Augen in das zunehmende Dunkel des Abends starrten: „Hier war es, vor zwei Jahren, wo mich der Förster Rabe beim Wilddieben packte. Ich kniete auf der Erde, um einen Rehbock auszuweiden, da umspannten mich plötzlich die Fäuste des hinterlistigen Schleichers. Gab das ein Ringen und Balgen ab! Na, seine Tracht Hiebe hat er bekommen, und zwei Rippen sind ihm wie Streichhölzer zerbrochen, wenn ich auch endlich unterliegen mußte, — unterliegen, weil der verwünschte Forstgehilfe hinzukam. Zwei gegen einen — ist mir ein großes Ding! Die zwei zerbrochenen

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede und Freude den Menschen auf Erden,
die eines guten Willens sind.

Rippen sind bald wieder heil geworden, mir aber brummten die gestrengen Herren vom Gerichte zwei volle Jahre auf. Ich habe sie abgesessen, gestern bin ich entlassen; aber mein Zorn gegen den Förster hat sich in den zwei Jahren auch nicht um ein Jota abgekühlt; im Gegenteil, je näher ich meiner Befreiung rückte, desto glühender loderte die Flamme des Hasses in meinem Innern auf. ‚Rache! Rache!‘ schreit es in mir; ‚Rache an deinem Todfeinde!‘ . . . Was läuten sie in der Stadt da drüben? Es wird zum Weihnachtsfeste sein. Ein Fest für glückliche Leute, aber nicht für die Armen, Elenden, Ausgestoßenen! Friede auf Erden . . . wie lauten doch die Worte, die ich in meiner Jugend auf der Schulbank lernte? — Andern mag der Friede beschieden sein, mein Teil ist Streit und Haß. Zwei Jahre in Banden, zwei der schönsten Lebensjahre verloren! Förster, ich tränk' dir's ein! Ich spiele dir einen Streich, und das noch heute, daß du dein Leben lang daran denken sollst.“

Nachdem der Mann dies unter Zähneknirschen vor sich hingestoßen, that er einige Schritte tiefer in den Wald hinein. Ein dürrer Ast knackte unter seinem schweren Stiefel; sofort blieb der Wilddieb stehen und lauschte, als fürchte er, daß das Geräusch die Pläne seines bösen Herzens verraten könnte. „Ich hab's!“ murmelte er von neuem. „Heute abend ist der Förster zu Hause, mit Frau und Kindern; sie feiern so etwas wie eine Bescherung, mit Weihnachtsbaum und andern Alfanzereien. Während ihre Augen an dem kindischen Flitter hängen, stecke ich ihnen den roten Hahn auf das Dach. Hei, wie sie pfeifen werden — wie die Heidelerchen! Die Hilfe ist weit, und ehe aus dem nächsten Dorfe eine Brandspritze zur Stelle ist, liegt das Forsthaus in Schutt und Asche, und alles Hab und Gut des Försters ist dahin. Er wird daran denken! Er soll mir die zwei Jahre teuer bezahlen!“

Und weiter setzte der Unselige seinen Fuß, behutsam wie ein schleichendes Raubtier. Ein frisch sich erhebender Windhauch trug die Feierklänge der Glocken vernehmbarer denn zuvor in das Herz des Waldes, aber der entlassene Sträfling schenkte ihnen kein Gehör; Stern an Stern entbrannte am dunkelblauen Himmel und schimmerte durch die Lücken der Baumkronen, aber das Auge des einsamen Wanderers haftete nicht auf den friedlichen Himmelslichtern; nur als der Windhauch zwei ineinander verschränkten Bäumen einen ächzenden Laut entlockte — die Aeste mochten sich aneinander reiben — da entrang sich auch der Brust des Wanderers ein dumpfer Laut, der wie das Knurren eines beutegierigen Raubtieres klang.

Zwischen den Stämmen durch blinkte ein Licht. „Die Lampe des Forsthauses!“ sagte sich der ehemalige Wilderer. Die Bäume traten allmählich weiter auseinander und endlich öffnete sich eine Lichtung, in deren Mitte das Forsthaus lag, niedrig von Mauerwerk, aber überragt von einem hohen Strohdache. Aus der Wohnstube fiel hell der Schein einer Lampe auf den Hof, der vom Schnee gesäubert war. Der Wohnstube gegenüber lagen auf dem Hofe zwei mächtige viereckige Haufen von Reisigbündeln, scharf und genau geschichtet, und zwischen den beiden Haufen war eine schmale Gasse gelassen. In diese Gasse schlüpfte der Mann mit dem bösen Herzen, es war völlig dunkel an dem Ort, dabei konnte man von dort die Wohnstube des Försterhauses ganz überblicken. Die Lampe, deren Licht bis in den Wald hinein geleuchtet hatte, stand auf einem Nebentische; auf dem Haupttische vor dem kleinen schwarzen Ledersofa stand auf der Unterlage eines weißen Tischtuches ein Tannenbaum, der mit gold- und silberflimmernden Nüssen, rotbäckigen Aepfeln und hellen Zuckerfiguren behangen und mit bunten Kerzen besteckt war. Die Frau Försterin war allein in der Stube und damit beschäftigt, allerlei Kleidungsstücke und Spielsachen unter den Baum zu legen. Dies alles sah der Wilddieb aus seinem Schlupfwinkel. Dann feuchtete er seinen rechten Zeigefinger mit Speichel an und hielt ihn in die Luft, um die Richtung des Windes zu erproben. Der Finger wurde auf der Rückseite eisig kalt. „Der Wind bläst von Norden,“ sagte sich der Mann, „und ist also meinem Vorhaben günstig; wenn ich dieses ausgedörrte Reisigholz in Brand setze, so treibt der Wind die Flamme in der nächsten Minute gegen das Strohdach, das bis unter die Giebelspitze mit Heu und Stroh vollgepfropft ist.“ Dabei faßte der Bösewicht in die Tasche seiner Joppe, um sich von dem Vorhandensein der Streichhölzer zu überzeugen. „Sie sind da!“ murmelte er, schob das Kästchen auf und nahm einige der Hölzer heraus, welche er indes wieder in die Tasche steckte. Er wollte nämlich mit seinem Vorhaben noch warten. Sein Auge glitt wieder über das Fenster der Wohnstube des Forsthauses. Hier war nunmehr die Försters frau beschäftigt, die Lichter des Weihnachtsbaumes anzuzünden. Eine strahlende Helle verbreitete sich in dem wohnlichen Raume und ergoß sich auch auf den Hof hinaus; zwischen den grünen Zweigen des Tannenbäumchens funkelten die vergoldeten und versilberten Nüsse, und auf der Spitze des Bäumchens leuchtete ein großer goldener Stern . . . Und diese Herrlichkeit sollte binnen wenigen Minuten durch ein Flammenmeer vernichtet werden? Der Mann auf dem Lauerposten nagte an seinen Lippen und zerknickte die losen Streichhölzchen, mit denen seine Hand in der Tasche spielte.

Eine Seitenthür der Wohnstube öffnete sich, und in die Wohnstube hinein trat der Förster Rabe — ja, er war es! —, ein Kind, ein hübsches, blondlockiges und rotwangiges Kind auf dem Arme; zugleich mit ihm traten noch ein kleiner Knabe und ein etwas größeres Mädchen ein. Die drei Kleinen waren die Kinder der Försters leute. Jetzt hüpften der Knabe und das Mädchen nach dem strahlenden Weihnachtsbaume hin, während der Förster mit dem kleinsten Kind sich gemessenen Schrittes nach demselben Ziele bewegte. Freude leuchtete auf aller Antlitz. Jetzt zeigte die Försters frau den Kindern ihre Geschenke; dann reichte sie ihrem Manne einen blitzenden Gegenstand — eine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife schien es zu sein. Der Förster lächelte und legte seinen linken Arm — der rechte trug das Kind — um die Gattin, die glückselig zu ihm aufblickte.

Dies alles sah der Mann in seinem Schlupfwinkel.

„Wer es doch auch so gut haben könnte!“ murmelte er trübe vor sich hin.

Der kleine Knabe des Försters schwang sich auf das Schaukelpferd und blies dabei in eine Trompete; das Mädchen herzte eine Puppe; das kleine Kind auf dem Arme zog an einem Hampelmann. Dann trat die Magd — ein armes Waisenmädchen, wie der Wilderer wußte — in die Stube. Auch sie wurde von den Förstersleuten reich beschenkt und zeigte ein freudig lachendes Gesicht.

„Sie haben doch noch ein gutes Herz gegen das arme Mädchen,“ sagte sich der Mann in der dunklen Gasse zwischen den Reisighaufen.

Nach der Magd erschienen zwei Forstgehilfen im Zimmer. Der Förster überreichte ihnen verschiedene Sachen, und aus den lebhaften Bewegungen, welche die jungen Männer machten, konnte der Späher auf warme Dankesäußerungen schließen.

Jetzt setzte sich der Förster ans Klavier und ließ seine Finger über die Tasten gleiten. Die Leute in der Stube traten alle zusammen, und einige Augenblicke später tönte ein Lied auf den Hof hinaus:

„Jauchzet ihr Himmel, frohlocket ihr Enden der Erden!
Gott und der Sünder, die sollen zu Freunden nun werden!
Friede und Freud'
Wird uns verkündiget heut,
Freuet euch, Hirten und Herden!“

Der Späher in seinem Schlupfwinkel konnte Wort für Wort verstehen. Als das Lied verklungen war, murmelte er mehrmals vor sich hin: „Friede und Freud' — wird uns verkündiget heut.“ Ja, da drinnen in der Stube sah er ein schönes Bild des Friedens und der Freude — und dieses Bild sollte er mit rachsüchtiger Hand zerstören? Der Förster hatte ihm allerdings die zwei Jahre verschafft, aber, wenn man's im rechten Lichte besah, so hatte der Mann nicht anders gekonnt, er hatte einfach seine Pflicht gethan. Wenn er, der Wilderer, Förster wäre, so würde er gleichfalls streng zu Werke gehen. Da drinnen im Forsthause atmete alles Glück und Frieden — und hier stand draußen auf dem kalten Hofe, in einem dunklen Schlupfwinkel, ein friedloser, freudloser Mann, der mit Gott und der Welt zerfallen war. Aber wie hieß es doch in dem Liede, das die da drinnen soeben gesungen? „Gott und der Sünder, die sollen zu Freunden nun werden.“ Ob Gott auch ihn, den entlassenen Sträfling, wohl wieder zum Freunde annähme? Der gute Pfarrer des Gefängnisses hatte es ihm wiederholt versichert. Doch darüber konnte man nächstens noch nachdenken; eines sollte indes gewiß sein: er wollte die That, die er heute abend geplant, nicht vollführen; der Forsthof sollte nicht durch Brandstiftung zerstört werden; das freudige und glückliche Weihnachtsbild mochte sich ruhig in der Wohnstube abspielen. Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind — so hieß es ja wohl, wie er sich aus seiner Jugendzeit erinnerte. Sein Lehrer und seine Mutter hatten den Spruch gar häufig im Munde geführt — seine Mutter!

Diese Gedankenreihe zog durch den Kopf des Mannes zwischen den Reisighaufen. Dann warf er entschlossen das Kästchen mit den Streichhölzern weit von sich und schritt als ein geläuterter Mensch aus seinem Schlupfwinkel in den Wald hinein.

Drüben in der Stadt läuteten noch immer die Weihnachtsglocken, der Himmel strahlte von zahllosen Sternen, und in der Brust des einsamen Wanderers tönte noch immer das Weihnachtslied fort: „Friede den Menschen auf Erden! Gott und der Sünder, die sollen zu Freunden nun werden.“ Da hob sich aus dem Dunkel des Waldes ein weißes Kreuz von Stein; es war zur Erinnerung an irgend ein Unglück dort errichtet. An seinem Fuß sank der ehemalige Wilderer nieder, zerknirscht, reuig; sein thränennasses Antlitz preßte er an den kalten Stein, den er mit beiden Armen umklammert hielt.

So fand ihn nach einer Stunde der Förster, der noch einen Rundgang durch sein Revier zu machen beabsichtigte. Die beiden Männer standen sich gegenüber, Auge in Auge. Der ehemalige Wilderer legte ein offenes Bekenntnis seines bösen Planes ab und erzählte mit einfachen Worten, auf welche Weise sich die Umwandlung in seinem Innern vollzogen habe.

„Ja, Friede auf Erden!“ sagte auch der Förster tiefbewegt und drückte die Hand des gebesserten Mannes. Dann versprach er ihm, für seine Zukunft zu sorgen; er habe die Stelle eines Waldhüters zu vergeben, das wäre zwar ein bescheidener, aber ein ehrlicher Anfang zu einem neuen Leben.

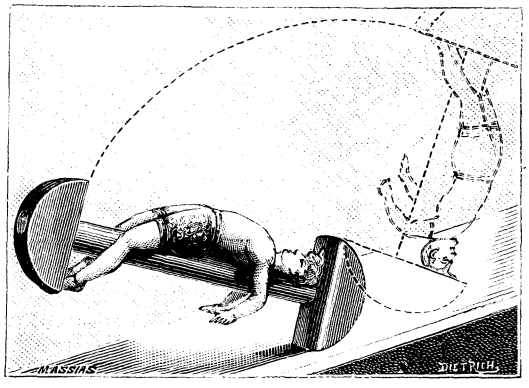
O wie freudig griff der Arme zu! „Dann kann ich in Frieden auf Erden leben!“ stammelte er mit heißem Danke gegen seinen Wohlthäter.

Späte Lehrjahre.

Das Genie bricht sich oftmals Bahn trotz aller Hindernisse, die ein niedriges Geschick ihm in den Weg stellt. Thomas Platter, in seiner Jugend fahrender Schüler, muß aus Not das Seilerhandwerk ergreifen und Jung-Stilling, gerade so wie Rosegger ein Schneidergeselle, studiert erst spät Medizin, stirbt als Rektor der lateinischen Schule zu Basel. Rauch ist nach kurzer Lehrzeit bei einem untergeordneten Bildhauer bis in sein 27. Lebensjahr Lakai im Dienste Friedrich Wilhelms III. von Preußen, der ihn sieben Jahre später nach Berlin beruft und ihm aufträgt, das Grabdenkmal der verewigten Königin Luise zu schaffen. Achtermann und Mintrop gehen bis zu ihrem 30. Jahre hinter dem Pfluge her und werden nach kümmerlich verbrachten Lehrjahren berühmte Maler. Und Eckermann, dessen hundertjährigen Geburtstag wir erst vor nicht gar langer Zeit gefeiert haben? Mit Viehhüten, Holzlesen, Eichelsammeln schon früh beschäftigt, erreichte er sein vierzehntes Lebensjahr. Da regte sich in ihm der Drang zu zeichnen und zu malen. Seine Eltern aber widerrieten ihm, die Laufbahn eines Malers einzuschlagen, denn bei ihrem Mangel an Bildung verstanden sie unter

einem Maler weiter nichts als einen Thüren- und Häuseranstreicher. Doch zog sein Zeichentalent die Blicke von Gönnern auf ihn, er erhielt Privatunterricht in Französisch, Latein und Musik, dann aber trat er, um sich sein Brot zu verdienen, in verschiedene Bureaux als Schreiber ein. Der Sommer 1813 bildete einen Wendepunkt in seinem Leben, die Begeisterung trieb ihn in die Reihen der freiwilligen Jäger, er machte als solcher die Feldzüge von 1813 und 1814 mit. In den Niederlanden sah er zuerst eigentliche künstlerisch ausgeführte Gemälde, und versuchte sie zu kopieren, was ihm natürlich nur in mangelhafter Weise gelang. Aus den Feldzügen zurückgekehrt beschloß er, sich bei einem Meister in die Lehre zu begeben und marschierte im tiefen Winter des Jahres 1815 durch die öde Heide 40 Stunden weit nach Hannover zum Maler Romberg. Nun verlebte er, mit Zeichnen beschäftigt, einige glückliche Monate, da zwangen ihn die Ausgaben, die er während einer Krankheit hatte, auf die künstlerische Bahn zu verzichten und wieder Kanzlist zu werden. Er lernte Körners und Goethes Gedichte kennen und schrieb auch selbst Verse; da er aber einsah, wie sehr es ihm noch an Bildung fehlte, nahm er Privatstunden und trat, 25 Jahre alt, in die Sekunda des Gymnasiums zu Hannover. Im Mai 1821 bezog er, beinahe neunundzwanzigjährig, die Universität Göttingen, nachdem er noch vorher ein Bändchen Gedichte herausgegeben hatte. Er trieb erst juristische, dann philologische und historische Studien, verließ aber aus Mangel an pekuniären Hilfsmitteln die Universität im Herbst 1822 wieder und wandte sich nach einem Dorfe bei Hannover. Hier schrieb er unter dem Titel „Beiträge zur Poesie“ theoretische Aufsätze und sandte sie durch Vermittlung des Buchhändlers Cotta an Goethe, der schon seine Gedichte gelobt hatte. Um dem großen Dichter „einmal einige Augenblicke nahe zu sein“ wanderte er Ende Mai 1823 zu Fuß über Göttingen und durch das Werrathal nach Weimar. Aber Goethes gewaltige Natur hielt ihn fest, er wurde sein Privatsekretär und verließ ihn nicht bis zu seinem Tode.

Ein Zeugnis für sein enges und freundschaftliches Zusammenleben mit dem Dichter legen seine „Gespräche mit Goethe“ ab. Nach dem Tode des Meisters wurde er großherzoglich weimarischer Hofrat und Bibliothekar der Großherzogin und starb zu Weimar 1854 am 3. Dezember. Seine für die Charakteristik Goethes so sehr wichtigen „Gespräche“ wurden in sämtlichen Sprachen Europas, ja sogar ins Türkische übersetzt; mehrere Ausgaben von Goethes Werken sind neben einigen Gedichtsammlungen, die wir schon oben näher gekennzeichnet haben, die Frucht seines arbeitsamen Lebens.



Der automatische Turner.

Physikalische Schwerpunktsspielereien.

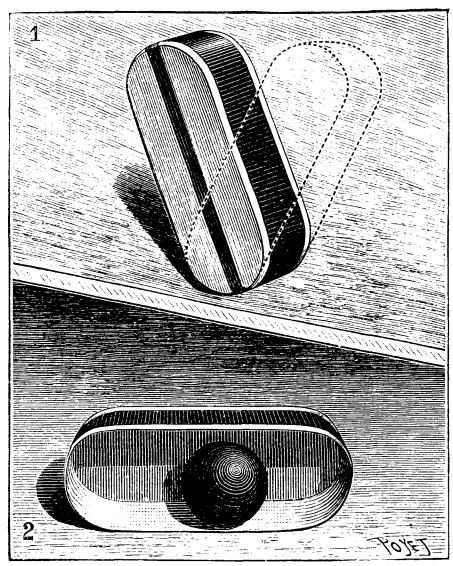
Vor mehreren Jahrzehnten kam ein Spielzeug in die Mode, das sich „die japanesischen Treppenläufer“ betitelte und seitdem nie wieder ganz vom Spielwarenmarkte verschwunden ist. Es besteht aus zwei leichten Figuren, die durch zwei Stangen miteinander verbunden sind; sie steigen eine Treppe herab, indem immer einer über den andern hinausspringt. Zur Erklärung dieses Spielzeuges muß man wissen, daß die schräg laufenden beiden Stangen hohl sind und etwas Quecksilber enthalten, das in den Stangen herabläuft und dadurch den Schwerpunkt verlegt. — Danach kam der auf demselben Prinzipe beruhende automatische Treppensteiger auf, der, sich fortwährend überschlagend, von selbst die Treppe herabsteigt. Beide Spielzeuge sind für den Laien nicht ganz leicht herzustellen; wählen wir aber eine einfachere Form, so können wir uns ganz gut etwa einen automatischen Turner selbst verfertigen. Wir brauchen zu diesem Experiment vor allem ein 3 bis 4 cm langes Stück Glasrohr, in das wir eine kleine Quantität Quecksilber füllen, worauf die Röhre an beiden Enden gut verschlossen wird. Nun stellen wir aus Karton zwei kleine, flache Halbcylinder her und bringen sie in der Weise, wie es unsre Abbildung zeigt, an den Enden des Glasrohres an. Endlich verfertigen wir aus Papier, kleinen Lappen oder etwas ähnlichem den kühnen Turner und leimen denselben an dem Glasrohr an. Legen wir dann das Ganze auf ein etwas geneigtes Brett, so fängt der Künstler alsbald an, sich die schiefe Ebene herab fortwährend zu überschlagen.

Die Anwendung des Quecksilbers hierbei hat einige unvermeidliche Mißlichkeiten. Wenn auch der Preis bei der sehr geringen Menge, die man braucht, nicht mitspricht, so erfordert die Flüssigkeit des Quecksilbers einen sehr sicheren Verschluß der Röhre, um die giftige Substanz nicht entweichen zu lassen. Da hat man nun neuerdings das Quecksilber durch Blei ersetzt und überhaupt den ganzen Apparat so vereinfacht, daß man ihn das Ei des Kolumbus nennen möchte. Das neue Spielzeug heißt die lebendige Pappschachtel oder auch, nach einer fälschlichen Bezeichnung des Fabrikanten, das Perpetuum mobile. Es besteht aus einer länglichen kleinen Pappschachtel, etwa 4 cm lang, 2 cm breit und $1\frac{1}{2}$ cm hoch, und einem aus Pappe gefertigten Tablette. In der Regel sieht die Schachtel außen nicht so einfach aus wie in unsrer Abbildung, sondern ist mit Clownbildern bemalt, wie auch das Tablette die Abbildung einer Zirkusvorstellung darbietet, sowie die hochtrabende Inschrift: „Perpetuum bile.“ — Legt man nun die Pappschachtel am einen Ende des Tablettes auf ihre Breitseite und hebt dieses

Ende etwas, so läuft die Schachtel wie ein lebendes Wesen eiligen Schrittes und sich dabei geheimnisvoll überschlagend nach dem andern Ende hin. Dort bleibt sie an dem aufgebogenen Rand in irgend einer wunderbaren Stellung stehen, oft noch wie erregt etwas zuckend und zitternd. Der Eindruck des Ganzen ist wirklich überraschend und die ganze Herrlichkeit kostet — nur zehn Pfennige, ist also für einen ganz gewöhnlichen Nickel käuflich zu haben!

Eigentlich brauchten wir eine Erklärung des Vorganges gar nicht zu geben; denn da das billige Spielzeug auf allen Messen und Märkten vertrieben wurde, so ist wohl anzunehmen, daß es jeder unsrer Kameraden in der Hand gehabt hat, und dann hat wohl auch der menschliche Forschungstrieb, der gern wissen will, „wie es inwendig aussieht," noch etwas weiter geführt. So genügt es also wohl in dieser Hinsicht, auf unsre Abbildung zu verweisen, aus der zu erkennen ist, daß sich im Innern der lebendigen Pappschachtel eine bewegliche Bleikugel befindet, die jene merkwürdigen Erscheinungen hervorruft.

Aber etwas andres wollen wir noch mit dem kleinen Spielzeug anfangen: wir wollen aus der lebendigen Pappschachtel einen preisgekrönten Radschlager machen. Hierzu ist weiter nichts nötig, als daß wir die Schachtel mit Papier und Tuchläppchen etwas kostümieren. Das eine Ende wird zu einem Kopf umgestaltet, in der Mitte setzen wir die Arme, am andern Ende die Beine an und schließlich dürfen wir vor allen Dingen nicht vergessen, unserm Athleten die ihm zukommenden Preismedaillen auf die Brust zu malen. Die angesetzten Arme und Beine bieten dabei noch den Vorteil, daß der Radschlager nicht auf die Seite fallen kann, wie es bei der einfachen Schachtel leicht vorkommt. Bleibt d nn der kleine Akrobat gar einmal auf dem Kopfe stehen, so bietet er einen urkomischen Anblick.



Die lebendige Schachtel.

Zimmerspiele.

Das Schattenraten.

Das Schattenraten ist ein Spiel, welches nicht allein eine angenehme Unterhaltung gewährt, sondern auch große Heiterkeit erregt.

Das Zimmer wird etwas dunkel gemacht. Ein Spielgenosse setzt sich auf einen niedrigen Schemel, etwa drei Schritt von einer freien Wand. Diese Wand wird mit einem weißen Tuch überhängt, damit sich die Schatten darauf deutlich und scharf zeigen. Drei Schritte hinter ihm, aber seitwärts, wird das Licht gestellt. Zwischen diesem Licht und dem auf dem Schemel sitzenden Sp' genossen, der sich nicht umsehen darf, gehen nach und n die Mitspieler hindurch; ihr Schatten fällt auf das Tuch und der Sitzende oder Rater soll nun sagen, von wem der Schatten herrührt. Das Raten wird ihm aber dadurch erschwert, daß sich die Vorüberziehenden verstellen, vermummen und Grimassen ꝛc. machen. Hat der Sitzende richtig geraten, so kommt der erratene Genosse auf den Schemel und muß nun Rater sein. Das Falschraten kann mit dem Plumpsack oder auch durch Pfänder gebüßt werden.

Ist das Zimmer groß und die Spielgesellschaft ebenfalls, so kann dieses Spiel auf folgende Weise noch effektvoller gemacht werden.

Durch die Mitte des Zimmers wird ein weißer Vorhang gezogen. Auf der einen Seite, etwa drei Schritte davon, sitzt der Rater. Mehr rückwärts plazieren sich diejenigen Personen der Gesellschaft, welche sich am Spiel nicht beteiligen; diese haben sich ruhig zu verhalten und dürfen nicht laute Unterhaltungen führen. Auf der andern Seite des Vorhangs, etwa sechs Schritte davon, wird eine recht helle Lampe gestellt. Zwischen dem Vorhang und der Lampe, etwa zwei Schritte vom Vorhang entfernt, gehen die Spielgenossen nach und nach hindurch. Wessen Schatten erraten wird, muß Rater sein.

Krone — Carcer — schwarze Bank.

Die Gesellschaft ernennt einen Präsidenten, welcher das Spiel leitet. Der Präsident setzt die Gesellschaft um den Tisch und achtet dabei darauf, daß Personen, welche sympathisieren, nicht nebeneinander zu sitzen kommen, sondern getrennt Platz nehmen. Das Spiel soll Gelegenheit geben, Plätze zu gewinnen; dies soll alle Geisteskräfte anspannen. Vor jedem Platz liegt ein Schreibheft von etwa 30 bis 40 weißen Seiten auf dem Tisch, nebst einem Bleistift. Der Präsident diktiert 10—12 Wörter, die von allen Mitspielern in ihre Hefte geschrieben werden, jedoch so, daß zwischen den Wörtern ein genügend breiter Zwischenraum bleibt, welcher die Definition des Wortes aufnehmen soll. Jeder Spieler setzt seinen Namen oben über die Seite des Heftes, darauf er schreibt.

Zum Niederschreiben der Definitionen läßt der Präsident 10 bis 15 Minuten Zeit. Jeder beeilt sich, Definitionen zu verfassen. Ist die Zeit um, so klingelt der Präsident. Einige verlangen Aufschub, da sie nicht fertig sind. Sobald aber der Präsident zum drittenmal geklingelt hat, muß ihm unweigerlich jedes Heft abgegeben werden, einerlei ob die Definitionen alle geschrieben sind oder nicht. Der Präsident liest nun alle Definitionen eines und desselben Wortes laut vor und macht mit einem Rot- oder Bleistift seine Bemerkungen dazu.

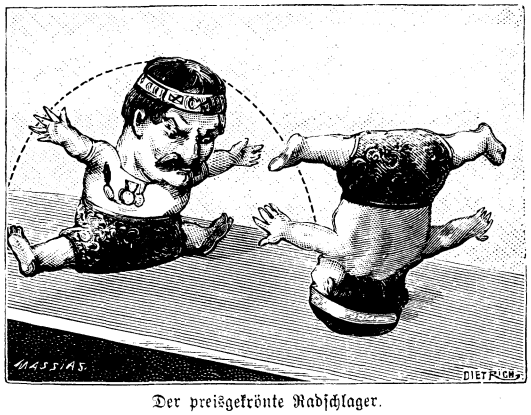
K. bedeutet Krone. C. bedeutet Carcer.

B. bedeutet schwarze Bank.

Die Gesellschaft hat das Recht, die Definitionen mit zu beurteilen. Wer zu C. oder B. verurteilt ist, kann sich verteidigen und an die Gesellschaft appellieren, wobei komische und köstliche Diskussionen entstehen. Wer die geistreichste Definition geschrieben hat, erhält die Krone, mit welcher Vorrechte verbunden sind. Der Gekrönte darf sich z. B. seinen Platz am Tische selbst wählen, er darf den Präsidenten ernennen ꝛc. Jede Spielgesellschaft kann zuvor passende Auszeichnungen feststellen, welche den Gekrönten zu teil werden sollen. Definitionen, welche Unwahrheiten oder Satyre enthalten, werden mit Carcer bestraft. Der Verurteilte begibt sich in ein Nebenzimmer, wo er zehn Minuten über sein Vergehen nachzudenken hat. Unbedeutende, nichtssagende, triviale Definitionen werden mit der schwarzen Bank bestraft. Der dazu Verurteilte begibt sich auf eine Bank, welche zu diesem Zwecke im Hintergrunde aufgestellt ist. Dort bleibt er sitzen, bis ihn ein zweiter Verurteilter ablöst. — Dieses Spiel führt zu heitern Scenen und Diskussionen, es regt die Geister kräftig an und die Hefte geben nach und nach eine anziehende Sammlung hübscher und komischer Gedanken.

Artilleristische Merkwürdigkeiten.

Das berühmte Riesengeschütz „die faule Grete", welches die Schweden 1632 in der Schlacht bei Lützen erobert, wegen seiner Schwere aber in Leipzig zurückgelassen hatten, war die größte Merkwürdigkeit des dortigen Zeughauses. Dieses Ungetüm war auch den Preußen zu schwer, weshalb sie es im Siebenjährigen Krieg, bei ihrem Besuche in Leipzig, ebenfalls nicht mitnahmen. Es kam später ins Dresdener Zeughaus, wo es sich noch befindet. Dieses letztere Zeughaus war überhaupt früher durch eine Anzahl kurioser Geschütze berühmt, bis die meisten von den Preußen und den Franzosen weggeführt wurden. Da gab es zwei Doppelkartaunen, die Rautenkränze genannt, die 105 Zentner wogen und 60-Pfund-Steine schossen; die beiden Mohrenköpfe, die ebenfalls 60-Pfund-Steine schossen, aber nur 70 Zentner Gewicht hatten; den Höllenhund, 80 Zentner schwer und die 20 Krokodile zu 55 Zentnern. Ansehnlicher waren wieder der Scherenteufel und der Tod, jeder 100 Zentner wiegend, sowie die Sachsenländerin und der Fliegende Feind zu 90 Zentnern. Außerdem hatte man 12 Grünspechte, das Rotkehlchen, 13 Schnelle Rößlein, den Kleinen Kauz, ein Alphabet von 21 Stück, die 12 Ordensbrüder, die 12 Himmelszeichen, die 2 Gebote, die 12 Stare, die 2 Meerlöwen, einen Hinterlader, ein Geschütz mit neun, ein andres mit sieben Mündungen und eins mit Feuerschloß. Unter den Mörsern standen obenan Romulus und Remus, deren jedes 310 Pfund warf. Außerdem hatte man 2 Luzifer, 4 Vulkane, 8 Donnerkeile, 3 Höllenhunde, 3 Drachen, 4 Fledermäuse, 3 fliegende Geister. Höchst merkwürdig waren die Orgelgeschütze, deren eines 64, eines sogar 100 Pfeifen hatte. Wie aus diesem Verzeichnis ersichtlich, sind der Hinterlader und die Mitrailleuse durchaus keine neuen Erfindungen.



Der preisgekrönte Radschlager.

Anagrammaufgabe.

w	e	l	h	a	a	a	h	t	s	h	o	r	b	a s
j	r	i	a	n	l	c	o	i	e	a	r	i	e	b p
l	**n**	**s**	**f**	**k**	**i**	**h**	**b**	**b**	**i**	**r**	**c**	**s**	**u**	**e r**
n	s	t	e	e	n	s	e	e	n	f	a	p	s	n e
a	t	e	n	r	e	e	l	t	e	e	n	e	t	d e

Aus jedem dieser von oben nach unten zu lesenden Wörtern soll durch Umstellung eines oder mehrerer Buchstaben ein neues Wort gebildet werden; z. B. Lampe = Palme. Die fett gedruckte mittlere wagrechte Reihe verkündet dann, was wir heute unsern lieben jungen Lesern wünschen.

Buchstabenumstellung.

						a								
					a	b	ch							
				ch	e	e	e							
			e	e	f	g	g	h	i					
i	i	i	m	m	m	n	o	p						
r	r	r	r	r	s	s								
			s	s	t	t								
					u	u	u							
						z								

Diese Buchstabengruppe soll so geordnet werden, daß in den wagrechten Reihen folgendes entsteht: 1. ein Buchstabe, 2. ein Schweizer Kanton, 3. ein Vogel, 4. ein asiatisches Königreich, 5. ein Fest, 6. eine deutsche Handelsstadt, 7. eine Muse, 8. ein Schweizer Kanton, 9. ein Buchstabe. Es ist zu bemerken, daß ch hier als ein Buchstabe gilt. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennt die senkrechte Mittelreihe eine Gabe des in der wagrechten Mittelreihe genannten Festes.

Wortbildungsaufgabe.

1. Panzer, 2. Lineal, 3. Baukasten, 4. Oran, 5. Napoleon, 6. Keller, 7. Chenille, 8. Berlin, 9. Seemine, 10. Ibis, 11. Chromeisen, 12. Bahnwart, 13. Email, 14. Amalie, 15. Drache, 16. Langeland, 17. Erna, 18. Chur, 19. Albert, 20. Haar, 21. Mutter, 22. Rassel, 23. Obdach, 24. Spanier.

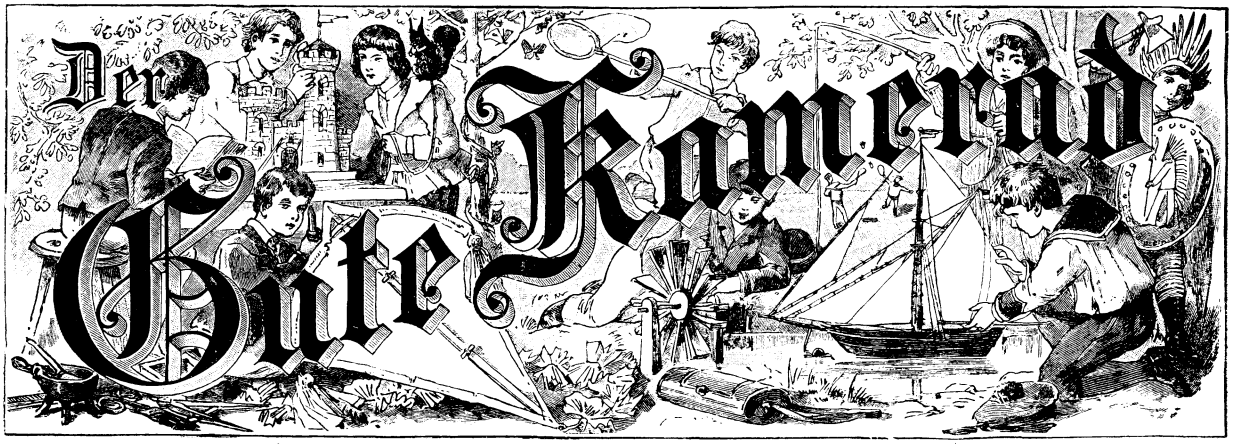
Aus diesen Wörtern sollen durch andere Abteilung der Buchstaben, von denen keiner ausfallen darf, dreißig andre gebildet werden; z. B.: 1. Marsch, 2. Urban, 3. Nero, 4. Rang, 5. Erlese, 6. Krieger, 7. Demut = Mars, Chur, Banner, Orangerie, Seekrieg, Erde, Mut.

Rätseldistichon für Lateiner.

Lente quae facio sculpendo marmora dura,
Frangam igni et ferro, si caput addideris.

Auflösung des Füllrätsels auf Seite 154.

	S	A	G	
S	u	l	l	a
A	l	t	a	r
G	l	a	t	z
	a	r	z	



8. Jahrgang.
№ 13.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Die Soldaten waren sofort bereit, dem Befehle Folge zu leisten. Während dies geschah, fragte der Lieutenant: „Also Ihr wollt an Buttlers Stelle das Zeichen geben, Sir? Könnt Ihr denn so zirpen wie ein Heimchen, wie eine Grille?“

„Haltet Ihr das für so schwer?“ gegenfragte Sam.

„Nein; aber ich könnte es nicht. Wie wird es gemacht?“

„Sehr einfach, mit Hilfe eines Grashalmes. Man legt die beiden Hände so zusammen, daß sie eine hohle Faust bilden, auf welche die Daumen nebeneinander zu liegen kommen. Klemmt man nun zwischen den Daumen einen Halm straff und bläst auf den letztern, so entsteht ein Ton, der ganz dem Zirpen eines Heimchens gleicht.“

„Das muß ich doch versuchen!“

„Habe nichts dagegen, Sir; nur bitte ich, diesen Versuch morgen oder nach zehn Jahren, nicht aber schon heut und hier zu machen, denn Ihr würdet uns die Burschen vertreiben, die wir fangen wollen.“

„Wieso?“

„Weil das richtige Zirpen nicht gleich beim erstenmal gelingt. Ihr würdet sehr wahrscheinlich einen Ton hervorbringen, ähnlich demjenigen, wenn man Buttermilch oder Syrup durch eine Klarinette bläst. Es will eben alles, selbst das Kleinste und Einfachste, gelernt sein.“

„Hm, es ist möglich! Aber was meint Ihr, was wir nun thun werden, da wir ganz anders zu handeln haben, als vorhin bestimmt worden ist?“

„Ich trete an Buttlers Stelle.“

„Das habt Ihr bereits gesagt. Aber wir?“

„Ihr macht euch hinter die Finders, je zwei von

> Mit Mut nach hohem Ziele streben,
> Das gibt erst rechte Lust am Leben.
> Doch hüte ja dich sorglich fein,
> Ein bloßer Streber nur zu sein.
>
> Wilhelm Kunze.

. . . „Ja, Sie haben es erraten: die Gefangenen müssen ganz anders liegen.“ — „Warum?“ — „Ihre Gruppierung macht nicht den richtigen Effekt.“ — „Effekt? Was haben wir hier mit Effekt zu schaffen?“

uns hinter einen von ihnen. Unsre Leute reichen dazu aus. Das muß aber äußerst vorsichtig geschehen, damit sie ja nichts davon merken. Wenn ich zirpe, avancieren sie, und ihr hinter ihnen her. Wenn ich dann das dritte Zeichen gebe, werden sie unter den Wagen hindurchkriechen wollen, aber dann von euch gepackt. Zwei gegen einen, das ist eigentlich gar nicht ehrenvoll; dennoch rate ich, sich nicht der Hände, sondern lieber der Gewehrkolben zu bedienen. Sie rasch niederschlagen, das ist das Einfachste und Sicherste; dabei wird keinem von uns ein Haar gekrümmt."

„Es gibt etwas noch viel Einfacheres."

„Was?"

„Nicht jeder Kolbenhieb ist tödlich. Darum denke ich, daß wir uns lieber unsrer Messer bedienen. Ein Stich, gut getroffen, ist allem andern vorzuziehen."

„Fällt mir nicht ein, ist zu gefährlich! Wer hat Euch denn gesagt, daß den Kerls das Leben genommen werden soll? Eben deshalb und um nur sie zu betäuben, will ich nichts vom Schießen und vom Stechen wissen. Ich habe mich hundertmal meiner Haut zu wehren gehabt, wobei es mir sehr ernstlich an das Leben gegangen ist, wenn ich mich nicht irre, aber dabei doch nie vergessen, daß Menschenblut der kostbarste Saft ist, den es auf Erden gibt. Ich töte einen Menschen nur dann, wenn es keinen andern Ausweg gibt, also wenn es unbedingt notwendig ist."

„Aber diese Halunken haben ihr Leben schon längst verwirkt!"

„Mag sein."

„Sie müssen zertreten werden wie giftige Reptilien, gegen welche man sich nicht anders wehren kann!"

„Das ist Eure Ansicht, vielleicht die ganz richtige; ich aber bin weder ihr Richter noch ihr Henker."

„Aber, Sir, wie könnt Ihr als Westmann so zartfühlend sein! Ihr habt doch gesagt, daß Ihr die Finders uns übergeben wollt?"

„Allerdings."

„Wir werden sie also nach der Hauptstadt transportieren?"

„Natürlich."

„Und was meint Ihr wohl, was dort mit ihnen geschehen wird?"

„Man wird ihnen Stricke um die Hälse binden und sie an denselben in die Höhe ziehen."

„Das ist richtig; man wird sie hängen. Sie werden also sterben. Da ist es doch höchst gleichgültig, ob wir sie hier erstechen oder ob sie dort hingerichtet werden!"

„Mag sein. Aber Ihr rechnet das eine nicht, daß dort das Gesetz waltet, während sie hier noch nicht verurteilt sind. Nein, nein, wir fangen sie lebendig. Was dann in der Hauptstadt mit ihnen geschieht, das ist Eure Sache."

„Hm, so will ich mich Euch fügen; also ganz wie Ihr wollt. Doch behaupte ich, daß diese Schurken eine solche Rücksicht nicht verdienen."

Es wurde nun zur That geschritten. Die Soldaten teilten sich zu zweien; Stone, Parker und der Lieutenant übernahmen ihre Führung. Sie entfernten sich, um paarweise die Finders einzuschließen. Adolf Wolf blieb bei Buttler zurück, um ihn zu bewachen; Schi-So mußte Sam Hawkens nach der Stelle führen, an welcher er Buttler überwältigt hatte. Diese beiden letzteren bildeten also ein Glied im Ringe der Finders, während die Soldaten um denselben einen Kreis geschlossen hatten.

Als Sam sich sagte, daß diese Umschließung vollendet sei, klemmte er einen Grashalm zwischen die Daumen und ließ auf demselben das verabredete Zirpen hören. Hierauf avancierte er mit dem Häuptlingssohne nach der Mitte des Kreises und gab, an dem Wagen angekommen, das zweite Zeichen, worauf er eine Weile wartete. Da kam es zu beiden Seiten leise, leise herangekrochen. Lang ausgestreckt im Grase liegend, sahen die beiden die Finders sich wie Schlangen näherwindend. Der Kreis hatte sich so verengt, daß man von einem Gliede desselben aus das andre leidlich erkennen konnte.

„Buttler, ich bin da," flüsterte es von rechts herüber.

„Es geht alles gut," raunte der andre links. „Verlier doch nicht die Zeit, sondern gib das Zeichen, denn wir sind alle da."

Sam wendete sich rückwärts. Seine scharfen Augen sahen Dick Stone mit einem Soldaten hinter dem ersten Sprecher liegen; hinter dem zweiten warteten auch bereits zwei Militärs. Da zirpte er zum drittenmal und warf sich dann nach links auf den Finder, um diese beiden letzteren zu unterstützen, während der Häuptlingssohn nach rechts hin sprang; aber Schi-So brauchte gar nicht zu helfen, denn Dick Stone hatte den betreffenden Finder schon fest beim Kragen.

Man hörte Kolbenschläge und einige unterdrückte Schreie; dann war es rundum still.

„Hallo," rief Sam mit lauter Stimme, „ist alles gut gegangen?"

„Alles," antwortete Will Parker auf der andern Seite. „Wir haben sie."

„So bringt sie hierher und brennt das Feuer wieder an, damit wir, wie es die Höflichkeit erfordert, ihnen unsre Gesichter zeigen können!"

Einige Minuten später lagen die gefangenen und gefesselten Finders innerhalb der Wagenburg; um sie herum saßen Sam, Dick, Will, der Lieutenant, Schi-So und Adolf Wolf, während die Soldaten fortgegangen waren, um ihre Pferde zu holen und mit diesen alle Personen, welche sich mit bei denselben befanden. Das Feuer loderte hell und hoch auf, so daß das Lager fast tageshell erleuchtet war.

Die Finders lagen nebeneinander und zwar jetzt mit offenen Augen. Es war keiner von ihnen erschlagen worden; sie hatten ihre Besinnung wieder; sie sahen und hörten also alles, was um sie her vorging, aber keiner von ihnen schien Lust zu haben, ein Wort zu sprechen, doch konnte man ihre Gefühle leicht aus den wütenden Blicken erraten, welche sie um sich warfen. Es hatte bisher noch niemand eine Frage an sie gerichtet. Sam

Hawkens wollte damit bis zur Rückkehr der Auswanderer warten, da diese es ja waren, gegen welche der beabsichtigte Ueberfall hatte unternommen werden sollen. Da hörte man von weitem eine jubilierende, weibliche Stimme rufen:

„We have them, we have them!“

Es war eine weibliche Stimme, die Ruferin kam näher, erreichte das Lager, kroch unter einer Deichsel hindurch, schoß auf Sam los und schrie ihn an: „We have them, we have them! Heeßt das nicht: Wir haben sie, wir haben sie, Herr Hawkens?“

Es war die liebe Frau Rosalie Ebersbach, geborene Morgenstern, verwitwete Leiermüller. Sie war allen andern vorausgeeilt.

„Ja,“ antwortete Sam. „So heißen diese englischen Worte, wenn man sie ins Deutsche übersetzt.“

„Also we have them, we have them, wir haben sie! Gott sei Dank. Was für eine Angst habe ich ausgestanden und was für eine Sorge habe ich gehabt! Ich wäre beinahe ausgerissen und wieder herzugekommen, um mit kämpfen, fechten und schtreiten zu helfen. Da aber kamen die Soldaten und sagten: „We have them!“ Was das in unsrer Mutterschprache zu bedeuten hat, das weeß ich ungefähr und bin offs schleunigste fortgerannt, um sie ooch mit zu haben. Das sind sie wohl, die dahier liegen?“

Sie deutete auf die Gefesselten.

„Ja, das sind sie,“ antwortete der Gefragte.

„Aber, was is denn das? Die leben ja noch! Ich dachte, es würden nur ihre toten Leichen zu erblicken sein. Das will mir nich in den Kopp. Is das vielleicht mit Fleiß geschehen?“

„Allerdings.“

„Na, da is Ostern heuer off eenen Donnerschtag gefallen, anschtatt off eenen Sonntag, wie sich's von Rechtswegen ganz von selbst verschteht! Wissen Sie denn nich, Herr Hawkens, daß uns diese Raubmörder und Wildschützen haben um unser Leben bringen wollen?“

„Das weiß ich allerdings.“

„Und Sie haben dieselben dennoch nich erschossen? Das is eene Edelmütigkeet, der ich unmöglich meine Billigung zu erteilen vermag. Wer umbringt, der muß wieder umgebracht werden; Ooge um Ooge, Backzahn um Backzahn; so schteht es in der Bibel und in allen Gesetzbüchern geschrieben!“

„Sind Sie denn wirklich ermordet worden, Frau Ebersbach?“

„Nee. Wie können Sie nur so fragen! Wenn ich umgebracht wäre, so schtände ich jetzt doch als Geist oder als Geschpenst vor Ihnen, und ich hoffe, daß Sie mich nich für so etwas halten.“

„O nein, als Geist kommen Sie mir gar nicht vor. Also Auge um Auge, Zahn um Zahn. Sie sind nicht umgebracht worden; darum haben wir die Finders auch nicht umgebracht.“

„Aber sie wollten uns doch ermorden! Das is doch ganz dasselbe, als ob sie uns wirklich ermordet hätten!“

„Und ich wollte sie dafür erschießen lassen; das ist also ganz genau so, als ob sie wirklich erschossen worden wären.“

Sie sah ihn in komisch wirkender Betroffenheit an, schlug sich gegen die Stirn und bekannte offenherzig: „Was für eene dumme Rosalie ich da gewesen bin! Laß mich da mit meinen eegenen Worten schlagen! Das is mir jetzt zum erschtenmale in meinem Leben vorgekommen, denn Sie können es mir off mein Ehrenwort glooben, daß ich gar nich so leicht zu schlagen bin, wie Sie zu denken scheinen. Wer es in Redensarten und Spitzfindigkeiten mit mir offnehmen will, der muß sehr schpät zu Bette gehen und morgens früh halb dreie wieder munter sein. Aber sagen Sie mir doch wenigstens, was nun mit dieser Rasselbande geschehen soll. Da Sie so schonungsvoll mit den Halunken verfahren sind, so möchte ich mir mit gutem Grunde die Frage erlooben, ob sie vielleicht gar eene Belohnung, eene Prämie oder so eene goldene Medallche bekommen sollen!“

„Was wir zu thun beabsichtigen, das werden Sie sehr bald erfahren.“

„Das hoffe ich. Bedenken Sie, daß ich zu den Persönlichkeeten gehöre, off die es abgesehen war! Wenn der Ueberfall gelungen wäre, so läge ich jetzt als ermordete und abgeschiedene Leiche off dem Schlachtfelde, und das Morgenrot thäte mir zum frühen Tode leuchten. Das erfordert Schtrafe; verschtehen Sie mich?“

„Die Strafe wird nicht ausbleiben, Frau Ebersbach; darauf können Sie sich verlassen. Damit aber soll nicht gesagt sein, daß wir die Schuldigen umbringen müssen. Wir sind Christen, und Sie gar sind eine Dame, eine Frau. Sie gehören zum zarten, schönen Geschlechte, welches auf Haß und Zorn verzichtet und in Liebe und Güte die Welt beherrscht. Ich bin überzeugt, daß auch in Ihrem Herzen die Milde wohnt, ohne welche selbst die schönste Frau ein häßliches Wesen ist.“

Der spaßhafte kleine Jäger hatte sich, indem er in dieser Weise sprach, nicht verrechnet. Frau Rosalie warf sich in die Brust und antwortete: „Die Milde wohnt? Natürlich wohnt sie da! Ich habe noch een Herz, und was für eens. Es schmilzt wie Butter an der Sonne. Ich gehöre ooch zu dem schönen, zarten Geschlechte, von dem Sie reden, und will mit meiner Güte die Welt beherrschen. Es kommt zwar vor, daß der Mensch verkannt wird, und es hat schon oft Oogenblicke gegeben, wo meine Milde und Güte nich tief genug erforscht worden is, aber hier bei dieser Gelegenheit will ich öffentlich beweisen, daß mein schwaches Geschlecht schtark in der Verzeihung is. Sie sollen sich nich in mir geirrt haben, Herr Hawkens. Ich mag nischt von eener Beschtrafung dieser Mörderbande wissen; lassen Sie sie loofen?“

Sie hätte vielleicht noch länger gesprochen; da aber kamen die Soldaten mit ihren Pferden, um sich draußen vor den Wagen zu lagern, und mit ihnen die Auswanderer, welche den gefangenen Scout mitbrachten.

Nun ging es zunächst an ein sehr reges Fragen und Antworten, welches nicht eher aufhörte, als bis die Deutschen

alles, was während ihrer Abwesenheit geschehen war, auf das genaueste erfahren hatten. Auch der Kantor hörte sehr aufmerksam zu, doch nicht, indem er still am Feuer saß wie die andern, sondern er befand sich dabei in fortwährender Bewegung. Er machte sich mit den Gefesselten zu schaffen, deren Lage ihm nicht zu passen schien. Er schob und zerrte bald an dem einen, bald an dem andern herum, zerrte und schob wieder und immer wieder, so daß Sam ihn endlich fragte: „Was thun Sie denn da? Liegen diese Leute nicht richtig, Herr Kantor?“

Der Gefragte drehte sich zu ihm und antwortete in wichtigem Tone: „Kantor emeritus, wenn ich bitten darf, Herr Hawkens! Es ist das nur der Vollständigkeit halber und damit keine Verwechselung vorkomme. Ja, Sie haben es erraten: die Gefangenen müssen ganz anders liegen.“

„Warum?“

„Ihre Gruppierung macht nicht den richtigen Effekt.“

„Effekt? Was haben wir hier mit Effekt zu schaffen?“

„Mehr als Sie denken. Es scheint Ihnen entweder noch nicht bekannt oder schon wieder entfallen zu sein, womit ich umgehe?“

Ohne augenblicklich an die sonderbare Manie des Kantors zu denken, fragte Sam unvorsichtig: „Was könnte das sein?“

„Nichts andres als meine Oper. Ich gehe damit um, eine große Heldenoper von zwölf Akten zu komponieren und reise nur deshalb in dieser Gegend, um mir den Stoff zu derselben zu suchen. Eine Scene dazu, eine ganz vortreffliche Scene, habe ich hier gefunden, nämlich den, Chor der „Mörder.‘ Sie liegen am Boden und singen ein doppeltes Sextett. Dazu ist aber eine ganz andre Gruppierung notwendig, als diejenige, welche Sie ihnen gegeben haben. Ich studiere dieselbe jetzt und werde sie mir notieren, sobald ich sie gefunden habe. Sie dürfen versichert sein, daß ich mich in acht nehme, den Leuten dabei nicht wehe zu thun!“

„Was das betrifft, so stoßen Sie nur immer herzhaft zu. Kerls, wie diese sind, braucht man nicht mit seidenen Handschuhen anzugreifen.“

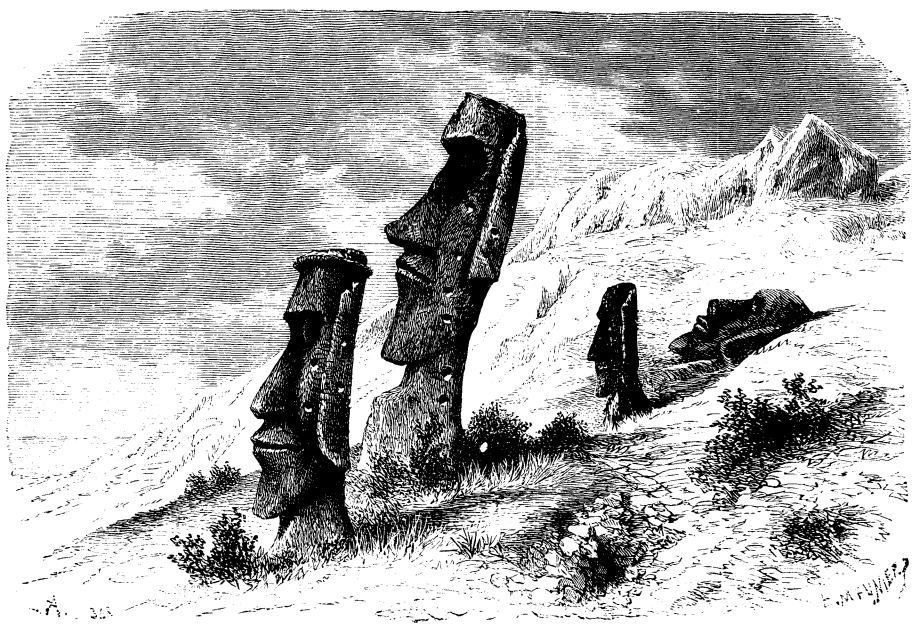
Daraufhin fuhr der Heldenkomponist in seiner Beschäftigung fort und zwar so energisch und nachhaltig, daß Buttler endlich das bisher beobachtete Schweigen brach und zornig zu Sam hinüberrief: „Sir, was hat nur dieser Mann immer und fortwährend mit uns zu schaffen? Sorgt doch endlich dafür, daß er uns in Ruhe läßt! Wir sind keine Spielpuppen, an denen man nach Belieben zerren und ziehen kann!“

Sam hielt es nicht der Mühe wert, zu antworten, darum fuhr Buttler nach einer Weile fort: „Ich muß überhaupt fragen, mit welchem Rechte ihr uns überfallen und niedergeschlagen habt!“

„Fragen?“ lachte der Kleine. „Ich denke, ihr braucht da keine Auskunft und könnt euch die Antwort selbst erteilen.“

„Wieso? Wir haben keine Ahnung eines Grundes, in dieser Weise behandelt zu werden. Wir sind als friedliche Reisende gekommen und haben euer Feuer gesehen. Da wir nicht wußten, wer an demselben lagerte, schlichen wir uns, wie sich das ganz von selbst versteht, heimlich heran, um uns zu unterrichten. Dabei sind wir heimtückisch niedergeschlagen worden. Wir verlangen, sofort freigelassen zu werden!“

„Verlangt das immerhin; ich habe nichts dagegen. Wünsche haben kann jeder Mensch; aber ob dieselben in Erfüllung gehen, das ist eine ganz andre Sache. Frei werdet ihr sein oder vielmehr hängen, nämlich morgen in Tucson, an einem schönen starken Pfahle.“



Rätselhafte Statuen auf den Osterinseln.

„Wenn ihr Witze machen wollt, so macht bessere als dieser ist! Es ist kein Spaß, sich an ehrlichen Leuten zu vergreifen, und da ihr von Tucson redet, so könnte es sehr leicht geschehen, daß ihr selber es seid, die dort aufgehängt werden. Oder ist es euch vielleicht unbekannt, wie hierzulande Menschen behandelt werden, welche nachts über andre, ehrliche Leute herfallen?“

„Ehrlich? Hihihihi! Eure Ehrlichkeit haben wir in San Xavier del Bac kennen gelernt!“

„Was dort geschah, gehört nicht hierher. Ich meine, die Sache liegt heute klar: wir wollten sehen, wer hier lagert, und sind dabei überfallen worden.“

„Hm! Ihr wußtet also nicht, wen ihr hier treffen würdet?“

„Nein.“

„Und seid uns doch seit San Xavier auf Schritt und Tritt gefolgt!“

„Das ist Lüge!“

„Und habt bis vorhin da hinten in den Felsen gesteckt, um nur zu warten, bis unser Feuer verlöschen würde!“

„Wozu?“

„Um uns zu überfallen.“

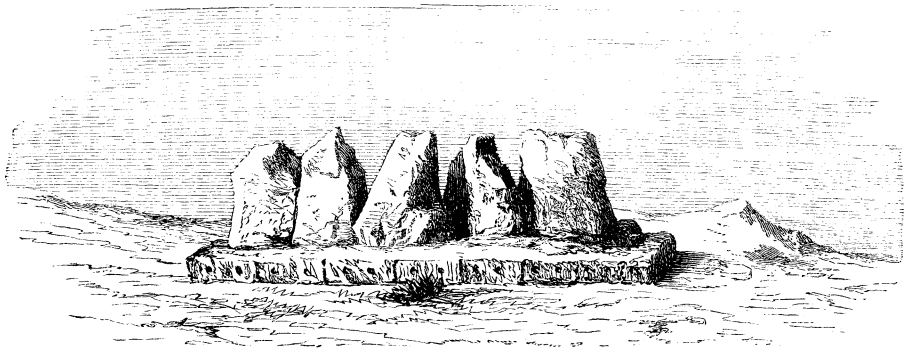
„Wieder Lüge, ganz gemeine, erbärmliche Lüge!“

Da erhob sich Sam vom Feuer, trat zu ihm hin, fuhr ihn an: „Sprecht ja nicht von erbärmlich und gemein, sonst laß ich Euch den Rücken bläuen, daß es Euch schwarz vor allen Augen wird! Ich heiße Sam Hawkens; versteht Ihr mich: da sitzen Dick Stone und Will Parker. Man pflegt uns das ‚Kleeblatt‘ zu nennen. Abermals verstanden? Meint ihr, daß ihr die Kerls dazu seid, solchen Westmännern etwas weiß zu machen? Und wer uns gar mit ‚gemein‘ und ‚erbärmlich‘ kommt, den werfen wir in die Luft, daß er droben in den Wolken hängen bleibt!“

(Fortsetzung folgt.)

Ungelöste Rätsel untergegangener Kultur.

Am äußersten Osten der polynesischen Welt, auf der Grenze der australischen und amerikanischen Gewässer des Großen Ozeans, liegt einsam und weitab von jeglichem Verkehr die nur von etwa 200 Malaien bewohnte Osterinsel, etwa 20 km lang und 11 km breit, zugleich die Stätte einer erloschenen vulkanischen Thätigkeit, mit Kratern bis zu 650 m hoch, und einer längst dahingestorbenen Kultur, von der unter den Bewohnern auch nicht die mindesten Ueberlieferungen vorhanden sind. Riesige, roh aus Felsblöcken gehauene Halbbüsten ragen bis 15 m empor, so daß es den Anschein hat, als seien sie bis an die Schultern im Boden begraben. Nur das Antlitz ist ausgearbeitet, der Hinterkopf abgeplattet, wie auch der Schädel: der Gesichtsausdruck von großartigem seltsamem Typus. Ebenso rätselhaft wie diese übrigens eine ziemliche Kunstfertigkeit verratenden Steinbilder sind die sogenannten gepflasterten Steinalleen, die aus einer kunstgerecht hergestellten, gepflasterten, an der Oberfläche durchaus ebenen rechteckigen Unterlage und je fünf in einer Reihe aufgestellten Steinblöcken bestehen, von denen die beiden Eckpfeiler von rechteckiger Form, die drei in der Mitte befindlichen konisch zugespitzt sind. Die Altertumsforschung steht hier vor einem der größten Rätsel. Vielleicht hat man es mit Resten einer antediluvialen Kultur zu thun. Die Insel ist wahrscheinlich vor vielen Jahrtausenden vom Ozean verschlungen worden und in späterer Zeit wieder aus seinen Fluten emporgetaucht. Eine solche Annahme ist mit den Ergebnissen der geologischen Forschung durchaus nicht unvereinbar. Auf diese interessante, für die Erdgeschichte höchst wichtige Erscheinung wird der „Gute Kamerad“ später zurückkommen.



Ruinen auf den Osterinseln.

Winterträume.

II.

Nicht weit von diesem T-Spinner prangt in meiner Sammlung ein herrlicher Segelfalter. Dieser zu den „Rittern“ gehörige Schmetterling ist neben dem Schwalbenschwanz der größte unsrer Tagfalter. Seine Flügel sind äußerst elegant geschnitten, dabei laufen die Hinterflügel in einen langen und schlanken Schwanzzipfel aus. Auch die Färbung ist sehr vornehm; blaßgelb mit schwarzen Querstreifen; am Unterende der Hinterflügel stehen in einem schwarzen Saume blaue Mondfleckchen; außerdem haben die Hinterflügel je einen Augenflecken, bestehend aus einem blauen, schwarzen und ockergelben Ringe. Mein Segelfalter zaubert mir eine herrliche Blumenwiese ins Gedächtnis zurück. Da liegt sie still und einsam zwischen grünbewaldeten Kalkhügeln. Es ist Anfang Juni und ein köstlich sonniger Morgen. Der smaragdgrüne Grasteppich ist durchwirkt mit den buntesten Blumen, die herrlichsten Schmetterlinge kommen und gehen. Welche Fülle! Welche Farbenpracht! Weiße, schwarzgeaderte Linienfalter, hellgelb und schwarz gescheckte Dambretter, braungelbe Heuvögel, braune Grasfalter, weiß und morgenrot bemalt. Ihr Flug ist so langsam, so abgemessen und behaglich, daß es uns fast wunder nehmen möchte. Aber — in der Abgeschiedenheit dieser Waldwiese haben die Tiere den Menschen noch nicht als Verfolger kennen gelernt. Hinter den bewaldeten Hügeln tönt das Glöcklein der Dorfkirche noch immer fort. Auch ich fühle Frieden, seligen Sonntagsfrieden im Herzen, und ich möchte das friedliche Naturbild nicht stören durch eine Schmetterlingsjagd. Lässig halte ich das Netz in Händen. Da rauscht plötzlich ein ungewöhnlich großer und überaus prächtiger Falter vorüber. Mein Arm mit dem Netze zuckt empor, wie durch einen elektrischen Schlag. Im nächsten Moment hat sich der herr-

liche Falter auf die purpurne Blüte einer Distel gesetzt. Als wolle er prunken, legt er die eleganten Schwingen auseinander. Welcher Schmetterlingsjäger könnte da widerstehen? Ich schlage zu — und der Segelfalter zappelt in meinem Netze. Meine Hand zittert, als sie den durch einen leichten Druck getöteten Falter aus dem Netze nehmen will; ich verstreue mehrere der langen und feinen Insektennadeln in das Gras. Endlich ist der Falter glücklich in der Holzschachtel geborgen ... Da schrecke ich jäh zusammen und schreie, von einem heftigen Schmerz in der Wade getroffen, lebhaft auf. Ich kehre mich um. Ein schwarzzottiger Bauernköter hat mich gebissen. Da steht er, zeigt die weißen scharfen Zähne und schickt sich zu einem neuen Angriff an. Ich habe keine andre Waffe, als mein Schmetterlingsnetz. Ich haue auf den hinterlistigen Köter los, unglücklicherweise mit dem Gazebeutel voraus. Hätte ich das Netz umgekehrt, es wäre besser gewesen. Dann hätte der perfide Angreifer den Stock zu kosten bekommen. So aber — die unverschämte Kreatur schnappt nach dem Gazebeutel. Gaze ist bekanntlich nicht von Eisendraht, und ein mächtiger Lappen bleibt zwischen den Zähnen des Hundes hängen. Da strüppe ich in blinder Wut — ach, wo ist mein süßer Sonntagsfrieden geblieben? — den runden Drahtreif über den Kopf des Hundes und reiße das ganze Vieh zu Boden. Als es sich auf der Erde wälzt, drehe ich blitzgeschwind mein Netz herum und lasse nun den Stock auf dem tückischen Racker tanzen. Der stößt ein kurzes Wehgeheul aus, springt auf, klemmt den Schwanz zwischen die Beine und reißt aus. Die eilfertige Flucht war so komisch, daß ich laut auflachen mußte. Gleichwohl erschien mir das ganze Abenteuer wie ein Mißklang in der friedlichen Idylle des Sonntagmorgens. Erst ein langer Blick auf meinen Segelfalter gab mir die friedlicheren Gefühle zurück. Ja, eine idyllisch-komische Geschichte ist es, die mir der Segelfalter meiner Sammlung erzählt.

Draußen wirbeln die Schneeflocken noch immer fort, wie mir ein flüchtiger Blick durch das Fenster zeigt. Ich trete wieder vor meinen Schmetterlingskasten. Ach, es träumt sich so schön von sonnigen, frohen Tagen, wenn draußen Düster und Oede herrschen! Kleine blaue und braune Schmetterlinge fesseln meinen Blick, auch ein großer, violettschwarzer, mit hellgelbem Saum um die eckig geschnittenen Flügel. Schmetterlinge der Heide seid ihr alle! Ich fing euch in den köstlichen Tagen der Herbstferien, als die Heide in purpurner Blüte stand. Sage einem Südländer, der unter immergrünen Bäumen und Sträuchern am Mittelmeere wandelt, du kenntest ein Land, das im Herbste mit einem meilenweiten Purpurteppich überspreitet sei, — ein Land, das einem purpurnen Blütenmeere gliche, auf welchem eine alte Kiefer Mast und Segel eines Schiffes darstellte, und er wird es dir nicht glauben. Dann führe ihn hin in die meilenweiten Heiden, die von der Schelde bis nach Skagen die Nordseeküste umsäumen, und er wird bewundernd ausrufen, daß das Unglaubliche zur Wahrheit geworden. Eine träumerische Stille waltet über diesen Heiden. Hier und dort taucht ein Hünengrab auf, durch Granitblöcke bezeichnet; dort sitzt im grauen Wettermantel ein silberhaariger Schäfer und hütet seine genügsamen Vließträger. Die weißen Wolken wandern träumerisch langsam am blauen Himmelszelt. Die Septembersonne scheint heiß auf die blühenden Kräuter. Tausende von Bienen summen, hunderte von Schmetterlingen tänzeln und gaukeln. In einer der westfälischen Heiden bin ich in Begleitung eines Freundes hinter den Faltern her. Der Fang der kleinen blauen Himmelfalter und ihrer braungefärbten Weibchen ist wegen des langsamen Fluges leicht. Nur einmal gleite ich auf dem glatten Heidekraute aus — die Blütenrispen haben nämlich eine seidige Oberfläche — und falle auf die Nase. Mein Begleiter kann sich des Lachens nicht enthalten, weil ich die „Hinterbeine" so komisch zum Himmel erhöbe. „Hinterbeine?" rufe ich entrüstet aus, indem ich mich mühsam wieder emporrichte; „siehst du denn meine Arme für Vorderbeine an? Rechnest du mich zu den Quadrupeden?" — „Jetzt, wo du wieder auf deinen zwei Beinen stehst," entgegnet mein Begleiter lachend, „will ich dich wieder als Homo sapiens anerkennen; aber wie du so dalagst, sieh, da erschienst du mir doch ein wenig sehr insipiens!" — Weit schwieriger als der Fang der Himmelfalter ist derjenige des Trauermantels, eben jenes großen schwarzvioletten, gelbgesäumten Falters. Das herrliche Insekt hat nämlich einen scheuen wilden Flug. „Ich kriege dich doch!" sagt mein Begleiter und setzt seine langen Beine in Bewegung. Die Blicke nur auf den Falter richtend, sieht er den nassen Heidetümpel nicht, der ihm im Wege liegt. Er stolpert und — pardauz! — fliegt er, so lang er ist, in die moorschwarze Suppe. „Willst du spartanische Suppe essen?" ruf' ich; „rühre sie nur ein wenig mit deinen Hinterbeinen um, so kommt das Dicke nach oben!" Während ich so stehe und spotte wie ein homerischer Held, setzt sich der violettschwarze Trauermantel auf die weiße Atlasrinde eines Birkenstammes. Hier ereilt ihn mein Netz mit leichter Mühe. „Ich habe den Trauermantel!" ruf' ich meinem Freunde zu. „Und ich bin auch einer!" lacht mein Freund, indem er schlammtriefend sich mir vorstellt. „Wie wär's, wenn ich dich an mein Herz drückte?" meint er dann schalkhaft lächelnd und rückt mir drei Schritte näher auf den Leib. Ich aber wehre ihn mit meinem Schmetterlingsnetze ab.

Noch immer wirbeln draußen die Schneeflocken. Oder sind es Tausende weißer Schmetterlinge, die sich in lustigem Reigentanze drehen? Der Nordwind kommt, sie zu fangen. Hei, wie sie auseinanderstieben, wie sie die Flucht ergreifen, wie sie sich an die Scheiben meines Fensters pressen, als wollten sie Einlaß erzwingen! Arme Schnee-Schmetterlinge, ihr würdet in der Ofenwärme meines Stübchens doch nur dahinschmelzen — und für immer wäret ihr tot! Eure bunten Vettern dort an der Wand sind freilich auch schon längst erstorben, aber sie können doch wieder aufleben — in Winterträumen.

Blücher und die Schiffer zu Caub.

Unter den deutschen Nationalhelden nimmt Blücher, mit den Ehrennamen „Vater Blücher" und „Marschall Vorwärts" unstreitig die erste Stelle ein, sowohl durch seine Volkstümlichkeit, als auch durch die Verdienste, die er sich um sein Vaterland erwarb. Er war der gefürchtetste Gegner jenes gewaltigsten aller Kriegshelden, der Europa 15 Jahre lang erzittern machte. Einer der Besiegten bei Auerstedt, führte er einen glänzenden Rückzug nach Lübeck aus, mußte sich aber dort der französischen Uebermacht ergeben und wurde 1811, nachdem er gegen Victor ausgewechselt worden, auf Napoleons Betrieb außer Dienst gestellt. Im Befreiungskriege führte er an der Katzbach, am 26. August 1813 den ersten entscheidenden Schlag gegen die Napoleonische Macht, worauf er am 16. Oktober durch seinen Sieg bei Möckern die von Napoleon bei Wachau errungenen Vorteile zunichte machte und so den Sieg bei Leipzig anbahnte. Er war es dann, der die verbündeten Herrscher zum Zuge nach Paris bewog. Auch hier war er mit der tapfern schlesischen Armee an der Spitze. Am 26. Dezember 1813 benachrichtigte er seinen wackern Kriegsgenossen York von Wartenberg, daß er am 1. Januar bei Caub den Rhein überschreiten würde. Dort kam er am 31. Dezember an und traf mit gewohnter Schnelligkeit und Umsicht seine Vorkehrungen, indem er vor allen Dingen sämtliche Schiffer der Umgegend mit ihren Kähnen und Fahrzeugen aufbot. Am Abend ließ er die Schiffer und Fährleute in der Kirche zusammenkommen und machte sie, nach einer begeisternden Ansprache des Pfarrers Ahles, mit seinem Plane bekannt. Diesen Augenblick hat der Zeichner in dem uns vorliegenden Bilde zum Gegenstand gewählt. Punkt zwölf trat Blücher in Aktion. Während alles mit den Vorbereitungen zum Schlagen der Brücke beschäftigt war, setzten 200 Füsiliere möglichst geräuschlos auf Kähnen über, überrumpelten den drüben stehenden französischen Posten und setzten sich dort fest. Um drei Uhr war die Brücke fertig und nun rückte das erste Korps der schlesischen Armee nebst einer russischen Abteilung unter Langeron unaufhaltsam hinüber nach dem jenseitigen Ufer, zum Siegeslaufe nach Paris. Dieser wurde ihnen durch Napoleon allerdings noch sauer genug gemacht, denn es mußten außer vielen Gefechten die blutigen Schlachten bei La Rothière (1. Februar) und bei Laon (9. März) geschlagen werden, so daß der Einzug in Paris erst am 31. März erfolgte.

Zwei eiserne Tafeln mit entsprechenden Inschriften, die eine an der mitten im Rheine liegenden Pfalz, die andre am jenseitigen Ufer, erinnern an diesen Uebergang, der in der Geschichte des Befreiungskrieges zu den bedeutsamsten Momenten gehört.

Halten will ich stets auf Ehre.

Des Winters weißes Kleid liegt auf der Erde. Der Himmel grau, so weit das Auge blickt, voll unförmlicher, dunkler Schneewolken, die langsam südwärts ziehen und auf ihrem Zuge große weiße Flocken auf die Weltstadt herabsenden. Fußhoch beinahe liegt der Schnee auf Dächern und auf Straßen, und lustig wär' das Wirbeln anzusehen, wenn nur des Winters frostig Weh nicht so viel Menschenelend zeigte.

Der da so müd und langsam durch die Straßen eines Vorortes geht, so tief versunken in düstere, quälende Gedanken, ist ein bitter armer Mensch! Kein warmer Ueberrock schützt ihn vor der aufs Mark dringenden Kälte — er steckt ja bloß in einem leichten Sommerüberzieher und durch die schadhaften Sohlen seiner abgetretenen Stiefel findet der Schnee den Weg.

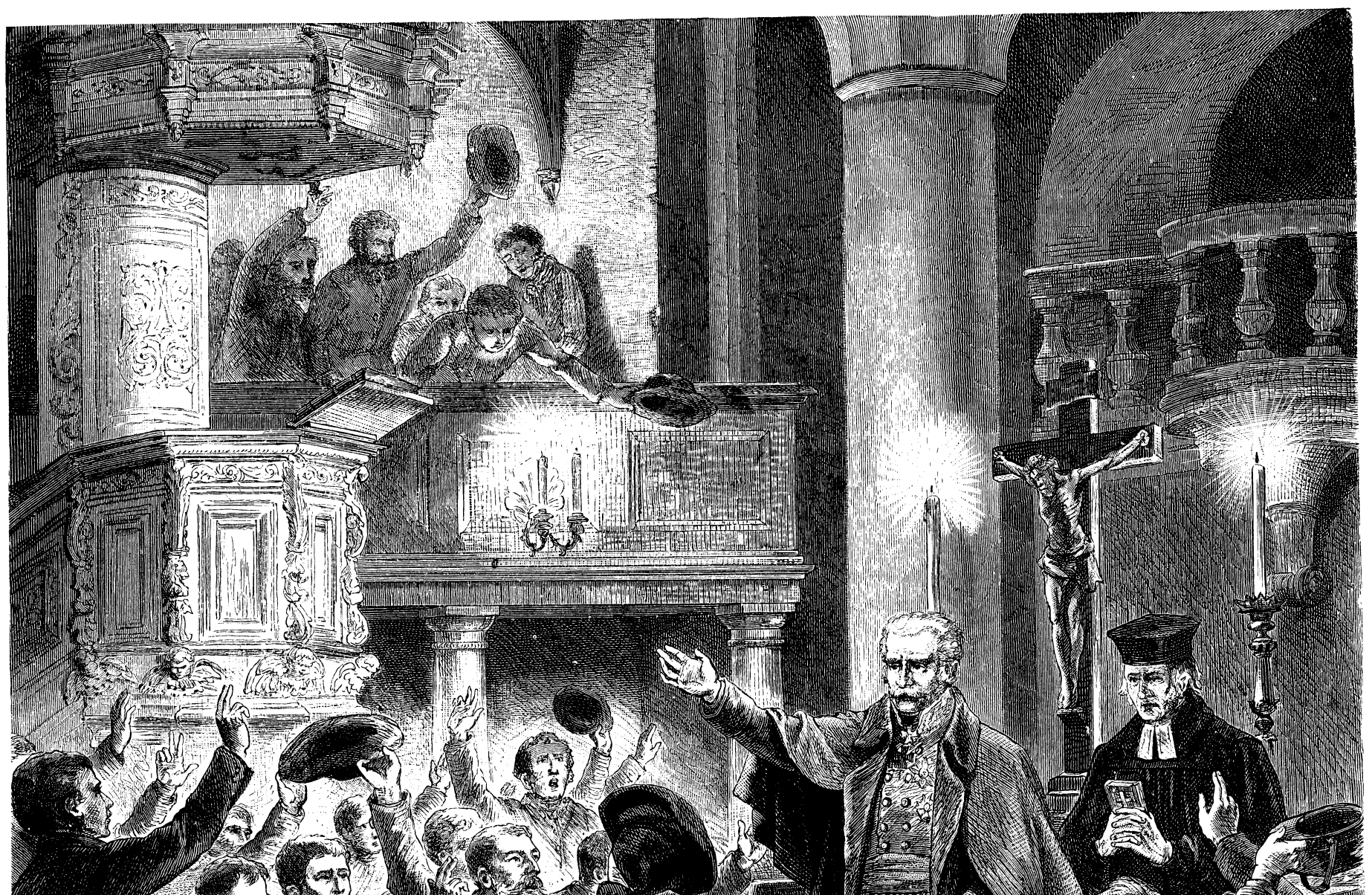
Den abgenützten Hut tief in die jugendliche Stirn gedrückt, die roten, steifen Hände frierend in den Taschen, geht er weiter, weiter — maschinenmäßig seinen Weg verfolgend — und blickt nicht rechts, nicht links, nur starr vor sich hinunter in den Schnee, in dem zahllose Abdrücke von großen und von kleinen Füßen sichtbar sind.

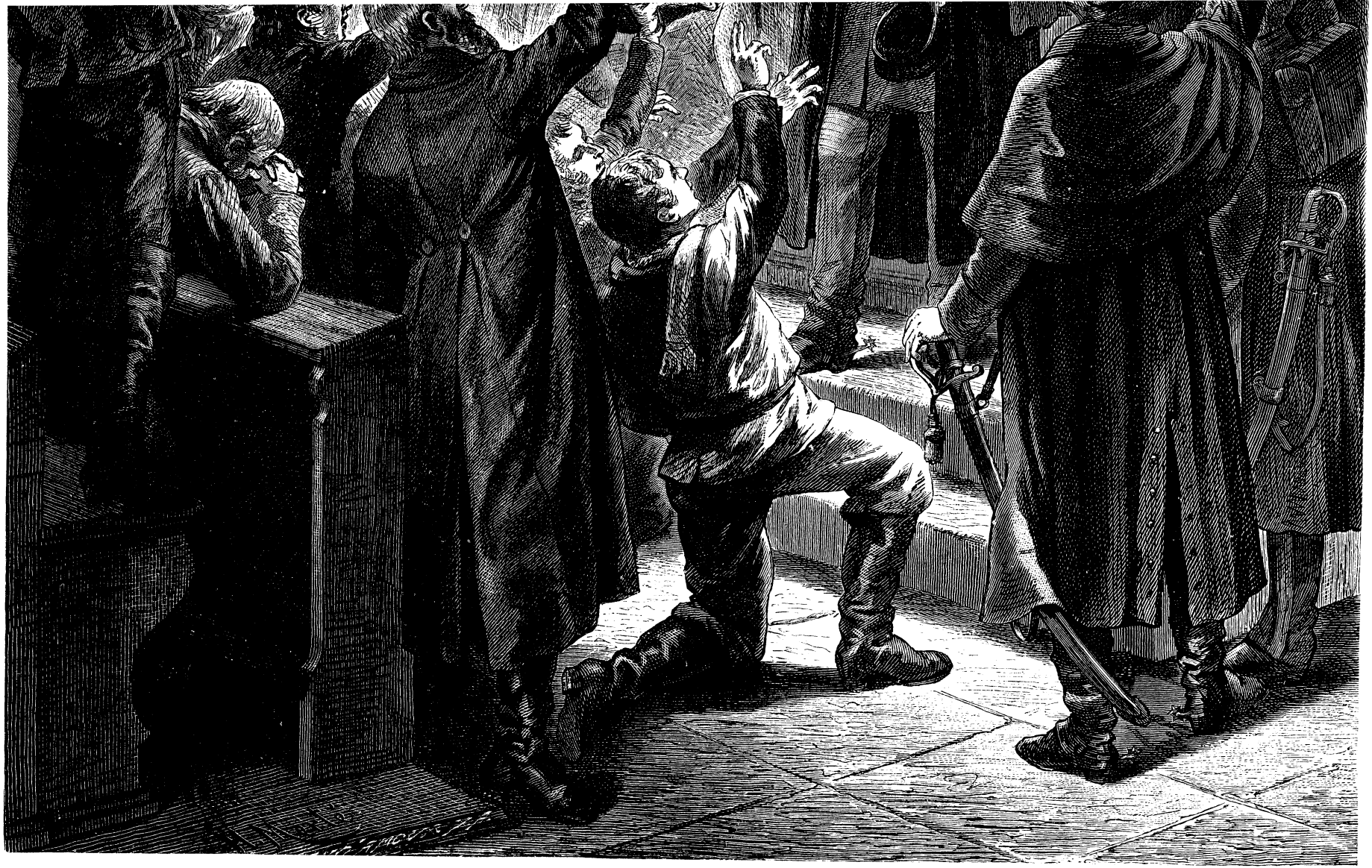
Er denkt an Eines nur: wo Geld hernehmen, um nicht zu verhungern? Denn an seinem Leben hängt ein andres Dasein — für das er sich erhalten muß; für eine heißgeliebte, alte Mutter, die auf ihn ihre ganze Hoffnung setzt, muß er sorgen — für eine gute, brave, liebevolle Mutter, deren Stolz und Trost er ist.

Sein Vater, ein Landschaftsmaler, der — die Familie zu erhalten — seine Kunst zum Handwerk herabwürdigen mußte und ausschließlich für einen sehr schlecht zahlenden Bilderhändler arbeitete, sein Vater ist schon lange tot. Kaum hat er ihn gekannt, so jung war er, da jener starb. Vier Kinder sind ihm im Tode vorangegangen, und mit dem Letztgeborenen, mit ihrem kleinen Fritz blieb Frau Hagen gänzlich mittellos zurück. Ihres Gatten schwere Krankheit hatte alle Ersparnisse verschlungen.

Die arme Witwe war wohl recht hilfsbedürftig, doch hilflos nicht. Sie half sich selbst, indem sie unverzagt zur Arbeit griff. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein nähte sie Frauenkleider und erwarb damit so viel, um sich und ihren Fritz zu erhalten. Dabei fand sie noch Zeit, sich um seine Erziehung zu bekümmern, und sie erzog ihn auch zu einem braven, rechtschaffenen Menschen.

Ein hübscher, aufgeweckter und begabter Junge, machte er ihren Stolz aus. Da sie sich nicht entschließen konnte, das vielversprechende Kind einem Handwerke zu bestimmen, versagte sie sich selbst auch das bescheidenste Vergnügen,





Blücher und die Schiffer zu Caub.

um nur ihrem Fritz den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen, auf daß er sich später ganz der Wissenschaft widmen könne.

Nun ist's so weit — er ist Student der Philosophie im dritten Semester; doch schon seit einem Jahre obliegt ihm die Sorge, seine Mutter zu ernähren. Die Ueberanstrengung hat sie endlich doch angegriffen: ein Brustübel hat sich eingestellt, und durch die Nachtarbeit ist ihr Sehvermögen so schwach geworden, daß sie jede Arbeit ruhen lassen muß, um nicht völlig zu erblinden.

Bekümmert ob ihres schlimmen Gesundheitszustandes, aber doch erfreut darob, ihr nun alle Liebe und opfervolle Güte vergelten zu können, sah sich Fritz Hagen um passenden Erwerb um. Das Glück war ihm hold. Es ließ ihn einen edlen Gönner finden, und der verschaffte ihm eine Hauslehrerstelle bei den die erste Gymnasialklasse besuchenden zwei Söhnen einer angesehenen Familie.

Zwei Stunden täglich hatte er dort zu thun. Das scheint nicht viel Arbeit zu erfordern, ist aber doch immer eine Aufgabe, wenn man bedenkt, daß ja der Hin- und Rückweg zum mindesten eine Stunde erforderte. Dann hatte er ja noch alle seine Vorlesungen zu hören und daheim zu studieren, da gingen ihm alltäglich die drei schönen Tagesstunden recht ab. So mußte er die Nacht zu Hilfe nehmen, um sich in seine Bücher zu versenken, und nie kam er vor Mitternacht ins Bett. Doch die Jugend hat einen gesunden Schlaf. Legte er sich auch mit schwerem Kopfe und mit brennenden Augen nieder — mit neuer Kraft und neuem Lebensmute stand er am frühen Morgen auf und ging wohlgemut an sein arbeitsreiches Tagewerk. Als dann der Tag kam, wo er sein erstes selbsterworbenes Geld — das erste Monatsgehalt — in sechs funkelnagelneuen Zehnguldenbanknoten in seiner lieben Mutter Hände legte — voll Stolz und Freude und Glückseligkeit — und die stark gealterte, halbblinde Frau ihn vor Freude weinend in die Arme schloß und ihn ihr liebes, gutes, treues Kind nannte — o, da — da war vergessen alle Plage, Mühe, Sorge, und er fühlte die Riesenkraft in sich, noch zehnmal mehr zu thun. — Und völlig glücklich ward er, als er, gedrängt von seiner teuren Mutter, die ihrem wackeren Sohne gern ein schönes Vergnügen unter seinesgleichen gewähren wollte — seinen heimlich genährten Wunsch verwirklichen durfte und in eine deutsche Burschenschaft, in die „Teutonia" aufgenommen wurde. Mit welchem Stolz erfüllte ihn das Tragen des „Bummlers" und des schwarz-rot-goldenen Bandes um die Brust! Welch edle Anregung gewährten ihm die Reden und der Gedankenaustausch mit seinen Mitbrüdern, und dann das Singen — der Chor- und Rundgesang urdeutscher Lieder — eines schöner, markiger, kraftvoller und erhebender wie das andre, und jedes dabei doch so herzergreifend und gemütbewegend.

Wo ist die schöne Zeit?

Vorbei! Vorbei!

Mit trübem Lächeln denkt er ihrer nun, da er dahingeht, frierend, hungernd, denn seit Tagen ist trocken Brot und dünne Einbrennsuppe sein und seiner Mutter Nahrung.

Für sich — o ja, für sich möchte er's wohl noch tragen und sich mit Zukunftshoffnungen trösten; aber daß die arme, alte Frau, die ihre Gesundheit ihm geopfert, auch mitleiden muß — das ist's, was ihm das Herz bricht! — Und er kann nicht hoffen! Er ist jung, begabt, erfüllt vom redlichsten Streben — und bei alledem so hilflos wie ein neugeborenes Kind! — Was soll er thun, um Geld zu schaffen? Was thun, die arme Mutter vor Kälte und vor Hunger zu schützen?

Ein zweiter Gönner wird ihm wahrscheinlich nicht mehr erstehen, und der alte kann ihm nicht mehr helfen: er liegt seit Wochen unterm grünen Rasen, und seine beiden Schüler hat er damit verloren.

Und auch heute hatte er wieder schlimme Erfahrungen gemacht. Er ist in seinen freien Stunden herumgerannt, um Brot zu suchen. Auf alle Zeitungsinserate hin, in denen man Hauslehrer suchte, hatte er sich vorgestellt — stets war ihm schon ein andrer zuvorgekommen.

Mit bitterem Lächeln denkt Fritz Hagen daran und dann ans nächste — an die nächste Zukunft — an den nächsten Tag. —

Nicht ganz zwei Monate hat das zuletzt erhaltene Geld gereicht — trotz aller Einschränkung! In den letzten Tagen aber hat wahre, nackte Not in seinem ärmlichen Heim ihren Einzug gehalten und mit Schaudern denkt er daran, daß morgen der Mietzins fällig ist und — wenn er nicht erlegt wird — Obdachlosigkeit droht, daß heute das letzte Stück Brot, die letzte Hand voll Mehl, das letzte Stück Holz, das letzte Licht im Hause. Was soll dann werden — morgen? O, Gott im Himmel! Morgen schon!

Wie ein Gespenst taucht dieses unheilschwangere „morgen" vor seinem abgehetzten, wirren, müden Geiste auf, und abwehrend — als wolle er einen greifbaren Feind verscheuchen — streckt er die Arme aus, dieweil ein Schüttelfrost seinen abgezehrten Leib durchläuft, und er tief aufstöhnt.

Da sieht er plötzlich etwas Dunkles in dem Schnee liegen. Die abgelegene, fast menschenleere Gasse, in die er eben einbog, ist in tiefe Dämmerung gehüllt, beinah finster, doch auf dem weißen, blendenden Schnee kann er mit seinen beständig zu Boden gesenkten Blicken den dunklen Gegenstand nicht erkennen.

Mechanisch bückt er sich, hebt ihn auf und starrt das Ding befangen an.

Eine Geldtasche ist's, und dick fühlt sie sich an — recht dick. Er öffnet sie und sieht, daß ein Päckchen völlig neuer Banknoten darinnen ist. Es sieht aus, als wäre es eben erst umgewechseltes Geld.

Ein jäher Schreck durchfährt ihn — ein Freudenschreck! Mit zitternden Händen zählt er den wertvollen Fund: zehn — zwanzig — dreißig — fünfzig — achtzig — hundert Noten zu zehn Gulden! —

„O, wenn es mir gehörte!" seufzt er, „dann wäre wohl alle Not zu Ende."

Vor seinen Augen flimmert's, er sieht nichts mehr und muß sich an die Hauswand lehnen, weil seine Kniee

so sehr schlottern, daß er sich nicht mehr aufrecht halten kann. Seine Zähne schlagen leise aneinander, aber seine bebenden Hände halten den Fund so fest, so krampfhaft fest, als befürchte er, derselbe könne ihm entrissen werden. Und doch ist niemand in der Nähe.

Nach kurzer Zeit erholt er sich. Er steckt die kostbare Tasche ein, hält von außen die Hand darauf und geht unsicheren Schrittes, fast schwankend, die kurze Gasse zurück, der Hauptstraße zu, denn sein zweiter Gedanke ist's, den Fund auf der Polizei zu hinterlegen. Ganz sicher — dorthin muß er! Das ist der einzige Gedanke, den sein betäubtes Gehirn hegt. An den Finderlohn zu denken, ist er nicht im stande.

Da plötzlich — nach kaum zwanzig Schritten — hält er inne, als fühle er sich angewurzelt. Seine Betäubung weicht. Ein Chaos von Gedanken und Empfindungen stürmt auf ihn ein, verwirrt und ängstigt ihn, und auf einmal flammt — grell wie ein Blitz — ein häßlicher Gedanke in ihm auf.

Wenn er das Geld behielte?!

Die Kleinheit der Banknoten schließt aus, daß sie — wie es bei größeren üblich ist — mit geheimen Zeichen für den rechtmäßigen Besitzer erkennbar sind; und — wären es auch große — sie sind ja völlig neu, könnten also noch gar nicht gezeichnet sein. Es wäre also nichts zu befürchten. —

Wenn er das Geld behielte! —

Wer erführe es? Die Nachbarn? O, die haben ja so viel zu arbeiten und an die eigene Not zu denken, daß ihnen keine Zeit zum Spionieren bleibt — und dann — er würde sicher keinen Aufwand treiben, der ihn verdächtig machte. Er würde leben wie früher: einfach, aber anständig und sagen, daß er wieder eine Stelle bekommen habe. Man würde ihm schon glauben und kein Mensch ihm nachspüren, wohin er alle Tage seine Schritte lenkte. Die Zeit, die er für den fingierten Hausunterricht angeben würde, die müßte er dann einfach anderswo verbringen. Vielleicht in einem Kaffeehause, allwo er ja — wenn's Not thäte — auch studieren könnte. Wer kümmert sich auch dort darum, ob ein Gast Zeitungen oder mitgebrachte Bücher liest? —

Er würde dadurch zwar zum Lügner und Betrüger, wie er vorher zum Diebe werden müßte, denn Fundverheimlichung ist Diebstahl, und ein Vergehen zieht das andre nach sich — aber —

Dieb und Betrüger! —

Er wird bleich wie der Schnee zu seinen Füßen, ein kalter Schauer kriecht ihm durch das Mark, läßt seinen Herzschlag stocken, und scheu und furchtsam und verstört blickt er ringsum, ob ihn denn niemand sehe, ob ihm denn niemand die bösen Gedanken von der blassen, schweißbedeckten Stirne, dahinter sich ein durch Gedanken befleckes Gewissen verbirgt, herunterlesen könne.

Und plötzlich tauchen vor seiner aufgestörten Phantasie düstere Kerkermauern auf und sich — sich selbst sieht er darin, inmitten andrer Verbrecher, die Leichtsinn oder Not oder wahre Schlechtigkeit mit schwerer Schuld beladen. — Und seine Mutter sieht er auf der Totenbahre vor Gram über den gesunkenen, entehrten Sohn —

Ehrlos — zeitlebens ehrlos!

Er erstarrt vor Grauen.

Im nächsten Augenblicke aber rafft er sich auf. Seine erste Regung ist's, den Fund, der ihm hier auf dem Herzen brennt, von sich zu schleudern, um den Versucher loszuwerden.

Und rasch eilt er dahin!

In wenigen Sekunden kommt er bei einer brennenden Laterne an. Ohne sich selbst Rechenschaft zu geben, warum er's thut, untersucht er nochmals die gefundene Tasche. Da sieht er in einem Fache etliche Namenskarten.

„Franz Winter, Rentier," steht darauf.

Da zieht ein bitteres Empfinden in des Jünglings Herz, und wieder wird er eine Beute des Versuchers.

„Franz Winter," murmelt er mit blassen Lippen und starrt — noch immer stehen bleibend — ins Leere.

O ja, er kennt den Namen — kennt ihn gut. Der ihn trägt, ist in der ganzen, großen Stadt bekannt als Millionär, als Verschwender. In Spiel und Wetten und für andre „Passionen", die man „nobel" nennt, und die zumeist nichts weniger als nobel sind, vergeudet er Unsummen seines ungeheueren Vermögens, das sein Großvater und Vater als Heereslieferanten erworben haben. Von seiner tollen, wahnsinnigen Verschwendung spricht die ganze Stadt — von seinen guten Thaten niemand, denn er übt solche nicht. Tausende setzt er auf eine Karte — Zehntausende wirft er auf andre Weise zum Fenster hinaus, und er hat nicht Weib noch Kind, noch sonstige Verwandte.

Er wird diesen Verlust sicher so wenig spüren, als es ein dichtbelaubter Baum verspürt, wenn er ein Blatt verliert. Zwei andre Menschen aber würden durch dieses Geld fürs ganze Leben glücklich. Ja, für das ganze Leben, denn die Summe reichte wohl hin, dem armen Studenten über die ganze Studienzeit hinaus die Not, den Hunger fernzuhalten und seine gute Mutter zu ernähren. Und wenn er selbst dereinst zu Ansehen und Stellung käme, so würde er ganz sicher dem Verlustträger das Gefundene zurückerstatten, und jener somit unfreiwillig und unbewußt sein erstes gutes Werk gethan haben.

Ist das Verbrechen denn so schmählich, wenn es einen herzensrohen, selbstsüchtigen Verwender trifft?

Das frägt sich der unglückliche Jüngling, und vor seinem Auge taucht die Not, das Elend und der Jammer in seinem Heim auf, und dann der luxusreiche Palast des Rentiers. — Und nun redet er sich ein, daß er kein großes Unrecht thäte, den Fund zu behalten.

Er atmet tief auf, nun sein Entschluß gefaßt ist und geht den Weg wieder zurück, der ihn durch jene Nebengasse seinem Heim zuführt. Er malt sich den schönen Auftritt aus, wenn er zur Mutter in die kahle, kalte Stube tretend, ihr sagen wird: „Ich habe eine Stelle gefunden, liebe Mutter und auch Vorschuß erhalten."

Und mit diesen Worten will er ihr eine Banknote

hinlegen, sie möge rasch ein gutes Abendmahl besorgen und das Zimmer heizen.

Da fällt ihm plötzlich ein, daß er das Einkaufen der alten, kraftlosen Frau ja ersparen könne. Und da er eben an einen Selcherladen kommt, will er gleich selbst guten, frischen Schinken kaufen.

Sein Herz pocht laut und ängstlich, doch rasch — als wolle er dem Ankläger in seinem Innern entfliehen — steht er, in zwei Sekunden vor der Glasthüre des hellerleuchteten Ladens.

Schon legt er die Hand auf den metallenen Drücker — da — was ist das? —

Wie eine Vision steigt's vor ihm auf.

Er sieht mit einemmale die frohe Tafelrunde der „Teutonen", deren jugendreiner Geist in stolzem Schwunge den höchsten Idealen zustrebt, das Trinkhorn kreist, sie reiben einen Salamander und wie Gesang aus meilenweiter Ferne, den der Zephyr auf seinen leichten Schwingen herüberweht — so wundersam, so traumhaft und so leise zieht ihm mit einemmale durchs Gemüt, klingt ihm ins Ohr das feierlichste, schönste aller Lieder:

„Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Bursche sein — —"

Betroffen weicht er zurück, und seine Hand läßt den Drücker los.

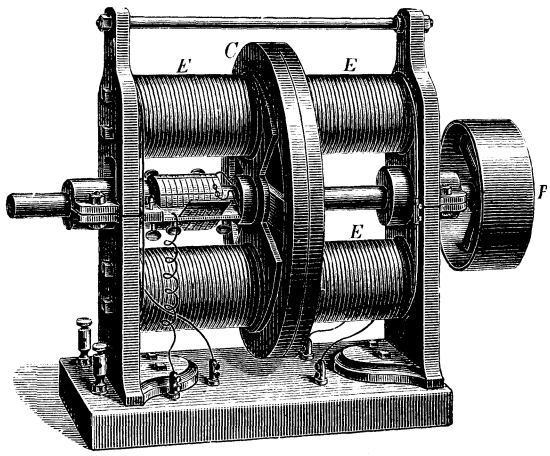
Ist's Traum? Ist's Wirklichkeit? Woher kommt dieses Lied? Woher die Stimme? Woher die Mahnung an sein Schönstes — sein ideales Burschentum? Woher die Mahnung an sein höchstes — die unerschütterliche Ehre?

Und wieder klingt der Sang in seinem Innern und er erkennt nun, was es ist.

Da ist es ihm zu Mute, als fiele ihm ein zentnerschwerer Stein von seiner qualbeladenen Brust, von seinem schuldbelasteten Gewissen.

Noch ist die Ehre nicht verloren — dem Ewigen Dank! noch ist sie's nicht!

Und wenn der Reiche auch kein guter Mensch ist — und wenn er auch ein Schurke wäre — er will sein Geld nicht! Er will's nimmer — nimmermehr! Denn zeitlebens würde er sich ja damit beflecken, und wenn es auch nie an das Tageslicht käme, daß er es gestohlen — er könnte seiner braven Mutter und keinem ehrlichen Menschen mehr ins Auge sehen.



Flachring-Dynamomaschine von Maxim.

Nein! Er will ehrlich bleiben! Gott wird ihm helfen für die arme Mutter sorgen — und Gott wird der armen Frau das Einzige, was sie noch ans Leben bindet — ihren Sohn — erhalten — und das in Ehren!

Er legt die bereits herausgenommene Banknote zu den übrigen und geht, so schnell er es vermag, zur Polizei. Er fühlt sich so erschüttert, daß er weinen muß, und er schämt sich dessen nicht und weint — weint wie ein Kind, während er dahingeht. Und diese Thränen schwemmen allen Groll und Trotz und allen Zweifel und alles Bittere von seiner Seele, und er fühlt, daß er erst jetzt geworden, was zu sein er schon so lang geglaubt: ein Mann.

Und eine tiefe, innige Befriedigung erfüllt ihn darob — ein edler Stolz. Weit wird ihm das Herz vor Seligkeit und Dankbarkeit, daß Gott dem Menschen den Willen zum Guten in das Herz gepflanzt, und daß er uns Deutschen so seelergreifende, gemütserschütternde Lieder gegeben, die schon so manchen vor schwerem Irren und vor drückender Schuld bewahrten.

Ein stilles „Prosit" bringt Fritz Hagen der deutschen Sitte, Ehr' und Treue, den Helden und edlen Männern und endlich auch dem deutschen Liede. Und andachtsvoll, begeistert, singt er sich selbst zum Lohn und Dank mit leiser Stimme der deutschen Burschen hohes Lied:

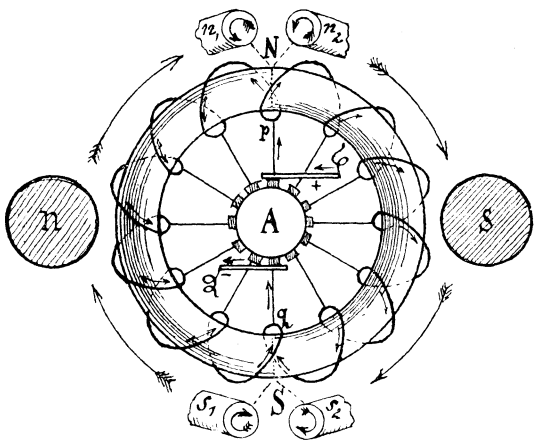


Fig. 1: Zur Herstellung des Ringankers.

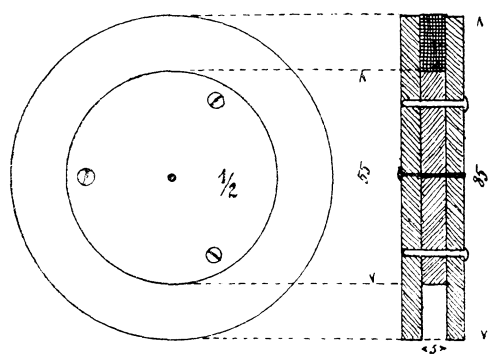


Fig. 2: Das Schneiden und Zusammenfügen der Kreisscheiben.

„Alles schweige — jeder neige
Ernsten Klängen nur sein Ohr.
Hört es, meine deutschen Brüder,
Hört, ich sing' das Lied der Lieder —
Hall' es wieder, froher Chor!

Seht ihr blinken — in der Linken
Diesen Schläger — nie entweiht!
Ich durchbohr' den Hut und schwöre:
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Bursche sein."

Eine Dynamomaschine und deren Herstellung.

Für Experimente und verschiedene ähnliche Zwecke ist es sehr oft wünschenswert, irgend eine Bewegungsmaschine zur Verfügung zu haben, der man durch längere Zeit

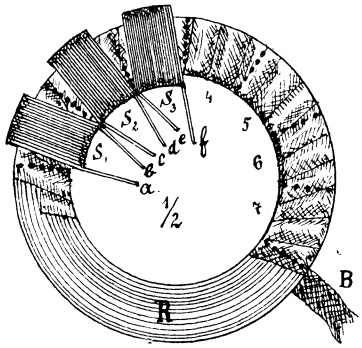


Fig. 3: Die isolierende Umhüllung des Ringes.

eine größere Menge von Kraft entnehmen kann, da ja in vielen Fällen die Bewegung irgend eines Apparates durch Handbetrieb zu ermüdend oder gar nicht durchführbar ist. Man verwendet hierzu wohl kleine Dampfmaschinen, doch erfordert deren Inbetriebsetzung immer gewisse Vorbereitungen und es haben dieselben — wenigstens für Experimentierzwecke — den Elektromotoren das Feld räumen müssen, die bekanntlich durch einen elektrischen Strom betrieben werden, und bei denen das „Anlaufen" und „Stillstehen" nur durch die Drehung eines den Strom schließenden Hebels bewirkt wird.

Wir wollen es versuchen uns für unsre Zwecke und mit geringem Kostenaufwande eine derartige Maschine anzufertigen, was bei einiger Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit gar nicht so schwer ist, als man etwa glauben möchte.

Als Muster diene uns die nebenstehend abgebildete

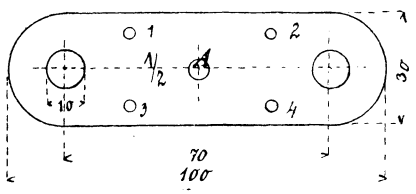


Fig. 5: Grundplatte.

Flachring-Dynamomaschine von Maxim, deren (in der Figur durch eine Schutzhülse verdeckter) Ringanker C durch die Anziehungskraft der vier Elektromagnete E in Umdrehung gesetzt wird. Wir denken uns diese Maschine auf eine Seite umgelegt, so daß die Achse vertikal steht, benützen statt der vier Magnete nur zwei, und haben dann die Maschine in einer solchen Form, wie sie sich auch mit einfachen Hilfsmitteln sehr leicht und billig herstellen läßt.

Eine jede Dynamomaschine, mag sie nun zur Elektrizitätserzeugung oder als Motor dienen, zeigt uns die im folgenden beschriebenen Hauptbestandteile, die wir auch bei dem Baue unsres kleinen Motors der Reihe nach behandeln wollen.

1. Der Anker.

Der Anker (oder Induktor) bildet den durch die Magnete bewegten, also den wichtigsten Teil der Maschine. Wir benützen hierzu den schon im Jahre 1863 von Pacinotti erfundenen Ringanker, dessen Wirkungsweise kurz die folgende ist: Denken wir uns einen mit z. B. zwölf ununterbrochenen Windungen isolierten Drahtes bewickelten eisernen Ring (Fig. 1), der sich um A zwischen den Polen n und s eines Elektromagnets (Feldmagnet genannt) beliebig drehen kann. Jede Drahtwindung ist mit je einem von zwölf auf der Welle sitzenden Metallstäbchen in leitender Verbindung. Diese voneinander isolierten Stäbchen bilden den sogenannten Kommutator oder Kollektor, in welchen der Strom einer Elektrizitätsquelle (Batterie) durch zwei entgegengesetzt und federnd aufliegende Metallbürsten (+ und —) eingeleitet wird. Der durch die obere Bürste eintretende Strom teilt sich bei p in zwei Aeste, deren jeder eine Ringhälfte umkreist, und die sich bei q wieder vereinigen, um durch die untere Bürste zurück-

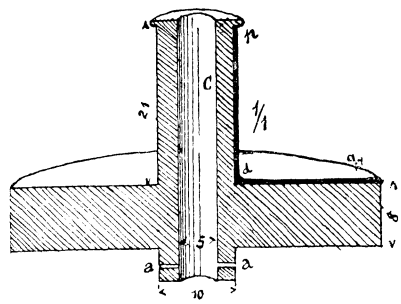


Fig. 4: Holzscheibe, auf der Drehbank herzustellen.

zukehren, wie es die kleinen Pfeile andeuten. Denken wir uns nun das Eisen des Ringes in der Richtung p q durchgeschnitten, so haben wir in den beiden Hälften zwei Elektromagnete vor uns, die nach der bekannten Ampèreschen Regel, wie aus den Schnitten n_1 n_2 und s_1 s_2 ersichtlich, mit ihren gleichen Polen zusammenstoßen. Der ganze Ring ist also durch den herumkreisenden Strom zu einem Elektromagnet geworden, der bei N und S seine Pole hat. Auf diese wirken nun diejenigen des Feldmagnets (n und s) anziehend, beziehungsweise abstoßend, und es kommt eine Drehung des Ringes in der Richtung der großen Pfeile zu stande. Hierbei gelangen die Bürsten auf den nächstfolgenden Streifen des Kollektors, der Ring wird wieder, wie früher, von dem Strome beeinflußt, und das Ergebnis ist eine kräftige

und äußerst rasche Drehung unsres Ankers, die dann mittelst eines Treibriemens weiter übertragen werden kann.

Die Anfertigung des Ringes für unsre Maschine kann etwa wie folgt vorgenommen werden: Entsprechend dem inneren Durchmesser des Ringes schneiden wir aus einem 5 mm starken Brettchen eine Kreisscheibe von 55 mm Durchmesser und zwei andre mit einem Durchmesser von 85 mm (Fig. 2). Hier, wie in den folgenden Zeichnungen sind alle Maße in Millimetern angegeben, wie dies im

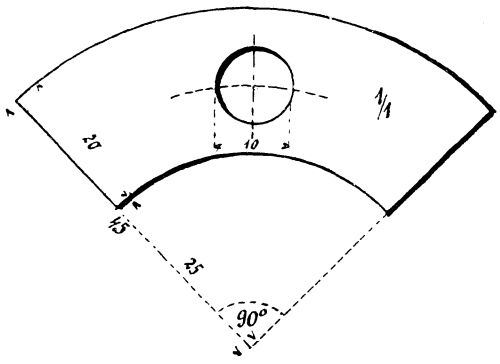


Fig. 6: Polarsatz für die Magnetschenkel.

Maschinenbau üblich ist. — Die drei Scheiben werden in der gezeichneten Weise zusammengefügt, so daß zwischen denselben eine Rinne entsteht, in welche ein geglühter Eisendraht von nicht über 0,5 mm Stärke in eng aneinanderschließenden Windungen aufgewickelt wird. Zwischen die einzelnen Lagen wird eine Lösung von Schellack (etwa 50 g) in Spiritus ($^1/_8$ bis $^1/_5$ l) eingestrichen, und das Ganze wird nach einiger Zeit fest zusammenhalten, so daß man die Brettchen wieder auseinandernehmen kann. Man erhält hierdurch einen festen und genauen Eisenring von 15 mm Breite und 5 mm Höhe (R_1 Fig. 3). Hierauf bekommt der Ring noch eine isolierende Umhüllung durch Umwickeln mit einem etwa 1 cm breiten Leinwand- oder Baumwollbändchen (B), welches zur Befestigung abermals mit Schellack getränkt wird.

Mittelst Zirkel teilen wir nun den Umfang des Ringes in zwölf gleiche Teile (S_1 S_2 $S_{3\ 4,\ 5}$ 2c. in Fig. 3), die wir durch Linien ringsum abgrenzen, und deren jeder eine Drahtspule aufzunehmen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Groß und Klein.

In Amerika hat man jüngst in der einst Barnum gehörigen Menagerie Versuche angestellt, ob und wie weit die sprichwörtliche Furcht des Löwen, Elefanten und andrer großer Tiere vor der Maus auf Wahrheit beruht. Zuerst warf man eine Maus in den von zwei Löwen bewohnten Käfig, die entsetzt vor dem kleinen Nagetiere zurücksprangen und laut brüllend aus dem Käfig zu entkommen suchten. Erst nach längerer Zeit beruhigten sie sich soweit, die Maus zu beriechen und hinfort völlig unbeachtet zu lassen. Dasselbe anfängliche Entsetzen legte ein Königstiger an den Tag, dem übrigens später die Maus sogar in die Nase biß. Auf die Elefanten hatte der Anblick der Mäuse eine verschiedene Wirkung. Die Ungezähmten rissen an ihren Ketten und „trompeteten" vor Furcht, während ein zu Kunststücken abgerichteter Elefant das vor ihn gesetzte Mäusepaar in philosophischer Ruhe mit seinem Fuße erdrückte. Ganz anders verhielten sich die Pumas, Hyänen und Wölfe. Sie faßten die Sache von der ihnen angenehm erscheinenden Seite auf und verschlangen die vorgeworfenen Ratten und Mäuse unverzüglich.

Logogriph.

Weiblich trägt es empor bis zur schwindelerregenden Höhe;
Wenn es als Mann uns erscheint, steht an der Spitze es selbst.
Nehmt ihr ein Zeichen heraus, so birgt's süß tönenden Wohllaut,
Welchen, den Hörern zur Lust, reich ihm der Künstler entlockt.
Aendert ihr aber sein Herz, so habt ihr es alle im Leibe;
Jeder von euch ist es selbst, wenn ihr es nochmals vertauscht.

Rätsel.

Mit b erhält's das Leben dein,
Mit d beut's Blüt' und Blümelein.

Auflösung der Anagrammaufgabe auf Seite 168.

a	s	s	f	r	l	s	b	b	e	h	k	p	s	b	s
l	t	t	a	a	i	a	o	i	i	a	o	r	t	a	p
w	**e**	**i**	**h**	**n**	**a**	**c**	**h**	**t**	**s**	**f**	**r**	**e**	**u**	**d**	**e**
i	r	e	n	k	n	h	l	t	e	e	a	i	b	e	e
n	n	l	e	e	e	e	e	e	n	r	n	s	e	n	r

Auflösung der Buchstabenumstellung auf Seite 168.

ch
u **r** i
m e **i** s e
p e r s i e n
ch r i s t f e s t
h a m **b** u r g
e r a t o
z **u** g
m

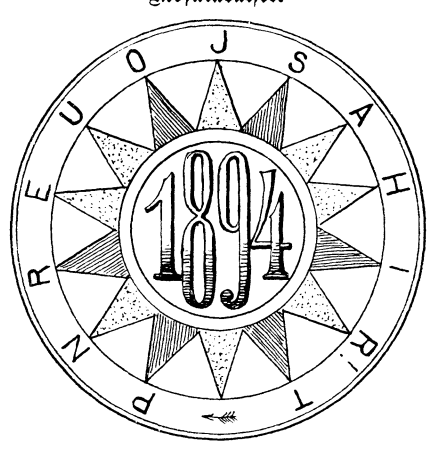
Auflösung des Rätseldistichons für Lateiner auf Seite 168.

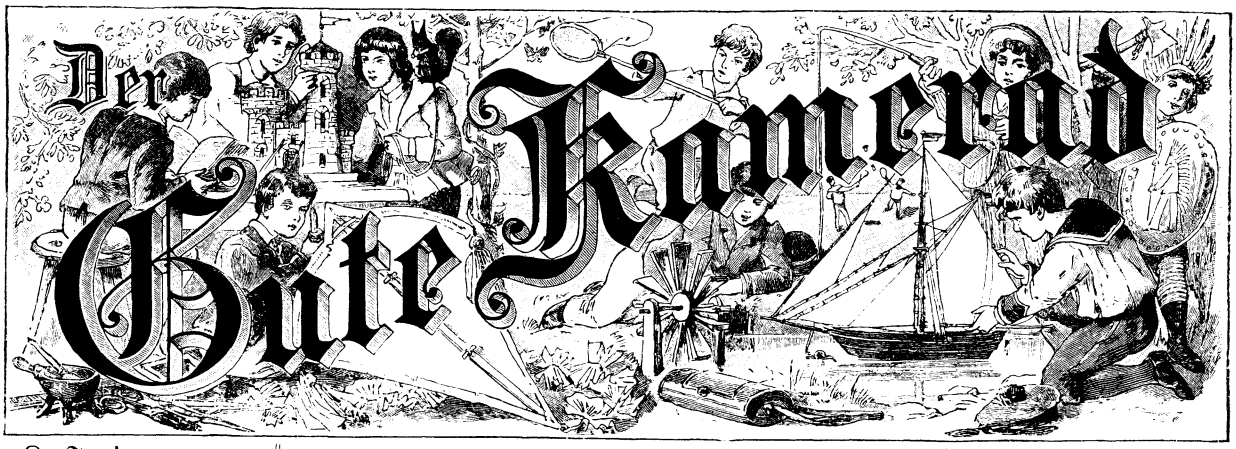
„Ars, Mars."

Auflösung der Fortbildungsaufgabe auf Seite 168.

1. Pan, 2. Zerline, 3. Alba, 4. Ukas, 5. Tenor, 6. Anna, 7. Pole, 8. Onkel, 9. Lerche, 10. Nil, 11. Leder, 12. Linse, 13. Emin, 14. Eibisch, 15. Rom, 16. Eisenbahn, 17. Warte, 18. Mai, 19. Lama, 20. Lied, 21. Rachel, 22. Angel, 23. Andernach, 24. Ural, 25. Bertha, 26. Armut, 27. Terrasse, 28. Lob, 29. Dachs, 30. Panier.

Mosaikrätsel.





8. Jahrgang.
№ 14.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Buttler schien auf einmal die Sprache verloren zu haben. Sam Hawkens fügte hinzu: „Ich selbst war heute bei euch, habe euch dort bei den Steinen belauscht und jedes Wort gehört. Ihr seid die Finders, doch brauchte ich das nicht erst heute zu erfahren, denn ich habe es schon in San Xavier gewußt."

Da stieß Buttler erschrocken hervor: „Heavens! Die Finders! Welch ein Gedanke, uns mit diesen zu verwechseln! Wer hat Euch das weiß gemacht, Sir?"

„Ihr selbst. Ich habe gute Ohren."

„O, selbst die schärfsten Ohren können sich irren und falsch verstehen!"

„Meint Ihr? War es vielleicht auch falsch verstanden, als Ihr vorhin gefragt wurdet, was aus den Frauen und Kindern werden solle, die sich bei uns befinden?"

„Ich weiß nichts davon."

„Daß sie auch ausgelöscht werden sollten, um euch nicht etwa später verraten zu können?"

„Habe keine Ahnung davon!"

„Auch nicht davon, daß ihr die Beute teilen und die Wagen dann verbrennen wolltet?"

„Nein."

„So besitzt Ihr ein außerordentlich schwaches Gedächtnis, dem man aber in Tucson nachhelfen wird."

Da ergriff auch der Offizier, und zwar zum erstenmal, das Wort, indem er Sam aufforderte: „Verschwendet Eure Worte nicht an diesen Menschen, Sir! Er mag leugnen, wie er will, es wird ihm doch nichts nützen. Es ist er-

> Sag' nicht, heut hab' ich keine Lust,
> Sag immer nur: du mußt, du mußt!
> Julius Rodenberg.

. . . Mit einem Worte: der Dicke war der als „Tante Droll" bekannte und berühmte Westmann und der Hagere sein Freund und Vetter Hobble-Frank. . . .

wiesen, daß sie die Finders sind, und so werden sie morgen baumeln."

„Wird dazu nicht unser Zeugnis nötig sein?" erkundigte sich Dick Stone.

„Nein. Ihr gedenkt mit den Wagen weiter zu fahren, und ich will Euch nicht aufhalten, oder gar wieder nach Tucson zurückschleppen. Ihr habt mir gesagt, was zu sagen war; das ist grad so gut, als ob es vor Gericht geschehen sei. Beweise haben wir mehr als genug, und so ist gar kein Zweifel darüber möglich, daß diese Gegend endlich einmal von dieser Bande, der wir so lange vergeblich nachgestellt haben, gesäubert wird. Ich gebe Euch mein Wort, daß sie alle hängen werden."

Auf weiteres Reden wurde verzichtet. Man stellte die für nötig gehaltenen Wachen aus und legte sich dann schlafen. Einer der Soldaten hatte bei den Gefangenen zu sitzen, um dieselben nicht aus den Augen zu lassen.

Der gefesselte Scout war zu den Finders gesellt worden und ganz zufälligerweise neben Buttler zu liegen gekommen. Diese beiden hatten bisher kein Wort mit einander gewechselt, obgleich es gar nicht schwer war heimlich zu sprechen, da diese Leute sehr eng zusammenlagen. Später, als alles schlief und der Scout bemerkte, daß der Wächter wahrscheinlich nur darauf zu sehen hatte, daß keiner der Gefangenen sich von den Banden befreie, stieß er Buttler mit den Ellbogen an und flüsterte ihm zu:

„Schlaft Ihr, Sir?"

„Nein," lautete die Antwort. „Wer soll unter solchen Umständen schlafen können?"

„So dreht Euch zu mir herum! Ich habe mit Euch zu sprechen."

Buttler folgte dieser Aufforderung und erkundigte sich sodann: „Ihr waret doch der Führer dieser Halunken. Wie kommt es, daß man Euch Euren Lohn in dieser Weise gegeben hat?"

„Weil man mich in dem Verdacht hatte, gemeinschaftliche Sache mit euch machen zu wollen."

„Das war aber doch nicht wahr?"

„Erst allerdings nicht; die Absicht kam mir dann später. Ich heiße Poller, Sir, und möchte, daß Ihr Vertrauen zu mir habt. Es steht hundert gegen eins zu wetten, daß Ihr verloren seid; ich aber möchte Euch gern retten."

„Ist das Euer Ernst?"

„Ja; ich schwöre es Euch zu. Diese Kerls haben mich schwer beleidigt und ich bin nicht der Mann, dies ungerächt hingehen zu lassen. Allein kann ich nichts machen. Wenn Ihr mir aber helfen wollt, so sollen sie sicher und gewiß ihren Lohn haben."

„Helfen? Hier kann niemand helfen, weder Ihr mir, noch ich Euch."

„Denkt das nicht! Ich bin überzeugt, daß sie mich morgen freigeben. Man wird euch auf die Pferde binden und nach Tucson transportieren. Ich werde euch folgen; darauf gebe ich Euch mein Wort!"

„Bin Euch dankbar, Sir! Kann mir aber nichts nützen. Es wird mir unmöglich sein, fortzukommen."

„Pshaw! Habe da einen guten Gedanken. Steht Ihr etwa so fest zu Euren Leuten, daß Ihr nicht frei sein wollt, ohne daß auch sie loskommen?"

„Unsinn! Jeder ist sich selbst der Nächste. Wenn ich nur mich rette, so mögen sie immerhin baumeln."

„Well, dann sind wir eins. Sagt ihnen, daß sie sich während des Rittes so stellen sollen, als ob der Kolbenhieb, den jeder bekommen hat, schlimme Nachwehen habe. Taumelt auf dem Pferde hin und her; stellt Euch so schwach wie möglich. Es sollte mich wundern, wenn dieser Lieutenant nicht einmal halten ließe, damit Ihr Euch erholen könnt. Da muß man Euch die Fesseln von den Füßen nehmen. Dann könnt Ihr Euch, selbst wenn die Hände dann zusammengebunden bleiben, rasch des schnellsten Pferdes bemächtigen und davon reiten, natürlich zurück, wo ich Euch erwarte. Man wird überrascht sein und Euch nicht gleich folgen; dadurch bekommt Ihr Vorsprung. Kommt uns dann später einer nahe, so habe ich meine gute Büchse und schieß ihn vom Pferde herunter."

Buttler antwortete nicht gleich; er überlegte und sagte erst nach einer längeren Weile: „Euer Vorschlag ist der einzige, welcher helfen kann; ich werde ihn befolgen. Komme ich wirklich frei, dann dreimal wehe diesem ‚Kleeblatte' und allen diesen Deutschen! Wir wollen zusammenhalten, Master Poller."

Hiermit war das heimlich geführte Gespräch, von welchem der Wächter nichts bemerkt hatte, beendet. Buttler fühlte sich einigermaßen beruhigt und schlief dann sogar ein.

Zu erwähnen wäre noch, daß Sam einige Soldaten unter der Führung des Häuptlingssohnes nach dem Lagerplatze der Finders gesandt hatte, um sich der dort zurückgebliebenen Pferde und ihres Wächters zu bemächtigen, was auch gelungen war.

Kaum graute der Morgen, so stand man vom Lager auf. Erst wurde von den Vorräten, welche die Kavalleristen mitgebracht hatten, ein kurzes Frühstück gehalten, und dann erklärte der Lieutenant, mit seinen Gefangenen aufbrechen zu wollen. Er ließ sie auf ihre Pferde binden; die gefesselten Hände blieben ihnen vorn, damit sie die Zügel zu führen vermochten. Während dies geschah, rief der Scout Sam Hawkens an: „Und was soll mit mir geschehen? Soll ich etwa als Gefangener hier gefesselt liegen bleiben?"

„Nein," antwortete Sam. „Ich wollte Euch bloß für diese Nacht sicher halten; nun es Tag geworden ist, könnt Ihr reiten, wohin Ihr wollt."

„Well; so gebt mich frei!"

„Nur keine Ueberstürzung, mein sehr verehrtester Master Poller! Ich kalkuliere, daß Ihr Euch an uns rächen wollt und uns vielleicht zu diesem Zwecke folgen werdet; ich werde Euch also dadurch unschädlich machen, daß ich Eure Waffen zurückbehalte."

„Ich protestiere! Das wäre Diebstahl, Raub!"

„Pshaw! Nennt es, wie Ihr wollt; es wird durchaus nicht anders."

Poller wurde von seinen Banden befreit, setzte sich

wetternd und schimpfend auf sein Pferd und ritt westwärts davon, um später unbemerkt in die Richtung nach Tucson umzulenken. Dann, nachdem der Lieutenant Abschied genommen hatte, machte er sich mit seinen Soldaten und Gefangenen ostwärts auf den Weg. Nun, da die vielen Menschen fort waren und man wieder an den Einzelnen denken konnte, bemerkte Sam Hawkens, daß der Kantor fehlte. Schon sollten Boten nach ihm ausgesandt werden, da sah man ihn kommen, langsam und wie zornig gestikulierend, von Westen her. Als er das Lager erreichte, fuhr Sam ihn heftig an: „Wo laufen Sie schon wieder herum? Was haben Sie da draußen zu suchen?“

„Einen Triumphmarsch,“ antwortete der Musikenthusiast, welcher ziemlich echauffiert aussah.

„Triumphmarsch? Sind Sie toll?“

„Toll? Wie kommen Sie zu einer so beleidigenden Frage, werter Herr? Wir haben ja gesiegt; wir haben die Feinde gefangen genommen, und darum bin ich fortgegangen, um in der Einsamkeit das Motiv zu einem Sieges- und Einzugsmarsch zu finden.“

„Dummheit! Sie sollen sich nicht so da draußen herumtreiben; es ist das ein Fehler, den ich nicht dulden darf!“

„Fehler? Erlauben Sie gütigst! Ein Jünger der Kunst begeht keinen Fehler; den hat vielmehr der Scout begangen.“

„Der Scout? Wieso?“

„Ich war eben im schönsten Komponieren, da kam er auf mich zugeritten und nahm mir alle meine Waffen ab; nur den Säbel hier hat er mir gelassen; er könne ihn nicht brauchen.“

„Donnerwetter!“ fuhr da Sam Hawkens auf. „Dachte es mir doch! Ich schicke den Burschen ohne Waffen fort und Sie laufen extra hinaus ins Weite, um ihm dafür die Ihrigen zu überlassen!“

„Ueberlassen! Ist mir nicht eingefallen. Genommen hat er sie mir und mir als Bezahlung zwei — zwei — ich darf es gar nicht sagen, gegeben.“

„Sagen Sie es nur! Ich muß es wissen.“

„Deutsch bring ich es nicht heraus. Lateinisch wird es Colaphus genannt.“

„Colaphus ist Ohrfeige. Also zwei Ohrfeigen haben Sie von ihm bekommen?“

„Ja, und was für welche! Fortissimo?“

„Das war die beste That, die dieser Mensch in seinem Leben begangen hat!“

„Bitte, bitte, wertester Herr Hawkens! Ein Komponist und Musenjünger, dem man zwei so gewaltige Maulschellen gibt, der — —“

„Der hat sie verdient, und auch noch einige dazu!“ fiel Sam ihm in die Rede. „Ich werde Sie viel, viel schärfer im Auge behalten als bisher. Machen Sie sich jetzt zum Aufbruche fertig; wir fahren weiter!“

Eine Stunde später setzte sich der Wagenzug in Bewegung. Voran ritt Sam Hawkens, welcher an die Stelle des bisherigen Führers getreten war. —

Buttler war fest entschlossen, den Rat des Scouts zu befolgen; er kannte sonst keinen andern Weg, der zur Rettung führen konnte.

Also Unwohlsein heucheln! Er hatte dies heute gleich nach seinem Erwachen seinen Leuten mitgeteilt, sie aber gewarnt, damit nicht etwa zu früh zu beginnen, da dies Verdacht erregt hätte. Darum stellte er sich erst dann, als ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt worden war, angegriffen, fuhr sich mit den gefesselten Händen nach dem Kopfe und stöhnte dabei. Dem Lieutenant mußte dies auffallen; er erkundigte sich nach der Ursache und erhielt zur Antwort, daß der gestrige Kolbenhieb das Gehirn erschüttert haben müsse. Buttler wurde schwächer und schwächer; er begann im Sattel zu wanken, so daß er rechts und links je einen Kavalleristen bekam, die ihn stützen mußten. Als dieselbe Schwäche sich dann auch noch bei einigen andern Gefangenen zeigte, wurde der Offizier besorgt und gab den Befehl zu halten und abzusitzen. Natürlich stiegen die Soldaten zuerst ab, um dann den Finders die Riemen, mit denen sie an die Pferde befestigt waren, von den Beinen zu nehmen. Buttler war der erste, mit dem dies geschah; er wurde vom Pferde gehoben und sank sofort auf die Erde nieder. Infolge dieser sehr großen Schwäche glaubte man, für ihn keine besondere Aufmerksamkeit nötig zu haben, und wendete diese vielmehr seinen Leuten zu. Das beabsichtigte er. Er hatte gesehen, daß das Pferd des Lieutenants das beste von allen war; es stand abseits ledig, denn der Offizier war natürlich auch abgestiegen. Während die Kavalleristen also für Buttler keinen Blick der Beobachtung hatten, sprang er plötzlich auf, schnellte zu dem Pferde hin, warf sich trotz seiner zusammengebundenen Hände in den Sattel, ergriff die Zügel und jagte davon — westwärts, weil er dort von dem Scout erwartet wurde.

Das war so schnell geschehen, und der Schreck lähmte die Glieder der Kavalleristen in der Weise, daß der Flüchtling einen ganz bedeutenden Vorsprung erreicht hatte, ehe hinter ihm der erste Schrei des Zornes und der Ueberraschung erscholl.

„Schießen, schießen! Schießt ihn aus dem Sattel; aber trefft das Pferd nicht etwa!“ rief der Offizier.

Alle eilten nach den Pferden, an deren Sättels die Gewehre hingen. Darüber verging viele Zeit, und da das Pferd nicht getroffen werden sollte, war das Zielen schwer. Endlich krachten einige Schüsse, aber weil zu hoch gezielt, gingen die Kugeln über den Flüchtling weg; dann befand er sich außerhalb des Schußbereiches.

Indessen hatten die andern Gefangenen diese Verwirrung benützt, teils davonzulaufen, teils auf ihren Pferden, von denen sie noch nicht gestiegen waren, davonzureiten. Das gab ein wütendes Geschrei und heilloses Durcheinander. Die Kavalleristen mußten sich zerstreuen, um jedem einzelnen Entrinnenden nachzujagen, und so gab es nur vier oder fünf, welche sich hinter Buttler hermachten — ganz vergeblich; sein Vorsprung war zu groß und sein Pferd das schnellere; sie verloren ihn aus

den Augen und kehrten schimpfend wieder um. Er aber jagte unaufhaltsam weiter, bis er vor sich einen Reiter erblickte; es war der Scout, sein neuer Verbündeter, der ihn froh bewillkommte. Beide suchten zunächst ein sicheres Versteck gegen die Verfolger auf und folgten dann am nächsten Morgen, um sich zu rächen, den Spuren des Wagenzuges, welcher ihnen nur eine Tagereise voraus war. — — —

Zweites Kapitel. Im Mogollongebirge.

Am kleinen Rio San Carlos, einem Nebenflusse des Rio Gila, stand ein Rancho, welcher nach seinem damaligen Besitzer Forners Rancho genannt wurde. Es gehörte diesem Amerikaner eine große Strecke Weidelandes; zur Feldwirtschaft war nur der am Flusse gelegene Teil desselben geeignet. Das Haus war nicht groß, aber sehr stark aus Steinen gebaut und von einer ebenso starken, doppelt mannshohen Mauer umgeben, welche in regelmäßigen Zwischenräumen von schmalen Schießscharten unterbrochen wurde, hier in dieser abgelegenen und gefährlichen Gegend eine sehr notwendige Einrichtung. Der Hof, welchen diese Mauer umschloß, war so groß, daß Forner im Falle einer Feindseligkeit von seiten der Indianer seinen ganzen Viehbestand in denselben zu retten vermochte.

Es war jetzt die beste Jahreszeit; die Steppe trug dichtes, grünes Gras, in welchem sich zahlreiche Rinder und Schafe gütlich thaten; auch einige Dutzend Pferde weideten im Freien, von mehreren Knechten bewacht, welche, ihres friedlichen Amtes waltend, miteinander Karten spielten. Das breite, gegen den Fluß gerichtete Mauerthor stand weit offen. Eben jetzt erschien der Ranchero unter demselben, eine echte, sehnige und kräftige Hinterwäldlergestalt. Er überflog mit scharfem aber zufriedenem Blicke die weidenden Herden und beschattete dann seine Augen mit der Hand, um hinaus in die Ferne zu sehen. Da nahm sein Gesicht den Ausdruck der Spannung an; dann wendete er sich um und rief über den Hof hinüber: „Hallo, Boy, stell' die Brandyflasche bereit! Es kommt einer, der ihr auf den Boden sehen wird."

„Wer?" fragte derjenige, dem dieser Ruf gegolten hatte, nämlich sein Sohn, dessen Gesicht an einem Fenster des Hauses erschien.

„Der Oelprinz."

„Kommt er allein?"

„Nein. Es sind zwei Reiter mit einem Packpferde bei ihm."

„Well; wenn sie ebenso trinken wie er, kann ich lieber gleich mehrere Flaschen herausstellen."

Vor dem Hause lagen zehn oder zwölf Steinquader, welche so geordnet waren, daß der größte, mittelste, den Tisch vorstellte, während die andern, kleineren, als Sessel dienten. Der Sohn kam bald aus dem Hause und stellte drei volle Schnapsflaschen nebst einigen Gläsern auf diesen Tisch; dann schritt er über den Hof herüber, um den Ankömmlingen an der Seite des Vaters entgegenzusehen.

Diese hatten das jenseitige Ufer des Flüßchens erreicht und trieben ihre Pferde in das nicht tiefe Wasser desselben.

„Ist's möglich!" meinte da Forner erstaunt. „Aber wahrscheinlich irre ich mich. Wüßte wirklich nicht, was diesen Mann aus dem sichern Arkansas in diese haltlose Gegend führen könnte."

„Wen?" fragte der Sohn.

„Master Rollins in Brownsville."

„Etwa der Bankier, mit welchem du damals zu thun hattest?"

„Ja. Und wahrhaftig, er ist's; ich irre mich nicht! Bin großartig neugierig, zu erfahren, was er hier im wilden Arizona zu suchen hat."

Die Reiter hatten das diesseitige Ufer erreicht und hielten nun im Trabe auf den Rancho zu. Der vorderste von ihnen rief schon von weitem: „Good morning, Master Forner! Habt Ihr einen kräftigen Schluck übrig für drei Gentlemen, welche vor Durst fast von den Pferden fallen?"

Der Sprecher war ein langer, hagerer und sehr gut bewaffneter Mann, dessen außerordentlich scharf geschnittenes Gesicht von der Sonne verbrannt und von Wind und Wetter gegerbt worden war. Er trug einen für die Gegend geradezu eleganten Anzug, welcher aber gar nicht zu ihm zu passen schien.

Der zweite Reiter war ein ältlicher Herr von behäbigem Aussehen. Der schnelle Morgenritt schien ihn angestrengt zu haben; er schwitzte. An seinem Sattel hing ein schönes Jagdgewehr. Ob er noch andre Waffen — wohl in den Taschen — bei sich hatte, sah man nicht, da er keinen Gürtel trug. Desto deutlicher aber sah man seinem ganzen Habitus an, daß ihm der wilde Westen fremd oder doch wenigstens nicht anheimelnd war. Er schien sich ungefähr in derselben Lage wie eine Landratte auf hoher See zu befinden.

Der dritte Ankömmling war ein junger, blonder und kräftiger Mann, welcher zwar nicht wie ein erfahrener Westmann auf dem Pferde saß, aber doch wenigstens ein guter Promenadenreiter war. Er hatte ein offenes, sympathisches Gesicht, welches leicht gebräunt war. Seine Waffen bestanden aus einem Gewehre, einem Bowiemesser und zwei Revolvern.

„Mehr als einen Schluck!" antwortete Forner. „Welcome, Mesch'schurs! Steigt ab und laßt es euch bei mir gefallen!"

Der behäbig aussehende Herr hielt sein Pferd an, musterte den Ranchero einige Sekunden lang und sagte dann: „Mir ist's, als ob wir uns schon gesehen hätten, Sir. Forners Rancho! Also heißt Ihr Forner. Seid Ihr vielleicht bei mir in Brownsville gewesen? Ich heiße Rollins, und dieser junge Sir hier an meiner Seite ist Mr. Baumgarten, mein Buchhalter."

Forner verbeugte sich gegen die beiden und antwortete: „Natürlich haben wir uns gesehen, Sir. Ich hatte meine Ersparnisse bei Euch stehen und holte sie mir, ehe ich nach Arizona ging. Nur war es keine so hohe Summe, daß Euch meine Person hätte auffallen und im Gedächt-

nis bleiben müssen. Also kommt herein! Mein Brandy ist so gut, wie sonst irgend einer, und einen Imbiß könnt Ihr auch haben, wenn Ihr keine großen Ansprüche macht. Wie lange gedenkt Ihr hier zu bleiben, Master Grinley?"

„Bis die heißeste Mittagszeit vorüber ist," antwortete der, welcher Oelprinz genannt worden war, denn an diesen hatte Forner seine Frage gerichtet.

Die Pferde wurden abgesattelt und durften auf die Weide gehen. Die Reiter nahmen auf und an den erwähnten Steinen Platz. Grinley goß sich sofort ein Glas voll Brandy und leerte es in einem Zuge; schon nach kurzer Zeit hatte er der Flasche auf den Boden gesehen. Der Bankier mischte den Branntwein mit Wasser, während Baumgarten nur Wasser trank. Forner, Vater und

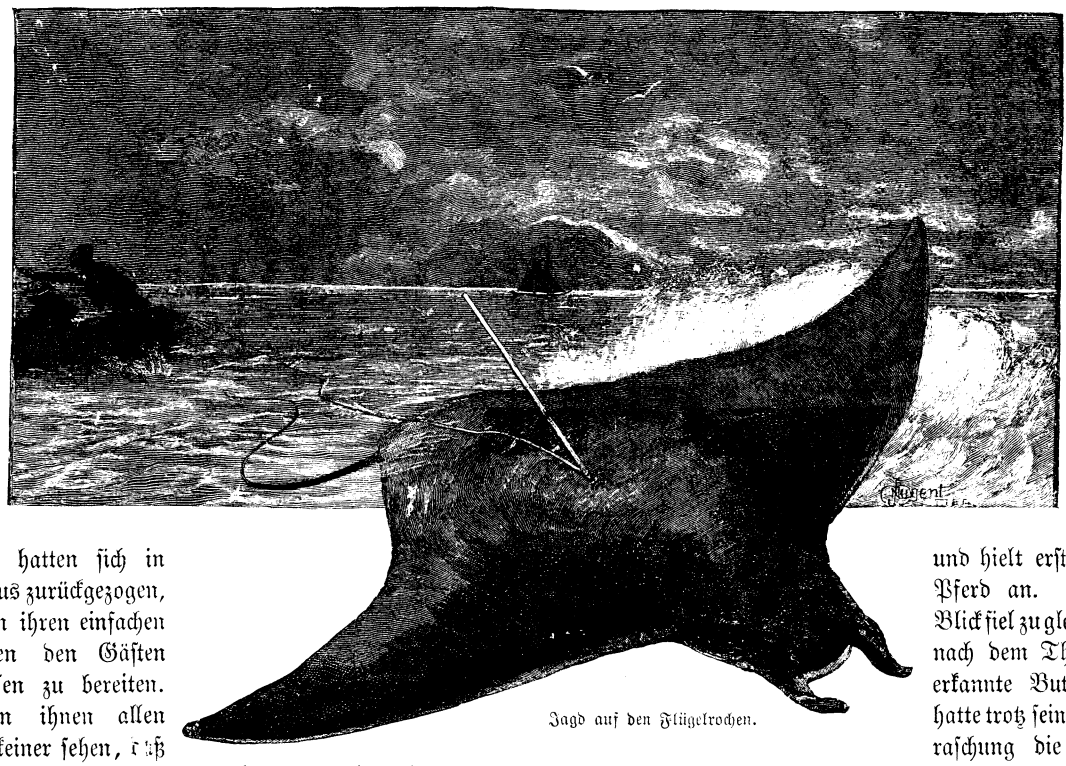
„Das war klug. Aber Brüder pflegen sich ähnlich zu sehen. Wahrscheinlich ist dies bei euch auch der Fall?"

„Nein. Wir sind Stiefbrüder und stammen von verschiedenen Müttern."

„Weißt du, wo er sich jetzt befindet?"

„Nein. Als wir uns trennten, ging ich südwärts, um die Gesellschaft der Finders zu gründen; er aber war unentschlossen, wohin er sich wenden würde. Wer weiß, wo wir uns einmal wiedertreffen, wenn wir überhaupt in diesem Leben — — — alle Wetter, dort sitzt er ja!"

Die beiden waren in diesem Augenblicke unter dem Thore angekommen und sahen die drei Fremden im Hofe sitzen. Buttler erkannte sofort Grinley, seinen Bruder,



Jagd auf den Flügelrochen.

Sohn, hatten sich in das Haus zurückgezogen, um von ihren einfachen Vorräten den Gästen ein Essen zu bereiten.

Von ihnen allen konnte keiner sehen, daß jetzt abermals zwei Reiter über den Fluß kamen und sich dem Rancho näherten. Sie hatten jedenfalls einen weiten Ritt hinter sich, und ihre Pferde waren sehr ermüdet. Diese beiden Männer waren — Buttler, der Anführer der zwölf Finders, und Poller, der entlassene Führer der deutschen Auswanderer. Indem sie sich dem offenen Thore näherten, fragte Poller: „Bist du wirklich überzeugt, daß der Ranchero dich nicht kennt. Du hast ihn mir als einen ehrlichen Kerl beschrieben, und ich nehme also an, daß der Name Buttler bei ihm Anstoß erregen würde."

Man sieht, die beiden waren so vertraut miteinander geworden, daß sie sich jetzt du nannten. Buttler antwortete: „Er hat mich nie gesehen. Nur mein Bruder ist oft bei ihm gewesen."

„Der aber natürlich auch Buttler heißt!"

„Allerdings aber er hat sich hier stets Grinley genannt."

und hielt erstaunt sein Pferd an. Grinleys Blick fiel zu gleicher Zeit nach dem Thore. Er erkannte Buttler und hatte trotz seiner Ueberraschung die Geistesgegenwart, die Hand schnell auf den Mund zu legen, was eine Aufforderung zum Schweigen ist.

„Ja, er ist es," fuhr Buttler fort, indem er sein Pferd wieder in Bewegung setzte und in den Hof ritt. „Sahst du das Zeichen, welches er mir gab? Wir dürfen ihn nicht kennen."

Sie stiegen von ihren Pferden, ließen dieselben laufen und näherten sich den Steinen, gerade als die beiden Forners aus dem Hause kamen, um ihren Gästen Fleisch und Brot zu bringen. Sie grüßten und fragten, ob es erlaubt sei, sich mit niederzusetzen. Es wurde ihnen natürlich nicht versagt, und sie aßen und tranken mit, ohne daß man sie nach ihren Namen und sonstigen Verhältnissen oder Absichten fragte.

Die beiden Brüder, welche sich nicht kennen durften, beabsichtigten ganz selbstverständlich, sich gegen einander auszusprechen; dies mußte aber heimlich geschehen. Darum stand Grinley nach dem Essen auf und sagte, er wolle

hinter das Haus gehen und sich dort im Schatten niederlegen, um ein wenig auszuruhen. Buttler folgte ihm nach einiger Zeit so unauffällig und unbefangen wie möglich. Die andern blieben sitzen.

Und wieder kamen zwei Reiter, aber nicht jenseits des Flusses, sondern am diesseitigen Ufer entlang. Sie waren sehr gut berittten. Wären ihre Figuren andre gewesen, so hätte man sie von weitem für Old Shatterhand, den berühmten Prairiejäger, und für Winnetou, den ebenso berühmten Häuptling der Apachen, halten können. Aber sie waren beide von zu kleiner Gestalt, der eine dick und der andre schmächtig.

Der Schmächtige trug lederne ausgefranste Leggins und ein ebenso ausgefranstes ledernes Jagdhemde, dazu lange Stiefel, deren Schäfte er über die Kniee emporgezogen hatte. Auf seinem Kopfe saß ein sehr breitkrämpiger Filzhut. In dem breiten, aus einzelnen Riemen geflochtenen Gürtel steckten zwei Revolver und ein Bowiemesser. Von der linken Schulter nach der rechten Hüfte hing ein Lasso und am Halse an einer seidenen Schnur eine indianische Friedenspfeife. Quer über dem Rücken hatte er zwei Gewehre, ein langes und ein kurzes. Genau so pflegte sich Old Shatterhand zu kleiden. Auch er besaß zwei Gewehre, den gefürchteten Henrystutzen und den weitbekannten langen, schweren Bärentöter.

Während dieser kleine hagere Mann bemüht zu sein schien, ein Eben- oder Abbild von Old Shatterhand zu liefern, war der andre bemüht gewesen, Winnetou nachzuahmen. Er trug ein weißgegerbtes und mit roter, indianischer Stickerei verziertes Jagdhemde. Die Leggins waren aus demselben Stoffe gefertigt und an den Nähten mit Haaren besetzt; ob dies aber Skalphaare waren, das ließ sich sehr bezweifeln. Die Füße steckten in mit Perlen gestickten Mokassins, welche mit Stachelschweinsborsten geschmückt waren. Am Halse trug er auch eine Friedenspfeife und dazu ein Lederſäckchen, welches einen indianischen Medizinbeutel vorstellen sollte. Um die dicke Taille schlang sich ein breiter Gürtel, welcher aus einer Santillodecke bestand. Aus demselben schauten die Griffe eines Messers und zweier Revolver hervor. Sein Kopf war unbedeckt; er hatte sich die Haare lang wachsen lassen und sie in einen hohen Schopf geordnet. Quer über dem Rücken hing ihm ein doppelläufiges Gewehr, dessen Holzteile mit silbernen Nägeln beschlagen waren — eine Imitation der berühmten Silberbüchse des Apachenhäuptlings Winnetou.

Wer Old Shatterhand und Winnetou kannte und hier diese beiden Männlein sah, der hätte sich sicher eines Lächelns nicht erwehren können — das glattrasierte, gutmütige und etwas naseweise Gesicht des Hageren im Vergleiche zu den durchgeistigten, gebieterischen Zügen Old Shatterhands — und die blühend roten, runden Backen, die treuherzigen Augen und freundlich lächelnden Lippen des Dicken als Konterfei des ernsten, bronzenen Gesichtes des Apachen!

Und doch waren diese beiden ganz und gar nicht Personen, über welche zu lachen man Ursache gehabt hätte. Ja, sie besaßen gewisse auffällige Eigentümlichkeiten, aber sie waren Ehrenmänner, Gentlemen durch und durch, und hatten mancher großen und seltenen Gefahr tapfer und unerschrocken in das Auge geschaut. Mit einem Worte: der Dicke war der als „Tante Droll" bekannte Westmann und der Hagere sein Freund und Vetter Hobble-Frank.

Ihre Verehrung für Old Shatterhand und Winnetou war so groß, daß sie sich wie diese beiden gekleidet hatten, was ihnen freilich ein ganz ungewohntes Aussehen gab. Ihre Anzüge waren neu und hatten jedenfalls ein nicht geringes Geld gekostet; und in Beziehung auf ihre Pferde waren sie auch nicht sparsamer gewesen.

Auch sie hatten den Rancho zum Ziele und ritten durch das Thor desselben ein. Als sie auf dem Hofe erschienen, erregten sie einiges Aufsehen, welches seinen Grund in dem Kontraste hatte, welcher zwischen ihrer kriegerischen Ausrüstung und ihrem gutmütigen Aussehen bestand. Sie machten nicht viel Federlesens, stiegen von ihren Pferden, grüßten kurz und setzten sich auf zwei noch leere Steine, ohne zu fragen, ob dies den andern angenehm sei oder nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Flügelrochen.

Wer erinnert sich nicht der Verse aus Schillers Taucher?

„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne."

Wenn Schiller an die Spitze seiner Meerungeheuer den „stachlichten Rochen" stellt, so hat er nicht unrecht; denn der Familie der Rochen ist eine höchst abenteuerliche Gestalt eigen. Jene hat nämlich einen wagerecht abgeplatteten, einer Scheibe ähnlichen Körper, der diese Gestalt durch die Verwachsung der breiten fleischigen Brustflossen mit dem Kopfe erhält, — der Brustflossen, die sich nach hinten zu beiden Seiten des Bauches bis gegen das Ende der Bauchflossen hin erstrecken. Die Augen und Spritzlöcher stehen auf der Rückenseite, das mit pflasterförmigen Zähnen besetzte Maul und die Kiemenspalten auf der Bauchseite, und die Rückenflossen fast immer auf dem Schwanze, der bei einigen Arten mit Stacheln besetzt ist. So können sich die Rochen an „greulicher Ungestalt" gar wohl mit dem Hammer oder Hammerfisch messen.

Unter der reichen Artenzahl der Rochen nun, die sich über alle Meere verbreiten und besonders häufig in der Nordsee vorkommen, treiben wohl die Flügelrochen die „greuliche Ungestalt" ihrer Familie auf die Spitze. Matrosen, welche sie antrafen, nennen sie geradezu „Seeteufel" und schon früh erregten sie die staunende und schreckhafte Aufmerksamkeit der Seefahrer. So erzählt ein Schriftsteller, welcher zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts nach Siam reiste, folgendes:

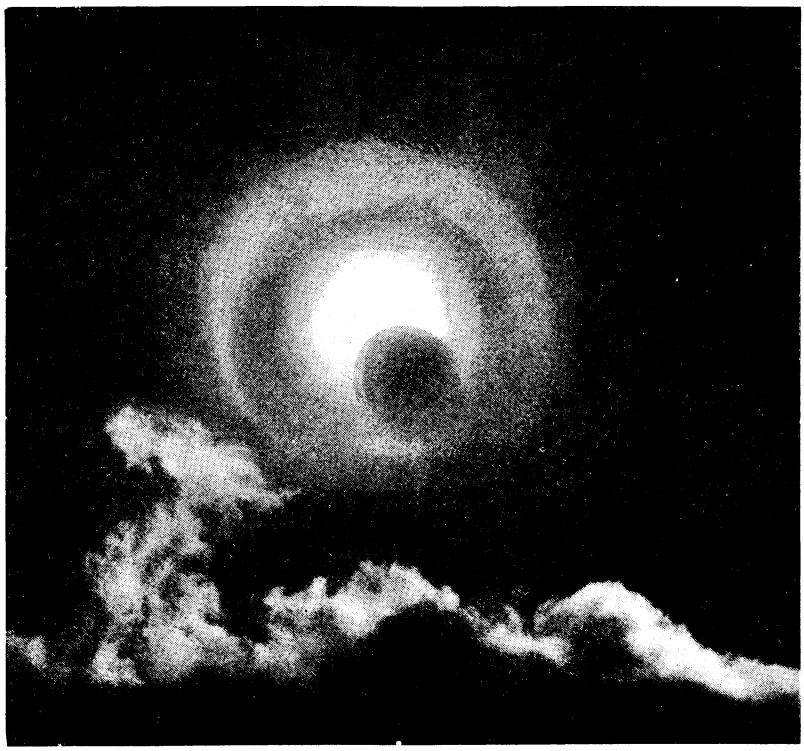
„Da ist der Teufel! Großer Lärm unter den Schiffsleuten. Alle griffen zu den Waffen und man sah nichts als Spieße, Harpunen und Flinten. Ich selbst lief heran und sah einen großen Fisch wie ein Rochen, außer daß er zwei Hörner hatte wie ein Ochse. Er war immer von einem weißen Fische begleitet, welcher von Zeit zu Zeit aufs Plänkeln ausging und sich dann wieder unter ihm versteckte. Zwischen seinen Hörnern trug er einen kleinen grauen Fisch, den man des Teufels Lotsen nannte, weil er ihn leitet und kneipt, wenn er Fische bemerkt; auf diese stürzt dann der Teufel mit der Schnelligkeit eines Pfeiles."

Nach dem obigen Gewährsmann sprechen andre Reisende von ganz ähnlichen Begegnungen, und wirklich wurden auch mehrere dieser riesigen Rochen gefangen, deren einer 28 Fuß breit und 23 Fuß lang, ein andrer, bei New York angetroffener, 19 Fuß lang und 18 Fuß breit war und 100 Zentner wog. In unsern Tagen beschrieb ein Amerikaner, Elliot, eine von ihm veranstaltete Jagd auf einen dieser Seeteufel und erzählt, daß derselbe im Meerbusen von Mexiko, wenn auch nicht gerade häufig, so doch regelmäßig vorkomme, außerordentlich rasch und zierlich schwimme, sich in merkwürdigen, sprungartigen Bewegungen durch das Wasser wälze, oft eine und die andre seiner Flossen über die Oberfläche desselben erhebend, gelegentlich sich in einer Ankerkette verwickele, das Schiff losreiße und dann, gereizt durch den sich an ihm festhängenden Anker, mit dämonischer Kraft hin und her schleife. „Zuweilen, wenn auch nicht oft," sagt er, „kann man sich dem riesigen Fische nähern, während er in seichtem Wasser seiner Nahrung, Garnelen und kleinen Fischen, nachgeht; immer aber hat man sich dann vorzusehen, weil seine Bewegungen außerordentlich schnell sind, wie die eines Vogels." Der Mann beschreibt sehr ausführlich, wie er Jagd gemacht und nach vieler Mühe endlich einen dieser Fische harpuniert, nach langem Kampfe getötet, wirklich ans Land geschleift und gemessen habe: Die Breite von einer Flossenspitze bis zur andern betrug 17 Fuß.

Die Flügelrochen zeichnen sich durch ihre Gestalt ebenso aus wie durch ihre Größe. Auch bei ihnen werden die ungemein verbreiterten Brustflossen unterbrochen und teilen sich demgemäß in Brustflossen und Schädelflossen; diese aber stehen seitlich am Kopfe und bilden die Hörner der Meerteufel; der runde Schwanz trägt eine Rückenflosse und hinter derselben einen kräftigen Stachel; die Augen stehen sehr seitlich; das Maul liegt vor den sogenannten Hörnern und ist mit kleinen, spitzen Zähnen versehen.

Photographie und Astronomie.

Es ist erstaunlich, welches ungeheure Feld der Anwendung sich die Photographie innerhalb der letzten Jahrzehnte erobert hat. Nicht nur daß uns die in letzter Zeit erfundenen Augenblicksapparate überraschende Aufschlüsse aus der Welt der Bewegung gegeben haben, auch auf unsern Sternwarten ist die photographische Platte zur Beobachtung astronomischer Vorgänge ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden, das, gelegentliche atmosphärische Störungen abgerechnet, ganz genaue Messungen gestattet. So sind die Sonnen- und Mondfinsternisse, die Sonnenflecke, Venusdurchgänge und verschiedenes andre der letzten Jahre fast von allen astronomischen Beobachtungsstationen in ihren einzelnen der Wissenschaft wertvollen Phasen auf die photographische Platte fixiert worden, wodurch ein reiches und zuverlässiges Berechnungsmaterial geschaffen wurde. Unser Bild stellt eine partielle Sonnenfinsternis dar, bei welcher die Sonne durch den Mond nur teilweise verdeckt ist. Noch interessantere Erscheinungen gewährt die Fixierung der totalen Sonnenfinsternis, da dann die an der Peripherie hervortretenden fackelartigen Ausstrahlungen, also die Formen der jeweiligen Protuberanzen zur Geltung gelangen.



Die Sonnenfinsternis am 17. Juni 1890. (Photographische Augenblicksaufnahme.)

Abu-Yussuf,

Oberrichter von Bagdad, ist durch die außerordentlich scharfsinnige Weise bekannt geworden, mit der er Rechtshändel zu entscheiden pflegte. Seine Weisheit und Ge-

setzeskenntnis war sprichwörtlich. Einmal aber schien sie ihn im Stiche zu lassen und sogleich warfen ihm einige gehässige Räte der Krone vor, daß er unverdient seinen hohen Gehalt beziehe, da er nicht fähig sei, alle Rechtsfragen zu lösen. — „Der Staat bezahlt mich für das was ich weiß," erwiderte Abu-Yussuf mit Würde, „sollte ich aber für alles, was ich nicht weiß, bezahlt werden, so würden alle Schätze des Kalifats nicht genügen."

Spät erkannt.

1. Der arme Hund!

„Was ist denn das für ein unausstehlicher Zug," brummte Herr Hilgert, sich unwillig aus seiner bequemen, halb sitzenden, halb liegenden Stellung vom Sofa erhebend, um die aufgesprungene Zimmerthüre zu schließen.

Die Erinnerung, daß er selbst zuletzt durch dieselbe gegangen und sie wohl nur zugelehnt habe, diente nicht dazu, seinen Aerger zu besänftigen.

Spähend sah er den Gang entlang: „Habe ich wieder einmal recht gehabt? Natürlich hat Georg die Glasthüre offen gelassen, und was schwatzt er da in der Küche? Eine Schüssel mit Wasser will er für einen Hund? Nun ja, diesmal ist's ein Hund, als ob es keine Brunnen in der Stadt gäbe. Sonderbarer Junge!"

Kopfschüttelnd trat Herr Hilgert in sein Gemach zurück, schloß sorgfältig den Eingang und verfügte sich aufs neue zu seinem Ruhelager und seinem Buch.

Sein Sohn, ein hübscher blonder Junge von sechzehn Jahren, verhandelte unterdessen ungeduldig mit der alten Haushälterin, welche ihm entrüstet die Suppenschüssel weggenommen und eine schwarze irdene dafür hingeschoben hatte.

„Schnell, Walburg, schnell, das arme Tier ist am Verschmachten," sagte er und eilte dann, so rasch der gefüllte Wasserbehälter es zuließ, die Treppe hinunter. Vor dem Hause brannte eine glühende Julinachmittagsonne auf die weißen Pflastersteine. Trotz des angeblichen Zuges, über den Herr Hilgert sich beklagt, regte sich kein Lüftchen. Schattenlos dehnte sich die nur an einer Seite von Häusern besetzte Straße unter den blendenden erbarmungslosen Strahlen, und inmitten derselben lag keuchend dahingestreckt ein riesiger grauer Bernhardiner. Nun kam Georg mit seiner Erquickung und setzte sie mit ermunterndem Zuspruch vor ihn hin. Der Hund beachtete sie nicht, nach Atem ringend, schien er dem Tode nahe. Einige Vorübergehende waren stehen geblieben.

„Da ist nichts mehr zu wollen," meinte einer, „diese großen Hunde können die Hitze nicht vertragen." Georg spritzte dem Tier Wasser auf den Kopf. Es zuckte zusammen, machte aber keinen Versuch, sich an der dargebotenen Flüssigkeit zu laben.

„Wenn wir ihn nur in den Schatten bringen könnten," sagte mitleidig der Junge. „In unsrem Hausflur wäre es kühl, allein bin ich aber außer stande, ihn zu tragen." Er blickte hilfesuchend die Umstehenden an, doch keiner der neugierigen Zuschauer erbot sich ihm beizustehen.

„Rühren Sie ihn nicht an, junger Herr," warnte ein älterer Mann, „man darf ihm nicht trauen, ein Hundebiß ist gar gefährlich."

„Er hat ja einen Maulkorb an," wandte Georg ein.

„Deshalb kann er doch nach einem schnappen, ein Unglück ist gleich geschehen," tönte ihm von allen Seiten antwortend entgegen.

Ein junger Arbeiter schob sich jetzt durch den umschließenden Kreis. „Der thut keinem was," sagte er, „ich helf' Ihnen, packen Sie ihn vorn, ich fass' ihn hinten an." Vorsichtig hoben die beiden das gewaltige Tier vom Boden auf, einer der Zuschauer öffnete die Hausthüre, ein zweiter folgte mit der Wasserschüssel, so schafften sie mit vereinten Kräften den Hund in den steingeplatteten unteren Flur.

„Vielleicht kommt er da wieder zu sich," äußerte im Fortgehen zweifelhaft der Arbeiter.

Auch die übrigen entfernten sich einer nach dem andern, nur Georg blieb in ratlosem Bedauern bei dem Bernhardiner zurück. Abermals spritzte er ihm Wasser auf den Kopf, auf die schlaffe heraushängende Zunge, und hielt ihm wiederholt vergeblich die Schüssel vor. Einmal mühte sich der Hund aufzustehen, sank jedoch sogleich kraftlos zusammen. Sein schweres Atmen, fast ein Röcheln, tönte tief und dröhnend durch das ganze Haus. Die Bewohner des unteren Stockwerkes streckten erstaunt die Köpfe in den Gang, auch Herr Hilgert in seinem Zimmer oben wurde durch das ungewohnte rätselhafte Geräusch aus seinem behaglichen Schlummer geweckt.

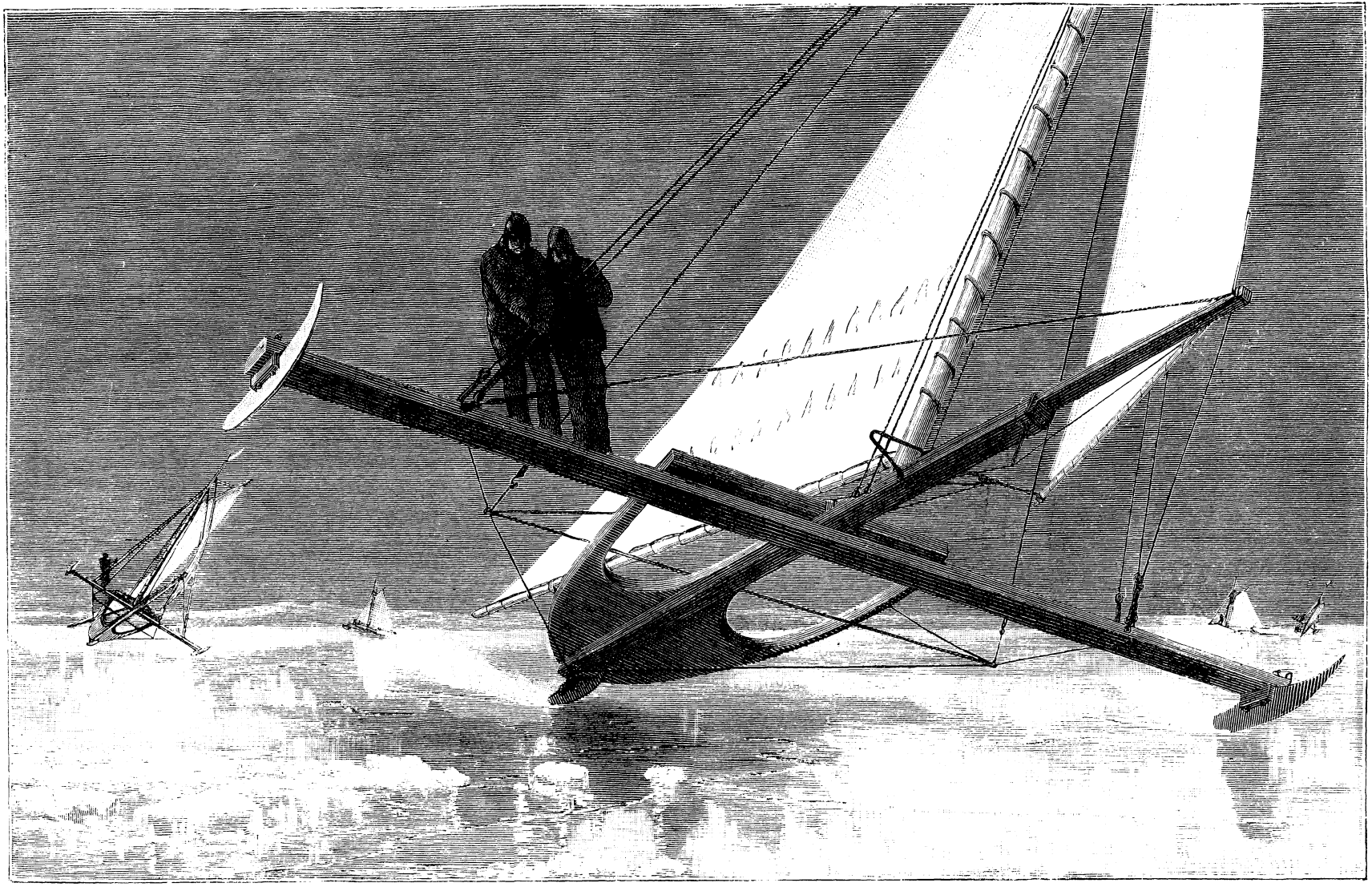
„Keinen Augenblick Ruhe," murmelte er mißvergnügt vor sich hin, „was ist denn jetzt wieder los?" Horchend richtete er sich auf. Neugier und Bequemlichkeit kämpften in seiner Brust. „Walburg," schrie er dann seiner Haushälterin, „Walburg!" — und da die Gerufene nicht sogleich erschien, ging er unmutig nach dem Schellenzug, den er mit einer ausdauernden Kraft in Bewegung setzte, als ob er aufgestellt sei, Feuer zu läuten.

Eiligen Schrittes näherte sich die so eifrig Herbeigeklingelte.

„Wer macht nur solch heillosen Lärm?" sprach Herr Hilgert empört.

„Wer anders als Sie," schwebte es auf der Zunge der Befragten, doch sie verschluckte wohlweislich die Worte und begnügte sich, ihrem Herrn schweigend in das gerötete Gesicht zu starren.

„Nicht ein Viertelstündchen Mittagsrast ist mir gegönnt," fuhr dieser in schmerzlicher Erregung fort. „Was



Der Schiffsschlitten.

bedeutet dieses Schnauben, dieses Gekeuche und Gepuste wie von einer Dampfmaschine?"

„Das," erwiderte mit einer verständnisvollen Kopfbewegung die alte Haushälterin, „ist der Hund, welchen der junge Herr ins Haus getragen hat."

„Georg soll auf der Stelle zu mir," sagte befehlerisch Herr Hilgert. „Der Junge ist ein Narr."

Ungern trennte sich Georg von seinem vierfüßigen Schützling, welcher zwar noch in der gleichen völligen Erschöpfung dalag, die matten braunen Augen aber unverwandt auf seinen jugendlichen Gönner geheftet hielt. Entfernte sich dieser nur einen Augenblick, sei es um die Schüssel mit Wasser frisch zu füllen, sei es um einer Frage Antwort zu stehen, so suchte der Hund mit äußerster Anstrengung den Kopf so weit zu drehen, um seinen Helfer nicht aus den Blicken zu verlieren. Dies stumme Flehen rührte den gutherzigen Georg um so tiefer, als seine Hoffnung immer mehr dahinschwand, das verschmachtete Tier durch seine Bemühungen neu aufleben zu sehen.

„Wie kommst du zu diesem Hund?" herrschte Herr Hilgert seinen Sohn an, „wie konntest du dir überhaupt einfallen lassen, ein solches Tier herein zu bringen?"

Georg erzählte, wie er den Bernhardiner auf der Straße gefunden, der offenbar einem Sonnenstich oder Hitzschlag zum Opfer gefallen, und wie sich derselbe durchaus nicht zu erholen vermöge.

„Weißt du auch, daß er eine arge Störung verursacht und sämtliche Mieter empfindlich belästigt?" fuhr Herr Hilgert fort, von seiner eigenen Persönlichkeit kurzweg auf die übrigen Mitbewohner des Hauses schließend.

„Roths unten haben großes Mitleid mit ihm," versicherte Georg, „sie getrauen sich nur nicht an ihn heran, es wird darum besser sein, ich gehe hinunter."

„Nicht ehe du mich angehört hast," versetzte Herr Hilgert. „Glaubst du, ich wollte durch diesen Hund wieder eine solche Nacht verbringen, wie vor vier Wochen der Amsel wegen, die du auch Gott weiß wo aufgelesen hattest? Saß nicht das heimtückische Tier den ganzen Abend da, als wäre es am Abflattern und fing dann mitten in der Nacht an zu pfeifen: ‚Wir gehen nach Lindenau!'"

„Aber Papa, es war morgens um sieben Uhr," sagte Georg lächelnd, „ich war längst auf und richtete meine Bücher zusammen für die Klasse."

„Und ist dir nicht bekannt, daß der Morgenschlaf alten Leuten am nötigsten ist?" fragte würdevoll Herr Hilgert.

„Es that mir ja furchtbar leid, daß sie dich weckte, aber du hattest dann doch auch Spaß an dem muntern Tierchen, und wie glücklich war erst die gute Dame, der es gehörte und die uns nicht genug danken konnte, weil wir ihren entflogenen Liebling vor dem Untergang bewahrten."

„Nun ja," sagte Herr Hilgert etwas milder, „ich bin kein Barbar, allein es wäre mir höchst wünschenswert, wenn dieser Hund vor Sonnenuntergang das Haus verließe. Vor allem bilde dir nicht ein, ich würde dir gestatten, ihn zu behalten."

„Davon ist ja keine Rede, Papa," sagte eifrig Georg. „Es ist ein wunderschönes Tier und sicher mehrere hundert Mark wert, es wäre keinenfalls erlaubt, es seinem Eigentümer vorzuenthalten."

„Wie willst du diesen so schnell ermitteln?"

„Der Hund hat sicher ein Zeichen an, ich mochte nur nicht danach suchen, schwach und elend wie er ist," und Georg gewann diesmal ungehindert die Thüre.

Der Hund lag nun am Fuß der Treppe, wohin er sich mühsam geschleppt, als sein Beschützer ihn verlassen, was die in respektvoller Entfernung ihn umstehende Rothsche Familie berichtete. Da Georg sich über ihn beugte, hob das mächtige Tier plötzlich die eine Vorderpfote, um sie auf seine Hand zu legen.

„Jetzt ziehe ich ihm aber den Maulkorb aus," rief Georg voll Freude, „er kommt wieder zu sich und wird mir gewiß nichts thun."

Das Haus Roth zog sich bei dieser Ankündigung schleunig in seinen Bereich zurück, ließ jedoch vorwitzig eine Thürspalte offen. Mit achtsamer Hand löste Georg den Riemen und befreite den Hund von dem unerwünschten Zwange. Allmählich begann das Tier sich langsam aber sichtlich zu erholen. Bald vermochte es seinen brennenden Durst in mächtigen Zügen zu stillen, das Herrn Hilgert so anstößige Keuchen ließ nach, und zuletzt umwandelte er mit bedächtiger Neugier den Flur, wobei sich allerdings die Rothsche Pforte mit ungastlicher Schnelligkeit seiner schwarzen Schnauze verschloß. Mittlerweile war es auch Georg gelungen, unter den langen Haaren des Bernhardiners das gesuchte Hundezeichen zu entdecken, nun stand der Ermittelung seines Herrn nichts mehr im Weg. Auf den Wunsch der unteren Hausbewohner unternahm jedoch Hermann Roth, der älteste Sohn der Familie, diese Besorgung, es dünkte offenbar allen ratsam, Georg als Bändiger des unheimlichen Tieres im Hause zu behalten. Da er es nicht wagte, dasselbe in die eigene Behausung einzuführen, holte er sich sein kleines Arbeitstischchen in den Flur und machte sich an die lateinische Uebersetzung, den Bernhardiner zu seinen Füßen, der von Zeit zu Zeit immer wieder den Kopf auf seine Kniee legte und ihn mit einem Ausdruck in den braunen Augen anblickte, worin die ganze wortlose Dankbarkeit einer sprachberaubten Hundeseele lag.

Fast zwei Stunden mochten verflossen sein, bis der ausgesandte Hermann wieder erschien in Begleitung eines älteren Mannes, der sich als Hausmeister der Villa Weitenfels zu erkennen gab, der Heimstätte des Bernhardiners.

„Ich hätte mich dem gnädigen Herrn nicht mehr unter die Augen getraut, wenn dem Wotan etwas zugestoßen wäre," beteuerte der im Aussprechen lebhaftester Erkenntlichkeit sich erschöpfende Diener.

„Er hat ihn mir auf die Seele gebunden, ehe er mit dem jungen Herrn abgereist ist. Ich wollte ihn auch heute dem Flori nicht mitgeben, dem Kutscher, wie er

mit den Pferden ausfuhr, aber der that's nicht anders und hatte doch kein acht auf den Hund. Jetzt läuft er ihn suchen in der Stadt herum wie besessen, geschieht ihm schon recht, dem Tolpatsch." Befriedigt über diese gebührende Bestrafung der Nachlässigkeit seines Dienstgenossen, führte der alte Hausmeister den wiedergefundenen Wotan triumphierend von dannen, nachdem er Georg noch aufgefordert, seinen vierbeinigen Schützling einmal in der Villa aufzusuchen.

Dieser Aufforderung leistete Georg allerdings keine Folge, obwohl er das gute Tier gern wiedergesehen hätte. Er wollte jedoch den Schein vermeiden, als erstrebe er eine Belobung oder gar Belohnung für die geleistete Hilfe bei dessen Herrn, und außerdem liebte es sein Vater nicht, neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Die beiden lebten so einsam miteinander, wie es eben nur in einer Großstadt möglich ist.

Herr Hilgert schien seit Jahren jeden Verkehr mit früheren guten Bekannten abgebrochen zu haben und Georg, obgleich bei allen seinen Schulgenossen wohlgelitten, seines gefälligen, heiteren Sinnes wegen, war mit keinem enger befreundet, weil er wohl wußte, daß es seinem Vater mißfiel, falls Jungen zu ihm kamen. Herrn Hilgerts Nerven konnten Lärm oder auch nur lautes Sprechen nicht ertragen. Er hatte vor Jahren die entfernte Vorstadt zum Wohnort gewählt, um ihrer Stille und Abgelegenheit willen, und vermerkte es äußerst unliebsam, daß die rasch anwachsende Stadt mit ihrem rauschenden Verkehr ihm allmählich immer näher rückte, mochte er sich auch zu einem Umzug deshalb nicht entschließen.

Da Georg ihm berichten wollte, daß die Herkunft seines langhaarigen Pfleglings entdeckt und derselbe bereits abgeholt worden sei, winkte er ihm zu schweigen.

„Gottlob," sagte er, „daß wir die Bestie los sind."

Ich warte schon die ganze Zeit auf dich. Du bist doch mit deinen Aufgaben zu Ende? Ja? Dann setze dich hierher und lies mir vor. Ich habe hier ein höchst interessantes Buch, ein Reisewerk über Persien, der Druck ist nur ein bißchen fein und ich darf meinen Augen nicht zuviel zumuten."

Behaglich lehnte sich Herr Hilgert in die Sofaecke, während seines Sohnes klangvoll weiche Stimme bis zu vorgerückter Abendstunde ihn mit der Beschaffenheit der persischen Hochebene und den Eigentümlichkeiten ihrer Bewohner bekannt machte. Er, der wie die Schnecke am Hause klebte und sich nur in seltenen Ausnahmefällen zu einem Spaziergang aufraffte, war ein unermüdlicher, begeisterter Leser der Schilderungen fremder Länder und Erdteile. Georg verdankte dieser Vorliebe seines Vaters mannigfache Bereicherung seiner geographischen Kenntnisse, die er freilich häufig auf Kosten seiner Nachtruhe sich erwarb.

„Du kannst noch lange schlafen, mein Sohn, du hast ein ganzes Leben vor dir," pflegte Herr Hilgert zu sagen, „meine Tage aber sind kurz bemessen," und er nahm getrosten Mutes von Georgs angeblichem Zeitüberfluß einen beträchtlichen Teil für sich in Beschlag.

2. Eine Begegnung.

In der breiten stattlichen Maximilianstraße mit ihren spätherbstlich kahlen Bäumen und den tannengedeckten Rosenbeeten im bräunlichen Rasen erging sich die gewohnte elegante Welt, grüßend und schwatzend und sich des letzten warmen Sonnenblickes freuend. Unter ihr wanderte bescheiden, doch mit unverhohlenem Vergnügen in seinem frischen aufgeweckten Gesicht, Georg einher. Es war keine Klasse heute und Papa hatte merkwürdigerweise keine Verwendung für des Sohnes freien Nachmittag. Ein eifriger Liebhaber der Blumenzucht innerhalb seiner Wohnräume, war Herr Hilgert eben damit beschäftigt, seine Hyazinthen- und Tulpenzwiebeln für den frühen Winterflor einzupflanzen. Er verschmähte dabei gänzlich Georgs Beihilfe, von der er sogar die düstersten Folgen für das Gedeihen seiner Gewächse prophezeite. Obwohl durchaus keine thätige Natur, war Herr Hilgert fest davon überzeugt, daß, wenn er erst zu irgend einem Wirken sich herbeilasse, niemand sonst gleiches leisten könne, und sein winterlicher blühender Zimmerschmuck strafte diese Einbildung nicht Lügen. So vermochte denn Georg einem Zuge seines Herzens zu folgen, der ihn antrieb, sich auch einmal außerhalb der Schulräume unter seinen Mitgeschöpfen zu bewegen. Er ergötzte sich kindisch an dem lebhaften Treiben um ihn her, an den geputzten Leuten, die er nicht kannte, und als großer Tierfreund nicht minder an den schönen Hunden, die gemessen in Gesellschaft ihrer Eigentümer hier lustwandelten. Einer der bewunderten Vierfüßler schien mit einemmal seine besondere Aufmerksamkeit zu fesseln. Es war ein prächtiger Bernhardiner, der neben einem älteren Herrn und einem bleichen, aufgeschossenen Jungen hoheitsvoll daherschritt und die gelegentlichen Freundschaftsbezeugungen entgegenkommender Genossen kühl verschmähte. Kein Zweifel, Georg erblickte Wotan vor sich, seinen grauen Schützling. Im selben Augenblick gewahrte dieser seinen Lebensretter und alle Würde beiseite setzend, sprang er mit lautem Jubelgeheul auf ihn zu und an ihm in die Höhe, wobei er ihm die gewaltigen Pfoten so wuchtig auf die Schultern legte, daß Georg Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten. Gerührt von der so stürmisch geäußerten dankbaren Freude des Hundes, streichelte er ihm liebkosend den mächtigen Kopf, ohne die Vorübergehenden zu beachten, die belustigt dieser Erkennungsscene beiwohnten, noch den erstaunten Besitzer des Tieres, der zuerst dasselbe besorgt zurückreißen wollte und dann kopfschüttelnd sich dessen ihm unbekannten Freund besah.

„Wotan," rief er hierauf, „was fällt dir ein, den jungen Herrn zu belästigen?"

„Wir kennen uns ja," versetzte Georg, artig den Hut ziehend.

„Wirklich," entgegnete der Fremde, „und woher, wenn ich fragen darf?"

„Im Sommer war Wotan einmal mein Gast," erklärte Georg lächelnd, „hat aber freilich nur mit Wasser vorlieb genommen. Es ist im Juli gewesen bei der argen Hitze," fuhr er fort, die verwunderten Blicke der Fremden

beantwortend. „Er war damals schlimm daran, der arme Wotan."

„Davon weiß ich kein Wort," sagte der Eigentümer des Hundes, „möchte es aber gern etwas ausführlicher hören. Um hier nicht länger den Verkehr zu hemmen, erzählen Sie uns vielleicht im Weitergehen," setzte er mit der etwas eigenmächtigen Art eines Mannes hinzu, der gewohnt ist, über seine Umgebung widerspruchslos zu verfügen. „Wotan," schloß er verbindlicher, „wäre ohnehin sehr enttäuscht, müßte er sich jetzt schon wieder trennen. Nach seinem Gebaren zu schließen — er ist sonst ein zurückhaltendes Tier — hat er und damit auch ich Ihnen sehr zu danken."

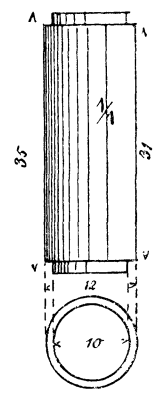


Fig. 7: Modell für die Magnetschenkel.

In ganz schlichten Worten berichtete Georg sein Erlebnis mit dem Hunde, durch öftere Fragen von seiten des älteren Fremden unterbrochen, dessen Gefallen die Redeweise, das ganze Benehmen des jugendlichen Erzählers augenscheinlich gewann. Der bleiche Junge ging stumm neben den beiden her, und nichts verriet seine Teilnahme an der Sache, als daß er mit der Hand bisweilen über des Hundes Fell fuhr, wie um sich noch nachträglich davon zu überzeugen, ob derselbe der geschilderten Gefahr auch heil und unversehrt entronnen.

„Nun weiß ich, auf welche beherzte und umsichtige Weise mir mein getreuer Wotan erhalten blieb," sagte zuletzt der fremde Herr, „nur den Namen seines Retters kenne ich nicht."

„Ich heiße Georg Hilgert."

Der Fremde machte eine unwillkürliche Bewegung, als ob das Vernommene ihn nicht angenehm berühre, Georg jedoch nahm es nicht wahr. Seine Aufmerksamkeit war geteilt zwischen seinem hochgewachsenen Begleiter und dem nun vorauswandelnden Wotan, der, von Zeit zu Zeit umblickend, seine innere Befriedigung über den traulichen Verkehr seines Herrn mit dem Helfer in der Not durch ein kräftiges Schweifwedeln kundthat.

Nachdem er alles, was auf Wotans Abenteuer Bezug hatte, erfahren, lenkte der Fremde das Gespräch auf seines neuen Bekannten eigene Verhältnisse. Fast mitleidig ruhte sein Blick auf dem ehrlichen Georg, als ihm aus dessen harmlosem Geplauder klar geworden, wie derselbe bei seinem wunderlichen kränklichen Vater ein an den geselligen Freuden der Jugend armes Dasein führe. „Ob er es nicht beklagt, da die Ferien zu Ende gewesen?" hatte der fremde Herr gefragt.

„O nein, ich freute mich auf die Schule," versicherte eifrig dagegen Georg. „Es ist so viel mehr Abwechslung, und immer spazieren gehen, allein . . . ." Er vollendete seinen Satz nicht.

„Nun, und der Junge, der Großpapas Hausmeister holte, Hermann hieß er doch, ist der keine Gesellschaft?" öffnete zum erstenmal der bleiche Junge die blassen Lippen.

„Er durfte eine Ferienreise machen zu einem Onkel," antwortete Georg mit einem leichten Seufzer. „Auch geht er nicht ins Gymnasium, er wird Kaufmann, wir kommen nicht zusammen."

Den wahren Grund hierfür mochte er nicht offenbaren, das ausdrückliche Verbot seines Vaters, ihm den mißliebigen Hermann, dessen rauhe Stimme mitunter unvermittelt in schrille Fisteltöne umzuschlagen pflegte, jemals in sein, Herrn Hilgerts, weihevoll stilles Heim einzuführen. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Schiffsschlittensport in Nordamerika.

So sehr auch der Sport in mancher Hinsicht Tadel verdient, so hat er doch eine nicht hoch genug zu schätzende gute Seite, die nämlich, daß er die gymnastische Ausbildung des Körpers fördert, daher zu seiner Stärkung und Kräftigung beiträgt, und wessen Leib gesund ist, um dessen Geisteskräfte ist es in der Regel ebenfalls gut bestellt. Dem Sport läßt sich ja auch sehr gut huldigen, ohne in die Thorheiten und Uebertreibungen zu verfallen, die allerdings von manchem Sportferen als die Hauptsache angesehen werden. Drum nur immer frisch Schwimm-, Rad-, Ruder- und Eissport betrieben, aber auch nicht den Marschsport vernachlässigen, denn gut zu Fuß sein ist immer noch eine der schätzenswertesten gymnastischen Eigenschaften. Stets aber bleibe man eingedenk, daß der Sport nur Mittel zum Zwecke — Förderung der Gesundheit, Kräftigung des Körpers — sein, nie Selbstzweck werden darf, da er sonst leicht das Gegenteil von dem bewirkt, was er bewirken soll. Ein bißchen Ehrgeiz schadet ja nicht dabei, nur hüte man sich, die Grenzen seiner Kräfte allzusehr und gewohnheitsmäßig zu überschreiten; dann ist eben der Zweck verfehlt, oder wie gesagt in das Gegenteil verkehrt.

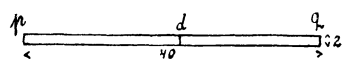


Fig. 10: Metallstreifen zu Fig. 4 und 11.

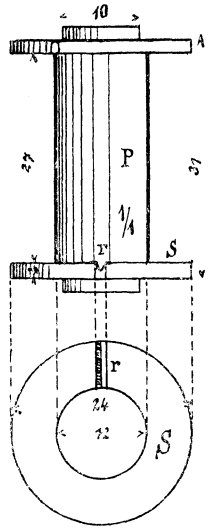


Fig. 8: Die Holzschieber für das Rundeisen.

Obwohl n... bei uns in Deutschland das Sportwesen eine bedeutende Entwickelung erlangt hat, so stehen wir in dieser Hinsicht doch gegen die Engländer und die Amerikaner bedeutend zurück. Was speziell den Winters... betrifft, so nehmen die letzteren unbedin... die erste Stelle ein, wenn sie uns auch im Schlittschuhlaufen vielleicht nicht weit übertreffen. Eine Spezialität haben sie uns voraus, das ist das Eissegeln im Großen, denn im Kleinen haben wir es uns auch schon zugelegt. Freilich bietet kein andres Land so großartige Wasserflächen dazu. Jeden Winter frieren die kanadischen Seen, die ein Areal von 27500 Quadratkilometer, also

ebensoviel als die Hälfte des Deutschen Reiches bedecken, zu. Solche riesige Eisbahnen erfordern natürlich zu ihrer Bewältigung besonderer Mittel. Der Schlittschuh reichte da als zu winzig nicht mehr aus. Was lag nun näher als der Segelschlitten?

Hierbei hat sich nun der amerikanische Erfindungsgeist wieder einmal in seiner ganzen Kraft und Originalität gezeigt, indem er etwas ganz Neues und Eigenartiges schuf.

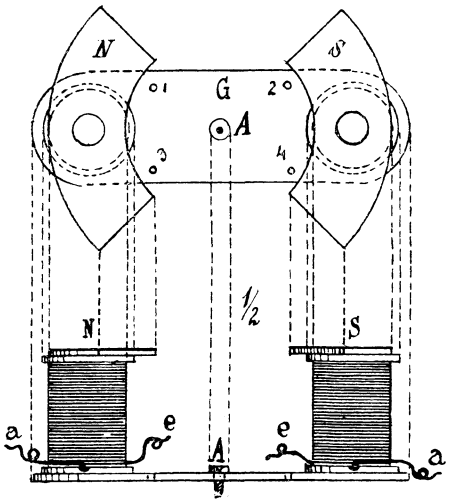


Fig. 9: Das Zusammenfügen der einzelnen Magnetteile.

Freilich dem Schönheitssinn entspricht dieser amerikanische Segelschlitten durchaus nicht, er ist vielmehr der Gestalt nach eine Art Ungeheuer. Ebensowenig trägt er der Bequemlichkeit Rechnung, aber praktisch ist er, denn man kommt damit vom Fleck und an ein Umkippen oder Kentern ist bei ihm nicht zu denken. Erhebt sich der eine seiner drei Schuhe unter dem Druck des Windes auch hoch in die Luft, so treten die beiden andern ein und versehen den Dienst vollständig.

Der Schlitten ist genau nach dem Prinzip eines Schiffes, oder besser gesagt, eines Raddampfers erbaut. Das Gestelle besteht aus zwei Balken, einem Längsbalken und einem Querbalken, die sich in der Mitte kreuzen. Der Längsbalken entspricht dem Schiffsrumpf, denn er trägt den mit einem Besan- und einem Stagsegel ausgestatteten Mast, während der Hinterteil, der durch einen ankerförmigen Teil verstärkt ist, an Stelle des Ruders einen der drei eisernen Schuhe trägt, der Vorderteil aber dem Bugsprit entspricht. Der ebensolange Querbaum trägt an seinen Enden die beiden andern eisernen Schuhe, die also gewissermaßen die Räder des Dampfers darstellen. Bei günstigem Winde erreichen diese Segelschlitten die Geschwindigkeit eines Schnellzuges, man kann damit also z. B. den Michigansee der Breite nach in zwei, der Länge nach in sieben Stunden durchmessen. Es gibt in Nordamerika eine Menge Klubs, die sich ausschließlich diesem Sport widmen und darin in der That Bewundernswertes leisten.

Eine Dynamomaschine und deren Herstellung.

(Fortsetzung.)

Für die Ring- und später auch für die beiden Magnetspulen dient uns 0,3 mm starker, mit Wolle umsponnener Kupferdraht, von dem wir uns 80 bis 90 m (etwa 0,1 kg) in einer besseren Metallwaren- oder Werkzeughandlung zu kaufen haben; und es wird diese einzige in Betracht kommende Auslage nicht allzuhoch (1 Mk. bis 1,50 Mk.) ausfallen, wenn wir uns nicht vom ersten besten Mechaniker übervorteilen lassen, denn diese Herren wissen oft nur zu gut, mit wem sie es zu thun haben.

Von dem Drahte wickeln wir zunächst ein Stück von etwa 3 m auf eine alte Zwirnrolle, so daß wir damit bequem durch den Ring hindurch können, und winden es dann in drei Lagen recht gleichmäßig auf eine der am Ringe bezeichneten Abteilungen (S_1). Es wird sich hierbei gleich herausstellen, ob unser Stück von 3 m die richtige Länge hatte, damit wir uns bei den folgenden (S_2 S_3 u. s. w.) danach richten können; denn eine Spule soll genau der andern gleichen, und muß auch die Richtung der Windungen bei allen dieselbe sein, um einen Ring zu erhalten, dessen Windungen wie in Fig. 1 verlaufen, wobei selbstverständlich jede der dort gezeichneten einfachen Windungen hier aus einer ganzen Spule von drei Lagen besteht. Die übrigbleibenden Anfänge (a, c, e) und Enden (b, d, f) der einzelnen Drähte werden vorläufig durch Festbinden gegen zufälliges Auseinanderrollen geschützt und dürfen durch öfteres Hin- und Herbiegen nicht etwa abgebrochen werden.

Ist der Ring mit allen zwölf Spulen bewickelt, so messen wir aufs genaueste seinen nunmehrigen inneren Durchmesser in Millimetern, denn dieselbe Größe muß die in Fig. 4 und 11 gezeichnete Holzscheibe erhalten, auf die der Ring später aufgetrieben werden soll. Diese Scheibe muß jedenfalls auf der Drehbank hergestellt werden und bekommt eine Durchbohrung für die metallene

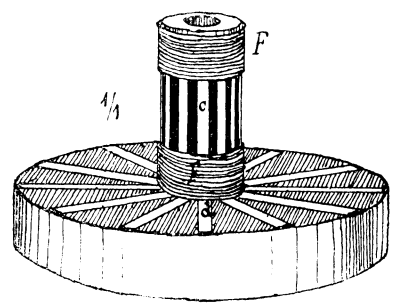


Fig 11: Holzscheibe wie in Fig. 4.

Welle. Am besten lassen wir uns diesen Teil vom Meister Drechsler nach gegebener Zeichnung anfertigen und können inzwischen zur Ausführung unsrer Elektromagnete schreiten, wobei uns Schraubstock, Meißel, Feile und Bohrer, sowie einige Kenntnisse auf dem Gebiete der Schlosserei sehr zu statten kommen werden (vergl. IV. Jahrg.: „Niet- und Lötarbeiten").

2. Die Feldmagnete.

Aus einem 1 bis 2 mm starken, weichen Eisenblech schneiden wir mit der Blechschere oder mit dem Stahlmeißel (auf Eisenunterlage) die Fig. 5 und 6 unter Beachtung der angegebenen Maße (Millimeter), und zwar ist erstere die Grundplatte, letztere der Polansatz (2 Stück) für die Magnetschenkel. Die Kanten werden mit der Feile abgerundet, die großen Oeffnungen (10 mm) zuerst mit dem Meißel grob ausgeschlagen und dann mit der Rundfeile auf genaue Kreisform gebracht. Die kleinen Löcher 1, 2, 3 und 4 dienen zur Befestigung des Ganzen auf dem Grundbrette der Maschine, während durch die Mitte eine später zu beschreibende Lagerschraube (A) durchgesteckt wird.

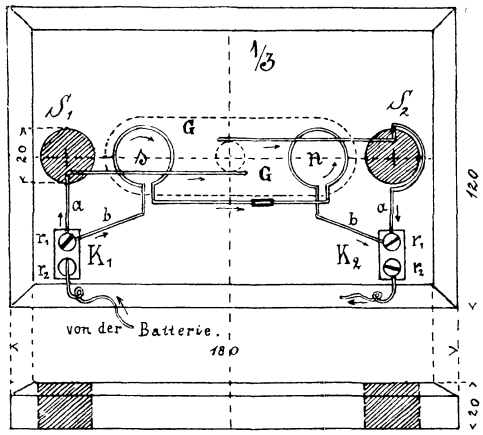


Fig. 12: Fundament und Grundriß unsrer Dynamomaschine.

Aus einem 12 mm starken Rundeisen feilen wir die zwei Magnetschenkel, wie Fig. 7, und müssen diese mit den verschmälerten Enden genau in die 10 mm großen Kreislöcher der drei Blechstücke hineinpassen. Bevor wir diese Teile in der in Fig. 9 gezeichneten Art zusammennieten, bringen wir an beide Enden der Rundeisen, jedoch noch auf den 12 mm starken Teil, zwei mit der Laubsäge aus hartem Holze geschnittene Scheibchen oder Ringe (Fig. 8), deren unterer an der Innenseite eine kleine Rinne (r) erhält. Es empfiehlt sich zur bessern Isolierung, auch die Eisenkörper (P, Fig. 8) mit Papier zu bekleben.

Zur Bewickelung verwenden wir für jeden Schenkel die Hälfte unsres noch übrigen Kupferdrahtes, und geschieht dies bei beiden in derselben Weise und in der gleichen Richtung: Der Anfang des Drahtes wird in die Rinne eingelegt und da mit etwas Siegellack festgemacht, wobei der darüber hinausstehende Teil (etwa 10 cm) im Verlaufe der weiteren Arbeit sehr vorsichtig zu behandeln ist, da ein Abbrechen dieses Endes sehr schlimme Folgen haben könnte. Wir wickeln den Draht nun in einer Richtung, die von oben gesehen wie die Uhrzeigerbewegung verläuft, und in dicht aneinanderschließenden, gleichmäßigen Windungen um das Eisen, bis die ganze Spule damit angefüllt ist. Es werden auf jeden Schenkel etwa 400—500 Windungen entfallen, die wir natürlich nicht zu zählen brauchen; aber je mehr Windungen, desto stärker der Elektromagnet, und desto kräftiger die Wirkung. Die erhaltenen Enden der letzten Lage (e, e, Fig. 9) werden miteinander, am besten durch Löten leitend verbunden und der fertige Magnet hat nun das Aussehen von Fig. 9. Durch Verbinden der beiden Anfänge der Spulendrähte (a, a) mit den Klemmen einer galvanischen Batterie können wir uns gleich überzeugen, ob die Richtung unsrer Wickelung und die Verbindung der Enden richtig ist, denn eine in die Nähe gebrachte Magnetnadel (Kompaß) muß uns anzeigen, daß die beiden Pole N und S entgegengesetzte sind.

(Schluß folgt.)

Karl V. und Franz I.

Als im Jahre 1539 Karl V. den französischen König Franz I. besuchte, frug der Kaiser den letzteren, was er wohl für die schönste Stadt seines Königreiches hielte, und war erstaunt, als er den Namen Toulouse vernahm. Auf die Frage, warum er nicht Paris nenne, erhielt er die hochmütige Antwort, Paris sei keine Stadt, sondern eine Welt. Karl V. schwieg dazu. Weiterhin zeigte ihm Franz I. mit stolzen, überhebenden Worten die Menge prachtvoller Juwelierläden auf der Brücke zu Paris, da entgegnete der Kaiser schlicht und einfach: „Ich habe in Augsburg einen Garnhändler, der könnte alle diese Kostbarkeiten auf einmal aufkaufen.“ Damit meinte er natürlich den reichen Fugger. Nun war die Reihe zu schweigen an Franz I., der Hieb hatte gesessen!

Wechselrätsel mit Anagramm.

Mich pries als starken Gott der Norden;
Doch mit vertauschtem letzten Laut
Bin ich zu einem Strom geworden,
Der lieblich wie der Himmel blaut.
In einem Reich, das ich durchquere,
Stand ich, versetzt, mit Ruhm bekränzt
Als Feldherr einst in hoher Ehre,
Wenn einen Kopf ihr mir ergänzt.

Pyramidenzahlenrätsel.

3
3 6
1 3 6
1 2 3 6
3 2 1 7 6
1 2 3 6 7 4
1 2 3 4 5 6 7

3 macht den Gram zur Stadt, das Horn zu einem Baum
Man sieht's an keinem Ort und doch in jedem Raum.
3 6 zeigt jedes Land, doch fehlt es in der Schweiz:
Den Geber macht's verhaßt, dem Mut verleiht es Reiz.
1 3 mit 6 vereint schließt Spandau in sich ein;
Es zog in alter Zeit im Tanz durch Feld und Hain.
Ein angefangnes Werk mißlang schon manchem Mann,
Der 1 2 3 und 6 nicht klug vorher ersann.
3 2 1 7 6 erhebt sich himmelwärts,
Und mit Bewunderung erfüllt's des Wandrers Herz.
Schaun wir zum Himmel auf und seiner Sternenzier,
So sehn wir 1 2 3 und 6 mit 7 4.
Was 1 bis 7 nennt, ist ein bekannter Baum,
Stolz ragt sein Blätterdach empor zum Himmelsraum.

Auflösung des Rätsels auf Seite 182.

„Luft, Duft.“

Auflösung des Logo[illegible] auf Seite 182.

„Leiter, Leier,

Auflösung des Wosail[illegible] f Seite 182.

Die Buchstaben an den schraffi[illegible] zen, in der Pfeilrichtung gelesen, geben das Wort PROSIT, di[illegible] n den punktierten Spitzen das Wort NEUJAHR!

8. Jahrgang. № 15.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Horner musterte die beiden Ankömmlinge mit neugierigen Augen. Er war ein erfahrener Mann und wußte dennoch nicht, was er aus ihnen machen sollte. Er konnte nur durch Fragen zum Ziele kommen; darum erkundigte er sich: „Wollen die Gentlemen vielleicht auch etwas genießen?“

„Jetzt nicht,“ antwortete Droll.

„Also später. Wie lange gedenkt ihr hier zu bleiben?“

„Das kommt auf die Verhältnisse an, wenn es nötig ist.“

„Ih. meint jedenfalls hiesige Verhältnisse?“

„Ja.“

„Da kann ich euch sagen, daß ihr bei mir sicher seid.“

„Wo anders auch!“

„Meint ihr? So wißt ihr wohl noch gar nicht, daß die Navajos ihre Kriegsbeile ausgegraben haben?“

„Wir wissen's.“

„Und daß auch die Moquis und Nijoras sich im hellen Aufstande befinden?“

„Auch das.“

„Und dennoch fühlt ihr euch sicher?“

„Warum sollen wir uns unsicher fühlen, wenn es nötig ist?“

Es ist ganz eigentümlich und eine alte Erfahrung, daß es selten einen richtigen Westmann gibt, der sich nicht irgend eine bestimmte, stehende Redensart angewöhnt hat. Sam Hawkens z. B. bediente sich häufig der Worte „wenn ich mich nicht irre“; Droll hatte sich den Ausdruck

Am guten Tage die Sonne fangen,
Am bösen an Gottes Herzen hangen,
Tapfer, mit unverlornem Mut,
In Sturm und Flut,
Vorwärts und durch!
Dann endet's gut.

P. G. Heim.

. . . „Du warst stets der Pfiffigere von uns beiden, und ich gestehe dir aufrichtig, daß mir auch dein jetziger Plan ungeheuer imponiert. Meinst du, daß dieser Bankier Rollins wirklich darauf hereinfallen wird?“ . . .

„wenn es nötig ist“ angewöhnt. Oft werden diese Redensarten bei Gelegenheiten angewandt, wo sie höchst lächerlich erscheinen und wohl gar das Gegenteil von dem sagen, was ausgedrückt werden soll. So auch jetzt und hier. Darum sah Forner den kleinen Dicken erstaunt an, fuhr aber doch ernsthaft fort: „Kennt Ihr denn diese Völkerschaften, Sir?“

„Ein wenig.“

„Das reicht nicht aus. Man muß Freund mit ihnen sein, und selbst dann noch ist es möglich, daß man den Skalp verliert, wenn sie den Kampf gegen die Weißen beschlossen haben. Wenn euch euer Weg etwa nach Norden führt, so rate ich euch ab; es ist dort keineswegs geheuer. Ihr scheint zwar gut ausgerüstet zu sein, aber wie ich an euern neuen Anzügen sehe, kommt ihr direkt aus dem Osten, und eure Gesichter sind auch nicht solche, aus denen man den unerschrockenen Westmann sofort herauszulesen vermag.“

„So! Das ist sehr aufrichtig. Ihr beurteilt die Leute also nach ihren Gesichtern, wenn es nötig ist?“

„Ja.“

„Das gewöhnt Euch sobald wie möglich ab. Man schießt und sticht mit der Büchse und dem Messer, nicht aber mit dem Gesichte, verstanden! Es kann einer sehr martialische und grimmige Gesichtszüge besitzen und dabei doch ein Hasenfuß sein.“

„Das will ich nicht bestreiten; aber ihr — hm. Darf ich nicht vielleicht erfahren, was ihr seid, Mesch'schurs.“

„Warum denn nicht?“

„Nun, bitte!“

„Wir sind — na ja, wir sind eigentlich das, was man Rentiers oder wohl auch Particuliers nennt.“

„O weh! Da seid ihr wohl zu euerm Vergnügen nach dem Westen gekommen?“

„Zu unserm Herzeleid natürlich nicht!“

„Wenn das ist, Sir, da kehrt sofort wieder um, sonst werdet Ihr hier ausgelöscht, wie man ein Licht ausbläst. Aus der Art und Weise, wie Ihr redet, höre ich, daß Ihr keine Ahnung von den Gefahren habt, die in dieser Gegend auf Euch warten, Master — Master — wie ist doch Euer Name?“

Droll griff gemächlich in die Tasche, brachte eine Karte hervor und überreichte sie ihm. Der Ranchero machte ein Gesicht, als ob er sich die größte Mühe geben müsse, das Lachen zu verbeißen, und las laut: „Sebastian Melchior Pampel.“

Der Hobble-Frank hatte auch in die Tasche gelangt und ihm eine Karte gegeben. Forner las: „Heliogabalus Morpheus Edeward Franke.“

Er hielt einen Augenblick inne und brach dann lachend los: „Aber, Gents*), was sind das für sonderbare Namen, und was seid ihr doch für sonderbare Menschen! Meint ihr etwa, daß die aufrührerischen Indianer vor diesen euern Namen ausreißen werden? Ich sage euch, daß —“

Er mußte innehalten, denn Rollins, der Bankier, fiel ihm in die Rede: „Bitte, Master Forner, redet nichts, was diese Gentlemen beleidigen könnte. Ich habe zwar nicht die Ehre, sie persönlich zu kennen, aber ich weiß, daß sie Leute sind, vor denen Ihr Respekt haben müßt.“

Und sich dann direkt an den Hobble-Frank wendend, fuhr er fort: „Sir, Euer Name ist ein so ungewöhnlicher, daß ich ihn mir gemerkt habe. Ich bin der Bankier Rolling aus Brownsville in Arkansas. Wurden nicht vor einigen Jahren Gelder für Euch bei mir deponiert?“

„Ja, Sir, das ist richtig,“ nickte Frank. „Ich vertraute es einem guten Freunde an, welcher es für mich bei Euch niederlegen mußte, weil Ihr mir von Old Shatterhand als sicher geschildert worden waret. Später konnte ich es nicht selbst erheben, sondern ließ es mir nach New York schicken.“

„Das stimmt, das stimmt!“ fiel Rollins eifrig ein. „Old Shatterhand, ja, ja! Ihr hattet damals droben in der Nähe von Fillmore City, am Silbersee glaube ich, eine große Masse Gold gefunden. Ist's nicht so, Sir?“

„Ja,“ lachte Frank vergnügt. „Es waren so einige Fingerhüte voll.“

Da sprang Forner von seinem Sitze auf und rief: „Donnersturm! Ist das wahr, ist das möglich? Ihr seid mit da oben am Silbersee gewesen?“

„Gewiß. Und hier mein Vetter war auch dabei.“

„Wirklich, wirklich? Damals waren ja alle Zeitungen voll von der außerordentlichen Geschichte. Old Firehand, Old Shatterhand, Winnetou sind dabei gewesen, diese berühmten Kerls. Dann der dicke Jemmy, der lange Davy, der Hobble-Frank, die Tante Droll! So kennt Ihr also diese Leute, Sir?“

„Natürlich kenne ich sie. Hier sitzt die Tante Droll, da neben mir, wenn Ihr es gütigst erlaubt.“

Er deutete bei diesen Worten auf seinen Gefährten, dieser zeigte auf ihn und erklärte: „Und hier habt Ihr unsern Hobble-Frank, wenn es nötig ist. Meint Ihr nun immer noch, daß wir Leute sind, welche den Westen noch nicht kennen.“

„Unglaublich, geradezu unglaublich! Aber es kann nicht sein! Die Tante Droll ist nie anders zu sehen, als in einem ganz sonderbaren Anzuge, in welchem man sie für eine Lady hält. Und der Hobble-Frank trägt einen blauen Frack mit blanken Knöpfen und auf dem Kopfe einen großen Federhut!“

„Muß das immer sein? Darf man sich nicht anders kleiden? Meint Ihr, daß ein Anzug so unverwüstlich ist, daß er im wilden Westen jahrhundertelang getragen werden kann? Als Freunde und Gefährten von Old Shatterhand und Winnetou beliebt es uns jetzt, uns genau wie diese beiden Männer zu kleiden. Wenn Ihr uns nicht glaubt, so ist das Eure Sache; wir haben nichts dagegen.“

„Ich glaube es, Sir, ich glaube es! Ich habe ja gehört, daß man es der Tante Droll und dem Hobble-Frank gar nicht ansehen soll, was für prächtige Kerls

*) Abkürzung von Gentlemen.

sie sind, und das stimmt vollständig. Wie freu' ich mich, euch zu sehen, Mesch'schurs. Jetzt müßt ihr erzählen; ich bin ganz begierig, aus euerm eigenen Munde zu erfahren, was sich alles damals ereignet hat, und wie jenes außerordentliche Placer entdeckt worden ist."

Da wehrte der Bankier ab: „Langsam, langsam, Sir! Das könnt Ihr noch jederzeit hören. Es gibt vorher noch viel Wichtigeres, wenigstens für mich."

Er hatte das zu Forner gesagt; dann fügte er hinzu, sich an Droll und Frank wendend: „Ich stehe nämlich vor einem ähnlichen Ereignisse; ich befinde mich auf dem Wege, viele, viele Millionen zu verdienen."

„Wißt Ihr auch ein Placer, Sir?" fragte Droll.

„Ja; aber nicht Gold, sondern Petroleum soll dort zu finden sein."

„Auch nicht übel, Sir. Petroleum ist flüssiges Gold. Wo soll denn dieses Placer zu suchen sein?"

„Das ist noch Geheimnis. Master Grinley hat es entdeckt. Er besitzt aber nicht die Mittel, es auszubeuten; dazu gehört viel, sehr viel Geld, und das habe ich. Er hat mir das Placer angeboten, und ich bin bereit, es ihm abzukaufen. Zu solchen Geschäften muß man die eignen Augen nehmen. Darum habe ich mich mit meinem Buchhalter, Mr. Baumgarten hier, aufgemacht, um mich von Grinley nach der Stelle führen zu lassen. Wenn seine Beschreibung sich als richtig erweist, kaufe ich ihm den Platz auf der Stelle ab."

„Also wo er Euch hinführen wird, das wißt Ihr nicht?"

„Genau allerdings nicht. Es ist ja ganz begreiflich, daß er den Ort bis zum letzten Augenblicke geheim halten will. Wenn es sich um Millionen handelt, kann man nicht bedächtig genug sein."

„Ganz richtig. Hoffentlich ist er es nicht allein, welcher vorsichtig handelt, denn Ihr habt noch viel mehr Grund, wenigstens ebenso vorsichtig zu sein. Aber so ungefähr müßt Ihr doch wissen, in welcher Gegend das Oel zu finden ist?"

„Das weiß ich allerdings."

„Nun, wo? Wenn Ihr es mir nämlich sagen wollt."

„Euch sage ich es gern, denn ich möchte wissen, was Ihr davon haltet. Es ist am Chellyarm des Rio San Juan."

Das volle, rote Gesicht Drolls zog sich in die Länge. Er sah nachdenklich vor sich nieder und sagte: „Am Chellyarm des Rio San Juan? Da — soll — Pe—tro—le—um zu finden — sein? Im ganzen Leben nicht!"

„Was? Wie? Warum?" rief der Bankier. „Ihr glaubt es nicht?"

„Nein."

„Kennt Ihr denn die Gegend?"

„Nein."

„So könnt Ihr doch auch nicht in dieser Weise absprechend urteilen!"

„Warum nicht? Man braucht nicht dort gewesen zu sein, um dennoch zu wissen, daß es dort kein Oel geben kann."

„Da widerspreche ich. Mr. Grinley war dort und hat Oel gefunden. Ihr aber seid nicht dort gewesen, Sir."

„Hm! Ich war auch noch nicht in Aegypten und am Nordpole; aber wenn mir jemand sagte, er habe im Nil Buttermilch fließen und am Pole Palmen wachsen sehen, so glaube ich es nicht."

„Ihr zieht die Sache in das Lächerliche; um ein so schnelles und bestimmtes Urteil fällen zu können, müßtet Ihr Geolog oder Geognost sein. Seid Ihr das?"

„Nein; aber ich besitze meinen gesunden Menschenverstand und habe ihn geübt."

Da nahm Forner sich der Sache an, indem er der Tante Droll erklärte: „Ihr thut Mr. Grinley unrecht, Sir, jedermann hier weiß, daß er Petroleum gefunden hat. Es ist ihm gar mancher heimlich nachgegangen, um ihm sein Geheimnis abzulauschen und den Ort zu entdecken, doch stets vergeblich."

„Natürlich ganz vergeblich, weil es diesen Ort überhaupt nicht gibt!"

„Es gibt ihn, sage ich Euch! Mr. Grinley wird hier von jedermann der Oelprinz genannt."

„Das beweist gar nichts."

„Aber er hat mir verschiedene Male Proben des Oeles gezeigt!"

„Auch das ist kein Beweis. Petroleum kann jeder zeigen. Es ist mir wirklich ganz unglaublich, daß es da oben Erdöl gibt. Nehmt Euch in acht, Mr. Rollins! Denkt daran, daß es vor nicht gar langer Zeit Schwindler gab, welche Geldleute in sogenannte Gold- und sogar auch Diamantdistrikte lockten; dann stellte es sich heraus, daß es dort weder Metalle noch Edelsteine gab!"

„Sir, wollt Ihr Mr. Grinley verdächtigen?"

„Fällt mir nicht ein. Die Sache geht mich gar nichts an; aber Ihr habt mich nach meiner Meinung gefragt, und ich habe sie Euch mitgeteilt."

„Gut! Darf ich vielleicht auch erfahren, was Mr. Frank davon denkt?"

„Ganz dasselbe, was Droll denkt," antwortete der Hobble-Frank. „Wenn Ihr uns nicht beistimmen wollt, so wartet hier einige Tage; dann werden zwei Personen kommen, auf deren Urteil Ihr Euch verlassen könnt."

„Wer wird das sein?"

„Old Shatterhand und Winnetou."

„Was?" fragte Forner freudig überrascht. „Diese beiden Männer wollen in einigen Tagen nach hier kommen?"

„Ja."

„Woher wißt Ihr das?"

„Von Old Shatterhand."

„Hat er Euch hierher bestellt?"

„Nein; aber er hat die Güte, mich zuweilen mit einem Briefe zu erfreuen, und vor acht Wochen schrieb er mir, daß er sich mit Winnetou verabredet habe, um die jetzige Zeit mit ihm auf Forners Rancho am Rio San Carlos zusammenzutreffen."

„Und Ihr meint, daß dies geschehen wird?"

„Ganz bestimmt."

„Es können Störungen eintreten!"

„Ja; aber dann wartet hier einer auf den andern."

„Und wenn sie doch nicht kommen?"

„Sie kommen so gewiß, wie der Tag auf die Nacht erscheint. Es ist dagewesen, daß sie sich verabredet haben, an einem gewissen Tage bei einem bestimmten Baume mitten im Urwalde zusammenzutreffen, und niemals haben sie sich verfehlt. Sobald ich den Brief gelesen hatte, war ich überzeugt, daß sie jedes Hindernis überwinden und zur angegebenen Zeit hier sein würden. Ich entschloß mich sofort, mit dabei zu sein und sie zu überraschen. Mein Vetter Droll war gleich dabei, und daß wir aus Deutschland und Sachsen herübergekommen sind, das muß Euch beweisen, daß sie unbedingt hier eintreffen werden."

Chinesisches Gastmahl.

„Aus Deutschland? Aus Sachsen?" fiel da Baumgarten, der Buchhalter, rasch ein. „So seid Ihr wohl ein Deutscher, Sir?"

„Ja. Wißt Ihr das noch nicht?"

„Nein. Und hätte ich es einmal gewußt, so habe ich es wieder vergessen. Um so mehr bin ich erfreut, in Euch einen Landsmann begrüßen zu können. Hier meine Hand, Sir; erlaubt mir gefälligst, die Eurige zu drücken!"

Da reichte ihm der Hobble-Frank die seinige hin und rief erfreut in seinem heimatlichen Dialekte: „Da nehmen Sie sie hin; hier is sie gegenwärtig mit allen Fingern, die daran gehören! Sie ooch een Deutscher? Wenn mersch nich erleben thät, so thät mersch gar nich glooben! In welcher heimatlichen Gegend sind denn eegentlich Sie aus der jenseitigen Ewigkeet in die diesseitige Zeitlichkeet hineingeschprungen?"

„In Hamburg."

„In Hamburg? J der Tausend! Also eenige Stunden oberhalb der geographischen Schtelle, an welcher meine liebe Elbe ihre Verlobung mit der Nordsee feiert. Das is mir unendlich intriguant. Wir sind also beede mit Elbwasser getooft, und wenn ich wieder off meinem Bärenfette sitze, kann ich Ihnen mit den Wellen meine Grüße franko zuschpedieren."

„Bärenfett?" fragte Baumgarten verwundert.

„Jawohl, jawohl! Sind Sie denn nich Abonnement vom ‚Guten Kameraden', der in Schtuttgart herausgegeben und an allen Orten der Erde begeischdert gelesen wird?"

„Sie meinen die Knabenzeitung, die diesen Titel führt?"

„Natürlich meene ich nur die!"

„Gesehen habe ich sie, aber abonniert bin ich nicht darauf."

„Nich? hören Sie, das is eene Unterlassungssünde, für welche es keen pater pizzicato gibt. Die müssen Sie halten; die müssen Sie lesen! Ohne die kann keen gebildeter Mensch mehr existieren, denn ich bin eener ihrer oberschten Mitarbeiter. Hätten Sie sie gelesen, so wüßten Sie ganz genau, was ich mit meinem Bärenfett meene, nämlich meine Villa ‚Bärenfett', die ich im dritten Jahrgange paganini 397 neunzig so physikalisch-dramatisch geschildert habe. Wenn Sie mal nach Sachsen kommen, müssen Sie mich da besuchen, denn dort finden Sie alle Andenken, Erinnerungen und Souverains von meinen ein- und auswärtigen Erlebnissen."

Baumgarten hatte vom Hobble-Frank gehört: er besann sich jetzt, daß derselbe als ein recht sonderbares Menschenkind geschildert worden war. Jetzt hatte er ihn in Lebensgröße vor sich und gab sich der nun in einem ununterbrochenen Strome fließenden Unterhaltung mit großem Vergnügen hin. Dieselbe gewann dadurch an Interesse und Lebhaftigkeit, daß sich Droll in seinem Altenburger Dialekte auch daran beteiligte.

Unterdessen stand Poller, der entlassene Führer, von seinem Platze auf und that, als ob er nach seinem Pferde sehen wolle. Er machte sich eine kleine Weile mit demselben zu schaffen und verschwand dann hinter dem Hause, wo die beiden Brüder Buttler neben einander im Grase lagen und sich höchst wichtige Dinge mitzuteilen hatten. Da der eine von ihnen sich hier auf dem Rancho unter dem Namen Grinley eingeführt hatte, mag ihm derselbe auch behalten bleiben. Die Gebrüder Buttler hatten früher im Verein mit andern gleichgesinnten Menschen an den Grenzen zwischen Kalifornien, Nevada und

Arizona eine lange Reihe von Thaten begangen, welche so unerhört waren, daß sich schließlich notgedrungener Weise eine Gesellschaft von Regulatoren gebildet hatte, um diesem Unwesen, gegen welches sich das Gesetz als machtlos erwies, auf eigene Faust ein Ende zu machen. Dies war gelungen. Man hatte die meisten Mitglieder der Bande gelyncht: nur wenige waren entkommen, unter ihnen gerade die beiden hervorragendsten und schlimmsten, die Buttlers. Sie hatten sich, wie bereits erwähnt, getrennt. Der eine war nach dem Süden gegangen, um die Gesellschaft der Finders zu gründen, und der andre hatte sich lange Zeit planlos in Utah, Colorado und Neumexiko herumgetrieben, bis er auf einen raffinierten Gedanken verfallen war, dessen Ausführung in das Werk zu setzen er jetzt nun im Begriffe stand. Als er seinem Bruder das Hauptsächlichste darüber mitgeteilt hatte, warf dieser einen bewundernden Blick auf ihn und sagte: „Du warst stets der Pfiffigere von uns beiden, und ich gestehe dir aufrichtig, daß mir auch dein jetziger Plan ungeheuer imponiert. Meinst du, daß dieser Bankier Rollins wirklich darauf hereinfallen wird?“

„Unbedingt. Er ist geradezu begeistert für das Unternehmen, welches mir mit einem Schlage wenigstens hunderttausend Dollars einbringen wird.“

„Soviel — — soviel setzt er daran?!“ rief der andre aus.

„Still! Nicht so laut! hier haben zuweilen die Grashalme Ohren. Bedenke, daß er überzeugt ist, mit leichter Mühe und in kürzester Zeit Millionen verdienen zu können! Was sind da lumpige hunderttausend Dollars, für welche ich mich ein- für allemal abfinden lasse!“

„Aber wann zahlt er sie? Er muß ja in kürzester Zeit hinter den Betrug kommen.“

„Sofort hat er zu zahlen, sofort. Ich weiß, daß er die Anweisungen schon jetzt in der Tasche trägt. Sie sind nur noch zu unterschreiben, und das wird er sicher thun, sobald das Oel ihn in den voraussichtlichen Taumel versetzt.“

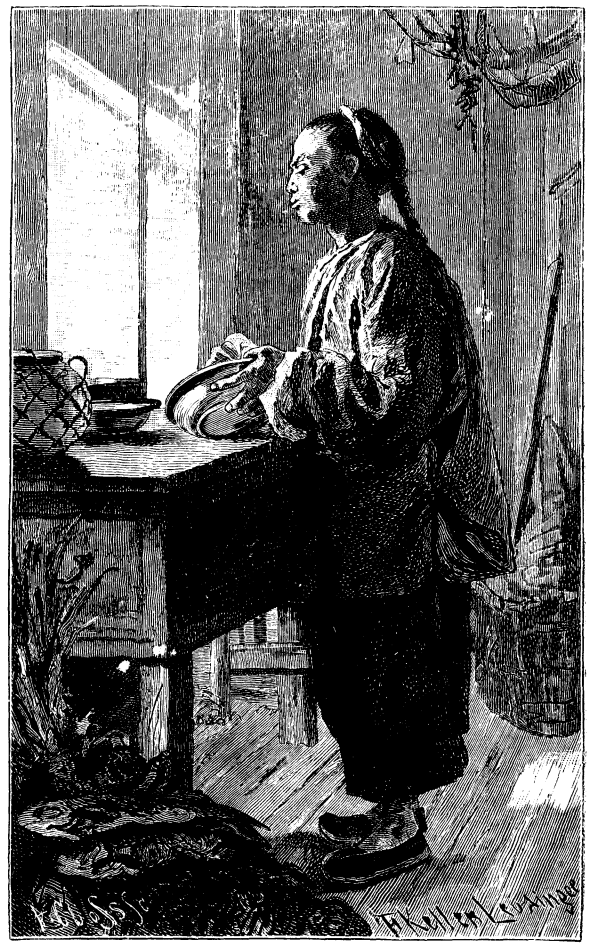
„So wundert mich nur eins, nämlich, daß er keinen wirklich Sachverständigen mitgenommen hat; der Buchhalter, welcher ihn begleitet, ist in dieser Beziehung doch wohl nur ein Null.“

„Ja, das habe ich geschickt anfangen müssen. Je mehr Begleiter, desto mehr Bieter. Ich soll auf ihn allein angewiesen sein und keine andre Gelegenheit zum Verkaufe finden. Nähme er einen Ingenieur mit, so könnte dieser leicht auf eigene Faust und heimlich mit mir verhandeln. Diesen Gedanken glaubt er, selbst gefaßt zu haben, und doch bin ich es, der ihm denselben eingegeben hat. Den Buchhalter hat er mitgenommen, weil er seiner bedarf, um sofort und nach allen Seiten hin disponieren zu können. Ich habe mir ihn gefallen lassen, weil er ein dummer Deutscher ist, den ich nicht zu fürchten brauche. Er wäre der Allerletzte, auf den Gedanken zu kommen, daß die Petroleumquelle Schwindel ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Das chinesische Gastmahl.

Es ist viel über die chinesischen Gastmahle geschrieben worden; insgemein, sagt der französische Missionär Huc, der vierzehn Jahre lang in China weilte, wärmt das eine Buch nur wieder auf, was schon in zehn andern gestanden hat; nur werden noch Zusätze beliebt, die besser weggeblieben wären. So wird z. B. angedeutet, die Chinesen hätten seit etwa hundert Jahren neue Entdeckungen in der Kochkunst gemacht, und man erzählt den lieben Lesern, sie thäten Ricinusöl in ihre Gerichte; Haifischflossen würden als Lieblingsgericht und Leckerbissen betrachtet, gerade wie Sperlingsköpfe, Gänsepfoten, Fischeingeweide, Kämme von Pfauhähnen und dergleichen Prachtspeisen mehr. Wahrscheinlich haben die Leute, welche dergleichen in Umlauf brachten, nur in der Umgegend von Canton, ganz in der Nähe der englischen Faktoreien, chinesisch gespeist und dort solche Gerichte, angeblich, getroffen. Wenn ein Europäer als Neuling nach China kommt, so hat er in der Regel keinen lebhafteren Wunsch als den, einem chinesischen Gastmahl beizuwohnen, denn dort hofft er ganz neue und überraschende Dinge zu finden. Wir sind zu der Annahme geneigt, daß die Kaufleute in Canton, um solchen Neulingen einen Gefallen zu erzeigen, sich manchmal auf Kosten derselben lustig machen und



Chinesischer Koch (Punti).

allerlei wunderliche Schüsseln zubereiten lassen, die der chinesischen Küche fremd sind. Pfauen kommen in China so selten vor, daß wir dergleichen gar nicht gesehen haben. Pfauenfedern kommen als Geschenke der zinspflichtigen Fürsten an den Hof von Peking, und der Kaiser schenkt sie als Zeichen großer Gunst und Gnade an die höchsten Beamten, welche dann einen solchen Schmuck bei feierlichen Gelegenheiten an der Zeremonienmütze tragen dürfen. Woher sollen denn nun die „Kämme von Pfauhähnen" kommen, die angeblich bei chinesischen Gastereien verzehrt werden? Ricinus ist allerdings in China wohl bekannt, und wird in den Nordprovinzen in großer Menge gebaut; das daraus gewonnene Oel dient aber zur Beleuchtung. Man ist weit davon entfernt, die Speisen damit zu fetten. Als wir uns in einer Christengemeinde unweit von Peking befanden, wollten wir einem Kranken ein wenig Ricinusöl eingeben, aber die Chinesen widersetzten sich, weil jenes Oel giftig sei. Wir wollen übrigens nicht leugnen, daß man in Canton wohl dem einen oder andern Europäer Speisen mit Ricinusöl vorgesetzt haben könne, wir zweifeln aber auch keinen Augenblick daran, daß man diese Neulinge grausam mystifizierte.

Uebrigens bleibt es vollkommen richtig, daß ein echt chinesisches Gastmahl einem Europäer ganz wunderlich und seltsam vorkommen muß. Es erscheint ihm nicht in der Ordnung, daß man mit dem Nachtisch anfängt und mit der Suppe aufhört, den Wein warm und aus kugelrunden Porzellanbechern trinkt, statt der Gabel sich zweier Stäbchen bedient, und das Fleisch in kleine Stücke zerschnitten, vorgelegt bekommt. Statt der Servietten hat man viereckige Stückchen bunten Seidenpapiers, wovon ein ganzes Päckchen neben jeden Gast hingelegt wird; was davon gebraucht worden ist, nimmt der Diener sogleich fort. In den Pausen, welche zwischen dem Auftragen der verschiedenen Gänge stattfinden, steht man auf, raucht eine Pfeife oder zerstreut sich in andrer Weise. Man deutet den Schluß des Mahles dadurch an, daß man die Speisestäbchen erst in gleicher Höhe mit der Stirn hält und sie dann wagerecht auf die Theetasse legt. Dergleichen hat, wie bemerkt, für den Europäer etwas sehr Auffallendes. Dagegen ist aber auch das Erstaunen der Chinesen nicht gering, wenn sie sehen, wie Europäer zu speisen pflegen. Sie fragen, wie es nur möglich sei, daß wir die Getränke kalt zu uns nehmen; wie wir wohl zu dem höchst sonderbaren Gedanken gekommen seien, unsre Nahrung vermittels eines Dreizacks in den Mund zu bringen, obendrein auf die Gefahr hin, uns die Lippen zu beschädigen oder gar die Augen auszustechen. Auch finden sie es außer der Ordnung, daß wir Nüsse und Mandeln mit der Schale auf den Tisch bringen und den Dienern die Arbeit ersparen, die Obstfrüchte zu schälen und das Fleisch zu zerlegen. Die Chinesen sind wirklich keineswegs heikel in Bezug auf das, was sie genießen; sie essen z. B. ungemein gern gebratene Seidenwürmer mit Froschkompott; aber es ist ihnen unbegreiflich, wie unsre Feinschmecker angegangene Fasanen oder madigen Käse in den Mund bringen können. Es kommt auch den Chinesen wunderlich genug vor, daß die eigensinnigen Abendländer Schnepfen mit Eingeweiden, und Enten oder andre Vögel ohne Eingeweide speisen.

Jeder Bewohner des himmlischen Reiches ist zum Koch wie geboren; der erste beste Chinese bedarf nur ganz kurze Zeit, um sich zu einem vollkommen tüchtigen Meister der Küche auszubilden. Er bringt mit einfachen Mitteln viel zu stande, und er ist ein Mann der kochkünstlerischen Zusammenstellungen, wenn er auch nur einen einzigen eisernen Topf auf dem Herde hat. Im Durchschnitt sind die Mandarinen Feinschmecker und treiben den Luxus der Tafel sehr weit. Ihre Köche von Profession haben geheime Rezepte, um vermittels derselben die Stoffe, aus welchen die Speisen bestehen, unkenntlich zu machen, denselben den natürlichen Geschmack zu benehmen und ihnen einen künstlichen zu verleihen.

Reewe, Reewe!

„Reewe, Reewe!" donnert der Ruf des wachehabenden Steuermannes in die Luke des Volkslogis hinunter und kräftige Stöße einer Handspeiche auf das Deck geben ihm noch den gehörigen Nachdruck.

Hui! wie flink die Freiwache aus den Kojen springt, in denen sie kaum warm geworden, um bei dem trübe flackernden Scheine der am Balken heftig hin und her schlingernden Lampe in ihr Oelzeug und die Seestiefel zu fahren, sowie den treuen Südwester, die bewährte Sturm- und Regenkappe auf den Kopf zu stülpen.

Es hätte heute der Handspeichenstöße nicht bedurft, um sie zur Eile anzutreiben. An dem schweren Ueberholen des Schiffes, bei dem ihnen die Planken unter den Füßen zu schwinden scheinen, bei dem Krachen und Knacken der Schotten, dem dumpfen Anschlagen der See an die Bordwände draußen, fühlen sie genugsam selbst, daß an Deck „Not am Mann" ist, daß die Segel gerefft werden müssen und die Kräfte der Wache dazu nicht mehr ausreichen.

Noch vor einer Stunde, als sie abgelöst wurden, sah es gar nicht so schlimm aus. Niemand dachte, daß ihre karge vierstündige Nachtruhe gestört werden würde, aber unsre nordischen Meere sind, namentlich im Winterhalbjahre, tückische Fahrwasser. Urplötzlich erscheint an dem bis dahin klaren Horizonte ein dunkles Gewölk und zieht blitzschnell zum Zenith herauf. Die Windsbraut saust daher, türmt die Wogen zu Bergen und im Phosphorlicht grünlich schimmernd, wälzen sich ihre schäumenden Kämme über einander, während eisiger Regen und Hagel die Luft peitschen und undurchdringliches Dunkel das Schiff umhüllt.

So ist es auch hier gewesen. Die Wache hat es zwar noch fertig gebracht, die kleinen Segel zu bergen und auch die oberen Marssegel zu reffen, aber bei dem wachsenden Sturme genügt das nicht; auch die Fock, das unterste schwere Segel am vordersten Maste, muß gerefft werden, da ihr Druck den Bug des Schiffes mit Gewalt

in die See bohrt, daß die Wellen brausend darüber fortbrechen. Zur Bewältigung dieses großen Segels reichen aber die Kräfte der Wache nicht aus, dazu sind „Alle Mann“ nötig, und die Freiwache stürmt eiligst an Deck, um dem Notrufe zu gehorsamen.

Huh! welche Nacht! Keine Hand vor Augen ist zu sehen. Dampfender Gischt sprüht über den Bug bis zu den Toppen hinauf und mittschiffs wälzen sich gewaltige Seen über die Verschanzung. Bei den schlingernden Bewegungen des Schiffes rauschen die Wassermassen von Bord zu Bord, Abfluß durch die Sturzpforten suchend und die hohen Seestiefel der sie durchwatenden Mannschaften von oben füllend.

Wie die Blinden tappen sie ihren Weg längs der Bordwand von Tau zu Tau bis zum Fockmast. Das Peitschen des gegeiten Segels über ihren Köpfen sagt ihnen auch ohne Befehl, um was es sich handelt und sie entern in den Luvwanten auf, um auf die Rahe zu gelangen, auf der sich die Kameraden der Wache bereits befinden, aber vergebens das wütend schlagende Segel zu bewältigen suchen.

Es ist eine schwere Aufgabe. Der rasende Sturm preßt ihre Körper bisweilen so heftig gegen die Wanten, als seien sie dort festgenagelt und der Atem stockt ihnen, während der Hagel wie mit Messern in das Gesicht schneidet. Endlich sind sie im Topp angelangt, aber dann kommt noch die schwierige Passage um den Mast bis auf die Rahe, wie es unser Bild zeigt.

Da heißt es festhalten bei den furchtbaren Schwankungen des Schiffes; ein Fehltritt, ein unzeitiges Loslassen der Hand oder das Nachgeben oder Brechen eines Taues ist verhängnisvoll und der Unglückliche stürzt von oben, um mit zerschmetterten Gliedern auf dem Deck zu liegen, oder sein Grab in der schäumenden See zu finden, denn an Rettung ist bei solchem Wetter nicht zu denken.

Und doch geschieht dergleichen verhältnismäßig sehr selten. Nach einem alten Seemannswort muß der Matrose an jedem Finger einen Angelhaken haben, sowie im stande sein, sich oben in den Toppen mit den Augenlidern festzuhalten, und in gewissem Sinne ist dem auch so. Bei allem Wagemut ist der Seemann doch sehr vorsichtig, da er weiß, um was es sich in solchen Fällen handelt und wenn er sich auch nicht gerade mit den Augenlidern anklammert, so thut er es doch mit andern Gliedmaßen, die im gewöhnlichen Leben dazu nicht benutzt werden, da er die Hände notwendig zur Arbeit bedarf. Unser Bild zeigt auch dies deutlich. Ein dünnes Tau unter der Rahe, das sogenannte Pferd, gibt den Füßen den einzigen Halt, die zwischen Brust und Knie geklemmte Rahe muß das übrige thun, denn mit den Händen muß das Segeltuch auf die Rahe geholt werden, um dort durch die Reffseisinge festgeknotet zu werden.

Wie schwer ist das aber oft! Hundertmal reißt ihm der Sturm die Leinwand wieder aus den erstarrten Fingern und bisweilen dauert es Stunden, bis es gelingt.

Endlich ist die Arbeit gethan und erschöpft entern die Leute an Deck nieder, über welches noch immer die See fortdampft. Nun heißt es, das gereffte Segel setzen. Dort oben kämpften sie mit dem Sturme, hier unten mit dem Wasser. Das schlüpfrige Deck bietet bei dem Manöver ihren Füßen keinen Halt, überkommende Seen drohen sie zu ersticken oder über Bord zu spülen, und doch muß die ganze Körperkraft eingesetzt werden. Aber bei solcher Gelegenheit bewährt sich der tüchtige Seemann glänzend. Trotz allem thut er mit bestem Willen seine Schuldigkeit und trägt in dem schweren Kampfe mit den Elementen den Sieg davon.

Es ist ein hartes Leben, das er führt und gar oft spielt darin das „Reewe, Reewe!“ mit seinen bösen Zuthaten eine hervorragende Rolle.

Spät erkannt.

(Fortsetzung.)

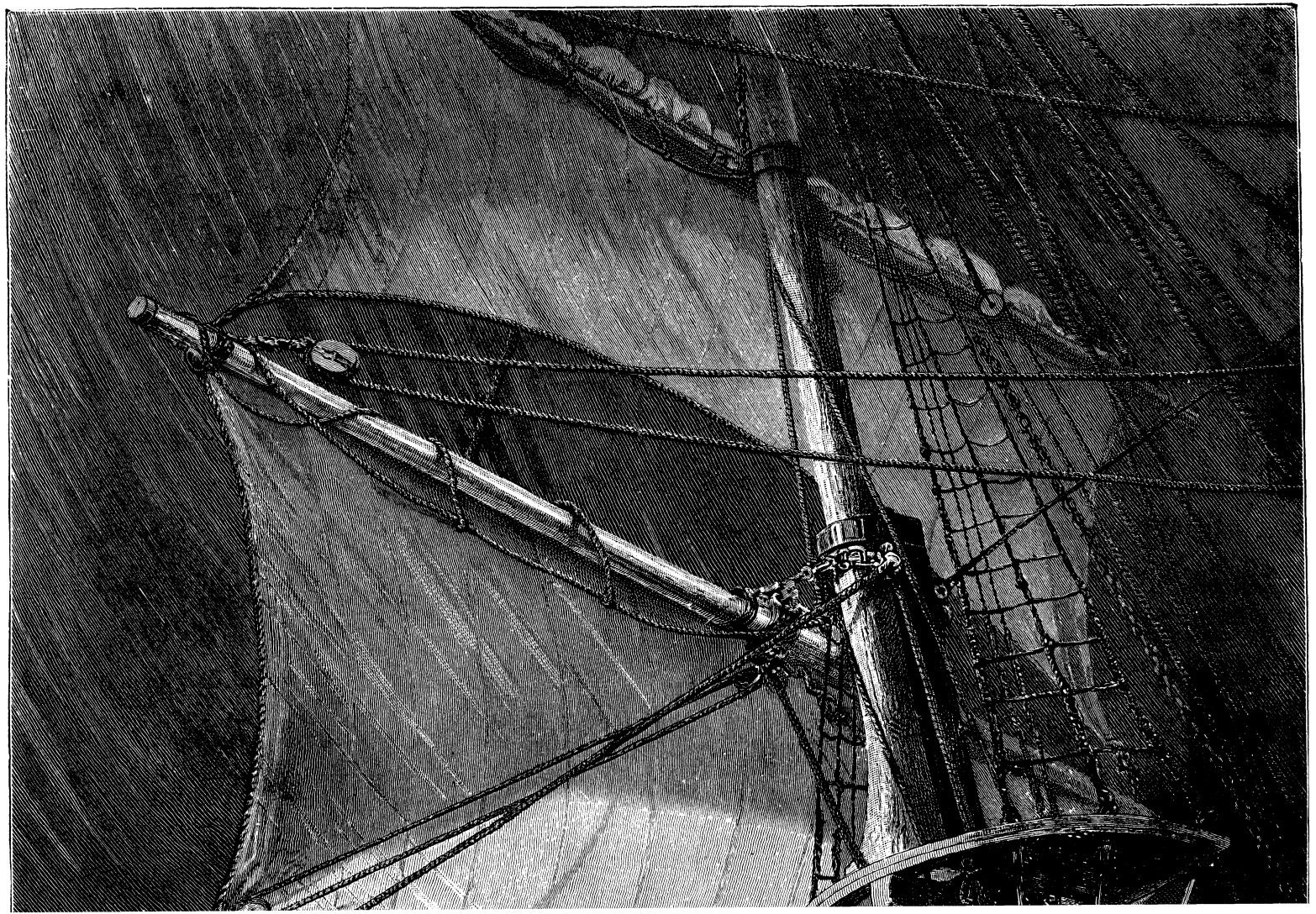
Mittlerweile hatten sie die belebte Straße verlassen und waren in ein ruhigeres Viertel eingebogen, dessen vornehme Gebäude die schweigsame Vorderseite meist hinter kleinen Vorgärtchen stolz erhoben, während im Hintergrund noch weitere Gartenherrlichkeit, hier in der Großstadt doppelt kostbar, sich ahnen ließ. Vor einer mäßig großen, aber äußerst eleganten Villa hielten Georgs Begleiter an.

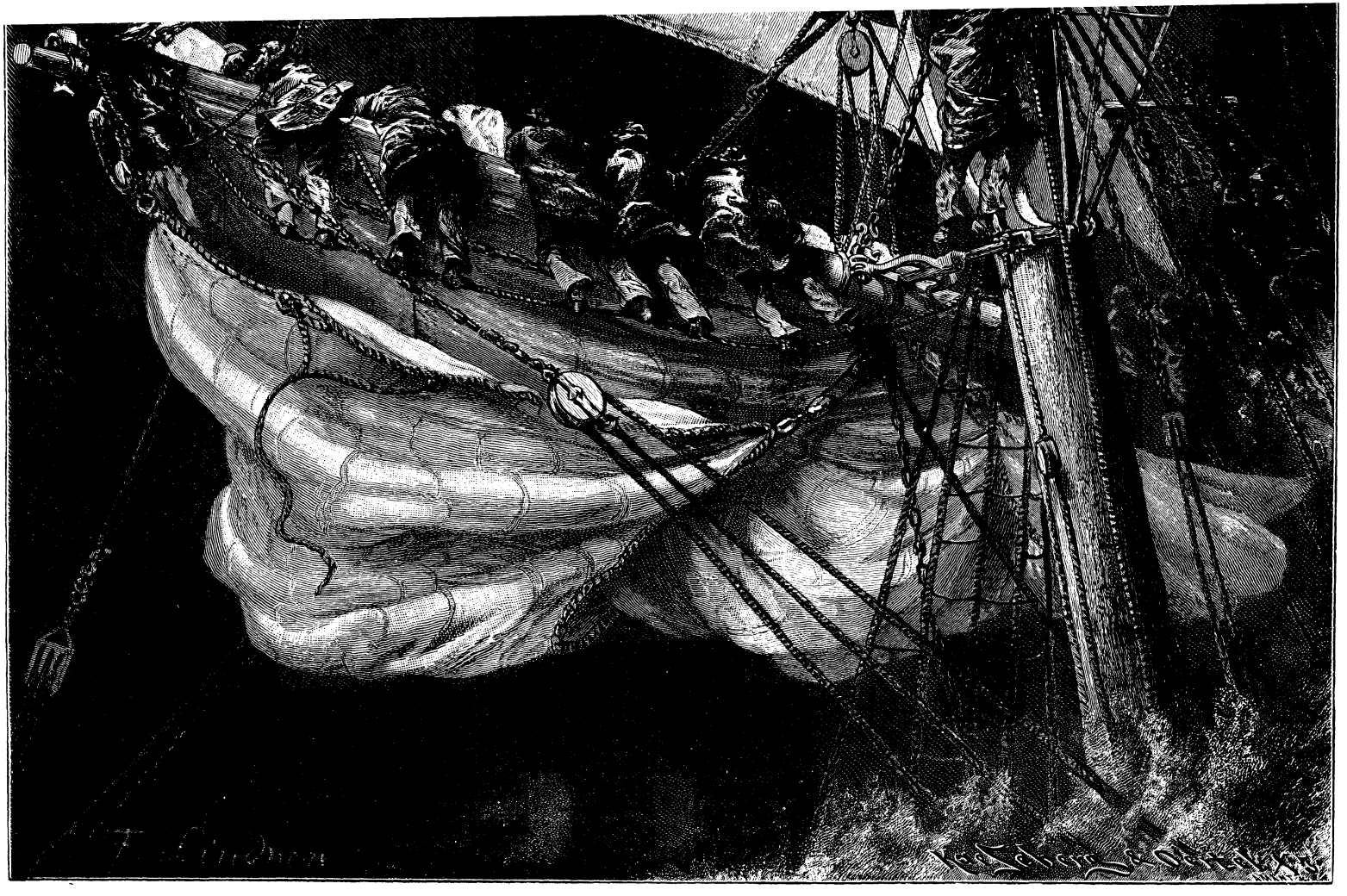
„Wir sind zu Hause,“ sagte der ältere derselben. „Ich denke, wir sehen uns noch öfter,“ fügte er hinzu und klopfte Georg etwas herablassend auf die Schulter, „einstweilen meinen besten Dank.“

Wotan mochte mit dieser Entlassung seines wiedergefundenen Freundes nicht recht einverstanden sein. Er blieb zögernd stehen und es bedurfte des wiederholten Zurufes seines Herrn, daß er demselben unter die hohe Eingangspforte folge, nachdem mit leichtem Gruß auch der blasse Enkel des stattlichen Fremden in ihr verschwunden.

„Was sagst du zu dem Jungen?“ fragte letzterer den gleichgültig und abgespannt Dareinsehenden. „Er gefällt mir,“ fuhr er fort, als seine Frage nur mit einem Achselzucken beantwortet wurde. „Nur der Name will mir nicht behagen, der ist,“ setzte er halblaut hinzu, „gewöhnlich genug,“ und er strich sich über die Stirne, wie um verdrießliche Gedanken zu verscheuchen.

So rasch aber sind diese nicht zu vertreiben. Mit der ärgerlichen Hartnäckigkeit, die ihnen allen zu eigen, kehrten sie stets aufs neue wieder: während er sich umkleidete zur Abendgesellschaft, zu der er gebeten, unter dem Mahl, inmitten der lebhaft geführten Unterhaltung





Reeve, Reeve!

mit seinen Tischgenossen, sogar am Whisttisch, wo sie dem gewiegten Spieler Veranlassung gaben zu einem ganz verblüffenden Fehler. Und dann, in der lautlosen Einsamkeit der Nacht, in dem prunkvollen, vom gedämpften Schein der Ampel mild beleuchteten Gemach, auf den Polstern seines ruhelosen Lagers, da erst fiel er ihnen wehrlos zum Opfer. Müde und abgehetzt schloß ihm endlich der nahende Morgen die brennenden Lider mit dem erlösenden Schlummer.

— — — — — — — — — —

„Denke, Papa, ich bin Wotan in der Maximilianstraße begegnet," rief Georg freudig seinem Vater zu, als er bei einbrechender Dämmerung seine Behausung betrat.

„Wotan?" wiederholte Herr Hilgert mit solch entrüstetem Erstaunen, als ob der Sohn behauptet hätte, den Gott der alten Deutschen auf einem gemütlichen Rundgang unter der heutigen Menschheit getroffen zu haben.

„Weißt du, den Hund, der im Sommer vor dem Hause lag. Er hat mich erkannt, ich bin die ganze Zeit mit seinem Eigentümer gegangen, einem prächtigen alten Herrn von solch edler Haltung, stolz und aufrecht wie ein General. Er wohnt in einer wunderschönen Villa am Karolinenplatz."

„Wie heißt er?" geruhte Herr Hilgert mit einiger Neugier zu fragen.

Georg lachte munter. „Da Hermann damals sich erkundigen ging, wohin der Hund gehöre, wurde ihm die Villa Weitenfels genannt. Der Diener, der mit ihm kam, sprach einzig von seinem gnädigen Herrn, ohne den Namen zu nennen, doch wird er wohl der Herr von Weitenfels sein."

„Wahrscheinlich," sagte sein Vater, dessen Interesse an dem neuen Bekannten des Sohnes bereits erloschen war, und der ziemlich gelangweilt Georgs weitere Erzählung anhörte, die er zuletzt bei einer abermaligen bewundernden Schilderung der vornehmen Art des vermutlichen Herrn von Weitenfels ungeduldig unterbrach. Dieselbe hatte einen tiefen Eindruck auf den Jungen gemacht, der ihm gerne noch länger Worte geliehen. Vom ersten Augenblick an, wo der Fremde sich zu ihm gewandt, hatte Georg gefühlt, daß er einer Persönlichkeit gegenüber stand, die von je selbständig durch das Leben geschritten, ohne Zaudern und zielbewußt, wie er dereinst es wollte, wie es ihm vorschwebte als künftiges Ideal. Es mochte gerade seines Vaters kleinliches, unschlüssiges Wesen sein, was ihn Mut und Thatkraft so unendlich schätzen ließ, und seine jugendliche Einbildung war schnell bereit, nicht nur diese, sondern alle andern rühmenswerten Eigenschaften bei dem fremden Herrn vorauszusetzen. Dessen Enkel, der mit Georg in gleichem Alter stehen konnte, war von letzterem weniger beachtet worden, er hatte ihm den Eindruck eines kaltsinnigen, übellaunischen Jungen gemacht.

Die Erinnerung an sein kühles, jede Annäherung ablehnendes Wesen war es, weshalb Georg lange prüfend erwog, ob er den nächsten freien Nachmittag schon nach der Maximilianstraße pilgern solle, in der Voraussetzung einer nochmaligen Begegnung, oder ob man am Ende eine Zudringlichkeit hierin erblicken könne. Herr Hilgert, der selbst ewig zweifelnde, griff diesmal wohlthätig in seines Sohnes Bedenken ein, indem er ihn am bewußten Tage ausschickte, nach einem längst verschollenen, alten Büchlein für ihn zu spähen. Von einer Buchhandlung zur andern war Georg gewandert, ohne das Gewünschte ausfindig zu machen, ganz unten in der Maximilianstraße befand sich aber seit kurzem ein neuer Laden. Natürlich mußte er auch in ihm Nachfrage halten, war schon die Wahrscheinlichkeit gering, das Buch dort zu entdecken. Geschäftsmäßig schnell schritt er durch die Reihen der langsam dahinziehenden Spaziergänger hindurch und war noch nicht weit gekommen, als Wotan ihm freudig bellend entgegensprang. Seines Besitzers hohe Gestalt aber suchte er vergeblich, nur der Enkel wanderte in Gesellschaft eines schwarzgekleideten jüngeren Herrn an ihm vorüber und erwiderte Georgs freundliche Begrüßung mit lässigem Nicken. Etwas enttäuscht wanderte dieser die Straße hinunter. Als er jedoch nach längerer Verhandlung den Bücherladen verließ, sah er Wotan vor der Thüre liegen und neben ihm, ohne seinen vorigen Begleiter, den bleichen Jungen harrend stehen. Zögernd kam derselbe auf Georg zu und reichte ihm die Hand.

„Wir könnten vielleicht zusammen gehen," begann er. „Herr Müller, mein Hofmeister, hat Bekannte getroffen, da sagte ich, ich wollte einstweilen allein nach Hause."

Bereitwillig trat Georg den Rückweg an der Seite des so unvermutet gefundenen Gefährten an, dessen Beredsamkeit mit den wenigen Worten, die er gesprochen, völlig erschöpft schien.

„Ich soll für Papa ein Buch kaufen, das ich nirgends bekommen kann," suchte Georg das Gespräch zu eröffnen.

„Was für ein Buch?" versetzte gleichmäßig sein Genosse.

„Diminuierte Blumengärtnerei oder Unterricht, Blumen und Bäumchen in zwei Zoll hohen Töpfen, insonderheit Sonnenblumen von der Größe eines Groschenstückes zu ziehen, erteilt von einem Gartenliebhaber nach eigener Erfindung," sagte Georg schelmisch den altmodisch langen Titel herunter.

„Zweck?" entgegnete kurz der fremde Junge, und da sein Begleiter ihn fragend ansah, setzte er trocken hinzu: „Weshalb sollen die Sonnenblumen nicht größer als ein Groschenstück werden?"

„Je nun, es ist eben eine niedliche Spielerei," gab Georg zur Antwort, der feinfühlend genug war, aus der leicht hingeworfenen Bemerkung einen leisen, die Absicht seines Vaters streifenden Spott herauszuhören. „Papa geht wenig aus, er ist leidend und sehr empfindlich gegen jede Veränderung der Atmosphäre, wie er sagt, so zerstreut er sich mit Blumenzucht. Er besaß früher das Buch, wir haben schon die ganze Wohnung danach ausgesucht und können dasselbe nicht finden."

„Vielleicht wüßte Großpapa den Schmöker aufzutreiben," meinte der fremde Junge. „Er ist ein Freund seltener Ausgaben alter Bücher. Es kommen beständig

Leute zu ihm, die welche zur Ansicht bringen. Heute aber ist er nicht hier, er ist mit Gästen nach Schloß Weitenfels zur Jagd gefahren." Wotan, der gemächlich mit den beiden Jungen dahingeschlendert war, spitzte bei dieser Rede horchend die grauen Ohren.

„Darum mußt du dich heute mit meiner Gesellschaft begnügen, was du gar nicht gerne thust, nicht wahr, mein alter Wotan," fuhr des Hundes jugendlicher Gebieter fort und zauste neckend an dessen zottigem Pelz. „In Weitenfels aber würde es dir noch weniger behagen. Du solltest nur sehen, den Lärm und die vielen Leute und die fremden Hunde: Waldmann und Feldmann, Diana und Perdrix, über deren ungebührliche Anmaßung du dich nur ärgern müßtest." Ein dumpfes zorniges Knurren des Bernhardiners bei Aufzählung der Namen mochte diese Voraussetzung bestätigen.

„An Weihnachten gehen wir hinaus, da werden uns auch keine Jungen eingeladen, die bleiben hübsch bei ihren Geschenken zu Hause. Und wenn dann noch Tauwetter wäre, hätten wir beide nichts mehr zu wünschen."

„Tauwetter?" wiederholte Georg verwundert.

„Damit man nicht Schlittschuh laufen kann," erläuterte der Gefährte etwas ungeduldig seine Meinung.

„Aber das ist doch ein Vergnügen," wandte Georg ein.

„Mir nicht," sagte sein sonderbarer neuer Bekannter. „Nun, wenigstens hoffe ich diesmal meinen Herrn Magister auf dem Eise los zu sein," er kicherte spöttisch vor sich hin. „Dort wollte er mir auch als Leuchte und Vorbild dienen voriges Jahr. Ich hatte keine ruhige Minute, sowie der Weiher zugefroren war. ‚Ludolf, Sie sollten die Zeit benützen zum Schlittschuhlaufen,' war er den lieben langen Tag hinter mir drein. ‚Ludolf, sitze doch nicht immer hinter dem Ofen, Bewegung in freier Luft ist dir gesund,' predigte Großpapa zu jeder Stunde. Wie ich nun notgedrungen endlich meine anspruchslosen Uebungen auf dem Weiher anstelle — Herr Müller saß auf dem Steg und sonnte seine lange Rückseite, trotz der Schlittschuhe an den Füßen eilte es ihm nicht, mich durch seine Leistungen zu verblüffen — kam natürlich Großpapa herunter und sah mir zu. An seinen Mienen erkannte mein teurer Hofmeister, daß er nicht befriedigt war. ‚Mehr Schwung', schreit er mir zu, ‚mehr Schwung,' und springt mit Begeisterung auf von seinem Steg. ‚So müssen Sie es machen, Ludolf.' Im selben Augenblick thut es einen dröhnenden Schlag, mein Herr Müller liegt auf dem Rücken und wirft die verehrlichen Beine gegen Himmel. Seine sämtlichen Habseligkeiten aber, Hut, Brille, Taschentuch und durch die Wucht des Falles sogar die Schlittschuhe fliegen an seiner Stelle über das Eis dahin. Er las sie dann mühsam selbst zusammen, ich konnte ihm nicht helfen vor Lachen, Großpapa indes verschwand eiligst im Gebüsch. Später erklärte ich meinem Herrn Hofmeister, trotz dieser anschaulichen Unterweisung es unter keiner Bedingung ihm nachthun zu wollen."

Mit jugendlichem Frohsinn stimmte Georg in die Heiterkeit seines Gefährten ein, geriet aber nicht wenig in Verlegenheit, als der Gegenstand ihrer lustigen Unterhaltung plötzlich hinter ihnen auftauchte und ihn forschend mit den kurzsichtigen Augen anzwinkerte.

„So schnell haben Sie sich schon von Ihren Freunden losgerissen, Herr Müller," sagte Ludolf etwas mißvergnügt.

„Es ist Zeit, daß wir nach Hause kommen," versetzte der Hofmeister. „Wir haben noch zu arbeiten, wie Sie wissen." (Fort. folgt.)

Eine Dynamomaschine und ihre Herstellung.

(Schluß.)

3. Der Kollektor.

Als solchen verwenden wir den vom Drechsler einstweilen fertiggestellten Holzzapfen, auf dessen walzenförmigen Teil (c) von 10 mm Stärke, zwölf bei d (Fig. 4 und 10) rechtwinkelig gebogene, schmale Messingblechstreifen mit kleinen, gleichmäßigen Zwischenräumen anzuordnen sind. Diese binden wir bei FF mit einem starken Faden fest, so daß dieselben zwischen den Bünden etwa auf 1 cm Breite freiliegen (c) und auf der oberen Fläche der Scheibe, bei d, strahlenförmig auseinanderlaufen. Es darf dabei selbstverständlich keiner der Streifen mit dem benachbarten in Berührung kommen, und versehen wir überdies das Ganze zur besseren Befestigung und Isolierung mit einem starken Ueberzug von Schellack, der nach dem Trocknen von der oberen Fläche der freiliegenden Metallteile, bei c und d, wieder abgeschabt werden muß.

Um den Ring an den Kollektor festzumachen, wird der erstere auf den Tisch gelegt, und alle 24 Drahtenden nach oben umgebogen, worauf die abgepaßte Scheibe des Kollektors, mit den Metallstreifen nach oben gekehrt, behutsam in denselben hineingedrückt wird. Hierbei muß immer ein Ende der Kollektorstreifen dem Zwischenraume zwischen zwei Ringspulen gegenüberstehen, und man kann nun mit Leichtigkeit die hier befindlichen Drahtenden, d. i. immer das Ende der einen mit dem Anfange der nächsten Spule zusammen, also b mit c, d mit e u. s. w. (Fig. 3) auf den zugehörigen Kollektorstreifen auflöten. Eine falsche Verbindung ist hierbei unmöglich, wenn wir auch noch Fig. 1 zu Hilfe nehmen, wo in derselben Weise, einerseits alle Spulen untereinander, andrerseits der Uebergang von einer zur nächsten mit je einem Kollektorstäbchen, in leitende Verbindung gebracht sind. Der Ring wird vorläufig an den Kollektor nicht weiter befestigt, dies geschieht erst nach Vollendung des ganzen Gestelles, mittels Leim, der zwischen die Bewickelung und den Holzkörper vorsichtig eingelassen wird, nachdem die Lage des Ringes zu den oberen Magnetflächen genau festgestellt wurde.

4. Das Gestelle.

Als Fundament dient unsrer Maschine ein viereckiges starkes Holzbrett (180 × 120 × 202 mm, Figur 12), in dessen Mitte (G) unser Feldmagnet durch die vier kleinen Schrauben festgemacht wird. In derselben Mittel-

linie machen wir seitwärts mit Bohrer oder Stemmeisen zwei senkrechte Löcher von 20 mm Weite, deren Mittelpunkte einen genau zu bemessenden Abstand von 130 mm (S_1 S_2) voneinander haben müssen. In der Stärke dieser durchgehenden Löcher fertigen wir aus Holz zwei Säulen (Fig. 13) von 100 mm Länge, die in der Mitte der oberen Kreisfläche, bei N, die Bohrung für eine Schraube, und bei E eine Einkerbung zur Aufnahme der „Bürsten" erhalten. Diese beiden „Bürsten" werden von 70 mm Länge und 5 mm Breite aus einem ganz schwachen Messingbleche mit der Schere ausgeschnitten, und mit zwei Schräubchen (mit gewölbten Köpfen) an die Säulen befestigt; unter einen der beiden Schraubenköpfe wird später ein zu den Maschinenklemmen führender Draht festgesteckt werden. Die Bürsten sollen auf dem Kollektor federnd und mit möglichst großer Fläche aufliegen, und wir löten zu dem letzteren Zwecke an ihre Enden etwa zehn bis zwölf kurze Stücke von unserm noch übrigen dünnen Kupferdrahte, die, eng aneinanderliegend, wie die Zähne eines Kammes, etwa 1 cm über den Blechstreifen hinausragen. Im Falle sich diese beim Betriebe mit der Zeit abnützen sollten, so können sie mit Leichtigkeit wieder erneuert werden.

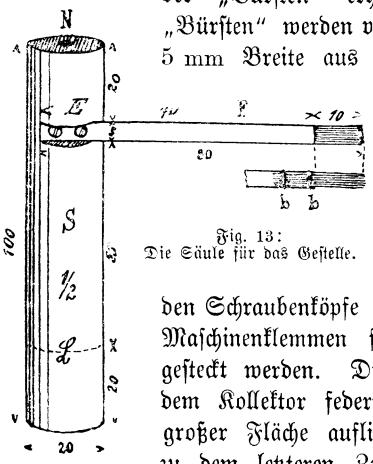


Fig. 13:
Die Säule für das Gestelle.

Die beiden Bürsten werden jetzt noch nicht aufgeschraubt, sondern nur die Säulen in die Löcher genau senkrecht eingeleimt. Die Kerben für die Bürsten stehen nach entgegengesetzten Seiten, eine nach vorne, die andre nach rückwärts, und der Abstand der oberen Mittelpunkte (N) beträgt wie unten, 130 mm.

Quer über die Säulen legen wir einen viereckigen Holzbalken, der in der Mitte und an beiden Enden die aus Fig. 14 ersichtlichen Durchbohrungen bekommt. N′ und N″ sind wiederum 130 mm voneinander entfernt, und stimmen mit den oberen Schraubenlöchern der Säulen (N) überein. Die mittlere Durchbohrung (M) nimmt eine stärkere Schraube auf, die unten eine passende Vertiefung erhält, um der oberen Spitze der Welle als Lager zu dienen. Das untere Wellenlager wird in ähnlicher Weise hergestellt, indem man von einer beliebigen Schraube den Kopf solange abfeilt, bis der Einschnitt verschwunden ist, und nun an dessen Stelle durch Einschlagen einer Stahlspitze (Körner) eine ebensolche kleine Vertiefung anbringt. Mit einer Zange oder Feilkloben läßt sich die Schraube nun leicht durch die mittlere Bohrung der Magnetgrundplatte (A, Fig. 9) in das Fundamentbrett einschrauben.

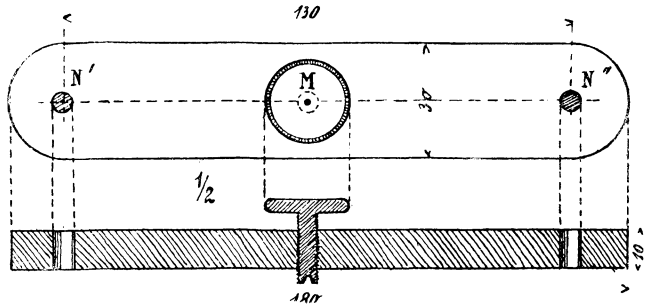


Fig. 14: Der Holzbalken quer über die Säulen.

Als Achse für den Anker verwenden wir einen vollkommen geraden Messing- oder Eisenstab (Fig. 15), dessen Dicke so zu wählen ist, daß er nur mit einiger Anstrengung durch die Bohrung des Holzzapfens hindurchgesteckt werden kann. Seine Länge richtet sich nach dem Abstande der vorbeschriebenen beiden Lager und werden seine Enden entsprechend den beiden Lagern spitz zugefeilt oder noch besser auf der Drehbank abgedreht. Die Uebertragung der Drehkraft unsres Motors auf eine mit demselben zu betreibende Nebenmaschine geschieht mittels eines Treibriemens, wozu die bekannten roten Gummibänder bestens zu empfehlen sind; man legt diese um eine an der Welle angebrachte Riemenscheibe oder, mit Rücksicht auf die große Geschwindigkeit des Motors, ohne Riemenrad um die Welle selbst herum, und dann über das bedeutend größer zu haltende Antriebsrad der Nebenmaschine.

Jetzt schieben wir die Achse durch die Bohrung des Kollektors und bringen das Ganze zwischen die etwas eingeölten Lager, wobei die obere Schraube soweit anzuziehen ist, daß sie noch eine leichte Drehung des Ankers gestattet. Der Abstand (Luftzwischenraum) zwischen Ring und oberen Polflächen soll möglichst klein, aber an allen Stellen gleich sein; dies wird auch bei ungenauerer Arbeit durch Verschieben des noch losen Ringes auf dem Holzzapfen und nötigenfalls durch mäßiges Biegen der Polbleche leicht zu erreichen sein, damit sich der Ring an den letzteren mit immer gleichbleibendem Abstande vorbeidreht. Ist dies erreicht, so verbinden wir Ring und Holzscheibe durch Leim, und klemmen den Holzteil durch Schrauben (bei a, a Fig. 4) an die Achse fest, und es bleiben diese Teile nun ein für allemal in ihrer richtigen Lage.

Nun hätten wir nur noch beiderseits die Bürsten aufzuschrauben, so daß die Drahtkämme an den gegenüberliegenden Seiten der blanken Kollektorstreifen federnd aufliegen, und dann eine geeignete Verbindung der Drähte zu treffen, um unsre Maschine in Gang setzen zu können.

Zur bequemeren Handhabung bringen wir an den beiden vorderen Ecken des Fundamentbrettes zwei Messingklemmen an, in welche einmal die Zuleitungsdrähte der Betriebsbatterie, und zweitens die Zuleitungen zu den Bürsten und Magneten festgemacht werden können. Falls uns nicht fertige Klemmen (etwa von einem unbrauchbar gewordenen Flaschenelement) zur Verfügung stehen, so fertigen wir uns zwei solche aus einem stärkeren Messing- oder Kupferbleche (Fig. 16) selbst an. Dieselben sind rechteckig und bekommt jede zwei Durchbohruugen, um sie mittels Schrauben bei K_1 und K_2 (Fig. 12) festmachen zu können. Unter den (gewölbten) Schraubenkopf r_1

Fig. 15: Eisenstab als Achse für den Anker.

klemmen wir gleichzeitig zwei Drähte, nämlich ein kurzes Stück Draht (a), dessen andres Ende zu der auf derselben Seite befindlichen Bürste führt, und dazu noch das Ende des aus dem Magnetschenkel hervorsehenden Drahtes (b). Unter die beiden andern Schraubenköpfe (r_2) werden die Zuleitungsdrähte der Batterie beim jedesmaligen Betriebe eingespannt, und es ist praktisch, sich außerdem irgend einen Ausschalter (Stromunterbrecher, Hebel nach Art eines Telegraphentasters) herzustellen, um den Strom beliebig öffnen und schließen, also die Maschine nach Bedarf in Gang setzen oder zum Stillstand bringen zu können.

In Fig. 12 ist der Verlauf des Stromes durch Pfeile übersichtlich eingezeichnet, und wir sehen, daß sich der bei K_1 eintretende Batteriestrom hier in zwei Aeste teilt, von denen einer durch die Wickelung der Feldmagnete geht, der andre durch die Bürsten in den Ring gelangt. Beide Aeste vereinigen sich in K_2 und kehren dann nach der Batterie zurück. Wir verwenden also nur einen Teil des gesamten Stromes zur Erregung der Feldmagnete, und den übrigen Teil zur Magnetisierung des Ringes. Man nennt diese Verbindungsweise „Parallelschaltung" von Ring und Magnet und heißt eine derartige Maschine eine „Nebenschlußmaschine". Die Wirkung ist in unsrem Falle viel höher, als wenn wir den gesamten Strom ungeteilt zuerst durch den Magnet und dann durch die Ringwickelung hindurchschicken würden (Hauptschlußmaschine).

Diese Wirkung, d. i. die Kraft unsrer Maschine*) richtet sich ganz nach der Stärke des Batteriestromes, ist aber auch zum Teil von der Genauigkeit unsrer Arbeit abhängig. Im allgemeinen wird unser Motor schon mit zwei bis drei (Leclanché- oder Bunsen-) Elementen zu betreiben sein, doch verträgt er einen Strom von zehn solchen Elementen noch, ohne merkliche Erwärmung der Drähte (darüber hinauszugehen ist nicht anzuraten). Es liegt demnach ganz in unsrer Hand, den Motor mit größerer oder geringerer Kraft zu verwenden, wir müssen dabei nur auf die Festigkeit unsrer ganzen Konstruktion einige Rücksicht nehmen.

Was schließlich die äußere Ausstattung anbelangt, so ist hier unserm Schönheitssinn ganz freies Spiel gelassen und werden Farben und Lack das ihrige dazuthun, um dem Ganzen ein maschinenmäßiges Aussehen zu geben. Jedenfalls empfiehlt es sich, alle Drahtbewickelungen mehrmals mit Schellack oder Firnis zu tränken, was besonders den ohnehin nur lose aufliegenden Ringspulen eine gewisse Festigkeit verleihen wird.

Es wäre überflüssig, die zahllosen Anwendungen und interessanten Versuche anzuführen, die sich mit einem solchen Elektromotor anstellen lassen, und die uns umsomehr Freude machen, als wir den Motor nach dem Muster einer im großen gebauten Dynamomaschine selbst angefertigt haben.

Allerdings sind im vorliegenden viele Einzelheiten unerwähnt geblieben, teils weil aus andern ähnlichen Anleitungen in diesen Blättern manches bereits bekannt sein dürfte, teils weil der Raum hierfür nicht ausreicht, und die Beschreibung eines einfachen Handgriffes viel zu lang ausfallen würde. Und es wird einen jeden von uns gewiß freuen, früher schon erlernte Kunstgriffe und Fertigkeiten anzuwenden, die sich nur schwer mit Worten erklären lassen, denn: Handwerk heischt Uebung und läßt sich nicht aus Büchern erlernen.

*) Ueber deren Bestimmung nach Pferdestärken (1 Pferdestärke = 75 Kilogrammeter) wird später näheres mitgeteilt werden.

Die schottische Sparbüchse.

Wie jeder Soldat den Marschallsstab im Tornister trägt, so birgt auch jede Sparbüchse den künftigen Millionär, um so mehr, als es jedenfalls leichter ist, Millionär als Marschall zu werden. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die Lebensaufgabe jedes Knaben darin gipfeln müsse, ein reicher Mann in klingender Münze zu werden. Sind Geld und Gut auch wünschenswerte, ja in gewissem Maße notwendige Dinge im Leben, so ist es doch viel wichtiger, unvergängliche Schätze zu sammeln, die, wie die Schrift so schön sagt, Motten und Rost nicht fressen und Diebe nicht nachgraben und stehlen können. Und das sind einesteils gute, nützliche Kenntnisse, andernteils gute Charaktereigenschaften.

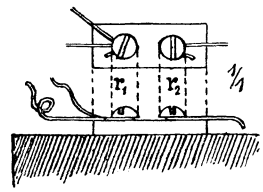


Fig. 16: Die Anfertigung der Klemmen.

Doch wir wollten den lieben Kameraden keine moralische Vorlesung halten — die vorstehenden Erwägungen drängten sich uns aber unwillkürlich auf, und da wir's kurz gemacht haben, wird's auch gut gewesen sein.

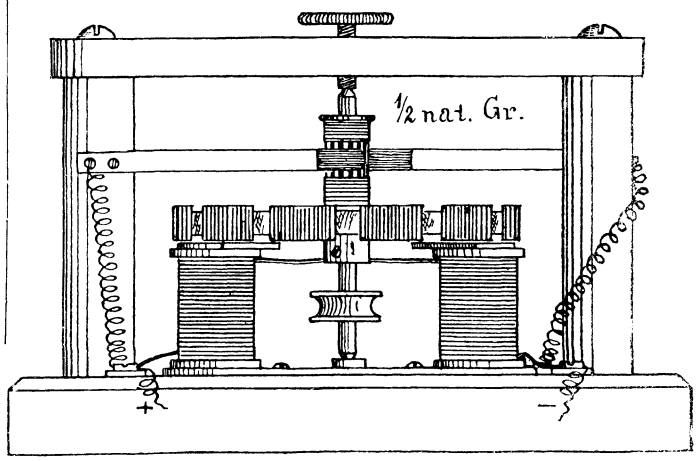
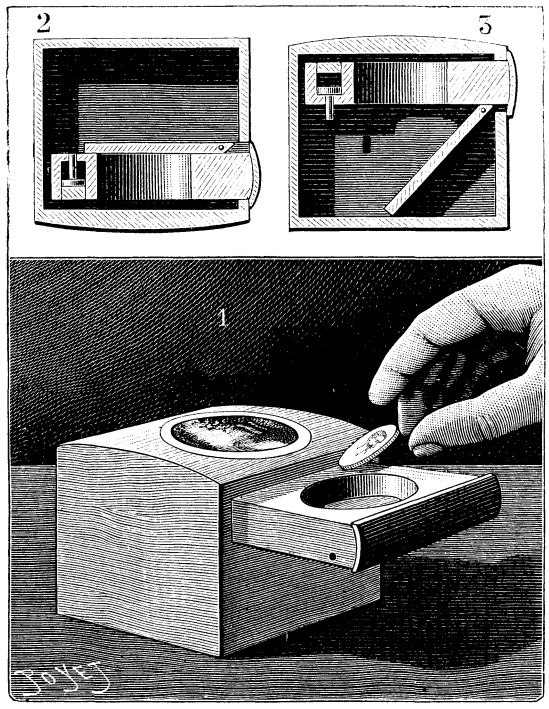


Fig. 17: Die fertige Maschine.

Zweck dieser Zeilen ist vielmehr, unsre jungen Leser mit einer eigenartigen Sparbüchse bekannt zu machen. Das Originelle derselben besteht in dem Schubladchen,

das beim Hineindrücken das eingelegte Geldstück verschwinden läßt, so daß es also der Sparbüchse einverleibt ist. Der Boden des Schubfächchens besteht nämlich aus einer durch ein Scharnier beweglichen Klappe, die bei aufrechter Stellung der Büchse, wie oben rechts ersichtlich, diagonal dem Boden der Büchse zugekehrt ist, durch das Herausziehen des Schubfächchens aber emporgehoben und in die horizontale Lage gebracht wird. Zur Aufnahme der Münze dient eine kreisrunde Vertiefung in der Mitte des Schubfächchens. Das Scharnier der Klappe befindet sich nächst dem Kopfende des Fächchens, während am entgegengesetzten Ende desselben ein Stift angebracht wurde, dessen Zweck es ist, das gänzliche Herausziehen des Schubfächchens zu verhindern.



Schottische Sparbüchse.

Nun entsteht aber die Frage: Wie ist die Sparbüchse zu öffnen, wenn man das Schubfächchen nicht ganz herausziehen kann, und einmal muß dies doch geschehen, sobald nämlich die Büchse gefüllt ist. Wo hier der Hase im Pfeffer liegt, werden die mechanischen Genies unter den Kameraden, und vielleicht auch schon solche, die es erst werden wollen, erraten, wenn sie die Figur oben links mit der rechts gegenüberstehenden vergleichen. Sie werden gleich sehen, daß bei ersterer die Büchse auf dem Kopf steht. „Halt!“ ruft das Märchen, „das muß denn doch seinen ganz besonderen Grund haben. Wegen einer etwaigen Oeffnung oder wegen des sonst üblichen Spaltes kann es nicht sein, denn es ist eben eine Sparbüchse ohne Spalt, und die Oeffnung, durch welche das Geld hineinspaziert, ist jetzt ja durch die Klappe geschlossen. Das kann es also unbedingt nicht sein. Was ist nun aber der Grund?“

Fritz, der daneben steht, hatte schon längst ein pfiffiges Gesicht gemacht. Märchen, der es bemerkt, fragt halb ärgerlich: „Nun, du weißt es wohl?“ — „Allerdings weiß ich es!“ — „Nun, so schieß los!“ — „Fällt mir gar nicht ein! So gut ich es gefunden, kannst du es auch, ich will dir aber auf den Trichter helfen. Betrachte dir 'mal den Stift, der dazu dient, daß man die Schublade nicht ganz herausziehen kann bei der aufrechten Stellung der Büchse und bei der Kopfstellung derselben. Nun?“ — „Nun, im ersten Falle ragt der Stift hervor, im zweiten nicht.“ — „Ganz recht! Was folgt daraus?“ — „Daß der Stift beweglich ist.“ — „Und warum ist er beweglich?“ — „Ah, jetzt hab ich's! Wenn man die Büchse auf den Kopf stellt, kann man die Schublade herausziehen und somit auch den Schatz heben.“

Dem Nordpol nahe!

Bei der Jagd auf einen Walfisch drang, wie neulich aus San Francisko berichtet wurde, der Walfischdampfer „New York,“ der den letzten Winter bei den Herschelinseln zubrachte, mit Hilfe einer ganz besonders von Eis freien See bis zum 84. Grad, d. h. sechs Grade vom Nordpol entfernt, vor. Das ist der nördlichste, je von Menschen erreichte Punkt. Das Schiff vermochte nicht weiter zu dringen, doch glaubt man, daß der Nordpol leicht hätte erreicht werden können, wenn das Schiff mit Hunden und Schlitten versehen gewesen wäre.

Palindrom.

Ich bin als Hausgerät bekannt
Und steh' im Zimmer an der Wand.
Oft berg' ich, was mit stiller Kraft
Der Dichter oder Forscher schafft.
Dreht ihr mich um, so hab' ich kaum
Für Musendienst und Forschung Raum.
In meinem Innern zeigt sich meist
Ein wilder, kriegerischer Geist.
Ich bin kein Ort der stillen Ruh;
In mir geht's meistens lärmend zu,
Und doch sucht nach des Tags Verlauf
Zur Ruhe mich der Wandrer auf.

Homonym.

An den Zähnen ist's zu schauen
Und beliebt bei jedem Stand,
Geht's voll Glanz in Deutschlands Gauen
Fort und fort von Hand zu Hand.
Unter seinem kühlen Schatten
Ruhen in der heißen Zeit
Auf den weichen, grünen Matten,
Wandrer voll Behaglichkeit;
Tausend frohe Liederweisen
Schallen laut aus ihm heraus;
Saftgeschwellte, süße Speisen
Bietet's reichlich uns zum Schmaus.
Wenn's in Gnade als Bescherung
Gott verlieh, voll Glanz und Pracht,
Beugen wir uns in Verehrung
Tief vor ihm und seiner Macht.

Rätseldistichon für Lateiner.

Aëra perlustrat pennis; at transnatat aequor,
Fluctibus aspersum, si caput addideris.

Rätsel.

Ich bin mit u und a ein Tier,
Mit u im tiefen Waldrevier,
Mit a im Strom, im Flusse,
Beut' Kost dir zum Genusse.

Auflösung des Wechselrätsels mit Anagramm auf Seite 196.

„Donar, Donau, Laudon.“

Auflösung des Pyramidenzahlenrätsels auf Seite 196.

„a, an, Pan, Plan, Alpen, Planet, Platane.“

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 16.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Bist du überzeugt, daß dein Oelvorrat hinreichend ist?“ fragte Buttler seinen Bruder.

„Er reicht. Du kannst dir aber denken, welche Mühe es mich gekostet hat, die Fässer von so weit her- und einzeln hinaufzuschaffen. Kein Mensch durfte etwas ahnen, und jede Begegnung hatte ich unterwegs zu vermeiden. Ich habe mich damit ein ganzes, volles Jahr geschunden und alles allein, ganz allein machen müssen, denn einen Vertrauten außer dir konnte ich nicht gebrauchen, und du warst nicht da.“

„Hättest du denn auch das, was nun noch zu thun ist, ohne fremde Hilfe fertig gebracht?“

„Es hätte gehen müssen, wäre aber nur sehr schwer gegangen. Du mußt bedenken, daß ich der Führer des Bankiers bin und mich also nicht von ihm entfernen darf, ganz besonders auch deshalb nicht, weil er sonst Verdacht schöpfen könnte. Und doch hätte ich dies thun müssen, um das Oel in das Wasser zu bringen. Es sind vierzig Fässer, eine wahre Heidenarbeit für einen einzelnen Menschen, der überdies keine Zeit dazu hat! Um so mehr freue ich mich, dich getroffen zu haben, denn ich denke doch, daß du mir helfen wirst?“

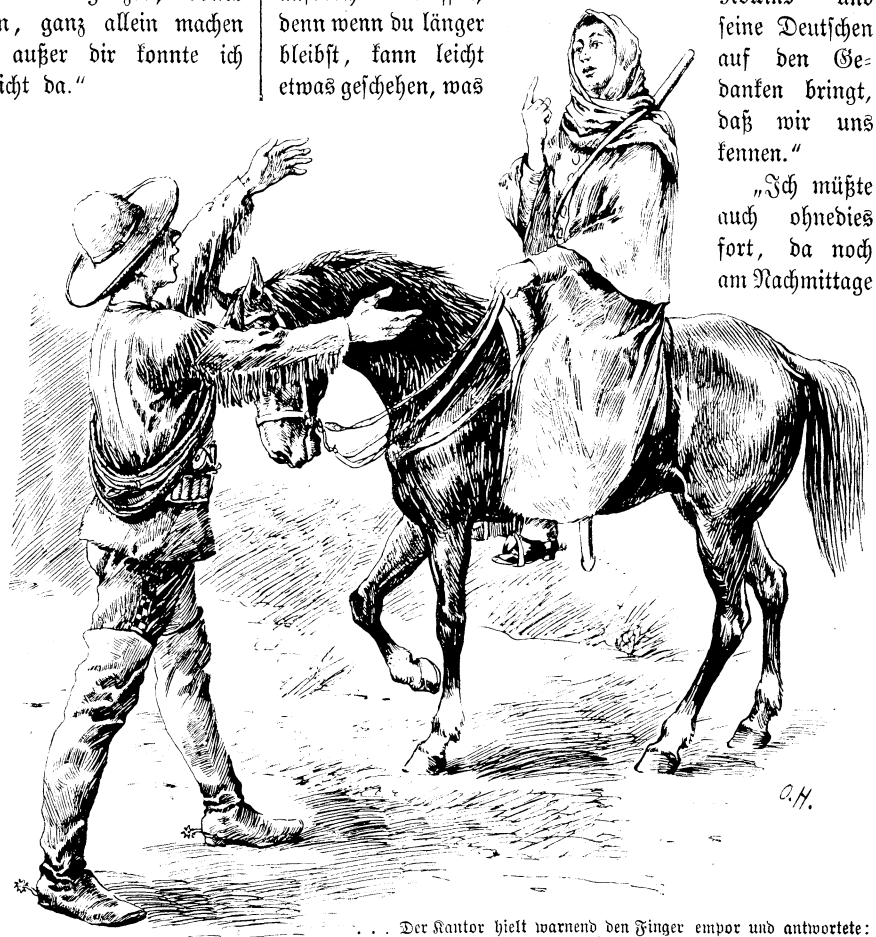
„Mit dem größten Vergnügen. Aber natürlich setze ich da voraus, daß es nicht umsonst geschehen soll.“

„Selbstverständlich. Zwar von den hunderttausend Dollars möchte ich nichts abgeben, denn ich habe sie redlich verdient, und du hast nun weiter nichts zu thun, als die Fässer zu öffnen. Ich werde also mehr verlangen und was dies beträgt, das ist dein, verstehst du?“

„Und wenn er aber nicht mehr gibt?“

„Er gibt mehr; ich versichere es dir. Und sollte ich mich darin täuschen, so kennst du mich und weißt, daß wir leicht einig werden. Du wirst aber heut noch aufbrechen müssen, denn wenn du länger bleibst, kann leicht etwas geschehen, was Rollins und seine Deutschen auf den Gedanken bringt, daß wir uns kennen.“

„Ich müßte auch ohnedies fort, da noch am Nachmittage



. . . Der Kantor hielt warnend den Finger empor und antwortete: „Kantor emeritus, wenn ich bitten darf, Herr Frank!“ . . .

Kühn, treu und wahr
Sei immerdar.

Felix Dahn.

die Auswanderer mit ihrem ‚Kleeblatte' ankommen und die dürfen mich natürlich nicht sehen."

„Ahnen sie, daß du sie verfolgst?"

„Nein, wenigstens glaube ich es nicht, denn sie können nicht erfahren haben, daß ich entkommen bin. Es hat uns große Anstrengung gekostet, sie ein- und dann heut gar zu überholen. Dieser schlaue Sam Hawkens hat sie beredet, von ihrer ursprünglich geplanten Richtung abzuweichen. Er ist über den Gila gegangen, anstatt diesem zu folgen und hat dann, um rascher reisen zu können, auf Bells Farm die langsamen Ochsen mit den schnelleren Maultieren vertauscht und ebenda die Wagen und alles überflüssige Gerät verkauft. Nun reiten sie alle."

„Du weißt bestimmt, daß sie heute hier ankommen?"

„Ja; ich habe sie gestern abend in ihrem Lager belauscht. Poller hat es auch gehört."

„Ah, dieser Poller! Ist er dir nicht im Wege?"

„Jetzt noch nicht."

„Aber desto mehr mir. Kannst du ihn nicht loswerden?"

„Schwerlich."

„Durch irgend eine List?"

„Geht nicht. Er würde mich aus Rache an das ‚Kleeblatt' verraten und gewiß auch Aufklärung über dich erteilen."

„Er kennt mich doch nicht!"

„O doch, denn als ich dich sitzen sah, habe ich ihm gesagt, daß du mein Bruder bist. Während wir uns jetzt hier befinden, wird sicher von eurer Petroleumquelle gesprochen; er denkt sich natürlich das Richtige und würde, wenn ich ihn verließe, an dir zum Verräter werden."

„Das ist dumm. Du hättest ihm nichts sagen sollen."

Es ist nun einmal geschehen und kann nicht geändert werden. Ueberdies kann er mir behilflich sein und mir da droben am Gloomy-water*) meine Arbeit sehr erleichtern."

„Willst du ihn einweihen?"

„Nur zum Teil, vollständig nicht."

„Dennoch wird er mit uns teilen wollen!"

„Mag sein; er bekommt jedoch nichts. Sobald ich ihn nicht mehr gebrauchen kann, schaffe ich ihn aus dem Wege."

„Well, das laß' ich gelten. Er mag uns jetzt helfen, und dann bekommt er, ist's nötig, eine Kugel oder mag im Petroleum ersaufen. Wann brecht ihr hier auf?"

„Das kann sofort geschehen."

„Schön! So könnt ihr heut abend schon weit von hier sein."

„Da täuschest du dich. Es fällt mir gar nicht ein, die deutschen Auswanderer aus den Augen zu lassen."

„Auf sie wirst du nun, da du mir zu helfen hast, verzichten müssen."

„Keineswegs. Es ist einer dabei, Ebersbach heißt er, welcher viel bares Geld bei sich hat, und außerdem besitzen sie viel und allerlei, was unsereiner gut gebrauchen und verwerten kann. Dazu kommt die Rache, die ich an ihnen nehmen will und die ich ganz unmöglich aufgeben kann."

„Ist mir außerordentlich unlieb und paßt ganz und gar nicht in meinen Plan!"

„Warum nicht? Ihr Weg führt sie in der Nähe des Gloomy-water vorüber; du brauchst dich ihnen also nur anzuschließen; das übrige ist dann meine Sache."

So weit waren sie in ihrem Gespräch gelangt, als sie Poller kommen sahen. Er trat ganz zu ihnen heran und sagte in wichtigem Tone: „Ich muß euch stören, denn da vorn gehen wichtige Dinge vor."

„Sind sie wirklich so wichtig, daß du uns deshalb unterbrechen mußt?" fragte Buttler unwillig.

„Ja. Nämlich Old Shatterhand und Winnetou kommen hierher.

„Alle Wetter!" fuhr Grinley auf. „Was haben die hier zu suchen!"

„Was geht es dich an, daß sie kommen?" meinte Buttler, jetzt wieder ruhig. „Dir kann es ja ganz gleichgültig sein, wo sie stecken."

„Ganz und gar nicht, denn da, wo diese beiden Menschen sich befinden, bleibt in der ganzen Gegend kein herabgefallenes Blatt unumgewendet; sie müssen alles wissen und erfahren alles."

„Hm, das ist wahr. Woher weißt du denn, Poller, daß sie kommen?"

„Eben als du dich entfernt hattest, kamen zwei Fremde, von denen wir es erfahren haben. Sie wollen hier auf Winnetou und Old Shatterhand warten und sind genau so gekleidet, wie diese beiden sich zu tragen pflegen. Jetzt sitzen sie da und kauderwelschen mit dem Buchhalter des Bankiers in deutscher Sprache."

„Woher wißt Ihr denn," fragte Grinley, „daß es ein Buchhalter mit seinem Bankier ist?"

„Rollins hat es selbst gesagt."

„Daß doch — hat er vielleicht gar noch mehr von uns erzählt?"

„Ihr meint von Petroleum? Ja, das hat er gesagt."

„Das ist fatal, außerordentlich fatal!" rief er aus, indem er eifrig aufsprang. „Ich muß vor zu ihnen, um weiteres zu verhüten. Ihr sagt, daß sie deutsch sprechen. Sind sie denn Deutsche?"

„Ja. Der eine wird Tante Droll und der andre Hobble-Frank genannt."

„Was Ihr sagt! Da gehören sie ja zu der Gesellschaft, die da oben am Silbersee in kurzer Zeit so reich geworden ist!"

„Ja; sie sprachen davon. Diese beiden Kerls scheinen sehr viel Geld bei sich zu haben."

„Und was sagten sie zu meiner Petroleumquelle?"

„Sie glaubten es nicht und haben den Bankier gewarnt. Sie halten es für Schwindel."

„Donner und Doria! Habe ich es nicht sofort gesagt, als ich hörte, daß Old Shatterhand und Winnetou kommen wollen! Sie sind noch nicht einmal da und schon beginnt

*) Düsteres Wasser.

der Teufel sein Spiel! Da können wir uns nur fest in den Sattel setzen. Was sagte der Bankier zu der Warnung?"

„Er schien das Vertrauen nicht zu verlieren; aber sie rieten ihm, hier auf Winnetou und Old Shatterhand zu warten und sich bei ihnen zu erkundigen."

„Das fehlte noch! Ging er vielleicht darauf ein?"

„Das sagte er nicht. Jetzt sitzt er still dort und scheint zu überlegen."

„Da muß ich zu ihm, um ihm die Grillen auszureden. Vorher aber muß ich mit Euch schnell klar werden, denn Ihr müßt fort. Also hört, was ich Euch sage!"

Sie sprachen noch eine kleine Weile leise und hastig miteinander. Es schienen Versprechungen und Beteuerungen zu sein, denn sie gaben einander die Hände mehreremal; dann gingen Buttler und Poller miteinander nach vorn, wo sie dem Ranchero erklärten, daß sie aufbrechen wollten. Sie wollten das, was sie verzehrt hatten, bezahlen, aber er nahm nichts, da sein Rancho kein Wirtshaus sei; dann ritten sie fort, ohne daß jemand — natürlich Grinley ausgenommen — etwas über ihre Namen und Absichten erfahren hatte. Sie waren nicht einmal darnach gefragt worden.

Kurze Zeit darauf kam Grinley herbeigeschlendert. Er that, als ob er sich nun ausgeruht habe, und setzte sich wieder an seinen Platz, indem er Frank und Droll höflich grüßte und ihnen ein möglichst offenes und ehrliches Gesicht zeigte, um ihr Vertrauen zu erwecken. Der Bankier konnte sich jedoch nicht halten; er sagte: „Master Grinley, hier sitzen zwei gute Bekannte von Winnetou und Old Shatterhand, nämlich Mr. Droll und Mr. Hobble-Frank, welche nicht an Eure Petroleumquelle glauben wollen. Was sagt Ihr dazu?"

„Was ich dazu sage?" antwortete der Gefragte gleichmütig, „ich sage, daß ich ihnen das gar nicht übelnehmen will. In Sachen, wo es sich um so große Summen handelt, muß man vorsichtig sein. Ich habe ja selbst auch nicht eher daran geglaubt, als bis meine Oelproben von mehreren Sachverständigen untersucht worden waren. Wenn es den Herren Spaß macht, mögen sie mit uns reiten, um sich zu überzeugen, was für eine mächtige Menge von Oel der Platz enthält."

„Sie wollen hier auf Winnetou und Old Shatterhand warten."

„Dagegen kann ich gar nichts haben; aber da ich mein Placer weder an Old Shatterhand noch an Winnetou verkaufen will, so bin nicht ich es, der auf diese beiden zu warten hat."

„Aber wenn nun ich warten möchte?"

„So fällt es mir nicht ein, Euch zu hindern. Ich zwinge keinen Menschen mit mir zu gehen. Wenn ich hinüber nach Frisko reite, finde ich Kapitalisten genug, welche sofort dabei sind und mich nicht unterwegs im Stiche lassen. Wer mir nicht glaubt, der mag daheim bleiben."

Er goß ein volles Glas Brandy hinunter und ging dann hinaus zu seinem Pferde.

„Da habt ihr es," meinte der Bankier. „Sein Verhalten muß euch vollständig überzeugen, daß er seiner Sache sicher ist."

„Das ist er allerdings," antwortete der Hobble-Frank. „Aber ob diese Sache eine gerechte oder ungerechte ist, wird sich erst später herausstellen."

„Ich habe ihn beleidigt, und er wird nicht hier warten. Es versteht sich ganz von selbst, daß ich ihn nicht allein fortlassen kann, sondern mit ihm gehen muß, denn ich mag auf das außerordentliche Geschäft, auf welches ich mit ihm eingegangen bin, nicht verzichten. Ihr werdet doch wohl zugeben, daß euer Mißtrauen noch gar nichts beweist."

„Für Euch wahrscheinlich nicht; aber wir hielten es für unsre Pflicht, Euch zur Vorsicht zu mahnen. Wir haben gesagt, daß da oben, wohin Ihr wollt, kein Petroleum gefunden werden kann; damit soll freilich nicht direkt behauptet werden, daß Euer Grinley partout ein Betrüger sei, denn er kann sich ja selbst geirrt haben. Doch will ich Euch freimütig gestehen, daß mir sein Gesicht nicht gefällt. Was mich betrifft, so würde ich es mir zehnmal überlegen, ehe ich ihm mein Vertrauen schenkte."

„Ich danke Euch für Eure Aufrichtigkeit, bin aber nicht der Meinung, daß man einen Menschen für sein Gesicht verantwortlich machen kann, denn er hat es sich nicht selbst gegeben."

„Da irrt Ihr Euch, Sir. Allerdings, das Gesicht wird dem Kinde von der Natur gegeben, dann aber durch die Erziehung und andre Eindrücke verändert, wobei auch die Seele von innen heraus an dieser Veränderung teilnimmt. Ich werde keinem Menschen trauen, der mich nicht aufrichtig und grad ansehen kann, und das ist mit diesem Master Grinley der Fall. Ich fordere keineswegs von Euch, ihn für einen Spitzbuben zu halten, sondern will Euch nur zur Vorsicht mahnen."

„Was das betrifft, Sir, so würde ich auch ohne diese Eure Ermahnung nicht leichtsinnig handeln. Ich bin Geschäftsmann und pflege scharf zu kalkulieren. Da versteht es sich ganz von selbst, daß ich hier, wo es sich um so hohe Summen dreht, mich hundertmal bedenke, ehe ich nur zehn Worte sage."

„Well, ich begreife das; aber Ihr seid unerfahren hier im wilden Westen. Ich will gern glauben, daß Ihr in Eurem Comptoir der Mann und Meister seid, dem nichts entgehen kann; die hiesigen Verhältnisse aber sind Euch fremd. Auch von dem Petroleum ganz abgesehen, wollt Ihr, der Ihr ein reicher Mann seid, mit einem Menschen, den Ihr nicht kennt, nach einer Gegend, in welcher Euch im Falle der Gefahr keine Spur von Hilfe werden kann — — —"

„O, wir sind ja zwei gegen einen!" fiel der Bankier ein, indem er auf seinen Begleiter deutete.

„Jetzt; ob aber auch später, das könnt Ihr nicht behaupten. Grinley kann da oben Helfershelfer haben, die auf Euch warten; auch müßt Ihr bedenken, daß die Roten, durch deren Gebiet Ihr kommt, grad jetzt im Aufstande begriffen zu sein scheinen. Und selbst, wenn dies nicht wäre, so gewährt Euch der Umstand, daß Ihr zwei

gegen einen seid, nicht die mindeste Sicherheit. Er schießt Euch plötzlich nieder, oder er nimmt Euch im Schlafe fest, um Euch Geld oder sonst etwas abzupressen. Darum habe ich Euch vorgeschlagen, hier zu warten, bis Old Shatterhand und Winnetou kommen. Das sind berühmte und erfahrene Männer, auf deren Urteil Ihr Euch ganz sicher verlassen könntet."

Rollins blickte eine ganze Weile nachdenklich und still vor sich nieder. Franks Vorstellungen hatten sichtlich Eindruck auf ihn gemacht. Dann fragte er: „Meint Ihr denn, daß beide Gentlemen sich für mein Vorhaben interessieren würden?"

Stromab.

„Ich bin überzeugt davon. Petroleum da oben am Chellyflusse! Ich versichere Euch, daß sie sich den Mann, der das behauptet, sehr genau ansehen würden. Höchst wahrscheinlich würden sie es Euch ganz aus freien Stücken anbieten, mit hinaufzureiten. Und in solcher Begleitung wäret Ihr sicherer, als wenn hundert Soldaten über Euch wachten."

„Das glaube ich gern; aber wie Ihr gesehen habt, kann ich leider nicht warten, bis sie kommen. Wenn ich darauf bestehe, hier zu bleiben, reitet der Oelprinz ganz sicher ohne mich fort."

„Davon bin ich auch überzeugt, und ich kenne auch den Grund: er hat die Begleitung solcher Leute höchst wahrscheinlich sehr zu fürchten."

„Mögt Ihr da recht haben, oder nicht, es bleibt mir nur die eine Wahl: Entweder begleiten wir Grinley weiter und setzen uns den Gefahren aus, auf welche Ihr hingedeutet habt, oder ich verzichte auf ein Geschäft, welches Millionen einbringen muß, wenn es glückt."

„Das ist richtig. Ich habe meine Schuldigkeit gethan und Ihr müßt nun selbst wissen, wofür Ihr Euch zu entscheiden habt."

„Das ist schwer, sehr schwer, zumal diese Entscheidung so rasch getroffen werden muß. Ich habe bis zu dieser Stunde das vollste Vertrauen zu Grinley gehabt; jetzt ist es beinahe erschüttert worden. Was soll ich thun? Verzichten? Die größte Dummheit, die es gäbe, wenn die Sache ehrlich wäre! Mr. Baumgarten, Ihr steht mir hier am nächsten, was werdet Ihr mir raten?"

Der junge Deutsche war dem Gespräche mit Aufmerksamkeit gefolgt, ohne sich an demselben zu beteiligen. Jetzt, da er direkt aufgefordert worden war, zu sprechen, antwortete er: „Die Sache ist so wichtig, daß ich darauf verzichten muß, Euch einen Rat zu geben, es würde dadurch eine Verantwortlichkeit auf mich fallen, die ich nicht auf mich nehmen kann. Also mit Eurer Erlaubnis, Sir, einen direkten Rat nicht; aber was ich an Eurer Stelle thun würde, das kann ich Euch sagen."

„Nun? Verzichten, oder die Gefahr auf mich nehmen?"

„Keines von beiden."

„Es gibt ja nichts Drittes!"

„O doch!"

„Was wäre das?"

„Wir reiten mit dem Oelprinzen weiter, ohne uns dadurch in Gefahr zu bringen."

„Wie wollt Ihr das anfangen?"

„Wir bitten diese beiden Gentlemen hier, Mr. Frank und Mr. Droll, uns zu begleiten."

„Hm!" brummte der Bankier. „Meint Ihr, daß uns dies nützen könnte?"

Er schien die beiden kleinen Männer nicht für voll anzusehen.

„Unbedingt!" antwortete der Buchhalter im Tone vollster Ueberzeugung. „Wer mit Winnetou und Old Shatterhand so lange zusammengewesen ist, wie diese meine beiden lieben Landsleute, auf den kann man sich gar wohl verlassen, ganz abgesehen davon, daß Mr. Frank und Mr. Droll auch ohnedies Männer sind, welche Haare auf den Zähnen haben."

„Zugegeben! Aber ob sie einverstanden sein werden, mit uns zu gehen?"

„Ich hoffe, daß sie es thun, wenn wir darum bitten."

„Nein, das werden wir nicht," antwortete der Hobble-Frank.

„Nicht?" fragte Baumgarten. „Warum?"

„Erstens weil wir hier bleiben müssen, um mit Shatterhand und dem Apachen zusammenzutreffen, und zweitens weil wir uns nur solchen Leuten anzuschließen pflegen, welche Vertrauen zu uns haben."

„Das haben wir ja!“

„Nein.“

„Wieso?“

„Hat Mr. Rollins es nicht sehr deutlich in Frage gestellt, ob wir Euch nützen würden?“

„Das war nicht so gemeint, wie Ihr es aufzunehmen beliebt. Ihr habt ihn besorgt gemacht und tragt also selbst die Schuld, wenn er sich nun bedenklich zeigt. Was aber mich betrifft, so halte ich grad euch beide für die Leute, welche wir brauchen, und denke, daß ihr einen Landsmann nicht im Stiche lassen werdet.“

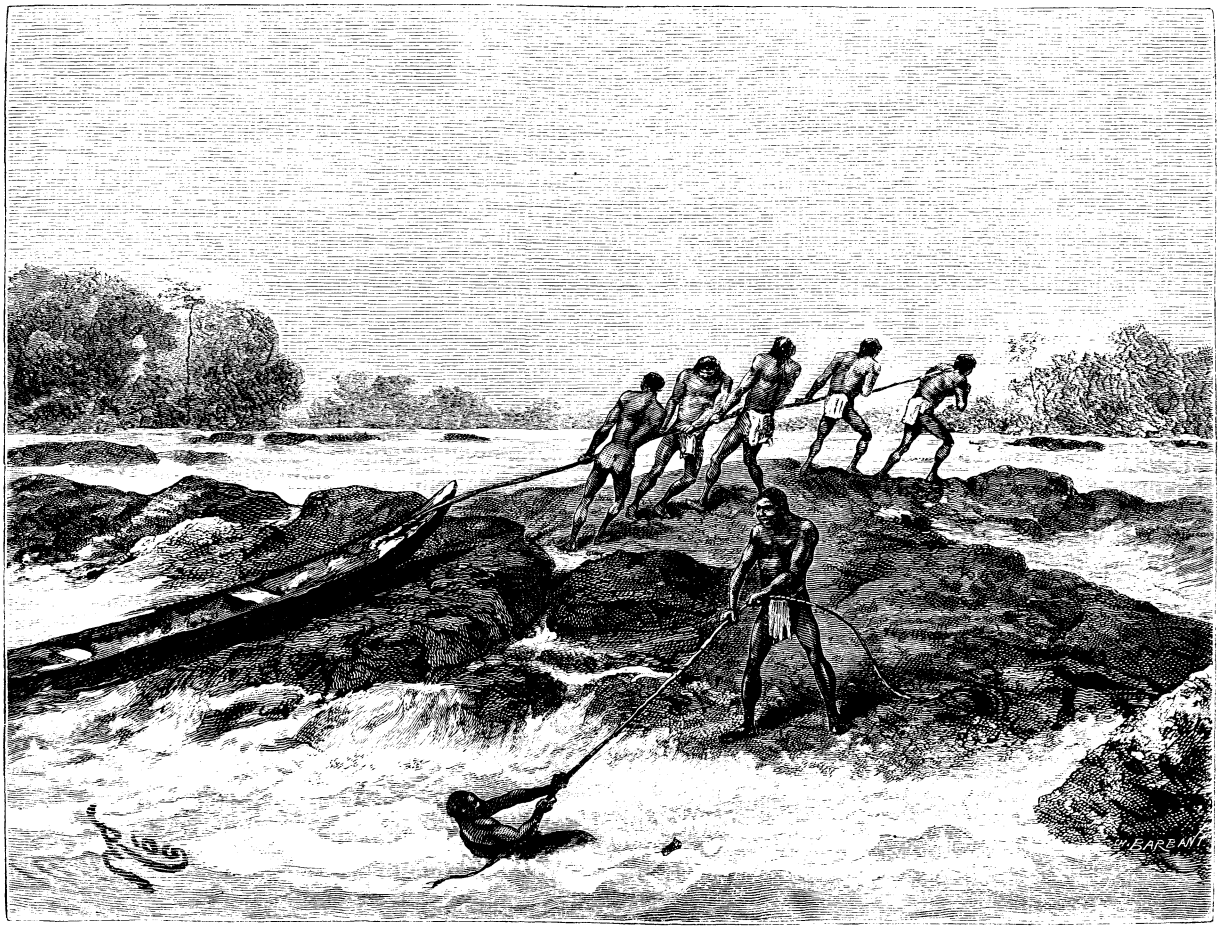
„Hm, das mit dem Landsmann hat seine Richtigkeit; ein Deutscher kann stets und überall auf uns rechnen. Ich würde also wohl mitgehen; aber Ihr wißt es ja, warum wir hier bleiben müssen.“

„Müssen? Das wohl nicht. Winnetou und Old Shatterhand können uns ja nachkommen, oder, wenn sie das nicht wollen, hier warten, bis Ihr zurückkehrt. Bedenkt, daß wir bis zum Chellyflusse nur drei Tage zu reiten haben; das wären sechs Tage für hin und zurück, gewiß keine lange Zeit für Leute, welche nicht nach Stunden zu rechnen brauchen, sondern vielmehr freie Herren ihrer Tage und Wochen sind. Euch und ihnen kann es sogar auf Monate und Jahre nicht ankommen.“

„Das geben wir zu; in dieser Beziehung sind wir nicht nur Freiherren, sondern Grafen und Fürsten. Uebrigens sind wir überzeugt, daß unsre berühmten Freunde sehr gern auf uns warten, oder gar uns nachfolgen werden, wenn wir sie durch den Ranchero darum bitten lassen. Sie haben keine Ahnung davon, daß wir hier sind, und schon die Freude, uns so unerwartet wiederzusehen, wird sie veranlassen, unsern Wunsch zu erfüllen. Was meinst du dazu, Vetter Droll?“

„Wir reiten mit,“ antwortete der Gefragte kurz entschlossen. „Old Shatterhand kommt sicher nach und der Apache auch. Ich brenne darauf, diesem Oelprinzen ein wenig auf die Finger zu sehen, und da er nicht warten will, so bleibt uns nichts übrig, als mitzugehen. Es gibt hier zwei Gründe, welche so wichtig sind, daß wir ihnen folgen müssen: es handelt sich um ein Millionengeschäft, und Mr. Baumgarten ist ein Deutscher, der ein Recht hat, Teilnahme und Hilfe von uns zu erwarten.“

„Ich danke euch!“ sagte der letztere, indem er ihnen die Hände drückte. „Ich will nun auch offen sein und gestehen, daß ich dem Oelprinzen kein volles Vertrauen entgegengebracht habe; grad darum bat ich Mr. Rollins, mich mitzunehmen. Ich habe Grinley unterwegs stets beobachtet und sehr scharf im Auge behalten, aber freilich nichts entdeckt, was mein Mißtrauen hätte vergrößern können. Jedoch nun, wo ich solche Leute, wie ihr seid, bei uns weiß, ist mir für die Folge nicht mehr bange. Schlagt ein, wollen gute Kameraden sein!“



Stromauf.

Er reichte den beiden abermals die Hände, und der Bankier folgte diesem Beispiele. Er schien jetzt erfreut darüber zu sein, solche Begleiter gefunden zu haben. Der Ranchero war herbeigekommen, hatte den letzten Teil des Gespräches mit angehört und sagte nun: „So ist's recht, Mesch'schurs; haltet gut zusammen! Ich denke nicht, daß ihr das wegen des Oelprinzen nötig haben werdet, denn ich kann nichts Böses über ihn sagen; aber der Indianer wegen gebe ich euch diesen Rat. Die Nijoras und Navajos haben ihre Kriegsbeile ausgegraben und selbst den Moquis, die sonst außerordentlich friedlich sind, soll heute nicht mehr zu trauen sein. Ihr werdet also nicht hierbleiben. Was soll ich Winnetou und Old Shatterhand sagen, wenn sie kommen?"

„Daß sie hier auf uns warten oder, noch weit besser, uns nach dem Chelleyflusse sofort folgen sollen," antwortete Droll. „Ich muß Euch aber sehr bitten, dem Oelprinzen hiervon nichts mitzuteilen!"

„Das verspreche ich Euch gern; er soll kein Wort erfahren. Wo er nur stecken mag? Will doch einmal nach ihm sehen."

Er ging hinaus vor das Thor, wohin Grinley vorhin vorausgegangen war, und sah sich nach demselben um. Da erblickte er eine Gruppe von Reitern, welche sich von Süden her dem Rancho näherte. Diese Leute waren noch so fern, daß man jetzt nur bemerken konnte, daß sie auch Lasttiere bei sich hatten. Bald darauf aber erkannte Forner, daß die Gesellschaft nicht nur aus Männern bestand; es waren auch Frauen und Kinder dabei. Einige Reiter hatten Pferde; die übrigen saßen auf Maultieren.

Voran ritt ein kleiner Kerl, welcher in einem großen und viel zu weiten bockledernen Jagdrocke stak. Von dem Gesichte waren wegen eines außerordentlich starken Bartwuchses nur zwei kleine, listig blickende Aeuglein und eine Nase zu sehen, welche fast erschreckende Dimensionen besaß. Dieses Männchen war Sam Hawkens, welcher mit seinen beiden Gefährten Dick Stone und Will Parker die Leitung der Auswandererkarawane übernommen hatte und mit derselben von dem erst projektierten Wege abgewichen war, weil das Verbleiben auf demselben zu viel Zeit erfordert hätte. Er ließ sein altes Maultier, die „Mary", aus dem langsamen Marschschritte in Galopp fallen, hielt sie vor Forner an und grüßte: „Good day, Sir! Nicht wahr, diese Niederlassung wird Forners Rancho genannt?"

„Ay, Master, das ist so," antwortete der Farmer, indem er erst den Kleinen und dann die nachfolgenden Reiter musterte. „Ihr scheint wohl Emigranten zu sein, Master?"

„Yes, wenn Ihr nämlich nichts dagegen habt."

„Ist mir recht, wenn ihr nur ehrliche Kerls seid. Wo kommt ihr her?"

„Ein wenig von Tucson herauf."

„Da habt ihr einen bösen Weg gehabt, zumal Kinder bei euch sind. Und wo wollt ihr hin?"

„Gegen den Colorado zu. Ist der Ranchero daheim?"

„Yes, wie ihr seht. Ich bin es selbst."

„So sagt, ob wir bis morgen früh bei Euch rasten dürfen?"

„Soll mir recht sein; denn ich hoffe, daß ich es nicht zu bereuen brauche, wenn ich euch diese Erlaubnis gebe."

„Werden Euch nicht fressen; darauf könnt Ihr Euch verlassen. Und was wir vielleicht von Euch entnehmen, das werden wir gern bezahlen."

Er stieg ab. Der Oelprinz hatte erst fern gestanden, war aber näher gekommen und hatte alles gehört. Er wußte nun, daß er die Auswanderer vor sich hatte, von denen er von seinem Bruder und dem ungetreuen Führer gehört hatte. Die im Hofe befindlichen Personen kamen auch an das Thor, und zwar grad in dem Augenblicke, in welchem die Gesellschaft dort anlangte, um abzusteigen. Das ging aber nicht so glatt, wie man erwartet hatte. Der Maulesel, auf welchem Frau Rosalie saß, schien seinen Kopf für sich zu haben; er wollte sie nicht herablassen, sondern weiterlaufen. Der Hobble-Frank trat als stets galantes Kerlchen herbei, um ihr behilflich zu sein, und das empörte den Maulesel in der Weise, daß er mit allen vier Beinen zugleich in die Luft ging und sie abwarf. Die Frau hätte sicher einen schweren Fall gethan, wenn Frank nicht so gewandt gewesen wäre, sie aufzufangen. Aber anstatt ihm dafür dankbar zu sein, riß sie sich von ihm los, gab ihm einen sehr kräftigen Rippenstoß und fuhr ihn zornig an: „Sheep's-head!" — was so viel wie Schafskopf bedeutet.

„Sheep's-nose — Schafsnase!" antwortete er in seiner wohlbekannten Zungenfertigkeit.

„Clown — Grobian!" fuhr sie wütend fort, indem sie ihm die geballte Rechte entgegenstreckte.

„Stupid girl — dumme Liese!" lachte er und wendete sich von ihr ab.

Sie hielt ihn für einen Amerikaner und hatte sich also derjenigen englischen Kampfeswörter bedient, welche ihr bekannt waren, die stupid girl aber brachte sie in solche Aufregung, daß sie seinen Arm faßte und ihn deutsch andonnerte, weil ihr englischer Sprachschatz nun nicht weiterreichte: „Sie Esel, großartiger, Sie! Wie können Sie eine Dame schimpfen! Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin Frau Rosalie Eberschbach, geborene Morgenschtern und verwitwete Leiermüllern. Ich werde Sie beim Gerichtsamte anzeigen! Erscht machen Sie mir meinen Esel irre; nachher quetschen Sie Ihre Arme um meine Tallje, und endlich werfen Sie mir Schimpfwörter ins Gesicht, die een anschtändiger Mensch gar nich kennen darf. Das muß gerochen werden! Ich werde Sie ganz exemplarisch beschtrafen lassen. Verschtehn Se mich?"

Sie blickte ihn höchst herausfordernd an und stemmte kampfeslustig beide Hände in die Hüften. Der Hobble-Frank trat vor Ueberraschung einen Schritt zurück und fragte: „Wie war das? Ihr Name is Rosalie Eberschbach?"

„Ja," antwortete sie, indem sie ihm diesen Schritt folgte.

„Geborene Morgenschtern?" fuhr er fort, indem er zwei Schritte retirierte.

„Natürlich! Oder hab'n Sie vielleicht etwas dagegen?“ erwiderte sie, indem sie ihm um zwei Schritte folgte.

„Verwitwete Leiermüllern?“

„Na, freilich!“ nickte sie.

„Aber da sind Sie doch wohl eene Deutsche?“

„Und was für eene! Sagen Se nur noch een falsches Wort, so werden Se mich kennen lernen! Ich bin gewöhnt, daß man per Galanterie mit mir verkehrt. Verschtehn Se mich!“

„Und ich bin doch galant gegen Sie gewesen!“

„Galant? I, was Se nich sagen! Is es etwa galant von Ihnen, sich an meinem Esel zu vergreifen?“

„Ich wollte ihn nur halten, weil er Ihnen nich gehorchte.“

„Nich gehorchte? Da hört aber gradezu alles und verschiedenes off! Mir gehorcht jeder Esel; das können Se sich merken! Und nachher haben Se mich in Ihren Armen halb zerdrückt. Der Atem ging mir aus, und das Feuer is mir förmlich aus den Oogen herausgefahren. Das muß ich mir schtreng verbitten. Mit eener Dame muß man hübsch sachte und behutsam verfahren. Wir sind das schönere und ooch das sanftere Geschlecht und wollen zart behandelt sein. Wer aber wie een Packträger zugreift und — — —“

Sie hielt inne, denn sie wurde unterbrochen; es erscholl hinter ihr ein Ausruf, der sie verstummen ließ, ein Ausruf der Verwunderung und des Entzückens: „Herr Jemmineh, das ist ja doch wohl der berühmte Hobble-Frank!“

Frank wendete sich schnell um und rief, als er den Sprecher sah, mit ebenso großem Erstaunen: „Unser Kantor Hampel! Is das denn die Möglichkeet! Schteigen Sie ab, und schweben Sie in meine Arme!“

Der langsame Opernbeflissene war, wie gewöhnlich, zurückgeblieben und erst jetzt beim Thore angekommen. Er hielt warnend den Finger empor und antwortete: „Kantor emeritus, wenn ich bitten darf, Herr Frank! Sie wissen ja, es ist nur der Vollständigkeit halber und um etwaige Verwechselungen zu vermeiden. Es könnte leicht einen zweiten Kantor Matthäus Aurelius Hampel geben, der noch nicht emeritiert worden ist. Und sodann möchte ich Sie, ehe ich absteige, auf einen noch andern Punkt aufmerksam machen.“

„Off welchen denn?'

„Das werde ich Ihnen gleich sagen.“

„Sie sehen, wie begierig ich darauf bin, mein sehr verehrter und lieber Kantor.“

„Sehen Sie, da ist es schon wieder! Sie sagen bloß Kantor, während ich Sie höflicher Weise Herr Frank tituliere. Ein Jünger der Kunst darf sich nichts vergeben, und darum muß ich Sie bitten, bei mir zukünftig den ‚Herrn‘ nicht wegzulassen. Das ist nicht etwa Stolz von mir, sondern nur der Vollständigkeit wegen, wie Sie wohl wissen werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Waghalsige Fahrten.

Daß die Wilden nicht nur die besten Schwimmer, sondern auch die besten und kühnsten Schiffer sind, können uns die „Kameraden“ aufs Wort glauben. Nicht nur, daß sie — speziell diejenigen einiger polynesischer Inseln — weite Seereisen in gebrechlichen Kähnen unternehmen, sie wagen sich mit ihnen auch die Stromschnellen hinab, natürlich nur, nachdem sie die geeignetste Stelle darin ermittelt haben, was nötigenfalls geschieht, indem sie solche vorher schwimmend untersucht haben. Selbstverständlich geht das nicht immer glatt ab, ebensowenig, wie es bei ihren Seereisen der Fall ist. Zuweilen wird das Fahrzeug von der heftigen Strömung umgerissen, oder es macht, unten angekommen, einen Kopfsprung und taucht tief unter, wobei die Ladung des Bootes in der Regel verloren geht. Die Insassen selbst aber haben sich durch das unfreiwillige Bad keineswegs sehr erschrecken lassen. Sie tauchen rasch wieder an die Oberfläche, erhaschen den Kahn und machen ihn wieder flott. Leiden sie auf See Schiffbruch, so müssen sie zwar auf das Fahrzeug verzichten, für sie selbst ist aber der Fall nur selten verhängnisvoll, denn sie können das Schwimmen tagelang aushalten. Diese Erfahrung mußte einst in unliebsamer Weise ein englischer Schiffskapitän machen, der auf einer polynesischen Insel verschiedene Eingeborene als Matrosen engagierte und ihnen das Handgeld schon ausgezahlt hatte. Am andern Morgen nach der Abfahrt waren die Bursche spurlos verschwunden. Unter dem Schutze der Dunkelheit waren sie gegen Tagesanbruch ins Meer gesprungen und hatten die Heimreise mit dem Handgeld schwimmend angetreten. — Ist eine Stromschnelle wegen der darin befindlichen Klippen für das Fahrzeug unpassierbar, so ziehen die Wilden dasselbe ans Land und umgehen die Stromschnelle, indem sie das Boot auf die Schultern nehmen. Auf einen solchen Fall bezieht sich unsre zweite Abbildung, während die erste eine Fahrt die Stromschnelle hinab zum Gegenstande hat.

Auf der Rennbahn.

Wie sie vorbeisausen, die edlen Renner in wildem Jagen, jeder Muskel gespannt, die Nüstern weit geöffnet, gespornt von den kühnen Reitern und geführt durch deren eherne Faust. Glatt und schön war der Start, der Ausgangspunkt des Rennens; schon sind an tausend Meter mit Sturmeseile zurückgelegt und die Pferde alle immer noch dicht auf. Aber noch haben sie sich nicht „voll ins Zeug“ gelegt, die Reiter verstehen mit der Kraft und Ausdauer ihrer Renner, die sie genau kennen, hauszuhalten, erst im letzten Viertel der Bahn wird der Kampf sich verschärfen, ein Teil der Pferde dann merklich abfallen, an der Tête aber das Ringen um die Palme des Sieges um so energischer sich entspinnen, bis das Ziel endlich genommen ist, der Sieger

dem zweiten Pferde oft nur um eine knappe Halslänge voraus. Getrieben vom Ehrgeiz und dem Sporne, den die Passion des Sports an sich schon zeitigt, setzen die Reiter ihr Bestes ein, sich als Meister ihrer Kunst zu zeigen, und das begeisterte Publikum ermangelt nicht, ihnen durch Beifallssalven die Anerkennung zu zollen.

Spät erkannt.

(Fortsetzung.)

Georg nahm die Worte von Ludolfs Begleiter für eine Verabschiedung und zog den Hut. Ludolf stellte ihn zwar noch Herrn Müller als Wotans Lebensretter vor, drang aber nicht in ihn, weiter mitzugehen. So lenkte denn Georg die Schritte seiner eigenen Behausung zu, wo Herr Hilgert äußerst unruhig die Nachricht in Empfang nahm, die „diminuierte Blumengärtnerei" sei mit dem besten Willen nicht zu beschaffen gewesen. — — —

Zu Georgs Ueberraschung und seines Vaters lebhafter Zufriedenheit erschien jedoch nach Verlauf von einer Woche der alte Diener, der Wotan in Empfang genommen, mit einem Exemplar des so heiß begehrten Werkchens in der Wohnung, das er im Auftrag des Herrn von Weitenfels für den jungen Herrn abzugeben habe.

„Wirklich ein liebenswürdiger, aufmerksamer Mann," sprach Herr Hilgert. „Du mußt ihm in den nächsten Tagen meinen Dank bestellen," und er vertiefte sich sogleich in die Geheimnisse des Verfahrens, die Riesenblüte der Sonnenblume zu dem bescheidenen Umfang eines Maßliebchens herabzumindern.

Sehr bereitwillig fügte sich Georg dem väterlichen Befehle. Er freute sich, „seinen" alten Herrn wiederzusehen, und auch Ludolf war ihm nicht länger unsympathisch. Georg hatte ein liebe- und anschlußbedürftiges Gemüt, das, seit dem frühen Tod der Mutter, in dem ausschließlichen Verkehr mit dem meist sehr einsilbigen Vater kein volles Genügen fand.

„Wir wollen morgen schon nach meinem Gut übersiedeln, um längere Zeit dort zu bleiben," sagte Herr von Weitenfels, in dessen Arbeitszimmer er geführt worden war, nachdem Georg seine Dankesbotschaft ausgerichtet.

„Wie gut, daß du heute kamst. Entschuldige das ‚du', mein Junge, aber ich bin von der alten Schule und könnte dein Großvater sein. Hättest du nicht Lust, mitzugehen?"

„Gerne," antwortete Georg hocherfreut, „wenn ich nur nicht in die Klasse müßte."

„Ach ja, ich vergaß; Ludolf besucht keine öffentliche Schule, er ist als Kind viel krank gewesen. Herr Müller leitet seine Studien zu Hause. Vielleicht ließe es sich aber über Weihnachten möglich machen, doch du wirst nicht von Hause fern sein wollen bei der Bescherung?"

„Die haben wir nicht mehr, seit Mama starb," versetzte Georg. „Nur Walburg stellt mir immer ein kleines grünes Bäumchen in mein Zimmer, einzig mit Lichtern geziert, aber es duftet doch so weihnachtlich . . ."

Er stockte in seiner Rede, es waren ihm Ludolfs Aeußerungen beigefallen über die zu ihm geladenen Jungen, von denen er wenigstens am Christfest verschont zu bleiben hoffe.

Herr von Weitenfels nahm seine Worte für eine Zustimmung und sagte: „Ich denke, es soll dir draußen gefallen. An Ludolf hast du zwar keinen sehr unternehmenden Gefährten, falls es etwa gelten sollte, durch fußtiefen Schnee im Walde herumzustapfen" — er deutete nach dem grauen Winterhimmel, von dem zögernd die ersten Flocken zur Erde niedersanken — „aber zu Schlittenfahrten und dergleichen Vergnügungen ist er mitunter doch zu haben."

„Bitte, Großpapa, singe mein Lob nicht allzu laut, ich erröte sonst hinter dem Vorhang," fiel hier Ludolfs helle scharfe Stimme ein, und er streckte seinen braunen Kopf zwischen den schweren Plüschfalten hindurch.

„Was treibst du dahinten," rief unwillig sein Großvater, „und warum fällt dir ein nicht vorzugehen, wenn Besuch da ist!"

„Ich hielt mich für überflüssig," erwiderte Ludolf mit verstellter Bescheidenheit, aus der Fensternische tretend, „getrieben aber habe ich nichts."

„Wie gewöhnlich," schaltete dem Enkel allein verständlich Herr von Weitenfels hier ein.

„Ich sah zu, wie die weißen Flöckchen tanzen in der Luft und sich besinnen, ob sie auf den schmutzigen Boden herabwollen, das ist so nett," setzte Ludolf hinzu, indem er sich Georg näherte.

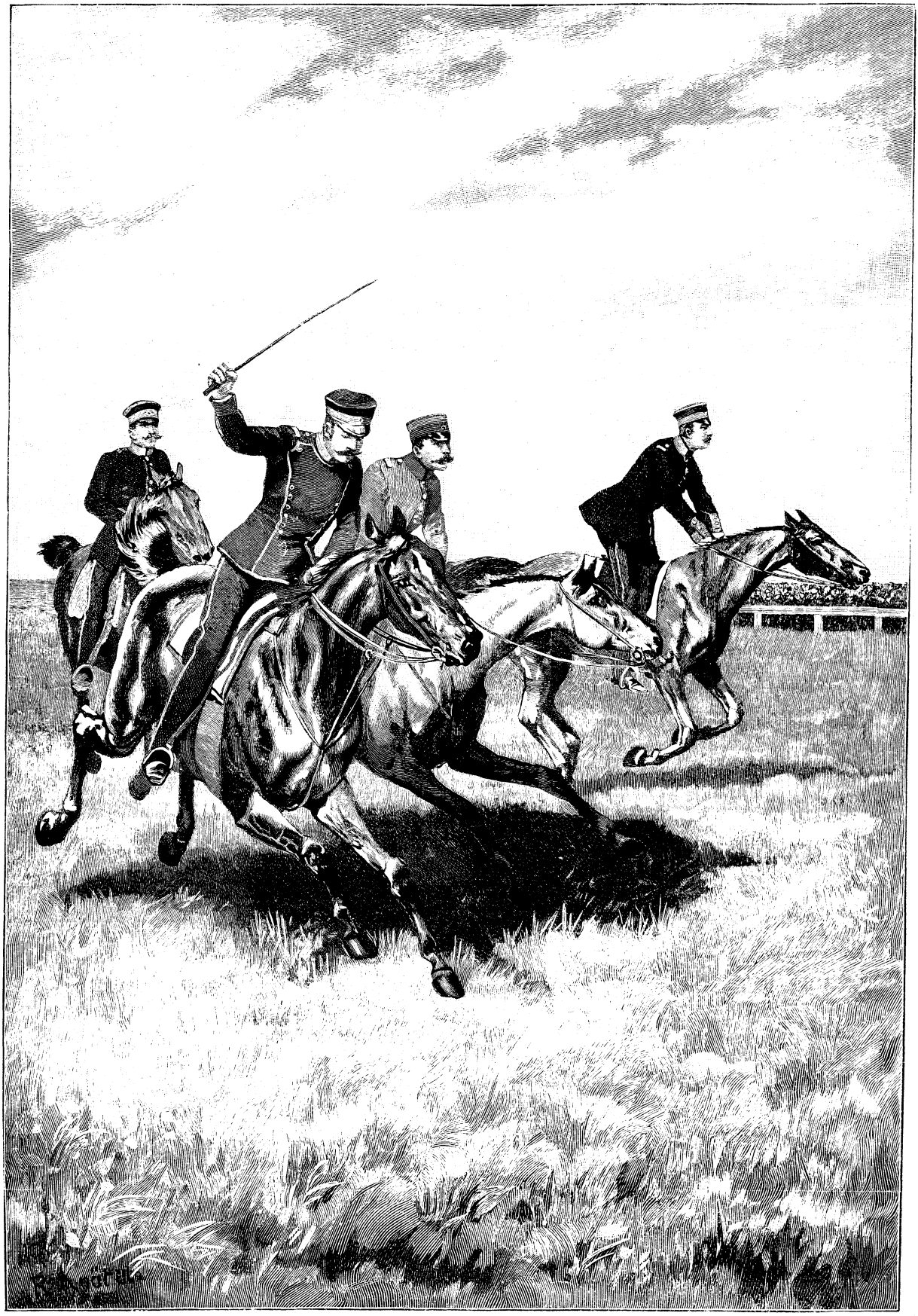
„Unterhalte einstweilen unsern Gast," unterbrach ihn Herr von Weitenfels, der sich von seinem Sessel erhob. „Ich muß nach meinem Reitpferd sehen, das gestern etwas lahmte, dann wollen wir miteinander frühstücken."

„Nun sollen wir warm werden zusammen," sagte Ludolf, als sein Großvater die Thüre hinter sich schloß. „So macht Großpapa es immer. Was läuft er in den Stall? Der Schimmel geht gar nicht mehr krumm."

„Ich möchte Ihnen um die Welt nicht lästig fallen," versetzte Georg, den bei aller Gutherzigkeit das unverbindliche Benehmen seines Gefährten einigermaßen verletzte, „ich kann ganz gut allein hier warten, bis Herr von Weitenfels zurückkommt."

„So war es nicht gemeint," entgegnete Ludolf. „Ich mag es nur nicht leiden, wenn die Leute Ausflüchte gebrauchen und mir etwas weismachen wollen."

„Ihr Herr Großvater mochte mich nicht ohne Entschuldigung verlassen," verteidigte Georg Herrn von Weiten-



Auf der Rennbahn.

fels' Verfahren. „Das war mir Jungen gegenüber eine Artigkeit."

„Und meine Offenherzigkeit ist eigentlich eine Unart," ergänzte Ludolf, „nun ja, man kann es auch so auffassen. Ich will mich übrigens nicht besser machen, als ich bin, da wir voraussichtlich noch länger miteinander verkehren werden. Man muß Enttäuschungen verhüten. Ich lüge auch bisweilen, allein dann weiß ich immer, daß ich lüge und bilde mir nicht ein, die Wahrheit zu reden," fuhr er kaltblütig fort.

„Sein Unrecht einsehen, ist der erste Schritt zur Besserung," meinte lächelnd Georg.

„Ob mein Bekenntnis gerade in diesem Sinn zu nehmen ist, bleibt zweifelhaft," erklärte Ludolf. „Ein jeder hilft sich, so gut er kann. Sie werden auch nicht immer die reine Wahrheit sprechen."

„Wenigstens habe ich den besten Willen dazu," versicherte Georg. „Das Lügen kommt mir gemein vor und auch ein bißchen feig."

„Wieso?" drang Ludolf in seinen Besucher. „Herr Müller sagt, man muß jeden Ausspruch zu begründen wissen, seitdem bin ich etwas wortkarg mit ihm."

„Feig ist es, die Unwahrheit zu reden, weil man nicht für seine Handlungen einzustehen wagt, und gemein ist es, die Leute zu täuschen, die Vertrauen haben in unser Wort."

„Wohl gesprochen," bestätigte Ludolf, „trifft aber bei mir nicht zu. Nehme ich es einmal mit der Wahrheit nicht genau, so geschieht es einfach aus Bequemlichkeit. Es ist so verlockend, ‚nein' zu sagen, sobald das ‚ja' lange Erklärungen erfordert."

„Wollte jeder es so machen, könnte man sich auf nichts und niemand mehr verlassen," gab Georg zur Antwort, und außerdem: „wer mich um etwas fragt, schenkt mir Vertrauen."

„Das hat etwas für sich," lenkte Ludolf ein, „ich werde darüber nachdenken, gestrenger Sittenrichter. Es ist übrigens merkwürdig, wie meine Person in allen, die mit mir in Berührung kommen, die Beredsamkeit weckt. Ich sage immer zu Herrn Müller, er schulde es einzig mir, wenn er dereinst als Kanzelredner glänzen sollte; Uebung macht den Meister. Großpapa hält zwar keine langen Reden, aber in kurzen Mahnsprüchen ist er unerschöpflich. Und nun haben wir beide uns kaum gesehen und schon fließen Worte der Weisheit über Ihre Lippen."

Georg lachte gutmütig. „Da wäre mir freilich der Umgang mit Ihnen sehr vorteilhaft," versetzte er, und ernster werdend, fügte er hinzu: „Ich möchte Ihnen gerne etwas sagen, ehe Herr von Weitenfels zurückkommt. Er war so gütig, mich einzuladen, er weiß wohl nicht, daß Sie keine Freude daran haben . . ."

„Wer sagt das?" fiel ihm Ludolf ins Wort.

„Sie selbst, neulich auf der Straße."

„Neulich? Heute aber sage ich anders. Damals habe ich nicht von Ihnen gesprochen, sondern von den bengelhaften Jungen, die Großpapa in sein Haus zu schleppen beliebt, um mich aufzurütteln, wie er es nennt. Nein, ich glaube, wir kämen gut zusammen aus. Sie haben mir gleich gefallen das erste Mal, wie Wotan Sie so stürmisch begrüßte. Drum schüttelte ich meinen Herrn Müller ab, als wir uns wieder begegneten und wartete vor der Buchhandlung." Mit einem verschämten Ausdruck in seinen sonst so gleichgültig blickenden Augen bot er Georg die Hand, die dieser herzlich ergriff.

„Auf du und du?" sprach Ludolf und Georg nickte. „Großpapa in seiner gebieterischen Art hat sich ohnehin das ‚du' gleich herausgenommen."

„Er hat mir eine Ehre damit erwiesen," erklärte Georg, und da ihm die wenig rücksichtsvolle Weise mißfiel, in der sein neuer Freund von seinem nächsten Anverwandten sprach, fuhr er voll Ueberzeugung fort: „Es ist ein herrlicher Mann, so stelle ich mir Goethe vor in seinem Alter."

„Oho," rief Ludolf, „du hast kühne Vergleiche; solch großer Geist ist er doch nicht, obschon er es zu etwas gebracht hat im Leben und ausführte, was er sich vorgenommen hatte als Junge in unsern Jahren."

„Den Eindruck macht er," sagte Georg mit Wärme. „Ein mittelloser Commis aus ursprünglich adeliger, aber längst verarmter Familie ist er ehedem in ein Bankgeschäft getreten, aus dem er später als erster Teilhaber schied," erzählte Ludolf. „Schon vorher kaufte er das Stammgut seines Hauses zurück, die Besitzung Weitenfels, die du bald kennen lernen wirst, und führt nun wieder den alten Namen Stöger von Weitenfels. Ich nenne mich auch so — Großpapa kam bei der Regierung darum ein, daß der neu erstandene Titel auf mich übergeht, obgleich ich eigentlich Werner heiße. Mama war nämlich seine Tochter und an einen österreichischen Offizier verheiratet. Nun kennst du Großpapas Thaten," schloß Ludolf lächelnd. „Mit der Dichtkunst aber, fürchte ich, steht er auf schlechtem Fuße. Wenigstens ärgert er sich immer, falls ich Gedichte lese und Schauspiele oder Märchen und Sagen statt der belehrenden Bücher, die er mir schenkt."

„Ich meinte ja auch nur seine Erscheinung, sein ganzes Wesen, das ruhige bestimmte Auftreten," verfocht Georg seinen Ausspruch.

Der Eintritt eines Dieners, welcher den jungen Leuten meldete, Herr von Weitenfels erwarte sie im Speisezimmer, machte der Unterhaltung vorläufig ein Ende.

„Großpapa," begann Ludolf sogleich, nachdem er mit seinem Gefährten am Tische Platz genommen, „du hast einen feurigen Verehrer an Georg gefunden. Ich will dir lieber gar nicht sagen, wem er dich gleichstellt, um deine Bescheidenheit zu schonen," und er lachte übermütig zu Georg hinüber. „Ich habe übrigens getrachtet, seine Bewunderung in die rechte Bahn zu lenken, indem ich ihm von deinen Leistungen im praktischen Leben erzählte."

„Mein Papa war ebenfalls Kaufmann," sagte Georg, „und in einem Bankgeschäfte thätig. Er mußte jedoch früh schon seinen Beruf aufgeben, krankheitshalber, und selbst jetzt erlaubt ihm sein Zustand keine regelmäßige

Beschäftigung. Zuerst zog er, um sich zu erholen, auf das Land. Da er aber nur wenig ausgehen und dadurch keinen Genuß von der Natur hatte, fand er es besser, wieder in einer großen Stadt zu wohnen, der sonstigen Annehmlichkeiten wegen."

„Wo bist du geboren, mein Junge," fragte Herr von Weitenfels.

„Eben in dem kleinen Vorarlberger Dorfe, Alzach heißt es, wo Papa vorübergehend lebte. Mama war aus Bregenz gebürtig."

„Und wo ist dein Vater früher Kaufmann gewesen?"

„In Wien, soviel ich weiß. Papa spricht nicht von jener Zeit, ich glaube, es schmerzt ihn, daß er sich so früh von allen Geschäften zurückziehen mußte."

„Du willst dich wohl dem Studium zuwenden," sagte Herr von Weitenfels nach einer kleinen Weile, während welcher er nachdenklich vor sich hingesehen.

„Ich möchte Arzt werden," antwortete Georg. „Helfen und heilen, ist das nicht wunderschön?"

„Schön, aber schwer und undankbar," meinte Ludolfs Großvater. „Nicht dein Geschmack?" wandte er sich an den Enkel.

„Ich werde Offizier, falls sie mich nehmen, das ist eine alte Geschichte," erwiderte dieser.

„Dann darfst du aber künftighin nicht jede körperliche Anstrengung scheuen und mußt verschiedenen lieben Angewohnheiten entsagen."

„Alles zu seiner Zeit, Großpapa," versetzte Ludolf gelassen. „Wenn es Krieg gibt und ich werde verwundet, kannst du mich wieder zusammenflicken," sagte er hierauf zu seinem Freund Georg.

„Du solltest zur Marine gehen, statt zum Landheer," schlug ihm dieser vor. „Ich werde Schiffsarzt und wir sehen zusammen die Welt."

„Ich bin nicht neugierig," bemerkte Ludolf ruhig ablehnend, „nichts langweiliger als endlose Seefahrten. Dergleichen liest sich ganz hübsch in einem Buch, man stellt sich darunter wer weiß was vor und ist enttäuscht, sowie man es mitmacht."

„Deshalb zieht Ludolf es vor, im Schaukelstuhl zu liegen und seine Illusionen zu bewahren," sagte Herr von Weitenfels etwas bitter, indem er von der Tafel aufstand und sich mit freundlichem „Auf Wiedersehen in Weitenfels!" von Georg verabschiedete.

In seinem Zimmer harrten auf dem Schreibtisch die inzwischen eingetroffenen Zeitungen. Sein Blick flog über sie hinweg nach einem umfangreichen Band, den er zur Hand nahm und suchend darin blätterte.

„Heinrich Hilgert, Rentner, Langenstraße 10," las er den aufgefundenen Namen in dem Adreßbuch der Hauptstadt. „Rentner? Ach ja, er hat einen Verwandten beerbt, wie man mir erzählte. Sie werden so groß nicht sein, die Renten. Er ist es, ohne Zweifel, und Georg sein Sohn. Wie kommt der Jammermensch zu diesem frischen lebensvollen Jungen? Solchen Enkel hätte ich mir ersehnt. Er würde mein Werk fortsetzen, schon jetzt den regsten Anteil nehmen an meinen Plänen, meinen Gründungen. Und er, gerade er, muß Heinrich Hilgerts Sohn sein!" Herr von Weitenfels schloß das Buch und ließ sich in seinem Sessel nieder. Mechanisch fing er an die Zeitungen aufzuschneiden. Er, der auf ein langes Leben des Erfolges zurückblicken konnte, haderte mit dem Geschick. „So war es immer," sagte er sich selbst. „Alles glückte mir, alles erreichte ich, nur das, wodurch dieses ‚alles' erst den Wert bekommen hätte, blieb mir versagt. Lohnte es sich der Mühe, den alten Namen hervorzuholen aus dem Staub, in den ihn meine Vorfahren geschleift hatten, den Schild blank und rein zu fegen, ihn neu zu vergolden, wenn der nächste schon, der nach mir kommt, träge die Bahn nach abwärts einschlägt? Warum mir diesen kraft- und haltlosen Knaben und jenem Hilgert den wackern Sohn?" Ungeduldig warf er das Falzmesser beiseite und lehnte sich in seinen Sessel zurück.

„Es ist das erste Mal, daß Ludolf jemand näher tritt. Schon lange wünschte ich ihm einen solchen Freund, und nun muß es Heinrich Hilgerts Sohn sein, dem er sich angeschlossen, und den ich vor allen andern ihm auserwählte." Voll Unmut sprang er auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Bewegung schien seinem Geist die Ruhe zurückzugeben. Stolz hob er das von Thatkraft zeugende Angesicht. „Wenn auch, was liegt daran! Der Junge hat nicht eine Faser von seines Vaters Art, nicht einen einzigen Zug von ihm. Er sei mir ein Fremdling, den ich gefunden und der mir teuer geworden. Ich habe ihn nach Weitenfels gebeten, kommt er, so soll mir's lieb sein. Was kümmern mich die alten Dinge — sie ruhe, die Vergangenheit."

3. Ferientage.

Die fröhliche nachfestliche Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr brachte Georg auf dem herrschaftlichen Schloß Weitenfels zu. Er hatte seinen Vater am Christabend nicht allein lassen wollen, obgleich derselbe ihm erklärte, für ihn, der längst mit dem Leben abgeschlossen, sei ein Tag wie der andre. Herr Hilgert vermißte eben jetzt die Gesellschaft seines Sohnes nur wenig. Er hatte in der „diminuierten Blumengärtnerei" ein neues Steckenpferd entdeckt, das ihm die Langeweile fern hielt, blieb dies auch vorderhand das einzige Ergebnis seiner mannigfachen Versuche. Deshalb hatte er sofort seine Zustimmung erteilt, als Ludolf schriftlich des Großvaters Einladung wiederholte.

Nach zweistündiger Eisenbahnfahrt war Georg von seinem Freunde mit dem Wagen abgeholt worden. Flori, der pflichtvergessene Hüter Wotans, fuhr die beiden zwischen ausgedehnten Buchenwäldern hindurch, die allerdings ihres schönsten Schmuckes, des saftigen Grüns, beraubt waren, deren verschrumpfte Blätter zu vergolden die Abendsonne indes sich redlich mühte.

„Großpapa möchte immer, ich soll selbst kutschieren," sagte Ludolf. „Das raubt mir aber jede Lust an der Fahrt. Ich muß dann auf alles acht haben, auf die Pferde, auf den Weg, auf die Begegnenden, was weiß ich worauf noch und kann nicht meinen Gedanken nach-

hängen, was freilich nach seiner Behauptung kein besonderer Verlust für mich und andre wäre. Ich finde den Genuß gerade darin, so rasch dahingetragen zu werden, während ich selber unthätig bin; ich lasse so Berg und Thal, Wald und Wiese auf mich einwirken, wovon sich jedoch Großpapa wieder nicht viel versprechen mag. Er nennt überhaupt das Fahren ein Faulenzervergnügen und zieht es vor zu reiten, ganz feurige Pferde für einen Mann in seinen Jahren. So stimmen wir eigentlich nie so recht zusammen."

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Maskerade.

1.

Ein schulfreier Nachmittag. Draußen toben Wind und Wetter durcheinander. Regen, mit Schnee vermischt, prasselt gegen die Fensterscheiben; die Blendladen klappern, und die Windfahnen werfen sich kreischend herum. Um so gemütlicher ist es drinnen, auf der Bude des Sekundaners Peters, der natürlich (der Spitzname ergab sich so leicht!) unter seinen Mitschülern „Peter von Amiens" heißt. Ein nettes Feuer bullert im Ofen, von der Platte desselben verbreitet sich der angenehme Geruch bratender Aepfel, und in einer grün angestrichenen Vogelhecke drüben an der Wand zwitschert, piept und trillert es. Außerdem trägt ein Blumentisch mit einigen immergrünen Gewächsen ein Stückchen Natur ins Zimmer.

„Peter von Amiens" als Bauernbursche mit der Gans.

Um einen runden Tisch, dessen gelbe Holzplatte verzweifelt viele Tintenkleckse und eingeschnittene Namen zeigt (er gehört offenbar zu jenen Möbeln, denen nichts mehr schadet), sitzen auf Binsenstühlen communis generis fünf frische, blühende Jungen, während der sechste in einem hochlehnigen, ledergepolsterten Armsessel thront — würdevoll wie eine altägyptische Memnonssäule. Das Ganze sieht aus, als sollte hier ein Konzilium gehalten werden — und so ist es in der That.

Der im Sessel (es ist Peter von Amiens) räuspert sich — etwas mehr, als gerade nötig scheint, wobei er vortrefflich die Töne einer heiseren Saatkrähe nachahmt — und öffnet dann den Mund zu folgender Ansprache:

„Mitschüler, Freunde, Kameraden! Was nützt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist, — was nützt mich die Straßenecke, wenn nichts daran angeschlagen ist, — was nützt mich der freie Nachmittag, wenn er nicht spazierbar ist? Jupiter Pluvius und sein Vetter Aeolus verbieten mit jenem Neide, der den alten Griechengöttern nun einmal eigen ist (Beweis: der Ring des Polykrates), heute jeden Ausflug per pedes apostolorum. Darum hab' ich euch in meinen Burgfrieden geladen —"

In diesem Augenblick poltert draußen eine der Blendladen, vom Sturmwind aus den Angeln gehoben, auf das Pflaster des Hofes, was dem Sekundaner Kemper, genannt „Naso" (wegen seines etwas stark entwickelten Gesichtserkers) Anlaß zu dem trockenen Witze gibt: „Windgott Aeolus gibt seine Visitenkarte ab."

„Was ihm aber nichts hilft," lacht Sekundaner Plaßmann, genannt „Büffel" (wegen seiner etwas sehr derben Erscheinung), „König Aeolus ist uns zu windig, Windbeutel comme il faut, als daß wir ihm den Eintritt in unsre Bude gestatten werden!"

„Silentium für den Redner!" kommandiert Arnold Dürrkopf, mit Spitznamen „Arnold von Brescia". Und er zieht aus seinem etwas sehr gebrechlichen Binsenstuhl ein Bein und klopft damit auf den Tisch, um seinem Kommando mehr Nachdruck zu verleihen.

„Kameraden, Freunde und Mitschüler," fährt Peter von Amiens fort, „ich habe euch in meinen Burgfrieden geladen, um eine Angelegenheit mit euch zu beraten, die ich schon länger in meinem erhabenen Gemüte gewälzt habe, wie Vater Homer sich auszudrücken beliebt. Wie ihr wohl alle wißt, steht die lustige Fastnacht vor der Thür —"

In diesem Augenblick will es der Zufall, daß sich draußen an der Thür ein Kratzen und Winseln vernehmen läßt. Das Zusammentreffen mit den Worten des Redners wirkt so komisch, daß alle in ein heiteres Gelächter ausbrechen, welches sich noch steigert, als Büffel hinüberspringt und die Thür aufreißend, dem Jagdhunde des Hauses, Pollo, Einlaß gewährt, wobei er eine elegante Handbewegung macht und höflich „Herr Fastnacht" sagt, ganz wie's sich bei einer Vorstellung geziemt.

„Bitte, Herr Fachnacht, vulgo Pollo," sagt Peter von Amiens mit eiserner Ruhe, „Sie haben hier nichts zu suchen — dort ist die Thür, und wenn Sie nicht gutwillig gehen, so sehe ich mich in die unangenehme

Lage versetzt, Ihnen einen Stiefelknecht als Wurfgeschoß applizieren zu müssen!"

Pollo läßt die Ohren hängen wie ein belgisches Riesenkaninchen, zieht demütig den Schweif ein und macht vor dieser energischen Zurückweisung kehrt, worauf Peter von Amiens gelassen fortfährt: „Unliebsame Unterbrechungen nötigen mich, meine Rede kürzer zu fassen, als es in meiner Absicht lag. Also, wie gesagt, die lustige Fastnacht nahet heran —"

„Da ist sie schon! Hat ihm schon!" schreien und lachen fünf Stimmen durcheinander. „Wahrlich, König Aeolus erzwingt sich den Eintritt!" übertönt eine helle hohe Stimme alle andern (es ist die des Heinrich Pieper, genannt „Fagott"). Der Sturmwind hat nämlich beide Fensterflügel aufgerissen und bläst nun mit vollen Backen, pfeifend, heulend, orgelnd, ins Zimmer, so daß ein Pack Papiere (o jerum! es ist das Konzept des deutschen Aufsatzes), allsogleich einen ausgelassenen Flattertanz beginnt.

„Mein Aufsatz! Mein Aufsatz!" schreit Peter von Amiens, den nun mit einemmal seine gewohnte Ruhe verläßt. „Da steigt meine schöne Chriä hin, über das Thema: Geringes ist oft die Wiege des Großen."

Selbstverständlich springen ihm alle Freunde zu Hilfe, die flatterhaften Papiere wieder einzufangen, was endlich auch gelingt, nachdem die Köpfe von Büffel und Fagott gegeneinander geprallt sind, Arnold von Brescia über einen Stuhl gestolpert ist, und Fritz Plumpe, genannt ‚Zeisig' (wegen seiner zeisiggrünen Krawatte) den Blumentisch umgeworfen hat.

Man geht unverzüglich daran, die Ordnung wieder herzustellen, und sobald dies gelungen ist, nimmt Peter von Amiens seinen Präsidentenstuhl wieder ein und setzt seine Rede mit den Worten fort: „Ach! mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten — das haben wir im Laufe dieser denkwürdigen Sitzung wiederholt erfahren. Aber hoffen wir, daß das Schicksal sich endlich versöhnt zeigt — und ich meine Oratio pro domo zu Ende bringe. Also, der lustige Fasching steht bevor. Schon glaub' ich das Klingeln seiner Schellenmütze, das Klatschen seiner Peitsche zu vernehmen. Ich habe nun von meinen gütigen Eltern die Aufforderung erhalten, am Faschingsabend, wo wir große Gesellschaft bei uns sehen, mit meinen Freunden etwas zur allgemeinen Heiterkeit beizusteuern. Unser Lohn wird in einer famosen Punschbowle nebst Berliner Pfannkuchen bestehen; für herabgestimmte Gemüter wird auch Heringssalat zur Stelle sein. Ich denke, das Angebot ist acceptabel. Auf eure Zustimmung rechnend —"

„Wir geben sie!" schallt es aus dem Kreise der Hörer — „auch ohne Heringssalat!" piept Fagott hinterdrein.

„Eurer Zustimmung sicher," fährt Peter von Amiens fort, „hab' ich euch einen Plan vorzulegen. Eine gewisse Idee muß der Maskerade doch zu Grunde liegen, was ja auch beim Kölner Karneval der Fall ist. Mein Plan ist nun dieser, daß wir das Märchen vom ‚Schwan, kleb an!' zur Aufführung bringen. In einer Stadt, so lautet in Kürze der Inhalt des Märchens, ist eine Königstochter, die nicht lachen kann. Der betrübte Vater verspricht sie demjenigen zur Frau, der sie zum Lachen bringt. Nun ist in der Gegend ein Bauernbursche, der so viele tolle Faxen machen und selber so herzlich lachen kann, daß ihm sein Vater sagt: ‚Vielleicht bringst du die Prinzessin zum Lachen!' — ‚Kann sein,' spricht der Bursche und will in die Stadt. In dem Walde, durch den er muß, trifft er eine alte Frau, die hält eine Gans im Arme. Er handelt ihr das Tier ab und nimmt es in den Arm, wobei er eine merkwürdige Anziehungskraft spürt. ‚Schwan, kleb an!' ruft die alte Frau fortwährend hinterdrein. Was will die Alte? denkt der junge Bauer. Als er nun in die Stadt kommt und in einer Herberge einkehrt, entdeckt er, daß ihm die Gans in den Armen festklebt. Ein Bäckerjunge will ihn davon befreien, klebt aber auch sofort an der Gans fest. Als der junge Bauer am andern Morgen mit Gans und Bäckerjungen auf die Straße tritt, ruft der Bäckerjunge die Vorübergehenden um Hilfe an, ihn doch von der verwünschten Gans zu befreien. Es kommen nacheinander eine Köchin, ein Schornsteinfeger, ein Harlekin u. s. w., aber sowie der junge Bauer sagt: ‚Schwan, kleb an!' sitzen die Leute an dem Vogel fest, bis sie eine lange Kette bilden, mit der nun der Bauer durch die Stadt zieht, zum Ergötzen der Leute. Das übrige erzähl' ich euch nächstens; für heute kommt es nicht in Betracht. Dieses lustige Märchen also führen wir auf. Die Kostüme sind sehr einfach herzustellen, und können wir nachher die einzelnen Rollen schon verteilen. Wenn ihr einverstanden seid, dann übernehme ich die Rolle des jungen Bauern, da mir ein passendes Kostüm zu Gebote steht, sogar bis auf die Gans herab. Dieselbe ist freilich nur eine ausgestopfte, eigentlich ein Spielzeug meines kleinen Brüderchens; auch verdankt sie ihre Geh- und Schwimmkraft nur einem Brett mit vier Rädchen; aber ich meine, das bringt gerade einen komischen Zug in die Darstellung.

„Büffel" als Köchin.

Wenn's euch recht ist, Kameraden, so lege ich drüben im Plunderzimmer meine Tracht an und stelle mich euch in derselben vor."

„Bravo, bravissimo!" schallt es dem Redner unter Beifallklatschen entgegen. „Steige sofort in deine Bauerntracht, Peter von Amiens, wir sind begierig, diese Ovidsche Metamorphose zu sehen."

Und Peter von Amiens läßt sich nicht lange bitten. Er zieht sich in die Plunderkammer des Hauses zurück und verwandelt sich mit der größten Fixigkeit in einen Bauernburschen; dann nimmt er in die Linke den Wanderstab, in die Rechte die Schnur, an welcher er seine rollende Gans hinter sich her zieht, und begibt sich nach dem Kreis seiner Freunde zurück.

„Zeisig" als Bäckerlehrling.

Ein erneutes Bravo verrät ihm, wie sehr sein Anzug gefällt. Derselbe ist aber auch recht hübsch. Schuhe von gelbem Leder, darüber prall anliegende blaue Strümpfe, dann Kniehosen von schwarzem Sammet (die einst Peters Großpapa getragen); hierauf, ein Stockwerk höher, eine hellgraue Turnjacke, über der Brust durchschnitten von dem grünen Bande eines Wandertäschleins; und als Bekrönung des blondlockigen Hauptes einen grünen kleinen Lodenhut mit kecker Habichtsfeder.

„Alles alte Sachen, die wir im Hause hatten, auf der Kammer, zwischen Spinngeweben — kostet nicht einen Heller," sagt der junge Bauer.

„Aber doch geschmackvoll durch seine Zusammenstellung," bemerkt selbst Büffel mit seiner tiefen rauhen Stimme.

„Ich gefall' euch also", fährt der Besitzer der Gans fort; „dann können wir ja dazu übergehen, die übrigen Rollen zu verteilen, für welche die Plunderkammer unsres Hauses, wie ich hoffe, Kleidungsstücke in Hülle und Fülle bietet."

„Bravo, das wird famos werden", ließen sich mehrere Stimmen vernehmen.

„Unser Haus ist nämlich ein uraltes Patrizierhaus," erklärte Peter, „und die Kleider von mindestens zehn Generationen sind darin hängen geblieben, allerdings nur in Ueberresten. Aber es genügt. Die ersten Leute nun, welche an der Gans festkleben, sind ein Bäckerlehrling und eine Köchin. Ich schlage vor, daß unser ‚Zeisig' den Lehrling, ‚Büffel' aber die Köchin macht."

(Fortsetzung folgt.)

Sehr einfach.

Ein alter Ansiedler in Texas erzählte einst von den guten alten Zeiten, da in Amerika noch alles zu Spottpreisen zu haben war. „Es wurde mir einst für ein paar Stiefel eine Meile Land angeboten," sagte er.

„Gingen Sie auf den Handel nicht ein?" fragte einer der Anwesenden.

„Nein!" versetzte jener.

„Aber warum nicht? War das Land nichts wert?"

„Es war der beste Boden in ganz Texas, das Gras fünf Fuß hoch, ein kleiner, klarer Bach erhöhte die Fruchtbarkeit und in einer Ecke lag eine noch unberührte Silbermine, die mich sehr schnell zum reichen Mann gemacht haben würde."

„Aber um des Himmels Willen — weshalb lehnten Sie das Anerbieten ab?"

„Weil — weil ich keine Stiefel hatte!"

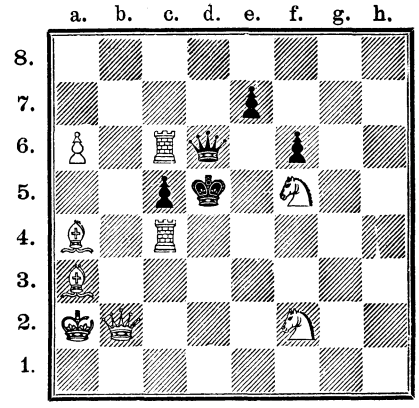
Dreisilbige Scharade.

Beschmutzen die lästigen Ersten die Sachen,
So greift man zur Dritten, sie sauber zu machen,
Geschmückt ist das Ganze mit leuchtendem Rot,
Doch wer es verspeist, dem bereitet's den Tod.

Wechselrätsel.

Es nennt uns eine böse That;
Wird n mit t vertauscht,
So liegt's als Stadt in einem Staat,
An dem die Nordsee rauscht.

Schachaufgabe Nr. 1 von S. Loyd in New York.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.
(9 + 5 = 14).

Auflösung des Palindroms auf Seite 210.

„Regal, Lager."

Auflösung des Homonyms auf Seite 210.

„Die Krone."

Auflösung des Rätseldistichons für Lateiner auf Seite 210.

„Avis, navis."

Auflösung des Rätsels auf Seite 210.

„Luchs, Lachs."

8. Jahrgang. № 17.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Der Kantor kletterte sehr vorsichtig vom Pferde und umarmte Frank mit majestätischen Bewegungen. Dieser meinte lachend: „Wir befinden uns hier merschtenteels im wilden Westen, wo so eene Vollschtändigkeet eegentlich gar nich nötig is; aber wenn es Ihnen Schpaß und Vergnügen macht, da werde ich Herr Kantor sagen."

„Herr Kantor emeritus, bitte ich!"

„Gut, schön! Aber sagen Sie mir jetzt zu allererscht, wo und wie Sie da so hergeschneit kommen. Sie können sich mit aller Offiziellität daroff verlassen, daß ich een Reservoir mit Ihnen hier nicht für möglich gehalten hätte."

„Revoir, auf deutsch Wiederschen, wollen Sie wohl sagen! Das wundert mich sehr. Sie mußten auf ein Zusammentreffen mit mir gefaßt sein. Sie kennen doch meine Absicht, eine Oper zu komponieren?"

„Ja, Sie haben davon gesprochen, eene Oper von drei oder vier Aktricen."

„Zwölf! Und nicht Aktricen, sondern Akte! Es soll eine Heldenoper werden, und da Sie mir von den ‚Helden des Westens' erzählt haben, so wollte ich mit Ihnen nach dem Westen reisen, um mir Stoff für diese Oper zu sammeln. Sie sind aber leider fortgegangen, ohne mich zu benachrichtigen, und da ich ungefähr wußte, wohin sie sind, so bin ich nachgekommen."

> Der Sohn kann den Vater zu Ehren bringen, nicht aber der Vater den Sohn. Was folgt daraus?

„Welche Unvorsichtigkeet! Meenen Sie etwa, daß man sich hier so leicht und so schnell treffen kann wie derheeme off dem Haus- oder Oberboden. Sie haben da mit eener gradezu lebensgefährlichen Unvorsichtigkeet gehandelt, und ich muß Ihnen eene kräftige Reprisande erteelen, denn es gibt —"

„Reprimande wollen Sie wohl sagen," fiel ihm der Kantor in die Rede, „was einen Verweis, einen Tadel zu bedeuten hat."

Da zog Frank die Stirn in Falten und sagte in sehr ernstem Tone:

. . . „Keine Sorge, Sir!" erwiderte der Oelprinz. „Ich bin ein ehrlicher Mann und glaube, dies auch dadurch bewiesen zu haben, daß ich trotz der Gefahr, die ich dabei laufen könnte, bereit bin, Euch das Placer zu zeigen. Ein andrer würde das wohl schwerlich thun." . . .

„Hören Sie, Herr Kantor, Sie haben mir nun schon bereits zum drittenmale widersprochen; das kann und darf ich aber unmöglich dulden. Die erschten beeden Male habe ich's unbeschtraft hingehen lassen; jetzt aber darf ich meine Nachsicht nich länger kompendieren. Sie wissen nich bloß, wer und was ich bin; Sie wissen ooch, was ich leiste. In allen Wissenschaften gut sistiert, habe ich mir besondersch in Fremdwörtern eene Untrüglichkeet angeeignet, die sich niemals gymnastieren läßt. Ihre Widerschprüche sind also Beleidigungen für mich, wegen denen ich mich eegentlich mit Ihnen duellisieren müßte, wenn ich nich so een guter Freund von Ihnen wäre. Also reden Sie mir nich mehr drein, wenn ich in Zukunft wieder etwas sage; es könnte das unsre gegenseitige Sympathie auseenanderpartizipieren, was mir um Ihretwillen leid thun würde. Jetzt aber geschtatte ich mir, Ihnen hier meinen Freund und Vetter vorzuschtellen, wofür ich hoffe, daß Sie mich mit Ihren Begleitern subkutan bekannt machen werden. Bei mir heeßt es immer wie bei Cäsar: fenni, fitti, fitschi, zu deutsch: er kam, sie packte ihn, und ich kriegte ihn!"

Der Kantor schien große Lust zu haben, ihn abermals zu verbessern, sah aber glücklicherweise davon ab und nannte ihm die Namen aller derer, welche mit ihm gekommen waren. Da gab es ein freudiges Hallo, als die Männer, welche so viel voneinander gehört hatten, sich nun persönlich kennen lernten, besonders als Sam, Dick und Will erfuhren, daß sie mit Old Shatterhand und Winnetou zusammentreffen würden. Da gab es zu erzählen und tausend Fragen zu beantworten. Aber zunächst war es notwendig, das Lager zu errichten und für die Tiere zu sorgen; alles andre mußte aufgeschoben werden.

Als man damit beschäftigt war, sah der Oelprinz eine Weile zu. Er hatte versprechen müssen, sich der Auswandererkarawane zu bemächtigen und sie seinem Bruder und dessen Begleiter nachzubringen; darum nahm er einen Augenblick wahr, an welchem sich Sam Hawkens abgesondert von den andern befand, grüßte ihn höflich und sagte: „Ich habe gehört, Sir, daß Ihr Sam Hawkens, der berühmte Westmann seid. Hat man Euch vielleicht meinen Namen genannt?"

„Nein," antwortete der Kleine, auch in höflichem Tone. Der Oelprinz war ein Stiefbruder Buttlers und diesem in Beziehung auf seine Gesichtszüge gar nicht ähnlich. Darum konnte Sam nicht ahnen, daß er einen so nahen Verwandten des Räubers vor sich hatte.

„Ich heiße Grinley; man nennt mich in dieser Gegend den Oelprinzen, weil ich eine Stelle weiß, an welcher eine außerordentlich ergiebige Oelquelle zu Tage tritt."

„Eine Oelquelle?" fragte Sam sofort interessiert. „Dann seid Ihr sehr glücklich gewesen und könnt ein steinreicher Mann werden. Wollt Ihr die Ausbeutung der Quelle in die eigene Hand nehmen?"

„Nein; dazu bin ich zu arm."

„Also verkaufen?"

„Ja."

„Habt Ihr schon einen Käufer?"

„Ich habe einen gefunden. Er sitzt drin im Hofe, Mr. Rollins, ein Bankier aus Brownsville in Arkansas."

„So laßt Euch nicht über die Ohren barbieren, und verlangt so viel wie möglich! Ihr wollt mit ihm nach der Quelle reiten?"

„Ja."

„Ist es weit von hier?"

„Nicht sehr."

„Well, der Ort ist natürlich Euer Geheimnis, und ich will Euch nicht nach demselben fragen. Aber Ihr habt mich angeredet, und ich schließe daraus, daß Ihr irgend einen Grund habt, Euch mir zu nähern?"

„Das ist richtig, Sir. Man sagte vorhin, daß Ihr nach dem Colorado wollt?"

„Allerdings."

„Meine Petroleumquelle liegt am Chellyflusse und ich habe von hier aus also die Richtung, welche auch Ihr reitet."

„Freilich wohl; aber warum sagt Ihr das grad mir."

„Weil ich Euch bitten wollte, mir zu erlauben, mich Euch anzuschließen."

„Mit Eurem Bankier?"

„Ja, und mit dem Buchhalter desselben, welcher bei ihm ist."

Sam betrachtete den Oelprinzen vom Kopfe bis zu den Füßen herab und antwortete dann: „Hm, man kann hier in der Wahl seiner Begleiter nicht vorsichtig genug sein, wie Ihr wohl wissen werdet."

„Ich weiß das gar wohl; aber sagt mir doch, Sir, ob ich wie ein Mensch aussehe, dem man kein Vertrauen schenken darf?"

„Das will ich nicht behaupten. Aber warum wollt Ihr mit uns reiten. Einen Fundort von Petroleum hält man doch geheim, und darum ist es auffällig, daß Ihr Euch uns anschließen wollt, wenn ich mich nicht irre."

„Was das betrifft, so bin ich überzeugt, daß ein Sam Hawkens mich nicht betrügen wird."

„Well; damit habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen. Durch mich und meine Kameraden werdet Ihr sicher keinen einzigen Tropfen Oel verlieren."

„Ich habe noch einen andern Grund, sogar zwei. Die Roten sind unruhig geworden, und da fühle ich mich bei Euch sichrer, als wenn ich mit meinen beiden unerfahrenen Leuten allein reiten müßte. Das werdet Ihr wohl begreifen?"

„Sehr gut."

„Und sodann hat Mr. Frank mich in große Verlegenheit gebracht. Wir haben ihm aufrichtig mitgeteilt, was wir droben am Chelly wollen, und er hat mir diese Offenheit damit vergolten, daß er den Bankier mißtrauisch gemacht hat. Er glaubt nicht, daß am Chelly Petroleum zu finden ist."

„Hm, das kann ich ihm nicht verdenken. Ich muß Euch sagen, Sir, daß ich auch nicht daran glaube."

„Das sagt Ihr im Ernste?"

„Im vollen Ernste.“

„So haltet auch Ihr mich für einen Schwindler?“

„Nein.“

„O doch. Es ist ja gar nicht anders möglich, wenn Ihr nicht an meine Behauptung glaubt.“

„Ich denke, daß Ihr getäuscht worden seid.“

„Es hat mich niemand täuschen können, denn ich selbst bin es gewesen, der das Placer entdeckt hat.“

„Kein andrer war dabei?“

„Keiner.“

„So habt Ihr sehr einfach Euch selbst getäuscht und irgend eine Flüssigkeit für Petroleum gehalten.“

„Das ist ja gar nicht möglich, Sir. Welche Flüssigkeit könnte das sein?“

„Weiß es auch nicht; aber ich möchte darauf schwören, daß es da oben am Chelly kein Petroleum gibt.“

„Kennt Ihr die Gegend?“

„Ja; ich bin einmal dort gewesen.“

„Längere Zeit?“

„Nein, sondern nur einige Tage; aber das ist gar nicht nötig; man braucht nicht dort gewesen zu sein, um zu wissen, daß kein Erdöl dort vorhanden ist; die Gegend stimmt nicht dazu. Ja, wenn Ihr sagtet, Gold und Silber oder irgend ein andres Metall dort entdeckt zu haben, das wollte ich wohl glauben, Petroleum aber nie!“

„Aber ich habe es doch probieren lassen!“

„So! Und wie ist das Gutachten ausgefallen?“

„Zu meiner vollsten Zufriedenheit.“

„Das kann ich nicht begreifen. Dann ist ein Wunder geschehen, und ich gestehe Euch, daß es mich verlangt, dieses sonderbare Petroleum zu sehen.“

„Das könnt Ihr, Sir. Wenn Ihr uns die Erlaubnis gebt, uns Euch anzuschließen, werdet Ihr es zu sehen bekommen.“

„Ihr würdet mich zu dem Placer führen?“

„Ja.“

„Well; das ist mir wirklich hoch interessant. Also Mr. Frank hat auch nicht an das Oel geglaubt und Mr. Droll wohl auch nicht?“

„Beide nicht.“

„Und Ihr ärgert Euch natürlich darüber?“

„Darüber eigentlich nicht, sondern vielmehr darüber, daß sie den Bankier mißtrauisch gemacht haben. Sie konnten meinetwegen zehnmal oder hundertmal zweifeln; aber ihm ihren Unglauben aufzureden, das hätten sie nicht thun sollen. Sie konnten mir dadurch leicht das Geschäft, welches ich vorhabe zu Schanden machen.“

„Ist dieser Mr. Rollins denn wirklich zweifelhaft geworden?“

„Ja. Und eben auch aus diesem Grunde habe ich Euch gebeten, mich mitzunehmen. Sie wissen sich dann unter Eurem Schutze und werden nicht länger denken, daß ich irgend etwas gegen sie unternehmen will. Wollt Ihr mir den Gefallen thun, Sir?“

„Gern, möchte aber vorher meine Gefährten darum fragen.“

„Ist das nötig, Sir? Sehe ich so wenig Vertrauen erweckend aus, daß Ihr, der Ihr der Anführer zu sein scheint, Euch erst die Genehmigung andrer holen müßt?“

„So schlimm ist es nicht. Wenn Ihr nichts dagegen habt, daß ich aufrichtig gegen Euch bin, will ich Euch ehrlich sagen, daß ich Euch nicht für einen Schwindler, aber auch nicht für das Gegenteil halte; ich halte Euch für einen Menschen, den man erst kennen lernen und prüfen muß, um ihn richtig beurteilen zu können. Darum wollte ich mich erst bei Dick Stone und Will Parker erkundigen.“

„Alle Teufel, Sir! Diese Eure Aufrichtigkeit ist nicht etwa ein Kompliment gegen mich!“

„Aber sie ist doch besser, als wenn ich Euch in das Gesicht freundlich, hinterrücks aber mit Mißtrauen behandelte. Und damit Ihr seht, daß es nicht gar so schlimm gemeint ist, will ich meine Gefährten nicht erst fragen, ob sie Euch mitnehmen sollen, sondern Euch meine Zustimmung gleich jetzt erteilen.“

„Den Bankier und seinen Buchhalter eingeschlossen?“

„Versteht sich doch ganz von selbst, Sir?“

„Wann reitet Ihr von hier fort?“

„Morgen früh, wenn ich mich nicht irre. Wann wolltet denn Ihr weiter?“

„Heute schon; aber ich werde Mr. Rollins und Mr. Morgenstern zu bestimmen suchen, bis morgen zu warten.“

„Thut das, Sir; denn unsre Tiere sind ermüdet und die Frauen und Kinder ebenso, weil diese des Reitens nicht gewohnt sind. Ich will hoffen, daß ich es nicht zu bereuen haben werde, Euch meine Zustimmung gegeben zu haben.“

„Keine Sorge, Sir! Ich bin ein ehrlicher Kerl und glaube dies auch dadurch bewiesen zu haben, daß ich trotz der Gefahr, die ich dabei laufen könnte, bereit bin, Euch das Placer zu zeigen. Ein andrer würde das wohl schwerlich thun.“

„Ja; ich wenigstens würde mich sehr hüten, mein Geheimnis außer dem Käufer noch andern Leuten zu verraten. Also wir sind einig, Sir; morgen früh wird aufgebrochen.“

Er wendete sich von ihm ab. Der Oelprinz wendete sich nach dem Hofe, indem er einen Fluch ausstieß und dann zornig vor sich hinmurmelte: „Damned fellow! Das sollst du mir büßen! Mir so etwas in das Gesicht zu sagen! Ich muß erst beobachtet und geprüft werden, ehe man mich für einen ehrlichen Menschen halten kann! Der Blitz soll dir dafür in die Glieder fahren! Jetzt freut es mich, daß mein Bruder diese Halunken haben will. Hatte erst wenig Lust, mich mit ihnen abzugeben; nach dieser Beleidigung aber wird es mir eine Wonne sein, sie ihm zuzuführen. Ja, sie sollen Petroleum zu sehen bekommen, und zwar was für welches!“

Die Pferde, Maultiere und Maulesel waren jetzt entsattelt und weideten im frischen Grase oder thaten sich im Wasser des Flusses gütlich. Mit Hilfe von Stangen, welche Forner herlieh, und Decken wurden Zelte improvisiert, da so viele Personen nicht im Innern des

Rancho Platz finden konnten; die Zelte wurden im Hofe errichtet. Dann entwickelten die Frauen eine sehr rege Thätigkeit, welche bald zur Folge hatte, daß der Hof vom Dufte gebratenen Fleisches und neu gebackener Maisfladen erfüllt war. Zu dem Schmause, welcher nun begann, wurden der Hobble-Frank und auch die Tante Droll eingeladen. Die andern mochten für sich selber sorgen.

Frank lachte still in sich hinein, als er bemerkte, wie besorgt Frau Rosalie Ebersbach, geborene Morgenstern und verwitwete Leiermüller für ihn war. Sie legte ihm die besten Bissen vor; er mußte fast mehr essen, als er vermochte, und als er schließlich nicht mehr konnte und sehr energisch dankte, weil sie ihm noch einen dampfenden Maiskuchen aufzwingen wollte, bat sie ihn: „Nehmen Sie doch nur dieses noch, Herr Hobble-Frank! Ich gebe es Ihnen ungeheuer gern. Verschtehen Se mich?"

„O ja," lachte er. „Ich habe ja schon vorhin gesehen, daß Sie mir gern 'was geben. Beinahe hätte ich sogar Ohrfeigen bekommen."

„Weil ich nich wußte, wer Sie eegentlich sind. Wenn ich Sie für den berühmten Hobble-Frank gehalten hätte, wäre das Mißverschtändnis gar nich vorgefallen."

„Aber eenem andern gegenüber wären Sie demnach grob gewesen?"

„Verschteht sich ganz von selbst. So een Betragen is eene Beleidigung, und beleidigen lasse ich mich eenmal nich, denn ich bin nich nur eene gebildete, sondern ooch eene tapfere Frau und weeß genau, wie man sich zu verhalten hat, wenn man als Dame nich mit der erforderlichen Weechherzigkeet behandelt wird."

„Aber ich wiederhole Ihnen, daß von eener Unzartheet oder gar Beleidigung gar keene Rede war. Ich wollte Ihnen eene ritterliche Offmerksamkeet erweisen, weil Ihr Maulesel schtörrisch war. Mir haben Sie fälschlicherweise die Vorwürfe gemacht, während der Esel es gewesen is, der sich nich als Gentleman gegen Sie betragen hat."

„Was brauchten Sie ihn aber anzugreifen? Sie hatten doch nich die allerkleenste Ursache dazu. Ich wäre schon alleene mit ihm fertig geworden. Ich verschtehe es schon mit Eseln umzugehen, von welcher Sorte sie nur immer sein mögen. Sie werden mich schon noch kennen lernen. Wenn Sie 'mal eene recht resolute Person brauchen, so wenden Se sich nur an mich. Ich fürchte mich vor keenem Esel und vor keenem Maultiere, vor keenem roten Indianer und ooch vor keenem weißen Bleichgesichte. Der Herr Kantor emeritus hat uns so viel Liebes und Schönes von Ihnen erzählt, daß ich Sie lieb gewonnen habe und bereit bin, Ihnen in aller Not und Gefahr hilfreich beizuschpringen. Sie können sich droff verlassen: ich gehe für Sie durchs Feuer, wenn es sein muß. Da, nehmen Sie noch dieses Schtückchen Rindfleesch; es is das beste, was ich noch für Sie habe."

„Danke, danke!" wehrte er ihr ab. „Ich kann nich mehr, wirklich nich mehr. Ich bin geschtoppt voll und könnte mir, wenn ich noch mehr äße, leicht eene gefährliche Indigestikulation zuziehen."

„Indigestion, wollen Sie wohl sagen, Herr Frank," fiel der Kantor ihm in die Rede. Da aber fuhr ihn der Kleine zornig an: „Schweigen Sie, Sie konfuser Emeritechnikus! Was verschtehen denn Sie von griechischen und arabischen Wörterbüchern! Sie können zwar Orgel schpielen und vielleicht ooch Opern komprimieren, im übrigen müssen Sie ganz schtille sein, zumal eenem Prairiejäger und Gelehrten gegenüber, wie ich eener bin. Wenn ich mich mit Ihnen in gelehrten Schtreit einlassen wollte, würden Sie doch allemal kleene zugeben müssen!"

„Das möchte ich denn doch bezweifeln," wendete der Kantor ein.

„Wie? Was? Das wollen Sie nich zugeben? Soll ich's Ihnen beweisen? Soll ich Ihnen zeigen, was für eene schprachliche Null Sie gegen mich sind, wenn es sich um unsre extrakten Wissenschaften handelt?"

„Exakt muß es heißen, Herr Frank!"

Da fuhr der Kleine ihn noch zorniger als vorher an: „Was? Schon wieder wollen Sie mich verbessern? Was meenen Sie denn eegentlich mit Ihrem exakt, he?"

„Unter exakten Wissenschaften versteht man bekanntlich diejenigen Wissenschaften, welche auf sichern, feststehenden Kenntnissen beruhen."

„Ach so! J, i, i! Und damit wollen Sie mich schlagen, mich, den berühmten Hobble-Frank? Wissen Sie, was das zu bedeuten hat? Besitzen Sie eene Ahnung davon? Es soll Ihnen gleich een Licht offgehen! Was verschtehen Sie denn nu zweetens unter dem Worte, dessen ich mich höchst zutreffender Weise bedient habe; ich meene nämlich das Wort extrakt?"

„Den Auszug aus irgend etwas, zum Beispiele aus Schriften, aus Kräutern und so weiter."

„Schön, sehr schön, mein lieber Herr Kantor emeritus! Sie geben aber doch wohl zu, daß der Extrakt stets das Beste enthält? Lindenblütenextrakt zum Beispiel enthält die ganzen körperlichen und geistigen Fähigkeiten, welche in der Lindenblüte geschteckt haben. Nich?"

„Ja, wenn ich mich auch vielleicht etwas anders ausgedrückt hätte."

„O bitte, drücken Sie sich immer ergebenst aus, wohin es Ihnen beliebt, ich bin Ihnen nich im geringsten hinderlich. Die Hauptsache is, daß Sie mir zugeschtimmt haben. Extrakt is der Inbegriff aller Geister, die sich herausziehen lassen. Wenn ich nun von extrakten Wissenschaften schpreche, so meene ich natürlich, daß die Geister aller Wissenschaften in mir vereenigt sind. Das muß jedes Kind einsehen, Ihnen aber scheint diese Schprache viel zu hoch zu sein. Es ist wirklich nich zu begreifen, wie es menschenmöglich sein kann, daß Sie sich vorhin über meine Indigestikulation offgehalten haben!"

„Weil es Indigestion heißen muß."

„So, so! Was soll denn dieses schöne, liebliche Wort bedeuten?"

„Unverdaulichkeit. Indigestibel bedeutet unverdaulich oder unverdaubar."

„Das gloobe ich Ihnen sofort und von ganzem Herzen, denn Sie selber sind im höchsten Grade indigestibel;

wenigstens ich kann Sie ganz unmöglich verdauen. Was haben Sie nun aber gegen das Wort, welches ich gebraucht habe, nämlich Indigestikulation?"

„Daß es kein richtiges Wort, sondern der reine Unsinn ist."

„Ach so, hm, hm! Und was heeßt denn wohl Gestikulation?"

„Die Gebärdensprache, die Sprache durch Bewegung der Hand oder andrer Körperteile."

„Schön, sehr schön! Jetzt habe ich Sie, wohin ich Sie haben wollte. Jetzt sind Sie gefangen wie Kleopatra von Karl Martell in der Schlacht an der Beresina! Also Gestikulation is Gebärden- oder Bewegungsschprache, und indi bedeutet innerlich, sich off den Magen beziehend, denn Sie haben selber gesagt, daß indigestibel unverdaulich heißt. Also wenn ich mich des sehr geistreichen Ausdruckes Indigestikulation bediene, so habe ich zu viel gegessen und will durch die Blume andeuten, daß mein Magen sich in schtürmische Windungen versetzt, um mich durch diese Gebärden- und Bewegungsschprache daroff offmerksam zu machen, daß ich Messer, Gabel und Löffel nun in die Serviette wickeln und beiseite legen soll. Sie aber scheinen für solche zarten Andeutungen Ihres Magens keen Verschtändnis zu besitzen, sonst hätten Sie meine Indigestikulation nich angezweifelt. Is Ihnen vielleicht die Fabel von dem Frosche und dem Ochsen bekannt?"

„Ja."

„Nu, wie war die denn?"

„Der Frosch sah einen Ochsen, wollte sich so groß machen, wie dieser war, blies sich auf und — — zerplatzte dabei."

„Und die Lehre, welche man aus dieser Fabel zu ziehen hat?"

„Der Kleine soll sich nicht groß dünken, sonst kommt er in Schaden."

„Schön, sehr schön! Ausgezeichnet sogar!" stimmte Frank begeistert bei. „Nehmen Sie sich diese Lehre zu Herzen, Herr Kantor emeritícus!"

„Warum, wenn ich Sie darum fragen darf?"

„Weil diese Fabel außerordentlich gut off uns paßt, nämlich off Sie und mich."

„Wieso?"

Das schlaue Lächeln, mit welchem der Kantor dieses Fragewort aussprach, ließ erraten, daß er beabsichtigte, den Hobble-Frank in seine eigene Falle zu locken. Auch die andern blickten mit großer Spannung zu dem erregten Kleinen herüber; sie waren neugierig, ob er wirklich in die Grube fallen würde, in welche der Kantor stürzen sollte, Frank war zu begeistert, dies zu bemerken; er antwortete auf das „Wieso?" des Emeritus, ohne sich zu überlegen, was er sagte: „Weil Sie geistig unbedeutend sind, während ich eene Größe bin. Wenn Sie sich mit mir vergleichen wollen, so müssen Sie unbedingt zerplatzen, denn Sie sind in Bezug off Kenntnisse, Fertigkeeten und Wissenschaften der kleene Frosch, während ich in allen diesen Dingen der große Och — — —" (Forts. folgt.)

. . . Klaus saß gleich einem Reiter auf dem Schiffsbord und zog den düsterbraunen, weißgezeichneten Räuber ins Schiff . . .

Ein Seeadler

und ein gewaltiger Räuber war er gewesen, den man jetzt, von einer wohlgezielten Kugel des Kapitäns getroffen, ins Schiff zieht! Wie oft hatte ihn nicht die kleine Lizzy

vom Landhause ihrer Eltern aus, das inmitten eines großen Gartens am Ufer der unteren Elbe liegt, über dem breiten Spiegel des Stromes kreisen sehen, wie er nach Beute spähte! Und dann war er plötzlich mit angezogenen Flügeln ins Wasser gestoßen, um wenige Augenblicke später mit einem silberschuppigen zappelnden Fisch im Schnabel sich wieder aufwärts zu schwingen. Der arme Fisch that der kleinen Lizzy leid und sie wurde recht böse auf den großen Vogel, den ihr der Vater als weißschwänzigen Seeadler bezeichnete. Als aber der Räuber eines Tages keinen Anstand nahm, sich gar eine Gans aus dem Geflügelhofe des Landhauses zu holen, da wurde Lizzy geradezu empört und mit Thränen in den Augen klagte sie es jedem, der es hören wollte, daß ihr der böse freche Seeadler das Gänschen „Wackelschwänzchen", ihren Liebling, geraubt und zerrissen habe. Auch dem alten gutherzigen Schiffskapitän, der am Ufer der Elbe dicht vor dem Landhause ihrer Eltern vor Anker liegt, klagte sie ihr Leid und zeigte ihm in ihren hohlen Händen ein paar weiße, blutbespritzte Federn, die Wackelschwänzchen in diesem irdischen Jammerthale zurückgelassen hatte.

„Der freche Räuber verdient den Tod," antwortete der Kapitän, „würde auch noch Enten holen, wenn ihm nicht der Garaus gemacht wird, denn Musjö Seeadler verschmäht, obwohl er sich hauptsächlich von Fischen nährt, keineswegs die warmblütigen Tiere, namentlich Hasen, Gänse, Enten und andre Wasservögel. Drüben im Holsteinschen hat er seinen Horst auf einer alten tausendjährigen Eiche — ich kenne den Baum, heißt beim Volke Adlereiche. Denke dir, Lizzy, der Horst, wie man das Nest eines Adlers nennt, ist gegen sechs Fuß breit und wird durch das alljährliche Auflegen frischen Materials auch sehr hoch. Darin liegen im März zwei bis drei trübweiße dicke Eier, aus denen später die Jungen schlüpfen. Oft thun sich drei bis vier Seeadler zusammen, um gemeinschaftlich zu jagen, aber nachher zanken sie sich um die gemachte Beute. Sieh, da ist er schon wieder! Denn seine ganze Sippe ist weniger scheu als z. B. die Familie Steinadler. Aber wart', ich will diesem da seine Frechheit vertreiben!"

Damit war der Kapitän in die Kabine gegangen und hatte seine geladene Flinte hervorgeholt. Und dann war der dreiste Raubvogel geradezu ins Verderben gerannt, indem er unbekümmert um die ihn beobachtenden Blicke niedrig über das Wasser dahingestrichen war. Ein Knall — und mit ausgebreiteten Schwingen lag der Raubvogel fast regungslos auf dem Spiegel der Elbe.

Klaus, der stämmige Matrose, mußte ihn mit dem kleinen Nachen holen und hinüber ins Schiff bringen. Wie Klaus nun gleich einem Reiter auf dem Schiffsbord sitzt und den düsterbraunen, an Hals und Schwanz weißgezeichneten Räuber ins Schiff zieht, da thut der kleinen mitleidigen Lizzy denn doch der blutende Vogel, der sterbend noch einmal mit den mächtigen Schwingen klappt und den Hals reckt, leid und sie macht sich Vorwürfe, daß sie den Anlaß zu seinem Verderben gegeben hat.

Vulkanische Bomben.

Der letzten Versammlung der deutschen geologischen Gesellschaft wurden seitens des Bergrat Stolauer in Freiberg merkwürdige vulkanische Bomben vorgelegt. Ein Teil derselben, aus Australien stammend, ist massiv, andre sind hohl, und die Kruste ist so dünn, daß sie durchscheint und daß sie auf dem Wasser schwimmen. Jede dieser hühnereigroßen Bomben gliedert sich in zwei Halbkugeln, einer flachen und einer steilen, mit einer Wulst in der Verbindungslinie. Die Oberfläche zeigt eine Reihe eigentümlicher Figuren: konzentrische Ringe, kleine runde Vertiefungen, Runzeln und feine, rechtwinklig zu den Ringen verlaufende Linien. Ihre Entstehung scheint folgende gewesen zu sein: Glutflüssige Lavatropfen, mit großer Heftigkeit emporgeschleudert, ballten sich zu Kugeln zusammen, deren Vorderseite sich durch den Widerstand der Luft abplattete, während die Hinterseite eine oblonge Form annahm und an der Trennungslinie der beiden Halbkugeln die Aufwulstung entstand, so daß der ganze Körper die Form eines Pilzes annahm. Die Figuren an der Oberfläche entstanden durch die Reaktion des glutflüssigen Inneren gegen die in Erkaltung begriffenen Oberflächenteile. Die Hohlkörper kamen unter Mitwirkung von Gasen zu stande. Man findet ganz ähnliche Formbildungen und Oberflächen bei andern Gegenständen, die mit großer Geschwindigkeit ein Medium durchdringen. Das in den Sand eindringende Geschoß des Mausergewehres plattet sich zu einer Pilzform ab, die genau derjenigen der australischen Obsidianbomben entspricht und auch bei einigen Meteoriten liegen dieselben Erscheinungen an den Oberflächen wie bei jenen vor. Ueber ihre Herkunft ist zu bemerken, daß sie einem noch unbekannten Vulkangebiet entstammen. Aehnliche Obsidianbomben, aber keine hohlen, kommen nur noch in Ungarn und in Mexiko vor.

Die Perser und die Akropolis.

Wahrhaft glorreiche Seiten im Buche der Griechengeschichte sind von den Perserkriegen ausgefüllt. Die Griechen siegten in diesen Kriegen, das Perserreich ward durch wiederholte Niederlagen in seinen Grundfesten erschüttert. Die Perser traten damit ihre weltgeschichtliche Stellung an die Griechen ab, die letzteren aber traten in die Weltgeschichte ein. Europa hatte Asien, der Geist die Massen überwältigt, ein neues, höheres Prinzip war an die Stelle eines abgelebten getreten. Ein Glück für Hellas ist es gewesen, daß die idealsten und realsten Interessen in diesem Kampf sich verbanden: die Griechen kämpften für ihre Religion, ihre Freiheit, ihre Kultur, wie für ihren Handel. Die Griechen wurden durch den Sieg reich und mächtig; da sie aber zugleich für die heiligsten Interessen des Lebens gekämpft hatten, so zeigt sich infolge des Sieges ein edler geistiger Aufschwung im griechischen Leben, und ein Schimmer unsterblicher Jugend haftet an allen Geisteswerken dieser Epoche.

Eine im Wechselspiel des Krieges für die Griechen unglücklich verlaufende Episode bringt unser Bild zur Anschauung: die Perser erstürmen die Akropolis von Athen.

Der Spartanerkönig Leonidas war mit seinen Tapfern bekanntlich in dem Engpaß von Thermopylä gefallen. Hellas stand jetzt den Persern offen, aber ihrer 20000 lagen als Totenopfer für die erschlagenen 4000 Helden auf dem Kampfplatz! Der Tod des Leonidas hatte einen tiefen Eindruck auf die Perser wie auf die Griechen gemacht. Zögernd schritt der Perserkönig Xerxes voran, während die Todesweihe des Leonidas in den Hellenen das Gefühl bestärkte, daß ehrenhaftes Sterben schimpflicher Knechtschaft vorzuziehen sei.

In Athen erschreckte die Nachricht vom Fall der Thermopylen gewaltig. Die Perser konnten in den nächsten Tagen da sein, und die Stadt war gegen sie nicht zu halten, der Hafen Peiräos noch nicht befestigt, die Hauptmacht der Griechen stand auf dem Isthmos. In dieser höchsten Gefahr zeigten aber die Athener einen bewundernswerten Heldenmut. Auf den Antrag des Themistokles beschloß das Volk: Athen dem Schutze der Göttin Athene zu überlassen, alle Männer im streitbaren Alter sollten die Schiffe besteigen, die Weiber, Kinder und Sklaven sollte jeder in Sicherheit bringen, so gut er könnte; alles im Staatsschatz noch vorhandene Geld sollte unter die armen Bürger verteilt werden, damit sie das Land verlassen und ihre Familien im Ausland erhalten könnten, und endlich sollte es allen Verbannten freistehen, zu ihren Verwandten zurückzukehren und für die Heimat zu kämpfen.

Der Abschied von der Vaterstadt, von den Gräbern der Ahnen, von den Tempeln der Götter, fiel den Athenern ungemein schmerzlich! Der Adel gab ein Vorbild der Entschlossenheit. Kimon, der Sohn des Miltiades, ging mit einer Schar der edelsten Jünglinge in den Tempel der Athene, dort hingen sie die Zügel ihrer Rosse auf, da der Staat keiner Reiter, sondern nur tapferer Kämpfer zur See bedürfe. Nur wenige ältere und ärmere Bürger blieben auf der Akropolis, der Burg, um sie zu verteidigen oder mit ihr zu fallen. Die meisten Frauen und Kinder wurden nach Salamis hinübergeschifft, andre in den Peloponnes. Die Bürger von Trözene beschlossen, täglich zwei Obolen auf den Kopf der Flüchtigen zu verabreichen, die Kinder sollten Obst und Früchte brechen dürfen, wo sie solche fänden.

Nach dreitägiger Rast rückte Xerxes nach dem Süden vor. Demaratos hatte ihm einen gefährlichen Rat gegeben: „Am Peloponnes ist eine schmale Landenge, und an dieser Stelle hast du von den Peloponnesiern und ihrer Gesamtverschwörung gegen dich noch härtere Schlachten, als die bereits vorgefallenen, zu erwarten. Landest du aber anderswo, so werden dir die Landenge und die Städte ohne Schwertstreich zufallen.“ Doch der Befehlshaber der Flotte, Achämenes, der Bruder des Xerxes, war dagegen, und so ward beschlossen, daß Heer und Flotte sich nahe bleiben und miteinander wirken sollten. Ueberall, wo das Heer durchzog, unterwarfen sich die Bewohner oder flüchteten sich in die Gebirge, nur vor Delphi wurden die Perser zurückgedrängt. Eine Abteilung des persischen Heeres war nämlich nach dem Parnaß gezogen, um das Heiligtum von Delphi zu berauben und zu zerstören. Als die Perser den steilen Weg in der schauerlichen Gegend emporstiegen, wurden von unsichtbaren Händen Steine und Felsblöcke über sie herabgeschleudert, so daß viele erlagen, die übrigen erschrocken die Flucht ergriffen. Die Delphier unterließen nicht, die Rettung des Tempels ihrem mächtigen Gotte selbst zuzuschreiben.

Xerxes zog in Athen ein, die Akropolis wurde mit Sturm genommen, die Verteidiger fielen oder stürzten sich von den Mauern herab. Dann wurden die Akropolis, die Tempel geplündert, angezündet, die Stadtmauern niedergerissen: so ward der Brand von Sardes und die Niederlage von Marathon gerächt.

Der griechischen Flotte, die währenddessen zwischen Salamis und Attika stand, war es vorbehalten, die Zerstörung der Akropolis und der Stadt Athen in glänzender Weise zu rächen: aus der Seeschlacht bei Salamis am 23. September 480 v. Chr. gingen die Griechen unter Themistokles als Sieger über die persische Flotte hervor. Dieser herrliche Sieg entschied den Vorrang Europas über Asien.

Als nach den großen Siegestagen von Himera, Salamis und Platäa die Athener in ihre Heimat zurückkehrten, fanden sie ihre Vaterstadt verödet: nur wenige Häuser waren noch übrig, in welchen vornehme Perser gewohnt; alles übrige, selbst die Ringmauer, war zerstört. Aus den Trümmern stieg Athen unter Perikles mit einer Schönheit hervor, daß man ihm zu seiner Zerstörung durch die Perser und allem, was sich daran knüpfte, nur Glück wünschen konnte: es wurde eine Weltstadt, eine Stätte der Kunst, des Wissens, des Handels, des Reichtums. Der eigentliche Schwerpunkt des neuen Athens war die Akropolis; sie war jetzt nicht mehr Festung, seitdem die Stadt durch neue Ringmauern (unter Themistokles) selber befestigt war, sondern Tempelstätte, Kunstsammlung und Schatzkammer.

Spät erkannt.

(Fortsetzung.)

Rudolf hatte bei seinem Bekenntnis einen Gleichmut gezeigt, der Georg unbegreiflich war.

„Das ist schade,“ sagte er mit Nachdruck.

„Laune des Zufalls,“ meinte Ludolf leichthin und fuhr hierauf fort: „Herrn Müller sind wir auch los, er ist für drei Wochen in die Arme seiner Angehörigen geeilt, so können wir es uns behaglich machen. Wenn dich nur Großpapa nicht zu sehr in Beschlag nimmt. Er

Die Perser erstürmen die Akropolis.

hat im Herbst ein Mühlenwerk in Betrieb gesetzt und forstet verschiedene Grundstücke neu auf, ganz zu schweigen von den landwirtschaftlichen Maschinen, die er immer kommen läßt, zu all diesem schleppt er die Leute unbarmherzig mit und hält ihnen endlose Vorträge. Hierin ist er schrecklich."

„Aber Ludolf, dies alles interessiert mich," rief Georg, „besonders wenn es mir von jemand erklärt wird, der die Sache versteht."

„So, pfeifst auch du aus dieser Tonart?" sagte sein Gefährte und zog ein saures Gesicht. „Dann habe ich dich gesehen in den nächsten Tagen. Eines willigen Zuhörers ist Großpapa lange nicht habhaft geworden. Da gibt er dich sobald nicht los."

Ungeachtet diese Befürchtung sich teilweise bewahrheitete, und Herr von Weitenfels Georg mit Vorliebe um sich hatte, blieben den jungen Leuten Stunden ungestörten Beisammenseins genug, da der Gutsherr mit seinem Verwalter, dem Förster und den sonstigen Wirtschaftsbeamten oft und viel verhandeln mußte. Die Bibliothek war alsdann der Freunde Lieblingsaufenthalt. Sie war ein großes hohes Eckzimmer mit vier mächtigen Bogenfenstern, auf deren breitem Sims Ludolf seinen Sitz aufzuschlagen liebte. Den Kopf an die Wand gelehnt, ruhte sein Auge dann traumverloren auf der in zartgeschlungenen Wellenlinien in der blauen Ferne sich verlierenden Landschaft, der nicht einmal die vorgerückte Jahreszeit ihren eigentümlichen friedeatmenden Reiz zu rauben vermochte. Oder auch er saß über eines der seltenen alten Bücher gebeugt, die sein Großvater zu erstehen pflegte, an deren unbeholfener Sprechweise und drolligen Ausdrücken er sich ergötzte. Georg aber suchte sich indessen ernsthaft aus verschiedenen Werken, die Herr von Weitenfels ihm bezeichnete, die Geschichte des Schlosses zusammen, das ursprünglich im 15. Jahrhundert erbaut, mancherlei Wandlungen und Zerstörungen im Lauf der Zeiten erfahren hatte. Es sprach darum nicht gegen das herzliche Einvernehmen, welches die neuen Freunde verband, daß oftmals heilige Stille im Gemach herrschte, denn Georg erwies sich als aufmerksamer Leser, und bei Ludolf war die Laune zu schweigen ohnedies nicht selten. Er hob es sogar rühmend an seinem Genossen hervor, daß es sich so einträchtig mit ihm schweigen lasse.

Eines Tages, da Georg wieder in seine Weitenfelser Chronik vertieft war, sprang Ludolf, der den ganzen Morgen ziemlich wortkarg gewesen, einer augenblicklichen Eingebung folgend, plötzlich vom Sims herab, wo sein Blick dem schnellen Zug der nordwindgepeitschten Wolken sinnend gefolgt war. Er ging auf einen altertümlichen, geschnitzten Schrank zu, der in einer Ecke stand, dem Herr von Weitenfels kurz vorher einige Schriftstücke entnommen, ohne den Schlüssel wieder abzuziehen. Das obere Schubfach mit demselben öffnend, holte Ludolf ein dunkles Lederetui hervor, welches unter verschiedenen Papieren verborgen lag. Es aufklappend, wandte er sich abermals zum Fenster und Georg zu sich rufend sagte er: „Ich will dir Mamas Bild zeigen." Das Etui barg ein Aquarell, offenbar von einer Meisterhand gemalt, zwei jugendliche Köpfe, einen weiblichen, an dem nur die Schultern noch farbig vollendet waren, und den eines jungen Mannes, dessen schlanke kräftige Gestalt etwas mehr angedeutet worden. Es war kein eben hübsches, aber ein unendlich anziehendes Antlitz, auf das Ludolf deutete und welches aus seiner Samtumfassung mit sanften braunen Augen dem Beschauer entgegensah. Ein leichter Hauch der Trauer schien über ihm zu schweben, es zu verklären.

„Nicht wahr, ein liebes, süßes Gesicht," sagte Ludolf mit einer Rührung, deren Georg ihn kaum fähig gehalten hätte, die er aber innig mit empfand, war es doch auch der große unverwundene Schmerz seines jungen Lebens gewesen, die Mutter zu verlieren. „Und ich habe sie nie gesehen im Leben, nicht mit Bewußtsein wenigstens, denn ich war erst ein Vierteljahr alt, da sie starb. Es soll ihr bestes Bild sein, man fühlt auch, daß es ähnlich ist. Ich möchte es so gerne haben und kann es nur hie und da betrachten, falls Großpapa einmal den Schlüssel stecken läßt."

„Warum solltest du es nicht ansehen dürfen, deiner Mutter Bild?" versetzte Georg erstaunt. „Vielleicht gibt es dir dein Großpapa, wenn du ihn darum bittest."

Ohne zu antworten schüttelte Ludolf den Kopf.

„Ist dies dein Vater?" fragte Georg, der des Freundes Rede als eine der eigenwilligen Behauptungen auffaßte, in denen derselbe sich zuweilen gefiel. Er zeigte auf das andre Porträt, das des auffallend schönen dunkeläugigen Mannes, welches mit seinem übermütig lebensfrohen Ausdruck wie das vollendete Gegenbild zu Ludolfs Mutter erschien.

„Das ist Mamas Bruder," antwortete dieser, „Großpapas einziger Sohn. Das wäre ein Herr von Weitenfels gewesen, der dem Namen Ehre gemacht hätte, äußerlich wenigstens, denn sonst weiß ich nicht viel von ihm, Großpapa erzählt nichts von seinen Kindern. Aber er ist auch tot, er starb schon vor Mama. Er ist beim Baden verunglückt, trotzdem er ein ausgezeichneter Schwimmer war."

„Wie furchtbar," sagte Georg voll Mitleid. „Ist es hier in Weitenfels gewesen, im Weiher unten?"

„O nein, damals besaß Großpapa das Gut noch nicht, er lebte noch in Wien. Es war in Schönlinden, wo er ein Landhaus hat, das ehedem Großmamas Eltern gehörte. Dort wohnte er in früheren Jahren den ganzen Sommer über und fuhr jeden Tag zur Stadt. Eines Abends hatte mein Onkel von dort Bekannte mitgebracht. Sie gingen hinunter zum Fluß, er war der erste im Wasser und während er weiter schwamm, rief er den andern zu, sich zu beeilen. Im Anfang beachteten dieselben es wenig, daß sie darauf nichts mehr hörten, endlich wurde ihnen bange, sie riefen und schwammen hinaus, ihn zu suchen. Dann holten sie Fischer herbei und diese erst fanden die Leiche. Ein Herzschlag mußte ihn plötzlich getötet haben."

„Dann freilich kann der Anblick dieses Bildes deinen Großpapa nur schmerzlich berühren," sagte Georg verständnisvoll. „Es ist wohl erst kurz vorher gemalt wor-

den, ehe der Arme sein junges Leben so schrecklich verloren hat."

„Ach, es ist das nicht allein. Ich kann es nicht erklären, es ist einzig ein dunkles Gefühl, was mir sagt, daß mein schöner Onkel nicht nur seines vorzeitigen Todes wegen eine trübe Erinnerung für Großpapa ist, ob er gleich der beste Reiter gewesen ist, ein gewandter Turner und Gott weiß was alles, was ich niemals werden kann. Der alte Wiedemann, Großpapas Kammerdiener, du kennst ihn ja, ließ einmal etwas davon verlauten, nicht viel, und ich forschte auch nicht. Ich kann mir nicht von den Dienstboten Familiengeschichten vorerzählen lassen, wenn Großpapa selbst sich in eisiges Schweigen hüllt. Wiedemann war einmal hereingekommen, als ich das Etui in der Hand hatte. Ich schreckte zusammen, weil ich ihn für Großpapa gehalten. Damit er meine Verlegenheit nicht gewahr werde, zeigte ich ihm das Bild, und er sagte mir, daß ein berühmter Maler, der in Schönlinden als Gast gewesen, es einst ganz flüchtig in sein Skizzenbuch entworfen und auf Großpapas Bitte hierauf vollends ausgeführt habe. Sie seien zum Sprechen getroffen, alle beide. ‚Welch traurige Augen Mama hat,' meinte ich zu Wiedemann. ‚Die haben auch Thränen genug vergossen, eben des jungen Herrn wegen. Ich würde das Etui an seinen Ort legen,' riet mir die gute alte Seele und sah scheu nach der Thüre, ob Großpapa nicht einträte." Durch diese Worte zum zweitenmal gemahnt, schloß Ludolf zögernd den Lederdeckel. „Ich dachte schon, es zu mir zu nehmen, ohne etwas zu sagen," vertraute er Georg an, „ich glaubte, Großpapa würde es nicht bemerken. Allein neulich fand ich es geöffnet und deshalb getraue ich es mir nicht," und er steckte das Etui sorgfältig unter die Papiere, von wo er es herausgenommen. „Ich hege einen großen Groll auf Mamas Bruder," sagte er. „Im Leben hat er sie so oft betrübt, und nun muß sie auch noch im Tode mit ihm aus der Menschen Augen verbannt sein, während ich mir immer wieder ihre lieben Züge ins Herz prägen möchte. Die Photographien, die ich hatte, verbrannte ich alle, sie sollten mir das Bild nicht trüben, das ich von ihr habe, seit ich dieses Aquarell gesehen."

„Hat es dir dein Großpapa, Herr von Weitenfels, zuerst gezeigt?"

„Es fiel ganz zufällig in meine Hand vor Jahren schon, als er einmal in dem Fach herumkramte und ich voll kindlicher Neugier zusah."

„Ich würde ganz offen gegen ihn sein," gab Georg dem Freunde zu bedenken. Doch machten seine gutgemeinten Worte keinen Eindruck auf denselben, der schweigend den Schlüssel abzog und an seinen vorigen Platz zurücksteckte.

Nicht zum erstenmal fiel Georg die wunderliche Störrigkeit auf, die Ludolf in den Beziehungen zu seinem Großvater an den Tag legte. Er selbst war seit seiner Ankunft der treue Begleiter des Schloßherrn geworden, dem es offenbar eine Freude war, seinem wißbegierigen jungen Gast das herrliche Besitztum zu zeigen, ihm darzulegen, was er alles unternommen, das durch jahrzehnte-, ja fast durch jahrhundertlange Mißwirtschaft herabgekommene Gut zu heben und ertragvoll zu machen, und welche neue Anlagen er noch gern ausführen möchte.

„Es war der Traum meiner Kindheit," sprach er, „Weitenfels, nach dem sich meine Vorfahren genannt, wieder in unsern Besitz zu bringen. Deshalb wurde ich Kaufmann, denn ich mußte Geld verdienen, vieles Geld, so sagte ich mir. Es hat freilich länger gedauert, als ich in meiner Unerfahrenheit dereinst gewähnt, bis ich das Ziel erreichte. Ich bin ein alter Mann darüber geworden. So viel ließe sich noch thun, so Großes schaffen, doch wozu beginnen, was nicht vollendet wird?" Er brach ab in seiner Rede und machte Georg auf eine prachtvolle alte Eiche aufmerksam, die inmitten niederen Gestrüppes sich erhob.

„Es knüpft sich irgend ein Aberglaube an diesen Baum," sagte er, „sonst hätte ihn die gemeine Gewinnsucht längst gefällt. Sie hat die Waldungen ringsum rücksichtslos verwüstet. Diese Schäden wenigstens kann ich heilen, und das, mein Junge, ist kein schlechtes Werk. Denn siehst du, den Wald erhalten, heißt für die Nachwelt arbeiten, für das Gedeihen derer, die nach uns in deutschen Landen wohnen." (Forts. folgt.)

Lustige Maskerade.

(Fortsetzung.)

Büffel als Köchin — die Vorstellung wirkt so überwältigend, daß alle in Lachen ausbrechen. „Risum teneatis amici!" donnert Peter von Amiens, freilich selbst in vollem Lachen. Büffel wehrt sich zunächst mit Ungestüm gegen die ihm zugemutete Rolle, poltert förmlich mit seiner tiefen rauhen Stimme, muß darauf selbst über die Zumutung lachen und erklärt sich endlich bereit, „um den andern den Ulk nicht zu verderben", die Rolle zu übernehmen. Zeisig hat nichts einzuwenden gegen seine Rolle, nur meint er, daß er als Bäckerlehrling seine schöne zeisiggrüne Krawatte ablegen müsse. „Natürlich, natürlich!" rufen ein paar Stimmen. „Es könnte den Gästen sonst grün und gelb vor den Augen werden", piept Fagott hinterdrein, indem er auf die gelbe Talminadel zeigt, welche Zeisig in der grünen Krawatte stecken hat.

„Allons enfants de la patrie!" ruft Peter von Amiens und führt seine beiden Kameraden in die Plunderkammer, wo er Zeisig in einen Bäckerlehrling, Büffel in eine Köchin verwandelt. Dann erfolgt die Vorstellung in der Bude, wo ungezügelte Heiterkeit die Verwandelten begrüßt. „Büffel als Köchin ist die Krone aller Metamorphosen, selbst derjenigen des Ovidius Naso!" kreischt Arnold von Brescia und hält sich die Seiten vor Lachen. Büffel streicht seine großen Hände wohlgefällig über sein grünes Mieder, seine weiße Schürze, sein schwarzes, rotgerandetes Röckchen, dreht dann den Knoten seines gelben, rotgeblümten Kopftuches im Nacken fester, und macht endlich ein paar lustige Sprünge nach dem Bäckerlehrling

hinüber, der etwas lehrjungenhaft gedrückt dasteht, mit seinem hölzernen Mehlfäßchen, seiner Schürze, seiner grauen Kniehose und seinen aufgerollten Hemdsärmeln.

„Jam satis, ruf' ich mit Horaz," sagt Peter von Amiens; „für heute wollen wir unsre Sitzung schließen, denn die herabsinkende Dämmerung mahnt uns, daß die Stunde des Silentiums nahe ist, wo Livius und Virgil wieder in ihr Recht treten. Die nächste Karnevalssitzung findet am nächsten freien Nachmittag statt."

2.

Der nächste schulfreie Nachmittag sieht die Kameraden wieder auf der Bude unsres Peter von Amiens beisammen. Die zweite Karnevalssitzung soll stattfinden. Um diesem Zweck auch äußerlich Ausdruck zu verleihen, hat Peter von Amiens die Bude ganz gelungen mit alten Masken, Faschingsmützen, roten und gelben Gewändern drapiert, was er alles aus der unerschöpflichen Fundgrube der Plunderkammer ans Licht gezogen hat. Er selbst ist in seine Bauerntracht gestiegen, wodurch sich Büffel und Zeisig veranlaßt sehen, auch ihrerseits sich einer Ovidschen Metamorphose zu unterziehen: Büffel erregt als Köchin von neuem ungeheure Heiterkeit, und Zeisig findet sich so gut in seine Lehrjungenrolle, daß er alle alten und neuen Lehrjungenwitze mit der trockensten Miene von der Welt auftischt, selbst die des berühmtesten aller Lehrlinge unsrer Tage, des Setzerlehrlings Peter Schnäuzchen. Die drei andern Jünglinge der Tafelrunde stecken noch in ihren alltäglichen Kleidern und harren „gespannt wie ein Fiedelbogen" der Dinge, die da kommen sollen.

„Naso" als Harlekin.

„Mitschüler, Freunde, Kameraden!" nimmt Peter von Amiens das Wort und schwenkt seinen grünen Lodenhut mit der Habichtsfeder zum Gruße gegen die Versammelten; „wie euch erinnerlich sein wird in euerm erhabenen Gemüte, haben wir in der vorigen Sitzung bereits zwei Rollen aus dem Märchen ‚Schwan, kleb an!' verteilt; unser allverehrter, geliebter Büffel hat sich mit jener Güte, die seinem großen Herzen eigen ist, bereit erklärt, die Rolle der Köchin zu übernehmen — eine Rolle, zu der ihn ganz besonders seine gigantischen Hände und sein kolossaler Appetit befähigen. Unser teurer Zeisig aber hat sine ira et studio die Rolle des Lehrlings übernommen, die er, wie ihr heute zu erfahren Gelegenheit habt, bereits als Meister spielt, eine Erfüllung der Worte des großen Lateiners Horazius: Wer ans Ziel will kommen im Lauf, der muß in der Jugend vieles erdulden bereits und thun, muß schwitzen und frieren. Das Citat paßt zwar nicht recht, aber dafür ist's Fastnacht! Es erübrigen nun noch einige Rollen, die wir in der gegenwärtigen Sitzung verteilen müssen. Arnold Dürrkopf, genannt Arnold von Brescia, ich verurteile dich zu der Rolle des — Schornsteinfegers."

„Bravo, bravissimo!" rufen vier Stimmen, die fünfte aber — es ist die des Arnold von Brescia — poltert los: „Thu ich nicht! Meinst du, ich hätte Lust, mir Visage und Hände mit Ofenruß zu beschmieren, daß ich die Farbe in vierzehn Tagen nicht wieder herunterkriegen kann?"

„Ist auch gar nicht nötig," beschwichtigt ihn Peter von Amiens. „Du magst Hände und Antlitz weiß gewaschen mit bester Mandelseife in unsre Abendgesellschaft am Faschingsabend bringen; wir verlangen keineswegs, daß du dich zum Popanz der kleinen Kinder machst, die beim Anblick des schwarzen Mannes heulen und zähneklappern; wenn du nur den enganliegenden schwarzen Anzug anlegen willst, den ich für dich in unsrer Plunderkammer in Bereitschaft habe, so sind wir gern zufrieden, mein lieber Arnold von Brescia."

„Das lautet allerdings etwas anders," knurrt dieser; „aber gleichwohl ist die Rolle eines Schornsteinfegers nicht geeignet, mich den Damen eurer Gesellschaft zu empfehlen."

„O doch, Arnold!" ruft Peter von Amiens. „Es kommt alles darauf an, was du aus der Rolle machst. Ich habe zu dir das Vertrauen, daß du einen gebildeten, liebenswürdigen, geistreichen, studierten Schornsteinfeger vorstellen wirst, einen Schwerenöter von Schornsteinfeger. Von dir, Carissime, davon bin ich überzeugt, wird niemand das Wort des Lateiners gebrauchen: Hic niger est, hunc tu Romane caveto!"

Fühlt sich Arnold von Brescia geschmeichelt? In etwas liebenswürdigerem Tone antwortet er: „Nun, wir könnten ja mal den Versuch machen, wie der Anzug, den du für mich in petto hast, mir steht. Aber Hände und Gesicht schwärzen, nein, dazu bringst du mich nicht."

Im Triumphe zieht Peter von Amiens mit seinem Schornsteinfeger in spe ab — ins Plunderkämmerchen. Hier wird der arme Arnold in eine dicht anliegende schwarze Hose, in eine dito Jacke gesteckt; schwarze Strümpfe und niedrige Schuhe kommen an seine Gehwerkzeuge, ein schwarzseidenes Tuch, ursprünglich für die

„Arnold von Brescia“ als Schornsteinfeger.

Umwickelungen des Halses bestimmt, wird um Kopf und Ohren gezogen; auch für einen alten Kehrbesen und einen runden Draht mit Putzer hat Peter von Amiens gesorgt. Da die Verkleidung sich unter vielem Scherz und Lachen vollzieht, so ist Arnold von Brescia bereits in besserer Laune, als er, geleitet vom Präsidenten, wieder das Vereinslokal betritt. Der Beifall, den er hier erntet, versöhnt ihn endlich völlig mit seiner Rolle. Er nimmt seinen Stuhl wieder ein — ahnungslos, was für ein Komplott man in seiner Abwesenheit geschmiedet hat. Sekundaner Kemper, genannt Naso, hat seine inneren Handflächen mit Ofenruß geschwärzt; nun tritt er hinter den Stuhl des Schornsteinfegers und indem er sagt: „Arnold, du bist doch ein ganz lieber, gemütlicher Junge!“ nimmt er Arnolds beide dicken runden Backen in seine hohlen Hände und tätschelt sie liebkosend. Als er die Hände zurückzieht, haben sie so vorzüglich abgefärbt, daß Arnold das schönste schwarze Schornsteinfegergesicht seinen Freunden darbietet. Diese brechen in ein schallendes Gelächter aus, worauf sich Arnold, ahnungsvoll, erhebt und einen flüchtigen Blick in den Spiegel wirft. Er will aufbrausen, muß aber wider Willen lachen. „Nun, auch das noch sei euch zugestanden, obgleich es eigentlich schwarzer Undank ist,“ ruft er und nimmt gelassen seinen Platz wieder ein.

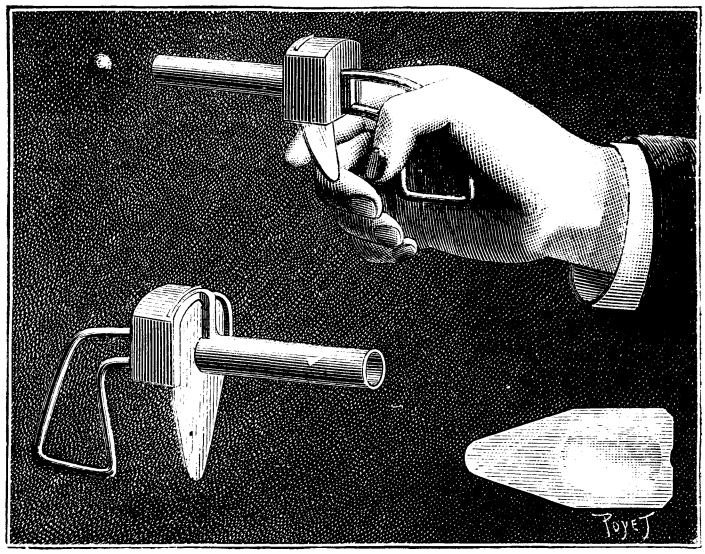
„Die Versammlung,“ sagt der Präsident lachend, „votiert Arnold von Brescia ihren Dank für die Uebernahme der schwarzen Rolle. Jenen Jüngling aber, welcher unsrem Arnold soeben schwarzen Undank bereitet hat, verdonnere ich, kraft der Würde, die ich bekleide, die Rolle des dicken lustigen Harlekins zu übernehmen, einer Figur, die unsre Maskerade ebenfalls erheischt. Kameraden, ergreift den Sekundaner Kemper, genannt Naso, und werft ihn in die Plunderkammer!“

Sofort sind acht Hände bereit, Naso zu ergreifen und unter dem Rufe: „Werft das Ungeheuer in die Wolfsschlucht!“ in die Plunderkammer zu spedieren. Hier strüppt man Naso einen rot und weiß karrierten Kittel über, der ohne Zweifel von einer früheren Fastnacht stammt, legt ihm einen doppelten weißen Ringkragen, anzuschauen wie ein Tellereisen, um den Hals, stülpt ihm eine zuckerhutförmige weiße Filzmütze auf und zwingt ihn, sein Piedestal in eine gelb und rote kurze Pumphose und in rot und weiß gestreifte Strümpfe zu stecken; Knieschleifen, niedrige Schuhe mit Bandrosetten und eine Pritsche vollenden den Anzug. Naso, das muß man sagen, findet sich schnell und leicht in die ihm zudiktierte Rolle: er hüpft, springt, macht Faxen, wie der beste italienische Arlechino, und begehrt in seinem Uebermute sogar nach einem schwarzen Schnauz- und Knebelbärtchen. Alles bietet die Plunderkammer, nur das nicht; da zupft der Präsident, schnell entschlossen, aus einer alten Matratze einige gekräuselte Pferdehaare, dreht ein Bärtchen daraus und klebt es mit erwärmtem Wachs dem lustigen Harlekin an Oberlippe und Kinn. Unter neuen Faxen hüpft Harlekin in das Sitzungszimmer, gefolgt von seinen lachen den Kameraden.

Von neuem reiht sich die Tafelrunde. „Nur einer,“ nimmt der Präsident das Wort, „hat noch nicht seine Verwandlung vollzogen: unser vielgeliebter Heinrich Pieper, genannt Fagott. Der Letzte, aber wahrlich nicht der Schlechteste — lest not least. Um so beneidenswerter ist die Rolle, die ich ihm zugedacht habe. Fagott, unser Primus in Sekunda, Meister in Latein, Griechisch, Deutsch, Französisch, Mathese, Geschichte und Geographie, Fagott, Besitzer eines der schönsten Stimmorgane in der Welt, — Fagott, du sollst den hochgelahrten Herrn Doktor machen, von welchem der Preisgesang im Volk ertönt: ‚Ich kann machen, daß die Blinden gehn und daß die Lahmen wieder sehn!‘ Ein Kostüm hab' ich für dich in petto, von dem man sagen könnte, es hat sich gewaschen — wenn es nicht schwarz wäre wie eine ägyptische Finsternis. Nur die Halskrause bringt etwas Weißes in dieses Dunkel.

„Fagott“ als gelehrter Herr Doktor.

„Ich brenne wie eine Feuersbrunst, dieses Kleiderwunder zu schauen," antwortet Fagott und begibt sich eilfertig mit dem Präsidenten nach der unerschöpflichen Plunderkammer. Hier steigt er in einen schwarzen Talar, schwarze Strümpfe und schwarze Schnabelschuhe, auf denen silberne Schnallen leuchten, legt eine bunte Halskrause um, die ungefähr so bequem sitzt, wie ein Mühlenstein, und stülpt einen breitkrempigen kegelförmigen Hut auf sein Kapitolium. Auch ein mächtiger Stock mit elfenbeinernem Griff ist zur Stelle. Schon will der neugebackene Doktor gehen, als Peter von Amiens ihm ein „Halt!" zudonnert. „Erst das Antlitz mit dieser Brille und Nase versorgen!" — „Eine Nase nennst du das?" meint lachend Fagott; „das ist ja der reine Balkon! Aber es sei. Viele kluge Männer haben bedeutende Nasen gehabt." (Schluß folgt.)



Cri-Cri-Pistole.

Cri-Cri-Pistole.

Mit dieser Scherzwaffe lebt das einst viel verbreitete, nun aber fast vergessene Cri-Cri-Spielzeug — unter uns gesagt ein sehr einfaches Spielzeug, das in der Hauptsache aus einem federnden Metallplättchen bestand und durch Drücken mit den Fingern einen knackenden Ton von sich gab, gleichwohl aber den Erfinder zum Millionär machte — wieder auf. Wie die Abbildung zeigt, besteht die Pistole aus einem Drahtgriff, der in einem hohlen Kastengehäuse befestigt ist. Dasselbe ist unten offen, trägt vorne ein zungenförmiges Stahlplättchen mit einer Vertiefung in der Mitte, und ist oben durch einen Bügel mit dem kurzen Blechrohre verbunden. Das Ende desselben sitzt in der Höhlung des Plättchens, ohne an diesem befestigt zu sein. Gibt man nun ein Brotkügelchen, eine Erbse oder dergleichen in den Lauf, so daß es in der Höhlung des Plättchens liegt, und schnellt die nach rückwärts zu biegende Zunge ab, so fliegt das Geschoß unter dem schrillen Cri-Cri des Plättchens aus dem Laufe.

Anschauungsunterricht der Spatzen.

Daß auch Vögel ihren Jungen Unterricht erteilen, wie es namentlich von Raubtieren (Katzen, Füchsen u. s. w.) bekannt ist, wurde neuerdings bei einer Spatzenmutter beobachtet, die sich mit ihren Jungen auf dem mit Theerpappe bedeckten Dach eines niederen Stallgebäudes niedergelassen hatte. Die Alte hatte ein Brotstückchen von der Größe einer Bohne im Schnabel und hüpfte damit vor ihren Jungen herum, wich aber jedesmal zurück, wenn eins derselben danach schnappte. Nachdem sie dieses Spiel eine Zeitlang getrieben, ließ sie das Brotstückchen das Dach hinunterkollern, bis es in der Rinne liegen blieb, holte es wieder herauf und wiederholte auch dieses Spiel mehreremale. Die Jungen schauen aufmerksam zu, bis es einem davon einfällt, gleich der Mutter dem Kügelchen nachzuflattern. Diese ließ es ruhig geschehen, so daß dann auch die andern sich an der Jagd beteiligten. Als dies eine Weile gedauert, nimmt die Alte das Kügelchen wieder, läßt es hinunterrollen, fängt es aber auf der Mitte des Daches auf und bringt es wieder auf den First. Dies wiederholt sie mehrmals, bis auch die Jungen sich an dem Kunstgriff versuchen. Nachdem es ihnen so gut und so schlecht es eben gehen mag, gelungen ist und sie das Spiel fortsetzen, mischt sich die Alte wieder darein, indem sie den Jungen das Kügelchen geschickt vor dem Schnabel wegschnappt. Nachdem auch dieser Kunstgriff eine Zeitlang geübt worden, ergreift die Alte das Brotstückchen und fliegt damit fort nach dem Neste, wohin ihr die Jungen mit Geschrei folgen, jedenfalls in der Erwartung, endlich den Lohn für ihre Bemühungen zu erhalten.

Buchstabenergänzung.

L	*	*	*	E	*	*	*	*	D
*				*					*
*				*					*
*				*					*
A	*	*	*	N	*	*	*	*	S
*				*					*
*				*					*
*				*					*
N	*	*	*	L	*	*	*	*	T

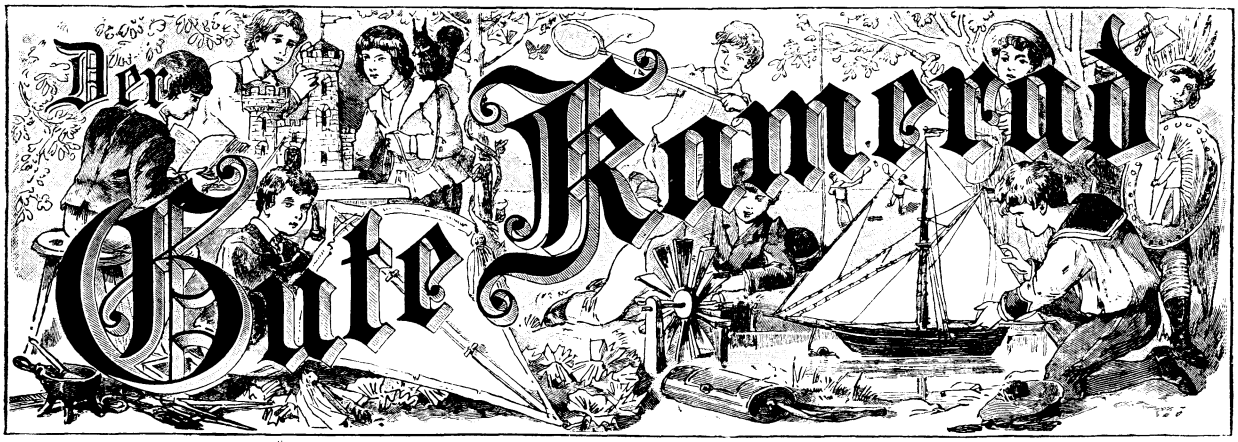
Werden an die Stelle der Sterne die richtigen Buchstaben gesetzt, so erscheinen sechs neunstellige Wörter, von denen drei von links nach rechts, drei von oben nach unten gelesen werden. Diese Wörter nennen in andrer Reihenfolge: 1. eine deutsche Stadt, 2. einen römischen Kaiser, 3. eine dänische Insel, 4. eine Naturerscheinung, 5. ein Thal in der Schweiz, 6. ein aus der Bibel bekanntes Ungeheuer.

Auflösung der dreisilbigen Scharade auf Seite 224.

„Fliegenschwamm."

Auflösung des Wechselrätsels auf Seite 224.

„Unrecht, Utrecht."



8. Jahrgang.
№ 18.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Frank hielt mitten im Worte inne; sein Gesicht wurde länger; er erkannte plötzlich, an welcher Leimrute er im Begriff stand, kleben zu bleiben.

„. . . der große Ochse bin," ergänzte der Kantor den unterbrochenen Satz. „Ja, ja, da haben Sie Recht. Ihr Beispiel ist nicht ganz unzutreffend gewählt, besonders rücksichtlich des einen Bildes, welches Sie auf sich beziehen."

Es brach natürlich ein allgemeines Gelächter aus, welches gar nicht enden wollte. Frank schrie zornig dazwischen hinein, was aber nur zur Folge hatte, daß das Lachen immer stärker wurde und immer wieder von neuem ausbrach. Da sprang er, im höchsten Grade ergrimmt, auf und brüllte, was er nur brüllen konnte: „Haltet die Mäuler, ihr Schreihälse, ihr! Wenn ihr nich off der Schtelle schtille seid, reite ich fort und lasse euch hier sitzen!"

Aber man beachtete diese Drohung nicht; das Gelächter schwoll im Gegenteile von neuem an und selbst

. . . „Was habt ihr denn da vor, ihr Leute? Das is ja die reene Wallfahrt, die da herangeschlängelt kommt!" . . .

sein Freund und Vetter Droll lachte, daß er sich den Bauch mit beiden Händen halten mußte. Dies brachte den Hobble vollends außer sich, er schüttelte die geballten Fäuste wütend gegen die Lachenden und rief mit vor Zorn fast überschnappender Stimme: „Nu gut! Ihr wollt nich hören, da sollt ihr fühlen! Ich schüttle den Schtaub von meinen Schtiefeln wie Johann Huß off seinem Scheiderhaufen in Magenta und gehe meine Wege. Düh l'ah wollüh, Anton! Ich wasche meine Hände in kindlicher Unschuld und lasse die Seefe bei euch zurück. Adieu, off Reservoir in eener bessern Welt, wo's keene dummen Menschen gibt, die über meine reformatorische Geistesgröße lachen!"

Er rannte davon, während das Gelächter nun wahrhaft homerisch hinter ihm erscholl. Sein Pferd graste draußen im Freien; er lief hinaus.

Ein einziger nur war es, der nicht mit in das Lachen eingestimmt hatte, nämlich Schi-So, der Häuptlingssohn. Der angeborene Indianerernst ließ ihn zurückhaltend sein. Er verstand ja auch deutsch und hatte gar wohl gehört, in welch drolliger Weise Frank in sein eigenes Netz gelaufen war; er fühlte sich auch belustigt, doch fand seine Heiterkeit ihren Ausdruck nur in einem Lächeln, welches um seine Lippen spielte. Er erhob sich nach kurzer Zeit von seinem Platze und ging nach dem Thore, um sich nach dem zornigen Kleinen umzusehen. Bereits nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück und meldete: „Er macht wirklich Ernst, denn er sattelt draußen sein Pferd. Soll ich ihn bitten zurückzukommen?"

„Nee," antwortete Droll in seiner Altenburger Mundart. „Er will uns nur in Verlegenheet bringe. Ich kenne meine Pappenheimer; dem fällt es epper gar nich ein, fortzureite und mich hier sitze zu lasse."

Dennoch kehrte Schi-So an das Thor zurück. Kaum war er dort angekommen, so ließ er einen Pfiff hören und rief, als sie nach ihm hinblickten, ihnen zu: „Er steigt auf; es scheint ihm Ernst zu sein."

Nun rannten alle hin. Da kamen sie gerade recht, zu sehen, daß der ergrimmte Hobble wirklich im Sattel saß und, sein Pferd nach dem Flusse lenkend, fortritt. Droll rief ihm nach: „Frank, Vetter, wo willste hin? Es war ja gar nich so gemeent!"

Der Hobble drehte sein Pferd herum und antwortete: „Meents wie ihr wollt; der Prairiejäger und Privatgelehrte Heliogabalus Morcheus Edeward Franke läßt sich nich auslachen."

„Mer habe ja nich über dich, sondern über den Kantor gelacht," log Droll.

„Das machste mir nich weiß. Ihr habt über den Ochsen gelacht, den ich gar nich 'mal vollschtändig ausgeschprochen habe; er kam nur halb heraus; die hintere Hälfte is mir im Munde schtecken geblieben. Is das etwa lächerlich?"

„Lächerlich nich, aber höchst gefährlich, eenen halben Ochsen im Maule zu habe; das macht dir wahrhaftig keener von uns nach. Unsre Achtung schteigt; also komm nur wieder her, altes Haus!"

„Fällt mir nich im Troome ein, besonders da du sogar jetzt wieder über den Ochsen lachst. O, Vetter Droll, was muß ich alles von dir erleben und erleiden. Das hätte ich nich gedacht! Aber Schtrafe muß sein. Ich bin Achilles mit der Ferse und werde es mit euch grad so machen, wie er es mit den Russen gemacht hat."

„Achilles? Der is mir unbekannt und seine Ferse ooch."

„Pfui Schande, so was nich zu wissen! Und dennoch lachste über mich? Achilles war der größte Held der Schpartaner und zog mit den Russen gegen die Türken aus. Bei der Belagerung von Dünkirchen beleidigte ihn Gortschakoff durch grad so een höllisches Hohngelächter, wie heut das eurige war; da setzte er sich off seinen Rappen und jagte wütend und mit verhängtem Zügel zum Burgthore hinaus. Seit dieser Zeit is er verschwunden, schpurlos verschwunden, und keen Mensch hat ihn jemals wiedergesehn. Zum Andenken aber hat man ihm eenen astronomischen Fixstern an den Himmel gesetzt, mit seinem schpartanischen Namen darüber. Wenn du off die Himmelskarte guckst, kannste ihn am südlichen Firmamente im Bilde des grauen Bären sehen, zu dem ooch der Mond gehört. So wie dieser große Held wird jetzt ooch der Hobble-Frank verschwinden."

„Unsinn! Komm nur her, und sei nich albern!"

„Albern? Dieses Wort schtößt dem Faß vollends den Boden 'naus! Der Hobble-Frank und albern! Hat man jemals so was nur gehört! Nee, ich verschwinde ganz so, wie Achilles unsichtbar geworden is, und lasse mich durch nischt zur Rückkehr mehr bewegen, ooch nich dadurch, daß ihr mir eenen Schtern 'noff an den Himmel setzt. Lebt also wohl, Gentlemen! Habe die Ehre! Mein Kompliment!"

Er wendete wieder um, gab seinem Pferde die Sporen, jagte nach dem Flusse und ritt in denselben hinein.

„Frank, Frank, kehr um, kehr doch um!" schrie Droll ihm lachend nach. „Du kannst doch deine Tante nich verlasse!"

Der Hobble drehte diesmal nur den Kopf herum und rief zurück: „Wir sind von heute an geschiedene Leute; da beißt keene Maus keenen Faden nich! Ich drehe mich kontinatürlich weiter, wie sich die Erde um die Sonne dreht. Ich bin für euch een abgeschiedener, toter Mann. Quietist in patrem — Friede eurer Asche!"

Der neue Achilles ritt weiter, über das Flüßchen hinüber und dann in den weiten Camp hinein.

„Das thut mir außerordentlich leid," gestand der besorgte Kantor. „Er ist etwas streitfertig, besonders in Beziehung auf die Wissenschaft, aber sonst ein seelensguter Mann. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, ihn zu treffen, und nun haben wir ihn eingebüßt!"

„Für höchstens eenige Schtunden nur," antwortete Droll.

„Meinen Sie wirklich?"

„Ja; ich kenne ihn. Wenn man ihm nich recht gibt, so schmollt er gern, wird aber gleich wieder gut."

„Aber heut scheint es anders zu sein!"

„Nee. So wild wie heut is er freilich noch nie gewese; zum Fortreite is es noch niemals gekomme; aber ich weeß, daß er ohne mich nich lebe kann, und selbst

wenn er das könnte, verlasse thut er mich doch sicher nich. Er wird seinen Zorn hinaus in den Camp reite, ihn dort liege lasse und nachher zu uns zurückkomme; darauf könne Sie sich verlasse. Dann dürfe Sie freilich nich off ihn rede; Sie müsse so thun, als ob gar nischt geschehe wäre und als ob Sie ihn gar nich sehe thäte. Ueberhaupt dürfe Sie ihn, wenn er 'mal zu schtreite beginnt, nich durch Widerschpruch zornig mache. Er bildet sich nu eemal ein, alle mögliche Gelehrsamkeet zu besitze; das macht keenem eenen Schaden; darum lasse Sie ihn off seinem Schteckenpferd sitze, wenn er es partuh reite will!"

Natürlich waren alle Anwesenden Zeugen der Entfernung Franks gewesen. Sogar das Gesinde des Ranchero hatte, durch das Gelächter angelockt, das Haus verlassen und war vor das Thor gelaufen. Auch der Bankier hatte mit seinem Buchhalter den Vorgang beobachtet; da er nicht deutsch verstand, mußte der letztere ihm die gefallenen Reden erklären. Er lachte nachträglich auf das herzlichste und war neugierig, ob die Voraussetzung Drolls sich erfüllen und Frank wiederkommen werde. Während diese beiden noch miteinander sprachen, trat Sam Hawkens zu ihnen und fragte: „Ihr wollt nach dem Chellyflusse, Mr. Rollins? Unser Weg führt uns dort vorüber, und morgen früh reiten wir von hier fort. Euer Oelprinz hat die Absicht, sich uns anzuschließen, und ich bin darauf eingegangen. Wißt Ihr schon davon?"

„Nein; er hat mir noch nichts gesagt. Was denkt Ihr von dem Oelfunde?"

„Daß er sich in der Flüssigkeit geirrt hat, wenn es nicht etwas noch Schlimmeres ist. Ich kann Euch nur zur Vorsicht mahnen."

„Also genau so, wie Mr. Frank und auch Mr. Droll mir sagten. Diese beiden scheinen auch mit euch zu gehen?"

„Ja. Und später kommt Old Shatterhand mit Winnetou uns nach. Ich denke, daß die Gelegenheit gar nicht trefflicher für Euch passen kann. Ihr werdet mir willkommen sein; macht aber, was Ihr wollt!"

„Well! Ich müßte gar kein Hirn im Kopfe haben, wenn ich nicht auf Euern Vorschlag eingehen wollte. Ihr gewährt mir einen Schutz, den ich vielleicht sehr nötig habe. Es mag also zugesagt sein: ich werde mich Euch anschließen, Sir, und sage Euch für die Erlaubnis einstweilen meinen Dank."

So war die Sache also zur allseitigen Zufriedenheit abgemacht, und Rollins, Baumgarten und der Oelprinz, welche sich bisher mehr für sich gehalten hatten, schlossen sich den Emigranten und deren Führern an. Man setzte sich zusammen; es wurde viel erzählt, so daß man bald bekannter miteinander wurde. Darüber verging der Nachmittag; der Abend brach herein, und man brannte im Hofe ein Feuer an, um an demselben das Fleisch, welches der Ranchero lieferte, zu braten. Nach dem Essen sollte Kaffee gekocht werden. Die dazu gehörigen Gefäße hatten die Einwanderer mit; man brauchte sie also nicht von Forner zu borgen. Frau Rosalie und eine der andern Frauen nahmen einen Kessel und gingen damit nach dem Flusse, um Wasser zu holen. Nach einigen Minuten kamen sie in großer Aufregung und ohne den Kessel zurück. Ihre Gesichter drückten das größte Entsetzen aus.

„Was ist denn mit Ihnen?" fragte der Kantor. „Wo haben Sie den Kessel? Wie sehen Sie denn aus?"

Die andre Frau konnte vor Schreck nicht reden; Frau Rosalie antwortete, aber unter allen Anzeichen des Schreckes: „Wie ich aussehe? Wohl schlecht, he?"

„Ganz leichenblaß. Ist Ihnen vielleicht etwas passiert?"

„Passiert? Und ob! Herjesses, was wir gesehen haben!"

„Was denn?"

„Was? Ja, das weeß ich nich, da fragen Sie mich zu viel."

Da meinte ihr Mann: „Sei doch nich so dumm! Du mußt doch wissen, waste gesehen hast!"

Da stemmte sie die Fäuste in die Hüften und fuhr ihn zornig an: „Weeßt du es vielleicht?"

„Ich? Nee," antwortete er verblüfft.

„Na also! Da schweigste ooch schtille, verschtehste mich! Ich weeß schon, wo ich meine Oogen hab; aber so een grausiges Geschöpf, wie wir gesehen haben, is mir in meinem ganzen Leben noch nich vorgekommen."

„Es war een Geist, een Flußgeschpenst," erklärte die andre Frau, indem sie sich schüttelte. Sie hatte die Sprache wieder erlangt.

„Unsinn!" antwortete Frau Rosalie. „Geister gibt es nich, und an Geschpenster gloobe ich erscht recht nich."

„So war es een Wassernix!"

„Ooch nich. Sei doch nich so abergläubisch! Nixe gibt es nur in den Kindermärchen."

„Was denkste denn, was es da gewesen sein mag."

„Ja, da fragste mich zu viel. Een Geist also warsch nich, denn es gibt keenen; een Mensch is es ooch nich gewesen, also warsch een Vieh, aber was für eens!"

Da ergriff der Kantor das Wort wieder: „Wenn es ein Tier gewesen ist, so werden wir die Gattung, die Art und den Namen bald herausbekommen; ich bin ja Zoologe, nämlich vom Unterrichte in der Schule her. Beantworten Sie mir meine Fragen. War es ein Wirbeltier?"

„Von eenem Wirbel hab' ich nischt bemerkt. Dazu ist es zu dunkel gewesen."

„Welche Größe hatte es denn?"

„Als es im Wasser saß, konnte ich das nich gut sehen; aber als es offschprang, war es meiner Seele so groß wie een Mensch."

„Also war es unbedingt ein Wirbeltier, wahrscheinlich ein Säugetier?"

„Das kann ich nich sagen."

„Gehen wir die einzelnen Klassen durch. Ist es ein Affe gewesen?"

„Nee, denn es hatte keenen Schwanz."

„Es gibt auch ungeschwänzte Affen. Vielleicht ein Raubtier?"

„Ooch nich, obgleich es gefährlich genug ausgesehen hat."

„Woher wissen Sie denn, daß es kein Raubtier gewesen ist?“

„Weil es keene Haare hatte.“

„So so, hm, hm! Vielleicht ein Fisch?“

„Nee, gar nich, denn een Fisch hat doch keene Arme und Beene.“

„Die hatte es aber?“

„Ja.“

„Sonderbar, höchst sonderbar! Arme und Beine haben nur die Menschen und die Affen; ein Affe aber war es nicht, wie Sie behaupten; also scheint anzunehmen zu sein, daß es ein Mensch gewesen ist, zumal er keine Haare, also kein Fell gehabt hat.“

„Gott bewahre, een Mensch war es nich; een Mensch hat eene ganz andre Schtimme.“

„Hatte er denn eine?“

„Na, und was für eene.“

„Können Sie es mir nicht einmal vormachen?“

„Ich will's versuchen,“ meinte sie, setzte sich in Positur, holte tief Atem und brüllte dann: „Uhuahuahuahuaauauauahhh!“

Bei diesem entsetzlichen Gebrüll sprangen alle Anwesende auf.

„Herrgott, was muß das für eine Bestie gewesen sein — ein Löwe — Tiger — — Panther!“ so rief es durcheinander.

„Still, ihr Leute!“ gebot der Kantor. „Regen Sie sich nicht auf! Sie haben ja gehört, daß es kein Raubtier gewesen ist. Wir haben also nichts zu befürchten, und ich werde an der Hand der Wissenschaft die Sache bald aufklären. Das Tier hatte kein Fell, war also kein Säugetier. Ein Fisch kann es auch nicht gewesen sein, weil es eine Stimme hatte. Da wir von den wirbellosen Tieren ganz absehen müssen, so bleiben uns nur noch die Amphibien, besonders die Frösche und die Kröten.“

Da rief die andre Frau schnell: „Ja, ja, das is richtig; es war eene Kröte!“

„Nee, es war een Frosch!“ behauptete Frau Rosalie ebensoschnell.

„Nee, eene Kröte! So wie dieses Vieh, kann nur eene Kröte im Wasser sitzen.“

„Se hoppte aber doch in die Höhe!“

„Kröten hoppen ooch!“

„Aber nich so wie die Frösche, und Kröten halten sich ooch mehrschtenteels off der Erde, aber nich im Wasser. Verschtehste mich. Es war een Frosch!“

„Aber ein so großer Frosch!“ zweifelte der Kantor, indem er bedenklich mit dem Kopfe schüttelte. „Sie sagten doch, daß er so groß wie ein Mensch gewesen sei?“

„Ja, so groß war er, off Ehre!“

„Hm, hm! Der größte Frosch, den es hier in Amerika gibt, das ist der Ochsenfrosch; aber der ist doch nicht so groß wie ein Mensch!“

„Ochsenfrosch? Gibt es da welche? Da is es ganz gewiß eener gewesen.“

„Unmöglich, denn ein solcher Frosch erreicht niemals eine solche Größe.“

„Warum denn nich? Es gibt überall Riesen und Zwerge, also wird es wohl auch unter den Fröschen solche geben. Es is also een Ochsenfroschriese, oder een Riesenochsenfrosch, oder een Ochsenriesenfrosch, oder een Froschochsenriese, oder een Riesenfroschochse, oder een Froschriesenochse — — —“

„Halt, halt, halt!“ wehrte der Kantor schaudernd ab. „Was werden Sie noch alles aus diesem Frosche machen! In meinem Lehrbuche der Naturgeschichte war ein solcher Ochsenfroschriese nicht verzeichnet; aber ich will nicht streiten; ich lebe mehr der Kunst als der Zoologie und will nicht behaupten, daß es solche Abnormitäten nicht geben kann. Sie meinen also wirklich, daß es ein riesiger Ochsenfrosch gewesen ist, Frau Ebersbach?“

„Ja, off Ehre und off Seligkeet! Ich kann's beschwören, denn wie das Vieh so mit allen vier Beenen in die Höhe schprang, kann es nischt andres als nur een Frosch gewesen sein.“

„Was that das Tier denn vor dem Springen? Saß oder schwamm es?“

„Es saß wie een Frosch sitzt! Den hintern Teil sah mer nich, und von der vordern Hälfte guckten nur die obern Beene, een bissel vom Leibe und der Kopp aus dem Wasser. Und nu besinne ich mich ooch ganz genau off das breete Froschmaul und off die Glotzoogen, mit denen er uns entgegenschtarrte, Herr Kantor.“

„Bitte, Kantor emeritus, der Vollständigkeit halber! Wir stehen trotz der Beschreibung, welche Sie uns liefern, vor einem Rätsel, und ich schlage vor, wir gehen nach dem Flusse, um uns zu überzeugen.“

„Meenen Sie, daß er noch dortsitzt?“

„Ja. Frösche sind keine Zug-, sondern Standtiere. Dieser Frosch ist hier geboren oder vielmehr gelaicht worden und wird diese Gegend also nie verlassen. Da es aber ein so großes Biest ist, schlage ich vor, die Gewehre mitzunehmen. Frösche haben nämlich Zähne, während Kröten keine haben. Das Tier könnte beißen.“

Der Wirt mußte einige Laternen herschaffen, und dann verließen alle ohne Ausnahme den Hof, um nach dem Flusse zu gehen. Sam Hawkens, Dick Stone und Will Parker waren die hintersten. Ihnen hatte sich auch Droll angeschlossen. Dieser letztere fragte, indem er leise vor sich hinlachte: „Was meint ihr wohl, Mesch'schurs, was für ein Tier dieses Viehzeug ist?“

„Doch nur ein Frosch, so groß wie meine Hand,“ antwortete Hawkens. „Er ist vor den Weibern plötzlich aufgesprungen, und im Schreck haben sie ihn für fünfzigmal größer gehalten, als er war.“

„Nein; er ist wirklich so groß,“ entgegnete Droll.

„Wie? Glaubt Ihr das wirklich?“

„Ja.“

„Unsinn! Ein Frosch, so groß wie ein Mensch!“

„Es ist ja gar kein Frosch!“

„Nicht?“

„Nein.“

„Was denn?“

„Ein Mensch, welcher gebadet hat.“

„Ah! Gewiß einer der Knechte, welche hier im Freien das grasende Vieh zu bewachen haben.“

„Auch nicht.“

„Wer denn?“

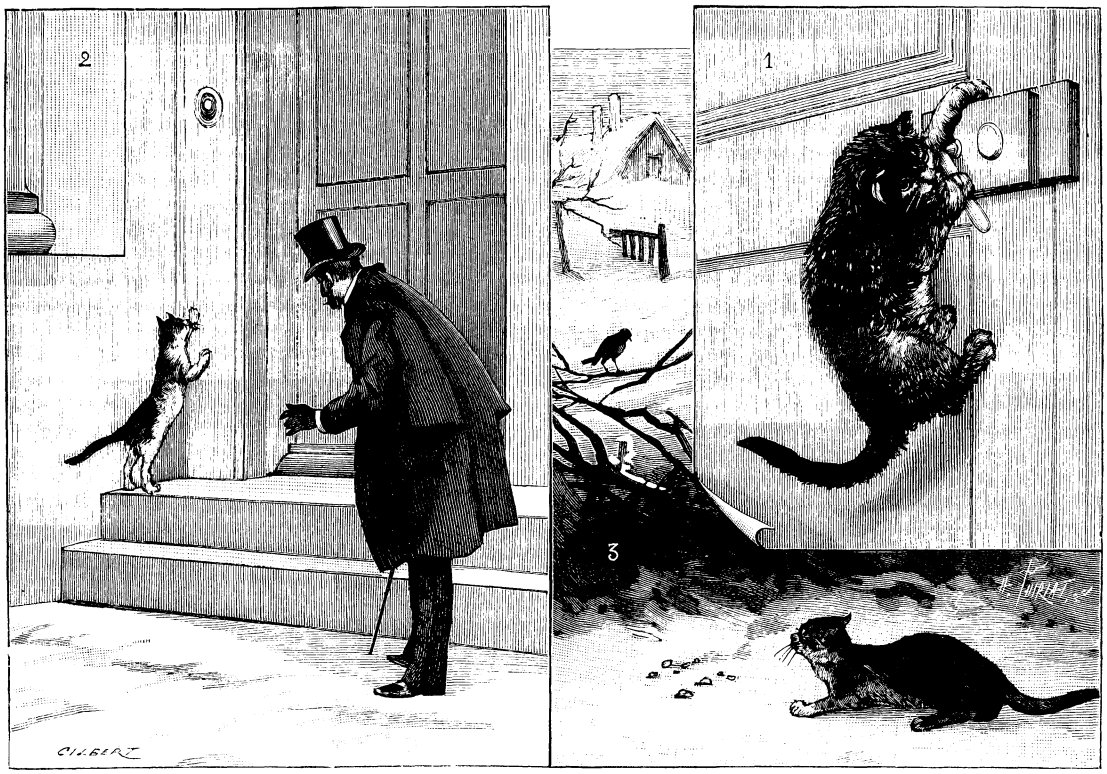
„Mein Hobble-Frank.“

„Alle Wetter! Welche Idee, wenn ich mich nicht irre!“

„Ja, er ist's gewiß. Er sprach heut, als wir drin im Hofe bei der Sonnenglut zusammensaßen, daß er heut abend, wenn es finster sein werde, ein Bad nehmen wolle. Das hat er jetzt gethan.“

„Aber er ist doch fort!“

„Pshaw! Er ist wieder da; ich kenne ihn. In den Hof hat er freilich nicht kommen wollen, sondern sich hier ins Freie gelagert. Da ist ihm der Gedanke an das Bad wieder aufgestiegen; er hat sich ausgezogen und ist in das



Erste Katze, ein Thürschloß öffnend. Zweite Katze, einen Spaziergänger bittend, anzuläuten. Dritte Katze, beim Anlocken der Vögel mit Brot.

Wasser gegangen. Das ist so gewiß, daß ich um tausend Dollars wetten will.“

„Sollte mich freuen, wenn er wiedergekommen wäre.“

„Ich habe nicht daran gezweifelt.“

„Na, daß er uns ganz verlassen werde, habe ich auch nicht gedacht; er weiß ja, wohin wir morgen wollen, und da meinte ich, daß er unterwegs wieder zu uns stoßen würde. Ah, schaut! Da haben wir ja den Frosch!“

Nämlich der Zug der Neugierigen war, mit vier Laternen versehen, in der Nähe des Flusses angekommen. Da saß der Hobble-Frank neben seiner weidenden Mary im Grase. Er erhob sich ganz erstaunt, als er die vielen Menschen erblickte, und fragte in deutscher Sprache: „Was habt ihr denn da vor, ihr Leute? Das is ja die reene Wallfahrt, die da herangeschlängelt kommt!“

„Ah, Sie sind wieder da, Herr Frank!“ antwortete der Emeritus. „Das ist mir außerordentlich lieb, denn vielleicht können Sie uns Auskunft geben. Wie lange befinden Sie sich wieder hier?“

„Seit vielleicht eener Schtunde.“

„Haben Sie beobachtet, was an dieser Stelle vorgegangen ist?“

„Natürlich! Ich habe ja meine Oogen und ooch meine Ohren, und so eenem Prairiejäger, wie ich bin, kann niemals nischt entgehen.“

„Haben Sie die beiden Frauen gesehen, welche Wasser holen wollten?“

„Ja.“

„Und auch das Tier?“

„Welches Tier?“

„Welches im Wasser gesessen hat?“

„Im Wasser gesessen? Ich habe keens bemerkt.“

„So sind Ihre Augen und Ohren doch nicht so aufmerksam gewesen, wie Sie denken.“

„Oho! Was für een Vieh soll es denn gewesen sein?“

„Ein Ochsenfrosch.“

„Sapperlot! Da soll eener hier gewesen sein?“

„Ja.“

„Wer hat denn das gesagt?“

„Die Frauen.“

„Von eenem Ochsenfrosch is mir wirklich nischt ins Bewußtsein gekommen.“

„Waren Sie denn wirklich in der Nähe, als die Damen hier waren?“

„Was das betrifft, so war ich ihnen allerdings sehr nahe.“

Da schob sich Frau Rosalie zu ihm hin und sagte: „Sie habe ich allerdings nich gesehen, Herr Hobble-Frank, desto deutlicher aber den Ochsenfrosch. Wenn Sie so sehr in unsrer Nähe gewesen sein wollen, so müssen Sie ihn unbedingt ooch gesehen haben!“

„Leider nich!“

„Er war ja groß genug!“

„Wie denn ungefähr?“

„Grad wie een ausgewachsener Mensch.“

„Oho! So groß wird im ganzen Leben keen Frosch, Frau Eberschbach, selbst wenn es een Ochsenfrosch wäre. Ich habe genug solche Kerls gesehen; sie werden etwas größer als eene tüchtige Männerhand, größer nich. Ihren Namen haben sie nich etwa daher, daß sie die Größe eines Ochsen besitzen, sondern von ihrer obligaten Schtimme. Sie schreien nämlich ganz ähnlich, wie ein Ochse brüllt.“

„Das schtimmt, das schtimmt! Wir haben das Biest schreien hören.“

„Wann denn?“

„Na, als wir hier waren!“

„Das hätt' ich doch ooch hören müssen!“

„Das denke ich ooch. Wo haben Se denn nur Ihre Ohren und Ihre Oogen gehabt, daß Sie das Vieh nich gehört und nich gesehen haben?“

„Das weeß ich wirklich nich. Zeigen Sie mir doch ergebenst 'mal die genaue topographische Schtelle, an welcher der Frosch gebrüllt hat!“

„Er brüllte erscht dann, als er offschprang.“

„Hörn Se 'mal, Frau Eberschbach, das will mir ungloolich erscheinen. Een Frosch brüllt nich im Schpringen, sondern nur wenn er sitzt.“

„Nee, dieser schrie in dem Oogenblicke, an welchem er aus dem Wasser in die Höhe fuhr. Kommen Sie! Ich will Ihnen die Schtelle zeigen.“ (Forts. folgt.)

Bilder aus dem Geistesleben der Hauskatze.

In vielen Tieren hat man beobachtet, daß sie große Bildungsfähigkeit, ja Intelligenz besitzen. So z. B. sind Züge aus dem Leben der Hunde, Affen, Katzen u. a. bekannt geworden, welche man geradezu für Ueberlegung halten kann, mindestens aber den Tieren das Zeugnis geben, daß sie geistig ziemlich hoch veranlagt sind. Wer von euch, liebe Kameraden, hätte nicht schon einen Cirkus oder ein Affentheater besucht! Dort bekommt man Leistungen von Pferden, Elefanten, Ziegen, Hunden, Schweinen, Affen u. a. Tieren zu sehen, welche in Erstaunen versetzen. Viele von euch spielen auch selbst ein wenig den Dresseur. Ihr sucht euren Lieblingen, namentlich Hunden, Eichhörnchen, Kaninchen u. s. w. mancherlei Kunststücke beizubringen und freut euch, wenn sich eure Schüler gelehrig erweisen.

Am häufigsten ist es der Drang nach Freiheit, welcher die mannigfachsten geistigen Regungen der Tiere zu Tage treten läßt. Auch bei der Erlangung von Nahrung und Leckerbissen, welche ihnen vorenthalten werden, zeigen sie oft erstaunliche Schlauheit. So sehr sich der ob seiner geistigen Fähigkeiten so hoch stehende Mensch auch sträubt, den Tieren Ueberlegung zuzuerkennen, so kommen doch zu viele Fälle im Leben der Tiere vor, durch welche wir geradezu gezwungen werden, die Intelligenz und Ueberlegung anzuerkennen, da sich die mannigfachen geistigen Regungen nicht anders auslegen lassen. Es sind dies Aeußerungen des geistigen Wesens mancher Tierarten, welche mit den instinktiven Fähigkeiten nicht verwechselt werden können. Der Elefant, das Pferd, der Hund, der Affe und die Katze haben uns oft ganz erstaunliche und doch glaubwürdige Beispiele hierfür gegeben, von welchen wir heute einige, die letztere Tierart betreffende, etwas näher betrachten wollen.

Wenn wir unsre Katzen beobachten, wie sie verfahren, sobald sie einen Vogel oder eine Maus gefangen haben, so wird es uns bald auffallen, daß die Katzen recht grausame Tiere sind. Mit der gefangenen Beute spielen sie und ergötzen sich an der Angst derselben. Der Mensch ist über dieses Treiben, über diese Grausamkeit erstaunt, ohne daß es ihm einfällt, daß die Geschichte des Menschengeschlechts leider recht viele Fälle von weit größerer Grausamkeit aufweist. Die alten Römer warfen Christen den wilden Tieren vor und ergötzten sich an den Qualen der Opfer. Die Mexikaner und Indianer auferlegten ihren Opfern die größten Martern und heute noch in unsrem vorgeschrittenen Zeitalter drängen sich Tausende, wenn es gilt, einer Hinrichtung beiwohnen zu können. Die spanischen Stierkämpfe sind gleichfalls grausame Martern für Mensch und Tier und doch spendet die Menge wahnsinnigen Beifall, wenn es einem Stier gelingt, einen Menschen oder ein Pferd tödlich zu verwunden. Wer ist da nun grausamer, der überlegungsfähige, mit Verstand und Vernunft begabte Mensch, oder die für dumm gehaltene, nur ihren instinktiven Trieben folgende Katze?

Ist die letztere falsch und grausam, so ist sie doch in intellektueller Beziehung recht begabt. Von glaubwürdiger Seite wird versichert, daß man eine Katze beobachtete, welche die Thür öffnete, um von dem einen Raum in den andern zu gelangen. Wie sie dabei verfuhr, zeigt die Abbildung unter 1. Ruhig, ohne die geringste Erregung zu zeigen, ging sie zur Thür, mit einem Sprung hakte sie sich mit einer ihrer Pfoten am Drücker (Klinke) fest, mit der andern auf den Riegelhalter drückend, während sie gleichzeitig mit den beiden Hinterfüßen die Thüre mit einigen Stößen aufdrückte. Dies war der Katze nicht gelernt worden. Dieser Vorgang bekundet doch sicher

Ueberlegung, denn ein Mensch würde nicht anders handeln. Auf ähnliche Weise öffnete eine andre Katze einen Vorratsschrank, in welchem die Milch aufbewahrt wurde. Eines dieser Tiere befand sich in einem Zimmer eingeschlossen, welches ein mittels Fallriegel verschließbares Fenster besaß. Um sich zu befreien, sprang die Katze auf das Fensterbrett, reckte und streckte sich so lange, bis sie den Riegel erreichen konnte, welchen sie dann mit einer Pfote hob und so in eine vertikale Lage brachte. Gleichzeitig drückte die Katze gegen das Fenster, welches diesem Druck nachgebend sich öffnete und ihr den ersehnten Fluchtweg ermöglichte. Dies wiederholte sie mehrere Male, wobei sie heimlich beobachtet wurde. Stets gelang es ihr schnell die Freiheit zu gewinnen.

Kann die Katze eine Thüre nicht selbst öffnen, so findet sie andre Mittel, um ihren Zweck zu erreichen. Einer der Sekretäre der französischen Gesandtschaft in London ging auf der Straße spazieren, als eine Katze auf ihn zukam und sich sanft an seinen Beinen rieb. Erst schenkte er dem Tiere keine Aufmerksamkeit, als jedoch die Katze ihr Verfahren wiederholte, sah er aufmerksam zu ihr nieder. Als die Katze dies bemerkte, sah sie ihn mit so bedeutsamem Ausdruck in den Augen an, daß die stumme Bitte, ihr zu folgen, unverkennbar daraus zu ersehen war. Neugierig zu sehen, was die Katze wolle, folgt der Herr seinem sonderbaren Führer. Nach einigen Schritten bleibt die Katze vor einer Hausthür stehen, zu welcher einige Stufen hinaufführen, wiederholt sich umsehend, ob er auch folge. An der Thür angekommen, springt sie nach der dort angebrachten Klingel hinauf, worauf sie den Herrn wieder ansieht und das Manöver wiederholt, ihm hierdurch ihren Wunsch zu erkennen gebend. Diese Scene ist in unsrer Illustration unter Abb. 2 dargestellt. Der Herr klingelt nun und erzählt dem öffnenden Diener sein Abenteuer. „Das ist unsre Katze," antwortet dieser, „sie hat die Gewohnheit fortzulaufen; wenn sie dann wieder ins Haus will, dann stellt sie alle ihr begegnenden Herren, bis sie endlich einen findet, der sie versteht und ihr den Willen thut."

Derartige Vorkommnisse sind noch mehrere verbürgt. Einer Katze, welche Junge hatte, war die Milch eingetrocknet. Nun brachte sie ihren Jungen als Ersatz Stücke Brot. In einem Garten wurde im Winter eine Katze beobachtet, welche es auf ein auf einem Strauche sitzendes Rotkehlchen abgesehen hatte. Da aber der Vogel derartig saß, daß sie ihn nicht erreichen konnte, wagte sie den Sprung nicht erst, sondern suchte den Vogel nach einer andern Stelle zu treiben, wo der Schnee nicht so hoch lag, der Boden fester war und sie mehr Aussicht auf Erfolg hatte. Durch allerlei Manöver suchte sie den vor Kälte starrenden Vogel zu erschrecken. Als sie endlich den Vogel an den geeigneten Ort getrieben hatte und ihm heimlich, sich stets versteckend, gefolgt war, wagte sie den Sprung, verfehlte aber zur Freude des Beobachters dennoch das Ziel. Dieser Vorgang zeugt immerhin von der Ueberlegung, mit welcher die Katze ihren Anschlag vorbereitete.

In einem Garten wurde den Vögeln im Winter Futter gestreut, welches aber oft zuschneite. Eine Katze kratzte nun den Schnee fort, so daß die Brotkrümel zum Vorschein kamen und von den Vögeln gefunden werden konnten, worauf sich die raublustige Katze in den Hinterhalt legte, um im geeigneten Momente auf die ahnungslosen Vögel zuspringen zu können. Zeigt nicht auch diese Handlung Intelligenz und Ueberlegung?

Photographien vom Meeresboden

herzustellen ist dem Privatdocenten an der Pariser Universität, Louis Bouton, rühmlich bekannt durch seine unterseeischen Forschungen und zoologischen Arbeiten über das Rote Meer, nach mannigfachen Versuchen durch ein sinnreiches Verfahren gelungen. Der junge Gelehrte stieg zuerst in der Nähe des ichthyologischen Laboratoriums bei Banyuls-sur-Mer, mit einem Taucheranzug bekleidet, auf den Meeresgrund hinab und begann seine Aufnahmen mit einem eigens dazu angefertigten Apparat, bei natürlicher Beleuchtung. Es stellte sich jedoch heraus, daß das Tageslicht in der Tiefe zu schwach war und die Aufnahmen zu lange Zeit erforderten. Auch brachte die geringste Bewegung der Wasserfläche störende Wolken hervor und Bouton erkannte bald, daß nur die Augenblicksaufnahme zuverlässige und günstige Ergebnisse liefern könne. So ersann er denn einen neuen Apparat, der sein Licht durch eine auf einer Flasche mit Oxygen angebrachte, durch eine Glasglocke geschützte Spiritusflamme erhält, in die durch Druck auf eine Kautschukbirne Magnesiumpulver geblasen wird. Bei jedem der dabei hervorgebrachten Lichtblitze wird eine Platte gewonnen. Die bisherigen Versuche machte der junge Gelehrte in verhältnismäßig geringer Entfernung von der Küste in einer geschützten Bucht. Er plant aber Erweiterung der erzielten Fortschritte und hält die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, durch automatische Apparate in große Tiefen hinabzudringen, um auch den Anblick von Stellen des Meeresbodens zu gewinnen, die bisher noch keines Sterblichen Auge zu ergründen vermochte.

Musikalische Instrumente der Germanen.

Das Nationalmuseum zu Kopenhagen enthält etwa zehn riesige Hörner aus der germanischen Bronzezeit, welche den Beweis liefern, daß unsre nordischen Vorfahren vor etwa 3000 Jahren nicht nur Geräte für den notwendigen alltäglichen Gebrauch anfertigten, sondern auch die Kunst des Bronzegusses zur Herstellung zweckdienlicher Musikinstrumente für Jagd- und Kriegszwecke ausübten. Die in den Sümpfen von Schweden, Norwegen, Dänemark und Mecklenburg gefundenen Instrumente sind gegen zwei Meter lang und ungefähr in Gestalt eines Fragezeichens geformt und laufen, allmählich sich erweiternd,

in einen tellerförmigen Schalltrichter aus, der aber nicht wie bei unsern Blechinstrumenten sich allmählich aus dem Rohr entwickelt, sondern scharf und flach an der Mündung aufsitzt. Die gewundene Form läßt schließen, daß die Instrumente um Nacken und Schulter gelegt wurden, da ein freies Halten der zwei Meter langen Hörner beim Marschieren unmöglich war. Besonders bemerkenswert ist es, daß die Hörner immer paarweise gefunden wurden und ein solches Paar aus einem nach rechts und einem nach links gebogenen Instrument bestand, was darauf schließen läßt, daß man sich der Hörner immer paarweise bediente. Die Proben, die man mit denselben anstellte, erwiesen denn auch, daß die zusammengehörigen Hörnerpaare harmonisch zusammengestimmt waren. Der dänische Musiker Hommerich entlockte bei einem Konzert solchen Hörnern so schöne, weiche und auch wieder so mächtige Töne, daß die Zuhörer ganz eigentümlich von diesen Stimmen der grauen Vorzeit berührt wurden. Erstaunlich ist auch die geringe Wandstärke dieser Hörner, welche höchstens $1\frac{1}{2}$ Millimeter ausmacht und nicht etwa durch Oxydation auf diese Stärke gebracht wurde. Die Instrumente sind aus einzelnen Stücken gegossen, die wie die Glieder von Bambusstöcken mittels Wulsten aneinanderstoßen und verlötet, beziehungsweise vergossen wurden. Die Funde zeigen also, daß die Germanen nicht so wild und unkultiviert waren, wie man oft glaubt, da sie es nicht nur verstanden, Bronzegüsse in solcher Feinheit herzustellen, sondern auch Sinn für musikalische Harmonie hatten, wie die paarweise sich ergänzende Abstimmung der Instrumente beweist.

Sei ehrlich!

Sei ehrlich stets in Werken, Worten, Mienen,
Denn nichts hat mehr verderbt die Welt,
Als daß den Menschen es gefällt,
Dem Scheine lieber als dem Sein zu dienen.

Drum bleibe auf dem schmalen, rauhen Pfade,
Wie sehr den breiten Weg man preist,
Auf welchem Geld und Ehre gleißt;
Der Wahrheit gieb die Ehre stets, bleib grade!

Spät erkannt.

(Fortsetzung.)

Zuweilen schloß Ludolf sich den beiden an, und Georg nahm es dann stets aufs neue wahr, wie Herr von Weitenfels auf alle Art versuchte, des Enkels Interesse an dem zu wecken, was seine Thatkraft ins Leben gerufen, und wie Ludolf diesem Bemühen eine Teilnahmslosigkeit entgegensetzte, die er absichtlich und selbst in übertriebener Weise darlegte. Georg machte ihm bisweilen Vorwürfe hierüber.

„Du hast gut reden," versetzte der Gescholtene. „In allem, was Großpapa mit mir spricht, liegt eine Nutzanwendung verborgen, die mich reizt, steckt irgend ein geheimer Stachel. Kein Wunder, daß ich auch mitunter widerborstig werde."

„Großpapa ist es nur um Weitenfels zu thun," sagte er ein andermal, „um den Namen, an meiner Person liegt ihm gar nichts. Ich bin nun leider sein einziger Enkel; hätte ich einen kräftigen jüngeren Bruder, der mit ihm gleichen Sinnes wäre, er vergösse keine Thräne, falls ich heute stürbe."

„Ludolf!" rief Georg entsetzt.

„Es ist so," versicherte dieser ruhig. „Und dann, du glaubst es vielleicht nicht, aber ich bin oft so müde, es ist nicht Trägheit allein, falls ich zu Hause bleibe." —

Fast volle zwei Wochen waren es, die Georg auf dem Schloß verbrachte. Wenn er sonst dem Wiederbeginn der Klasse nicht ohne Befriedigung entgegengesehen, weil derselbe ihn aus dem eintönig stillen Heim unter seine munteren Altersgenossen zurückführte, so fühlte er diesmal ein wirkliches Bedauern, als das Ende der Ferien herannahte. Hatte er sich doch während der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Aufenthaltes mit einer wahren Verehrung an Herrn von Weitenfels angeschlossen, und war er nicht minder dem launenhaften Ludolf mit der aufrichtigen Wärme seines ehrlichen, treuen Herzens zugethan. Auch diesem that der Abschied sichtlich leid. Um noch bis zuletzt um Georg zu sein, half er sogar demselben packen, das heißt, auf dem Tisch sitzend, sah er verdrießlich zu, wie des Freundes geschickte Hand in dem kleinen Koffer noch Raum zu schaffen wußte für den Bücherpack, den Ludolf in der Bibliothek ausgesucht und mühselig im Arm herbeigeschleppt.

„Es sind lauter Reisebeschreibungen, langweiliges Zeug," erklärte er dem von dieser Aufmerksamkeit tiefergriffenen Georg. „Du kannst es behalten, solange du willst. Ich dachte nur, weil du deinem Vater dergleichen vorzulesen pflegst, es könnte dich und ihn vielleicht interessieren. Gewiß, Großpapa weiß darum, er gab mir selbst noch einige neuere Bände dazu, sonst ist es meistens alter Schund. Denke," fuhr Ludolf niedergeschlagen fort, „der Wagen, der dich zur Bahn bringt, holt dort zugleich Herrn Müller ab. Das nenne ich einen schlechten Tausch machen."

Ungestilltes Sehnen.

„Du hast ihn doch nicht ungern?“

„Wie man's nimmt, ein andrer wäre mir möglicherweise unangenehmer,“ bekannte Ludolf. „Im ganzen kommen wir nicht schlecht zusammen aus. Jedenfalls ist es mir lieber so, als müßte ich gleich dir das Gymnasium besuchen.“

„Es würde dir gewiß gefallen,“ versicherte ihn Georg. „Du glaubst nicht, wie anregend es ist, mit vielen andern dem gleichen Ziele zuzustreben. Man wird viel frischer aufgelegt . . .“

„Wenn man hundertmal das nämliche wiederkäuen hört,“ fiel ihm Ludolf in die Rede.

„Oho, das ist doch in den oberen Klassen nicht der Fall, und in eine solche würdest du jedenfalls eintreten können. Immer allein bei Herrn Müller, muß ja dein Interesse bisweilen erlahmen.“

Ludolf hielt sich die Ohren zu. „Großpapas Lied,“ sagte er. „Das hat er mir schon oftmals vorgesungen, um mich zum Eintritt ins Gymnasium zu bestimmen. Glücklicherweise paßt es ihm auch besser, mich zu Hause unterrichten zu lassen, er will ungehindert in Weitenfels sein, so oft und so lange es ihm behagt. Darum hat er bis jetzt noch nicht darauf bestanden. Es wird mir aber am Ende nicht erspart bleiben.“

„Wie hübsch wäre es, Ludolf, wenn wir nun miteinander abreisen würden.“

„Lange nicht so hübsch, als wenn du hier bei mir bleiben könntest,“ lautete die mißvergnügte Antwort.

In wehmütiger Stimmung verließ Georg das gastfreundliche Schloß, wo alle, den dankbar treuen Wotan eingeschlossen, ihn nur ungern scheiden sahen; diese Empfindung wollte selbst dann nicht von ihm weichen, da er sich der väterlichen Wohnung näherte. Um so wohlthuender fühlte er sich daher berührt, als Herr Hilgert ihn zwar nur mit den Worten begrüßte: „Gut, daß du wieder hier bist,“ eine ungewohnte Wärme aber in den Ton seiner Stimme legte. Es war ihm doch wohl etwas einsam geworden an den Abenden, seitdem der Lampe heller Schein nicht mehr auf seines Sohnes jugendfrohe Züge fiel.

4. Gestörte Freundschaft.

Den Vater mit dem Inhalt der Bücher bekannt zu machen, die er von Weitenfels mitgebracht, gereichte Georg zum doppelten Vergnügen. Ludolf hatte Herrn Hilgerts Geschmack zu treffen verstanden, und Georg nahm die Bände mit einer gewissen Zärtlichkeit zur Hand, die in der Bibliothek des Schlosses ihre Stelle hatten. Er hörte nicht allzuoft von dort. Sein neuer Freund war ein lässiger Schreiber und beantwortete einen langen Brief, den abzufassen die Freude von Georgs Sonntagnachmittag gewesen, mit einigen flüchtigen Zeilen, in denen aber stets die Versicherung wiederkehrte, daß er seinen Gefährten ganz namenlos vermisse.

Während Herr Hilgert eines Abends sich in den Katalog einer Samenhandlung vertiefte, bei der er mancherlei Bestellungen zu machen gedachte, holte Georg, der mit seinen Aufgaben zu Ende war, eines der geliebten Weitenfelser Bücher herbei. Es war ein älteres Werk, das seinem Vater sicherlich bekannt, ihm selbst aber noch fremd, die Franklinexpeditionen nach dem Nordpol beschrieb.

„Weißt du, was mir eben eingefallen ist?“ fragte Herr Hilgert seinen Sohn nach einer Weile, in der sein Bleistift eifrig in dem Verzeichnis angestrichen und unterstrichen hatte.

Georg blickte lächelnd in die Höhe. Er freute sich, seinen Vater so angeregt zu sehen, wenn es ihm gleich unmöglich war, den mitunter etwas absonderlichen Zickzackflug von dessen Gedanken zu erraten.

„Ich will es versuchen, Alpenpflanzen im Zimmer zu ziehen,“ beantwortete Herr Hilgert sich und dem Sohn die Frage. „Ich finde hier eine Menge von derartigen Samen angezeigt: Edelweiß, Enzian, Alpenaster, Alpenglocke,“ fuhr er mit einer Begeisterung fort, die eine leise Enttäuschung in der „diminuierten Blumengärtnerei“ verriet. „Falls es mir gelänge, Georg, so könnte ich mein Auge wenigstens an einem winzigen Bruchteil der holden Blüten unsrer Berge weiden, deren Anblick selbst mir freilich nicht mehr gegönnt sein wird.“ Herr Hilgert, der in seinem Leben vorsichtig jede Höhe umgangen, bewegte schmerzlich das Haupt, als würde ihm der größte Genuß dadurch entzogen, daß ihm kühne Bergbesteigungen nicht länger möglich seien.

„Ach ja, Papa, laß dir doch die Samen kommen,“ ging Georg auf des Vaters Vorhaben zustimmend ein. „Ich will die ausgesuchten notieren,“ und er legte das Buch bereitwillig weg. Herr Hilgert war Feuer und Flamme für sein neues Unternehmen. Er diktierte Georg auch gleich den Bestellbrief, und sich hierauf in seinen Sessel zurücklehnend, entwarf er eine eingehende Schilderung der hochgebirglichen Flora, die sich in seinen Wohnräumen künftighin entfalten würde. Es wurde spät, ehe er mit seinem Vortrag zu Ende kam, und Schlafenszeit für Georg, der den beiseite gelegten Band ergreifend, sich in sein Zimmer zurückziehen wollte.

„Was hast du hier?“ fragte Herr Hilgert, welcher es liebte, die Stunde hinauszuschieben, in der er sich zur Ruhe verfügte, da eine meist verlängerte Mittagsrast ihm das Bedürfnis des nächtlichen Schlummers nicht so rasch fühlbar machte.

Georg reichte ihm das Buch, in dem sein Vater zerstreut zu blättern begann.

„Franklinexpeditionen, ach ja, habe sie auch gelesen,“ sagte er, „scheint mir aber eine gekürzte Ausgabe zu sein, wie, und eine ziemlich alte dazu?“ Er schlug das Titelblatt auf, wo Georg schon vorher oben am Rande in großen etwas knabenhaften Zügen den Namen Alfred Stöger bemerkt hatte. Auch seines Vaters Blick fiel auf die Schrift, er beugte sich tief herab, um sie genauer zu betrachten, dann sank der Band so schwer auf den Tisch, als ob er seiner Hand entfallen wäre, indes er, sich hoch aufrichtend, den Sohn in strengem Tone fragte: „Wie bist du zu diesem Buch gekommen?“

„Aber Papa, es ist doch eines der Bücher, die mir

Ludolf lieh; es hat vermutlich seinem Onkel gehört, von dem er mir erzählte."

„Seinem Onkel?" wiederholte Herr Hilgert und starrte Georg fast hilflos ins Gesicht.

„Dem Bruder seiner Mutter, er ist beim Baden ertrunken, schon lange, bei Wien, wo Herr von Weitenfels früher lebte, er war sein einziger Sohn," sagte Georg von Unruhe erfaßt über das eigentümliche Wesen seines Vaters. „Dir ist gewiß nicht gut, Papa," setzte er besorgt hinzu.

„Herr Hilgert schüttelte ungeduldig den Kopf. „Wenn er Herrn von Weitenfels' Sohn war, weshalb steht hier der Name Stöger?"

„So hieß Herr von Weitenfels vormals, ehe er die Besitzung seiner Vorfahren wieder an sich brachte. Seitdem erhielt er die Berechtigung, den vollen Namen zu führen: Stöger von Weitenfels."

„Und er wohnte ehedem in Wien?"

„Gewiß, er war Teilhaber an einem der ersten Bankgeschäfte. Ich habe dir doch erzählt, wie er als Kaufmann sein Vermögen erwarb."

„Möglich," versetzte Herr Hilgert, der in der That Georgs Geplauder oft nur ein halbes Ohr lieh, „ich habe es nicht beachtet. Konnte ich denken," fuhr er heftiger fort, „daß ich hier in der völligen Abgeschlossenheit, der Zurückgezogenheit meines Einsiedlerdaseins vor dem Verhaßten nicht sicher wäre?" Wie wenn ihm eine unerträgliche Vorstellung plötzlich zum Bewußtsein käme, schlug er mit der Faust auf den Tisch. „Du warst sein Gast," rief er aus, „dich hat er an sich gelockt, um mich noch tiefer zu demütigen, mir das letzte zu rauben, was mir geblieben, nachdem er mich um Ehre und guten Namen, um Gesundheit und Lebensfreude gebracht!"

„Papa, lieber guter Papa, rege dich doch nicht so auf," bat Georg, der ratlos diesem leidenschaftlichen Ausbruch gegenüberstand, für den ihm jedes Verständnis fehlte, und der ihm wie eine Fieberraserei erschien. „Gewiß, du bist im Irrtum. Was könnte Herr von Weitenfels dir je gethan haben, er ist ein Ehrenmann."

„Schweig," schrie Herr Hilgert auf, „und nimm nicht auch du meines Feindes Partei. Ist er ein Ehrenmann, so bin ich ein Betrüger, ein Dieb, hörst du, ein Dieb!" Die Stimme versagte ihm, er bebte dermaßen vor innerer Erregung, daß Georg voll Angst auf ihn zusprang, ihn umfaßte und zum Sofa geleitete, auf das er ihn sanft niederdrückte, während er selbst auf den Boden kniete und des Vaters zitternde Hände beruhigend mit den seinen umschloß.

„Nicht wahr, du glaubst mir?" sagte Herr Hilgert, von dem Ausdruck banger Teilnahme gerührt, der sich in des Sohnes bekümmerten Mienen ausprägte. „Du bleibst mir treu, nicht wahr?"

Statt aller Antwort schlang Georg den Arm mit schützender Zärtlichkeit um seines Vaters Gestalt, die ihm mit einemmal so hinfällig erschien.

„Dann wirst du auch ohne Widerspruch gehorchen, wenn ich dir sage, daß du heute noch zurückschicken mußt, was du von dort mitgebracht, was du von jenen Leuten erhalten hast. Jeder Verkehr zwischen dir und ihnen, sei es schriftlich oder mündlich, muß zu Ende sein."

„Papa!" stieß Georg schmerzlich heraus.

„Von heute ab zu Ende," sagte Herr Hilgert nachdrucksvoll zum zweitenmal. „Hole sogleich die Bücher herüber."

Georg, der sich wie unter dem dumpfen beklemmenden Druck eines sinnlosen Traumes bewegte, holte, um den Vater nicht durch Gegenrede zu reizen, die verlangten Bücher herbei.

„Hast du nicht auch Geschenke bekommen?" fragte Herr Hilgert argwöhnisch.

„Von Herrn von Weitenfels ein Reißzeug," antwortete Georg der Wahrheit gemäß. „Mit Ludolf tauschte ich zum Andenken verschiedene Kleinigkeiten, ich gab ihm mein Messer, er mir das seine und dergleichen."

„Gut, alles dies wirst du vor meinen Augen zusammenpacken," gebot sich erhebend Herr Hilgert, dessen Schwächeanfall und mit ihm die weichere Empfindung vorüber waren.

„Lieber Papa," suchte Georg Zeit zu gewinnen, „bedenke doch, es ist so spät schon, du kannst vor morgen doch nichts absenden . . ."

„Keine Ausflüchte," unterbrach ihn sein Vater, „thue, was ich dich geheißen." (Fortsetzung folgt.)

Lustige Maskerade.

(Schluß.)

Es ist nicht zu leugnen, das Kostüm ist eines der ansprechendsten. Dieser Meinung sind auch die Freunde, denen der neue Doktor Eisenbart sich vorstellt. „Aber warum," fragt Büffel, „führst du denn deinen Stockknopf immer unter die Nase?" — „Das weißt du nicht, du großer Büffel?" entgegnet der Doktor. „Sieh, in früheren Zeiten hatten die Aerzte einen durchlöcherten hohlen Knopf auf ihrem Stocke, und in die Höhlung thaten sie einen starken Riechstoff; diesen führten sie zugleich mit dem Knopfe unter die Nase, wenn sie an das Lager eines Kranken traten, der an einer ansteckenden Krankheit litt; es sollte vor Ansteckung schützen."

„Was unser gelehrtes Fagott nicht alles weiß!" meint Büffel.

„Das Märchen vom ‚Schwan kleb an,'" nimmt der Präsident noch einmal das Wort, „erheischt auch noch die Figur einer alten Hexe. Ich bin bezüglich dieser Rolle mit Kamerad Otto Bäumer in Unterhandlung getreten; leider war dieser liebenswürdige Jüngling verhindert, heute an unsrer Sitzung teilzunehmen; er hat nämlich, seinem Spitznamen ‚Waldläufer' entsprechend, sein sämtliches Schuhwerk durchgelaufen und dasselbe deshalb zum Schuhflicker schaffen müssen; nun hat er unfreiwilligen Hausarrest. Aber ich glaube euch schon versprechen zu können, daß Waldläufer die Hexenrolle übernimmt. Hiermit erkläre ich den offiziellen Teil unsrer Sitzung für

geschlossen, habe aber nichts dagegen einzuwenden, wenn jetzt die Fidelitas in ihr Recht tritt. Dixi."

3.

Der ersehnte Faschingsabend ist da. Das Elternhaus unsres Peter von Amiens strahlt hell erleuchtet hinter allen Fenstern in das Dunkel hinaus. Schon schlüpfen ab und zu geheimnisvoll vermummte Gestalten in die Hausthür. Ein vielversprechender Duft von Berliner Pfannkuchen, Punsch und anderm Gebäck erfüllt alle Räume. Im Gesellschaftssaal brennt der große Kronleuchter, das Klavier ist aufgeschlagen, die Hausfrau empfängt mit jener Liebenswürdigkeit, die all ihre Bekannten rühmen, ihre Gäste.

„Waldläufer" als Hexe.

Oben, auf der Bude des Sekundaners, geht es lebhaft zu. Der geweihte Raum, in welchem die Weisheit eines Julius Cäsar, eines Livius, Virgil, Horaz aus den Büchergestellen grüßt, ist in eine — Garderobe verwandelt. Peter von Amiens fühlt den Widerspruch, der hierin liegt, findet aber schnell entschlossen ein Entschuldigungswort.

„Der da," sagt er triumphierend, indem er auf einen reichvergoldeten Bücherrücken zeigt, welcher in großen Lettern das Wort Horatius trägt, „der da würde unsre Thorheit zu entschuldigen wissen, sagt er doch selber: Dulce est desipere in loco — Süß ist's, bei Gelegenheit Thorheit zu treiben. Also, Jungens, steigt unter der Aegide des großen Römers getrost in die lustigen Faschingskleider, die ich für euch zurechtgelegt!"

Fünf Stühle stehen da, und auf jedem liegt ein Anzug. Unter mancherlei Scherz beginnt die Verwandlung, wie man sie in den vorausgehenden Karnevalssitzungen verabredet hat. Peter von Amiens wird der Bauernbursche mit dem zauberkräftigen Schwan kleb an; Zeisig vermummt sich als Bäckerlehrling, wobei er kläglich drollige Geschichten von seiner Fru Meestern erzählt; Büffel legt die Gewänder der Köchin an und beantwortet die sich selbst gestellte Frage: „Wat soll'n wir kochen?" mit den seltsamsten Gerichten; Arnold von Brescia steigt in den Schornsteinfegeranzug, wobei er mit dumpfem Pathos aus Shakespeares Macbeth deklamiert: „Komm, schwarze Nacht! Umwölk mich mit des Abgrunds dickstem Dampf!" Naso wirft seine bunten Harlekinsgewänder über und singt dazwischen: „Heisa, juchheisa, dideldumdei, da geht's ja hoch her, bin auch dabei!" Fagott knöpft sich in seinen schwarzen Doktortalar ein und deklamiert: „Dem Nachtwächter zu Dideldum, dem gab ich zehn Pfund Opium, er schlief zehn Jahr und eine Nacht, und ist seitdem nicht aufgewacht."

Von den lauten Stimmen angeregt, singt und schmettert ein Dutzend Kanarienvögel in der grünen Hecke an der Wand, während Pollo, der jedesmal mit dabei sein muß, keinen ruhigen Winkel finden kann, sich zu legen, denn bald gerät sein Schweif unter diesen, bald unter jenen Schuh der in der Bude umherstolzierenden bunten Gestalten.

„Ei, wo bleibt denn unser Waldläufer?" ruft Peter von Amiens, indem er seine Taschenuhr konsultiert. „Otto Bäumer, genannt Waldläufer, hatte mir doch versprochen, Punkt sieben Uhr zur Stelle zu sein."

„Lupus in fabula!" ruft Doktor Eisenbart, als in diesem Augenblick die Thür aufffliegt und der Erwartete im Rahmen steht. Freilich in einem Anzug, daß nur die Wissenden darunter ihren Waldläufer erkennen können.

Eine grauenhafte alte Hexe zeigt sich da, eine Hornbrille auf der wie ein Zeigefinger vorgestreckten Nase, während eisgraue Korkzieherlocken auf die runde steife Halskrause fallen.

Welchem entlegenen Jahrgang der Mode gehört denn dieser spitze Tirolerhut mit dem goldenen Klunker an? Die übrigen Kleidungsstücke sollen modern sein, wie die hohen Schultern des Jäckchens verraten, sind es aber nicht, wahrhaftig nicht. Die grellrote Schürze erinnert an den Menschenfressergeschmack jener alten Hexe des Grimmschen Märchens, welche Hansel und Gretel in den Stall sperrte, um sie fett zu machen zum Schlachten. Freilich mußte die Hexe des Märchens selber fett werden bei solcher Kost, während die Hexe, welche jetzt mit schlurfenden Schritten in die Bude unsres Peter von Amiens tritt, von abschreckender Magerkeit ist — eher eine Hopfenstange als ein Mensch. Harlekin versetzt ihr einen Schlag mit der Pritsche, Schornsteinfeger präsentiert seinen Besen vor ihr; die Köchin sagt: „Nichts als Knochen!" Der Bäckerjunge singt: „Die weiße Dame läßt sich sehn." Der Doktor riecht auf seinen Stockknopf und sagt: „Eine von den sieben Mageren Pharaos." Der junge Bauer lacht: „Ganz egal, Waldläufer, du machst dich famos! Weißt du, woran du mich erinnerst? An eine der Erinnyen in Schillers Kraniche des Ibikus:

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Des — Parapluies rote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut."

„Aber," fährt der Sprecher fort, „es wird Zeit, Kameraden, daß wir uns hinunter in den Festsaal be-

geben, wo meine lieben Eltern und deren Gäste bereits auf uns warten werden. Ich schlage vor, daß wir getreu dem Märchen, welches wir zur Darstellung bringen, in langer Kette in den Saal marschieren. Erinnert euch gefälligst: der junge Bauer kommt mit der zauberhaften Gans, die er von der alten Frau im Walde erhandelt hat, in die städtische Herberge. Hier spürt er, daß der Vogel in seinen Armen festklebt. Ein Bäckerjunge will ihn davon befreien, aber auf das Wort: ‚Schwan, kleb an!' klebt auch der Bäckerjunge an der Gans fest. Als das sonderbare Kleeblatt auf die Straße tritt, kommen die Leute lachend herbei, den schreienden Bäckerjungen zu befreien. Erst die Köchin, dann der Schornsteinfeger, hierauf der Harlekin, weiter der Doktor, und zum Schluß die alte Hexe, — sie alle kleben an der Gans, beziehungsweise an ihrem Vordermann fest. Es gibt eine lange Kette. In dieser Verfassung ziehen wir in den Saal, damit die Idee, welche unsrer Verkleidung zu Grunde liegt, auch sofort den Leuten klar wird. Selbstverständlich löst sich die Kette nach einem paarmaligen Umzuge um den Saal in ihre einzelnen Glieder auf — schon aus dem Grunde, um Punsch und Berliner Pfannkuchen und andre gute Dinge ‚fassen' zu können, wie's beim Militär heißt. Später wird sich im Laufe des Abends noch wohl Gelegenheit bieten, das ganze Märchen aufzuführen, wobei die Geschichte durch allerlei lustige Wechselgespräche zwischen dem Besitzer der Gans und den festklebenden Personen in die Länge gezogen werden kann — wie Gummi elastikum. Endlich gelangt der Zug vor die kranke Prinzessin, welche nicht lachen kann und von ihrem Vater, dem König, demjenigen zur Ehe versprochen ist, der sie zum Lachen bringt. Meine Schwester will die Prinzessin spielen — sie hat sich ganz in Rosa und Gold gekleidet —, mein guter Vater, der bei solchen Gelegenheiten sehr humoristisch sein kann, den König. Sowie die Prinzessin das sonderbare Gefolge des Schwan kleb an erblickt, lacht sie laut auf — in ihrer Brust sagt es vernehmlich „knacks", das ist die eiserne Haut, die sie um ihr armes Herz hatte und die nun zerspringt. Gesund ist die Prinzessin. Darauf Verlobung, Hochzeit, Krönung mit ihrem Retter, dem jungen Bauern. Die humoristischen Zuthaten müssen wir dem Zufall, der Laune des Augenblickes überlassen. Thue jeder sein Bestes. Dulce est desipere in loco. Und nun, Freunde, Mitschüler, Kameraden: In Reihen gesetzt, rechtsum!"

Die lustigen Masken thun, wie ihnen geheißen. Die Treppe hinunter muß der junge Bauer zwar seine Gans tragen, als man aber auf ebenen Boden kommt, läßt er sein Zaubertier marschieren. Die Flügelthür des Saales steht offen, und in langer Kette zieht das junge lustige Volk in den festlichen, vom Glanze des Kronleuchters erhellten, von maskierten Gästen belebten Saal. Sofort erregt der drollige Zug die allgemeine Aufmerksamkeit und, als man erst die ihm zu Grunde liegende Idee erraten, den lautesten Beifall. Der Besitzer der Gans weiß köstlich den schlenkrigen Gang eines Bauernburschen nachzuahmen, der gewohnt ist, einen halben Morgen Lehmboden an seinen Stiefeln mit herumzuschleppen; der Bäckerjunge schreit in komischer Verzweiflung: „Fru Meestern, Fru Meestern, sie läßt mir nich los, die verwunschene Gans!" Die Köchin schreitet mit mannhaften Schritten hoch erhobenen Hauptes einher und sagt: „Nee, so 'ne dumme Gans von Gans!" Der Schornsteinfeger streckt die Nase in die Luft und singt: „Ik weeß nich, wat soll et bedeuten, dat ik so feste kleb'." Harlekin hält seine Pritsche hoch und deklamiert lustige Verse. Der Doktor lamentiert, daß er zu einem Reißmatismuskranken müsse und nun an der verflixten Gans festsitze. Die alte Hexe schwingt ihr rotes Parapluie und eifert, geifert, lamentiert und schimpfiert.

Nachdem so der Einzug und ein dreimaliger Rundzug mit vielem Effekt gehalten, löst vorläufig die Kette sich auf. Die Hausfrau führt ihre jungen Gäste ans Büffet, wo sie sich an Punsch und Berliner Pfannkuchen stärken, um das ganze Märchen vom Schwan kleb an, dem ver-

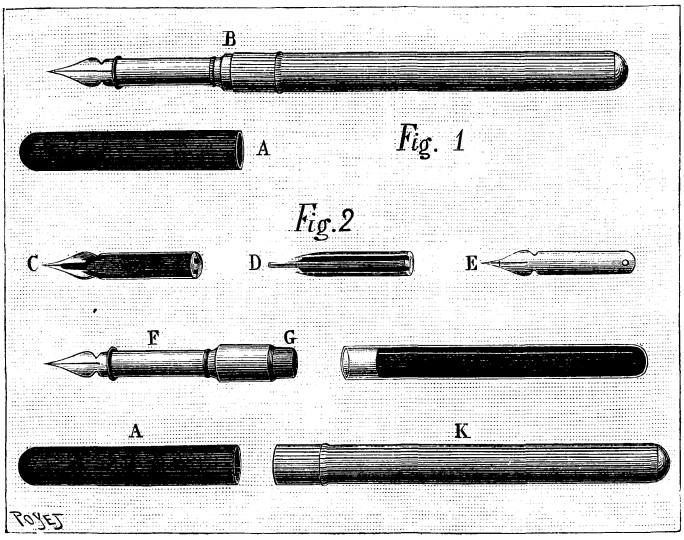
Schwan, kleb an!

abredeten Programm gemäß, abzuspielen, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet. Es würde uns zu weit führen, wollten wir jedes Wort, das dabei gesprochen, jede Scene, die dabei gespielt, erzählen. Wir fassen uns also kurz, ganz kurz, und sagen: Es war schön, wunderschön!

Eine Schreibfeder mit Tintenbehälter.

Eine stets zum Schreiben gefüllte Feder, ohne hierzu eines Tintengefäßes zu bedürfen, in Bereitschaft zu haben, bietet zweifellos viel Bequemes. Unter den diesem Zwecke entsprechenden Federn dürfte die nachstehend beschriebene Neuheit vermöge ihrer Einfachheit, Verläßlichkeit als eine der besten zu bezeichnen sein.

Sie besteht aus dem in Fig. 1 ersichtlichen Federhalter, einer cylindrischen Metallröhre B nebst der diese verschließenden Metallkapsel A, und unterscheidet sich daher, wenigstens im Aeußern, nicht von den seit langem bekannten gewöhnlichen Metallfederhaltern. Die Fig. 2 zeigt uns die im Innern der Röhre untergebrachten Bestandteile, nämlich das Ansatzstück F, in das vorne die Schreibfeder gesteckt wird und am andern Ende den Kautschukring G, der einen dichten Schluß bei dem Zusammenfügen mit dem tintegefüllten Glasröhrchen bezweckt. Das Ganze wird dann in die Metallröhre K geschoben und die Feder durch Darüberstülpen der Kapsel A geschützt.



Schreibfeder mit Tintenbehälter.

Bei senkrechter Haltung der Füllfeder, also in der Ruhe — gleichviel in der Hand oder in einem Federständer — wird die durch den Luftdruck gehaltene Tinte nicht ausfließen, wohl aber in schräger Haltung bei dem Schreiben, durch welches die Feder mit dem Papiere in Berührung kommt, vermittels des in F befindlichen, mit 2 feinen Rinnen versehenen Glaspfropfens D, dessen feine, bei C ersichtliche Spitze am Spalte der Schreibfeder E liegt. Die Tintenfüllung des dünnen Glascylinderchens reicht zum Schreiben von ungefähr 2000 Worten hin. Es ist dies eine immerhin anerkennenswerte Leistung, durch die das oftmalige Eintauchen einer gewöhnlichen Feder in die Tinte erspart wird.

Wer sich die Mühe geben will, eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so vollkommene Füllfeder herzustellen, gehe hierbei folgenderweise vor: Man nimmt eine gewöhnliche Stahlfeder mit einer Metallhülse, wie solche in jeder Schreibmaterialienhandlung erhältlich ist, und schneidet nach Fig. 2 D einen Kautschukpfropfen mit zwei feinen Rinnen, die genau in die Federhülse und in den Tintenbehälter passen muß, zu welchem ein Glasröhrchen zu verwenden wäre, das im Durchmesser der Weite der Metallhülse entspricht und aus einer homöopathischen Apotheke unschwer zu beschaffen ist. Ist das Gläschen mit der Tinte gefüllt, so wird das Ganze in obenbeschriebener Weise zusammengestellt. Uebrigens dürften diese neuen Füllfedern vermöge ihrer wirklich praktischen Verwendbarkeit bald überall zu mäßigem Preis feilgeboten werden.

Ungestilltes Sehnen.

Ja, es muß bitter sein für den armen Künstler, sich begnügen zu müssen mit trockenem Brot und einem Topfe voll dünnen Kaffees, während sein Pinsel durch den Besitzer des Gasthauses zum Lucullus verpflichtet wurde, allerlei Verlockendes auf das neugezimmerte Schild zu zaubern, den frischangeschnittenen Schinken, leckere Bissen und in den Flaschen würzige erfrischende Getränke. Unwillkürlich muß dem Beschauer des Bildes die Sage vom Tantalos beifallen, den die Götter, da er sie beleidigt hatte, in der Unterwelt hungern und dursten ließen, während ihm die herrlichsten Früchte um die trockenen Lippen hingen. Es ist jener köstliche, halb lachend, halb weinende Humor in dem Bilde, der dem Kompositionstalent des Malers das beste Zeugnis ausstellt.

Logogriph.

Wer frevelnd mich verübt mit Kopf und Fuß,
Am Nächsten seinen rohen Mut zu kühlen,
Wird kopf- und fußlos mich als schwere Buß',
So lang er lebt, im Herzen schmerzlich fühlen.

Homonym.

Ein Land ist's, das bewohnet
Ein Stamm, der gleich benannt,
Als Kaiserstamm gethronet
Hat er im deutschen Land.

Im Haus zur heut'gen Stunde
Sie niemand gerne weiß,
Man richtet sie zu Grunde
Als lästiges Geschmeiß.

Rätseldistichon für Lateiner.

Per silvas gradior quadrupes; si litera recte
Una immutatur, bestia sum volucris.

Auflösung der Buchstabenergänzung auf Seite 238.

l a n g e l a n d
e m a
v m r
i e m
a n t o n i n u s
t t t
h h a
a a d
n o r d l i c h t

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 19.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

. . . „Uff! Da draußen kommen Reiter; sie werden es sein. Versteckt euch!“ . . .

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Frau Ebersbach führte den ungläubigen Frank vollends an das Ufer hinab, deutete auf einen Punkt desselben, in dessen Nähe der leere Eimer lag, dann in das Wasser hinein und erklärte dabei: „Hier schtanden wir, um Wasser für den Kaffee zu schöpfen; da sehen Sie zum Beweise ooch den Eemer liegen, den wir vor Platzangst weggeworfen haben. Und da im Wasser saß der Ochsenfrosch.“

Da machte der Hobble-Frank ein sehr langes Gesicht, welches aber mehr und mehr einen lustigen Ausdruck annahm, und fragte: „Sie haben also genau gesehen, daß es een Ochsenfrosch gewesen is?“

„Na, offen und ehrlich geschtanden, haben wir erscht nich so recht gewußt, in welche Klasse von Insekten das Biest gehören mag; aber unser Herr Kantor hat die Zowolie schtudiert, und mit seiner gütigen Hilfe is es her-

ausgedüftelt worden, daß es ooch een Ochsenfrosch gewesen is."

„Ausgezeechnet, ausgezeechnet! Das macht mir gewaltigen Schpaß, meine Damen und meine Herren! Und warum kommen Sie denn jetzt mit Laternen und Lampinjongs nach dem Flusse gezogen?"

„Um den Ochsenfrosch zu suchen und zu fangen," antwortete Frau Rosalie.

„Meenen Sie, daß das so leicht sein wird?"

„Na, vor eenem Frosche werden wir uns doch nich fürchten. Er is zwar riesengroß, aber wenn er sich ooch wehrt, es hilft ihm nischt. Sobald er beißen will, wird er erschossen. Wir haben die Flinten mit, wie Se sehen."

Da schlug er ein helles Gelächter auf, durch welches Frau Rosalie sich so beleidigt fühlte, daß sie zornig sagte: „Feixen Se nich so! Es is keen Schpaß, so bei nachtschlafender Zeit und wenn es dunkel wird, off eenen Ochsenriesen — — Froschriesenochsen — — Riesenochsenfr — — —"

Sie hielt einen Augenblick verlegen inne; da Frank noch lauter lachte als vorher, stemmte sie die Fäuste in die Hüften und schrie ihn an: „Sie sind wohl übergeschnappt, Sie Lachmeier, Sie? Ich möchte bloß wissen, wo Sie Ihre Bildung hernehmen, daß Sie in Gegenwart eener so reschpektabeln Dame, wie ich bin, nich ernsthaft bleiben können. So een Lachtauber, wie Sie, is mir wirklich im ganzen Leben noch nich vorgekommen!"

Er gab sich die größte Mühe, den Lachreiz zu bemeistern, und antwortete ihr, als ihm dies gelungen war: „Und wenn eener seine Bildung mit Scheffeln messen könnte, hier müßte er lachen. Een Ochsenfrosch soll das gewesen sein, een Ochsenfrosch!"

Er fing von neuem an zu lachen. Da faßte sie ihn bei den beiden Oberarmen, schüttelte ihn und rief: „Kommen Sie nur zu sich! Sie müssen ja sonst die Maulschperre kriegen, Sie ewiger Lachullrich, Sie! Is denn een Ochsenfrosch gar so 'was Lächerliches?"

„Ochsenriesenfrosch — Riesenfroschochse — Froschriesenochse!" lachte er weiter. „Mich, den berühmten und gelehrten Hobble-Frank für eenen Ochsenfrosch zu halten! Das is schtark; das is zu schtark; das geht wahrhaftig über alle Begriffe und logischen Estimationen!"

Da trat sie einen Schritt zurück, funkelte ihn mit ihren Augen an und fragte: „Sie, Sie sind für eenen Ochsenfrosch gehalten worden?"

„Ja, ich!" lachte er.

„Von wem denn?"

„Von Ihnen doch!"

„Das is nich wahr; das is eene Lüge, eene großartige Lüge!"

„Ich muß es leider dadroff ankommen lassen, denn was ich sage, das is wahr. Ich war hinaus ins Camp geritten, und kehrte, als es dunkel geworden war, wieder um. Es war den ganzen Tag über so heeß gewesen und der Ritt hatte mich noch mehr erhitzt. Als ich hier dann wieder durch das Flüßchen ritt, kühlte mich das Wasser so hübsch an, und es mir einfiel, daß ich een Bad hatte nehmen wollen. Ich stieg also vom Pferde oder vielmehr von meiner alten, guten Mary, die een Maultier is, zog mich aus und ging ins Wasser."

Als Frank hier eine kurze Pause machte, schlug Frau Rosalie die Hände zusammen und rief ahnungsvoll aus: „Herrjemerschneh, was werd' ich da zu hören bekommen! Sie sind ins Wasser geschtiegen?"

„Ja. Ich schwamm hin und her, plätscherte mich tüchtig aus und wollte eben wieder offs Trockene heraus, als ich zwee weibliche Personen erblickte, welche nach dem Flusse gekommen waren und, ohne daß ich sie wegen der Finsternis bemerkt hatte, sich schon ganz nahe befanden. Ich hockte mich rasch nieder, denn ich gloobte, daß sie vorübergehen würden; aber sie kamen grad nach derjenigen Schtelle, wo der Hase im Pfeffer und der Frank im Wasser lag. Da blieben sie schtehen und sahen mich an."

„Das is freilich wahr," fiel Frau Rosalie ein. „Wir sahen was Helles im dunkeln Wasser und wußten erscht gar nich, was wir daraus machen sollten; aber off alle Fälle war es een lebendiges Wesen, was uns fürchterlich anglotzte."

„Bitte sehr, Frau Eberschbach! Angeklotzt habe ich Sie nich! Ich habe Sie sogar ängstlich angeblickt, weil ich hoffte, daß Sie sich in zartfühlender Deliciosität entfernen würden. Aber dies war nich der Fall. Darum entschloß ich mich zu eener strategischen Revolution: ich schprang in die Höhe, klatschte die Hände zusammen und brüllte, was ich konnte."

Frau Ebersbach schien über diese Mitteilung sehr indigniert und im Begriffe zu sein, ihm noch schärfer als bisher antworten zu wollen; da aber ergriff Droll das Wort: „Es is een Irrtum gewese, meine verehrte Herrschafte, een Irrtum, der keenen Menschen in Schaden bringe kann. Darum wolle mer uns nich weiter schtreite und zanke, sondern lieber demjenigen Ehre erweise, dem Ehre zu erweise is. Unser Hobble-Frank, der Riesenochsefrosch, soll lebe hoch, hoch und dreimal hoch!"

Als alle lachend in das Hoch eingestimmt hatten, fuhr er fort: „Dort liegt der Kessel; schöpft ihn voll, damit wir endlich zu unserm Kaffee komme; dann schtelle wir uns in Reih und Glied, um unsern Ochsefrosch im Triumph eheeme zu schaffe!"

So geschah es, Hobble-Frank mochte sich noch so sehr sträuben; er wurde dem Schmiede Ebersbach, welcher der längste der Anwesenden war, wie ein Kind auf die Schultern gesetzt, und dann kehrte der Zug im militärischen Gleichschritte und indem alle das Quaken von Fröschen nachahmten, in den Hof zurück.

Nun setzte man sich um das Feuer, und die unterbrochene Bereitung des Abendbrotes wurde wieder aufgenommen. Als das Fleisch verzehrt worden war, wurde Kaffee gekocht, von welchem jeder einige Becher voll bekam.

Das Ziel für morgen war ein einsames Pueblo, welches am südlichen Abhange der Mogollonberge lag. Um es noch vor Abend zu erreichen, mußte man zeitig

aufbrechen und durfte unterwegs nicht öfters und allzulange rasten. Dennoch ging man heute nicht zeitig schlafen. Es gab zwischen denen, welche sich noch nie gesehen hatten und sich kennen lernen wollten, gar viel zu erzählen. Im Laufe des Abends wurde zwischen Hawkens, Stone und Parker einerseits und Frank und Droll andrerseits Brüderschaft gemacht, wie das so zwischen Westmännern üblich ist. Nur ganz hervorragende Jäger pflegen sich in dieser Beziehung zurückzuhalten, und dann wird auch kein andrer es wagen, einen Antrag auf das Du auszusprechen.

Was den Oelprinzen betrifft, so beteiligte er sich auch recht lebhaft an der Unterhaltung. Dies wurde dadurch möglich, weil der Bankier das Deutsche auch nicht verstand und man diesem zuliebe sich viel des Englischen bediente; so konnte Grinley also auch teilnehmen. Er gab sich sichtlich alle Mühe, Sympathie zu erwecken, was ihm bei den deutschen Auswanderern auch leidlich zu gelingen schien, obgleich diese nicht viel von der englischen Unterhaltung verstanden. Auch der Bankier schien in seinem Mißtrauen arg wankend zu werden. Schi-So und sein junger Gefährte Adolf Wolf beteiligten sich an der Unterhaltung, wie es ihrem jugendlichen Alter zukam, nur in der Weise, daß sie antworteten, wenn sie gefragt wurden.

Bei dem eigenartigen Charakter des kleinen, listigen Sam Hawkens, der Lustigkeit Drolls und der Originalität des Hobble-Frank verstand es sich ganz von selbst, daß das Gespräch ein höchst animiertes war. Die Zeit verging außerordentlich schnell, so daß alle höchst verwundert waren, als Will Parker endlich daran erinnerte, daß Mitternacht bereits vorüber sei.

Es gab jetzt nur vier, höchstens fünf Stunden Schlaf; darum legte man sich nun zur Ruhe. Wenige Minuten später schliefen alle. Wachen brauchte man nicht auszustellen, weil die Knechte des Ranchero draußen wachten.

Als am andern Morgen der Tag kaum graute, hatte Forner schon für Kaffee und frisches, in Fladenform gebackenes Maisbrot gesorgt, so daß die Gesellschaft sich wegen des Frühstückes gar nicht zu bemühen oder Zeit zu verlieren brauchte. Die Tiere wurden tüchtig getränkt, weil bis zum Abende kein Wasser zu finden war; der Ranchero bekam Bezahlung für das, was er geliefert hatte; den Knechten desselben wurde ein Trinkgeld gegeben; dann brach man auf.

Sam Hawkens war dafür besorgt gewesen, daß die Frauen auf ihren Tieren gute Sitze hatten: das Reiten strengte sie auch nicht mehr als die Männer an. Die Kinder hatten Platz in Körben gefunden, deren zwei je ein Maultier trug, einen auf der rechten und einen auf der linken Seite. Diese mit Stroh ausgepolsterten Plätze verursachten gar keine Beschwerden, und so kam es, daß die Reiter ihre Tiere ausgreifen lassen konnten und der Ritt ein ziemlich schneller war.

Je weiter man sich von dem Flusse entfernte, desto unfruchtbarer wurde das Land. Wo es in jenen Gegenden Feuchtigkeit gibt oder gar fließendes Wasser, da bringt die Erde einen außerordentlichen Reichtum von Produkten hervor; wo aber der belebende Tropfen fehlt, ist nichts als Oede, als die trostloseste Wüste zu sehen.

Am Vormittage war die Temperatur noch nicht allzu beschwerlich; je höher aber die Sonne stieg, desto größer wurde die Hitze, welche von dem sterilen, felsigen Boden und den nackten, kahlen Steinwänden der Berge zurückgestrahlt wurde, so daß sie für die deutschen Emigranten, welche eine solche Glut nicht gewöhnt waren, kaum auszuhalten war.

Bis einige Stunden nach Mittag ging es durch flache Thalmulden oder über weite Ebenen, welche nicht eine Spur von Vegetation zeigten. Dann gab es Höhen, die aber dem Auge keine Erquickung boten, da die hier so geizige Natur ihnen keinen einzigen Baum, nicht einmal einen Strauch geschenkt hatte. Nur an verborgenen, seltenen Stellen, auf welche die Sonne nicht von früh bis zum Abend zu brennen vermochte, wo es also wenigstens für einige Zeit Schatten gab, ließ sich ein einsamer, phantastisch gestalteter Kaktus sehen, dessen farb- und charakterloses Grau dem Beschauer jedoch auch keine Freude brachte.

Zur Zeit der größten Tageshitze wurde an einer steilen Bergwand gerastet. Es gab da einigen Schatten; aber die gegenüberliegende Wand warf die Wärme so intensiv auf die Ruhenden, daß dieselben keine Erquickung fanden und sie lieber wieder aufstiegen, weil der Ritt, wenn er ein schneller war, doch eine etwas kühlende Luftbewegung brachte.

Endlich — die Sonne neigte sich schon sehr dem Horizonte zu — schien die Hitze abzunehmen, und zwar schneller, weit schneller, als es eigentlich hätte sein sollen. Sam Hawkens prüfte den Himmel und machte ein leicht bedenkliches Gesicht.

„Warum schaust du so nach oben?“ fragte ihn der Hobble-Frank. „Es scheint mir, als ob der Horizont dir nich gefällt?“

„Kannst recht haben,“ antwortete der Gefragte.

„Warum?“

„Weil sich die Luft so schnell und plötzlich abkühlt.“

„Ach, wohl gar Gewitter?“

„Möchte es fast befürchten, wie mir scheint.“

„Das wäre doch gut! Een Gewitter nach dieser Trockenheet und Hitze müßte uns doch willkommen sein!“

„Danke! Die Gewitter pflegen in dieser Gegend ganz anders aufzutreten, als du zu denken scheinst. Es gibt Jahre, in denen hier nicht ein Tropfen Regen fällt; ja es hat Zeiten gegeben, wo es zwei und gar drei Jahre lang nicht geregnet hat. Wenn es dann aber einmal ein Wetter gibt, dann ist es auch ein fürchterliches. Wollen machen, daß wir das Pueblo erreichen.“

„Wie weit ist's noch dahin?“

„In einer halben Stunde sind wir dort.“

„Da hat's ja keene Gefahr. Es schteht noch nich een Wölkchen am Firmamente des Himmels; es können also noch Schtunden vergehen, ehe es da oben schwarz und finster wird.“

„Irre dich nicht. Es bedarf hier nur einiger Minuten, um den Himmel zu verdunkeln, und ich möchte fast behaupten, daß ich die Elektrizität, welche sich in der Luft angesammelt hat, rieche. Schau nur meine Mary an, wie eilig sie es hat, wie sie die Nüstern aufbläst und mit den Ohren und mit dem Schwanze wedelt! Die weiß ganz genau, daß etwas im Anzuge ist, das gescheite Vieh."

Es war wirklich so. Das alte Maultier hastete förmlich vorwärts und zeigte eine Unruhe, welche auffallen mußte. Und doch war für den Unerfahrenen ganz und gar nichts Bedrohliches zu bemerken. Als Frank seinem Vetter Droll die Befürchtung Sams mitteilte, antwortete dieser: „Habe mir ooch schon so 'was gedacht. Sieh nur, wie gelb es draußen rund off dem Gesichtskreis liegt! Das wird höher und höher schteige, und wenn es den Scheitelpunkt erreicht hat, bricht das Wetter los. Gut, daß wir bald unter Dach und Fach komme!"

„Im Pueblo?"

„Ja."

„Da gibt's doch wohl nur Zelte, durch die der Regen dringen wird."

„Was du denkst. Hast du denn noch keen Pueblo gesehn?"

„Nee."

„Da wirst du dich wundern, wenn wir hinkommen. So een Pueblo is ganz sonderbar anzuschauen."

Er hatte ganz recht, wenn er sagte, daß ein Pueblo einen ganz eigenartigen Anblick biete. Was das Wort an und für sich betrifft, so ist es ein spanisches und bedeutet „bewohnter Ort", also sowohl ein einzelnes Haus als auch ein Dorf, eine Ortschaft. Diejenigen Indianer, welche Pueblos bewohnen, werden Puebloindianer oder kurzweg Pueblos genannt. Zu ihnen gehören die Tanos, Taos, Tehua, Jemes, Queres, Acoma, Zuñi und Moqui, im weiteren Sinne auch noch die Pimas, Maricopas und Papagos am Gilaflusse und südlich von demselben.

Ein Pueblo ist entweder aus Stein oder aus Adobes (Luftziegeln) oder aus beiden gebaut. Gewöhnlich liegt das Gebäude an einem Felsen, welcher als Rückwand dient, und etwaige Felstrümmer sind mit in den Mauerbau gezogen. Das Gebäude steigt stets stufenartig an, so daß jedes vorhergehende, tiefere Stockwerk vor dem nachfolgenden, höheren vortritt, und alle sind mit einem flachen Dache versehen. Das Erdgeschoß also trägt auf seinem platten Dache das erste Gestock, welches um einige Meter zurückgebaut ist. Dadurch bleibt vor dem ersten Stocke ein freier Raum, der vordere Teil des Parterredaches, in welchem sich ein Loch befindet, das den Eingang zum Parterre bildet. Der zweite Stock liegt auf dem ersten, aber auch zurück und hat vor sich das vordere platte Dach des ersten Geschosses. In der Parterremauer gibt es keine Thür; es hat überhaupt kein Geschoß eine eigentliche Thür, sondern ein Loch im Dache, durch welches man hinabsteigt. Treppen gibt es nicht, sondern nur Leitern, welche von Stock zu Stock außen anliegen und weggenommen werden können. Wer also in das Parterre will, muß zum ersten Stock hinauf- und dann durch das dort im Parterredache befindliche Loch hinuntersteigen. Die immer weiter zurückliegenden höheren Stockwerke bilden also eine Reihe gewaltiger Stufen, von denen man sich ein ungefähres Bild machen kann, wenn man sich hier bei uns einen Weinberg betrachtet, welcher sich etagenweise nach rückwärts in die Höhe hebt.

Zu dieser Bauart waren die alten seßhaften und arbeitsamen Urwohner durch die Nähe der räuberisch herumstreifenden wilden Horden gezwungen. So ein Pueblo bildet, so einfach sein Bau ist, eine Festung, welche durch die Angriffsmittel, die es damals gab, unmöglich eingenommen werden konnte. Man brauchte nur die Leiter wegzunehmen, so konnte der Feind nicht herauf. Und brachte er welche mit, so mußte er jedes vorhergehende Stockwerk erobern, ehe er seinen Angriff auf das nachfolgende, höhere richten konnte.

Diese Puebloindianer sind meist sehr friedlich gesinnt und stehen unter der Aufsicht von Agenturen. Es gibt aber Pueblobauten, welche einsam in fern- und abgelegenen Gegenden liegen; deren Bewohner betrachten sich als frei und sind genau so zu beurteilen und zu behandeln wie die ungezügelt herumziehenden Stämme. Zu dieser letzteren Art gehörte das Pueblo, welches sich unsre Reiter zum heutigen Ziele genommen hatten. Die Bewohner desselben waren wilde Nijoraindianer, deren Häuptling Ka Maku hieß. Ka heißt drei, und Maku ist der Plural von Finger; Ka Maku bedeutet also „Drei Finger". Er trug diesen Kriegs- und Ehrennamen, weil er an der linken Hand im Kampfe zwei Finger verloren hatte und also nur noch drei besaß. Er war als ein tapfrer, aber habsüchtiger Krieger bekannt, auf dessen Wort und Freundschaft man sich in gewöhnlichen Zeiten vielleicht verlassen konnte; jetzt jedoch, wo verschiedene Stämme ihre Kriegsbeile ausgegraben hatten, war es jedenfalls gewagt, ihm rückhaltloses Vertrauen zu schenken.

Sein Pueblo lag einsam im Glanze der nun fast untergehenden Sonne. Es hatte außer dem Erdgeschoß fünf Etagen, welche sich mit ihrem Rücken an die senkrechte Wand des Berges lehnten. Zusammengesetzt waren die untern Stockwerke aus gewaltigen Felsstücken, welche durch Adobessteine verbunden waren; die oberen Etagen bestanden ausschließlich aus Luftziegeln. Der Bau war ganz gewiß mehr als ein halbes Jahrtausend alt, und noch zeigte sich nicht der kleinste Riß in demselben.

Man sah Frauen und Kinder auf den Terrassen sitzen, alle beschäftigt und sehr ernsten Gesichtes, wie es so Art der Roten ist. Ein aufmerksamer Beobachter hätte wohl bemerken können, daß diese Frauen, ja auch die Kinder, oft und geflissentlich nach Süden blickten, als ob sie von dorther ein wichtiges Ereignis erwarteten. Ein Mann oder gar Krieger war jetzt nicht zu sehen.

Da aber stiegen aus dem Loche der dritten Terrasse drei Personen, ein Roter und zwei Weiße hervor, welche auf dieser Plattform stehen blieben und ihre Aufmerk-

samkeit auch nach Süden richteten. Der Rote war Ka Maku, der Häuptling, eine lange, sehnige Gestalt mit der Rabenfeder im Schopfe. Sein Gesicht war nicht bemalt, ein Zeichen, daß sein Pueblo im Frieden lag; darum steckte auch nur das Skalpmesser in seinem Gürtel. Die beiden Weißen neben ihm waren — — Buttler,

Die Normannen vor Paris.

der Anführer der zwölf Finders, und Poller, sein Gefährte, welcher der Führer der deutschen Einwanderer gewesen war. Als sich in der Richtung, in welche sie blickten, nichts sehen ließ, sagte Buttler: „Noch nicht; aber sie kommen jedenfalls noch vor Anbruch des Abends.“

„Ja, sie werden sich beeilen,“ stimmte der Häuptling

bei. „Es sind kluge Männer bei ihnen, welchen nicht entgehen wird, daß ein Wetter naht; darum werden sie ihren Ritt beschleunigen, um hier zu sein, ehe es hereinbricht."

„Du wirst also Wort halten? Ich darf mich auf dich verlassen?"

„Ich lüge nicht gegen dich. Du bist seit langer Zeit mein Bruder gewesen, und ich werde ehrlich gegen dich sein. Doch hoffe ich, daß ich mich auch auf dich verlassen kann und den Lohn erhalte, welchen du mir versprochen hast."

„Ich habe dir meine Hand darauf gegeben; das ist so gut wie ein Schwur. Sorge nur dafür, daß ich baldigst und ungesehen mit dem Oelprinzen sprechen kann!"

„Ich werde ihn zu dir führen. Es wäre mir wohl nicht leicht geworden, dir mein Wort zu halten; nun aber, da das Wetter naht, werden diese Bleichgesichter nicht im Freien bleiben wollen, sondern in das Pueblo steigen, um nicht naß zu werden; da kann ich sie gefangen nehmen, ohne daß es zum Kampfe kommt."

„Diejenigen aber, welche ich dir bezeichnet habe, mußt du von ihnen trennen, damit sie später glauben, daß der Oelprinz sie gerettet hat."

„Es wird geschehen, wie du gesagt hast. Uff! Da draußen kommen Reiter; sie werden es sein. Versteckt euch schnell!"

Die beiden stiegen eiligst nach dem obersten Stock empor, in welchem sie verschwanden. Der Häuptling aber blieb stehen und beobachtete die Nahenden mit scharfem Auge. (Fortsetzung folgt.)

Die Normannen vor Paris.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts wurde Europa an drei Seiten durch Raubzüge schwer heimgesucht: Italien von den Sarazenen, Ostdeutschland von den Wenden in Mähren und andern slavischen Völkern, und die Küsten der Nordsee von den Normannen (d. h. Nordmannen) aus Skandinavien und von den dänischen Inseln der Ostsee. Von Jugend auf gewöhnt an das wilde Meer mit seinen Stürmen und Gefahren, führten die Normannen ein keckes Freibeuterleben, durchzogen raubend und sengend die Küstenländer der Nordsee, segelten mit ihren kleinen Schiffen die Mündungen der Flüsse hinan und kehrten dann beutebeladen in die Heimat zurück. Je kühner und gefahrvoller der Streit, desto mehr reizte er die Phantasie, desto höher steigerte er den Mut dieser wilden Nordlandssöhne. Waffenbrüderschaften und Kriegsgefolge sammelten sich zu den verschiedenartigsten Unternehmungen; zugleich stürmten die nordischen Könige selbst in den Kampf, um durch den Glanz ihrer Siege den Ruhm ihrer Herrschaft zu sichern. Nur die Fahrten, die unter der Führung fürstlicher Häupter, der „Seekönige", unternommen wurden, galten für ehrenvoll. An Kraft und Abhärtung mußte der Führer allen Gefährten vorangehen. „Der glaubt allein Seekönig heißen zu dürfen," sagt ein alter Bericht, „der nie unter rauchgeschwärzten Balken schlief, nie am häuslichen Feuer sein Trinkhorn leerte." Bald wehten die langen blauen Segel der Normannen mit ihren roten und grünen Streifen auf allen Meeren; die Fahrten dieser „Seedrachen" mit bemalten Flanken gingen so schnell, daß an ein Entrinnen nicht zu denken war.

Während die Nachfolger Karls des Großen sich über die Vererbung des Reiches entzweiten, die Völker wieder auseinander traten, der gewaltige Heerbann sich trennte, die Männer des Reiches verschiedene Parteien ergriffen, und ein Kampf entbrannte, der alle Aufmerksamkeit und Kraft beschäftigte, ergossen sich die seebeherrschenden Germanen des Nordens, in denen das zurückgedrängte Heidentum noch einmal seine ganze Energie gesammelt hatte, über alle Küstenländer, vom Ausfluß der Elbe bis zur Mündung der Garonne. Sie legten die von Karl dem Großen gegründete und nach der umliegenden Hamme, einer Waldung, benannte Stadt Hamburg in Asche und trieben die Einwohner samt ihrem frommen Bischof Anschar ins Elend; sie durchzogen die Niederlande von einem Ende zum andern, beraubten die reichen Handelsstädte Utrecht, Durstadt, Nymwegen, Antwerpen, Mastricht und gründeten auf Walcheren und im Kennemerland (Nordholland) mit Erlaubnis der Frankenkönige einen eigenen Lehnstaat; sie ließen die Städte Köln, Bonn, Trier und Koblenz in Flammen aufgehen, wandelten das Münster in Aachen in einen Pferdestall um, plünderten und zerstörten Nantes, Orleans, Bordeaux und Toulouse, besetzten Rouen und bedrängten sogar Paris mit harter Belagerung. Die Seinestadt verteidigte sich unter dem Grafen Odo, dem Sohne Roberts des Starken, aufs heldenmütigste, und ihr Ruhm strahlte um so glänzender, je lässiger der Kaiser Karl der Dicke sich zeigte, Hilfe zu bringen; Paris wurde von da an der Kopf und das Herz Frankreichs. Zweimal versuchte ein kleines deutsches Heer die arme Stadt, in der Hunger und Typhus wüteten, zu entsetzen — vergebens! Die Normannen zählten 20 000 Helme und waren nicht zu vertreiben. Endlich naht der Kaiser, September 886, mit einem großen Heere, bietet aber den Feinden keine Schlacht an, sondern unterhandelt und kauft den Frieden den Normannen unter der Bedingung ab, daß sie Burgund verheeren, weil ihm die Bewohner dieser Gegend bisher die Huldigung verweigerten. Das thaten sie auch bestens und ein Zeitgenosse sagt: „Der Normannenkönig Siegfried trug dem heimkehrenden Kaiser die Brandfackel voran und leuchtete ihm auf dem Rückzuge."

An den Mündungen der Flüsse legten die Normannen Befestigungen an, wo sie ihre Beute bargen und die Wintertage verbrachten, um im Frühjahr aufs neue mit ihren „Seedrachen" ins weite Meer hinauszufliegen. Selbst das ferne Spanien fühlte die Geißel der heidnischen Seeräuber: Sevilla fiel nach einem heißen Kampfe mit den Arabern in ihre Gewalt und die Balearen und Sicilien litten unter ihren Schlägen. In der Kirchenlitanei sangen die zagenden Gemeinden Deutschlands:

„Vor dem Grimme der Normannen schütz' uns, lieber Herre Gott!"

Im neunten Jahrhundert vergleichen die fränkischen Chroniken die Normanneneinfälle mit Recht mit einem Strom, der, auf den Felsen des Nordens entsprungen, alles verheere. Wie Unsägliches Frankreich litt, zeigt sich aus der Geschichte der Karolinger. Paschasius Radbertus, ein Mönch von Corvei, klagt: „Wer hätte glauben können, was wir mit unsern Augen gesehen haben und was der Gegenstand unsrer Seufzer und Thränen ist, daß eine aus Seeräubern zusammengesetzte Horde bis nach Paris vordringen und Kirchen und Klöster an den Ufern der Seine verbrennen würde!" Andre Chronisten klagen: „Büsche wuchsen auf den Mauern zerstörter Städte, Kirchen und Klöster. Viele zogen nach Osten, um sich in entfernten Gegenden niederzulassen; an der Meeresküste war alles öde, weil die Bewohner sich in befestigte Städte geworfen hatten. Die Erde gab den Großen keine Einkünfte mehr; Weinberge und Gärten waren zerstört, die Arbeiter vertrieben; weder Kaufleute noch Pilgrime traf man mehr auf den Landstraßen, das Schweigen des Todes herrschte auf den Feldern." — „Alle Straßen," sagt ein Zeitgenosse, „lagen voll Leichen von Edlen und Gemeinen, grenzenlos war der Jammer und die ganze Bevölkerung Galliens schien der Vernichtung geweiht." — Ein Norweger, Rolf oder Rollo, eroberte 912 die Normandie. Von dieser aus eroberte Wilhelm, ein Nachkomme Rollos, 1066 England.

Klöster anzuzünden, Mönche zu erschlagen, Kirchen in Ställe umzuwandeln war die Freude der Normannen; sie heißen bei den Zeitgenossen auch Heiden, hedhena thiad, heedhena men, Pagani, denn sie waren noch feurige Anhänger der Odinsreligion . . . Bald aber weicht die Asareligion dem Christentum, die Gestalten der alten Götter erbleichen vor dem lichten Gott der Liebe, das Kreuz wird aufgepflanzt und schnell füllt sich der Norden mit Tempeln, und bald sind die Normannen die eifrigsten Kämpfer für das Grab des Erlösers, die strengsten Büßer und die beredtsten Verteidiger des neuen Glaubens.

Vom Steppenwinter.

Wenn bei uns mal ein heftiges Schneetreiben vorkommt, machen wir gleich einen Schneesturm daraus, und wenn hin und wieder darin auch ein Mensch ums Leben kommt und eine Verkehrshemmung eintritt, wie verschiedene Male im Laufe des letzten Winters, so sind das doch nur Kleinigkeiten gegen die Naturerscheinungen, oder vielmehr Naturereignisse dieser Art, wie sie in Nordamerika und auf den russischen und asiatischen Steppen eintreten. Im nordamerikanischen Unionsstaate Dakota kommt eine Art Schneesturm vor, den man Blizzard nennt, wahrscheinlich, weil er plötzlich und mit ungeheurer Gewalt und mit solchen Kältegraden erscheint, daß er alles erstarren macht und stets zahlreiche Opfer an Menschen und Tieren fordert. Wer sich vor ihm nicht rasch in eine Wohnung retten kann, ist verloren, aber selbst innerhalb der Wohnungen, und wären sie noch so gut geheizt, macht sich die alles durchdringende eisige Luft oft derart geltend, daß die Menschen Gott danken, wenn das Ungewitter vorüber ist. Aehnliche Stürme kommen auf den Steppen Innerasiens, in der Mongolei und in der Wüste Gobi vor. Unser Zeichner hat sich einen solchen Schneesturm, vor dem eine Herde von Pferden, wie sie in jenen Steppen noch häufig sind, in wildester Carriere die Flucht ergreift, zum Vorwurf genommen. Die zerrissenen schwarzen Wolken, die zerzausten Mähnen, die todesbangen Blicke der Pferde, die verzweifelte Miene des die Herde begleitenden Hirten — das alles vereinigt sich zu einem Bilde von erschütternder Tragik. Wehe, wenn es nicht gelingt, noch rechtzeitig eine Thalniederung zu erreichen, hinter deren schützendem Wall sich die Tiere mit ihren Hirten flüchten können! So stahlkräftig auch ihre Sehnen und so ausdauernd ihre Muskeln auch sein mögen, sie erlahmen allmählich, die schwächsten Tiere erlahmen zuerst, andre folgen und nicht selten geht so ein großer Teil der Herde zu Grunde. Ist einmal ein Tier gestürzt, so ist an ein Aufstehen nicht mehr zu denken und im Frühjahr bezeichnet eine Anzahl Kadaver die Stelle, wo die Katastrophe vor sich ging. Gewöhnlich findet man aber nur mehr die Gerippe vor, denn sobald Tauwetter eintritt, machen sich Wölfe und Geier über die Kadaver her und nagen sie ab.

Die mittelasiatischen Steppen sind übrigens, wie die Kameraden auch wissen werden, die Heimat jener wilden Reitervölker der Hunnen, die seit dem fünften Jahrhundert wiederholt in Europa einfielen und bis ins Herz von Deutschland vordrangen, bis ihren Raubzügen von Heinrich I., dem Städteerbauer, ein Ziel gesetzt wurde.

Spät erkannt.

(Fortsetzung.)

Sich an die eigenen Worte klammernd, daß vor dem folgenden Tage nichts geschehen könne, suchte Georg all die kleinen Dinge hervor, die ihm als Erinnerungszeichen teuer waren. Mit funkelnden Augen beobachtete Herr Hilgert, wie dieselben zu einem umfangreichen Paket gefügt wurden, dem die ‚Diminuierte Blumengärtnerei' beizulegen, er nicht vergaß.

„Die Adresse schreibe ich," erklärte er hierauf, „später erst, meine Hand ist noch zu unstet. Du kannst jetzt gehen."

Ein stummes Flehen in dem beredten Blick, sah Georg zu dem Sprechenden hinüber. „Bitte, schicke mich nicht fort," sagte er dann. „Du bist so erschüttert, du wirst keine Ruhe finden, ich kann dir vielleicht nützlich sein."

Schneesturm

r Steppe.

„Jetzt nicht, Georg," entgegnete Herr Hilgert, und zu dem Sohne tretend, setzte er hinzu: „Du bist ein guter Junge. Ich habe dich verletzt, allein sei überzeugt, ich kann nicht anders handeln. Es darf keine Gemeinschaft sein zwischen jenen Menschen und uns." Er mochte eine Versicherung des Sohnes erwarten, daß er mit des Vaters Thun einverstanden sei, auch ohne dessen Beweggründe zu kennen. Als sie zögernd ausblieb, wandte er sich ab mit einem unwilligen „Gute Nacht", und Georg verließ das Zimmer, von den entgegengesetztesten Gedanken und Gefühlen bewegt.

War sein Vater krank? Diese sorgenvolle Frage hatte sich ihm zuerst aufgedrängt, so unerklärlich waren dessen Reden, sein Gebaren. Er hatte in den letzten Tagen nicht über sein Befinden geklagt, wie es öfter ohne augenfällige Veranlassung der Fall, und war gesprächig und vergnügt gewesen, bis er den unseligen Namen im Buch entdeckt. Es mußte doch ein ungeahnter düsterer Zusammenhang bestehen zwischen seines Vaters früherem Leben und dem des Herrn von Weitenfels. Aber der wäre diesem auch bekannt, wie hätte er Georg dann zu sich eingeladen, so herzlich, unbefangen mit ihm verkehrt? Gewiß bestand die erlittene Kränkung nur in des Vaters Phantasie, in seiner krankhaften Sucht, sich und andre mit eingebildeten Uebeln zu quälen. Das Bild des Schloßherrn, so stolz und aufrecht, tauchte vor ihm auf, und eine glühende Röte überflog sein Gesicht bei dem Gedanken, wie er die Gastfreundschaft ihm mit einer Beleidigung zu lohnen im Begriff stehe. Und Ludolf, dessen Freund er war, dessen einziger, erster Freund, wie würde er es empfinden, wenn alle die kleinen Besitztümer, die sie gegenseitig gewechselt hatten — Ludolf unter spöttischen Scherzen, die bei ihm so manches warme Gefühl verbargen, Georg mit der offenen, unverhohlenen Innigkeit seines anhänglichen Gemütes — wenn alle diese ihm hingeschleudert wurden ohne eine Silbe der Aufklärung? Eine nie gekannte Bitterkeit gegen seinen Vater erwachte in Georgs Herzen. Hatte er auch unter dessen Wunderlichkeiten oftmals zu leiden gehabt, war er dadurch verkürzt worden an so mancher unschuldigen Jugendfreude, so überwog doch stets das Gefühl des Mitleids mit dem frühgealterten Mann, der jede unbedeutende Widerwärtigkeit so unendlich schwer zu nehmen pflegte. Ein fast umgekehrtes Verhältnis wie das sonst zwischen Vater und Sohn bestehende hatte sich allgemach bei den zweien entwickelt, und Georg hatte mit unermüdlicher Geduld Herrn Hilgerts kränkliche Launen ertragen, seine endlosen Klagen angehört, ihm Mut zugesprochen, immer wieder wie einem leidenden Kinde, bemüht, jedweden oft nur vermeintlichen Stein des Anstoßes aus dem Weg zu räumen. Nun aber wollte er sich nicht länger knechten lassen. Er würde an Ludolf schreiben, an Herrn von Weitenfels, ihnen darlegen, daß der Vater ihn gezwungen habe, daß er jedoch mit unwandelbarer Ergebenheit ihnen für immer zugethan sei. Niemand vermöchte ihn darob zu tadeln, jedermann mußte ihm recht geben. Die Mutter, falls sie noch lebte, die gute, verständnisvolle, würde ihm ihre Zustimmung nicht vorenthalten. Sie war Georgs Beraterin gewesen, als sie noch lebte, und auch, da sie lange in der kühlen Erde ruhte, nahm er noch immer seine Zuflucht zu ihr, sobald er unschlüssig war über den einzuschlagenden Weg. „Was hätte Mama gethan?" fragte er sich alsdann, und sie, die er wie eine Heilige verehrte, die selbstlose Seele, die scheidend nur an andre gedacht, lieh ihm im Tode noch die Richtschnur ihres Thuns. Auch jetzt, mitten in der zornigen Empörung gegen den ihm aufgedrungenen Willen seines Vaters, wirkte ihr Name besänftigend, zur Ruhe mahnend, zur Ueberlegung. Während er sich zu überreden strebte, die Mutter würde wohl auf seiner Seite stehen, sein Vorgehen billigen, vermeinte er zuerst nur leise, hierauf immer lauter die letzten mühsam gelispelten Worte der Sterbenden als Antwort zu vernehmen. „Sei stets ein braver Sohn, Georg, versprich es mir. Papa hatte Schweres zu tragen in seinem Leben, es ist ihm einstmals großes Unrecht geschehen, darum mach du ihm keinen Kummer. Denk immer daran, und wenn er einmal ungeduldig ist, sei liebevoll, hörst du, Georg!"

Betroffen hielt er ein in seinem aufgebrachten Widerspruch. So hatte ja auch die Mutter darum gewußt, daß dem Vater ehedem eine bittere Kränkung widerfahren, eine arge Unbill, die ihm das Dasein vergiftet, Ruhe und Frieden geraubt. So war es doch kein eitles Hirngespinst, was er vorhin gesagt, worüber er so maßlos in Aufregung geraten. Um dieses erlittenen Unrechtes willen sollte er, Georg, doppelt zärtlich und fügsam sein, und nun haderte er gerade deshalb zum erstenmal mit dem gebeugten Mann, hatte er beschlossen, sich seinem ausgesprochenen Willen zum erstenmal zu widersetzen. Das hätte die Mutter nicht von ihm erwartet. Aber war es denn wirklich Herr von Weitenfels, der solch trauriges Geschick über den Vater gebracht? Georg konnte und mochte es nicht glauben, es mußte ein Irrtum sein, eine Verwechslung. Er wollte den Vater bitten, ihm zu vertrauen, morgen, sowie er ihn sah, denn jetzt noch ihn zu stören, wagte er nicht. Er hatte ja gehorcht, wie er sich selbst zum Trost nun sagte, gewiß würde er ihm daraufhin die Gründe nicht vorenthalten, die ihn zu solch schroffem Auftreten veranlaßt gegen jene, welche seinem Sohn nur Freundlichkeit erwiesen. Und daß Ludolf unschuldig an dem Früheren, was es auch war, mußte doch der Vater selbst bekennen. Mit dem Aussprechen mußte sich alles klären, alles zum Bessern wenden, sowie der Morgen kam. Beseelt von der Hoffnungsfreudigkeit der Jugend, die allzu bereit ist, die Welt nach den eigenen Wünschen zu gestalten, suchte Georg endlich sein Lager auf, wo der sonst so schnell sich nahende Schlummer nur zaudernd und mit Unterbrechung sich einfand, und er selbst in seine Träume das dumpfe Bewußtsein eines drohenden Leides hinübertrug. —

Der helle Schein einer Kerze, der ihm durch die geschlossenen Lider drang, schreckte Georg nach wenigen Stunden in die Höhe. Sein Vater stand an seinem Bett noch in der Kleidung vom Abend vorher, die er offenbar nicht abgelegt gehabt hatte.

„Du schläfst so ruhig," sagte er, „und ich sorgte mich, dir zu weh gethan zu haben, plagte mich auch noch mit diesem Gedanken, als ob ich nicht ohnehin gequält genug wäre."

„Ich will aufstehen und zu dir hinüberkommen, Papa," versetzte Georg etwas beschämt.

„Bleib wo du bist," lautete die Antwort, „was ich dir zu sagen habe, kannst du auch hier hören." Herr Hilgert ließ sich auf einem Stuhl nieder und blickte düster auf den Boden, während er krampfhaft beide Hände ineinanderschlang.

„Ja, Georg," begann er dann, „er hat deinem Vater übel mitgespielt, dein Herr von Weitenfels, den du nicht genug zu rühmen weißt. Aber ich will dir die Binde von den Augen nehmen, denn siehst du, ich habe alles durch ihn verloren, was andern das Leben verschönt und kostbar macht, nur du bist mir geblieben, und dich soll er mir nicht auch noch nehmen. Ich habe es selbst nicht gewußt, wie schwer mich dieses treffen würde," fuhr Herr Hilgert nachdenklich fort, „seit du hier friedlich schlummertest, ist es mir klar geworden, daß ich mit deiner Liebe, deinem Vertrauen alles entbehren müßte." — „Die sollen dir nie entzogen werden," erwiderte Georg, tief bewegt von des Vaters ungewohnter Sprache. „Deine Mutter hat an mich geglaubt, sie blieb mir getreu, sie hielt mich aufrecht, als ich der Verzweiflung nahe, weil ich gebrandmarkt dastand in der Menschen Blick," sagte Herr Hilgert mit finsterem Ausdruck. „Ich war Kassier damals — es sind mehr als 20 Jahre — in einem der ersten Bankhäuser Wiens, bei Bohling, Stöger u. Ko."

Mit großen Augen sah Georg den Vater an und in atemloser Spannung lauschte er dessen folgenden Worten. „Kam auch der Name Stöger erst an zweiter Stelle, so war doch sein Träger die Seele des Geschäftes. Klug und vorsichtig im Entwerfen, nach wohlerwogenem Entschluß aber kühn und rücksichtslos in der Ausführung seiner Pläne, erschien er wie ein Fürst unter den reichen Bankherren der Börse, und ich war stolz, unter ihm zu stehen. Er hatte zwei Kinder zu jener Zeit, eine Tochter, ein sanftes zartes Wesen, und einen um ein Jahr älteren Sohn, den man nur den schönen Stöger nannte, glänzend begabt, sprühend von Geist und Lebenslust, an dem aber dennoch der Vater wenig Freude erlebte. Ein bodenloser Leichtsinn war die Kehrseite all dieser Vorzüge. Kaum der Schule entwachsen, zeichnete sich der junge Stöger schon durch seinen Luxus, seine Verschwendung aus. Ueberall gern gesehen wegen seiner liebenswürdigen geselligen Eigenschaften, that er es den vornehmsten, am reichsten begüterten Kavalieren gleich und so kam es oftmals zu stürmischen Auftritten mit seinem Vater, wenn er die größten Summen in kürzester Frist vergeudet, verspielt, verwettet hatte. Ich mochte ihn nicht ungern, den jungen Herrn, wie alle, die mit ihm in Berührung kamen, er wußte auf solch gewinnende Art mit jedermann zu verkehren. Bisweilen kam er am Abend den Vater abholen zur Rückfahrt nach Schönlinden — meist nur, wenn er ein Anliegen an diesen hatte — und dann suchte er mich mitunter im Kassenzimmer auf, wo ich auch nach der Schlußstunde noch zu verweilen pflegte, um so manches vollends in Ordnung zu bringen. Ich gehörte nicht zu jenen, die mit dem Glockenschlag von ihrer Arbeit gehen, erntete aber wenig Dank für meinen Eifer. Im Gegenteil, er wurde zum Ausfluß meiner Langsamkeit gestempelt, die nie zur Zeit fertig zu werden verstehe." Herr Hilgert nickte Georg voll Bitterkeit zu.

„Es fiel mir darum nicht auf," fuhr er fort, „als wieder einmal der junge Stöger in das Kassenzimmer trat nach Schluß der Bank, und nachdem sein Vater dieselbe bereits verlassen hatte. Er setzte sich rittlings auf einen Stuhl und fing an zu plaudern von gleichgültigen Dingen, einem Pferd, das er zu kaufen gedenke, dem letzten Rennen und dergleichen. Plötzlich mitten in der Rede fuhr er auf, daß ich ordentlich erschrak. ‚Abscheuliches Gefühl,' sagte er, ‚welches mich seit heute mittag zum zweitenmal befällt. Hier ein stechender Schmerz,' — er deutete auf die Brust — ‚der mir den Atem nimmt, und darauf dieses rasende Herzklopfen.' Er sah sich um, als suche er etwas. ‚Einen Schluck Wasser, falls ich haben könnte . . .' Ich lief ein Glas zu holen nebenan in Herrn Stögers Zimmer und von da zum Brunnen in den Hof. Die Thüren waren bereits verschlossen, es dauerte mehrere Minuten, bis ich zurückkehrte. Ich fand den jungen Herrn auf seines Vaters Sofa sitzend, bleich, fast verstört. Hastig trank er das Glas aus. ‚Es ist vorüber jetzt,' sagte er, ‚ich will fort, in der Luft wird mir ganz gut.' Besorgt erbot ich mich mit ihm zu gehen, doch er lehnte meine Begleitung ab. Da er den Vater verfehlt, wolle er mit der Bahn nach Schönlinden und träfe wahrscheinlich Gesellschaft unterwegs. Einige Bekannte hätten für den Abend ihren Besuch in Aussicht gestellt, hoffentlich mache ihm sein Unwohlsein keinen Strich durch die Rechnung und könne er dieselben im Wagen nach der Stadt zurückbringen, eine Mondscheinfahrt durch die laue Sommernacht sei gar zu verlockend. Ich wußte, daß er es liebte, solchermaßen zwischen Wien und Schönlinden — die beiden sind nur eine Bahnstation auseinander — herum zu irrlichtern, wie sein Vater mißbilligend es nannte, und stand auch von meiner Arbeit ab. Ganz hatte ich sie nicht zu Ende gebracht, der junge Herr hatte mich aufgehalten. Mein Schlüssel stak am Kassenschrank, ich hätte noch daran zu thun gehabt, nach meiner ersten Absicht vollends aufzuarbeiten. Ich zog ihn ab, nachdem ich wie immer sorgfältig zugeschlossen, und verließ den Raum. Meine Gedanken waren mit dem jungen Herrn beschäftigt, mit den Anfällen, über die er geklagt. Dieselben schienen mir auf ein Herzleiden zu deuten, und ich nahm mir vor, sobald ich ihn wiedersähe, ihm zuzureden, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Am andern Morgen kam Herr Stöger, der Vater, nicht zur Stadt. Statt seiner traf die Unglücksbotschaft ein, sein Sohn wäre am Abend vorher, kaum zwei Stunden, nachdem er mich verlassen, im Fluß ertrunken. Mit den Freunden war er zum Baden gegangen und von einem Herzschlag im Wasser

getötet worden. Ich Thor," rief Herr Hilgert und schlug sich vor die Stirne, „ich einfältiger blinder Thor, machte mir die heftigsten Vorwürfe, daß ich meine beabsichtigte Mahnung nicht gleich ausgesprochen, fühlte mich darum fast schuldig an des jungen Mannes Tod, war ganz Mitleid, ganz Bedauern und ahnte nicht, daß ich derjenige wäre, der am meisten zu beklagen sei." Er hielt ein und verbarg sein Gesicht in den Händen.

Mit banger Ahnung des Kommenden war Georg den letzten Sätzen des Vaters gefolgt. „O Gott, o Gott," flüsterten seine blassen Lippen, „armer, lieber Papa," setzte er schluchzend hinzu.

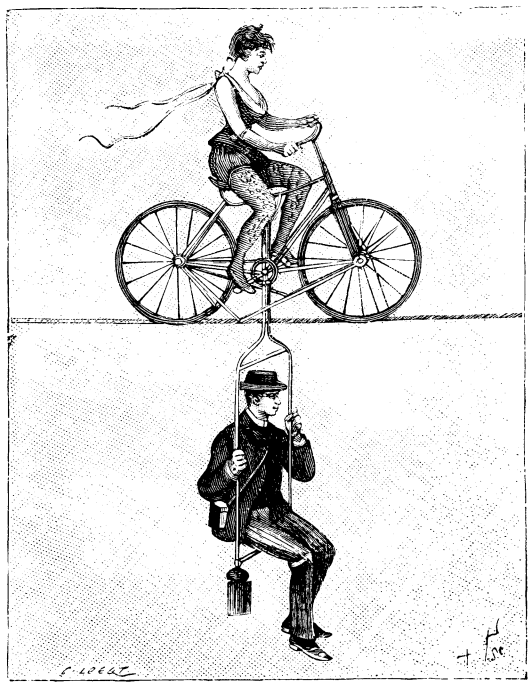
„Gewiß arm, mein Georg," wiederholte Herr Hilgert, sich aufs neue zu seinem Sohn wendend. „Noch unter dem Eindruck der Schreckensnachricht stehend, machte ich die Entdeckung, daß im Kassenschrank eine bedeutende Summe fehle, etwa 70 000 Gulden. Sie war mir am vorhergehenden Nachmittag übergeben worden von einem Verwandten des Herrn Bohling, um sie in fremden Werten anzulegen, die augenblicklich nicht zu beschaffen gewesen. Lange glaubte ich an eine Ungeschicklichkeit, eine Zerstreutheit meinerseits. Das Schloß war ja unversehrt, niemand außer mir und den beiden Chefs kannte den umständlichen nicht zu erratenden Verschluß. In verzweiflungsvoller Aufregung durchwühlte ich zuerst, durchsuchte ich dann methodisch den ganzen Schrank. Der kalte Angstschweiß trat mir auf die Stirne, ich fand sie nicht, die verschwundenen Banknoten, sie waren nicht darin.

(Fortsetzung folgt.)

Mit dem Zweirad über den Niagara auf der Bühne.

Daß Kunstdarstellungen den Naturerscheinungen oft bis zur Täuschung gleichkommen können, ist eine bekannte Sache. Als der altgriechische Maler Zeuxis einst ein Fruchtstück gemalt hatte, flogen die Vögel, so geht die Sage, auf das Gemälde zu, in der Meinung, natürliche Früchte vor sich zu haben. Manche Menschen ziehen auch die Täuschung durch die Kunst — zu deutsch Illusion — der natürlichen Wirklichkeit vor, besonders wenn etwas Uebernatur dabei angewendet ist, wie es in der Regel auf der Bühne vorkommt. Und man muß gestehen, daß die Künste der Bühne mit der Zeit einen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, der staunenswert ist.

In einem der ersten Jahrgänge erzählten wir unsern lieben Kameraden, wie im Jahre 1851 der berühmte Seilkünstler Blondin, seinen Geschäftsführer Netale auf dem Rücken, den Niagara auf dem Seil überschritten habe. Ihm folgten dann andre Seilkünstler, unter andern auch ein Engländer auf dem Zweirad. Dieses Stück war gewiß eines der waghalsigsten und schwierigsten, obwohl die Proben, gleichwertig sein dürften, welche die Italienerin Marie Spalterini ablegte, indem sie das Seil vorwärts mit verbundenen, rückwärts mit unverbundenen Augen, dann mit zwei Körben als Schuhen und endlich mit zwei freischwebenden eisernen Kugeln an den Füßen, überschritt.



Die Ueberschreitung des Niagara auf dem Bicycle.

Dieses Ueberschreiten des Niagara mit dem Zweirad hat man nun vor einiger Zeit auf einer großen Pariser Schaubühne nachgeahmt und damit einen großartigen Erfolg erzielt. Man hatte dazu ein Theaterstück gedichtet, auf das wir hier nicht näher einzugehen brauchen, kurz, es handelt sich bei diesem Ueberschreiten des Niagara um eine Lebensrettung.

Was uns hier interessiert, ist der Bühnenapparat und die Art und Weise seiner Inscenierung. An der Hand unsrer Abbildungen wollen wir davon eine Beschreibung geben. Was die erste Abbildung betrifft, so können wir uns dabei eine weitläufige Beschreibung sparen. Der Apparat besteht aus einem Zweirad, dessen Räder mit doppelten Spurkränzen versehen sind, damit sie Führung auf dem Seil haben und einem mittels zwei parallelen Eisenstangen daran befestigten Trapez, das noch durch Gewichte beschwert ist. Die Führung oder das Gleichgewicht des Zweirades wird dadurch wirksam unterstützt, daß das Seil zwischen den parallelen Eisenstangen, an denen das Trapez hängt, hindurchgeht. Je nachdem das Zweirad sich nach der rechten oder linken Seite neigt, legt sich die rechte oder linke Eisenstange fest an das Seil und verhindert so das Umschlagen des Zweirades. Auf dem Zweirad sitzt die Lebensretterin, auf dem Trapez der Mann, der gerettet werden soll. Das Seil ist über dem künstlichen Niagarafall gespannt, von dem unsre zweite Abbildung ein Stück darstellt, weil sie eben nur den Zweck hat, die Art und Weise der Inscenierung begreiflich zu machen. Auf der Bühne hat der Wasserfall eine Länge von 16 und eine Höhe von 15 Metern.

Der Apparat besteht aus einem Gemälde, das die Stromschnellen des Niagara wiedergibt, und dem Wasserfall, der aus wirklichem Wasser besteht und sich dem Gemälde so täuschend anschließt, daß es wie ein wirk-

liches Ganze erscheint. Vor diesem Ganzen zieht sich ein Geländer mit künstlichen Felspartien hin. Hinter dem Geländer befindet sich der Zuschauerraum.

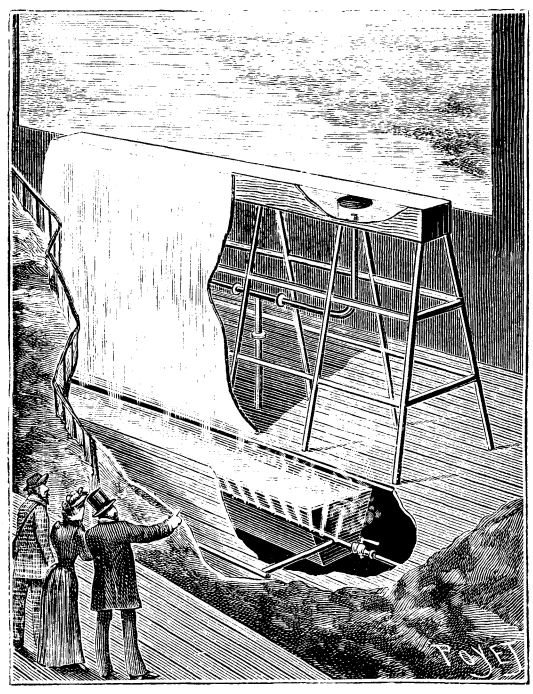
Der Wasserfall wird nun in folgender Weise zu stande gebracht. Auf einem Holzgestell befindet sich ein Behälter in Gestalt einer viereckigen Röhre, die oben offen ist. In den Behälter mündet von unten ein eisernes Rohr, das von der städtischen Wasserleitung gespeist wird. Dadurch, daß die vordere Wand des Behälters etwas niedriger ist als die hintere, findet hier das unter Druck einströmende Wasser seinen Abfluß: der Wasserfall ist gegeben. Am Fuße des Wasserfalls ist ein Dampfapparat angebracht, bestehend aus einer mit zahlreichen kleinen Oeffnungen versehenen Röhre, aus denen der Dampf ausströmt. Der Dampf stellt die Wolken dar, die sich beim wirklichen Niagarafall durch den Sturz der Wassermassen bilden. Auf diese Weise ist die Täuschung vollständig und da die Vorrichtung, wie schon angegeben, von ansehnlicher Ausdehnung und Höhe ist, so entbehrt sie auch nicht der Großartigkeit, deren Wirkung noch durch eine passende Beleuchtung erhöht wird.

Eine historische Uhr.

Zur Zeit, als Napoleon I. noch ein einfacher Artillerielieutenant war, kam er durch Zufall in den Besitz einer größeren Summe Geldes, von welcher er sich auch eine Taschenuhr zulegte. Sie hatte keinen besondern Wert, und auch das Werk war mittelmäßig. Dennoch vermochte Napoleon sich nicht von ihr zu trennen, selbst als er die höchste Staffel menschlicher Macht erklommen und der Beherrscher von halb Europa geworden war. Als einst der Kaiser in Gegenwart des Marschalls Berthier auf die Uhr sah, stand diese bereits seit mehreren Stunden still, und der Marschall ließ eine darauf bezügliche Bemerkung fallen. „Was verlangen Sie von einer Uhr?“ erwiderte Napoleon lächelnd, „wir sind viel mehr und werden doch auch einst stille stehen.“ — In allen Feldzügen ward diese Uhr des Kaisers Begleiterin und erst sein Tod auf Sankt Helena trennte ihn von ihr. Sie kam nun in den Besitz seines Neffen, Napoleons III., der sie zunächst als Gefangener auf der Festung Ham, wie auch bei seinen abenteuerlichen Versuchen zu Straßburg und Boulogne, trug. Wie er überall gern seinen Oheim nachahmte, so auch hier, auch er trug die Uhr fortwährend, als er Präsident der Republik und endlich Kaiser geworden war. Wie jener, endete auch Napoleon III. in der Verbannung, und das unscheinbare Familienkleinod der Napoleoniden kam nun in den Besitz seines Sohnes. Auch dieser trug die Uhr, den Traditionen seiner Vorfahren folgend und nahm sie auch mit, als er mit den Engländern nach dem Kaffernlande zog, um sich dort die ersten militärischen Lorbeeren zu verdienen. Da machte der Speer eines Zulu dem jungen Leben ein Ende. Verstümmelt und beraubt fand man den Leichnam, und mit den übrigen Wertsachen war auch die historische Uhr verschwunden, die ein Jahrhundert lang Stunden der höchsten Macht, aber auch des tiefsten Falles gezeigt hatte. Jetzt schmückt diese Uhr vielleicht den Hals eines Kaffernweibes und wer weiß, ob sie nicht dereinst in der Hütte eines Negers wiedergefunden und ihre Aufnahme in irgend ein europäisches Museum den Schlußstein in der Reihe seltsamer Wandlungen bilden wird.

Eine leicht herzustellende Magnesiumlampe.

Gewiß hat schon mancher unsrer jungen photographierenden Leser das Verlangen gehabt, an Orten und zu Zeiten zu photographieren, wo die Kraft der Sonne nicht mehr ausreicht, chemische Eindrücke auf der photographischen Trockenplatte hervorzurufen. Seit einigen Jahren hat der menschliche Erfindungsgeist, wie ja bekannt, durch Einführung des Magnesiumblitzlichtes eine künstliche Lichtquelle geschaffen, welche stark genug ist, die nötige chemische Zersetzung der Trockenplatte zu stande zu bringen. Man hat, um diese künstlichen Lichtblitze zu erzeugen, mannigfache, größtenteils sehr teure Apparatvorrichtungen erdacht, mit welchen diese Belichtungen zu erreichen sind. Für den Amateur, der nur hin und wieder, sei es bei Aufnahmen in ungenügend beleuchteten Innenräumen, bei

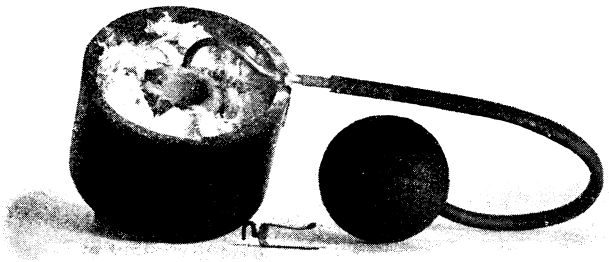


Apparat zur Darstellung der Niagarafälle.

Abendaufnahmen u. dergl. zum Blitzlicht (Pustlicht) sich wenden wird, sind alle diese Apparate teils zu kompliziert, teils auch zu teuer. Umsomehr dürfte es angebracht sein, eine leicht selbst herzustellende Magnesiumblitzlichtlampe zu beschreiben, welche trotz ihrer Einfachheit und Billigkeit kräftige, schöne Blitze erzeugt.

Den Hauptteil (s. Abbildung) des Apparates bildet ein Gegenstand, den wohl jeder in größerer oder geringerer

Anzahl vorrätig haben wird — nämlich eine Bierflasche. Jede Bierflasche hat in ihrem Bodenteil einen in das Innere stehenden Zapfen. Wir benötigen nun eine Flasche, bei welcher dieser ins Innere stehende Zapfen an seinem Kopfe eine kleine Vertiefung hat, ähnlich einem kleinen Krater. Haben wir eine solche Flasche gefunden, so müssen wir dieselbe nahe über der Spitze dieses Zapfens teilen, da nur der Bodenteil der Flasche mit diesem Zapfen zu gebrauchen ist. Es gibt verschiedene Methoden der Sprengung von Glasflaschen, ganz einfach ist folgende. Nachdem die richtige Entfernung vom Boden aus abgemessen ist, etwa 2 cm über der Spitze des Zapfens, legen wir, um die Sprengungslinie an der Flasche zu markieren, zwei starke Pappstreifen um die Flasche, welche wenig von einander abstehen und zwischen welchen die eigentliche Sprengungslinie sich befindet. Mit einer kräftigen Feile wird dann diese Linie rings um die Flasche geritzt, mit einem biegsamen Rohr, an dessen Enden ein widerstandsfähiger Eisendraht gebunden wurde, längs dieser Linie, die beständig von mit Wasser versetztem Schmirgelpulver zu bestreichen wäre, hin und her gefahren und auf diese Weise die Flasche durchgesägt. Schließlich kann man dieselbe leicht an der durchschliffenen Stelle zerbrechen. Der Bodenteil, sofern derselbe noch scharfkantige Ränder besitzen sollte, wird ebenfalls mit Schmirgelpulver auf einem Stein (jeder sogenannte Ablaufstein der Küche ist benutzbar) glatt geschliffen. Wir haben damit den Hauptteil der Lampe und brauchen nur noch einen mehr oder weniger langen Gummischlauch, an dessen einem Ende eine Druckbirne sich befindet, sowie noch eine aus der Abbildung ersichtliche Klammer, mit der das freie Ende des Schlauches auf den Flaschenrand aufgesteckt wird. Um dieses freie Ende des Schlauches stecken wir dann ein fragezeichenartig gebogenes Messingröhrchen, das gerade etwas über der Mitte der Vertiefung des Zapfens endigt. Der zwischen der Wandung und dem Zapfen befindliche leere Raum wird mit in Spiritus getränkter Asbestwolle gefüllt und die Vertiefung des Zapfens mit Magnesiumpulver gefüllt. — Der Spiritus, entzündet, muß rings um den Zapfen ohne Unterbrechung brennen. Der Apparat ist nun zur Aufnahme fertig. Soll diese geschehen, so drückt man kräftig auf die Druckbirne, der entstehende Luftdruck treibt das Magnesiumpulver an den Wänden der Vertiefung empor in die ringsum brennende Flamme und es entsteht ein starker kräftiger Blitz. Das etwa entstehende Nachblitzen, welches durch kleine noch unverbrannte Magnesiumteilchen entstehen kann, schadet nichts.



Eine Magnesiumlampe.

Die Konstruktion dieser einfachen und von jedem etwas Handfertigkeit und Geschick besitzenden Amateur leicht herzustellenden Lampe ist in der Meteorlampe von Beaurepaire in noch verbesserter Art verwirklicht. Dieselbe ist durch Adolf Jeiner, Berlin W zum Preise von 6 Mark zu beziehen.

Neuerdings kommt eine große Anzahl der verschiedensten Konstruktionen auf den Markt, deren Hauptprinzip auf der raschen Entzündung des Magnesiumpulvers basiert. Die von der Firma Dr. A. Hesekiel u. Ko., Berlin, eingeführte Rapidblitzlampe entspricht wohl diesen Anforderungen am besten, jedoch wird hierzu ein stark explosives Gemenge aus Magnesium und chlorsaurem Kali, welche letztere Substanz gerade durch ihre Explosionseignung die rasche Entzündung bewirkt, verwandt. Verfasser sind mehrere Fälle bekannt, bei welchen durch bloßes Mischen der beiden Chemikalien Explosionen hervorgerufen wurden, Manipulationen, vor denen sich der Unkundige wohlweislich behüten mag.

Logogriph mit Palindrom.

Es liegt als Stadt an einem See,
Den ein Gebirg bekränzt,
Auf dessen Gipfeln Firnenschnee
Wie Silber blinkt und glänzt.
Doch schlägt man Kopf und Fuß ihm ab,
So strömt's im Bayerland
Von einem Waldgebirg hinab
Zum flachen Donaustrand.
Und dreht man's dann noch um zum Schluß,
So lebt's im Kontinent,
Den man, der Forschung zum Verdruß,
Noch heut den dunklen nennt.

Dreisilbige Scharade.

Ich erging mich im Walde ganz allein
Mit bedächtigen, langsamen Schritten,
Da brach aus der Ersten ein wildes Schwein
Mit drohender Zweiten und Dritten.
Wutschnaubend stand es schon dicht vor mir;
Da kam mit geschwungenem Beile
Das Ganze herbei, und das grimmige Tier
Entfloh vor dem Retter in Eile.

Versteckrätsel.

1. Uriel, 2. Becher, 3. Sonne, 4. Wagen, 5. Flechte, 6. Hera, 7. Neid, 8. Eris, 9. Arthur, 10. Gaumen, 11. Amberg, 12. Enz, 13. Araber, 14. Linse, 15. Elan, 16. Donegal, 17. Iller, 18. Eva, 19. Loden, 20. Waldtaube, 21. Reise, 22. Nachbar, 23. Mensch, 24. Eldena, 25. Helena.

In diesem Verzeichnisse sind 25 geographische Namen versteckt, die durch eine andre Wortabteilung gefunden werden können; z. B. Pola, Ute, Rinne, Ger = Po, Lauter, Inn, Eger.

Auflösung des Logogriphs auf Seite 252.

„Greuel, Reue."

Auflösung des Homonyms auf Seite 252.

„Schwaben."

Auflösung des Rätseldistichons für Lateiner auf Seite 252.

„Cervus, corvus."

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 20.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Es war ein langer Zug von Reitern und Packpferden, lang, weil er sich auf indianische Weise im Gänsemarsche, also ein Reiter hinter dem andern, bewegte. Nur die drei vordersten ritten nebeneinander, nämlich Sam Hawkens, Droll und der Hobble-Frank. Als dieser letztere die sich übereinander aufbauenden Terrassen des Pueblo beim Näherkommen deutlich vor sich liegen sah, sagte er: „So een Bauwerk is mir noch nich vorgekommen. Was für een Bauschtiel mag das wohl sein? Ob byzantinisch-chloroformisch oder hebräisch-imperialisch? Vielleicht is es gotisch-objektivisch, vielleicht ooch griechisch-mixturalisch. Jedenfalls aber is es für so eenen Sachverschtändigen, wie ich bin, über alle Maßen interessant, zu sehen, mit welcher eener regelmäßigen Treppenschtufenförmlichkeet sich diese Puebloindianer übereenander auf- und ansässig gemacht haben. Hast du, geliebter Sam, een architektonisches Verschtändnis für so eene amphidialektische Gebäudeförmlichkeet?“

> Die besten Freunde im Unglück, welche, obgleich stumm, zu trösten und zu erfreuen verstehen, sind Bücher.
>
> Gerhard Rohlfs.

„Du meinst jedenfalls amphitheatralisch,“ antwortete Hawkens.

„Nee, das fällt mir nich im Troome ein. Ich gebe dir zu bedenken, daß du nich die nötigen Kenntnisse und Finessen besitzest, meinen gelehrten Verschtand petrefaktisch zu verbessern. Das Wort amphi is griechischer Dialekt und hat mit der Opernbühne

... Die Hilferufe, welche die Gefesselten ausstießen, wurden von dem Toben des Sturmes und dem Krachen des Donners verschlungen. ...

und dem Theater nischt zu thun, und weil es Dialekt is, wird een derartiges Mauerwerk een amphidialektisches genannt. Als ich damals noch als Forschtgehilfe in Moritzburg amtifizierte, kam der berühmte Baumeester Gottfried Semper oft in unsern Wald schpaziert; ich habe ihn wohl zwanzigmal von weitem gesehen, und eenmal ging er so nahe an mir vorüber, daß ich ‚guten Tag' zu ihm sagte. Er nickte mir interimistisch zu und antwortete mit freundlichem Kontrapunkte: ‚Habe die Ehre!' Wenn ich nun so eener Berühmtheet so nahe geschtanden habe, wirscht du doch nich wagen wollen, mir meine Bauschtile und geometrischen Schtandesverhältnisse abzuändern. Oder kannst du mir vielleicht sagen, off welchem Grundschtene die gesamte Baukunst errichtet is?"

„Nun?"

„Off dem Pythagoräischen Lehrsatz, welcher bekanntlich lautet: das Quadrat der Hypokonfuse sitzt off den beeden Kathedern. Aber was nutzt der Kuh Muschkate! Ich kann euch zehn Wochen lang das höhere Tierreich predigen, ihr bleibt doch die niedrigen Regenwürmer, die nur als Maulwurfsfutter nütze sind."

Er machte bei diesen Worten eine wegwerfende Geste, die leider keinen andern Erfolg hatte, als daß die beiden andern sich heimlich und vergnügt zulächelten. Dann wurde schweigend weitergeritten, bis man am Fuße des Bauwerkes angekommen war.

Die Leiter, welche zum Besteigen des Erdgeschosses diente, war aufgezogen. Auf den verschiedenen Terrassen ließen sich außer den Frauen und Kindern nur einige Männer sehen. Das machte den Eindruck, daß die Krieger abwesend seien. Der Häuptling erwartete in stolzer, unbeweglicher Haltung die Ansprache der Reisenden. Sam Hawkens rief in dem dort gebräuchlichen, aus Englisch, Spanisch und Indianisch zusammengemischten Idiom zu ihm hinauf: „Bist du Ka Maku, der Häuptling dieses Pueblo?"

„Ja," antwortete er kurz.

„Wir wollen hier rasten. Können wir Wasser für uns und unsre Pferde bekommen?"

„Nein."

Diese Abweisung war eine scheinbare. Es lag in seinem Plane, sie festzuhalten; er mußte ihnen also Wasser gewähren; aber sie sollten nicht ahnen, daß er sich nur gar zu gern mit ihnen befassen wolle.

„Warum nicht?" fragte Sam.

„Das wenige Wasser, welches wir haben, reicht kaum für uns und unsre Tiere."

„Ich sehe aber doch weder eure Krieger noch eure Pferde. Wo befinden sie sich?"

„Auf der Jagd; sie werden aber bald zurückkehren."

„Dann müßt ihr Wasser übrig haben. Warum verweigerst du es uns?"

„Ich kenne euch nicht."

„Siehst du nicht, daß Frauen und Kinder bei uns sind? Wir sind also friedlich gesinnte Leute. Wir müssen trinken. Wenn du uns kein Wasser gibst, werden wir es uns suchen."

„Ihr werdet es nicht finden."

„Meinst du, daß weiße Männer keine Augen haben?"

„Sucht! Dann werde ich erfahren, ob ihr sehen könnt."

Er wendete sich ab und that so, als ob er nichts mehr von ihnen wissen wolle. Das war dem braven Hobble-Frank zu viel; er sagte in zornigem Tone zu seinem Vetter Droll: „Was denkt denn der Kerl eegentlich, wer und was wir sind? Wenn mir's einfällt, so gebe ich ihm eene Kugel durch den Kopp, nachher wird er schon höflicher werden. Wir sind auserlesene, peremierende Leute, die Haare zwischen den Zähnen haben, und lassen uns nich wie Vagabunden von der hohen Pforte weisen. Ich schlage vor, in ernster Kompression mit diesem konsistenten Manne zu schprechen. Oder nich?"

„Ja," antwortete der geborene Altenburger in seinem heimatlichen Dialekte; „es is nich sehr angenehm, Dorscht zu habe und keen Wasser zu bekomme; aber finde wer'n mersch jedenfalls; mer dürfe nur bloß suche."

Die Reiter stiegen ab, um nach einem vorhandenen Quell zu suchen. Feuchtigkeit war genug da, denn es wuchs Gras in der Nähe des Pueblo, und gar nicht fern von demselben gab es mehrere kleine Gärten mit Mais, Melonen und andern Gewächsen, deren Gedeihen fleißiges Begießen voraussetzte. Aber das Gesuchte wollte sich trotz alles Forschens nicht entdecken lassen, so daß Frank schließlich unmutig ausrief: „Dummköpfe sind wir, weiter nischt! Wenn Old Shatterhand oder Winnetou mit ihrer anwesenden Gegenwart hier vorhanden wären, hätten sie das Wasser längst gefunden; ja, ich gloobe sogar, daß sie es riechen thäten."

„Dieser berühmten Krieger bedarf es nicht," meinte da Schi-So, der Häuptlingssohn, welcher sich an den bisherigen Bemühungen nicht beteiligt, sondern denselben leise lächelnd zugesehen hatte. „Man muß nachdenken, anstatt zu suchen."

„So? Na, da denke doch 'mal nach!"

Man sieht, daß unter den sich näher stehenden Personen der Reisegesellschaft das Sie oder Ihr dem Du gewichen war. Es widerstrebte dem Hobble-Frank, von dem Jünglinge, der fast noch ein Knabe war, an Scharfsinn übertroffen zu werden.

„Das habe ich schon gethan," antwortete dieser.

„Wirklich? So habe doch die Gewogenheit, uns das offizinelle Resultat deiner geistigen Anschtrengung mitzuteilen!"

„Dieses Pueblo ist eine Festung, welche ohne Wasser nicht bestehen kann. Am notwendigsten ist dasselbe im Falle einer Belagerung, während welcher die Verteidiger den Bau nicht verlassen können. Zieht man diesen Umstand in Erwägung, so läßt sich leicht denken, wo der Brunnen zu finden ist."

„Ah, du meenst vielleicht im Innern des Gebäudes?"

„Ja."

„Aber wo denn da?"

„Jedenfalls nicht in einem der oberen Stockwerke," lächelte der junge Indianer.

„Nee, ooch ich hab' noch keen Wasserwerk off eener Kirchturmspitze gesehen. Der Brunnen wird parterre zu suchen sein."

„Wo er schon vor Jahrhunderten, als das Pueblo erbaut wurde, angelegt worden ist."

„Richtig! Das is so klar und deutlich wie Schtiefelwichse. Höre, mein lieber, jugendlicher Freund, du scheinst gar nich so dumm zu sein, wie du aussiehst. Wenn du dich so weiter fortentwickelst, is es partial möglich, daß aus dir vielleicht 'was werden kann. Also da im Erdgeschoß hätten wir zu suchen. Aber wie kommen wir hinein? Een subjektives Eingangsthor is nich vorhanden, ebensowenig sind gerade oder gewendelte Treppen zu sehen, und die gewohnheetsmäßige Leiter haben sie außergewöhnlich emporgezogen. Aber wenn wir eene ägyptischsarmatische Pyramide bilden, indem immer eener off die Achseln des andern schteigt, so können mehrere von uns hinauf offs Dach und von da inwendig hinunter ins Parterre gelangen, wo das Aqua destillanterium zu finden is."

Da bemerkte Sam Hawkens: „Das hieße den Zugang erzwingen, was wir möglichst vermeiden wollen, wenn ich mich nicht irre. Wie es scheint, können wir das umgehen; der Häuptling kommt herab. Ich denke, daß er mit uns reden will."

Wirklich kam Ka Maku jetzt bis auf die erste Plattform herabgestiegen. Er trat an den Rand derselben vor und fragte: „Haben die Bleichgesichter das Wasser gefunden?"

„Erlaube uns, hinauf zu dir zu kommen, dann werden wir es finden," antwortete Sam, der Kleine.

„Denkst du, daß es hier oben fließt?"

„Nein, sondern unter dir im Erdgeschoß."

„Du hast es erraten. Ich würde euch welches geben, aber es ist hier so selten, daß — —"

„Wir werden es dir bezahlen," unterbrach ihn Sam.

„Das ist gut! Doch weiß mein Bruder vielleicht, daß mehrere Stämme der Roten ihre Kriegsbeile gegen die Weißen ausgegraben haben? Darf man da den Bleichgesichtern trauen?"

„Von uns hast du nichts zu fürchten. Vielleicht hast du schon einmal von uns gehört. Ich und diese beiden Krieger, welche hier neben mir stehen, werden das ‚Kleeblatt' genannt; da hinter mir steht — — —"

„Das Kleeblatt?" fiel ihm der Häuptling schnell in die Rede. „Da kenne ich eure Namen. Ihr heißt Hawkens, Stone und Parker?"

„Ja."

„Warum habt Ihr mir das nicht gleich gesagt? Das ‚Kleeblatt' ist stets freundlich zu uns roten Männern gewesen; ihr seid unsre Brüder, und wir heißen euch willkommen. Ihr sollt Wasser haben, umsonst und so viel, wie ihr braucht. Unsre Frauen sollen es euch hinausreichen."

Auf einen Ruf von ihm kamen die Squaws auf die unterste Plattform herabgestiegen und holten aus dem innen im Erdgeschosse befindlichen Brunnen in großen, thönernen Krügen Wasser, welches die Reisenden sich leicht herunterlangen konnten, weil einige Leitern angelegt worden waren. Das Ganze machte einen so friedlichen Eindruck, daß weder Sam Hawkens, der doch sonst so klug war, noch einer seiner Gefährten auf den Gedanken kam, daß die Freundlichkeit des Häuptlings nur Verstellung sei.

Während die Menschen sich erquickten und dann die durstigen Pferde getränkt wurden, hatte die Farbe des Himmels sich in sehr bedrohlicher Weise verändert. Er war erst hellrot, dann dunkelrot und schließlich violett geworden, und diese letztere Färbung ging nun in ein düsteres Schwarz über, ohne daß man hätte sagen können, daß eigentliche Wolken vorhanden seien.

„Das sieht bös aus," meinte Will Parker zu Hawkens. „Was sagst du dazu, Sam? Das scheint ein Hurrikan oder Tornado zu werden."

„Glaube es nicht," antwortete der Gefragte, indem er mit einem langen Blicke den Himmel prüfte. „Ja, Sturm wird es geben, einen tüchtigen Sturm, aber viel, sehr viel Wasser dazu. Es wäre am besten, wenn wir unter Dach und Fach kommen könnten, und unsre Pferde auch, sonst gehen sie uns durch."

Und sich an den Häuptling wendend, welcher noch immer auf der Plattform stand, fragte er diesen: „Was sagt mein roter Bruder zu diesen bedenklichen Wetteranzeichen? Was wird daraus werden?"

„Ein großer Sturm mit einem solchen Regen, daß in kurzer Zeit hier alles schwimmen wird."

„Denke das auch, habe aber keine Lust, zu schwimmen und unsre Sachen durch den Regen verderben zu lassen. Können wir nicht im Pueblo aufgenommen werden?"

„Meine weißen Brüder mögen mit ihren Frauen und Kindern zu uns heraufsteigen. Es soll sie kein Tropfen Regen treffen."

„Und unsre Tiere? Gibt es keinen Platz für sie, wo sie uns nicht entfliehen können?"

„Da links um die Ecke des Pueblo ist ein Korral, in welchem ihr sie einsperren könnet."

„Gut, das werden wir thun. Indessen können die Frauen zu euch emporsteigen."

Es wurden noch einige Leitern herabgelassen, an denen die deutschen Frauen und Kinder nach der zweiten Etage und durch das dort befindliche Loch in das Innere der ersten Etage niederstiegen. Zu gleicher Zeit kamen mehrere indianische Squaws und halberwachsene Knaben herunter, welche das Gepäck, das man den Pferden und Maultieren abgenommen hatte, nach der ersten Plattform trugen und von da durch ein ebensolches Deckenloch in das Erdgeschoß schafften.

An der Seite des Pueblo, welche der Häuptling bezeichnet hatte, war durch ziemlich hohe Mauern ein offener, viereckiger Platz eingeschlossen, den Ka Maku als Korral bezeichnet hatte. Hierher wurden die Pferde geschafft. Als sie sich in Sicherheit befanden, verschloß man den Eingang durch Stangen, welche in dazu bestimmte Mauerlöcher querüber zu liegen kamen. Eben als man damit fertig war, gab es mit einemmal einen Blitz, als ob der

ganze Himmel in Flammen stehe, und es krachte ein Donnerschlag, unter dem die Erde zu zittern schien. Zu gleicher Zeit begann es zu regnen, daß man kaum einige Schritte weit zu sehen vermochte, und es brach urplötzlich ein Sturm los, welcher von solcher Mächtigkeit war, daß man sich an der Mauer festhalten mußte, um nicht niedergeworfen zu werden. Die Männer eilten zu den Leitern.

Der Bankier und sein deutscher Buchhalter waren nicht so erfahren, gewandt und schnell wie die andern und darum die letzten, welche die Leitern erreichten. Alles drängte in höchster Eile hinauf nach der zweiten Plattform und nach dem dort befindlichen Loche, durch welches man mittels einer Leiter in das erste Stockwerk niederstieg. Da immer nur eine Person hineinkonnte, ging dies nicht so schnell, wie der gleich einem See niederstürzende Regen wünschen ließ. Jeder dachte nur an sich selbst und drängte vorwärts; auf andres hatte man nicht acht. So kam es, daß keinem die fünf oder sechs Indianer auffielen, welche ganz plötzlich bei dem Häuptlinge standen, der das Niedersteigen leitete.

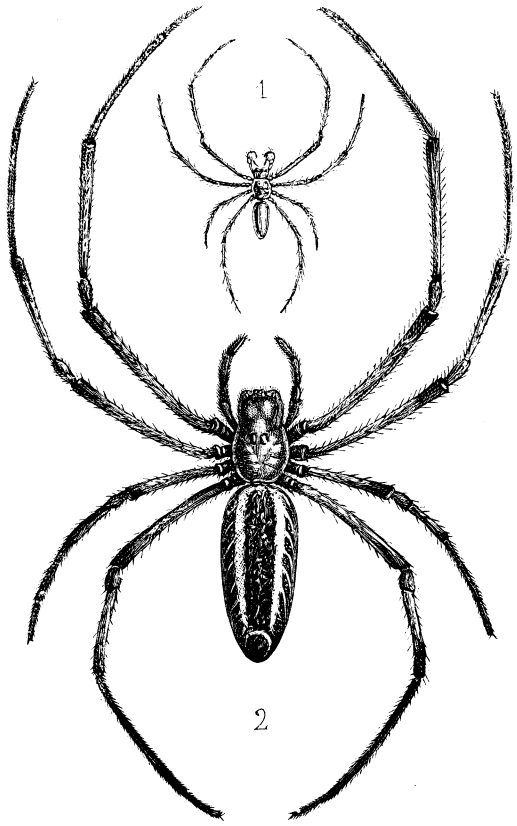
Der Deckel, durch welchen das Eingangsloch verschlossen werden konnte, lag neben demselben. In der Nähe waren mehrere große, mehr als zentnerschwere Steine zu sehen, was auch niemandem auffiel. Der Bankier und Baumgarten, sein Buchhalter, waren, wie schon erwähnt, die beiden letzten. Eben als der erstere seinen Fuß auf die erste, oberste Leitersprosse setzen wollte, rief ihm der Häuptling zu: „Halt, zurück! Ihr dürft nicht da hinein!“

„Warum nicht?“ fragte Rollins.

„Das werdet ihr erfahren.“

Er warf sich mit den erwähnten Indianern auf die beiden, welche, ehe sie sich nur besinnen und an Widerstand denken konnten, niedergerissen und gefesselt wurden. Ihre Hilferufe, die sie ausstießen, wurden von dem Toben des Sturmes und dem Krachen des Donners verschlungen. Ebenso schnell, wie dies geschehen war, zog der Häuptling die Leiter aus dem Loche empor und warf den Deckel auf dasselbe, worauf seine Leute die schweren Steine auf den letzteren wälzten. Die Hinabgestiegenen konnten nicht herauf; sie waren gefangen.

Hierauf wurden der Bankier und Baumgarten eine Etage tiefer geschafft und mittels Lassos in das Erdgeschoß hinabgelassen. Dann wurde auch hier der Eingang mit dem fallthürähnlichen Deckel verschlossen. Hierauf schickte der Häuptling einen seiner Leute fort. Der Mann verließ zunächst mittels der untersten Leiter das Pueblo und rannte dann trotz Blitz und Donner, Sturm und Regen längs der Felsenhöhe, an welche sich das Bauwerk schmiegte, hin, bog um eine Ecke derselben und kam dann nach vielleicht zehn Minuten an einen Platz, wo, wie es schien, die Trümmer einer herab- oder zusammengestürzten Steinwand ein Wirrwarr bildeten, welcher sich sehr gut zum Verstecke eignete. Hierher hatten sich die Krieger des Pueblo mit ihren Pferden zurückgezogen, um den Weißen glaubhaft zu machen, daß sie auf der Jagd abwesend seien. Diesen Leuten meldete der Bote, daß der Streich geglückt sei und sie also zurückkehren könnten.



Die Madagaskarspinne. (1. Männchen, 2. Weibchen.)

Ja, er war geglückt, und zwar viel, viel leichter, besser und schneller, als der Häuptling sich vorher gedacht hatte. Zu diesem unerwarteten Gelingen hatte freilich das so plötzlich hereinbrechende Wetter am meisten mitgewirkt, kaum weniger aber auch die Unvorsichtigkeit, mit welcher die Gefangenen in die Falle gegangen waren.

Erst waren, wie schon erzählt, die Frauen und Kinder von der dritten Terrasse in das zweite Stockwerk hinabgestiegen. Als sie da angelangt waren, sahen sie sich in einem ungefähr fünf Ellen hohen, fensterlosen Raume. Es war außer dem Loche oben in der Decke, durch welches sie herabgestiegen waren, nicht die kleinste Maueröffnung vorhanden. Dieses Stockwerk wurde von vier Querwänden in fünf Räume geteilt, deren mittelster der größte war; in diesem befanden sie sich. In einer Nische desselben brannte ein kleines Thonlämpchen, dessen matter Schein nur wenige Schritte weit zur Geltung kam.

Frau Rosalie sah sich kopfschüttelnd um. Als sie in dem ganzen Raume außer der Leiter und der Lampe nicht den geringsten Gegenstand entdeckte, sagte sie entrüstet: „Na, so was habe ich ooch noch nich gesehen und erlebt! Schteckt man denn seine Gäste in so een Loch, wo es keen Kanapee und keenen eenzigen Schtuhl nich gibt! Das is ja grad wie in eenem Keller! Wo setzt man sich hin? Wo hängt man seine Sachen off! Wo macht man das Feuer? Wo kocht man den Kaffee? Keen Fenster is zu sehen, und keen Ofen is da! Das muß ich mir wirklich sehr verbitten? Wir sind Damen, und Damen schteckt man nich in — — — Dunner Sachsen!“ unterbrach sie sich erschrocken, als sie den ersten Donnerschlag hörte, welcher bis in diesen Raum herabklang. „Ich gloobe gar, das hat eingeschlagen! Nich?“

„Ja, das war een Schlag, und was für eener!“ antwortete Frau Strauch. „Ich guckte grad in das Loch hinauf und habe es deutlich blitzen sehen.“

„Na, dann stellt euch nur gleich alle mit 'nander dort in die hinterschte Ecke! Die Männer schprachen unterwegs davon, daß die Gewitter hier ganz andersch offtreten als bei uns derheeme. Wenn so een rabiater amerikanischer Blitz durch das Loch herunterkommt, sind wir bei lebendigem Leibe off der Schtelle mausetot. Da is es freilich gut, daß es hier keen Heu, keen Schtroh und überhaupt keene brennbaren Sachen gibt. Verschteht ihr mich? Hört ihr's, wie der Regen da oben auftrappst? Du meine Güte, unsre guten Männer werden durchweecht bis off die Haut! Nachher gibt's Erkältung, Schnupfen, Leib- und Magenschmerzen, und wer hat die Sorgen und die Angst? Natürlich wir Weiber, wir Frauen, wir Damen, wie sich ganz von selbst verschteht! Wenn sie nur bald kämen!“

Ihr Wunsch wurde augenblicklich erfüllt, denn soeben kam der erste herabgestiegen, Hobble-Frank, dem nach und nach die andern folgten. Unten angekommen, schüttelte er die Nässe möglichst von sich ab, sah sich um und sagte enttäuscht: „Was is denn das für een konfernalisches Loch hier unten? Das soll doch nich etwa eene aggregate Wohnung für provisorische Menschen sein? Ich danke für Pflaumenkuchen zu Weihnachten! Nich 'mal das liebe Tageslicht will hier herunter! Wenn diese roten Gentlemen keenen bessern Aufenthaltsort für uns haben, werde ich ihnen nächstens eenen königlich sächsischen Baumeester herüberschicken. Der mag ihnen zeigen, was für een Unterschied is zwischen meiner brillanten ‚Villa Bärenfett‘ an der Elbe und dieser unterirdischen Hekatombe unter der Erde. Wo setzt man sich denn da eegentlich hin, wenn man müde is und een Mittagsschlummerchen riskieren will?“

„Ueberall hin, Herr Franke,“ antwortete Frau Rosalie. „Platz is genug.“

„Wie? Was sagen Sie?“ fragte der Hobble gereizt. „Ueberall hin? Warum setzen denn Sie sich nich? Wohl weil es Ihnen nich paßt? Und was Ihnen nich gefällt, das is wohl für mich gut genug? Da kommen Sie freilich an den Unrichtigen. Bei meinen vestibulen Anlagen und Talenten habe ich es nich nötig, mit dem fürlieb zu nehmen, was andern Leuten nich in die Suppe und in den Kaffee paßt!“

„Still, Frank!“ forderte ihn Sam auf. „Es ist hier nicht der Ort und die Zeit zu solchen Häkeleien. Wir haben mehr und Besseres zu thun.“

„So? Was denn?“

„Vor allen Dingen müssen wir die Friedenspfeife rauchen, wenn ich mich nicht irre.“

„Mit diesen Indianern?“

„Ja, mit dem Häuptlinge wenigstens. Du weißt doch jedenfalls, daß man eines Roten erst dann sicher ist, wenn man das Calummet mit ihm geraucht hat.“

„Das weeß ich wohl. Aber da hätten wir doch draußen roochen sollen!“

„Warum?“

„Um eben unsrer Sicherheit willen.“

„Es gab ja keine Zeit dazu.“

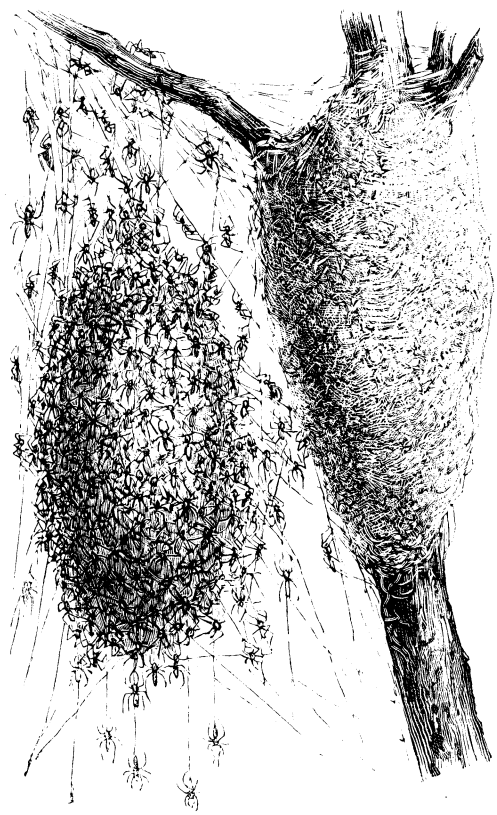
„Die hätten wir uns trotz des schlechten Wetters nehmen sollen. Jetzt schtecken wir in diesem Keller und wenn die Roten es nich offrichtig mit uns meenen, so is es grad so gut, als ob — — alle tausend Deixel! Siehste, daß die Geschichte schon losgeht? Da ziehen sie die Leiter in die Höhe. Haltet sie fest; haltet sie fest!“

Er eilte hin und sprang mit ausgestreckten Armen in die Höhe, um die Leiter noch zu ergreifen, kam aber zu spät; sie verschwand oben durch die Oeffnung.

„Da habt ihr die Bescherung!“ rief er zornig. „Jetzt schtecken wir in der Patsche, grad wie Pythagoras im Fasse!“

„Das war wohl Diogenes,“ verbesserte Sam.

„Schweig!“ fuhr ihn Frank an. „Was verschtehst du von Diogenes! Das is der Zwerg beim Heidelberger Fasse. Ich aber meene dasjenige Faß, in welchem Pythagoras schteckte, als der große Georginenzüchter Galilei zu ihm kam und ihn bat: „Karo, Karo, gib mir meinen Leviathan wieder!“ Als guter Deutscher mußt du wissen,



Eiercocon mit jungen Madagaskarspinnen.

daß das kurz nach der Schlacht im Teutoburger Walde geschah, wo Dschingis Khan dem General Moreau alle beede Beene wegschießen ließ. Das eene flog nach Blasewitz, wo es die berühmte Gustel von Blasewitz in der Nähe von Wallensteens Lager fand, und das andre nach Loschwitz ins Schillerhäuschen, wo Schiller grad damals seinen Trompeter von Sigmaringen dichtete.

Er und die Gustel haben nachher die Beene zusammengetragen und oberhalb Dresden bei Räcknitz unter vier Linden begraben. Ich bin selbst dort gewesen und habe das Denkmal, welches off seine Beene gesetzt worden is, mit meinen eegenen zwee Dogen gesehen. Is das nich Beweis genug? Willst du nu noch immer mit mir schtreiten?"

„Nein," lachte Sam. „Aber die Sache mit der Leiter kommt mir nun auch einigermaßen bedenklich vor. Warum hat man sie hinaufgezogen? Hat man sie vielleicht schnell für ein andres Stockwerk gebraucht? Das wäre bei diesem Wetter ja wohl leicht möglich. Laßt einmal sehen, ob wir alle beisammen sind!"

Es stellte sich heraus, daß der Bankier und sein Buchhalter fehlten. Darum meinte Sam Hawkens befriedigt: „Da bin ich beruhigt. Die gehören zu uns und müssen also auch noch zu uns herab. Die Leiter ist schnell anderwärts gebraucht worden, wenn ich mich nicht irre."

„Aber warum hat mer da obe zugemacht und den Deckel offs Loch gelegt?" warf Droll ein.

„Das fragst du noch?" antwortete Frank. „Ich schäme mich wahrhaftig, daß du mein Vetter und Verwandter bist! Jeder vernünftige Mensch macht, wenn es regnet, die Klappe zu. Hier regnet es nicht bloß, sondern es gießt wie aus Badewannen. Darum is der Deckel zugemacht worden, damit es nich prima Visite uns off die Köppe regnen soll. Kannst du das begreifen?"

„Ja, lieber Freund und Vetter Heliogabalus Morpheus Edeward Franke, weil du's so deutlich zu mache verschtehst, habe ich's verschtande."

„Ja, das wird der Grund sein," stimmte Sam bei. „Wir haben Zeit; bis der Häuptling herunterkommt, wollen wir uns einmal unsre heutige Wohnung ansehen. Wir können das, weil es eine Lampe gibt."

Sie waren von dieser „Wohnung" keineswegs erbaut. Die Räume waren vollständig leer. Es gab keinen Sitz, keine Decke, keine Spur von Stroh, Heu oder Laub, woraus man auch nur für einen einzigen Menschen ein Lager hätte bereiten können. Das zog die Stimmung der durchnäßten Leute tief herab. Doch Sam verlor seinen Gleichmut noch immer nicht, sondern sagte, als sie wieder in den mittleren Raum zurückgekehrt waren: „Das wird bald anders werden; laßt nur erst den Häuptling kommen. Dann werden wir alles erhalten, was wir brauchen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Seide liefernde Spinne.

Auf der Insel Madagaskar lebt eine große Spinne, deren wissenschaftlicher Name Epeira (Nephila) madagascariensis Vius. ist. Diese umhüllt ihre Eier mit einem dichten Cocon seidenartiger Gespinstfäden, welche die Aufmerksamkeit verschiedener Naturforscher erregten und sie zu interessanten Versuchen über die Gewinnung und Nutzbarmachung dieser Seide anregten. Sehr schwierig war zunächst die Beobachtung der Spinnen, die von den Madagassen „Galaba" genannt werden, denn sie sind außerordentlich raubgierig und gefräßig, so daß sie sich unter einander auffressen. Reaumur schildert uns die Schwierigkeit, die ihm das Halten und Beobachten der Spinnen verursachte. Er mußte jede abgesondert in einem besondern Behälter unterbringen. Da die Gefräßigkeit der Tiere eine außerordentlich große ist, so konnte er nicht genug Stubenfliegen herbeischaffen und fütterte die Spinnen deshalb mit den zerkleinerten, noch Blut haltenden Federposen junger Tauben. Im Herbst spinnt jede Spinne einen Cocon, welcher die Eier enthält. Die Seide dieses Cocons ist nun von verschiedenen Forschern untersucht und als brauchbar befunden worden. Zu ihrer Gewinnung setzte man jede Spinne in eine kleine Schachtel, so daß der After frei blieb, und zog dann die Gespinstfäden aus dem Körper heraus. Dabei wurden durch einen eigens hergestellten Apparat mehrere Fäden mit einander vereinigt. Die so erhaltene Seide hat ein schönes Goldgelb, der einzelne Faden eine bedeutende Festigkeit und einen Durchmesser von sieben bis acht Tausendstel eines Millimeters, während der der chinesischen Seidenraupe stärker als elf Tausendstel Millimeter ist.

Auf der Schwarzwildjagd.

Macht der Mensch aber ein einfältiges Gesicht! werden unsre jungen Freunde beim Anblick der an dem Baumstämmchen hängenden menschlichen Liane ausrufen. Ja, das ist freilich richtig, aber — es muß auch solche Käuze geben. Woher sollten denn die Motive für unsre Jagdmaler kommen? Woher die allgemeine Heiterkeit, wenn in lustigen Jägerkreisen die Jagderlebnisse erzählt werden? Das „Totschießen" oder das „Drumherumschießen" kommt alle Tage vor, nicht aber eine solche Situation, wie wir sie auf unsrer Illustration erblicken. Das ist ein komisches Intermezzo auf der Jagd, und erregt die Lachmuskeln der Zuschauer mehr, als die einstudierten Witze eines Zirkusclowns. Dem Kletterkünstler ist es offenbar nicht so wohl zu Mute wie uns, denn wir sehen an seinem Gesicht, daß er ein Königreich drum gäbe, wenn seine langen Beine entweder einen Meter einschrumpften, oder zu Hause auf dem Sofa lägen. Er erwartet nichts andres daher, als daß der kommende Keiler mit seinen riesigen Hauern, seine nicht hinreichend erhöhten Ständer verarbeiten, und wenig Rücksicht auf seine feinen Patentstiefel nehmen wird. Alle die Fälle, wo Menschen von wütenden Keilern schrecklich zugerichtet wurden, fallen ihm in seiner Herzensangst bei, darum die schleunige Retirade auf das Buchenstämmchen, was er wohl schon vor Beginn der Jagd sich ausgesucht hat. Wäre er ein erfahrener Jäger, und würde das Benehmen des Wildes kennen, dann könnte er nicht in die komische Situation hineingeraten sein. Thatsächlich ist er aber ein Sonntagsjäger, der mit zur Saujagd gegangen, um doch später einmal mitzureden, wenn von solchen Jagden die Rede ist. Gerade aber solche Leute

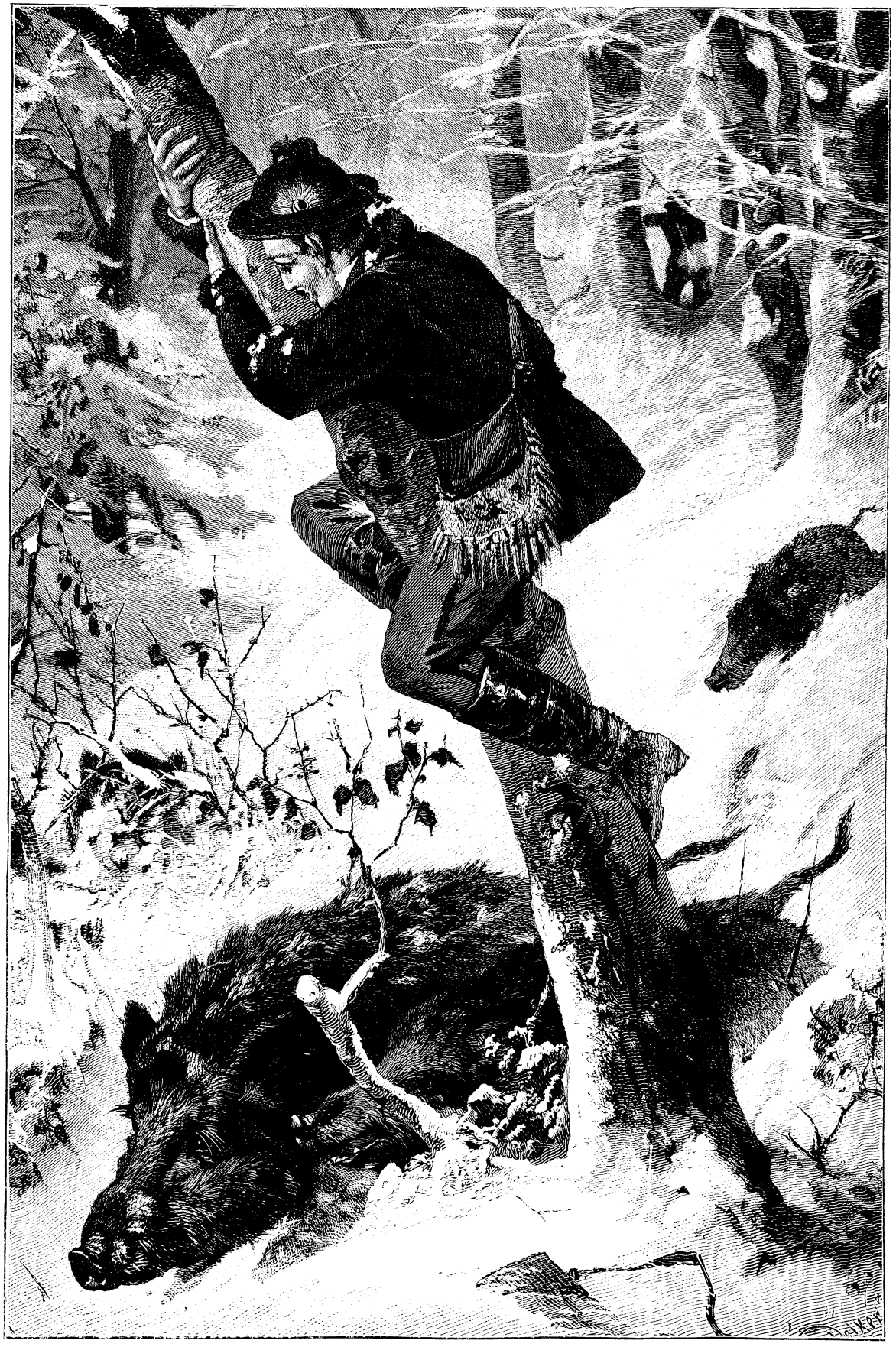
nehmen dann den Mund außerordentlich voll und verbreiten Ansichten, die haarsträubend und ganz das Gegenteil von der realen Wirklichkeit sind. Es ist ja richtig, daß bei Saujagden viele Unglücksfälle vorgekommen sind und noch vorkommen. Wollte man aber der Wahrheit die Ehre geben, so müßte man gestehen, daß unter hundert Unglücksfällen auf der Saujagd, neunundneunzig Fälle der Unkenntnis mit den Gewohnheiten des Schwarzwildes, der Kopflosigkeit und der Ungeschicklichkeit der Jäger zuzuschreiben ist. Früher, ehe man das Schießgewehr kannte, wurden die Sauen mit einer Meute von Hunden, die in Finder und Packer zerfielen, gehetzt. Erstere waren kleinere Hunde mit guten Nasen, welche die Sauen in den Dickungen aufsuchten und verbellten. Sobald letzteres geschah, wurden die Saupacker, große, starke und bissige Hunde, gelöst. Diese hielten sich nicht lange mit der Vorrede auf, und stürzten sich auf die Sauen, packten sie fest. Dann eilte der Jäger hinzu, und stieß der Sau die Saufeder (einen zwei Meter langen schweren und scharfen Spieß) oder den Hirschfänger, eine Handbreit hinter das Blatt. Er fing die Sau ab. Dazu gehörte erstens ein Mann von etwas kräftigerem Schlage, wie unsre heutigen Giggerl, und zweitens eine große Erfahrung und Geistesgegenwart, denn wenn die Hunde aus irgend einer Ursache nicht standhielten, dann hieß es: Jäger, jetzt hilf dir selber. Ein Keiler von so eineinhalb Zentner Gewicht ist ein nicht zu verachtender Gegner, während Keiler von zwei, drei Zentner schon unbeholfener sind. Erstere sind beweglicher und kampfesmutiger, und werden daher in der Jägersprache „Hosenflicker" genannt. Durch seinen anatomischen Bau hat das Schwarzwild eine außerordentliche Kraft in den Halsmuskeln und diese Kraft gebraucht der Keiler um mit seinen Hauern seitwärts von unten nach oben Schläge auszuteilen, deren Wirkungen erstaunlich sind. Bei der Bache sind die Hauer verkümmert. Großen Schaden kann sie damit nicht anrichten, dafür beißt sie aber recht tapfer. Mehr wie alles andre scheut das Schwarzwild den Menschen. Es geht ihm aus dem Wege und wenn es eben noch kann, vermeidet es ein Zusammentreffen mit ihm. Ist es aber verwundet, daß es sich nicht mehr durch die Flucht retten kann, dann nimmt es den Kampf mit dem Menschen auf und wehrt sich seiner Haut so gut es kann. In unserm heutigen Zeitalter der Hinterlader hat die Saujagd den gefährlichen Charakter verloren. Sie wird ganz anders ausgeübt wie in früheren Zeiten. Sind Sauen in einer Dickung fest, dann umstellen die Jäger, ohne Geräusch zu machen, dieselbe. Die besseren Schützen werden aus dem Winde gestellt. Die Sonntagsjäger, und wenn die Schützen nicht reichen, die Treiber, in den Wind. Das Schwarzwild hat ganz vorzügliche Geruchsorgane und wittert seinen Todfeind, den Menschen, auf große Entfernung. Wird es aufgestöbert, so flieht es selten nach der Seite, wo ihm der Wind die Witterung von Menschen entgegenbringt. Ist nun die Dickung umstellt, so werden die Hunde auf die Einfährte der Sauen gesetzt. Nicht alle Hunde eignen sich zur Saujagd. Manche, die sonst an anderm Wilde vorzüglich jagen, ignorieren das Schwarzwild vollständig. Andre Hunde haben gerade auf das Schwarzwild einen ausgesprochenen Haß, während sie am andren Wilde höchst mittelmäßig sind. Ausgesprochene Sauhunde finden sich in allen Hunderassen, aber nicht allzuhäufig. Da die heutigen Sauhunde nur den Zweck haben, die Sauen in den Dickungen aufzufinden und herauszujagen, nimmt man sie, wo man eben Passion für Sauen findet, ob das nun ein struppiger Bauernköter, ein Dackel oder ein verbummelter Hühnerhund ist. Immerhin sind kleine, behende Hunde viel besser als große, weil die Sau im Falle einer Mobilmachung über die kleinen Hunde hinwegschlägt, während sie großen Hunden, infolge deren größerer Dreistigkeit und auch Unbeholfenheit, in den Dickungen eher Schaden zufügt. Wird ein Hund von einer Sau geschlagen, so stellt sich nach seiner Genesung heraus, ob er gut ist oder keinen Schuß Pulver mehr für die Saujagd wert ist. Man erlebt es sehr oft, daß Hunde, denen die Gedärme herausgeschlagen wurden, nach ihrer Heilung um so verbissener, aber unendlich vorsichtiger bei Sauen wurden, während auch Fälle vorkommen, wo der Hund nach seiner Heilung um die Welt nicht mehr an Sauen geht. Ohne wenigstens einen guten Sauhund ist die Jagd auf Sauen nicht auszuführen, denn die Sauen sind so klug und wissen recht gut, daß ihnen der Mensch in dem Dunkel der Fichtendickung nichts anhaben kann. Sie wissen, daß sie nur dann in Gefahr kommen, wenn sie die Dickung verlassen. Durchgehende Treiber ignorieren sie meistenteils, und bleiben so lange in der Dickung, bis ihnen die Hunde auf den Pelz rücken, dann revidieren sie die Lisiere, um einen Punkt zu finden, wo ihnen ihre Nase sagt: „Hier steht kein Mensch." Sind die Hunde gut, so fallen sie gleich die Fährte an und lassen sich durch Fährten von anderm Wild nicht beirren. Wie der Blitz fahren sie in die Dickung, die Nasen irren über den Schnee, die Rückenhaare sträuben sich. In hechtartigen Sätzen fallen sie bald diese bald jene Fährte an, welche die Sauen bei ihren Wiedergängen hinterlassen. Jetzt hat das eine Krumbein die frische Fährte gefunden und stößt ein triumphierendes Geheul aus. Bald zeigt der volle Hals der Hunde an, daß die Sauen gefunden sind. Schon beim ersten Laut des Hundes hat der Anführer der Saurotte „geblasen", d. h. einen scharfen Ton, der wie „fffff" klingt, ausgestoßen und im Nu steht die ganze Gesellschaft auf den Läufen. Die tückischen kleinen Lichter haben schon längst die kleinen Knirpse von Hunde aus der Dunkelheit herausgefunden, und erscheint es ihnen noch nicht der Mühe wert, sich auf die Flucht zu begeben. Mit wütendem Gekläff umkreisen nun die Hunde die nach allen Seiten Front machende Rotte. Ja, einer ist so dreist, dem Keiler in die gesträubten Borsten zu fassen. Wie ein Blitz fährt dieser auf den Hund los. Ein Schlag, daß die Stangen krachen, ging glücklich über den Hund, der eilig rückwärts springend sich überschlägt und einen Schreckensschrei ausstößt, gleich drauf aber noch toller kläfft. Die Sauen weichen nicht und da muß Rat geschafft wer-

den. Gewöhnlich hat man einen zuverlässigen, erfahrenen Treiber, den die Hunde kennen. Dieser hat eine Pistole, allerdings nur mit Pulver geladen, bei sich und kriecht nun in die Dickung. Das Gebell der Hunde dient ihm zum Wegweiser, denn viel sehen kann er in derselben nicht. Er feuert die Hunde mit dem Ruf: „Hu Sau, hulla fass' Sau!" an und arbeitet sich durch, oft auf Hand und Fuß kriechend. Die Sauen wissen nunmehr ganz genau, was ihnen bevorsteht, denn sie waren womöglich schon mehr in der Bataille, sie wanken und weichen nicht, bis der Treiber dicht bei ihnen ist. Dieser hört die Hunde fast an seinen Füßen, er kann sie mit den Händen greifen, aber die Sauen sieht er wegen ihrer Erdfarbe in der Dunkelheit nicht. Jetzt zieht er sein Pistol und wie ein Böllerschuß kracht's durch den verschneiten Wald. Im Aufblitzen des Pulvers hat er die dunklen Klumpen, noch keine drei Schritte von sich, nach allen Richtungen auseinanderstieben sehen, gefolgt vom Gekläff der Hunde. Uebernimmt nun die Rolle des Treibers ein hitziger Jäger, dann spielt sich die Sache womöglich anders ab. Auch der kriecht an die Sauen heran. Er glaubt einen dicken schwarzen Klumpen in der Dunkelheit zu sehen. Darauf richtet er ungefähr seine Flinte, denn an genaues Zielen ist nicht zu denken. An dem Laut der Hunde hört er, daß diese nicht in der Schußlinie sind. Jetzt drückt er, und sieht beim Aufblitzen des Schusses einen schwarzen Klumpen auf sich zustürzen. Er wird umgeworfen und fällt zwischen zwei Fichtenstangen, er hört's krachen und brechen, Holzsplitter, Rinde, Tannennadeln fühlt er auf sich herunterfallen, dann ist's still. Er macht ein Streichholz an, und sieht neben sich eine zersplitterte Fichtenstange, die ihm wahrscheinlich seine gesunden Knochen gerettet, auch bemerkt er Schweiß. Jedenfalls hat er eine Sau angekratzt und muß Gott danken, daß er mit heiler Haut davon gekommen ist. Nicht immer geht es so glatt ab wie im vorliegenden Falle. Wie manch einer ist mit zerschlagenen Knochen oder gar mit aufgerissenem Leibe aus der Dickung getragen worden. Banges Siechtum oder gar der Tod war die Folge der leichtsinnigen Handlung. Wir sehen im Hintergrunde unsrer Illustration eine unscheinbare Gestalt stehen. Das Gleiche sahen auch die gesprengten Sauen, da schien es ihnen an der Zeit, auszubrechen. Kaum im Freien, wurde die Gestalt lebendig, und es krachte zweimal. Eine Sau stürzte, während die andern ihre Richtung änderten, und auf unsern Kletterkünstler loshielten. Die alte Bache mit ihrem schon zum Ueberläufer avancierten Sprößling kommen in voller Flucht den Hang herunter auf ihn zu, und sie scheinen ein Wörtchen mit ihm sprechen zu wollen. Einladend sehen die Tierchen nun gerade nicht aus, denn bei der Flucht richten sie die Kammborsten, die voll Schnee und Eis hängen, in die Höhe, was ihnen ein grimmiges Aussehen gibt. Die Sauen aber hegen nichts weniger als böse Absichten auf die Waden unsres Gymnastikers. Deren Bestreben ist nur weiter zu kommen. Er hätte ruhig hinter das Stämmchen treten sollen, damit er ihnen nicht im Wege stand, und alles wäre glatt verlaufen. Statt dessen wirft er die Flinte in den Schnee und baumt krampfhaft in die Höhe, wird auch seinen höheren Standpunkt nicht verlassen, solange eine Sauborste in Sicht ist. Damit thut er nun zwar unbewußt sehr klug, denn die Gefahr nähert sich ihm erst mit der angeschossenen Sau, die kaum mehr fortkann. Das ist schon oft dagewesen, daß Leute von dem Schlage unsres Gymnastikers ihr Mütchen noch an einer Sau kühlen wollten, die am Verenden war. Die letzten Kräfte zusammenraffend, auf ihren Feind losfahren, und ihm einen tödlichen Schlag versetzen, war die Folge. Unser baumender Jäger sieht nicht nach so etwas aus, er wird wohl nicht eher heruntersteigen, bis ihm die Lachsalven seiner Jagdkumpane anzeigen, daß alles sicher ist.

Spät erkannt.

(Fortsetzung.)

„Nun verlor ich vollends den Kopf", erzählte der alte Herr Hilgert erregt weiter, „ich hatte sie am Ende nicht hineingelegt in unerklärlicher Geistesabwesenheit, ich konnte mich auf nichts besinnen, bildete mir die unsinnigsten Dinge ein. Fassungslos, außer mir, eilte ich zu Herrn Bohling. Er war dabei gewesen, als die verhängnisvolle Summe mir übergeben worden, erklärte mit aller Bestimmtheit, daß er mit eigenen Augen zugesehen , wie ich sie eingeschlossen. Weil er meinen erregten Sinnen nicht trauen mochte, ließ er in seiner Gegenwart die vergebliche Suche wiederholen und befragte mich dabei auf das eingehendste nach allem, was im Laufe des gestrigen Abends im Kassenzimmer vorgefallen. Natürlich erwähnte ich auch den Besuch des jungen Stöger. Sonderbar zu sagen, war bis dorthin nicht der mindeste Verdacht in mir aufgestiegen, sei es infolge meiner blinden Vertrauensseligkeit, sei es infolge der überwältigenden Kunde seines jähen Sterbens, die keine andre Empfindung als die des Mitgefühles aufkommen ließ. Jetzt aber, während ich sprach, durchzuckte mich wie ein Blitzstrahl der Gedanke, daß er, der Tote, die Banknoten an sich genommen, da ich an den Brunnen geeilt war, ihm Wasser zu holen. Ein Etwas in den Mienen des Herrn Bohling schien meinen Argwohn zu bestätigen, ausgesprochen haben ihn aber weder er noch ich. Zuletzt nahm er mir den Kassenschlüssel ab und sandte mich in Gesellschaft des Prokuristen hinaus nach Schönlinden, Herrn Stöger das Vorgefallene zu melden. Dieser trat mir mit seiner unnahbaren Ruhe entgegen, trotz des Fürchterlichen, das ihn betroffen. Ohne sichtliche Bewe-



In der Klemme.

gung hörte er mich an. Es war das letztemal, daß ich ihn sprach, ihn sah. Durch den Prokuristen erhielt ich nach einigen Tagen meine Entlassung zugleich mit einem vollen Jahresgehalt. Hätte ich ihm doch das Geld vor die Füße geworfen, dem feigen Achselträger! Die beiden Chefs hatten sich geeinigt, so erklärte er mir, keinerlei gerichtliche Anzeige zu machen, die nur dem Ansehen des Hauses schaden könne. Aus seinen eigenen Mitteln hätte Herr Stöger den Fehlbetrag ersetzt, weil er annehme, die Summe sei entwendet worden, während sein Sohn ohnmächtig auf dem Sofa lag und ich das Zimmer verlassen, in dem ich gegen jede gewöhnliche Vorsicht den Kassenschrank unverschlossen ließ, nach meinem eigenen Bekenntnis. — Ohnmächtig!" schaltete hier Herr Hilgert ein, „er war bei so klarer Besinnung, wie ich selbst. — Ein Kassier, dem derartige Nachlässigkeit nachzuweisen, sei jedoch in einem Bankgeschäft undenkbar. Damit ich aber keinen Schaden hätte und auch weil mir nicht ordnungsgemäß gekündigt worden, wäre der Jahresgehalt beigefügt, denn schließlich, fügte der Prokurist heuchlerisch hinzu, hätte ich ja nur in der Verwirrung, der Sorge um den jungen Herrn meine Pflicht außer acht gelassen. Ich war wie niedergeschmettert. Wohl hatte ich die mir anvertraute Summe nicht zu hüten verstanden, aber unter Umständen, die mich, in Herrn Stögers Augen wenigstens, hätten freisprechen müssen. Allein mein Anblick war ihm lästig — so wähnte ich — verletzte seinen Stolz durch die Erinnerung an des Sohnes That."

„Aber Papa," wandt Georg nun ein, „vielleicht war doch jene Vermutung richtig, daß ein Fremder eingedrungen, solange du den Kassenraum verlassen hattest, und der junge Herr nebenan auf seines Vaters Sofa ruhte."

„Niemand konnte zur Kasse gelangen, außer durch Herrn Stögers eignes Zimmer, in dem ich seinen Sohn bei klarem Bewußtsein, das ich beschwören wollte, traf. Alle übrigen Eingänge waren abgeschlossen, wir hatten ja bereits Geschäftsschluß. Mir war es zweifellos, daß der Tote jene Summe an sich genommen, in Herrn Bohlings Augen hatte ich dieselbe Ansicht zu lesen vermeint, und meine Entlassung schien mir die Annahme zu bestätigen, auch der Vater teile meine Ueberzeugung. Später erst erkannte ich, daß ich das Opfer einer abscheulichen Berechnung geworden, daß man beflissen war, um den eigenen Namen zu decken, den Verdacht auf mich zu wälzen, indem man den Schleier vornehmer Großmut über das Geschehene breitete. Damals aber war ich einzig um den Verlust meiner Stelle bekümmert, sorgte mich darum, wo ich eine andre fände. Ich war im Begriff gestanden, mir ein Heim zu gründen; was ich am härtesten empfand, war der Aufschub, den dieser Vorsatz notgedrungen jetzt erleiden mußte. So angelegentlich ich mich jedoch bemühte, einen passenden Posten zu erhalten, überall wurden meine Bewerbungen abgelehnt, nirgend konnte ich unterkommen. Die Abhängigkeit war mir nach den gemachten Erfahrungen ohnehin verhaßt, so strebte ich nun danach, selbständig zu werden. Da meine eigene Habe bei weitem nicht ausreichend war, suchte ich als Teilhaber irgendwo einzutreten. Was mir an einzuschießendem Kapital fehlte, wollte ich durch fleißige Arbeit ersetzen. Nach erneuten mannigfachen Enttäuschungen wurde mir ein überraschend günstiges Anerbieten gestellt. Ueberglücklich eilte ich zur anberaumten Unterredung, aber als ein gebrochener Mann, halb sinnlos vor ohnmächtigem Schmerz und knirschender Wut kehrte ich in meine Wohnung zurück. Man hatte mir zu verstehen gegeben, heimtückisch, daß ich sie nicht fassen konnte, die Elenden, daß man ganz andre Mittel bei mir voraussetzte und darauf hin hatte man mich aufgefordert. Man glaubte jene Summe in meinem Besitz, über deren Verschwinden mehr in die Oeffentlichkeit gedrungen, als ich geahnt. Mich hielt man für den Dieb, weil ich unbekannt und arm, obgleich stets haushälterisch und sparsam war, nicht jenen reichen Verschwender, der die größten Summen zu verschleudern pflegte. Nun war mir alles klar, die Abweisungen, die ich erfahren, die rätselhaften Andeutungen, mit denen sich schon vorher verdächtige Menschen, unlautere Charaktere an mich herandrängten.

„Wie mich diese Enthüllung traf, kann ich dir nicht schildern. Nach schlaflosen Nächten und ruhelosen Tagen fiel ich in eine schwere Krankheit. Mit dem einzigen Wunsch, ‚o wäre ich ihr erlegen,' verließ ich nach Monaten das Spital, in das mich meine Hausleute verbringen ließen. Da, Georg, wurde deine Mutter mein Rettungsengel. Sie hatte ihre Stelle als Erzieherin in der Familie eines Gutsbesitzers aufgegeben, um in meiner Nähe sein zu können, und sich mühsam mit Stundengeben ernährt, seit sie von meiner Erkrankung gehört hatte. Sie glaubte an mich, wich nicht von mir, flößte mir den Mut zum Weiterleben ein. Ihr Werk vollendend reichte sie mir die Hand vor dem Altar, trotzdem ich mittellos, stellenlos war. Sie verdiene genug für unsern kleinen Haushalt, hätte ich mich erst erholt, käme die Reihe schon an mich. Wenigstens durfte sie nicht allzu lang um meinetwillen darben. Gänzlich unverhofft fiel mir die Erbschaft eines entfernten Verwandten zu, dessen Tochter kurz vor ihm verstorben war. Sie reichte aus, unsre Zukunft sicher zu stellen, ersparte es mir, mich neuen Demütigungen auszusetzen. Es trieb mich fort aus der großen Stadt, in der mir so Bitteres widerfahren, draußen auf dem Lande hoffte deine Mutter mich völlig gesunden zu sehen. Ach, Geist und Körper waren gebrochen, die köstliche Bergluft, der Friede in Wald und Flur vermochten mir die verlorene Spannkraft nicht wiederzugeben, ich war und blieb ein sieher Mann."

„Aber Vater!" rief Georg mit funkelnden Augen, „wie konntest du dies alles schweigend dulden, warum hast du dich nicht gerechtfertigt, der Welt den Sachverhalt klar gelegt . . ."

„Was sollte ich thun, Georg?" fragte achselzuckend Herr Hilgert. „Niemand beschuldigte mich offen, wen hätte ich als Verleumder vor Gericht ziehen können? Nicht einmal gegen jene, die von meinem vermeintlichen Raube Nutzen zu ziehen gedachten, vermochte ich aufzutreten. Auf stummes Mienenspiel, Andeutungen, halbe

Worte begründete man keine Anklage. Das ist es ja eben, was all die Jahre mich niederdrückte, daß mir die Hände gebunden waren, daß ich wehrlos das Schrecklichste erdulden mußte, was dem Menschen widerfahren mag, einen Makel an der Ehre, der mir anklebt, solange ich lebe."

„Ich hätte nicht geraſtet, bis ich den wahren Thäter entdeckt hätte," rief Georg mit einem Feuereifer, dem nichts unmöglich erſcheint.

„Dergleichen ſagt ſich leicht," entgegnete ſein Vater, der von dem verſteckten Vorwurf in des Sohnes Worten ſich getroffen fühlte, „es auszuführen, dürfte aber auch deinem Unternehmungsgeiſt zu ſchwer gefallen ſein. Du ſiehſt nun," fuhr Herr Hilgert nicht ohne einen gewiſſen Triumph fort, „welch ein Mann dein geprieſener Herr von Weitenfels iſt, der, hätte er auch nur einen Funken von Zartſinn beſeſſen, dich nimmermehr in ſein Haus gezogen. Doch es galt wohl, eine Laune ſeines Enkels zu befriedigen, des Trägers ſeines adeligen Namens, dem mein ſchlichter bürgerlicher ſchmählich einſt geopfert worden."

Georg erwiderte nichts mehr. Bleich und verſtört ſtarrte er vor ſich hin. Alles, was ihm lieb und teuer geweſen, was ſeinem Leben Reiz verliehen, ſchien vor ſeinen Augen in die farblos graue Morgendämmerung dahinzuſinken, die im Gemach die Dinge umhüllte, ſeitdem die Kerze, die ſein Vater mit hereingebracht, erloſchen. Glühende Thränen, wie er ſie nicht mehr vergoſſen, ſeit ihm die Mutter geſtorben, rannen über ſeine blaſſen Wangen. Ein nicht zu unterdrückendes Schluchzen erſchütterte ſeine Geſtalt, dann überließ er ſich faſſungslos der vollen Bitterkeit ſeiner Empfindungen, indes Herr Hilgert mit einem Bedauern auf ihn niederſah, dem Worte zu geben eine Regung der Eiferſucht ihn abhielt.

Ahnte er doch, daß der Krampf des Schmerzes, welcher ſeines Sohnes Seele durchbebte, nicht einzig des Vaters Leid galt, daß er auch den Freund betrauerte, den er kaum gewonnen, das hohe Bild beweinte jenes Mannes, der ihm die Verkörperung männlich edlen Strebens geweſen, zu dem er bewundernd, begeiſtert aufgeblickt, das jetzt herabgeſchmettert im Staube vor ihm lag.

5. Keine Hoffnung?

Ein herrlich wolkenloſer Maitag ging zu Ende. Faſt allzu ſtrahlend lag trotz der vorgerückten Stunde die Sonne über dem weißen ſtattlichen Landhaus, und auch in dem ſchützenden breiten Laubgang, der ſich längs des Gartens hindehnte, wäre es drückend ſchwül geweſen, hätte nicht der unten fließende Strom erfriſchende Kühlung empor geſandt. Immer wieder beugte ſich darum der ältere der beiden unter den bogenförmig hoch gezogenen Reben Luſtwandelnden über das Geländer hinab, wo ſich zwiſchen dem grünen Rankenwerk hindurch, über die glitzernde Waſſerfläche hinweg dem Auge eine berückende Ausſicht auf die blühenden Gefilde darbot.

„Wirklich eine geſegnete Gegend, gar herrlich anzuſchauen," bemerkte Herr von Weitenfels zu ſeinem Enkel.

„Der du mit Vergnügen den Rücken kehren würdeſt, Großpapa," verſetzte Ludolfs Stimme, die noch ſchärfer klang wie vormals.

„Was fällt dir ein? Ich bleibe freudig, ſolange es dir gefällt."

„Dann magſt du heute noch abreiſen," erklärte Ludolf kaltblütig, „es hat mir hier noch keine Stunde gefallen."

„Wie kannſt du ſo reden," ſprach etwas unwillig ſein Großvater. „Habe ich nicht auf deinen Wunſch die Villa gemietet, als wir vor einem Monat auf unſrer Rheinreiſe ſie erblickten und du ganz entzückt von ihrer Lage warſt?"

„Es war ſolch ſchöner Abend damals," ſagte Ludolf, „ſo mild und die Nachtigall ſang ſo ſchön. Es ſei die erſte, in dieſem Jahr, verſicherte der Schiffer, ich hörte ſie überhaupt zum erſtenmal. Da ſah ich alles mit andern Augen an und meinte, hier könnte ich geſund werden. Daraufhin haſt du am andern Morgen, während ich noch ſchlief, uns eingemietet und ich wollte dich nicht enttäuſchen, du hätteſt mich wieder undankbar genannt. Doch wozu jetzt die Wahrheit verhehlen? Du biſt nicht gerne da, ich auch nicht, laß uns weiterziehen, Großpapa."

„Von Herzen gern," erwiderte beſänftigt der alte Herr, „nur ſprich wohin? Nach Weitenfels?"

„Nein, nein, dorthin nicht," rief Ludolf heftig, „ich haſſe es. Ich wüßte wohl, wo es mich hinzöge," ſetzte er leiſer hinzu, „allein du wirſt nicht wollen."

„Als ob ich ſeit Monaten einen andern Willen kenne, als den deinen," entgegnete nicht ohne Herbheit Herr von Weitenfels.

„Ich möchte nach Schönlinden," ſagte Ludolf darauf, „möchte den Ort ſehen, wo meine Mama gelebt hat, wie ſie ein Kind war und ein junges Mädchen. Sonſt will ich nirgendshin. Schleppe mich nicht nochmals in die Bäder, Großpapa, ich gehe nicht mehr mit, die Aerzte mögen ſchwatzen, was ſie wollen." Ungeduldig ſtieß er mit dem Fuß einen Stein aus dem Wege. „Nach Schönlinden möchte ich," wiederholte er noch einmal eigenſinnig, ehe er ſich in den Garten hinaus und dem Hauſe zuwandte.

(Fortſetzung folgt.)

Der wandernde Berg.

Einen ſolchen gibt es im nordamerikaniſchen Unionsſtaate Oregon. Er heißt Traveling Mountain und erhebt ſich im Kaskadengebirge, am Ufer des Kolumbiafluſſes. Schon längſt ging die Sage unter den Koloniſten, wie auch unter den Indianern, daß es mit dem Berg nicht richtig ſei. Zum Beweiſe wies man auf eine Anzahl vom Kolumbiafluſſe verſchlungener Bäume hin, die vordem den Fuß des Berges geziert hatten. Es gab aber immer noch Leute, welche die Richtigkeit der über den Berg beſtehenden Vermutung bezweifelten. Eine Eiſenbahn, die durch das Kolumbiathal gebaut wurde, und ſich auf eine Länge von 10 bis 12 Kilometer an dem ver-

dächtigen Berge hinzog, brachte endlich die Entscheidung. Schon nach zwei Jahren hatten sich die Geleise in der Richtung gegen den Strom verschoben, an manchen Stellen sogar um 3 Meter. Man kann sich ausmalen, wie gemütlich die Fahrt auf jener rutschenden Strecke in unmittelbarer Nähe des mächtigen Stromes sein muß. Die Erklärung für das in dieser Großartigkeit einzig dastehende Phänomen ist folgende: Die Spitze des etwa 600 Meter über den Spiegel des Kolumbia sich erhebenden Berges bildet eine dreigipfelige Basaltmasse, welche die Hauptmasse des Berges, die aus Sandstein besteht, durchbrochen hat. Die Sandsteinschichten haben nach der Flußseite hin eine schräge Richtung, wahrscheinlich wechseln sie auch noch mit thonhaltigen Schichten ab. Nun ist es klar, daß diese Schichten von den herabsickernden Tagewassern erweicht werden und sich infolge des auf ihnen lastenden Druckes der oberen Gesteinsmassen in Bewegung setzen, so daß also der Berg thatsächlich wandert.

Das selbstgefertigte Taubenhaus.

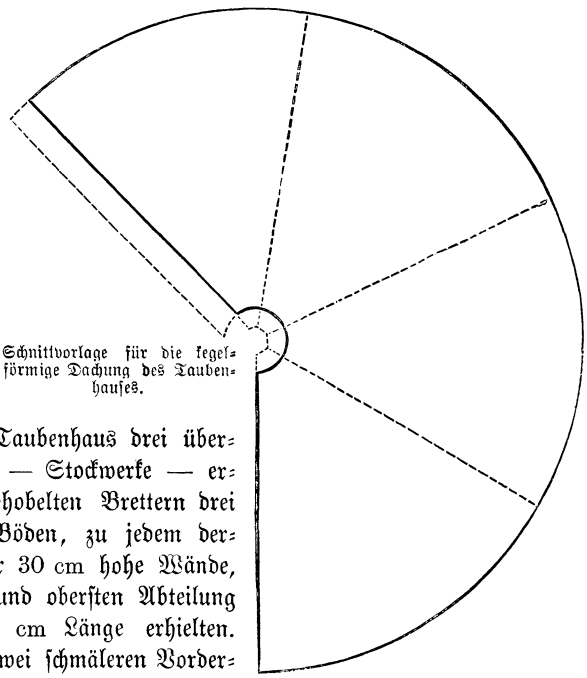
Mein Bruder Werner erhielt zu seinem Geburtstage drei Paar schöne Tauben zum Geschenk, die er sich schon längst gewünscht hatte. Da fügte es sich denn prächtig, daß unter dem Holzvorrate sich ein gefälltes Fichtenbäumchen befand, das mir zur Anfertigung eines Taubenhauses von den guten Eltern überlassen wurde.

Nach dem Entasten sägte ich, obwohl der Stamm eine beträchtliche Länge aufwies, nur das obere dünne Ende — den Zopf — ab, spitzte dieses kegelförmig zu und legte es einstweilen beiseite. Da das Taubenhaus drei übereinander befindliche Abteilungen — Stockwerke — erhalten sollte, fügte ich aus gehobelten Brettern drei 55 cm im Geviert messende Böden, zu jedem derselben aus gleichem Holze vier 30 cm hohe Wände, von welchen jene der untern und obersten Abteilung 43 cm und der mittleren 51 cm Länge erhielten. Außerdem machte ich an den zwei schmäleren Vorderwänden je nur ein Flugloch, die längere Mittelwand bekam deren zwei. Da weder Leimen noch bloßes Nageln genügende Festigkeit versprach, schraubte ich alle Teile so gut wie möglich zusammen. Daraufhin wurden die Wände mit dünnen Aststücken verziert, an den Ecken brachte ich kleine Stützen und vor den Fluglöchern Sitzstangen an.

Die meisten Umständlichkeiten verursachte die Dachung. Durch eine Pyramidenform wären sie wohl zu umgehen gewesen, ich aber steifte mich auf die Kegeldachform und zeichnete daher die quadratische Bodenfläche auf ein Brett, zog von der Mitte aus mittels einer Schnur einen um 3 cm größeren Kreis, zeichnete ein Quadrat mit 40 cm Seitenlänge hinein, und sägte hierauf beide aus. Am einfachsten wäre es nun freilich gewesen, über dieses Brett einen Kegelstutz von Blech zu stülpen, doch scheute ich, aufrichtig gesagt, dessen Kosten, nahm daher die überall erhältliche, billige Dachpappe, schnitt sie dem Umfange des Kreises entsprechend in Kegelform zu, vereinigte die Enden, versteifte das Innere des Trichters mit geraden, dünnen Holzstäben, nagelte dann das runde Brett auf das obere Gefach und endlich die Dachung darauf. Zur Spitze hatte ich schließlich das früher beiseite gelegte Zapfstück verwendet.

Daß endlich noch zur Befestigung des Taubenhauses am Stamme vier Stützen angebracht werden mußten, wie dies aus meiner Zeichnung ersichtlich ist, braucht nicht näher besprochen zu werden.

Die Aufstellung des Taubenhauses war für uns Geschwister ein wahres Freudenfest. Wir rammten in unsrem in nächster Nähe des Hauses gelegenen Garten den Stamm tief in die Erde und umpflanzten ihn hoch und dicht mit Stachelgesträuch, damit nicht etwa des Nachbars lüsterne Katze in einem unbewachten Augenblicke unsren Lieblingen einen unheilvollen Besuch abstatten könne.



Schnittvorlage für die kegelförmige Dachung des Taubenhauses.

Die Ulvsdüne.

Wenn man bei schönem Wetter sich am südwestlichen Ufer der Bade- und Nordseeinsel Föhr ergeht, so sieht man deutlich die hohen und spitzen Dünen der Insel Amrum herüberschimmern. Eine Düne aber ragt, umschleiert vom bläulichen Duft der Ferne, wie ein bläulicher Kegel über alle andern hinweg: das ist die Ulvsdüne. Sie trägt ihren Namen von einem Amrumer Schiffer, Namens Ulv, der — es mögen jetzt an hundertundsechzig Jahre her sein — täglich dort zu sitzen und auf das Meer hinauszublicken pflegte. Der Alte wartete nämlich auf die Heimkehr seines einzigen Sohnes Hark, der auf dem Schiffe „Die Hoffnung" eine Handelsreise in die Gewässer des Mittelmeeres unternommen hatte und schon lange Zeit von Hause fern war.

In jedem weißen Segel, das am Horizont auftauchte, in jedem Fahrzeuge, welches in die „Schmaltiefe" einlenkte, glaubte Ulv das Schiff seines Sohnes zu erblicken, aber immer wurde seine Hoffnung getäuscht.

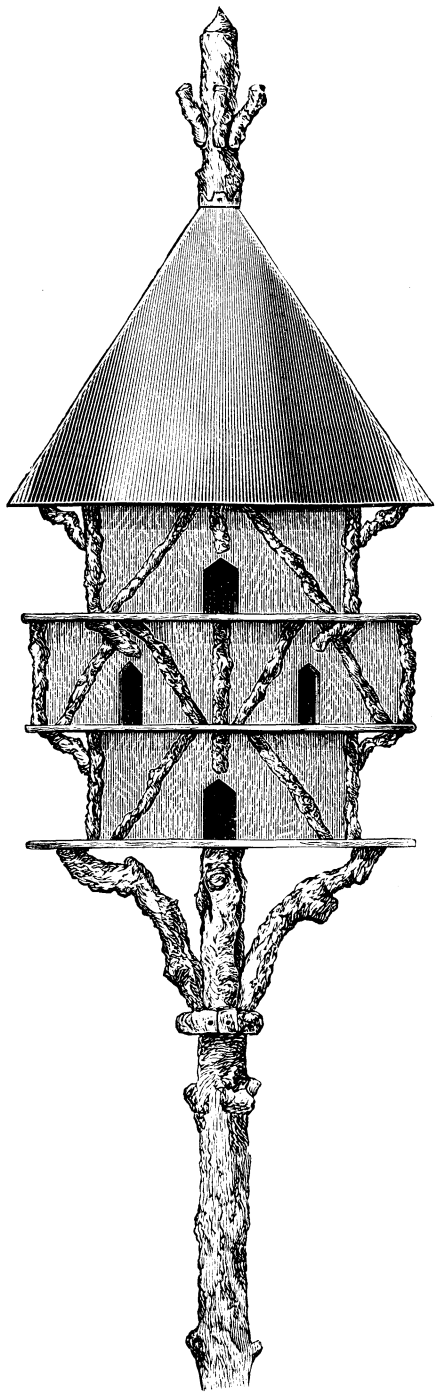
Endlich lief eine Nachricht ein, welche das Herz des Vaters zu brechen drohte: das Schiff, „Die Hoffnung",

hieß es, sei an der tunesischen Küste von Seeräubern gekapert und die gesamte Mannschaft in die Sklaverei verkauft worden. Der Alte sank aufs Krankenlager. Da aber nach dem Sprichwort ein Unglück selten allein kommt, so wurden auch die bisher so günstigen Vermögensverhältnisse Ulvs plötzlich zerrüttet. Aecker und Wiesen lieferten eine schlechte Ernte, und ausgeliehene Kapitalien gingen verloren. Als der unglückliche Mann einigermaßen wieder genesen war, fing er mit dem größten Eifer an zu arbeiten, paßte sorgfältig auf seine Schafe und Kühe, suchte beim Verkauf von Milch, Butter und Wolle den höchsten Preis zu erzielen, machte jedes Stück Treibholz, jedes Endchen Tau, das er am Strande fand, zu Geld, und begnügte sich mit der kärglichsten Nahrung. Wenn ihm von seinen Nachbarn der Vorwurf des Geizes gemacht wurde, entgegnete er gelassen: „Ich brauche das Geld für meinen Sohn."

Der alte Ulv hatte nämlich den Plan gefaßt, seinen Sohn aus der Sklaverei loszukaufen. Er wußte genau, an welchen Konsul er sich zu wenden habe, und da auf den benachbarten Inseln sich wirklich einige Losgekaufte befanden, so zweifelte er nicht an dem Erfolge seines Unternehmens. Als er die erforderliche Summe im Betrage von achthundert Mark schleswig-holsteinisch Courant endlich beisammen hatte, schickte er sie auf dem geeigneten Wege nach Afrika. Dann setzte er sich wieder stundenlang auf seine Düne und spähte über das Meer, das Herz voll Sehnsucht und Hoffnung.

Der junge Ulvssohn wurde wirklich ausgelöst, und eines Tages nahte das Schiff, welches den Befreiten trug, der Küste von Amrum. In fieberhafter Aufregung eilte der Vater an den Strand, die Arme weit ausgestreckt, um den Heißersehnten an sein Herz zu schließen. Aber entsetzt ließ er die Arme sinken und bewußtlos brach er zusammen, als der aus dem Schiff ans Land Gestiegene — nicht sein Sohn war. Es war noch ein andrer junger Schiffer von Amrum, der ebenfalls den Namen Ulv führte, in die Sklaverei geraten, und diesen Falschen hatte man losgekauft.

Wiederum verfiel der alte Ulv in eine schwere Krankheit. Zwar genas er auch diesmal, aber er war fortan nur noch ein gebrochener Greis, dem es an Kraft und an Mut fehlte, ein neues Kapital für seinen Sohn zusammenzubringen. Doch auch jetzt noch wankte der Greis täglich seine Düne hinan, sei es, daß er Trost darin fand, die Meeresgegend zu betrachten, wo sein Sohn damals seinen Blicken entschwunden war, sei es, daß noch eine schwache Hoffnung in ihm lebte, den Verlorenen endlich wiederzufinden. Wenigstens erwiderte er seinen Nachbarn, wenn diese den jungen Hark als einen Verschollenen oder gar Toten beklagten: „Ich baue auf die Gnade meines Gottes."



Das fertige Taubenhaus.

Und der allgütige Gott erbarmte sich des kummergebeugten Vaters. Schiffer, welche aus dem Mittelmeere zurückkehrten, brachten dem alten Ulv Nachrichten und Briefe von seinem Sohne, worin dieser ihm mitteilte, er sei nicht nur am Leben, sondern auch mit irdischen Gütern reich gesegnet; das Vertrauen seines Herrn, eines afrikanischen Fürsten, habe ihn vom Sklaven zum Offizier und nachdem er sich in mehreren Schlachten gegen feindliche Stämme ausgezeichnet, zum General erhoben; aber jetzt empfinde er Heimweh nach seinem Vater und seiner Insel, und sobald sein Fürst ihn entlasse, werde er nach Amrum zurückkehren.

Mit heißen Thränen, in welchen sich der Kummer von zwölf langen Jahren ergoß, blickte der alte Ulv zum Himmel auf und sprach: „Gott lebt noch! Sein Name und Seine Güte seien gepriesen!" Vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht saß er jetzt auf seiner sandigen Warte am Meere, bis endlich auf die Insel ein stattliches Schiff zusteuerte, aus welchem Hark Ulv ans Land stieg. Vater und Sohn lagen einander in den Armen, und beide dankten dem Herrn, der alles zu einem glücklichen Ende geführt hatte.

Noch heute erzählen die Amrumer von dem alten Ulv sowohl als von Hark, dem General, der später Strandvogt auf Amrum wurde; noch heute heißt jene Düne, auf welcher der Alte saß, die Ulvsdüne. Daß aber das Ganze keine frei erfundene Sage, sondern eine wirkliche Begebenheit ist, beweisen die Leichensteine von Vater und Sohn, welche nebeneinander auf dem Amrumer Kirchhof stehen, sowie die Inschrift auf dem Denkmal des Vaters:

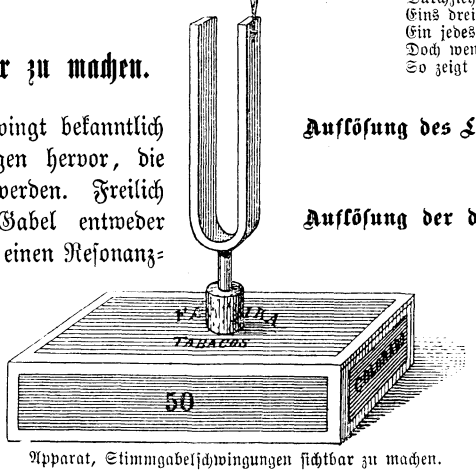
„So wenig Gottes Wort kann lügen,
So wenig kann die Hoffnung trügen."

Darunter sieht man die Sonne über Wolken, und unter diesen eine Krone, unter welcher folgender Vers steht:

„Mein Leben war ein Wechsel
Voll Freud und Herzeleid.
Mein Glücke blühte schön
In meiner Jugendzeit.
Drauf hemmte eine trübe Wolke
Des Glückes heitern Schein.
Der Himmel ließ mich eine Weile
Betrübt und traurig sein.
Die Hoffnung*) ward mir zwar geraubt,
Und gleichwohl hofft' ich doch,
Und dachte bei mir selbst:
Getrost, Gott lebet noch!
O ja! Er lebet noch,
Und ließ mich dies erfahren,
Warum ich ihn gebeten in ganzen zwölf Jahren.
Gepriesen sei sein Name in alle Ewigkeit
Für solche teure Gnade und große Gütigkeit!"

Stimmgabelschwingungen sichtbar zu machen.

Die angeschlagene Stimmgabel schwingt bekanntlich und ruft dadurch Lufterzitterungen hervor, die als Ton (richtiger: Klang) hörbar werden. Freilich muß man zu diesem Zwecke die Gabel entweder dicht vor das Ohr halten, oder auf einen Resonanzboden setzen, weil sonst der Grundton zu schwach ist, ja manchmal von dem zweiten Obertone (der Quinte zur Oktave) übertönt wird. Dagegen kann man die Schwingungen sehr einfach sichtbar machen. Auch hierzu setzt man die Gabel am besten auf einen Resonanzboden, zu dem ein Zigarrenkasten verwendet werden mag, auf den ein Kork aufgeleimt ist; in letzteren bohrt man ein Loch, in das der Stiel der Gabel gerade hineinpaßt. Wir ziehen nun eine Glasröhre in einen dünnen Faden aus. Zu diesem Zwecke halte man die Röhre in eine Gas- oder Spiritusflamme, bis sie weich wird, nehme sie dann aus der Flamme heraus und ziehe sofort stark und schnell ihre beiden Enden auseinander (zieht man sie nämlich in der Flamme auseinander, so verbrennt der Glasfaden). Nun befestige man mit etwas Wachs das eine Ende des Glasfadens am oberen Teile der einen Gabelzinke, so daß der Faden in deren Verlängerung emporragt. Schlägt man alsdann die andre Zinke mit einem kleinen Holzhammer an oder streicht man sie mit einem straff gespannten Violinbogen, so bilden sich an dem Glasfaden Knoten und Bäuche, also stehende Transversalschwingungen in lauter einzelnen Spindeln.



Apparat, Stimmgabelschwingungen sichtbar zu machen.

*) Sein Schiff, welches diesen Namen führte.

Z. W. A. N. G.

Als im Jahre 1809 den Bürgern Wiens befohlen wurde, Napoleons Geburtstag durch eine Illumination zu feiern, stellte einer derselben ein Transparent aus, auf dem die Buchstaben Z. W. A. N. G. standen. Jeder Vorübergehende las natürlich „Zwang" und freute sich als guter Patriot über diesen heimlich den Franzosen erteilten Hieb. Die Wiener Polizei aber forderte jenen Bürger vor sich und unterzog ihn einem strengen Verhör. Er aber berief sich auf die Punkte zwischen den einzelnen Buchstaben und verwahrte sich feierlichst gegen jede falsche Auslegung; es sei eine Abkürzung, versicherte er, die bedeuten solle:

Z(ur) W(eihe) A(n) N(apoleons) G(eburtstag).

Dreisilbige Scharade für Lateiner.

(Die Auflösung ergibt ein lateinisches Wort.)

Eins zwei erhebt die Blätterkrone
Im deutschen Waldrevier als Baum.
Als stolzes Tier der Heimatzone
Durchzieht zwei drei des Waldes Raum.
Eins drei zählt zu den Anverwandten,
Ein jedes Kind besitzt ein Paar;
Doch wenn sich eins zwei drei verbanden,
So zeigt sich eine ganze Schar.

Auflösung des Logogriphs mit Palindrom Seite 266.

„Bregenz, Regen, Neger."

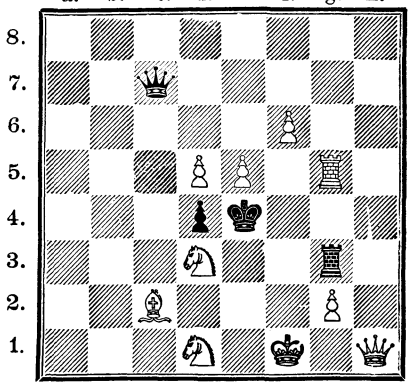
Auflösung der dreisilbigen Scharade auf Seite 266.

„Holzhauer."

Auflösung des Versteckrätsels auf Seite 266.

1. Uri, 2. Elbe, 3. Cherson, 4. Newa, 5. Genf, 6. Lech, 7. Teheran, 8. Eider, 9. Isar, 10. Thurgau, 11. Menam, 12. Bergen, 13. Zara, 14. Berlin, 15. Seeland, 16. Onega, 17. Lille, 18. Reval, 19. Odenwald, 20. Tauber, 21. Eisenach, 22. Barmen, 23. Schelde, 24. Nahe, 25. Lena.

Schachaufgabe Nr. 2 von Sigmund Schuster in Budapest.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.
(10 + 4 = 14).

Lösung der Schachaufgabe Nr. 1.

1. L f 2 — g 3 — D d 6 — c 6 :
2. D b 2 — d 2 #.
1. . . . . — D d 6 — e 5 — f 4
2. T c 4 — c 5 : #.
1. . . . . — K d 5 — c 6 :
2. D b 2 — b 7 #.
1. . . . . — anders.
2. L f 5 — e 4 #.

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 21.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Schi-So, der junge Indianer, hatte sich an der Besichtigung der Räumlichkeiten nicht mit beteiligt. Er saß, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, am Boden und blickte sehr ernst vor sich hin. Jetzt, als er Sams tröstliche Worte hörte, brach er sein bisheriges Schweigen und sagte: „Sam Hawkens irrt sich. Es wird nicht bald anders werden."

„Wieso?" fragte der Genannte.

„Wir sind gefangen."

„Gefangen? Alle Wetter! Woraus schließest du das?"

„Ich bin Indianer und weiß, woran ich bin, ihr seid erfahrene Westmänner und könnt das ebenso wissen. Als wir oben einstiegen, sah ich zwei Leitern, welche an dem nächsten Stockwerk lehnten. Wenn man schnell eine brauchte, warum hat man da nicht eine von diesen genommen, welche doch bequemer zu haben waren, sondern grad die unsrige emporgezogen."

„Ah! Ich habe diese beiden Leitern auch gesehen. Da ist es allerdings sonderbar, daß man grad die unsrige genommen hat."

„Und noch eins," fuhr der Jüngling fort. „Wo ist Grinley, welcher sich den Namen eines Oelprinzen gibt?"

„Alle Wetter, ja, das ist richtig!" rief Sam in betroffenem Tone aus.

„Warum fehlen grad die beiden, welche er höchst wahrscheinlich betrügen will? Er weiß, daß wir es nicht zu dem Betruge kommen lassen werden; er will sie von uns trennen und hat sich zu diesem Zwecke an den Häuptling gewendet."

„Aber wie und wann?"

„Denkt an die beiden Weißen, welche vor uns auf Forners Rancho gewesen sind! Er hat mit ihnen gesprochen; ich habe erfahren, daß er sogar mit dem einen längere Zeit hinter dem Hause gesteckt hat."

. . . „Sobald der Tag graut, werden die Marterpfähle errichtet werden und euer Schmerzgeheul wird in die Lüfte schallen, so soll es geschehen, denn Ka Maku, der Häuptling, hat es gesagt." . . .

„Wenn das wäre, so gäbe es freilich einen Zusammenhang, der mich bedenklich machen muß. Aber wie kann man es wagen, so viele Leute, wie wir sind, hier als Gefangene einzuschließen. Wir sind ausgezeichnet bewaffnet und können ausbrechen."

„Wo?"

„Indem wir den Deckel öffnen."

„Versucht das doch! Er geht gewiß nicht auf."

„Dann durch die Außenmauer."

„Die besteht aus Steinen und einem Mörtel, welcher sicher noch härter als Stein ist."

„Durch die Decke."

„Versucht es einmal, mit euern Messern hindurchzukommen!"

„Aber ich habe außer dem Häuptlinge nur Weiber und Kinder gesehen!"

„Die Krieger hatten sich versteckt. Sie sollen sich auf der Jagd befinden. Welch ein Wild gäbe es zu dieser Jahreszeit und in dieser öden Gegend zu jagen? Ihr wißt, daß mehrere Indianerstämme das Kriegsbeil ausgegraben haben. Wenn diese sich auf dem Kriegspfade befinden und zu jeder Zeit an jedem Orte erscheinen können, werden da andre so unvorsichtig sein, ihr festes Lager zu verlassen, indem sie auf die Jagd gehen und dabei ihr Leben riskieren? Gehen überhaupt die Pueblo-Indianer in solchen Massen auf die Jagd? Leben sie nicht vielmehr von den Erträgnissen, welche sie in ihren Gärten ziehen?"

„Du hast recht. Deine Gründe sind nicht zu widerlegen."

„Ja; wir sind gefangen."

„So wollen wir uns überzeugen und vor allen Dingen versuchen, ob der Deckel da oben zu öffnen ist."

Dick Stone und Will Parker mußten zusammentreten. Sam stieg auf ihre Schultern, so daß er den Deckel erreichen konnte, und stemmte sich mit aller Kraft gegen denselben — vergebens; er war nicht um einen halben Zoll zu bewegen.

„Es ist richtig; man hat uns eingeschlossen," zürnte er, indem er wieder niederstieg. „Aber wir werden diesen Schuften zeigen, daß sie sich verrechnet haben."

„In welcher Weise?" fragte Stone.

„Wir graben uns durch, entweder durch die Mauer oder durch die Decke. Wollen zunächst die erstere untersuchen."

Bei dem Scheine des Lämpchens wurden erst in den verschiedenen Abteilungen der Etage mehrere Mauerstellen in Augenschein genommen. Es zeigte sich, daß die ganze Außenmauer, wie Schi-So gesagt hatte, in ihrer ganzen Länge aus dicken Steinen bestand, welche durch einen Mörtel verbunden waren, den kein Messer zu entfernen vermochte. Und andre, kräftigere Werkzeuge gab es nicht. Schi-So blieb auf seinem Platze sitzen, ohne sich an der Untersuchung zu beteiligen.

Nun blieb nur noch die Decke, durch welche vielleicht ein Ausgang erzwungen werden konnte. An der Untersuchung beteiligten sich alle Männer, indem je zwei sich zusammenstellten und ein dritter auf sie stieg, um mit dem Messer zu versuchen, ein Loch fertig zu bringen. Es stellte sich heraus, daß die eigentliche Unterlage aus einem eisenfesten Holze bestand, Knüppel an Knüppel nebeneinander gelegt, welches selbst seit Jahrhunderten nicht von der Feuchtigkeit angegriffen worden war und den Messern einen unbesieglichen Widerstand entgegensetzte, so daß man nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, woraus die darauf liegenden Schichten bestanden.

Die Frauen hatten diesen Bemühungen mit banger Erwartung zugesehen; als sich dieselben als nutzlos erwiesen und die Versuche eingestellt wurden, rief Frau Rosalie zornig aus: „Sollte man denn denken, daß es so schlechte Menschen in der Welt geben kann! Wir haben dieser indianischen Rasselbande nich das mindeste gethan und trotzdem schperren sie uns hier ein wie Schpitzbuben, die zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden sind. Wenn ich die Halunken jetzt hier hätte, Herr meines Lebens, wie wollte ich ihnen die Wahrheet sagen! Aber da sieht man wieder 'mal, was dabei 'rauskommt, wenn man sich off die Männer verläßt! Die sollen unsre natürlichen Beschützer sein; aber anschtatt offzupassen und uns zu beschützen, führen sie uns gradezu ins blaue Unglück 'nein!"

„Sei doch schtille!" bat ihr Mann. „Du beleidigst ja die Herren mit deiner ewigen Zankerei."

„Was? Wie? Ewig?" fragte sie erbost. „Seit wann habe ich denn geredet und geschprochen? Seit höchstens drei oder vier Sekunden. Und das nennst du ewig? Es is mir ganz egal, ob ich jemand beleidige, denn ich bin in meinem guten Rechte. Und wer recht hat, der braucht seine Zunge nich schtille schtehn zu lassen. Wir sind so dumm gewesen, uns einschperren zu lassen; ich bin nich schuld daran; aber fragen will ich doch, was wir nun zu erwarten haben und was mit uns geschehen wird?"

„Das fragen Sie noch?" antwortete der Hobble-Frank, indem es pfiffig um seine Mundwinkeln zuckte. „Es is doch ganz selbstverständlich, was mit uns geschehen wird."

„Na, was denn zum Beischpiele?"

„Zuerscht werden wir gefesselt — — —"

„Etwa ooch wir Damen?"

„Natürlich! Dann bindet man uns an den Marterpfahl — — —"

„Uns Damen ooch?"

„Selbstverschtändlich! Und nachher werden wir ermordet — — —"

„Die Damen ooch?"

„Allemal! Und wenn wir dann tot sind, werden wir schkalpiert."

„Dunner Sachsen! Doch nich etwa wir Damen ooch?"

„Freilich ooch! Die Roten pflegen die Weiber sogar lebendig zu schkalpieren; sie warten gar nich, bis sie tot sind, wissen Sie, weil die Damen schöneres und längeres Haar haben, was dem Schkalpe eenen viel größeren Wert verleiht — — —"

„Danke ergebenst für diese Schmeichelei!" fiel sie ihm in die Rede.

„Bitte sehr!" antwortete er. „Und sodann weil die

Schkalphaut sich bei eener toten Leiche nich so gut losziehen läßt wie bei eener lebendigen."

„Is das wahr, oder wollen Sie mir bloß angst machen, Herr Franke?"

„Es is die volle, reene Wahrheet, off die Sie sich ganz ergebenst verlassen können."

„So sind diese Roten ja die echten und richtigen Mordbarbaren! Aber ich lasse mich weder tot noch lebendig schkalpieren. Meine Haut bekommen sie nich, um keenen Preis. Ich wehre mich; ich verteidige meine Haare vom erschten bis zum letzten Oogenblicke. Mir sollen sie nich kommen, denn ich bin Frau Rosalie Eberschbach, geborene Morgenschtern und verwitwete Leiermüllern, und mich sollen sie kennen lernen!"

Bei der andern Gruppe von Gefangenen, nämlich bei dem Bankier und seinem Buchhalter, ging es weniger lebhaft her. Sie lagen miteinander im Erdgeschosse. Dort brannte keine Lampe; es war finster. Die dortige Feuchtigkeit der Luft und ein zeitweiliges Gurgeln ließen vermuten, daß sie sich in der Nähe der Wasserquelle befanden. Die Mauern waren hier unten so stark, daß das Toben des Unwetters fast gar nicht vernommen wurde. Als man sie an Lassos niedergelassen, und der Deckel sich über ihnen geschlossen hatte, horchten die beiden erst eine kleine Weile. Es blieb rund um sie her still, und nichts verriet die Anwesenheit eines andern Menschen. Darum ergriff der Bankier das Wort, natürlich in englischer Sprache: „Seid Ihr ohnmächtig, Mr. Baumgarten, oder hört Ihr mich?"

„Ich höre Euch, Sir. Es ist allerdings zum ohnmächtig werden. Was haben wir den Indianern gethan, daß sie uns in dieser Weise behandeln?"

„Hm, das frage ich mich auch. Warum nehmen sie grad uns zwei gefangen und nicht auch die andern?"

„Was das betrifft, so vermute ich, daß diese es nicht besser haben werden als wir."

„Ihr meint, daß sie auch gefangen sind?"

„Ja."

„Habt Ihr einen Grund dazu?"

„Mehrere. Einer von ihnen ist mir vor allen Dingen maßgebend: Die Roten können uns nicht gefangen nehmen, ohne unsre Gefährten auch festzuhalten, da diese uns sonst jedenfalls befreien würden."

„Das ist richtig, aber zugleich auch traurig für uns, denn wir müssen die Hoffnung, befreit zu werden, aufgeben."

„Fällt mir nicht ein! Ich hoffe bis zum letzten Augenblicke."

„Auf wen?"

„Zunächst auf Gottes Hilfe. Und sodann erscheint es keineswegs ausgeschlossen, daß wir trotz allem auch auf unsre Gefährten rechnen können. Sie sind wahrscheinlich ebenso eingeschlossen wie wir, aber nicht gefesselt. Sie haben ihre Waffen bei sich. Nehmen Sie dazu, was für Kerls sie sind! Dieser Hobble-Frank ist zwar eine ganz wunderliche, originelle Persönlichkeit, aber gewiß ein unerschrockener, mutiger Mensch und tüchtiger Westmann. Von Hawkens, Parker, Stone und Droll läßt sich ganz dasselbe sagen, und was die übrigen betrifft, so gibt es außer diesem unzuverlässigen Kantor gewiß keinen, der die Hände furchtsam in den Schoß legen wird."

„Well, denke das auch. Aber warum hat man sich unser bemächtigt? Das ist es, was ich wissen möchte. Vielleicht eines Lösegeldes halber?"

„Schwerlich. So etwas wäre die Art weißer Banditen, aber nicht diejenige der Indianer."

„Also einfach uns ausrauben?"

„Auch nicht, wenigstens nicht allein. Wäre es nur das, so hätte man uns sogleich die Taschen geleert, anstatt uns nur die Waffen abzunehmen. Ich bin kein Westmann und kann also nichts Sicheres sagen, aber ich vermute, das Verhalten der Roten ist eine Folge der zwischen ihnen und den Weißen ausgebrochenen Streitigkeiten."

„All devils! Dann hätten wir nichts zu hoffen, denn dann wären wir, sozusagen, Kriegsgefangene, und es wird uns wohl an den Kragen gehen!"

„Wenigstens wird das die Absicht der Roten sein."

„Schöne Aussicht! Am Marterpfahle braten und skalpiert zu werden!"

„So weit sind wir noch nicht! Ich hoffe, wie gesagt, bis zum letzten Augenblicke. Wollen zunächst einmal versuchen, ob wir aus den Fesseln kommen können."

Sie gaben sich alle Mühe; sie strengten ihre Kräfte bis auf das Aeußerste an, doch ohne jeden Erfolg; die Riemen waren zu fest. Freilich, wenn Old Shatterhand und Winnetou sich an ihrer Stelle befunden hätten, die wären wohl schon nach einigen Minuten ihrer Banden ledig geworden; aber diese beiden hier waren unerfahren, und es fehlte ihnen derjenige Scharfsinn, welcher selbst aus der übelsten Lage noch einen Ausgang findet. Sie gaben ihre Bemühungen, die Riemen zu zersprengen, auf; sie einander aufzuknoten, daran dachten sie nicht, und doch hätten sie, selbst mit gefesselten Händen, wenigstens einen Versuch dazu machen können.

Sie lagen nun still neben einander und warteten — — eine lange, lange Zeit, wie ihnen dünkte. Da hörten sie über sich ein Geräusch. Der Deckel wurde entfernt. Sie erblickten den blauen Sternenhimmel. Das Unwetter hatte sich also verzogen, und es war Abend geworden. Sie sahen, daß die Leiter herabgelassen wurde und der Häuptling an derselben herniederstieg. Er bückte sich nach ihnen und betastete sie mit seinen Händen. Als er sich überzeugt hatte, daß sie noch gefesselt waren und still gelegen hatten, sagte er: „Die weißen Hunde sind dümmer wie die heulenden Koyoten. Sie kommen in die Wohnung der roten Krieger, ohne zu bedenken, daß jetzt das Messer zwischen uns und ihnen ausgegraben ist. Sie haben uns unser Land, unsre heiligen Orte genommen und uns vertrieben; sie verfolgen und betrügen uns fort und fort. Sie kamen zu Wenigen und schwellen zu Millionen an; wir aber waren Millionen und müssen verschwinden wie die Mustangs und Bisons auf der Savanne. Aber wir sterben nicht, ohne uns zu rächen. Das Kriegsbeil ist ausgegraben, und alle Bleichgesichter, welche in unsre

Hände fallen, sind verloren. So auch ihr. Morgen früh, sobald der Tag graut, werden die Marterpfähle errichtet werden, und euer Schmerzgeheul wird so laut in die Lüfte schallen, daß die Geier in Scharen kommen werden, um euch das blutige, vor Schmerz dampfende Fleisch vom lebendigen Leibe zu reißen. So wird es geschehen, denn Ka Maku, der Häuptling, hat es gesagt!"

Nach diesen Worten stieg er wieder empor, zog die Leiter nach sich und legte den Deckel auf die Oeffnung.

Seine Drohung war den beiden durch Mark und Bein gegangen; sie nahmen dieselbe ernst, denn sie wußten nicht, daß er im Auftrage handelte und ihnen ihr Schicksal nur deshalb in so düsterer Farbe malte, damit sie ihrem vermeintlichen Retter später um so dankbarer sein möchten.

Dieser Besuch des Häuptlings drückte den Bankier vollständig nieder, und auch Baumgarten war bei weitem nicht mehr so zuversichtlich wie vorher. Schon morgen früh am Marterpfahle! Das war ja entsetzlich schnell und die Zeit viel, viel zu kurz zu einer möglichen Rettung!

Sie teilten sich ihre Befürchtungen mit; sie zermarterten sich das Gehirn, um einen Ausweg zu finden; sie begannen wieder, an ihren Fesseln zu zerren, so daß dieselben ihnen in das Fleisch schnitten, doch ohne den geringsten Erfolg. Da — — es waren wohl einige Stunden vergangen, hörten sie wieder ein Geräusch. Sie blickten nach oben. Der Deckel wurde weggeschoben, und ein Kopf erschien über der Oeffnung.

„Pst, pst, Mr. Rollins, seid Ihr etwa da unten?" hörten sie in unterdrücktem Tone fragen.

„Ja, ja!" antwortete der Genannte, vor Freude laut, weil er Hoffnung schöpfte.

„Leise, leise! Wenn man etwas von uns hört, bin ich verloren. Ist vielleicht Mr. Baumgarten bei Euch?"

„Ja, ich bin auch hier," antwortete der Deutsche.

„Endlich, endlich finde ich euch! Ich habe euch unter tausend Todesgefahren gesucht, um euch zu retten. Habt ihr euch gewehrt? Seid ihr etwa verwundet?"

Es klang eine fast liebevolle Besorgnis aus diesen Worten.

„Nein, wir sind gesund und unbeschädigt," antwortete Rollins.

„So wartet eine kleine Weile; ich will sehen, ob es mir gelingt, eine Leiter herbeizuschaffen. Es stehen zwar überall Wächter da oben, aber ich will, um euch zu retten, gern mein Leben wagen."

Der Kopf verschwand aus der Oeffnung.

„Gott sei Dank! Wir werden entkommen!" seufzte der Bankier, indem er sich durch einen tiefen, tiefen Atemzug erleichterte. „Das war Grinley, unser Oelprinz. Nicht?"

„Ja," antwortete der Buchhalter. „Zwar konnte ich sein Gesicht nicht sehen, aber ich habe ihn an der Stimme erkannt, obgleich er nur flüstern durfte."

„Er holt uns heraus; er riskiert sein Leben, um uns zu befreien. Ist das nicht brav, außerordentlich brav von ihm?"

„Sehr!"

„Da sieht man wieder einmal, wie sich Leute, die sonst scharfsinnig sind, in einem Menschen irren können! Man wollte ihn zum Betrüger stempeln. Jetzt können wir die feste Ueberzeugung haben, daß er unser vollstes Vertrauen verdient. Ihr seht, wie ehrlich und treu er ist. Ich werde gewiß nicht wieder an ihm zweifeln."

Jetzt erschien der Oelprinz wieder an der Oeffnung. Er ließ eine Leiter herab und forderte die beiden mit leiser Stimme auf: „Es ist mir gelungen. Da habt ihr die Leiter. Kommt herauf!"

„Wir können nicht, denn wir sind gefesselt," antwortete Rollins.

„Das ist schlimm, sehr schlimm, denn da vergeht eine kostbare Zeit, weil ich zu euch hinunter muß."

Er kam zu ihnen hernieder, betastete ihre Fesseln und schnitt dieselben durch. Sie standen auf und dehnten ihre Glieder, um das stockende Blut wieder in Umlauf zu bringen. Dabei erkundigte sich Rollins.

„Das werde ich Euch nie vergessen, Sir! Aber sagt mir doch einmal wie es Euch gelungen ist, hier — — —"

„Pst, still!" fiel ihm der Oelprinz in die Rede. „Davon später. Jetzt haben wir keine Zeit. Es gilt, schnell fortzukommen, da jeden Augenblick jemand nach euch sehen kann; dann wären wir verloren. Kommt also schnell herauf! Aber richtet euch nicht etwa in die Höhe, denn da würdet ihr sofort gesehen. Wir müssen uns kriechend entfernen."

Er stieg empor, und sie folgten ihm. Oben legten sie sich glatt auf das Dach nieder.

„Schaut hinauf!" flüsterte er ihnen zu. „Seht ihr die Wächter?"

Sie sahen im hellen Sternenscheine Indianer auf den oberen Terrassen stehen. In ihrer Unerfahrenheit fiel es ihnen gar nicht auf, daß grad hier unten bei ihnen, wo ein Posten doch am notwendigsten gewesen wäre, keiner stand. Und noch viel weniger kamen sie auf den Gedanken, daß sie von den Wächtern da oben recht gut gesehen wurden und das Gebaren des Oelprinzen nichts war als die reine Spiegelfechterei. Er ließ das Loch offen und die Leiter in demselben stecken und raunte ihnen zu: „Folgt mir ganz leise bis hin zum Rande, wo ich eine Leiter angelegt habe. Wenn wir nicht gesehen werden und erst unten sind, dann haben wir nichts mehr zu fürchten."

Sie krochen nach der Kante der ersten Terrasse und sahen dort die Leiter lehnen. Auch das fiel ihnen nicht auf. Sie stiegen einer nach dem andern hinunter und befanden sich nun außerhalb des Pueblo.

„Endlich, endlich!" sagte da der Oelprinz. „Es ist gelungen. Nun schnell fort von hier!"

„Noch nicht, Mr. Grinley," sagte der gewissenhafte Buchhalter. „Unsre Gefährten sind doch jedenfalls auch gefangen?"

„Allerdings."

„Wollen wir sie stecken lassen? Wir haben wohl die Pflicht, ihnen — — —"

„Unsinn!“ fiel ihm der andre in die Rede. „Was fällt euch ein! Der Häuptling hat gelogen. Seine Krieger sind nicht auf der Jagd, sondern hier. Was können wir drei gegen sechzig bis siebzig wohlbewaffnete Indianer thun? Wir würden ins sichere Verderben rennen. Seid froh, daß ich euch herausgeholt habe! Jedes längere Verweilen muß uns Verderben bringen.“

„Das mag richtig sein; aber es thut mir doch leid um die, welche wir nicht retten können.“

„O, die werden schon selbst für sich sorgen. Es sind ja tüchtige Kerls dabei, welche gewiß einen Ausweg finden werden.“

„Das beruhigt mich. Aber wie kommen wir fort? Man wird uns wahrscheinlich verfolgen. Ja, wenn wir unsre Pferde und Waffen hätten. Auch unser Gepäck wird uns fehlen.“

„Es ist alles da; ich habe alles gerettet!“

„Was? Wie? Das ist ja ganz unmöglich!“

„O, ein mutiger Mann macht seinen Freunden zuliebe selbst das Unmögliche möglich. Ich allein freilich hätte es nicht fertig gebracht; ich habe Hilfe und Unterstützung gefunden.“

„Bei wem?“

„Bei zwei wackern Gentlemen, zu denen ich euch führen werde. Kommt also rasch; wir dürfen keinen Augenblick mehr hier verweilen.“

Er führte sie an der Außenmauer des Pueblo hin und dann nach dem Trümmergewirr, in welchem heut die Indianer gesteckt hatten. Dort trafen sie auf Buttler und Poller und fanden bei denselben nicht nur ihre Pferde und Waffen, sondern auch ihr ganzes sonstiges Eigentum. Darüber waren sie denn doch erstaunt; ihre Fragen aber wies der Oelprinz mit den Worten zurück: „Jetzt müssen wir augenblicklich fort, denn man wird, wie ihr selbst ganz richtig vermutet habt, uns verfolgen, und da ist es notwendig, einen möglichst großen Vorsprung zu erlangen. Unterwegs sollt ihr erfahren, wie sich alles zugetragen hat.“

Einer, der zur See will.

Er hatte sich eine glaubhafte Erzählung zurechtgelegt und war überzeugt, daß dieselbe die gewünschte Aufnahme finden werde. Sie stiegen auf und jagten im Galopp von dannen. Der Bankier war von Dank gegen seine Retter erfüllt; ihn kümmerten die Zurückgelassenen nicht; Baumgarten aber konnte sich des Gedankens doch nicht erwehren, daß es eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, die Befreiung ihrer Gefährten wenigstens zu versuchen.

Diese letzteren befanden sich in einer Lage, welche zwar jedenfalls ernst war, aber doch auch ihre komische Seite hatte, dieses letztere infolge der Eigentümlichkeiten

einiger der beteiligten Personen. Man war zuerst der Ueberzeugung gewesen, daß die Eingangsklappe wieder geöffnet werde, damit der Bankier und sein Buchhalter noch nachkommen könnten. Die feste Behauptung Schi-Sos brachte in diese Ansicht die erste Bresche, und als man dann längere Zeit, ja stundenlang gewartet hatte, ohne daß der Deckel geöffnet wurde, konnte es nicht länger in Abrede gestellt werden, daß die Meinung des Indianerjünglings die richtige war. Da erlitt die bisher ziemlich ruhige Stimmung der Eingesperrten freilich einen gewaltigen Umschlag. Die erfahrenen Westmänner waren allerdings gewohnt, sich zu beherrschen, desto aufgeregter aber zeigten sich die andern, die deutschen Auswanderer, welche vor Sorge außer sich waren; sie dachten natürlich, daß es nicht bloß auf ihr Eigentum, sondern auch auf ihr Leben abgesehen sei. Ein einziger von ihnen bewahrte seine Fassung, nämlich der Kantor, welchem es gar nicht einfiel, zu glauben, daß sein künstlerisches Dichten und Trachten hier einen gewaltthätigen Abschluß finden könne. Wie sich sehr leicht denken läßt, führte Frau Rosalie das erste Wort. Sie schimpfte ganz gewaltig zunächst auf die Indianer und dann aber auch auf Sam Hawkens und seine Gefährten, denen sie die Schuld gab, daß sie in die gegenwärtige Lage gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Einer, der zur See will.

Das ist auch wieder so einer, den die Romane von Marryat und Cooper verführt haben, sich einen Beruf zu wählen, der für das Gemüt eines Knaben in fesselndem Reiz erscheint, obwohl er keine Ahnung davon hat, wie es an Bord hergeht, und er die Schiffe nur aus Bildern kennt. Ach, du armer Kerl, welche bitteren Enttäuschungen wirst du erfahren! Du kannst es mir glauben, ich spreche aus Erfahrung, denn mir ist es ebenso ergangen. Auch mir hatten Marryat und Cooper den Kopf verdreht, aber schon am ersten Tage, als ich die Schiffsplanken unter den Füßen fühlte, da verflogen alle die schönen Träume, und als wir dann auf das grüne Wasser kamen, der Boden unter mir zu schwanken begann und der Magen mir in die Kehle stieg, da jammerte ich: „Ach, wärest du zu Hause geblieben, du hättest was besseres gethan.“ Leider half es nichts, ich mußte durch, und es machte sich auch bei gutem Willen ganz erträglich, aber nicht jedem glückt es so wie mir. Ein Knabe aus dem Binnenlande, der aus eigener Anschauung von der See und dem Schiffsleben nichts kennt, sollte es sich dreimal überlegen, bevor er Seemann wird, namentlich auf Kauffahrteischiffen. Es ist ein schweres, an Entbehrungen und Mühseligkeiten überreiches Leben, das wenig Freude bietet und außerdem schlecht bezahlt wird.

Mit Recht verweist die Mutter ihren Sohn auf die Bibel, die sie ihm auf seinen neuen Lebensweg mitgibt. In den vielen schweren Stunden, die seiner harren, wird sie ihm ein Trost, aber auch in guten Zeiten ein Wegweiser sein, daß er jene moralischen Klippen glücklich umschifft, an denen so manche Seeleute scheitern und elend zu Grunde gehen. Wenn sie nach langen Seereisen ans Land kommen, dann liegt es nahe, daß sie sich für das erlittene viele Ungemach entschädigen wollen; es bieten sich ihnen dann in den Hafenstädten viele Verlockungen unedler Art, die Leib und Seele gefährden und denen derjenige leicht zum Opfer fällt, der nicht Gottesfurcht im Herzen trägt und einen festen Charakter besitzt.

Und wie das liebende Mutterherz für das seelische Wohl ihres Kindes besorgt ist, denkt sie mit gleicher Sorgfalt auch an das leibliche. Freilich auch ihr sind die Verhältnisse an Bord gänzlich unbekannt, sonst würde sie mancherlei nicht angeschafft haben, mit dem sie ihrem Einzigen gut zu thun gedenkt. Der Raum an Bord ist so beschränkt, daß dem einzelnen Manne nur eine mäßig große Kiste gewährt werden kann, in der er sein sämtliches Hab und Gut unterbringen muß und in dieser ist unmöglich Platz für den großen Sack mit Backobst und den Inhalt der beiden andern neben der Kiste stehenden Körbe, die höchst wahrscheinlich ebenfalls Eßwaren verschiedener Art bergen. Jedenfalls wird der angehende Schiffsjunge wenig oder nichts davon haben, denn selbst wenn es ihm gestattet würde, all diesen Ballast mit an Bord zu nehmen, findet er nach überstandener Seekrankheit nichts mehr davon. Während er den Himmel für einen Dudelsack ansieht und er dem dankbar sein würde, der ihn über Bord würfe, lassen sich seine seefesten Kameraden die Sachen gut schmecken und räumen sehr bald gänzlich damit auf.

Die Seestiefel sind schon praktischer, wenn sie auch oft nicht davor schützen werden, daß bei überkommenden Seen sie von oben mit Wasser gefüllt werden und es dann keine Annehmlichkeit ist, bei vielleicht einigen Grad Kälte noch drei bis vier Stunden während der Wache darin auf dem Deck stehen zu müssen. Auch das kenne ich aus Erfahrung. Bei einem schweren Orkan im Süden vom Kap der guten Hoffnung bekamen wir abends elf Uhr eine gewaltige Sturzsee an Bord, die schreckliches Unheil anrichtete und die uns so überflutete, daß wir nur mit genauer Not dem Schicksale entgingen, über Bord gespült zu werden oder in der Wasserflut zu ersticken. Ich hatte Seestiefel an, deren Schäfte bis weit über die Oberschenkel reichten, die natürlich gefüllt wurden. An Umziehen war nicht zu denken; erstens war die Witterung so schlecht, daß wir jeden Augenblick das Schlimmste erwarten konnten und ich als Kommandant das Deck nicht verlassen durfte, und dann hätte es mir auch nicht geholfen, denn meine Kajütenwand war eingeschlagen und ein großer Teil meiner Kleider und Wäsche flutete auf dem Deck umher. Erst andern Morgens acht Uhr legten sich Sturm und See soweit, daß ich von Deck gehen konnte, mußte aber neun Stunden in den mit Wasser gefüllten Stiefeln stehen und das bei zwei Grad Wärme. Nun, an solchen Episoden ist auf See kein Mangel und wenn man auch in jungen Jahren dergleichen bald vergißt, wird man um so

lebhafter später wieder daran unliebsam erinnert, wenn man von Rheumatismus und Gicht arg geplagt wird, die man sich damals geholt hat.

Der Regenschirm ist auch ein Ding, das, wenn es wirklich mit an Bord genommen wird, seinem Besitzer nur Hohn eintragen und höchst wahrscheinlich bald in den Fluten verschwinden wird. Der einzige praktische Regenschirm ist der brave Südwester, jene aus geöltem Segeltuch bestehende und mit Flanell gefütterte Kappe, die der Seemann als seinen besten Freund in schlechtem Wetter betrachtet, weil sie ihn davor schützt, daß See, Regen oder Schnee ihm in den Nacken laufen, wogegen er am empfindlichsten ist. Mögen die Füße und Beine auch naß sein, wenn nur der Nacken trocken bleibt, ist er zufrieden, ob ihm Regen oder Hagel auch messerscharf ins Gesicht schneiden. Man wird eben auf See sehr anspruchslos und ist zufrieden, wenn das Wasser nur nicht über die Nase steigt, dann allerdings wird die Sache brenzlich.

Nun, dergleichen wird unser angehender Schiffsjunge bald in allen Tonarten erfahren, wenn er auf das Salzwasser kommt und wenn er trotzdem und trotz der Einbuße aller Illusionen bei seinem Berufe bleibt, dann wird er ein tüchtiger Kerl, der seinen Mann steht, und vor dem man Achtung haben muß.

Erfinderisch!

Der Maler Joseph Anton Koch hütete als Knabe die Schafe und Ziegen und beschäftigte sich in seinen Mußestunden damit, sie mit einem rostigen Nagel, den er irgendwo gefunden, auf Schiefersteine abzuzeichnen. Nachdem die Alp abgeweidet, kam er mit seiner Herde in eine Gegend, wo es keine Felsen gab. Nun war guter Rat teuer, wie er seine Beschäftigung fortsetzen sollte. Allein das Genie hilft sich. Er erhielt Salz für seine Tiere, das sie auflecken sollten. Dieses streute er nun ins Gras, so daß es Figuren bildete. Die Schafe fraßen das Gras an den so bezeichneten Stellen ab und so traten seine „Zeichnungen" bald deutlich hervor. Ein Gönner nahm sich seiner an und er kam auf die Karlsschule nach Stuttgart. Koch starb am 12. Januar 1839 in Rom.

Straußenzucht im Kaplande.

Ein Straußenmeeting, ein Straußenparlament, eine Straußenrevue — das oder etwas ähnliches ist man versucht auszurufen, wenn man unsre Abbildung zu Gesichte bekommt. Possierlich sieht es aus, wie die Tiere, die langen Hälse emporreckend, nach den vor ihnen postierten Reitern schauen, als wären sie mit ihnen in Unterhandlung begriffen. Die Reiter scheinen der Menge Stillschweigen zu gebieten. Man glaubt den Ruf zu hören: „Nicht alle zugleich reden, Strauß so und so, oder Nummer so und so viel hat das Wort!" Man kann sich auch denken, daß es ein Kommando ist, was gerufen wird, etwa: „Stillgestanden! Nicht euch!"

Nichts von alledem ist aber der Zweck dieser hochansehnlichen Versammlung (hochansehnlich ganz wörtlich genommen). Was ist denn dieser Zweck und wie kommt diese „Versammlung" überhaupt hierher in so unmittelbare Nähe von Menschen, wo die Strauße doch sonst so scheu sind?

Es sind eben keine wilden Strauße, keine Sprößlinge der Wüste, sondern wohlerzogene Kinder der Farm, die Ordnung zu halten wissen und nicht gleich mit dem Schnabel um sich hauen. Dafür werden sie aber auch gut behandelt, man verlangt von ihnen nicht gleich die Haut, wie es bei den wilden Straußen der Fall ist, man begnügt sich damit, wenn sie Haare lassen, oder vielmehr Federn, denn das ist der ganze Zweck ihres Daseins. Daß man sich dabei hin und wieder ihre Eier zu nutze macht, ist eine Annehmlichkeit, die man so nebenbei mitnimmt.

Es handelt sich also um eine Straußenfarm, um künstliche Straußenzucht. Schon vor 46 Jahren stellte ein in der Kapkolonie ansässiger Engländer, Namens Kinnear, Versuche nach dieser Richtung an. Sie gelangen über alle Erwartung gut, denn es zeigte sich nicht nur, daß die Strauße sich leicht zähmen ließen und in der Gefangenschaft ihrem Brutgeschäft mit derselben Sorgfalt oblagen wie in der Freiheit, sondern auch, daß die Federn durch die künstliche Aufzucht an Güte und Feinheit gewannen. Kinnear besaß schon nach Verlauf weniger Jahre eine nach mehreren Hundert zählende Herde, und so war es dann ganz natürlich, daß sein Beispiel mit der Zeit Nachahmung fand, ja daß man sogar im südlichen Europa Versuche nach dieser Richtung anstellte, wenn auch nicht mit dem gewünschten Erfolg. Besser eignet sich Südamerika zur Straußenzucht, wo besonders Argentinien und Uruguay diesem Geschäft obliegen, wenn auch bei weitem nicht in dem Maße wie Südafrika. Die Zahl der in der Kapkolonie gezüchteten männlichen Strauße, denn nur solche kommen für die Produktion der Federn in Betracht, mag sich jetzt auf etwa 100000 belaufen. Das Geschäft ist recht einträglich, denn jeder erwachsene Strauß liefert jährlich etwa 100 Federn, die einen Wert von wenigstens 1000 Mark haben.

Das Brutgeschäft wird teils natürlich, teils künstlich in Brutkästen besorgt. Die Jungen werden erst abgesondert gehegt und kommen erst, wenn sie sich der Reife nähern, zur Hauptherde. Zu ihrer Aesung wird besonders die Luzerne angebaut. Da sie gern viel Wasser trinken, so sind in den Farmen hin und wieder Teiche angelegt. Der Preis eines halbjährigen Straußes stellt sich auf etwa 300 Mark, während ein Paar erwachsener brutfähiger Exemplare mit 2000 bis 6000 Mark bezahlt wird.

Straußenfedern sind schon im hohen Altertum als Schmuckgegenstand benutzt worden. Bei den alten Aegyptern galt die Straußenfeder als Symbol der Wahrheit und Gerechtigkeit, sie wurde daher von den Mitgliedern

des Reichsgerichtes als Kopfschmuck getragen, wie sie auch auf dem Haupte des Gerichtsgottes Thoth abgebildet ist. In der römischen Kaiserzeit wurden Strauße bei Kampfspielen verwendet. Der halbverrückte Heliogabel ließ sich einmal eine Mahlzeit von etwa 600 Straußengehirnen anrichten.

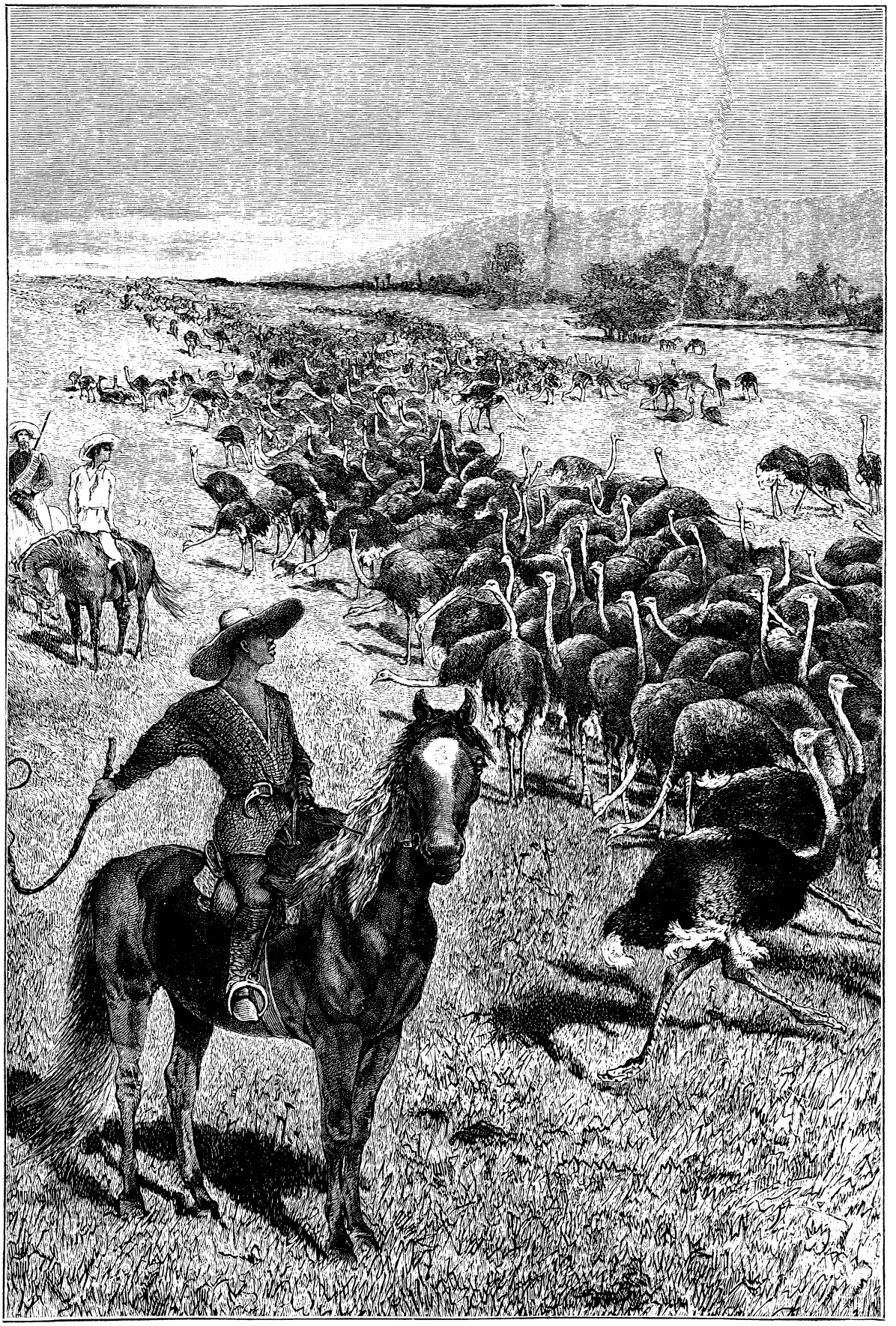
Spät erkannt.

(Fortsetzung.)

Herr von Weitenfels blickte dem Enkel mit gerunzelter Stirne nach, dann strich er seufzend mit der Hand darüber hin. Wie kraftlos war des Jungen Schritt, wie müde der dunkle Kopf nach vorn geneigt! Erst vorhin war ihm die durchsichtige Blässe des schmalen Gesichtes aufgefallen. Er hatte sich damit beruhigt, es sei der Widerschein des grünen Weinlaubs, aber nicht einmal in der Erregung, in die sich Ludolf hineingesprochen, hatte ein schwacher Schimmer die bleichen Wangen gefärbt. Wie er der Mutter glich! Niemals war dem Großvater die Aehnlichkeit so zum Bewußtsein gekommen. Auch sie war früh dahingesiecht, allein doch um ein Jahrzehnt älter wie ihr Sohn jetzt war. Unsinn! Sie war wirklich krank gewesen, ein deutlich erkennbares Leiden hatte sie hinweggerafft, das die ärztliche Kunst wohl durchschaute, wenn sie es schon nicht zu hemmen vermochte. Ludolf aber war gesund, die berühmtesten Professoren hatten ihn untersucht, seine inneren Organe waren heil, nichts fehlte ihm als die Lebenslust, der Wille zu leben, so dünkte es den thatkräftigen alten Mann. Hochgradige Blutleere, allgemeine Nervenschwäche, daran stirbt sich's doch nicht, wenn alle Hilfsmittel, die das Gold verschafft, zu Gebote stehen. Ludolf war ein verwöhnter Junge; wäre er in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, unter zahlreichen Geschwistern, wo man seinen Launen keine Beachtung schenkte, hätte er es längst verlernt den Kranken zu spielen, wie es ihm als einzigem ängstlich behütetem Enkel des reichen Großvaters beliebte. Und nun hatte er sich Schönlinden in den Kopf gesetzt, Schönlinden, das Herr von Weitenfels seit Jahren mied, an das Erinnerungen geknüpft waren, die der alte Mann am liebsten aus dem Gedächtnis gewischt hätte. Was sollte er thun? Falls er auch um Ludolfs willen den unlieben Aufenthalt wählte, wie lange würde es dessen unstetem Sinn dort behagen?

Möglichste Schonung seiner krankhaften Reizbarkeit, darin waren die Aerzte einmütig gewesen, das hatten sie alle ausnahmslos empfohlen, und so schwer es dem eigenmächtigen alten Herrn fiel, hatte er sich seitdem allen Wünschen des Leidenden gefügt, ohne doch diesen heiterer oder auch nur weniger teilnahmslos, weniger gleichgültig verdrossen zu sehen. Zuweilen erfaßte Herrn von Weitenfels ein wahrer Ingrimm, wenn er seines Enkels trübem mattem Blick begegnete. Ihm war, als müsse er ihn packen, ihn schütteln, die schlummernden Lebensgeister zu wecken, ihn zwingen gesund zu werden, gesund zu sein. Eine härtere Prüfung hätte seiner Natur, seiner Vergangenheit nach dem alten Mann nicht auferlegt werden können, eine Prüfung, die mehr seinem Charakter, seinen Gewohnheiten, seiner ganzen Art zu sein entgegenlief.

Eines nur milderte das Gefühl innerer Ungeduld, das Andenken jener Stunde, auf welche der Beginn oder doch die allmähliche Steigerung von Ludolfs jetzigem Zustand zurückzuführen war. Ob es sich der stolze Mann auch selbst nicht eingestand, er vermochte den leidenschaftlichen Ausbruch nicht zu vergessen, mit dem der sonst so kühle Junge die Kunde aufgenommen, daß er dem Verkehr mit Georg künftighin entsagen müsse. Niemals hätte Herr von Weitenfels bei seinem Enkel solch tiefe Empfindung vorausgesetzt, die sich zuletzt mißtrauisch gegen den Großvater wandte, da dieser auf Ludolfs Vorwürfe bekannte, wie der Abbruch jeglicher freundschaftlicher Beziehung nicht von ihm, sondern von Georgs Vater herrühre, der von früheren Zeiten her einen Groll auf das Haus Weitenfels zu haben glaube. Jede fernere Auskunft hatte der Großvater hochmütig verweigert, überzeugt, daß Ludolf sich allmählich in das Unvermeidliche fügen und mit dem Verlust seines Freundes aussöhnen werde. Darin aber hatte er sich getäuscht. Beinahe feindselig wich der starrköpfige Junge von da an dem Umgang mit seinen Altersgenossen aus, immer wortkarger, immer mürrischer zeigte er sich zu Hause dem Großvater und Herrn Müller gegenüber, bis ersterer, durch Ludolfs Aussehen beunruhigt, den Arzt befragte. Widerwillig unterzog sich der Junge dessen Verordnungen, reiste mit dem Großvater zuerst in ein Bad, hierauf zu längerem Aufenthalt an die See, um mit derselben bleichen Unlust in die Villa in der Stadt und dann nach Weitenfels zurückzukehren. Andre Aerzte, Berühmtheiten in ihrem Fach, gaben nun ihr Urteil ab. Ludolfs von Geburt an zarte Beschaffenheit, sein wenig widerstandsfähiger Körper sei durch irgend eine innere oder äußere Veranlassung, eine heftige Erregung, eine nachhaltige Nervenerschütterung in diesen hinfälligen Zustand versetzt worden, ernstliche Befürchtungen seien bei der Jugend des Leidenden nicht zu hegen. Es gelte ihn aufzumuntern, ihn aus seinem anteilslosen Dahinbrüten herauszureißen, bessere sich erst seine Stimmung, so würde sich auch sein Befinden heben, Appetit und Schlaf würden zurückkommen. So hatte Herr von Weitenfels, da sich das Frühjahr zeitiger und wärmer einstellte als sonst, mit seinem Enkel eine Reise nach dem Rhein unternommen, und einer selten ausgesprochenen bewundernden Anwandlung Ludolfs folgend, vier Wochen an dessen Ufer verbracht, sich darein ergebend, noch weitere zwei Monate



Eine Straußenfarm in Südafrika.

fern von seinem Lieblingssitz hier auszuhalten. Doch nun war der übellaunische Junge des längeren Verweilens selber überdrüssig geworden, hatte aber als nächstes Ziel wieder gerade den Ort herauszufinden gewußt, der seinem Großvater der unangenehmste war. Wozu nützten alle die Opfer, die der alte Mann bisher gebracht? Sie hatten nicht ein Lächeln auf Ludolfs farblosen Lippen, nicht einen Freudenstrahl in seinem kalten müden Blick hervorzurufen vermocht. Trotzdem aber fühlte Herr von Weitenfels, daß er abermals nachgeben, abermals seine Wünsche denen des Kranken unterordnen müsse.

Aller beruhigenden Versicherungen der Aerzte ungeachtet, regte sich allgemach in seiner Brust eine bange Sorge, der er hartnäckig das Ohr verschließen wollte und die er dennoch nicht zum Schweigen bringen konnte. Wenn er ihn verlöre, den letzten, einzigen, welcher den mit solch nimmer rastendem Bemühen neuerrungenen Namen trug, wenn er ihn dahinwelken sähe, wie eine Pflanze, der man die heimatliche Erde entzogen? Er, der sich niemals freiwillig einer Selbsttäuschung hingegeben, der von je gewohnt war, furchtlos allen Möglichkeiten ins Auge zu sehen, suchte, um mit der eigenen Nachgiebigkeit sich auszusöhnen, sich einzureden, daß Ludolf vielleicht in Schönlinden die Genesung fände, der sie bis jetzt vergeblich nachgereist. Ja, er wußte sich die mannigfachsten Gründe dafür anzuführen, denen er doch in seinem innersten Herzen keinen Glauben schenkte.

Diese widerstreitenden Ansichten in seiner Brust verschließend, gab er noch am selben Abend die nötigen Anordnungen für die Abreise und zwei Tage nach dem Gespräch im Laubgang war er bereits mit seinem Enkel unterwegs. —

— — — — — — — — — — —

In der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Schönlinden, schien es in der That, als ob Herrn von Weitenfels' zweifelhafte Hoffnung nicht ohne Berechtigung gewesen, und Luft und Umgebung des Heimathauses seiner Mutter einen günstigen Einfluß auf Ludolf ausüben würden. Mit einem Interesse, welches er seit Monaten nicht mehr an den Tag gelegt, fand er sich in dem altmodischen, aber äußerst behaglich eingerichteten Gebäude zurecht, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entstanden, vollständig dem Herrensitz aus jener Zeit glich, da es äußerlich keinerlei Veränderung erlitten. Auch in seinem Innern trug es, trotz mannigfacher neuangebrachter Verschönerungen, deutlich die Spuren der Vergangenheit. Einen trefflicheren Tummelplatz für eine dem Versteckspiel huldigende jugendliche Schar ließ sich nicht denken, als die Hintertreppen und versteckten Gänge, die Wandschränke und Kämmerchen des alten Hauses, die sich unerschöpflich eines in das andre öffneten.

Herr von Weitenfels bewohnte seine früheren Gemächer, auf der Vorderseite gelegen, indes Ludolf darauf bestanden hatte, in der Mutter Mädchenstübchen im zweiten Stockwerk, nach dem Garten zu, seine Wohnstätte aufzuschlagen, obgleich es der Großvater ungern sah, der kleineren Fenster und niedrigeren Decke wegen. Durch eine Reihe herrlicher Linden dem Auge entzogen, rauschten in kaum viertelstündiger Entfernung die schimmernden Fluten dahin, welche vordem Ludolfs jungen Onkel verräterisch in ihre Tiefe gezogen. Noch jetzt vermied es der beraubte Vater sichtlich, seine Schritte nach jener Richtung hin zu lenken, während er sonst bestrebt war, dem Enkel, soweit dessen Gesundheitszustand es erlaubte, die Schönheiten der Gegend zu zeigen und ihn gerne in die nahe, große Kaiserstadt eingeführt hätte, falls Ludolf sich nicht hartnäckig geweigert, ihm dorthin zu folgen.

Der arme Junge hatte wohl nicht unrecht, wenn er sich den aufregenden Anstrengungen nicht gewachsen glaubte. Die günstige Einwirkung des Wechsels seiner Umgebung hielt leider nicht lange vor und blieb gleichwohl eine gewisse Veränderung in seinem Wesen unverkennbar, so war sie keineswegs dazu angethan, die stillen Besorgnisse seines Großvaters zu vermindern. An Stelle des herben, bitteren Tones, in dem Ludolf seine Bemerkungen hervorzustoßen pflegte, trat zuweilen eine gewisse Weichheit in seiner Sprache, die Herrn von Weitenfels fast noch schmerzlicher berührte, als jene früheren Aeußerungen, mochte deren Spitze auch meist gegen ihn selbst gekehrt gewesen sein. War es der milde Geist der Mutter, der noch über dem Raum schwebte, den sich der Sohn nunmehr zum Aufenthalt erkoren, und ihm den störrigen Sinn umwandelte, oder war es bereits der Schatten des Todes, welcher auf ihn fallend, seinen sänftigenden Einfluß geltend machte? Sie waren nicht mehr so zuversichtlich in ihren Behauptungen wie ihre früheren Kollegen, die Aerzte, die Herr von Weitenfels aus Wien kommen ließ. Wohl meinten auch sie, ein stetiger, unaufhaltsamer Kräfteverfall sei undenkbar bei Ludolfs Jugend, es könne sich nur um eine vorübergehende Erscheinung handeln, die Wendung zum Bessern müsse täglich, stündlich kommen. Falls sie aber nicht kam — und der bekümmerte Großvater hatte es fast verlernt auf sie zu harren — waren sie genötigt, einzugestehen, daß nur ein Ausgang in weitliegender Ferne möglich sei. Sollte dieser eintreten, dann war sein ganzes Leben ein verlorenes gewesen, dünkte es den alten Herrn, klang es ihm unaufhörlich in den Ohren, indes er mit der ruhigen Würde erfolggekrönten Strebens die früheren Freunde aufsuchte, wenn die innere Unruhe ihn von der Seite des bleichen Enkels forttrieb.

Unter den blühenden Linden in seiner Hängematte brachte Ludolf die langen Sommertage zu, bis er eines Morgens, da draußen ein schwerer Frühregen auf die durstigen Fluren niederrauschte, erklärte, überhaupt nicht aufstehen zu wollen. Herr Müller, dessen Leistungen sich seit Wochen darauf beschränkten, dem Leidenden vorzulesen, welcher ihn mit Duldermiene anhörte, es aber an gelegentlichen Bemerkungen nicht fehlen ließ, der Vortrag sei ihm allzu salbungsvoll, holte Herrn von Weitenfels zur Verstärkung herbei, nachdem die eigene Ueberredungskunst an seines Zöglings Eigenwillen vollständig gescheitert war. Allein auch des Großvaters eindringliches Zureden blieb diesem gegenüber ergebnislos. Um-

sonst berief sich derselbe auf die Verordnung des Arztes, der nachdrücklich davor gewarnt hatte, daß sein junger Patient dem Gefühl der Müdigkeit soweit nachgäbe, um sein Lager während der Tagesstunden nicht zu verlassen.

„Aber Ludolf," sprach Herr von Weitenfels zuletzt erregt, „willst du denn mutwillig deinen Zustand verschlimmern? Sehnst du dich gar nicht danach, wieder gesund zu werden? Professor Berger hat gesagt . . . ."

„Professor Berger hat leicht befehlen, er soll mir seine stämmigen Beine leihen," unterbrach Ludolf ärgerlich diese mahnende Beschwörung. „Es ist ja doch alles umsonst, Großpapa," fuhr er fort. „Du mußt dich schon nach einem andern Erben für Weitenfels umsehen. Nimm es dir nicht zu Herzen, ich habe deinen Anforderungen doch nie entsprochen, drum ist's wohl besser so."

„Ludolf!" rief Herr von Weitenfels ins Innerste getroffen, „wie kannst du mir und dir so weh thun?"

„Weil ich die Wahrheit sage, Großpapa?" fragte der Kranke kühl entgegen. „Ist es vielleicht anders gewesen? Warst du je in meinem Leben mit mir zufrieden? Nicht einmal als kleiner Range hatte ich das Glück dir zu gefallen. Ich war zu steif, zu zahm, zu langweilig, nicht jungenhaft genug — ich habe nie versucht, über einen Graben zu springen, wenn ich im voraus überzeugt war, hineinzufallen, wie es die andern thaten. Wie oft sah ich deinen Blick verlangend auf meinen mutwilligen Spielgefährten ruhen und dann vorwurfsvoll zu mir hinüberschweifen, damals schon verstand ich seine stumme Sprache."

„Welche Einbildung!" suchte Herr von Weitenfels des Enkels Redefluß zu hemmen.

Der aber schüttelte abweisend den dunkeln Kopf.

„Und später erst," setzte er hinzu, wie einem langverhaltenen Groll die Zügel schießen lassend, „als mich dein Ehrgeiz rastlos spornte und dennoch das lahme Grautier in kein feuriges Roß zu wandeln wußte, wie bitter warst du da in mir enttäuscht! Es ist mir nicht entgangen, doch hat es mich nicht viel gekümmert, ich hätte es auch kaum ändern können. Ich fühlte mich so müde oft, und in meinem Kopf war ein Gewoge und ein Gebrause, das Herrn Müllers belehrende Stimme gänzlich verschlang."

„Warum hast du mir nichts davon gesagt, mein Junge?" sprach Herr von Weitenfels schmerzlich bewegt.

„Um mit einem Vortrag über Willenskraft abgespeist zu werden, die nicht jedes körperliche Ungemach beachten dürfe? Ich habe seitdem genug davon gehört."

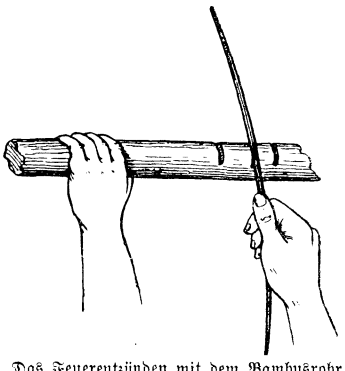
„Ludolf, du bist grausam, erbarmungslos!"

„Du hast vielleicht recht, Großpapa," versetzte der Kranke, der nun ermattet auf die Kissen sank, „und ich wollte dich über meinen Verlust doch zunächst trösten. Aber nun ist's gesagt und ich kann es nicht einmal zurücknehmen." Er kehrte sein abgezehrtes Gesicht gegen die Wand und schloß erschöpft die Augen. Herr von Weitenfels, dem unausgesprochenen Wunsche des Enkels folgend, machte keine Miene, diese Erörterungen fortzusetzen, schweigend und tiefe Trauer im Herzen verließ er das Gemach.

Vergebens redete er sich ein, Ludolfs Aeußerungen seien nur der Ausfluß augenblicklicher Mißstimmung, absichts- und gedankenlos hervorgesprudelt, er konnte es sich desungeachtet nicht verhehlen, daß der bleiche Junge, der so gleichmütig neben ihm dahingelebt, ein scharfer Beobachter gewesen, ein allzu scharfer, suchte er sich nun zu überzeugen. Wenn er sich auch den Enkel anders gewünscht, hatte er ihn nicht von je in überreichem Maß mit allem überschüttet, wonach das Herz des Kindes, des heranwachsenden Jungen verlangte? Kein Spielzeug war zu kostbar gewesen, keine Laune zu schwierig zu befriedigen, war es da zu verwundern, falls der Undankbare übersättigt geworden und wenig Genuß an all den seltenen Gaben gehabt? Oder war es der Fehler seiner kalten, eines lebhaften Eindrucks unfähigen Natur? Gewiß, Herr von Weitenfels entsann sich keiner wahrhaft frohen Aufwallung dieser sonderbaren Kindesseele. „Nein, ich freue mich nicht auf Weihnachten," hatte er als altkluges Knirpslein trocken auf eine darauf bezügliche Frage geantwortet, und ungerührt war er unter dem strahlenden Christbaum gestanden, dessen Gipfel fast die Decke des hohen Saales berührte. Was hatte er wohl vermißt bei dem Feste, inmitten des Ueberflusses, der ihn umgab? Sollte es die Liebe gewesen sein, die dem kleinsten, ärmsten Geschenk oft höchsten Wert verleiht? Und hatte er, Herr von Weitenfels, ihn denn nicht lieb, den Enkel, bangte ihm nicht in namenloser Sorge ihn zu verlieren, den einen, letzten, der seines Stammes war? Damit gab er sich aber wohl nicht zufrieden, der seltsame Junge; nicht als der künftige Erbe, auf dem die Hoffnung eines stolzen Namens beruhte, wollte er dem Herzen des Großvaters nahe stehen. Um seiner selbst willen, als seiner Mutter Sohn, wollte er geliebt werden von deren Vater, seinem einzigen Verwandten, geliebt werden mit allen seinen Unvollkommenheiten, seinen Schwächen. Hatte er diese Zuneigung wirklich so schwer vermißt, war seine scheinbare Gleichgültigkeit nicht empfindungslose Stumpfheit gewesen, barg sich unter ihr ein verletztes Gefühl? Es mußte doch so sein, warum hätte er sonst den Anfang seines Leidens mißtrauisch verschwiegen, das nach seinen hingeworfenen Worten zu schließen, weiter zurückreichte, als selbst die Aerzte annahmen? „Armer Junge!" sagte Herr von Weitenfels halblaut vor sich hin. Im Angesicht des drohenden Verlustes regte sich das Bedauern in seiner weichen Regungen sonst wenig zugänglichen Brust.

„So wären wir miteinander dahingewandelt, ohne uns zu kennen, ohne uns zu verstehen." Ach nein, so war es nicht, Ludolf hatte ihn erkannt, hatte ihn durchschaut; nur er, der sonst so scharfsichtige, war blind gewesen, und nun war es zu spät, nun er den Schlüssel besaß zum wunderlichen Wesen seines Enkels. Es war doch vieles von der Mutter tiefem Gemüt auf ihn übergegangen, das Herr von Weitenfels, wie ihm nach all der Zeit mit einemmale vorkam, desgleichen nicht nach Gebühr gewürdigt hatte. „Arme Sophie," sagte er jetzt. „Ich wollte, du wärst bei uns geblieben, bei deinem Kind und mir." Zum erstenmal dachte er mit Bedauern

an das Fehlen ihres sanften Einflusses auf den Sohn, früher hatte er es eher für vorteilhaft erachtet, daß gerade Ludolf ohne mütterliche Verzärtlung heranwuchs. Sie hätte gewiß sein Zutrauen besessen, vor ihr hätte er sich nicht scheu verschlossen, an ihre Liebe hätte er geglaubt. Und wie hätte sie ihn erst gepflegt, ihren Liebling, ihn vielleicht mit sorgender Zärtlichkeit dem drohenden Geschick entrissen, ihn dem Tod abgerungen, dem er langsam, in teilnahmslosem Trübsinn entgegenwelkte. Könnte er ihm nur eine Freude bereiten, die sein müdes, düsteres Gesicht erhellte, wäre es auch nur für einen Augenblick, eine letzte Freude, und sollte es wirklich die letzte sein? Trotz seines Reichtums fühlte er sich hierzu unvermögend, Ludolf wünschte ja nichts. Oder verschwieg er nur dem kalten Großvater seine Wünsche? Zeigte er sich andern mitteilsamer? An wen sollte er sich deshalb wenden? An Herrn Müller, der beinah immer um den Zögling war? Ob dieser ihn zum Vertrauten auserkoren, der durch seine gewissenhaft bedenkliche Aengstlichkeit Ludolfs ärgerliche Ungeduld auch in gesunden Tagen oft genug herausgefordert? Nun, zu versuchen war es immerhin. Der selbstbewußte, stolze Herr von Weitenfels empfand plötzlich eine Zaghaftigkeit, die er nie gekannt, dem leidenden Enkel gegenüber, auf den er vordem mit vorwurfsvoller Geringschätzung herabgeblickt. Er war ihm stets als Gläubiger entgegengetreten, dem für sein reiches Guthaben nicht der ausbedungene Zins geworden, und nun stand er wohl gar als Schuldner da, der seiner Tochter Kind an seinem natürlichen Erbe verkürzt, es wie einen Fremden fern vom Herzen gehalten, an dem es sich liebeheischend so gern geborgen hätte. —



Das Feuerentzünden mit dem Bambusrohr im indischen Archipel.

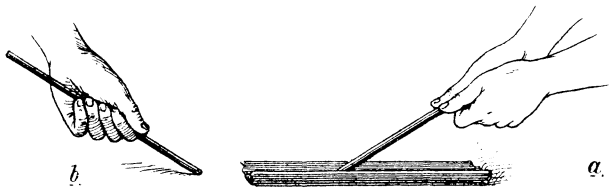
Ludolf war den ganzen Tag im Bett geblieben, obwohl der Regen noch vor Mittag aufgehört und die sieghaft hervorbrechende Sonne in Kürze sein Plätzchen unter den Linden dienstfertig auftrocknete. Er ruhte im Halbschlummer auf den Kissen und lauschte mit geschlossenen Lidern dem Sang einer Grasmücke. Unmutig zogen sich seine feinen Brauen zusammen, da ein wohlbekannter fester Tritt auf dem Gang ihm das Nahen seines Großvaters ankündigte. Herr von Weitenfels kam in der That zur Thüre herein und ließ sich auf dem Stuhl am Fußende des Lagers nieder, den zu Ludolfs Verdruß im Lauf des Morgens Herr Müller dorthin gestellt und geraume Zeit hindurch auch eingenommen hatte, vergeblich der Aufforderung zum Vorlesen harrend.

„Es geht dir doch nicht schlimmer, mein Junge?“ fragte Herr von Weitenfels, sich vorbeugend und seine männlich wohlgeformte Hand auf die durchsichtig dünne des Enkels legend.

Dieser bewegte stumm verneinend den Kopf.

„Ich möchte gerne etwas für dich thun, Ludolf,“ fuhr der Großvater fort, „wüßte ich nur, wodurch ich dir ein Vergnügen bereiten könnte?“ Da ihm noch keine Antwort wurde, fügte erhinzu: „Ich habe im Sinn, für kurze Zeit zu verreisen, für einige Tage höchstens, meine Anwesenheit in Weitenfels und auch in der Stadt ist vorübergehend nötig.“

(Fortsetzung folgt.)



Das Feuerentzünden der Sandwichinsulaner.

Wie die Wilden Feuer machen.

Wohl kaum ein andres Element spielt im Haushalt des Menschen eine so wichtige Rolle wie das Feuer, sagt doch der Dichter:

„Was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.“

Feuer brauchen wir zum Bereiten unsrer Speisen, im Feuer brennen wir die Ziegel zum Häuserbau, all unsre Werkzeuge und Maschinen werden mit Hilfe des Feuers gefertigt, ja, viele Völker bestatten sogar den toten Menschen durch das Feuer. So wird es uns denn bei der großen Bedeutung des Feuers für das menschliche Leben gewiß nicht wunder nehmen, daß fast sämtliche Naturvölker dem Feuer göttlichen Ursprung zuschreiben. Aber diese Anschauung hat wohl auch noch einen andern Grund, der am deutlichsten aus einer Sage der an der Nordwestküste Amerikas wohnenden Haida-Indianer erhellt. Wir wollen diese Sage hier mitteilen.

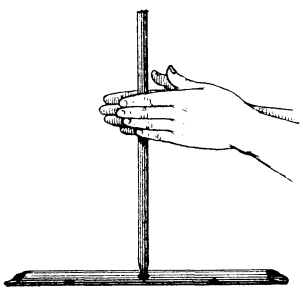
Saß einmal eine Schar von Haida-Indianern an der Meeresküste bei der Mahlzeit, die aus rohen Fischen bestand. Da flog von ungefähr der Rabe vorbei, und als er die Leute die Mahlzeit roh einnehmen sah, fragte er: „Warum esset ihr die Fische denn roh und bratet sie nicht lieber?“ — „Ach,“ antworteten die Indianer, „wir haben kein Feuer, sie zu braten.“ — „Nun, da kann ich euch helfen,“ entgegnete der Rabe, „wisset denn, unter meinem Schwanze ist das Feuer verborgen; wer mich einholt, soll es erhalten.“ Damit flog er davon. Die Indianer sprangen sofort auf und begannen die Verfolgung. Aber der Rabe war sehr schnell, und bald vermochten ihm nur noch drei zu folgen, zwei Männer und eine alte Frau. Als der erste den Raben erreicht hatte, sprach er: „Gib mir das Feuer, denn ich habe dich eingeholt.“ — „Nein,“ antwortete der Rabe, „du hast in deinem Leben so viele Schandthaten begangen, daß du nicht wert bist, es zu erhalten.“ Dem zweiten erging es nicht viel besser. Da er das Gespräch mit angehört hatte,

sagte er: „So gib mir das Feuer; denn ich habe zeitlebens andern Wohlthaten erwiesen . . . .“ — „Aber nur um deines eigenen Vorteils willen,“ fiel ihm der Rabe ins Wort; „auch du sollst es nicht erhalten.“ Da keuchte atemlos die alte Frau herbei, die aus der Ferne die Worte des Raben gehört hatte. „Ach,“ sagte sie, „so werde ich das Feuer gewiß nicht erhalten; denn ich habe bisher nur wenig Gutes gethan.“ — „Aber das wenige Gute,“ antwortete der Rabe, „was du gestiftet, hast du nicht aus Eigennutz wie jener gethan. Darum sollst gerade du das Feuer erhalten!“ — Sprach's und flugs zündete die Alte bereit gehaltenes Zedernholz am Schwanze des Vogels an und brachte so den Haida-Indianern das erste Feuer.

So die Sage. — Nun ist aber der Rabe der Vogel des Donnergottes, und wir haben also, wenn wir die Sage allen mythologischen und moralischen Beiwerkes entkleiden, unter dem feuerbringenden Raben nichts andres als den Blitzstrahl zu verstehen. Derselbe Kern steckt wohl auch in der Prometheussage, nach der Prometheus dem „Blitzeschleuderer“ Zeus das Feuer für die Menschen entwendet hat.

Hieraus sehen wir, daß in der allerältesten Zeit der Mensch das Feuer nur durch den zündenden Blitzstrahl erhielt, ganz ähnlich wie das in Campes „Robinson“ bei dem Helden der Fall ist, der ja in gewisser Hinsicht auch als ein Urmensch zu betrachten ist. Da aber naturgemäß diese Art, das Feuer zu erhalten, eine sehr unzuverlässige und unsichere ist, so sah sich der Mensch bald genötigt, sich auf andre Weise Feuer zu verschaffen, und wir wollen nunmehr im folgenden die einzelnen Methoden, Feuer zu machen, näher besprechen.

Die ersten genaueren Nachrichten über die Art der Feuererzeugung bei den Völkern des Altertums finden wir bei den Griechen. Sie nahmen zwei geglättete Steine, rieben sie mit Schwefel und schlugen sie über trocknem, gleichfalls mit Schwefel bestreutem Moose zusammen. Aehnlich werden es auch die alten Aegypter gemacht haben; doch wissen wir hierüber nichts Genaues, da sich auf den Denkmälern nirgends eine bildliche Darstellung des Verfahrens findet. In der Schriftsprache gebrauchen sie die Ausdrücke „Feuer schlagen“ und „Feuer reiben.“



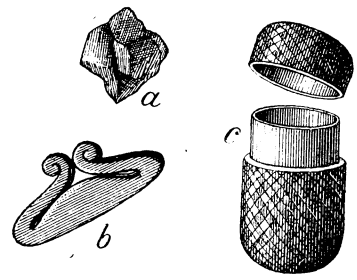
Das Feuerquirlen der Indianer und Neger.

Ganz dasselbe Verfahren wenden, wie Chamisso berichtet, noch jetzt die Aleuten an. Aber es kommt nur vereinzelt bei ihnen vor, und sie bedienen sich häufiger der Methode des sogenannten „Drillens“.

Damit kommen wir zu der am weitesten verbreiteten Art des Feuermachens, dem Reiben von Hölzern.

Dieses Reiben geschieht auf mannigfache, mehr oder minder komplizierte Weise, nie aber, wie man zu glauben geneigt ist, so, daß zwei Hölzer parallel miteinander gerieben werden.

Betrachten wir zunächst die einfachste Methode, die einige Völker der Südsee noch teilweise in Anwendung bringen. Die Sandwichsinsulaner nehmen ein etwa zwei Finger dickes, hartes Stück Holz, in dessen Mitte sie eine schmale Rinne anbringen, und halten es am Boden fest. Dann bewegen sie ein zweites, dünneres, ungefähr einen Fuß langes Stück, dessen unteres Ende abgestumpft ist, in einem Winkel von 30° in der Rinne so schnell wie möglich hin und her. Um diesem reibenden Holzstücke den notwendigen Druck zu verleihen, halten sie es so mit beiden Händen, daß die Daumen nach unten, die Finger oben fest aufgelegt werden. Nachdem nun das Holzstück in dieser Weise etwa fünf bis sechs Minuten unter sehr starkem Drucke hin und her bewegt worden ist, löst sich von der geriebenen Unterlage ein feiner Holzstaub los, und nun verdoppelt man die Bewegung, bis sich der verkohlende Holzstaub in einem Funken entzündet. Der Funke wird dann mit Moos aufgefangen und durch gelindes Anblasen zur Flamme entfacht. — Man kann sich leicht vorstellen, daß dies Verfahren ebenso langwierig wie schwierig ist, und daß zum Gelingen große Uebung gehört. Es findet sich daher auch nur noch bei den auf ganz niedriger Kulturstufe stehenden Völkern der Südsee.



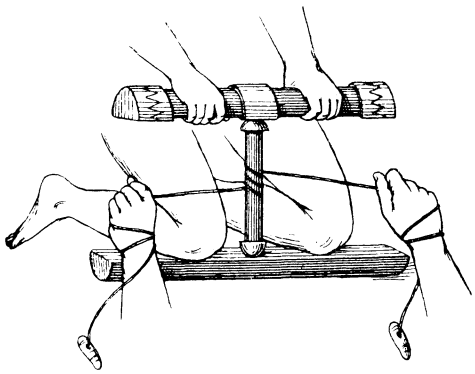
Indisches Feuer mit Flintstein.

Etwas verbessert treffen wir diese Methode wieder im indischen Archipel an. Dort nimmt man ein faustdickes Bambusrohr, schneidet es in der Mitte durch und füllt den Hohlraum mit Zunder an. Dann macht man in das so präparierte Rohr ein paar dünne Einschnitte und reibt in diesen mit einem ganz schmalen, messerscharfen Bambusstückchen kräftig auf und nieder — dieses Verfahren wendet man nur deshalb an, weil ein derartiges Feuerzeug im ganzen Archipel leicht herzustellen ist — Bambus findet sich überall. Weit praktischer aber ist das gleichfalls von uns bildlich dargestellte Feuerzeug, das man stets mit sich herumtragen kann. Es besteht aus einem Stückchen Flintstein (a), einem ösenförmig gestalteten Stück Eisen (b) und einer, bei Reichen mit Schlangenhaut überzogenen Bambusbüchse (c), die zur Aufnahme des Apparates und des Zunders dient. Dies Feuerzeug ist aber erst in jüngster Zeit gebräuchlich geworden, die andre Methode ist die ältere und noch heutzutage weiter verbreitete. (Schluß folgt.)

Ein Soldatenstorch.

Ein dänischer Militärarzt erzählt folgende Geschichte: Im Jahre 1848 wurde das Regiment, welchem der betreffende Arzt angehörte, nach der Insel Fühnen kom-

mandiert. Der Regimentsstab lag längere Zeit auf einem großen Gehöft am westlichen Strande der Insel, und der Wagenpark war in einer großen Scheune untergebracht. Bei demselben befanden sich die zum Fahren bestimmten Mannschaften, welche sich bald wohnlich eingerichtet hatten. Auf dem Dache der Scheune war ein Storchennest. Das Storchenpaar zog ein Junges auf, das nach kurzer Zeit Gehversuche anstellte, bei einem derselben aber ins Fallen geriet und, außer stande sich zu halten, auf den Erdboden kam. Die Wache hatte den Vorgang bemerkt und die



Der Feuerbohrer der Giljacken.

Soldaten nahmen sich des jungen Vogels an, der bei seinem Unfall unbeschädigt geblieben war. Es handelte sich jetzt um passendes Fütterungsmaterial. Mäuse gab es in Menge, die Leute fingen also solche und fütterten mit dem Fleisch derselben den Storch, der dabei kräftig gedieh. Als sein Gefieder erstarkte, wollten die Soldaten, welche das Tier liebgewonnen hatten, ihm die Flügel stutzen, doch war dies nicht nötig, denn der Vogel hatte sich vollkommen an die Uniformen gewöhnt und blieb freiwillig. Er zeigte stets eine große Zuneigung zum Militär, schloß sich an jeden Soldaten an, ging aber jedem Zivilisten aus dem Wege und ließ sich von keinem solchen berühren. Wenn die Soldaten ausrückten, ging der Storch mit; bei den Exerzitien war er stets zugegen und machte jede Bewegung, jede Schwenkung mit — er wurde ein richtiger Militärstorch. Als nun die Wanderzeit der Störche herangekommen war, versammelte sich eine Menge dieser Vögel in der Nähe des Gehöfts. Auch Jonas' Eltern gesellten sich zu ihnen, dieser selbst aber blieb. Bald darauf kamen einige Störche an ihn heran, und er begab sich mit diesen zur Versammlung. Man hörte, wie gewöhnlich bei solchen Zusammenkünften, viel Geklapper, man sah aus Jonas' Gebärden offenbar, daß er sich weigerte, jenen zu folgen, wozu er sich durch seine Liebe zu den Soldaten angetrieben fühlen mochte, und dann fielen die andern über ihn her. Als die Soldaten, die den Vorgang beobachteten, zur Hilfe eilen wollten und zur Stelle kamen, flogen die Störche davon, Jonas aber lag, eine blutige Leiche, am Boden. Die Soldaten begruben ihn und setzten auf die Grabstelle einen kleinen Pfahl, an den sie ein Papier hefteten mit der Aufschrift: „Storch Jonas, der Soldatenfreund!"

Der Rock macht den Mann.

Die Wahrheit, die in dem Titelspruche liegt, hat auch der seiner Zeit berühmte Gelehrte Busch erfahren müssen. Dieser ging nämlich einst in einem schlechten Alltagskleide aus, niemand schien ihn zu bemerken. Tags darauf ging er in seinem besten Staatskleide einher und jeder, der ihm begegnete, grüßte ihn mit Achtung. Als er heimkehrte, warf er verdrießlich diesen Anzug mit den Worten zur Erde: „Da lieg' nun, du Lump, bist du der hochgelehrte und hochgeachtete Busch oder bin ich's?"

Quadraträtsel.

a	a	a	a	a	a	c
c	c	d	d	e	e	e
e	e	e	e	c	e	f
f	h	h	h	h	i	l
l	m	m	m	n	n	o
ö	r.	r	s	s	s	s
s	s	t	t	t	t	u

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen ergeben:

1. eine Bezeichnung für Richter,
2. die Bewohner einer europäischen Residenz,
3. den Bewohner eines der drei vereinigten Königreiche von Großbritannien,
4. eine Stadt in Mittel-Palästina,
5. eine Tugend,
6. einen alttestamentlichen männlichen Namen,
7. einen großen Fluß in Frankreich und Belgien.

Sind die richtigen sieben Wörter gefunden, so ergeben die zwölf Buchstaben an den durch stärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, welche ein auf der Spitze stehendes Quadrat bilden, den Namen einer Blume.

Zahlenrätsel.

Zum Priester ward in alter Zeit
4 7 1 und 5 geweiht;
Vereint man 4 mit 7 3,
So kommt sogar ein Papst herbei.
3 4 2 1 und 7 reift
Im Land, das jeder gern durchstreift,
Der Aug' und Herz zu laben sucht,
Auf hohem Baum als edle Frucht.

1 2 3 4 und 7 steht
Im deutschen Land im Gartenbeet
Und haucht am Abend seinen Duft
In Fülle durch die laue Luft.
Tritt 5 mit 6 ins Wort hinein,
So klingt's oft wundersüß und fein;
Doch wenn die Hand des Künstlers fehlt,
So bleibt es stumm und unbeseelt.

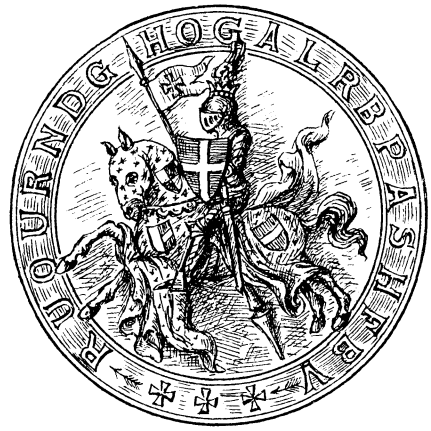
Rätsel.

Mit e dient's zum Heben,
Mit o macht es eben.

Auflösung der dreisilbigen Scharade für Lateiner auf Seite 280.

„Acervus"

Auszählrätsel.



Von diesem Fürstensiegel ist von einem gewissen Buchstaben an jeder soundsovielte in der Runde so lange auszuzählen, bis der Name eines Fürstengeschlechts sich ergibt.

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 22.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Wer hätte das diesem alten, roten Indianerbürgermeester angesehen!“ zürnte Frau Rosalie. „Der Mann war so freundlich, wie schöne, gelbe Grasbutter; er that so schön und so freundlich, daß ich schon gloobte, er werde mich zu eenem Walzer anggaschieren. Und jetzt schtellt sich's 'raus, daß das alles Falschheet, Betrug und Hinterlistigkeet gewesen is. Ohrfeigen sollte man dem Kerl geben, Maulschellen, gehörige, tüchtige Maulschellen, immer eene herüber und die andre hinüber! Was will er denn eegentlich von uns? Off was hat er es denn abgesehen? Off unsre Sachen und off unser Geld? Sagen Sie mir doch das, Herr Hawkens? Reden Sie doch; schprechen Sie doch! Schtehen Sie doch nich da wie een chinesischer Oelgötze, der keen Wort von sich geben kann! Ich will und muß partuh wissen, woran ich bin!“

„Natürlich haben sie es auf unser Eigentum abgesehen,“ antwortete Sam.

„Natürlich? Das finde ich gar nich so natürlich wie Sie. Mein Eegentum is eben mein Eegentum, an dem mir keen andrer Mensch herumzuschispern hat. Wer die Hand nach meinen rechtmäßigen und gesetzlichen Habseligkeeten ausschtreckt, der is een Schpitzbube, verschtehn Se mich! Und da gibt's in Sachsen gewisse Paragraphen, welche von der Polizei schtreng gehandhabt werden. Wer maust, der wird eingeschteckt oder ooch sogar ins Loch geschperrt!“

> Magst du andre nicht verletzen,
> Lern' in andre dich versetzen.
>
> Viktor Blüthgen.

. . . „Na, siehste also, alte Flöte, daß der Organist seine Sache verschteht! Wenn ich nicht wäre, so — — — horch!“ — Er hielt mitten in der Rede inne, und die andern lauschten auch nach oben, wo jetzt ein Geräusch vernommen wurde. . . .

„Das ist sehr richtig; aber leider befinden wir uns nicht in Sachsen.“

„Nich in Sachsen? I, was Se nich sagen! Ich bin noch lange keene Amerikanerin; ich befinde mich zwar gegenwärtig off der Auswanderung, aber meine gute, sächsische Schtaatsangehörigkeet habe ich trotzdem noch nich offgegeben. Ich bin immer noch eene Landestochter des schönen Sachsenlandes an der Elbe. Die Sachsen haben in mehr als zwanzig Schlachten gesiegt und werden mich ooch hier herauszuhauen wissen. Verschtehn Se mich? Ich habe dreißig Jahre lang meine Abgaben, Schteuern und Schulanlagen pünktlich und ehrlich bezahlt, bin noch keenen einzigen

Pfennig schuldig geblieben und kann also wohl verlangen, daß mein Heimatsschtaat sich tapfer meiner annimmt, wenn so een roter, indianischer Taugenischt und Thunichgut mich betrügen und beschtehlen will! Ich lass' mich nich berauben und dann ohne eenen Pfennig in der Tasche fortjagen."

Sam warf einen seiner eigentümlich funkelnden Blicke auf die erregte Frau und meinte: „Sie machen sich eine falsche Vorstellung, Frau Ebersbach. Man wird Sie nicht ausrauben und dann fortjagen."

„Nich? Was denn?"

„Wenn der Indianer raubt, so tötet er auch. Nimmt er uns das Eigentum, so nimmt er uns auch das Leben, damit wir uns nicht später rächen können."

„Herr, meine Seele! Wollen Sie etwa sagen, daß wir ermordet werden sollen?"

„Ja."

„Wirklich? Na, da hört aber nu grad alles off! Und das haben Sie gewußt und uns trotzdem hierher geführt? Herr Hawkens, nehmen Sie es mir ja nich übel, aber Sie sind een Ungeheuer, een Molch, een Drache, wie es keenen zweeten geben kann!"

„Entschuldigen Sie! Konnte ich wissen, was die Indianer vorhatten? Diese Pueblos sind als freundlich und zuverlässig bekannt; es war beinahe unmöglich, zu denken, daß sie uns eine solche Falle stellen würden."

„Mußten Sie denn hineinschpringen? Wir konnten draußen bleiben."

„Bei dem Wetter?!"

„Ach was Wetter! Ich lasse mir doch lieber zehn Wasserbottiche in den Zopf regnen, als mich ausrauben und umbringen. Das können Sie sich doch so von ohngefähr selbst denken. Du lieber Himmel! Ermordet werden! Wer hätte das gedacht! Ich bin ausgewandert, um noch eene ganze Reihe von Jahren amerikanisch leben zu bleiben, und kaum habe ich meine Füße in dieses Land gesetzt, so tritt mir ooch schon der leibhaftige Tod entgegen. Ich möchte denjenigen sehen, der das aushalten kann!"

Da trat der Kantor zu ihr heran, legte ihr die Hand auf den Arm und sagte in beruhigendem Tone: „Regen Sie sich nicht unnütz auf, meine liebe Frau Ebersbach. Vom Tode kann hier keine Rede sein."

„Nich? Wieso?"

„Solange ich bei Ihnen bin, sind Sie sicher vor jeder Gefahr. Ich schütze Sie!"

„Sie? — — — Mich — — —?" fragte sie, indem sie ihren Blick ungläubig an seiner Gestalt heruntergleiten ließ.

„Ja, ich Sie! Sie wissen doch wohl, daß ich eine Heldenoper von zwölf Akten komponieren will?"

„Natürlich; ich hab's ja mehr als oft genug hören müssen."

„Na, also! Ein Komponist ist ein Jünger der Kunst, und Sie können sich fest darauf verlassen, daß diese mächtige Göttin keinen ihrer Anhänger sterben läßt."

„Aber ich komponiere doch nich!"

„Schadet nichts; Sie stehen unter meinem Schutze. Um meiner großen Oper willen werden es die Musen zu machen wissen, daß ich gesund und froh nach Hause zurückkehre, denn sonst würde der Welt ein Kunstwerk verloren gehen, welches geradezu unersetzlich wäre. Es wird mir während meiner amerikanischen Reise kein Haar meines Hauptes gekrümmt werden; folglich ist auch jeder, der sich bei mir befindet, vor jedem Unfalle sicher."

„Schön! Dann will — — — ich wollte sagen: Wenn Sie so sicher sind, daß uns nischt passieren kann, so haben Sie doch 'mal die Gewogenheet, uns aus der Patsche, in welcher wir schtecken, herauszuschaffen!"

Da kratzte er sich hinter dem Ohre und antwortete brummend: „Sie scheinen mich falsch verstanden zu haben, meine Allerliebste. Man darf ein Tonstück, welches mit Lento bezeichnet ist, nicht allegro vivace spielen. Wenn ich gesagt habe, daß Ihnen in meiner Gegenwart kein Unglück geschehen kann, so meine ich damit keineswegs, daß ich es bin, der die Pforten unsrer gegenwärtigen Gefangenschaft zu öffnen hat. Dazu sind andre Leute da. Ich brauche, Ihnen nur Herrn Franke zu nennen, der schon viele große Thaten ausgeführt hat und uns auf keinen Fall sitzen lassen wird. Habe ich da nicht recht?"

Er richtete diese letztere Frage an den Hobble-Frank. Dieser fühlte sich geschmeichelt und antwortete in seiner bekannten Weise: „Ja, Sie haben richtig geschprochen, vollschtändig richtig, Herr Kantor emeriticus, und das Vertrauen, mit welchem Sie mich in so reservierter Weise beehren, soll nich betrogen werden. Ich bin der Mann, off den Sie sich in jeder partikularen Fährlichkeet verlassen können. Was keen Verschtand der Verschtändigen sieht, das is dem Hobble sein Lieblingslied. Und wenn alle Schtränge reißen sollten, ich mache euch frei!"

„Wie denn?" fragte Sam.

„Du gloobst's wohl etwa nich?"

„Ob ich es glaube oder nicht, das ist jetzt Nebensache. Ich möchte aber wissen, wie du es anfangen willst, deine Versicherung wahr zu machen."

„Nebensache? Red nich so dumm. Der Glaube is eben grad die Hauptsache. Mit Hilfe des Glaubens kann man psychologische Berge versetzen und die intimsten Eisenbahnen bauen. Dieses Schprüchwort hat schon Josua gesagt, als er die Pyramide des ägyptischen Königs Washington von Moskau nach Schtockholm schaffte."

„Aber, verehrtester Herr Frank," fiel da der Kantor ein, „Josua, Washington, Pyramide, Stockholm, Aegypten — wie kann man das zusammenbringen?"

„Wie? Das fragen Sie? Sie, der Sie een Jünger der Kunst sein wollen? Ich sage Ihnen, für mich is es gar keene Kunst, das alles zusammenzureumen. Sie haben ja gehört, daß ich es fertig gebracht habe. Und so werde ich es ooch mit der größten Leichtigkeet und Differenz fertig bringen, uns zu befreien. Es gehört weiter gar nischt dazu, als een bißchen angeborene Schlauheet und affektierte Pfiffigkeet. Während ihr euch hier ganz ohne Resultat und Marzipan hier herumgeschtritten habt, bin ich mit meiner innerlichen Orangerie zu Rate gegangen und habe den Weg entdeckt, der uns ins Freie führen wird."

„So bin ich sehr neugierig, ihn kennen zu lernen," meinte Sam.

„Das gloobe ich dir offs Wort. Du hättest ihn jedenfalls nich gefunden!"

„Laß nur erst hören, ob dein Weg kein Irrweg ist."

„Du, ich will dir 'mal was sagen: Wo du nich bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten. Ich bin der Herr Organist und du bist die Flöte, welche zu schweigen hat! Mein Weg is der richtige, wie ihr gleich erkennen werdet. Ihr habt an der Mauer herumgepocht und an der Decke herumgeschtochen, ohne ein richtiges Facit destillata zu finden; eure Messer konnten nich in die Schteene dringen. Ich aber mach eene Wette mit, daß es hier Löcher gibt, in denen wir die Hebel der Befreiung ansetzen müssen, wenn wir die Fesseln der Gefangenschaft in die Luft mundieren wollen."

„Löcher? Wo denn?"

„Wo? Ja, das müssen wir erst suchen."

„So sind wir grad so klug, wie vorher, als wir suchten und nichts fanden!"

„Schweig schtille! Wäre dieses Suchen unter meiner geographischen Oberleitung vor sich gegangen, so hättet ihr den Kasus Belladonna sofort gefunden. Eure Oogen sind mit Blindheet geschlagen und alle eure Nasen nich drei Pfennige wert. Der Deckel da oben is zu, und außer ihm scheint es keene Oeffnung zu geben. Wenn das wahr wäre, so müßte man hier erschticken, weil die Lebensluft infolge unsers konservierten Sauerschtoffes alle würde. Wenigstens würde es hier moderig und müffig riechen. Nu seht euch aber 'mal die Lampe an, wie schön sie brennt, und schtrengt dazu die Riechorgane an, ob ooch nur eene Schpur von schlechter Luft vorhanden is! Ich bin überzeugt, daß die Luft immer wieder erneuert wird, was der Gelehrte mit Vehikulation bezeichnet. Diese Vehikulation habe ich sehr genau schtudiert, als ich meine Villa „Bärenfett" bauen ließ. Sie findet schtets in der Weise schtatt, daß unten die frische Luft eintritt und die schlechte oben entweicht. Es müssen also unten und oben Löcher sein, hier ebenso wie in meiner Villa an der Elbe. Es gibt eenen immerwährenden Luftzug hier, den wir entdecken müssen. Und wißt ihr denn, wie man diese Entdeckung am besten improfitieren kann?"

„Mit dem Lichte, meinst du wohl?" fragte Sam.

„Ja, mit der Lampe. Siehste, daß es bei dir Zeiten gibt, wo du nich ganz off den Kopp gefallen bist! Nehmt also 'mal die Lampe und haltet sie unten am Fußboden längs der Mauer hin; da werdet ihr die Schtellen finden, wo die Luft von außen hereinkommt. Und wenn ihr nachher die Decke ebenso untersucht, entdeckt ihr ganz gewiß die Panamakanäle, durch welche die schlechte Atmosphäre in das draußen befindliche Weltall schteigt."

„Du, Frank, dieser Gedanke ist wirklich nicht übel!" rief Sam Hawkens. „Deine Beobachtung ist ganz richtig; wir haben hier eine vollständig reine Luft; es muß also eine Art von Ventilation vorhanden sein. Wir werden suchen."

„Na, siehste also, alte Flöte, daß der Organist seine Sache verschteht! Wenn ich nich wäre, so — — — horch!"

Er hielt in seiner Rede inne, und die andern lauschten auch nach oben, wo jetzt ein Geräusch vernommen wurde. Das Wetter war vorüber; es donnerte nicht mehr und so hörte man ziemlich deutlich, was auf dem platten Dache geschah: es wurden schwere Steine weggewälzt, und dann öffnete man den Deckel, aber nur um eine schmale Lücke. Dann ließ sich die Stimme des Häuptlings vernehmen: „Die weißen Männer mögen hören, was ich ihnen sage! Sie werden jetzt wissen, daß sie meine Gefangenen sind. Es ist Krieg zwischen uns und den Bleichgesichtern, und so sollte ich sie eigentlich töten; aber ich will gnädig sein und ihnen ihr Leben schenken, wenn sie freiwillig alles abgeben, was sie bei sich haben. Ihr Anführer mag mir antworten!"

Mit der Bezeichnung Anführer war Sam Hawkens gemeint. Dieser antwortete sofort: „Du sollst alles haben, was du wünschest. Laß uns hinauf, so geben wir es ab!"

„Mein Bruder spricht mit der Zunge der Schlange. Wenn ich euch hinaufließe, so würdet ihr nichts geben, sondern euch wehren."

„So komm herab und hol dir, was du verlangst!"

„Dann würdet ihr mich unten behalten. Die Bleichgesichter mögen zunächst ihre Waffen zusammenthun und mit den Riemen, welche ich hinabwerfe, zusammenbinden. Wir werden dann unsre Lassos hinablassen und die Bündels emporziehen. Der Anführer mag sagen, ob ihr damit einverstanden seid!"

„Wird Ka Maku, der Häuptling, sein Wort halten und uns auch freilassen, wenn wir ihm alles abgegeben haben?"

„Ja."

„Ja? hihihihi! halte uns doch nicht für so dumm, wie du selber bist, und mach dich schleunigst von da oben weg, sonst gebe ich dir eine Kugel in den Kopf! Wir wissen genau, woran wir mit euch sind, ihr Lügner und Verräter. Ihr werdet nicht so viel von uns bekommen, wie man vom Fingernagel schneidet."

„Ist das dein Ernst?"

„Mein voller Ernst."

„So müßt ihr sterben!"

„Warte es ab! Der Tod drohte uns auch dann, wenn wir euch alles geben. Ihr habt euch verrechnet. Wir haben Gewehre und werden euch zwingen, uns ohne Lösegeld ziehen zu lassen."

„Mein Bruder irrt sich. Eure Waffen bringen euch keinen Nutzen, denn es wird gar nicht zum Kampfe kommen. Ihr seid eingesperrt und könnt nicht heraus. Wir werden euch nicht angreifen, und ihr braucht euch nicht zu verteidigen; aber ihr habt kein Wasser und nichts zu essen. Wir werden warten, bis ihr verschmachtet seid, und dann ohne Kampf bekommen, was wir wollen. Howgh!"

Der Deckel klappte wieder zu, und dann hörte man unten, daß die Steine auf denselben gewälzt wurden.

„Dummheit!“ brummte Dick Stone. „Du hättest es besser machen sollen!“

„Wie denn?“ fragte Sam.

„Gar nicht antworten, sondern ihm eine Kugel geben.“

„Fällt mir nicht ein!“

„Warum nicht? Der Halunke hielt zwar den Kopf weit zurück, aber seine Stirn war doch so deutlich zu sehen, daß man sie mit einer Kugel durchlöchern konnte.“

Der gepanzerte und bewehrte Kriegselefant des Hannibal.

„Das weiß ich wohl, alter Dick; aber du glaubst doch nicht, daß uns dies etwas genützt hätte. Unsre Lage wäre im Gegenteile dadurch nur verschlimmert worden. Nein, wenn es nicht notwendig ist, vergieße ich kein Blut. Wollen vor allen Dingen versuchen, uns durch List zu befreien.“

„So gilt es, den Rat Franks zu befolgen; aber wir müssen uns damit beeilen, denn die Lampe wird nicht mehr lange brennen, dann sitzen wir im Finstern.“

Es stellte sich heraus, daß der Hobble-Frank recht gehabt hatte. In der Außenmauer waren nahe dem Fuß-

boden Löcher angebracht, um den Eintritt der Luft zu ermöglichen, und bald entdeckte man auch in der Decke kleine Oeffnungen, durch welche die schlechte Luft entweichen konnte. Diese Oeffnungen führten schräg durch die Decke. Wären sie senkrecht angebracht gewesen, so hätte man sie leichter entdeckt, weil man den Himmel hätte durch sie sehen können. Sie hatten einen Durchmesser von vielleicht nur sechs Centimeter; bedeutend größer waren die Oeffnungen, welche unten durch die Außenmauer führten.

„Jetzt ist uns wahrscheinlich geholfen," meinte Will Parker. „Vorhin konnten wir mit unsern Messern nichts machen; jetzt aber bieten die Löcher uns Punkte, wo die scharfen Klingen gewiß greifen werden. Es fragt sich nur, wo wir hinaus wollen. Durch die Mauer?"

„Die ist zu dick," sagte Sam. „Um da ein Loch, welches groß genug ist, fertig zu bringen, müßten wir mehrere Tage lang arbeiten."

„Also durch die Decke?"

„Ja. Freilich wird das dadurch schwierig, daß derjenige, welcher arbeitet, auf den Schultern zweier andrer stehen oder sitzen muß; aber wenn wir erst einmal ein Holz entfernt haben, dann wird es desto schneller gehen. Leider haben wir nur noch höchstens für eine halbe Stunde Licht; dann befinden wir uns im Finstern. Suchen wir uns die passendste Stelle aus!"

Die war bald gefunden. Sam und Frank wollten zuerst arbeiten; der erstere stellte sich auf Stone und Parker, der letztere auf die beiden Deutschen Ebersbach und Strauch. Später, wenn sie ermüdet waren, sollten sie abgelöst werden. Als sie ihre Arbeit in Angriff genommen hatten, machte Schi-So die Bemerkung: „Das Licht reicht nicht. Vielleicht ist es später nötiger als jetzt. Warum es also jetzt zu Ende brennen lassen?"

Er hatte recht; darum wurde es ausgelöscht. Nun war es völlig dunkel in dem Raume. Man hörte das leise Bohren und Knirschen der Messer und das Atmen der beiden Arbeitenden; sie strengten sich so an, daß sie schon nach einer Viertelstunde abgelöst werden mußten. Von Schlaf war keine Rede. Man bohrte und schnitt und kratzte die ganze Nacht hindurch; dann war so viel Holz aus der Decke geschnitten, daß ein Loch entstand, durch welches ein Mann kriechen konnte. Nun galt es, dieses Loch durch das Außenmaterial nach oben fortzusetzen. Dieses Material bestand aus festgeschlagenem Lehm, welcher fast zu Stein verhärtet war. Da kam man äußerst langsam voran, und es war Mittag geworden, als das Geräusch, welches die Messer verursachten, einen Klang annahm, welcher verriet, daß die Decke nun bald durchbrochen sei.

„Macht jetzt leise, so leise wie möglich," gebot Sam Hawkens, „sonst hören sie euch oben."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so fiel draußen über den Arbeitenden ein Schuß, und einige Augenblicke später rief Dick Stone, welcher neben Droll oben im Loche arbeitete: „All devils! Ich bin verwundet."

„Ist's möglich? Wo denn?" fragte Sam.

„Im Oberarme. Die Halunken schießen auf uns."

„Durch die Decke? Da haben sie also das Geräusch eurer Messer gehört. Ist's bös mit der Wunde?"

„Glaube nicht. Wahrscheinlich ein Streifschuß. Der Knochen ist unverletzt; aber ich fühle das Blut rinnen."

„So kommt schnell herab! Sie könnten wieder schießen und euch in die Köpfe treffen. Wollen deinen Arm untersuchen."

Jetzt war es gut, daß man die Lampe nicht ganz ausgebrannt hatte. Kaum war der Platz unter dem Loche frei geworden, so fielen noch zwei oder drei Schüsse durch die Decke. Man hörte die Kugeln unten in den Boden schlagen. Sam Hawkens stieß ein überlautes Gebrüll aus.

„Was schreist du?" fragte ihn Parker. „Bist du getroffen worden?"

„Nein. Will bloß wissen, wo die Halunken stehen."

Oben ertönte ein Freudengeheul. Die Indianer hatten die Stimme Sams gehört, glaubten, ihn getroffen zu haben, und äußerten in dieser Weise ihre Freude darüber.

„Sehr gut!" lachte Sam. „Die Kerls liegen oder kauern gerade über unserm Loche und horchen. Wollen ihnen auch einige Kugeln geben. Frank und Droll, kommt! In unsern drei Doppelgewehren stecken sechs Kugeln. Jeder zwei Schüsse schnell hintereinander. Eins — zwei — drei!"

Die Schüsse krachten, und sofort erhob sich draußen über den Gefangenen ein Wut- und Schmerzensgeheul.

„Well! Ausgezeichnet! Hihihihi!" lachte Sam. „Wir scheinen einige getroffen zu haben. Glaube nicht, daß sie sich wieder hersetzen, um zu lauschen."

„Aber ich stelle mich auch nicht wieder in das Loch, um auf mich schießen zu lassen!" murrte Stone.

„Wird kein Mensch verlangen," erwiderte Sam. „Zeig deinen Arm!"

Die Lampe war wieder angebrannt worden. Beim Scheine derselben stellte es sich heraus, daß es nur eine kleine Streifwunde war, welche leicht verbunden werden konnte. Als dies geschehen, ließ sich der Hobble-Frank hören: „Wir hätten nich durch die Decke, sondern hier unten durch die Mauer graben sollen. Off der Decke schtehen die Indianer und hören uns. Brechen wir aber durch die Mauer, so kann uns keen Mensch hören."

„Aber die Arbeit ist viel schwerer," warf Sam ein.

„Lieber eene schwere Arbeit, wobei man nich das Leben wagt, als eene leichte, bei der man erschossen wird. Das is meine unmaßgebliche Kompensation, mit welcher ich geflissentlicherweise recht haben werde."

Man stimmte ihm bei. Es wurde eine kurze Beratung gehalten, deren Ergebnis der Beschluß war, seinem Rate Folge zu leisten. Die in der Außenmauer befindlichen Luftlöcher waren so groß, daß man zwei Flintenläufe nebeneinander in eins derselben stecken und sie als Hebel benützen konnte. Auf diese Weise gelang es, allerdings erst nach stundenlanger Anstrengung, das Bindematerial der Steine so zu lockern, daß man nun mit den Messern fortfahren konnte.

Darüber verging der Nachmittag. Es war Abend geworden, als endlich der erste Stein aus der Mauer fiel.

Der erste! Und wie viele waren noch zu entfernen! Und wie stand es mit den Gefangenen! Sie hatten hier Rast machen und sich erholen wollen; aber es war nach ihrer Ankunft nur Zeit zum Trinken, nicht zum Essen gewesen. Nun waren sie schon über einen Tag gefangen, ohne etwas genossen zu haben. Der Hunger und der Durst stellten sich ein. Das hatte bei den Erwachsenen jetzt noch nicht viel zu sagen, aber die Kinder verlangten nach Speise und nach Trank und konnten nicht leicht beruhigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegselefanten.

Die Gelehrigkeit und Klugheit des Elefanten war schon in der alten Welt bekannt und wurde namentlich zu Kriegszwecken, von den Römern auch zu Zirkuslustbarkeiten benutzt. Aus der Geschichte der Makkabäer wissen wir, daß der König Lysias von Syrien im Jahre 163 v. Chr. mit 120000 Mann und 32 kampfgeübten Elefanten gegen Judas Makkabi zog und ihn durch diese Uebermacht zu Paaren trieb. Judas' Bruder Eleahar erstach in der Schlacht einen der Elefanten, wurde aber von dem niederstürzenden Koloß erdrückt. Auch in dem Heere Hannibals, mit dem er im Jahre 219 v. Chr. gegen die Römer auszog, befanden sich Elefanten, die an ihren verwundbarsten Teilen, dem Rüssel, dem Kopf und Hals gepanzert waren und auf ihrem Rücken einen Turm zur Aufnahme einer Anzahl Krieger trugen, wie es unsre erste Abbildung zur Anschauung bringt. Diese Elefanten gingen freilich bei dem Uebergang über die Alpen, bei dem überhaupt das Heer von 60000 Mann auf 26000 zusammenschmolz, meist zu Grunde. Auf unsrer zweiten Abbildung ist ersichtlich, daß und in welcher Weise die Elefanten zu Flußübergängen als Brückenpfeiler benutzt wurden. Man stellte sie abwechselnd mit flußauf- und abwärts gerichteten Köpfen auf. Als Reisegelegenheit und zur Jagd auf wilde Raubtiere, namentlich Tiger werden Elefanten gegenwärtig viel in Indien verwendet. Neuerdings hat man auch angefangen, Elefanten zu Entdeckungsreisen in Afrika zu benutzen, obwohl man dabei noch nicht über die ersten Versuche hinausgekommen ist, da der afrikanische Elefant von viel wilderer Natur ist, als der asiatische. Die Römer wendeten die Elefanten nur vereinzelt im Kriege an, so zum Beispiel gegen Philipp von Makedonien. Mehr wurden sie bei den Tierkämpfen im Zirkus verwendet und es bildeten eine Zeit lang die Elefantenkämpfe (Elefantomachien) Glanzpunkte dieser Abteilung der Schauspiele. Es kamen sogar Fälle vor, daß sie zum Gehen auf einem gespannten Seile abgerichtet wurden, eine Kunstleistung, zu der sich die modernen Zirkusbesitzer noch nicht aufgeschwungen haben.

Das isländische Moos.

Wenn du das isländische Moos aus eigener Anschauung kennen lernen willst, so hole dir für ein paar Pfennige aus der Apotheke. Dort ist nämlich das hochnordische Gewächs stets vorrätig, weil es, als Thee gekocht, ein bewährtes Arzneimittel ist gegen Brust- und Lungenleiden. Bekannt ist das schöne Gedicht von Freiligrath: „Moosthee." Der kranke, junge Dichter schlürft in der Einsamkeit des Krankenzimmers den heilenden Trank, den ihm „der Geyser und der Hekla" gesendet, und dabei malt er sich im Geiste das ferne Vaterland des bittern Mooses, das von Eis umpanzerte, von feuerspeienden Bergen und heißen Springquellen unterwühlte Island aus:

Auf der Insel, die von Schlacken
Harter Lava und von Eise
Starrt, und den beschneiten Nacken
Zeigt des arkt'schen Poles Kreise;

Ueber unterird'schen Feuern,
In nordlichterhellten Nächten,
Bei den Flut- und Wasserspeiern
Wuchsen diese bittern Flechten.

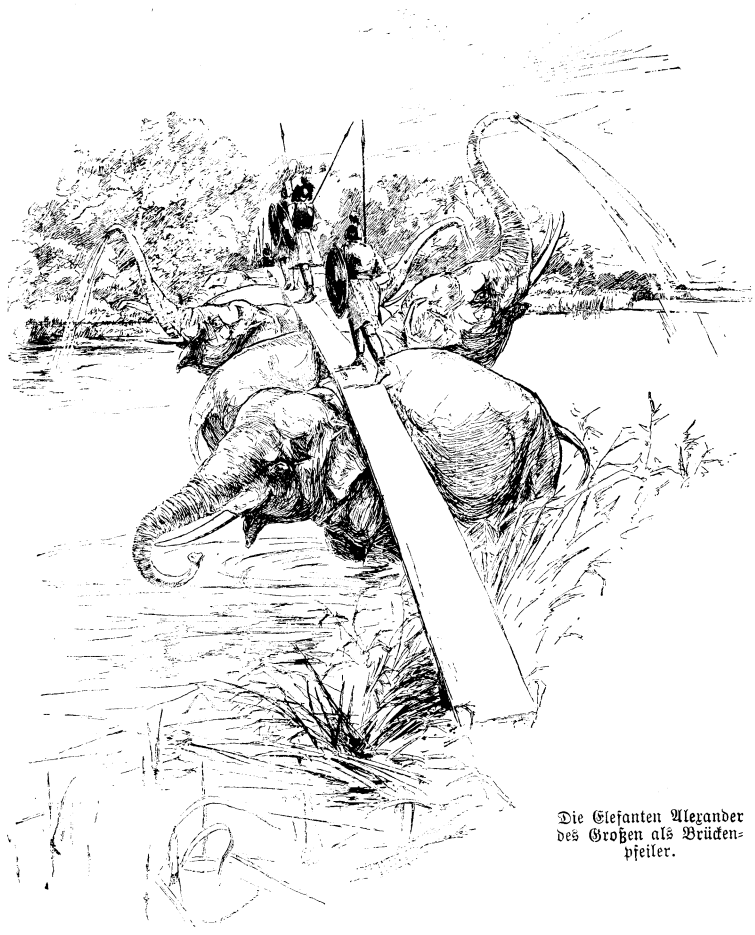
Wer sich die Kenntnis des isländischen Mooses aus der Apotheke geholt hat, möge auch einmal Umschau halten in seiner deutschen Heimat, denn hin und wieder kommt das nordische Gewächs auch in unsern Gebirgswaldungen und auf dürren Heideplätzen vor. Ich selbst fand es, in dichten Rasen vereinigt, auf dem Kahlen Astenberg im Sauerland. In dem zum Kaisertum Oesterreich gehörenden Herzogtum Krain ist es so häufig verbreitet, daß man die Schweine damit mästet. Denn es ist ein vorzügliches Futtermittel: magere Pferde und Ochsen, sowie auch Schafe, werden, wenn man ihnen isländisches Moos verabreicht, sehr fett davon.

Die eigentliche Heimat des isländischen Mooses werden wohl die wenigsten von uns zu Gesicht bekommen. Wer reist nach Island, Lappland und den andern hochnordischen Ländern? In Island überzieht das Moos alle nackten Felsen, an denen sonst kein andres Kraut gedeiht. Wenn der oben aufgeführte Dichter Freiligrath das isländische Moos als „bittre Flechten" bezeichnet, so hat er in dichterischer Freiheit das rechte getroffen: das isländische Moos ist in Wirklichkeit kein eigentliches Moos, sondern eine Flechte. Die Flechten im allgemeinen überziehen als rauhe oder schuppige Kruste die Oberfläche der Felsen, der Baumstämme oder des Erdbodens; desgleichen finden sie sich auf alten Bretterwänden und Mauern. Sie haben ein „Lager", d. h. sie bilden eine meist der Stelle ihres Wachstums anliegende Ausbreitung von Staub, oder eine Kruste, oder endlich ein häutiges, ledriges Laubwerk, gewöhnlich von kreisrundlichem Umriß. Dieses Lager zerteilt sich bei den häutigen Flechten oftmals in Lappen und Zweige. Im Zellengewebe befindet sich zwar eine kleine Schicht grauer Zellen, aber das Lager hat dennoch nie die Beschaffenheit grüner Blätter, die wir noch bei den Moosen finden. Das gesamte Lager der Flechten hat

meist eine graue oder braune, zuweilen eine braungrüne, gelbe oder rötliche Farbe. Die Früchte oder Apothezien der Flechten gleichen im allgemeinen einem winzigen Näpfchen oder Schüsselchen, welches dem Laube angewachsen ist; oftmals haben sie auch die Gestalt von Warzen oder Knöpfchen. Diese Gebilde enthalten die Sporen — kleine Keimkörner, welche die Stelle der Samen einer Blütenpflanze vertreten. Unter den so unscheinbaren Flechten gibt es nun einige sehr nützliche, wie z. B. die Renntierflechte, welche in Lappland die Hauptnahrung des unentbehrlichen Renntiers bildet; die Lackmusflechte, aus welcher man blaue Farbe bereitet; die weinsteinartige Kuchenflechte, die besonders aus Schweden häufig in den Handel kommt: aus ihr wird Persio bereitet, ein violettes Pulver, mit dem Seide und Wolle lila und blau gefärbt wird. Vor allem aber zeichnet sich die isländische Flechte durch ihren Nutzen aus; sie ist unter den Gewächsen auf der Erde überhaupt eines der nützlichsten. Die Isländer könnten in ihrem armen Lande, wo sich Feuer und Eis um die Herrschaft streiten, kaum leben, ohne die isländische Flechte. Nicht allein, daß sie ihre Haustiere damit füttern — sie backen auch für sich selbst Brot daraus oder genießen sie mit Milch gekocht. Zum Zwecke der Speisebereitung wird die im natürlichen Zustand bittere Flechte zunächst von allen fremdartigen Dingen befreit, sodann in Stücke geschnitten, hierauf an der Sonne oder im Ofen getrocknet und endlich zermalmt, indem man derb auf dieselbe losschlägt, wodurch sich eine mehl- oder pulverartige Masse ergibt. Das darin enthaltene Stärkemehl gibt diesem Erzeugnis hauptsächlich seine Nährkraft. Da Island zu drei Vierteln Gebirgsland ist und gar keinen Getreidebau besitzt, so kann man leicht abnehmen, von welcher Wichtigkeit die isländische Flechte für die Bewohner ist. Sie schätzen das niedere Gewächs denn auch mehr, als alle Kräuter und Bäume des Landes. „Wenn im Anfange, ehe auf Island Pflanzen waren, die Meereswellen aus einer fernen Küstengegend einen edlen Baum, z. B. einen Obstbaum, und auf seiner Rinde das arme, unscheinbare isländische Moos herangetrieben hätten, und beide hätten reden können, da würde wohl der Baum großsprechend zum kleinen Moos gesagt haben: ‚Da komm' ich nun als ein tüchtiger Wohlthäter auf diese Insel und bald werden meine schönen Blüten und herrlichen Früchte von allen, die da wohnen, das gebührende Lob empfangen. Aber was willst du, elendes, verächtliches Moos? Dich wird man wegwerfen und mit Füßen treten.' Das arme, kleine Moos hätte sich geschämt und geschwiegen. Aber nach einigen Jahren hätte die Sache schon ganz anders ausgesehen; denn der schöne Baum, den die Isländer vielleicht mit Jubel in die Erde gepflanzt hätten, kam dort nicht fort, während das von ihnen gar nicht geachtete Moos, das sich ungemein schnell vermehrt, über alle Felsen hinauswuchs und den Tausenden, die dort wohnen, ihr tägliches Brot gab."

Die gütige Vorsehung, die für alle ihre Kinder sorgt, hat denn auch das isländische Moos oder vielmehr die isländische Flechte äußerst reichlich über die Insel verbreitet.

Diese nordische Pflanze, mit gelehrtem Namen Cetraria islandica, bietet folgende Erscheinung dar: die Lappen ihres Lagers stehen steif, doch sind sie biegsam, in schmale Aestchen zerteilt; die Färbung ist grünlichgelb, rötlichgrau oder auch weißlich. Am besten erkennt man das Gewächs an seinem bitteren Geschmacke.



Die Elefanten Alexander des Großen als Brückenpfeiler.

Früh übt sich, wer ein Meister werden will.

Die Armbrust, ein von den alten Römern schon gebrauchtes und viel beschriebenes Handschießgewehr, war in Deutschland zur Zeit des Mittelalters sehr im Gebrauch und wurde damals besonders stark gemacht, so daß der stählerne oder hornene Bogen mittels des Spanners, einer kleinen Winde, gespannt werden mußte; der kurze Pfeil mit starker, eckig zugeschliffener, aber nicht scharfer Spitze schlug durch Panzer.

Wenngleich die Armbrust im 16. Jahrhundert durch die Hakenbüchse als Kriegswaffe verdrängt wurde, so blieb sie doch, namentlich auf den Schlössern und Burgen der

hohen Herren, sozusagen als Privatwaffe noch lange in Benutzung, ja sie hat sich bis in unsre Tage hinüber gerettet, wo sie als „Flitzbogen“ in den Händen der Knaben ein willkommenes Spielzeug ist, das zugleich den Arm stählt und dem zielenden Auge Sicherheit verleiht.

Den Arm zu stählen, das Auge zu üben, war auch der Zweck, den man beim Gebrauch der Armbrust im 16. und 17. Jahrhundert auf den Schlössern und Burgen der Adligen verfolgte, um sodann bei Festlichkeiten, entweder auf dem Burghofe oder auf dem grünen Anger des im Thale liegenden Dorfes, im „Armbrustschießen“ Proben seiner Kraft und Geschicklichkeit zu liefern. Namentlich die adlige Jugend wurde im Gebrauch der Armbrust geübt.

Unser Bild führt uns in das reich ausgestattete Gemach eines Burgherrn zur Zeit der Renaissance, wie man die Wiederauflebung des antiken Stils in der Baukunst und Ornamentik bezeichnet: die Pilaster und Architrave des reichgeschnitzten Schrankes und so manches andre in dem wohnlichen Gemache deuten darauf hin. Die wilden Zeiten des Rittertums sind vorbei, als ein Andenken daran prangen an der Wand, zu einer Rosette geordnet, Schwerter, Hellebarden, Eisenhandschuhe und Schild — Waffen, die vielleicht ein Ahn des Barons, der im Vordergrunde des Gemaches in einem hochlehnigen Ledersessel sitzt, getragen. Wahrscheinlich stammt auch die Armbrust, die der Alte mit der linken Hand umspannt und auf dem rechten Knie ruhen läßt, noch aus jenen ritterlichen Zeiten; ihr Umfang läßt allerdings vermuten, daß sie nur der Jugend zur Uebung bestimmt war. Wie es damals gewesen, so soll es auch fürderhin sein: der alte Baron erteilt seinem blondlockigen Söhnlein im reichgezierten Seidenwams die erste Unterweisung, wie man die Sehne der Armbrust zu spannen, wie den Pfeil aufzulegen hat. Der kräftige hübsche Knabe lehnt zwischen den Knieen des Vaters und folgt mit sinnenden Augen den Handbewegungen seines Lehrers und Unterweisers. O, bald wird der frohe Augenblick kommen, wo er selbst den gefiederten Pfeil von der Sehne schwirren lassen darf, vorläufig in ein mit der Scheibe bemaltes Brett, das dem Sessel des Barons gegenüber an der Wand lehnt. Wie wird dann das Auge des Vaters leuchten, wenn der kleine Kuno ins Schwarze trifft! Dann werden auch Kastor und Pollux, die beiden Jagdhunde, die jetzt träge neben dem Sessel ihres Herrn verweilen, zu neuem Leben aufwachen und bellend und springend die Uebungen ihres jungen Freundes begleiten.

Spät erkannt.

(Fortsetzung.)

Es waren keine Geschäfte, wie Herr von Weitenfels es anzudeuten für gut fand, die ihn zu dem Entschluß gebracht, Schönlinden am nächsten Morgen zu verlassen. Wohl gab es auf seiner Besitzung manches zu erledigen, was mündlich besser als durch Briefe geschah, doch jetzt, wo des Gutsherrn Besorgnisse um den Enkel höher stiegen, hätte dies allein ihn nicht bewogen, sich von dem Kranken zu trennen. In dessen eigenem Interesse wollte er sich auf den Weg machen, den früheren langjährigen Hausarzt, der Ludolf als Kind in einer gefährlichen Krankheit erfolgreich behandelt, zu bitten, ihm auch jetzt, wo alle Mittel fehlgeschlagen waren, seine Erfahrung und seinen Rat nicht vorzuenthalten. Vielleicht gelang es durch persönliche Rücksprache, den alten Herrn, der seine Praxis vor einigen Jahren schon niedergelegt hatte, zur Reise nach Schönlinden zu bewegen.

Ludolf nahm des Großvaters Ankündigung mit unveränderter gleichgültiger Ruhe hin, und dieser sagte nun scherzend: „Da du mir keinerlei Andeutung machen willst, womit ich dich erfreuen könnte, muß ich wohl auf eine Ueberraschung sinnen. Ich weiß, mein Junge,“ setzte er liebevoll hinzu, „bei wem deine Gedanken in letzter Zeit mit schmerzlicher Sehnsucht verweilen, sie begegnen sich hierin mit den meinen,“ sprach er unwillkürlich seufzend.

„So hast du Georg nicht vergessen, Großpapa,“ sagte Ludolf, und in seine regungslosen blassen Züge kam mit einemmal Leben und Bewegung, „wirklich nicht? Und die Ueberraschung, was ist's damit? Du gehst nach Weitenfels und in die Stadt?“ Seine Augen glänzten, er richtete sich auf und sah mit erwartungsvollen Blicken seinen Großvater an. Ueber dessen Gesicht flog ein dunkler Schatten, einen Augenblick verharrte er betroffen still. „Ich habe von deiner Mutter gesprochen, Ludolf,“ versetzte er dann. „Ich wollte dir ihr Bild mitbringen, du kennst es, jenes Aquarell, es ist in Weitenfels.“

Der alte Wiedemann, der Kammerdiener, hatte seinen Herrn nicht ohne Zagen darauf aufmerksam gemacht. Er war zufällig dabei gewesen, da Herr Müller auf seines Gebieters Befragen nur den unbefriedigenden Aufschluß zu geben wußte, sein Zögling pflege seinem eigenen besorgten Drängen, ob er nichts zur Erhöhung von dessen Wohlbefinden thun könne, stets die eine Erwiderung entgegenzusetzen, er wolle nichts, gar nichts, als seine Ruhe. —

„Ich danke dir, Großpapa“, sagte leise Ludolf, der wieder auf sein Polster zurückgesunken war, und er reichte Herrn von Weitenfels die Hand.

6. Innerer Kampf.

Ziemlich erschöpft langte Herr von Weitenfels am nächsten Abend in seiner Villa am Karolinenplatz an. Es war weniger die Fahrt, die den Rüstigen, Reisegewohnten angegriffen, als die Unruhe, die nagende

Früh übt sich, wer ein Meister werden will.

Sorge, die ihm Körper und Geist so müde gemacht. Und als er sich in der Morgenfrische des folgenden Tages hilfesuchend an seinen ehemaligen ärztlichen Berater wandte, zeigte es sich, daß in dieser Hinsicht seine Reise eine zwecklose gewesen. Hofrat Frank, so nannte sich der Arzt, war selbst leidend und eine Tagesfahrt auf der Eisenbahn für ihn völlig außer Frage. Desungeachtet ließ er sich eingehend über Ludolfs Zustand berichten, erkundigte sich ausführlich nach den Verordnungen der Kollegen, die denselben vergebens zu heben versuchten, vermochte aber schließlich dem bekümmerten Großvater nicht viel Trost zu geben, nichts Neues, noch nicht Versuchtes vorzuschlagen. Luft- und Ortswechsel waren genugsam erprobt, was der menschliche Scharfsinn zu ersinnen gewußt, in Anwendung gebracht worden, die Natur mußte jetzt helfen, die Jugendkraft des Patienten. Die Jugendkraft! Herr von Weitenfels schüttelte mit wehmütigem Lächeln das Haupt, da er sich wieder auf der Straße befand. Es klang wie Spott, das Wort, auf seinen blassen Enkel angewandt, der selbst in den Jahren der Gesundheit Jugendkraft wenig genug an den Tag gelegt hatte.

Noch denselben Nachmittag verfügte er sich nach seiner Lieblingsbesitzung. Es drängte ihn, nun zu dem kranken Jungen nach Schönlinden zurückzukehren, nachdem er in seiner ohnehin nur schwachen Hoffnung enttäuscht worden, demselben einen Retter beizuführen. Doch wollte er, da er so nahe bei Weitenfels war, noch den Verwalter persönlich sprechen. Außerdem mußte er ja das Bild holen, das in dem Schrank der Schloßbibliothek lag und die Veranlassung zu einem Mißverständnis geworden, das ihm immer wieder zu denken gab.

Rasch war er mit seinen Anordnungen zu Ende, die er sonst seinen Leuten sehr genau einzuschärfen liebte — alles erschien ihm jetzt kleinlich, nebensächlich, und bald stand er in dem hohen Raum und blickte sinnend auf das Bild. Er hatte es die langen Jahre aus seinen Augen verbannt, es nur bisweilen, in selten eintretenden weichen Anwandlungen hervorgenommen. Die Erinnerungen, die es wachrief, waren allzu demütigend für seinen stolzen Sinn. Solch hohe Erwartungen hatten auf seines Sohnes schönem Haupte geruht, von denen nicht eine in Erfüllung gegangen war. Selbst jetzt, da er längst im Grabe schlummerte, sollte sein Thun dem Vater noch zum Unsegen gereichen. — Als Ludolf gewähnt, der Großvater wolle ihm den Freund zurückgeben, dessen Verlust er sichtlich nie verschmerzt, welch eine Umwandlung in seinem Angesicht, in seinem ganzen Wesen! Wie Jubel war es in seiner Stimme ertönt, in seiner eintönig matten Stimme, deren trostloser Klang Herrn von Weitenfels so schwer aufs Herz zu fallen pflegte. Gleichsam zu neuem Leben schien er erwacht, einen Moment aber nur, solange die Täuschung währte, dann war der Glanz aus seinem Blick, die Röte aus seinen Wangen entwichen.

Eine frohe Erregung könne nur wohlthätig einwirken, hatte am Morgen der Hofrat beipflichtend geäußert. Bei Nervenleidenden wie Ludolf sei eine freudige Gemütsbewegung weitaus die beste Arznei. Und nun war seit vorgestern dem Großvater bekannt, wodurch sie hervorzurufen, und dennoch vermochte er nicht handelnd einzugreifen nach diesem seinem Wissen.

In scharfen, entschiedenen Worten, wie er sie ihm niemals zugetraut, hatten Herrn Hilgerts kurze Zeilen alle fernere Annäherung an seinen Sohn, jeglichen Verkehr zwischen diesem und dem Enkel seines früheren Chefs strengstens untersagt. Der Schloßherr zog mißmutig die Stirne in Falten, der erhaltenen verletzenden Zurückweisung gedenkend. Er hatte ja Georg nicht aufgesucht, wie Herr Hilgert in kindischer Mißdeutung annehmen mochte, der Zufall hatte ihm denselben zugeführt, der seine Zuneigung gewonnen und Ludolfs Freundschaft, noch ehe es kund geworden, wessen Sohn er war. Wohl hatte er, Herr von Weitenfels, mit vornehmer Gleichgültigkeit sich darüber weggesetzt, doch hatte es ihn fast Großmut gedünkt, den liebenswerten Jungen nicht entgelten zu lassen, daß ihm der Vater von jeher unangenehm gewesen. Dieser freilich hatte die Sache anders aufgefaßt. Gewiß, man war ihm nahe getreten damals, in früherer Zeit, man hatte ihn hart behandelt, ohne Schonung, allein war er es nicht, der durch seine gedankenlose Thorheit sein Schicksal selber sich heraufbeschworen? Warum mußte er mit kopflosem Geschrei das ganze Bankhaus erfüllen, als ihm die Summe fehlte, kaum war es noch zu verhüten gewesen, daß die ärgerliche Angelegenheit in die Spalten der Zeitungen gedrungen — im Publikum war ohnedies genug davon bekannt geworden. Begreiflicherweise hatte dieses dann mit boshafter Neugier weiter geforscht. War es zu verwundern, wenn es zuletzt in dem maßlos aufgeregten Gebaren dessen, der jene Tausende zu verwahren gehabt, nur die schlaue Berechnung des Schuldigen erkennen wollte, welcher den Verdacht von sich abzuwälzen suchte auf einen, dem der Tod den Mund geschlossen?

Sie war nicht aufzufinden gewesen, die entschwundene Summe, bis zum heutigen Tag nicht, obgleich man emsig nach ihrem Verbleib geforscht. Weder damals aber noch späterhin im Lauf der Jahre war Herrn von Weitenfels' Verdacht auf seinen ehemaligen Untergebenen gefallen. Er war niemals für ihn eingenommen gewesen, dessen umständliche Schwerfälligkeit in solchem Gegensatz stand zu seiner eigenen zielbewußten Thatkraft, allein an der lauteren Ehrlichkeit seines Charakters hatte er keine Stunde gezweifelt. Desungeachtet war Herr Hilgert das Opfer geworden, ohne daß Herrn von Weitenfels' Gewissen sich dadurch sehr beschwert fühlte. Erst seit ganz kurzem wollte es ihn bedünken, als habe derselbe gerechte Ursache sich zu beklagen und als sei die Rolle, die er selbst gespielt, keine eben rühmliche gewesen: als habe er nicht eines Thoren vorlauten Eifer mit siegreicher Klugheit zum Schweigen gebracht, sondern rücksichtslos, im Bewußtsein seiner Stärke, den Schwachen zu Boden gebeugt, ihm die Last aufbürdend, welche die eigenen stolzen Schultern sich zu tragen weigerten. —

Der Schloßherr schritt langsam nach dem offenen Fenster zu. Nirgends ein Trostblick, weder in Gegen-

wart und Zukunft, noch in der Vergangenheit. Unthätig mußte er den Enkel dahinsterben sehen, er, der niemals drohendem Unheil gegenüber die Hände müßig in den Schoß gelegt. Nicht einmal seinen letzten Wunsch vermochte er dem kranken Jungen zu gewähren, die Sehnsucht seines armen müden Herzens ihm zu stillen nach dem Freund, dem einzigen, dem er sich angeschlossen während seines liebearmen Lebens. Ein unendliches Mitleid erfüllte des alten Mannes Seele. Sein Auge schweifte hinaus auf die sommerlich prangende Flur, doch er gewahrte sie nicht, beachtete sie nicht. Er dachte nicht an den alten Familiensitz, der nun wieder in fremde Hände übergehen würde, noch an das einsame Alter, das auf ihn wartete, wenn der Enkel von ihm schied, er sah nur immer Ludolfs freudig erglühendes Antlitz vor sich, wie er es einen Augenblick geschaut, und wie ein zweitesmal es aufzuhellen, er willig mit jedem Opfer erkauft haben würde. Mit jedem Opfer?? —

Der Eintritt eines Dieners rief ihn zur Wirklichkeit zurück. Ob der Kutscher anspannen solle zur Rückfahrt, fragte er, man fürchtet sonst die Station nicht mehr zu erreichen?

Der Schloßherr zauderte mit der Antwort und zog die Uhr. Er war gesonnen gewesen, den Nachtschnellzug nach Wien zur Heimkehr zu benützen, ohne abermals Aufenthalt am Karolinenplatz zu nehmen. Was sollte er dort? Die ganze Reise war ja verfehlt, er brachte keine Hilfe mit, keinen Trost, nur der verstorbenen Mutter Bild, welcher der Sohn in kurzer Frist im Tode folgen würde.

„Es eilt nicht," versetzte der Befragte nach einer Pause, „ich gehe mit dem nächsten Zug, ich habe noch mit dem Förster zu reden." —

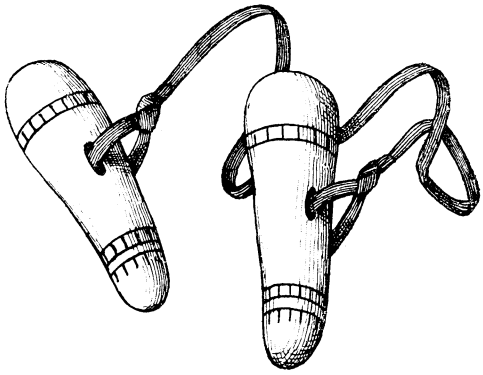
Die Ankunft in der Stadt zu vorgerückter Abendstunde schien Herrn von Weitenfels so sehr ermüdet zu haben, daß ihn auch der Vormittag noch in seiner Villa traf, statt im dahinsausenden Morgenzug auf dem Weg nach der Kaiserstadt. Scheute er sich nun vor der Ankunft in Schönlinden unverrichteter Dinge, war ihm bange vor dem traurigen Wiedersehen? Fast hätte man es glauben mögen, nach der sonderbaren Unschlüssigkeit, die ihn die Abreise zu wiederholtenmalen hatte verschieben lassen und die seit gestern überhaupt sein Thun zu kennzeichnen begann. Es hatte ihn nicht lange in Weitenfels gelitten, wo es ihm doch an mannigfacher Beschäftigung nicht gefehlt, unstet hatte es ihn zur Stadt getrieben, in der er bis zum Abend ausharren mußte, ohne zu wissen, wie er die tödlich langen Stunden ausfüllen sollte. So machte er sich den Vorwurf, während er sich zum Ausgehen ankleidete, für einen Spaziergang, einen zweck- und ziellosen, die Zeit herumzubringen, die wie eine Schnecke kroch. Er konnte ja den neuen Stadtteil in Augenschein nehmen, welcher wie ein Pilz nach dem Regen gleichsam aus der Erde gewachsen, er mußte sich unter Menschen bewegen, die Einsamkeit bedrückte ihn, sie hatte ihn fortgescheucht aus der ländlichen Stille seines Gutes.

Es war eine ziemliche Strecke nach dem neuentstandenen Viertel. Beinahe hätte Herr von Weitenfels, der es gewohnt war, in der Stadt meist seinen Wagen zu benützen, sich nicht hinausgefunden. Er mußte bisweilen Erkundigungen einziehen bei der Jugend, die zu jetziger Ferienzeit sich hier, fern vom Mittelpunkte des Verkehrs, zwanglos im Freien tummelte, und die, wegeweisend, ihm oft Straßen bezeichnete, deren Namen er noch nie vernommen. Einer aber traf sein Ohr mit seltsam bekanntem Klang, als habe er darauf gewartet, ihn zu hören. „Um die Ecke links durch die Langenstraße," hatte der Knabe gesagt und er schickte sich mit plötzlich verlangsamtem Schritt an, der Weisung zu folgen.

So hatte der Gedanke, der zuerst nur flüchtig in ihm aufgeblitzt, der dann, immer wiederkehrend, mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm Besitz ergriffen, ihn, sozusagen gegen seinen Willen, herausgeführt. Eine stille Straße war es, in die er einbog, wenn schon die Bauthätigkeit auch sie erfaßt und Herrn Hilgert zu seinem lebhaft geäußerten Verdruß ein Gegenüber gegeben, ein unliebsamer Anblick, dem er sich zu entziehen strebte, war er auch genötigt, mit ihm auf Luft und Licht zu verzichten. Herr von Weitenfels hob das Auge forschend in die Höhe. Dort drüben blinkte ihm Nr. 10 entgegen, doch das erste Stockwerk machte einen unbewohnten Eindruck mit seinen trotz des bedeckten Himmels heruntergelassenen Sommerläden. Und nun fiel ihm ein, daß dasselbe vielleicht inzwischen seine Bewohner gewechselt, und derjenige, den aufzusuchen er noch schwankenden Sinnes erwog, längst seine Heimstätte in eine andre Gegend, eine andre Stadt verlegt haben könne. Thöricht schalt er sich, den weiten Weg zurückzulegen, ohne sich davon zu überzeugen. Er wollte dies jetzt thun, wollte in irgend einem Laden einen kleinen Einkauf machen, um hierüber Auskunft zu erlangen. Aber schon wieder ging er rasch die Straße hinunter. Allein bevor er deren Ende erreicht hatte, wandte er sich zurück, ungeduldig die Achseln zuckend über die eigene Schwäche, die ihn das hinausschieben ließ, was auszuführen in seinem Innersten ihn rastlos drängte.

Mit entschlossener Ruhe betrat er den steingeplatteten Flur, einst Wotans kühle Zufluchtsstätte vor den sengenden Sonnenstrahlen, und stieg die Treppe hinan. Kein aufklärender Thürschild zeigte ihm den erwarteten Namen — eine der vielen Schrullen des sich schroff von allem geselligen Umgang abschließenden Mieters — jedoch auf sein Klingeln wurde dem Besucher die erwartete Eröffnung, Herr Hilgert wohne hier und sei zu Hause. Einen Augenblick stand Herr von Weitenfels der alten Haushälterin wortlos gegenüber. Sollte er ihr seine Karte geben und um eine Unterredung bitten lassen, oder war es klüger, unangemeldet bei seinem ehemaligen Untergebenen sich einzuführen, gewissermaßen unvorbereitet auf denselben einzudringen? Obschon es seinen Gewohnheiten widerstrebte, entschied er sich für letzteres. Was ihn bisher von dieser Schwelle zurückgehalten, zurückgeschreckt, schwand, da er vor ihr sich fand, dahin. Dahin die Sorge um die eigene Würde, wußte er sich auch vor einer Demütigung gerade

diesem gering geachteten Hilgert gegenüber. Was ihn erfaßte, war die eine Angst, seine Sache nicht gut zu vertreten, sie nicht in die richtigen, ein verbittertes Herz bewegenden Worte zu kleiden, abgewiesen zu werden mit seinem flehentlichen Verlangen. Sein Stolz sollte dem sterbenden Jungen — anders wußte er Ludolf nicht mehr zu nennen — nicht länger störend im Wege stehen, wie er dem Lebenden, Gesunden hemmend gegenüber getreten. — Etwas verblüfft über den unbekannten, vor-



Lederriemen zum Feuerbohrer der Giljaken.

nehm aussehenden Besucher weigerte die Haushälterin sich nicht, denselben in ein Zimmer zu geleiten, in dessen Dunkelheit Herr von Weitenfels erst Mühe hatte sich zurechtzufinden. Seine Führerin zog die dichtgeschlossenen Vorhänge zurück, worauf durch die Läden ein gedämpftes Licht einfiel, und entfernte sich, den Hausherrn zu benachrichtigen, daß man ihn zu sprechen wünsche. Es waren für den Harrenden peinliche Minuten, wie er sie selten zu verbringen gehabt, bis sich die Thüre des Nebenzimmers öffnete und der Herbeigerufene unter ihr erschien.

(Fortsetzung folgt.)

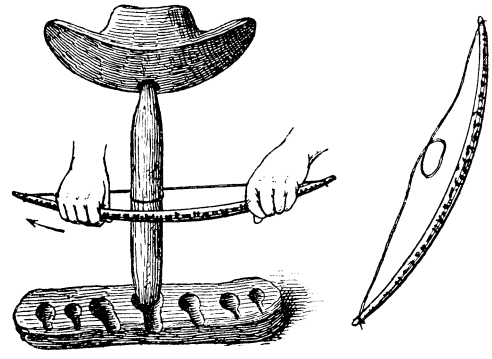
Wie die Wilden Feuer machen.

(Schluß.)

Schon nicht mehr ein eigentliches Reiben, sondern eher ein Quirlen zu nennen ist die Art, auf welche die meisten Indianer Nord- und Südamerikas und die Negerstämme im Herzen Afrikas Feuer erzeugen. Sie nehmen nämlich zwei dünne Holzstäbe, ein weiches Holz als Unterlage, und ein härteres zum drehen, bohren in das untere, das mit den Knieen am Boden festgehalten wird, ein kleines Loch, drücken den harten Holzstab fest in diese Oeffnung und quirlen ihn nun zwischen den beiden Handflächen solange hin und her, bis der sich loslösende Holzstaub verkohlt und sich entzündet. Den Funken fängt man mit Moos oder Holzkohle auf und leitet ihn durch sanftes Anblasen weiter. Einige Negerstämme bohren auch, wie Wißmann berichtet, in das als Unterlage dienende Holzstück eine trichterförmige Oeffnung von der Seite hinein so, daß die Oeffnung oben mit der an der Seite in Verbindung steht. In die seitliche Oeffnung wird dann ein Stück Schwamm oder Zunder gesteckt, das den bei der Reibung entstehenden Funken aufnimmt.

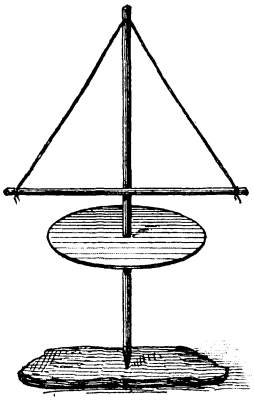
Dieses Manöver dauert wenigstens vier bis fünf Minuten und erfordert überdies gleichfalls eine große Uebung. Daher suchen die Indianer das einmal erhaltene Feuer dadurch zu bewahren, daß sie in das Herdfeuer Stücke feuchten, faulenden Holzes legen. So hält sich das Feuer leicht über Nacht. Ja, gewisse Indianerstämme der Prärieen Nordamerikas verstehen es, die Größe des Holzscheites so zu wählen, daß sie nach Rückkehr von ihrem bisweilen eine Woche dauernden Jagdzuge das verlassene Lagerfeuer noch glimmend antreffen und so der unangenehmen Notwendigkeit, erst wieder Feuer quirlen zu müssen, aus dem Wege gehen. Aus der Größe des verkohlten Teils vermag der kundige Indianer ziemlich genau zu berechnen, wie lange die Jäger bereits unterwegs sind.

Auf demselben Prinzipe beruht das Verfahren der sibirischen Völker und der Aleuten. Aber da diese im hohen Norden der Erde wohnenden Völker das Feuer am notwendigsten brauchen, so haben sie die eben beschriebene Methode mechanisch weiter ausgebildet. Unser Bild zeigt einen Feuerbohrer der Giljaken, einer sibirischen Völkerschaft. Er besteht aus einer abgerundeten Unterlage, in deren Mitte sich ein flaches Loch befindet, einem „Driller", der oben und unten je eine Kuppe aufweist, einem Handgriff, der auf der obern Seite abgerundet ist und in der Mitte ein Loch hat, und einem Lederriemen, der auf jeder Seite in einem Knochenstück endet. Der Apparat wird so in Bewegung gesetzt, daß einer auf der Unterlage kniet und mit beiden Händen den Driller vermittelst des Handgriffes fest gegen dieselbe drückt, während ein zweiter den zweimal um den Driller gelegten Riemen kräftig hin und her zieht. Nach Verlauf von etwa einer Minute erhält man einen Funken. Wiederum verbessert treffen wir den Apparat bei den Eskimos an. Sie nehmen als Unterlage ein zolldickes Brett aus mäßig hartem Holze, in das sie eine Anzahl kreisförmiger Vertiefungen anbringen. Von diesen Vertiefungen führt eine schmale Rinne, die zum Auffangen des sich bei der Reibung loslösenden Holzstaubes dient, bis zum Ende des Brettes. Um nun Feuer zu erzeugen, drückt man in eins der Löcher einen ungefähr zwei Finger dicken, abgerundeten Holzstab, dessen oberes Ende sich in einem mit einer Oeffnung versehenen, aus Walroßzahn halbmondförmig gearbeiteten Knochenstück drehen kann. Auf der oberen Seite hat das Knochenstück einen kleinen rechteckigen Griff, den der Es-



Feuerzündapparat der Eskimos.

kimo beim Drillen mit den Zähnen erfaßt, so daß er auf diese Weise den Stab fest gegen die Unterlage pressen kann. Um den Holzstab wird ein kurzer Riemen aus Seehundsleder geschlungen, dessen beide Enden an einem knöchernen, mit allerlei Bildwerk versehenen Bogen befestigt werden. Bewegt man jetzt den Riemen mittels des Bogens schnell hin und her, so wird auch der Stab in Bewegung gesetzt, und in wenigen Sekunden erhält man einen Funken, der mit getrocknetem Torf aufgefangen wird.



Feuerzeug der Neukaledonier.

Doch so praktisch dies Verfahren auch unstreitig ist — auch der Eskimo sucht das Herdfeuer durch feuchten Torf so gut es geht, zu unterhalten, und ehe er sich dazu entschließt, von neuem Feuer zu drillen — geht er lieber zum Nachbar und holt sich von dessen Feuer eine glühende Kohle.

Die technisch am meisten vollkommene Methode der Feuerzündung finden wir — ein merkwürdiges Spiel des Zufalls — in der Südsee bei den Neukaledoniern, die noch heutigen Tags zum größten Teil Kannibalen sind. — In der Mitte des senkrecht stehenden Drillers ist, wie unsre Abbildung zeigt, ein Rad angebracht, von seiner Spitze geht nach beiden Seiten eine kurze Schnur, deren Enden durch einen zum Driller wagerecht stehenden Stab verbunden sind. Bewegt man nun diesen Stab, nachdem man die Schnüre erst um den Driller geschlungen hat, drückend nach unten, wobei sich die Schnüre vom Driller abwickeln, und läßt ihn dann wieder nach oben gleiten, so daß die Schnüre sich infolge des Schwunges des Rades wieder um den Driller herumwickeln, so entsteht durch die fortgesetzte heftige Reibung in ganz kurzer Zeit ein Funken. — Es ist dies eine Methode, die sich im Prinzip völlig mit der unsrer Drillbohrer deckt, wie sie zur Bearbeitung von Stahl und Eisen zur Anwendung gelangen.

Wir möchten hieran noch ein paar Worte über das Kochen der Wilden anschließen, da auch hierüber irrige Ansichten verbreitet sind. Mit Ausnahme einiger südamerikanischen Indianerstämme, die große Töpfer sind, kocht kein Wilder in einem Kessel. — In der Südsee besteht Kessel und Kochherd zugleich in einem breiten und tiefen Erdloch, das mit Wasser angefüllt ist. Um das Wasser zum Sieden zu bringen, wirft man in diese Erdlöcher heiße Steine. In ähnlicher Weise kochen die Küstenindianer Nordwestamerikas, die überhaupt in vieler Beziehung eine große Verwandtschaft mit den Bewohnern mancher Südseeinseln aufzuweisen haben. Nur benutzen die Indianer statt der Erdlöcher große hölzerne Kisten, die in die Erde eingelassen sind. Man kann sich denken, daß das Wasser durch die hineingeworfenen Steine, die man auf einem Holzfeuer glühend gemacht hat, nicht gerade sauberer wird. Zudem lösen sich von den Steinen jedesmal Brocken ab, die in das gekochte Fleisch dringen und so in den Mund der Indianer gelangen. Hier richten sie unter den Zähnen großes Unheil an, und so kommt es, daß bei all diesen Völkern die Vorderzähne abgebrochen sind. — Die auf der tiefsten Kulturstufe stehenden Völker, wie beispielshalber die Australneger, kochen ihre Nahrung überhaupt nicht, sondern essen sie teils roh, wenn es Fische sind, oder braten sie, wenn es Wildpret ist, indem sie dem erlegten Tiere das Fell abziehen und das Fleisch dann ohne jegliche Zuthat ins Feuer legen.

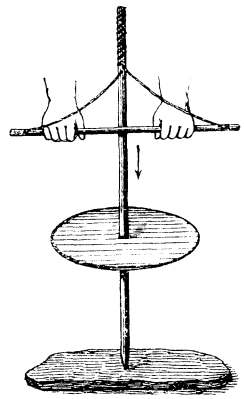
Die wandernden Vögel.

Ein Zauberkunststück.

Aus einem großen Käfig werden zwei darin befindliche Vögel genommen und in einem kleineren Käfig untergebracht. Eine Schatulle wird leer gezeigt und verschlossen, der leere Vogelkäfig mit einem Tuch überdeckt. Der kleinere Käfig verschwindet durch Bedecken mit einem Tuch und erscheint in der Schatulle, jedoch nur mit einem Vogel, während der andre Vogel in dem ursprünglichen großen Käfig wieder auftaucht.

Apparat: In den Boden eines gewöhnlichen Vogelkäfigs lasse von einem Klempner an der rückwärtigen Kante ein Loch 5 cm breit und 8 cm lang schneiden und dasselbe mit einem Schieber, den du durch einen angelöteten an der Rückwand herausragenden Ring auf- und zumachen kannst, versehen. Unter diesem Ausschnitt hättest du ein entsprechend Kästchen aus Blech 5 cm tief anzubringen.

Willst du den Käfig als unvorbereitet oder leer zeigen, dann ergreife ihn am Dache mit der rechten Hand, und stütze ihn scheinbar mit der linken am Boden, hierdurch das angelötete Kästchen verdeckend.

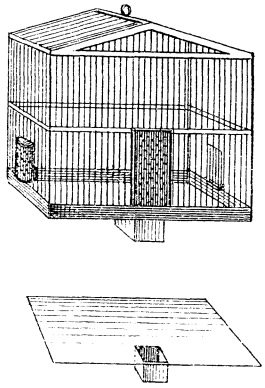


Die Handhabung des neukaledonischen Feuerzeuges.

Ferner verschaffe dir zwei kleinere, sich genau gleichende Käfige, endlich benötigst du als Schatulle noch ein Kästchen, das nach Art des früher einmal beschriebenen Indischen Zauberkorbes gefertigt ist.

Präparation: Berge in dem am großen Käfig befindlichen Kästchen einen Kanarienvogel und im Käfig selbst zwei solche. Damit der Käfig nicht schräg infolge des angelöteten Kästchens steht, wird er entweder über eine offene Klappe des Zaubertisches oder, wenn du einen solchen nicht besitzest, an die hintere Kante eines Tisches gestellt, daß das angelötete Kästchen hinter derselben hinabragt. Einen vierten Kanarienvogel setze in einen der beiden kleinen Käfige und berge diesen in der auf einem Nebentisch stehenden Schatulle. Den andern Käfig nebst Tuch lege zurecht.

Produktion: Du entnimmst die beiden im großen Käfig sichtbaren Vögel diesem und setzest sie in den leeren kleinen Käfig, den du zum Untersuchen gibst. Hierauf bedecke den großen Käfig mit einem Tuche, dabei den Schieber aufziehend. Sodann stürze die Schatulle gegen das Publikum um, zeige sie als leer, bringe sie in ihre frühere Lage und schließe sie zu. Alsdann nimm den kleinen Käfig, in den du die beiden Vögel aus dem großen gebracht hast, zurück und lasse ihn durch Bedecken mit dem Tuche verschwinden.



Der große Käfig für die wandernden Vögel.

Auf dein Kommando erscheint der verschwundene Käfig, jedoch nur mit einem Vogel in der Schatulle, während der andre Vogel durch Abziehen des Tuches in dem großen Käfig angelangt ist.

Etwas gewandt ausgeführt ist dieses Kunststück eines der wunderbarsten und großartigsten.

Die Berliner Universität vor achtzig Jahren.

Im Sommersemester des Jahres 1813 bot die Berliner Universität ein seltsames Bild dar. Nachdem die Vorlesungen eine Zeitlang gänzlich unterbrochen gewesen, versuchten es fünfzehn Dozenten, die Vorlesungen wieder aufzunehmen. Schleiermacher las Sittenlehre vor sieben Hörern, Savigny aber verzichtete. Im ganzen waren nur 28 Hörer immatrikuliert worden. Da noch nicht an Sicherheit vor einem französischen Ueberfall zu denken war, mußte sich auch der Landsturm auf einen Waffengang gefaßt machen. Alles, was nur waffenfähig war, eilte herbei, um an den Uebungen teilzunehmen. Auf dem Exerzierplatz standen Schleiermacher, Marheineke, Fichte, Buttmann, Niebuhr und andre bekannte Größen nebeneinander, einige als Offiziere. Nachdem sie sich am Morgen den dringendsten Amtsgeschäften gewidmet hatten, fanden sie sich nachmittags auf dem Exerzierplatz zusammen. Niebuhr sprach seine Befriedigung darüber aus, daß die zarte Haut seiner Hand vom Anschlagen des Gewehres schwielig zu werden beginne, in einigen Wochen hoffte er so eingeübt zu sein, wie der beste Rekrut. Alles wetteiferte, um die Handhabung der Waffen zu erlernen und die nötige Fertigkeit in den Schwenkungen zu erlangen. Am 14. Mai hielt Schleiermacher sein Kolleg ab, exerzierte nachmittags mit Büchse und Patrontasche auf der Hasenheide und segnete abends das Landwehrbataillon ein, das Tags darauf ausrücken sollte. Dabei mußte auch für Weib und Kind der im Feld Stehenden gesorgt werden. Niebuhr erhob für seine Vorlesungen über römische Altertümer, die er sonst unentgeltlich abhielt, ein Honorar, um es dem Unterstützungsfonds zuzuwenden. Allmählich traten dem Verein 27 Universitätslehrer bei und schufen damit gleichzeitig die erste Grundlage der späteren Witwenunterstützungs- bezw. Pensionskasse der Universitätsprofessoren. Im August 1813 belief sich die Zahl der Immatrikulierten auf 29, sie stieg zu Ostern 1814 auf 70 und zu Michaelis desselben Jahres auf 265. Es war eine erfreuliche Stufenleiter, nach der sich die Abnahme der Gefahr folgern ließ.

Zweisilbige Scharade.

Die Erste war ein deutscher Mann,
Der dadurch Dank und Ruhm gewann,
Daß er die Kraft, die lange schlief,
In Deutschland aus dem Schlummer rief,
So daß das Volk nach schwerer Schmach
Des fremden Herrschers Fesel brach.
Die Zweite lebt zu dieser Frist
Im deutschen Land als Komponist;
Schon oft zerriß sie jäh das Band,
Das Freundesherzen eng umwand;
Auch kommt sie neben Sumpf und Moor
Im deutschen Norden häufig vor.
Das Ganze bohrt an manchem Strand
Sich tief in eine Felsenwand
Und schickt nach weit entlegnem Ort
Die Erste auf den Schiffen fort.
Doch tritt statt u ein e hinein,
So grünt's und blüht's. Was mag es sein?

Auflösung des Quadraträtsels auf Seite 294.

S	c	h	ö	f	f	e
A	t	**h**	e	**n**	e	r
S	c	h	o	t	**t**	e
S	a	m	a	**r**	i	**a**
E	**d**	e	l	m	**u**	t
M	a	**n**	a	s	s	e
S	c	h	e	l	d	e

Auflösung des Zahlenrätsels auf Seite 294.

„Levi, Leo, Olive, Viole, Violine."

Auflösung des Rätsels auf Seite 294.

„Hebel, Hobel."

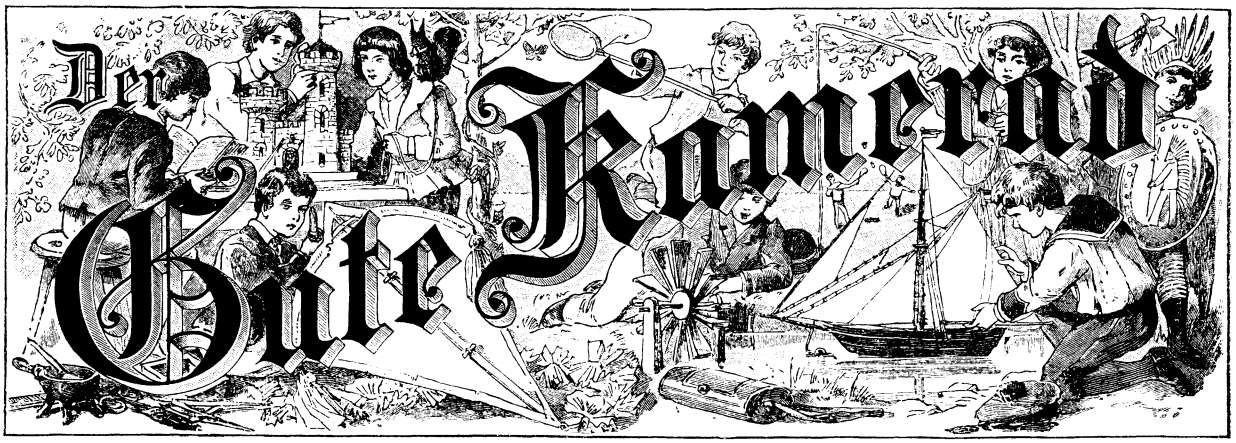
Auflösung des Auszählrätsels auf Seite 294.

Die drei Kreuze unten im Siegel deuten an, daß jeder dritte Buchstabe in der Runde auszuzählen ist, und zwar so lange, bis kein Buchstabe mehr erübrigt. Anzufangen wäre bei dem H, auf welches die Lanzenspitze weist und wird nach rechts gehend in der Runde gegen links gezählt. Das Resultat aller ausgezählten Buchstaben ist der Name:

„Graf Rudolph von Habsburg."

Ringelrätsel.

Das Bild des Affenkopfes ist durch eine einzige Linie dargestellt. Es ist nun die Aufgabe, alle in dieser Linie befindlichen Ringel, d. h. deren Buchstaben (siehe Querlinien) von einem Punkte der Linie angefangen, ihrem Zuge folgend, zu zwei Worten zu verbinden.



8. Jahrgang.
№ 23.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 Mk. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

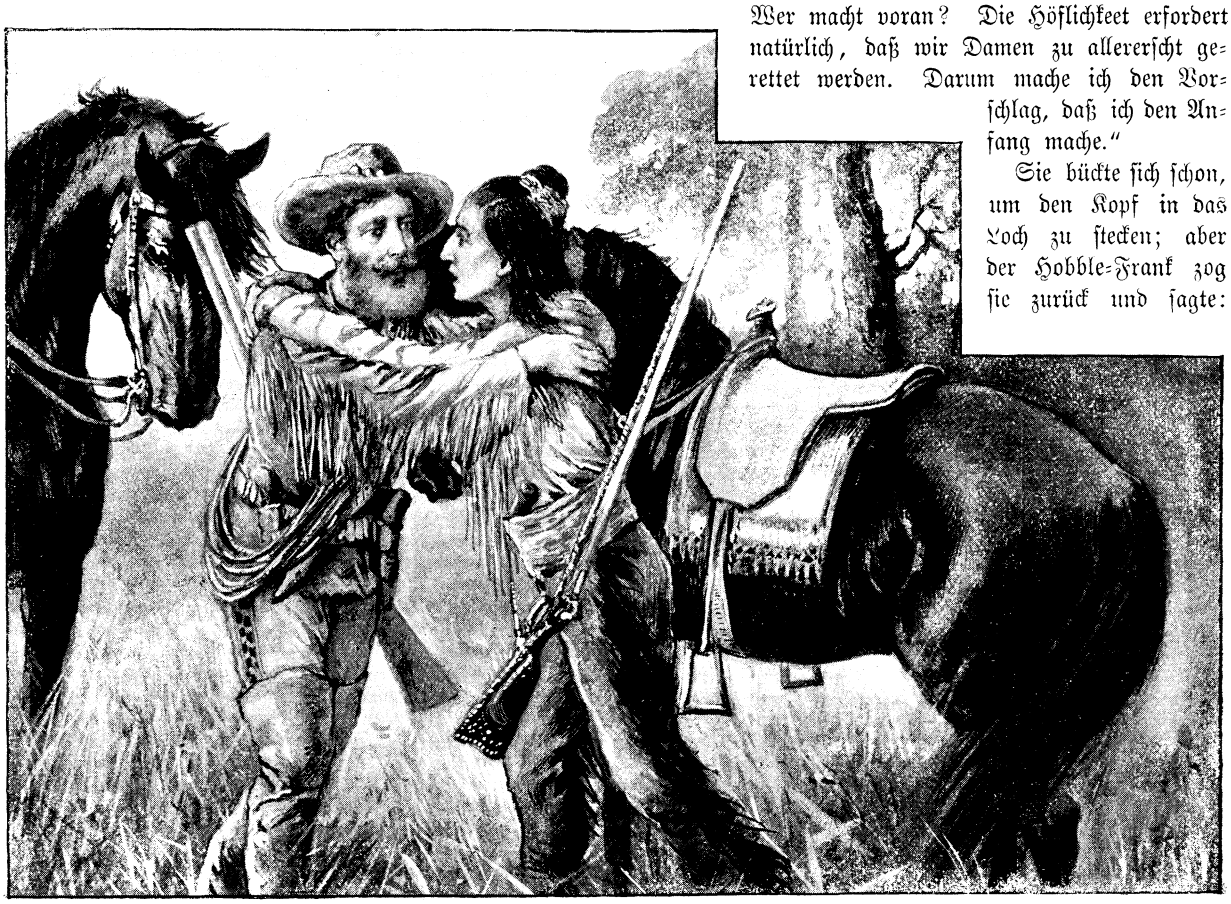
(Fortsetzung.)

Indem immer je zwei und zwei sich ablösten, wurde die ganze Nacht hindurch an dem Loche gearbeitet; es ging äußerst langsam vorwärts, weil die Mauer so stark und der Mörtel fast noch fester als der Stein war. Endlich war man hindurch; ein Stein fiel nach außen. Das kleine Loch, welches dadurch entstanden war, ließ den fahlen Schein des anbrechenden Morgens hereinfallen. Nun ging es rascher; noch eine halbe Stunde und das Loch war so weit, daß ein Mann hinauskriechen konnte.

„Gewonnen!“ jubelte Frau Rosalie. „Dieses Loch is zwar keene bequeme Passage für eene anschtändige Dame, aber wenn es sich um die Freiheit handelt, krieche ich sogar durch eene Feuereſſe, wobei man sich doch schpäter wieder abwaschen kann. Jetzt vorwärts, meine Herren! Wer macht voran? Die Höflichkeet erfordert natürlich, daß wir Damen zu allererscht gerettet werden. Darum mache ich den Vorschlag, daß ich den Anfang mache.“

Sie bückte sich schon, um den Kopf in das Loch zu stecken; aber der Hobble-Frank zog sie zurück und sagte:

> Uebe deine junge Kraft!
> Frisch und allzeit unverdrossen,
> Hilf dir selbst und den Genossen,
> Willst du vorwärts, aufwärts streben,
> Muß ein reines Herz beleben,
> Was dein mut'ger Sinn erschafft!
>
> A. Finz-Godin.



. . . „Wie freut sich meine Seele, meinen guten, weißen Bruder schon heute zu treffen,“ sagte Winnetou. — „Auch ich bin ganz glücklich, den besten und edelsten meiner Freunde bei mir zu haben,“ erwiderte Old Shatterhand.

„Sind Sie denn nich recht gescheit, Madame Eberschbach? Was fällt Ihnen denn ein? Das is nischt für Weiber. Hier müssen die Herren der Schöpfung den Anfang machen."

„Wer?" fragte sie. „Die Herren der Schöpfung? Zu denen rechnen Sie sich wohl ooch mit?"

„Natürlich!"

„Na, da thut mir aber die ganze liebe Schöpfung leed. Ich bin eene Dame, eene deutsche Dame vom zusammengeenten deutschen Kaiserreich. Und haben Sie etwa nicht gehört, daß man gegen Damen zuvorkommend sein soll?"

„Ja, das weeß ich sehr genau und bin es ooch schtets gewesen."

„Das machen Sie mir nich weiß; verschtehn Se mich! Ich danke dafür, wenn eener, der so unhöflich is, sich ooch noch großartig eenen Herrn der Schöpfung nennt!"

„Aber ich verschtehe Sie nich, meine liebste, ergebenste Frau Eberschbach! Ich bin doch ganz und gar zuvorkommend gegen Sie!"

„I, was Sie nich sagen! Wieso denn eegentlich?"

„Weil ich Ihnen beim Hinauskriechen so pomäle zuvorkommen will. Is das denn nich zuvorkommend?"

„O — o — o! Ja, wenn Sie das in dieser Weise meenen, da wenden Sie das Wort ganz falsch an. Sie sollen zuvorkommend sein, indem Sie mich zuvorkommend sein lassen. Können Sie das denn nich begreifen?"

„Sogar sehr gut. Aber Sie machen's doch ganz verkehrt!"

„Verkehrt? Wieso?"

„Na, das Loch da is doch wenigstens fünf Ellen hoch über der darunterliegenden Terrasse. Nich?"

„Jawohl."

„Sie müssen also so hoch hinunterschpringen?"

„Natürlich!"

„Können Sie das?"

„Ich hoffe es. Wenn es sich um meine Freiheit und um mein Leben handelt, schpringe ich, so hoch oder so tief es is."

„Mit dem Koppe voran?"

„Mit dem Koppe? Wie denn anders?"

„Na, wenn Sie mit dem Koppe fünf Ellen tief unten offliegen, da schtoßen Sie ihn sich so weit in die Achseln hinein, daß er gar nich mehr zu sehen is. Man schpringt doch mit den Füßen, aber nich mit demjenigen Körperteele, in welchem der gesunde Menschenverschtand offbewahrt zu werden pflegt. Also muß man mit den Füßen voran durch dieses Loch kriechen!"

„Das is aber dennoch verkehrt. Ich habe doch die Oogen nich in den Füßen!"

„Sehr richtig, wenn Sie nich etwa die Hühneroogen meenen."

„Und ich muß mich doch, wenn ich hinauskomme, erscht genau umsehen, ob niemand da is, der mir schaden kann! Dazu sind die Oogen notwendig, und also muß man mit dem Koppe zuerscht ins Loch."

„Doch das gebe ich zu. Dennoch werden Sie sofort einsehen, daß es höchst rücksichtsvoll von mir is, wenn ich vor Ihnen hinein will. Ich setze den Fall, die Indianer haben die Schteene fallen hören, welche wir hinaus geschtoßen haben. Dann schtehen Sie gewiß Wache und sehen unser Loch. Wenn nun der erschte kommt, der hinaus will, so geben Sie ihm sicher eene Kugel, ganz gleich, ob er mit den Füßen oder mit dem Koppe zuerscht das Morgenlicht erblickt. Wenn Sie nun noch voran wollen, so habe ich nischt dagegen. Schaköng a song Hut!"

„Da danke ich freilich; da danke ich sehr! Ich bin eine Dame und als solche nich verpflichtet, für die Herren der Schöpfung den Kugelfang abzugeben."

Sie trat jetzt außerordentlich schnell zurück. Aber Frank erhielt auch nicht die Erlaubnis, der erste zu sein, sondern Sam Hawkens nahm dieses gefährliche Vorrecht für sich in Anspruch. Er kroch, mit dem Kopfe voran, langsam, sehr langsam vorwärts. Als sein Auge die Mündung des Loches erreicht hatte, fuhr er schnell zurück, kam wieder herein und meldete: „Wahrhaftig, es stehen mehrere Wachen unten auf der Plattform. Unser Loch ist also entdeckt worden."

„Haben sie dich gesehen?" fragte Dick Stone.

„Nein."

„Wie sind sie bewaffnet?"

„Mit Gewehren."

„So schießen sie auf alle Fälle. Sie stehen unten auf der Plattform, auf welche wir springen müssen, und von uns kann immer nur einer hinaus. Wahrscheinlich wird das Loch nicht nur von ihnen, sondern auch von oben aus bewacht. Wollen einmal sehen."

Er nahm seine lange Rifle, stülpte seine unaussprechliche und unbeschreibliche Kopfbedeckung auf die Mündung und schob den Lauf langsam so in das Loch, daß es draußen aussehen mußte, als ob ein Menschenkopf in der Oeffnung erscheine. Draußen ertönte ein Ruf, und zugleich fielen mehrere Schüsse. Er zog das Gewehr wieder herein, untersuchte die Kopfbedeckung genau und sagte: „Zwei Kugeln sind hindurch, eine von unten und eine von oben. Was sagst du dazu, alter Sam?"

Es dauerte eine ganze Weile, ehe der Gefragte antwortete. Sie warteten alle mit großer Spannung auf seine Rede; dann endlich sagte er in einem Tone, welcher ziemlich niedergeschlagen klang: „Es sind auch Wächter über uns, welche über die Kante unsrer Etage hinausblicken und das Loch beobachten. Ueber uns Wächter und unter uns Wächter; das ist schlimm, sehr schlimm!"

„Wir schießen sie weg!" meinte der Hobble wohlgemut.

„Versuch es doch!"

„Warum nich?"

„Ueberlege doch, bevor du sprichst. Kannst du diejenigen, welche auf unserm Dache liegen, wegschießen?"

„Nee. Daran hatte ich freilich nich gedacht; aber desto leichter diejenigen, welche draußen unter uns schtehen."

„Wie willst du das anfangen?"

„Na, ich brauch' doch bloß das Gewehr off sie zu richten und loszudrücken!"

„Das ist leichter gesagt als gethan. Das Loch ist so eng, daß du nur dann auf sie zielen kannst, wenn du das ganze Gewehr, die beiden Hände und den Kopf draußen hast. Aber ehe du dich in diese höchst gefährliche Lage bringst, hast du einige Kugeln im Kopfe."

„Wetter! Das is richtig! Nu haben wir das schöne Loch und können doch nich 'naus!"

„Leider, leider! Wir haben uns umsonst geplagt. Wir können weder durch die Decke noch durch die Mauer."

„Dunner Sachsen! Is das wahr?" fragte Frau Rosalie.

„Es ist nur zu wahr," erklärte Sam.

„Gibt es denn keenen andern Ausweg? Etwa hier durch den Fußboden?"

„Nein, denn es wird unter uns jedenfalls auch aufgepaßt."

„Na, da schtehen die Ochsen ja gerade so am Berge wie vorher! Und das will sich Herren der Schöpfung nennen. Wenn ich een Mann wäre, ich wüßte gewiß, was ich thäte!"

„Nun, was?"

„Ja, das weeß ich eben nich, weil ich keen Mann, sondern eene Dame bin. Die Herren sind da, um uns zu schützen; verschtehn Sie mich? Nu thun Sie doch Ihre Pflicht! Ich hab's ganz und gar nich nötig, mir den Kopp darüber zu zerbrechen, wie Sie mich aus dieser Gefangenschaft retten wollen. Aber 'raus muß ich unbedingt, und so fordre ich Sie off, Ihre paar Sinne anzuschtrengen, um zu ermitteln, off welche Weise Sie mich retten können und sich dazu!"

Es trat eine lange Pause ein. Jeder und jede dachte nach, ob es denn keinen Weg der Rettung gebe; aber es erhob niemand die Stimme, um einen solchen zu verkünden. So verging eine halbe, eine ganze Stunde in trübem, peinlichen Schweigen. Da endlich hörte man Schi-So sagen: „Das Denken und Grübeln bringt keinen Nutzen. Wir können nicht hinaus, denn wir müßten einzeln hinauskriechen und würden einzeln weggeschossen. Dennoch aber denke ich, daß wir gerettet werden."

„Wie? Wie? Wodurch? Auf welche Weise?" erklang es um ihn her.

„Old Shatterhand und Winnetou wollen sich auf Forners Rancho treffen. Forner wird ihnen von uns sagen, und es ist gewiß, daß diese beiden berühmten Männer unsrer Spur folgen. Sie werden also hier nach dem Pueblo kommen."

„Ja," erklärte Sam mit einem tiefen Seufzer, „das ist die einzige Hoffnung, die wir noch haben können. Sie werden kommen; darauf möchte ich schwören, und wenn wir es bis dahin aushalten, werden wir gerettet werden."

„Aber das sind doch nur zwee Menschen. Was können die gegen so viele Indianer ausrichten?" warf Frau Rosalie ein.

„Schweigen Sie unterthänigst!" wurde sie von dem Hobble aufgefordert. „Was verschtehen Sie von diesen beeden Helden, die meine Freunde und Gönner sind! Ich sage Ihnen: Und wenn tausend Rote uns bewachen, Old Shatterhand und Winnetou holen uns doch heraus, entweder mit List oder mit Gewalt, je nachdem es ihnen beliebt. Die haben noch ganz andre Sachen fertig gebracht. Wenn sie nur erscht unsre Schpur haben, nachher brauchen wir uns nich zu sorgen; sie holen uns heraus, und nich uns alleene!"

„Wen denn noch?"

„Doch den Bankier, wenn er noch lebt."

„Der wird wohl nicht mehr leben," meinte Sam; „er nicht und sein Buchhalter nicht. Auf diese beiden war es wohl ganz besonders abgesehen, sonst hätte man sie nicht von uns getrennt."

Er hatte recht, jedoch in andrer Art. Auf sie wa es allerdings besonders abgesehen gewesen, doch nicht so, daß es, wenigstens von seiten des Häuptlings, ihr Leben galt. Sie waren entkommen und mit dem Oelprinzen, Buttler und Poller gegen Norden geritten, ohne anzuhalten, bis sie um die Mittagszeit in den Mogollonbergen den ersten Wald erreichten, der ihnen Schatten, Kühlung und Wasser bot. Da stiegen sie ab und setzten sich an einem Bache nieder, um auszuruhen und auch ihren Pferden Erholung zu gönnen. Hier war es, wo der Oelprinz sein Märchen erzählte, mit welchem er dem Bankier die Ereignisse des vergangenen Abends zu erklären versuchte, was ihm auch vollständig gelang. Rollins hielt ihn jetzt fest für einen Ehrenmann und freute sich auch darüber, in Buttler und Poller so brave und ehrenwerte Gefährten gefunden zu haben.

Als sie sich ausgeruht hatten, stiegen sie wieder auf und ritten weiter, bis sie gegen Abend eine Stelle fanden, welche sich sehr gut zum Lagerplatze für die Nacht eignete. Es gab da Wasser und genug dürres Holz, um ein Feuer die ganze Nacht zu unterhalten. Daß der Oelprinz, Buttler und Poller sehr reichlich mit Nahrungsmitteln versehen waren, die sie nur vom Pueblo mitgenommen haben konnten, das fiel weder Rollins noch Baumgarten auf. Als Poller das Feuer anbrannte, meinte Buttler im Tone leiser Besorgnis: „Wir befinden uns in der Nähe des Gebietes der Nijoraindianer. Wäre es nicht vielleicht besser, auf das Feuer zu verzichten, welches uns verraten kann?"

„Es hat keine Gefahr," erklärte der Oelprinz. „Ich stehe mit den Nijoras auf gutem Fuße."

„Aber sie haben das Kriegsbeil ausgegraben!"

„Thut nichts. Mir sind sie selbst auf dem Kriegszuge nicht gefährlich."

„Mag sein; aber sie wohnen nördlich von hier und die Gileños südlich; wir befinden uns also auf der Grenze zwischen beiden, und solche Grenzgebiete sind stets gefährlich, weil da etwaige Feindseligkeiten zuerst beginnen und zum Austrage gebracht werden. Da gibt es immer einzelne Herumtreiber, welche die gefährlichsten sind und weder Feind noch Freund schonen, wenn sie nur ihre Rechnung dabei finden."

„Und ich sage dir, du kannst sicher sein, daß sich in dieser ganzen Gegend außer uns kein Mensch befindet. Und gerade diese Stelle liegt tief versteckt; ich glaube, ich

bin der einzige, der sie kennt, denn so oft ich auch hier war, bin ich doch niemals einem Menschen begegnet und habe auch nie die leiseste Spur von einem solchen gefunden. Wir befinden uns im weiten Umkreise ganz allein und können ruhig unser Feuer brennen lassen."

Er war vollständig überzeugt, recht zu haben, und hatte doch nicht recht, denn es gab nordwärts von ihnen zwei Reiter, welche, ohne daß sie einander sahen, das gleiche Ziel zu verfolgen schienen, nämlich die Stelle, an welcher der Oelprinz mit seinen Begleitern lagerte.

Diese beiden Reiter waren vielleicht drei englische Meilen von diesem Lagerplatze und nur eine voneinander entfernt und hielten einer wie der andre nach Süden zu.

Der eine war ein Weißer und ritt einen prächtigen Rapphengst mit roten Nüstern und jenem Haarwirbel in der langen Mähne, welcher bei den Indianern als sicheres Kennzeichen vorzüglicher Eigenschaften gilt. Sattel und Riemenzeug waren von feiner, indianischer Arbeit. Dieser Mann war von nicht sehr hoher und nicht sehr breiter Gestalt, aber seine Sehnen schienen von Stahl und seine Muskeln von Eisen zu sein. Ein dunkelblonder Vollbart umrahmte sein sonnverbranntes, ernstes Gesicht. Er trug ausgefranste Leggins und ein ebenso an den Nähten ausgefranstes Jagdhemd, lange Stiefel, welche er bis über die Kniee emporgezogen hatte, und einen breitkrämpigen Filzhut, in dessen Schnur rundum die Ohrenspitzen des grauen Bären steckten. In dem breiten, aus einzelnen Riemen geflochtenen Gürtel, der rundum mit Patronen gefüllt zu sein schien, staken zwei Revolver und ein Bowiemesser. An ihm hingen außer mehreren Lederbeuteln zwei Paar Schraubenhufeisen und vier fast kreisrunde, dicke Stroh- oder Schilfgeflechte, welche mit Riemen und Schnallen versehen waren. Von der linken Schulter nach der rechten Hüfte trug er einen aus mehrfachen Riemen geflochtenen Lasso und um den Hals an einer starken Seidenschnur eine mit Kolibribälgen verzierte Friedenspfeife, in deren Kopf indianische Charaktere eingegraben waren. In der Rechten hielt er ein kurzläufiges Gewehr, dessen Schloß eine höchst eigentümliche Konstruktion besaß — es war ein fünfundzwanzigschüssiger Henrystutzen — und über seinem Rücken hing ein doppelläufiger Bärentöter von allerschwerstem Kaliber, wie es heutigen Tages keinen mehr gibt.

Der echte Prairiejäger gibt nichts auf Glanz und Sauberkeit; je mitgenommener er aussieht, desto größer die Ehre, denn desto mehr hat er mitgemacht. Er betrachtet einen jeden, der auf sein Aeußeres etwas hält, mit souveräner Geringschätzung; der allergrößte Greuel aber ist ihm ein blankgeputztes Gewehr. Nach seiner Ueberzeugung hat kein Westläufer die nötige Zeit, sich mit solchen Nebendingen abzugeben. Nun aber sah an diesem Manne alles so sauber aus, als sei er erst gestern von St. Louis aus nach dem Westen aufgebrochen. Seine Gewehre schienen vor kaum einer Stunde aus der Hand des Büchsenmachers hervorgegangen zu sein. Seine Stiefel waren makellos eingefettet und seine Sporen ohne die geringste Spur von Rost. Seinem Anzuge konnte keine Spur von Strapazen angesehen werden, und wahrhaftig, er hatte nicht nur sein Gesicht, sondern sogar seine Hände rein gewaschen! Es war wirklich gar nicht schwer, in ihm einen Sonntagsjäger zu vermuten.

Und allerdings, dieser Westmann war sehr, sehr oft von Leuten, die ihn nicht kannten und zum erstenmal sahen, seines saubern Aeußeren wegen für einen Sonntagsjäger gehalten worden. Sobald sie aber seinen Namen hörten, sahen sie ein, welch ein grundfalsches Urteil sie gefällt hatten, denn er war kein andrer als Old Shatterhand, der berühmteste, verwegenste und dabei doch bedächtigste Jäger des wilden Westens, der unerschütterliche Freund der roten Nation und zugleich der unerbittlichste Feind aller Bösewichter, deren es jenseits des Mississippi eine Menge gab und noch heute gibt.

Old Shatterhand war sein Kriegsname, abgeleitet von dem englischen Worte shatter, zerschmettern, niederschmettern. Er vergoß nämlich nur dann das Blut eines Feindes, wenn es unbedingt nötig war, und selbst dann tötete er nicht, sondern verwundete nur. Im Handgemenge pflegte er, dem man eine solche Körperkraft kaum ansah, den Gegner mit einem einzigen Hiebe gegen die Schläfe niederzuschmettern. Daher der Name, der ihm von den weißen und roten Jägern gegeben war.

Und der andre Reiter, welcher eine englische Meile westlich von ihm ritt, war ein Indianer; das Pferd, auf welchem er saß, glich ganz genau demjenigen von Old Shatterhand.

Es gibt Menschen, welche gleich im ersten Augenblick der Begegnung, noch ehe sie gesprochen haben, einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf uns machen. Ohne daß eine solche Person sich freundlich oder feindselig verhalten hat oder verhalten konnte, weil man sie eben zum erstenmal sieht, fühlt man sogleich und deutlich, ob man sie hassen oder lieben werde. Ein solcher Mensch schien dieser Indianer zu sein.

Er trug ein weißgegerbtes, mit roter, indianischer Stickerei verziertes Jagdhemd. Die Leggins waren aus demselben Stoffe gefertigt und mit dicken Fransen von Skalphaaren besetzt. Kein Fleck, keine noch so geringe Unsauberkeit war an Hemd oder Hose zu bemerken. Seine kleinen Füße steckten in mit Perlen gestickten Mokassins, welche mit Stachelschweinsborsten geschmückt waren. Um den Hals trug er einen kostbaren Medizinbeutel, die kunstvoll geschnitzte Friedenspfeife und eine dreifache Kette von den Krallen des grauen Bären, welche er mit größter Lebensgefahr dem grauen Bären, dem gefürchtetsten Raubtiere der Felsengebirge, abgenommen hatte. Um seine schlanke Taille schlang sich ein breiter Gürtel, welcher aus einer kostbaren Santillodecke bestand. Aus demselben schauten, wiederum so wie bei Old Shatterhand, die Griffe zweier Revolver und eines Skalpmessers hervor. Den Kopf trug er unbedeckt. Sein langes, dichtes, blauschwarzes Haar war in einen hohen, helmartigen Schopf geordnet und mit einer Klapperschlangenhaut durchflochten. Keine Adlerfeder, kein andres Unterscheidungszeichen schmückte diese Frisur, und doch sagte man sich gleich beim ersten

Blicke, daß dieser rote Krieger ein Häuptling, und zwar kein gewöhnlicher, sein müsse. Der Schnitt seines schönen, männlich ernsten Angesichtes konnte ein römischer genannt werden; die Backenknochen standen kaum merklich vor, die Lippen des vollständig bartlosen Gesichtes waren voll und doch fein geschwungen und die Hautfarbe zeigte ein mattes Hellbraun mit einem leisen Bronzehauch. Quer über dem Sattel hatte er ein Gewehr vor sich liegen, dessen Holzteile dicht mit silbernen Nägeln beschlagen waren.

Wäre ihm ein Westmann begegnet, der ihn noch nie

. . . der Kapitän wies nach einem lichten Punkte am Horizont, der sich beim Näherkommen als ein prachtvoller Eisberg entpuppte . . .

gesehen hatte, er hätte ihn sofort an diesem Gewehre erkannt, welches der Gegenstand des Gespräches an Tausenden von Lagerfeuern gewesen war. Es gab im Westen drei Gewehre, an deren Berühmtheit kein viertes reichte; das waren Old Shatterhands Henrystutzen, sein Bärentöter und Winnetous Silberbüchse. Dieser rote Reiter war also Winnetou, der Häuptling der Apachen, überhaupt der berühmteste Häuptling des Westens, der treueste und aufopferndste Freund seiner Freunde und zugleich der gefürchtetste Gegner aller seiner Feinde.

Er ritt nicht nach unsrer Manier, sondern er hing vornüber auf seinem Pferde, als ob er das Reiten gar

nicht verstehe. Sein Blick schien müd und träumerisch unausgesetzt am Boden zu haften, aber wer ihn kannte, der wußte, daß seine Sinne von einer unvergleichlichen Schärfe waren und seinem Auge nichts, aber auch gar nichts entging.

Da plötzlich richtete er sich mitten im Reiten auf; ebenso schnell hatte er seine Silberbüchse angelegt und auf einen Baum gerichtet; der Schuß krachte; es war ein kurzer, scharfer, sonorer Knall. Er lenkte sein Pferd nach dem Baume, ganz an denselben heran, stieg mit den Füßen auf den Sattel, langte in eine Höhlung, welche sich in der Nähe des untersten Astes befand, und zog den Gegenstand hervor, nach welchem er geschossen hatte. Es war ein Tier von der Größe eines mittleren Hundes mit gelblich grauem Pelze, dessen Grannen schwarze Spitzen hatten; der Schwanz war halb so lang wie der Körper. Dieses Tier war ein Waschbär oder Schupp, bei den Amerikanern Coati oder Raccoon genannt, für jeden Jäger ein höchst willkommener Braten.

Kaum hatte er den Waschbären in der Hand, und noch waren seit seinem Schusse nicht zehn Sekunden vergangen, so ertönte östlich von ihm ein zweiter Schuß, welcher einen tiefen, eigentümlich schweren Fall hatte.

„Uff!“ sagte der Indianer überrascht zu sich. „Akaya Selkhi-Lata!“

Dieser Ausruf in der Apachensprache heißt: „Dort ist Old Shatterhand!“ Und sonderbar: Auch Old Shatterhand hatte scheinbar ganz gleichgültig und in sich versunken seinen Weg verfolgt, als der Schuß des Apachen fiel. Sofort hielt er sein Pferd an und sagte: „Das war Winnetou, der Häuptling der Apachen! Ich kenne die Stimme seiner Silberbüchse.“

Er hatte diese Worte in deutscher Sprache gesagt, ein untrügliches Zeichen, daß er ein Deutscher war. Schnell nahm er seinen Bärentöter vor und gab den Schuß ab, an welchem Winnetou augenblicklich seinen Freund erkannte. Dem Europäer und auch jedem andern, der den Westen nicht betreten hat, scheint dies unmöglich zu sein; aber der erfahrene und geübte Westmann kennt die Stimme jedes ihm bekannten Gewehres; seine Sinne sind geschärft, weil von der Feinheit derselben hundertmal sein Leben abgehangen hat und noch abhängen wird. Wer sich diese Sinnesschärfe nicht anzueignen vermag, der geht verloren. Wie verschieden ist die menschliche Stimme! Man hört einen Bekannten unter Tausenden heraus. Und wie ist es z. B. mit dem Hundegebell? Erkennst du deinen Phylax, Cäsar, Ami oder Nero nicht sofort an der Stimme? So ist es auch mit den Gewehren. Ein jedes hat eine andre, seine eigene Stimme; das weiß und hört freilich nur derjenige, der ein Ohr dafür hat.

Als die beiden Schüsse, an denen die Freunde einander sich erkannten, gefallen waren, verließen sie ihre bisherige Richtung und ritten aufeinander zu, Old Shatterhand westlich und Winnetou östlich. Um den andern genau zu finden, schoß jeder noch einmal; dann trafen sie auf einer kleinen Lichtung zusammen, sprangen von den Pferden und umarmten und küßten einander.

„Wie freut sich meine Seele, meinen guten, weißen Bruder schon heut zu treffen!“ sagte Winnetou. „Wir wollten erst übermorgen uns auf Forners Rancho finden. Mein Herz sehnte sich seit langer Zeit nach dir und meine Gedanken eilten dir viele Tagereisen weit entgegen.“

„Auch ich bin ganz glücklich, den besten und edelsten meiner Freunde bei mir zu haben,“ erwiderte Old Shatterhand. „Ich habe an dich mit Sehnsucht gedacht; du hast mir gefehlt, seit ich von dir schied, und meine Seele ist nun stille, da ich dich vor mir sehe. Wie ist es meinem Bruder während dieser langen Zeit ergangen?“

(Fortsetzung folgt.)

Coriolan.

Zu Rom war es einst wie überall in der Welt, es gab Reiche und Arme, Vornehme und Geringe. Die ersteren, die sich Patrizier nannten, vergrößerten ihren Reichtum und ihr Ansehen immer mehr, und nicht selten geschah dies auf Kosten der weniger Bemittelten, der Geringen in Rom, welche Plebejer hießen, weshalb sich unter den Einwohnern der Stadt Uneinigkeit und Zwietracht erhob, die oft zu heftigen Kämpfen führten. Jedes Jahr gab es Krieg mit den Nachbarvölkern; da mußten die Bürger ins Feld ziehen. Aber wer bestellte dann dem geringen Manne seine Aecker, die ihn mit seiner Familie ernähren mußten. Sklaven, wie die vornehmen Patrizier, konnte er nicht halten: und so blieben seine Felder oft unbebaut liegen. Wenn er dann siegreich aus der Schlacht heimkehrte, so fand er dort nicht selten bittere Not. Er ging zu einem Patrizier und borgte Geld. Dafür mußte er hohe Zinsen zahlen, und wenn er diese nicht pünktlich brachte, so wurden ihm die Aecker genommen oder seine eigenen Kinder als Sklaven verkauft. Nachdem er nichts mehr zu verpfänden hatte, verkaufte der Arme, um nur das Leben zu erhalten, sich selbst. Gegen diesen abscheulichen Menschenhandel war noch kein Gesetz vorhanden; nichts hielt die grausame Habsucht der reichen Patrizier in Schranken. Sie sperrten ihre Schuldner in Gefängnisse und Schuldtürme, verurteilten sie zur Zwangsarbeit unter blutigen Geißelhieben oder zur Leibeigenschaft.

In dieser Not suchte das Volk sich selbst zu helfen. Als damals die Latiner feindlich gegen Rom anzogen, weigerte sich der größte Teil des gemeinen Volkes, ergrimmt über seine unmenschliche Behandlung von seiten der Patrizier, die Waffen zu ergreifen. Es erschien ihm thöricht, einen Tyrannen abzuwehren, um Hunderte zurückzubehalten. Sie wanderten aus nach dem sogenannten Heiligen Berg, eine Stunde Weges von der Stadt entfernt, um sich dort niederzulassen. Nun sahen sich die Patrizier zum Nachgeben gezwungen. Sie schickten Gesandte an die Plebejer, um sie zur Rückkehr zu bewegen, unter ihnen den klugen, beredten Menenius Agrippa, der immer als Volksfreund gegolten hatte. Dieser sprach zu den Plebejern: „Hört eine Geschichte an! Einst empörten sich die Glieder des Körpers gegen den Magen. Sie wollten es

nicht länger dulden, daß dieser allein in behaglicher Ruhe in der Mitte sitze und sich von den andern füttern und tragen lasse. Sie versagten ihm also ihren Dienst. Die Hände wollten keine Speise mehr an den Mund bringen, der Mund sie nicht aufnehmen und die Zähne sie nicht zermalmen. Diesen Vorsatz führten die Glieder eine Zeitlang aus. Aber bald merkten sie, daß sie sich selbst dadurch schadeten. Sie fühlten nämlich, daß es der Magen sei, der die Säfte der empfangenen Speisen durch alle Glieder verteile und dadurch ihnen allen Kraft und Munterkeit gebe. Sie ließen daher von ihrem Vorhaben ab und söhnten sich wieder mit dem Magen aus."

Das Volk begriff bald den Sinn dieser Worte und sah ein, daß seine Empörung und seine Trennung dieselbe Schwäche und Hinfälligkeit zur Folge haben würden. Es ging deshalb auf einen Vergleich ein unter folgenden Bedingungen: Erstens sollten alle Schulden erlassen und alle eingezogenen Schuldner wieder in Freiheit gesetzt werden. Dann sollte es auch dem Volke gestattet sein, aus seiner Mitte sich besondere Vertreter zu wählen, die für das Beste der Plebejer wachen und berechtigt sein sollten, jeden Obrigkeitsbeschluß, den sie für ihre Gemeinde nachteilig hielten, durch ihren Einspruch sofort wieder aufzuheben. So war also der Friede wenigstens für einige Zeit hergestellt.

Ein großer Teil der Patrizier war jedoch unwillig, daß die Plebejer jetzt mehr sein sollten, als ehedem, und sie lauerten nur auf eine Gelegenheit, ihrem Unwillen Luft zu machen. Es lebte damals in Rom ein Patrizier, Cajus Marcius, der von der Eroberung der Volskischen Stadt Corioli den Beinamen Coriolanus führte. Vornehme Geburt, Reichtum und Kriegsruhm machten ihn stolz, daß wenige so glühend die Plebejer haßten, wie er. Nun entstand um diese Zeit eine große Hungersnot in Rom. Da ließ der Senat Getreide zu Schiffe herbeiführen, um es unentgeltlich oder um geringen Preis an das Volk abzugeben. Aber der stolze Coriolanus machte den Vorschlag, dem Volke nur dann Korn verabfolgen zu lassen, wenn es einwillige, daß die Volksvertreter im Rat wieder abgeschafft würden.

„Mag doch der Pöbel" — rief er unter anderm mit bitterem Hohne — „wieder nach seinem Heiligen Berge oder nach einem sonst beliebten Hügel ziehen; wir wollen sehen, wer ihn abermals zurückruft!" Hierüber geriet das Volk in Wut und verlangte Bestrafung des Mannes. Coriolan sollte als Hochverräter vor das Volksgericht gestellt werden, und die Tribunen bestimmten ihm den Tag des Verhörs. Die Patrizier flehten um Gnade für ihn, er selbst aber zeigte Trotz und Hohn und verachtete die Anklage. Als er jedoch sah, daß er verurteilt werden würde, wartete er den Gerichtstag nicht ab, sondern entfernte sich aus Rom. Das Volk verurteilte ihn abwesend zu lebenslänglicher Verbannung.

Coriolan hatte unter furchtbaren Drohungen die Stadt verlassen und war zu den Volskern gegangen, die damals geschworene Feinde der Römer waren, und beredete sie, den Römern den Krieg anzukündigen. Sie stellten ihn mit Freuden an die Spitze ihres Heeres und er jauchzte schon bei dem Gedanken, Rache an den Plebejern üben zu können. Alles ging nach Wunsch; er schlug die Römer überall und rückte endlich selbst bis Rom vor. Die Römer erschraken. Die Weiber liefen mit Angstgeschrei durch die Straßen; in den Tempeln umfaßten die Greise die Bilder der Götter und flehten um Abwendung der Gefahr, und das Volk ruhte nicht eher, bis der Senat eine Gesandtschaft an Coriolan abgehen und ihm Widerruf der Verbannung anbieten ließ, wenn er abzöge. Coriolan wies sie mit Hohn ab, und als sie nun zum zweitenmal kam, ließ er sie nicht einmal vor sich. Eine Gesandtschaft, die aus den ehrwürdigsten Priestern in ihren Feierkleidern bestand, hatte kein besseres Schicksal.

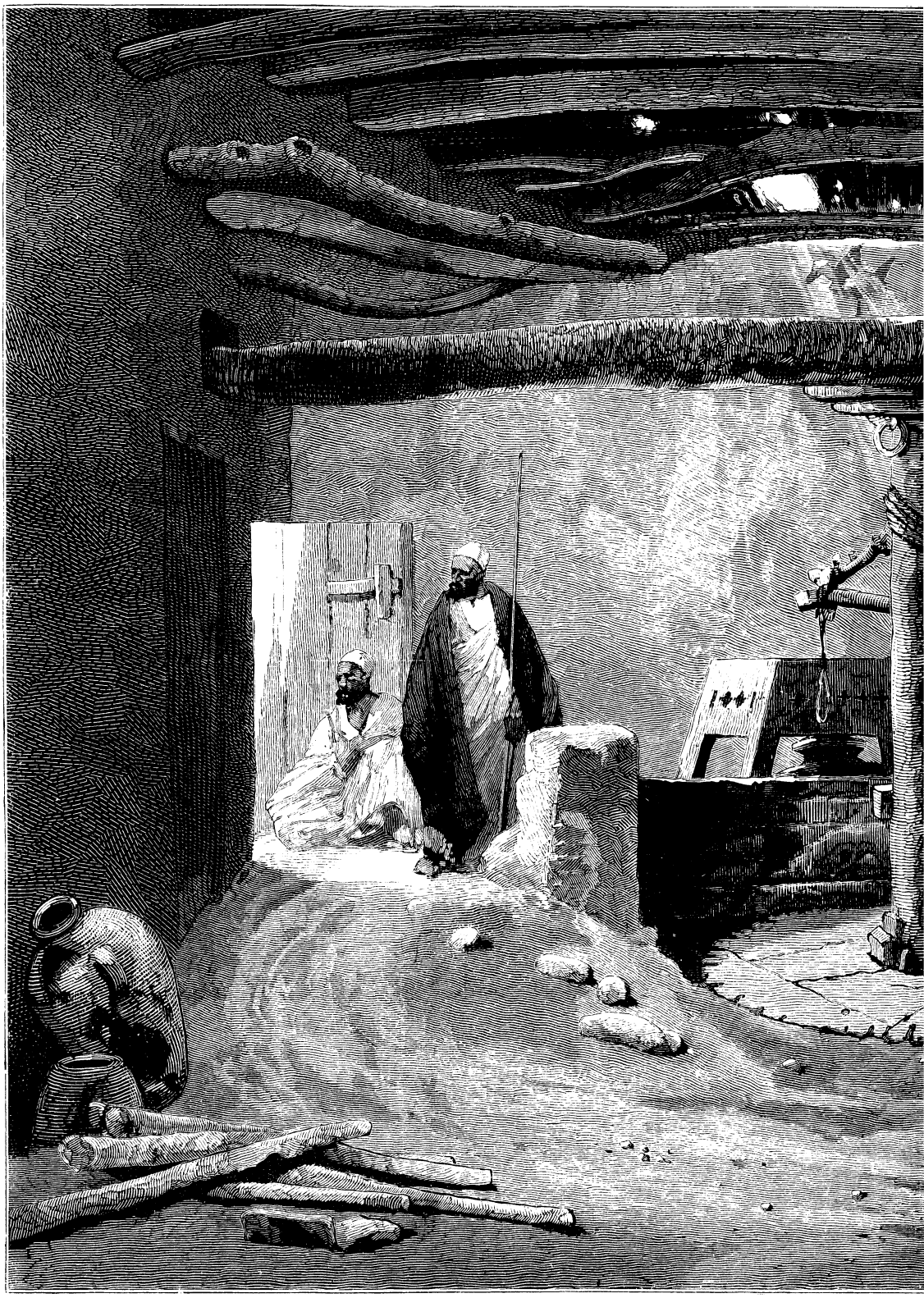
Da flehten die römischen Frauen Coriolans Mutter Veturia und seine Frau Volumnia an, mit ihnen in das Volskische Lager zu gehen und zu versuchen, ob sie den harten Sinn des Siegers erweichen könnten. Als man ihm meldete, es nahe sich dem Lager ein Zug römischer Weiber, wendete er sich mit Unwillen weg. Aber kaum hatte er gehört, daß auch seine Mutter, seine Gemahlin und Kinder mit in dem Zuge seien, so ging er ihnen freundlich entgegen. Anfangs widerstand er ihren Bitten und forderte sie auf, das falsche Rom zu verlassen und bei ihm zu bleiben. Als aber seine alte Mutter wie verzweifelnd sich bittend und flehend zu seinen Füßen warf, als Weib und Kinder weinend sich um seine Kniee schmiegten: da endlich siegte die Stimme der Natur über das Herz des erzürnten Siegers. Gerührt hob er die inniggeliebte Mutter auf und mit Thränen rief er an ihrem Halse: „O Mutter, Mutter! Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren!" Er entließ die Frauen, führte das Heer zurück und ward dafür von den getäuschten Volskern erschlagen. Das Wort, das Coriolan seiner Mutter zugerufen, war also schnell in Erfüllung gegangen.

Spät erkannt.

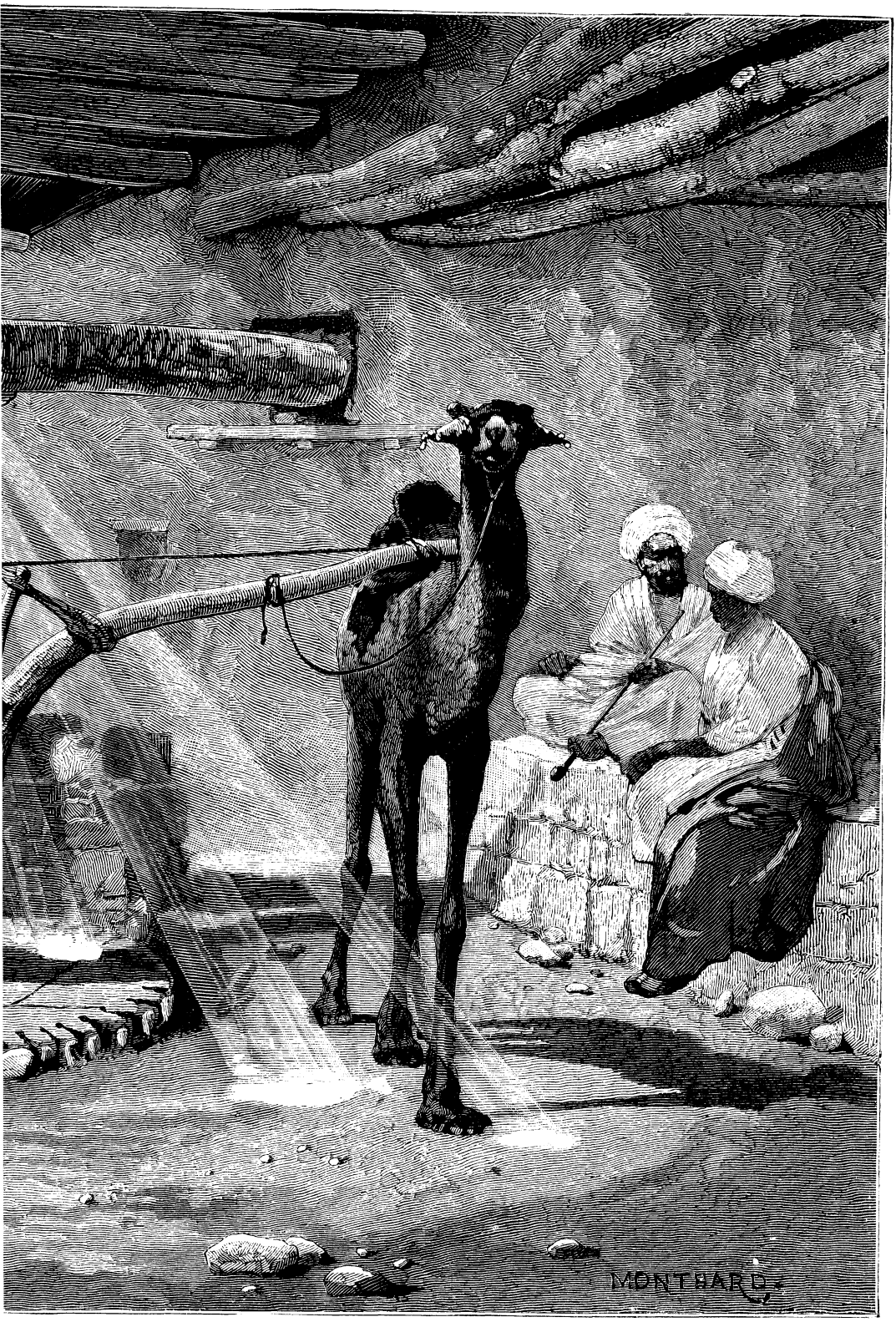
(Fortsetzung.)

„Hilgert," rief Herr von Weitenfels tief erschüttert beim Anblick der vorgebeugten Gestalt, die sich von seiner eigenen aufrechten Haltung so unvorteilhaft unterschied, „Hilgert, kennen Sie mich nicht mehr, Ihren früheren Chef, der heute zu Ihnen kommt mit einer Bitte . . . ." Die Worte erstarben ihm auf den Lippen vor der gebieterischen Bewegung, mit welcher der Angesprochene auffuhr und die Hand ausstreckend, ihm zu schweigen winkte.

„Ich habe Sie von je als furchtlosen Charakter gekannt, Herr Stöger, ich bitte um Entschuldigung, Herr



Getreidemühle



erägypten.

von Weitenfels muß ich nun sagen, doch soviel Kühnheit hätte ich selbst Ihnen nicht zugetraut," begann Herr Hilgert, indem er sich bemühte, die heftige Erregung zu zügeln, die sich im Funkeln seiner Augen, im Zucken jeder Muskel seines Gesichtes nur zu deutlich aussprach.

„Es ist mir nicht leicht geworden, den Fuß in Ihre Wohnung zu setzen, mich gegen Ihr schriftlich ausgesprochenes Verlangen an Sie heranzudrängen," versetzte der unwillkommene Besucher. „Allein die verzweifelnde Angst hat meinen widerstrebenden Willen bezwungen, mein Enkel stirbt und verlangt mit dem letzten Wunsche seiner todesmatten Seele nach dem Freunde, nach Georg." — „Georg bleibt bei mir," sagte Herr Hilgert, „er weiß, daß er keine Gemeinschaft haben kann mit jenen, die seines Vaters Leben zerstörten."

„Ludolf ist schuldlos, er war noch nicht geboren zu jener Zeit."

„Er ist Ihr Enkel, Herr von Weitenfels. Guter Gott!" rief Herr Hilgert leidenschaftlich aus, „hat denn die Selbstsucht Sie so ganz verblendet, daß Sie es gar nicht zu fassen vermögen, was Sie mir thaten, wie Sie mir alles nahmen, mir, der bestrebt war, seine Pflicht zu erfüllen, der nichts besaß als seinen unbescholtenen Namen!"

„Ich habe Sie niemals beschuldigt," sagte ausweichend der frühere Bankherr.

„Ach nein, nicht mit Worten, die ich hätte zurückzuweisen, hätte Lügen zu strafen vermocht, dazu waren Sie viel zu klug, auch nicht in Ihren Gedanken, denn Sie kannten ja den wahren Thäter . . . ." — Der also Angegriffene wollte den Sprecher unterbrechen, verstummte aber vor dessen flammendem Blick, der jede Ausflucht zu durchschauen schien — „und trotzdem fiel die ganze Schwere des Verdachtes zermalmend auf mich," fuhr Herr Hilgert unbarmherzig fort. „O, Sie haben es meisterhaft verstanden, die Sache zu leiten und zu wenden. In den Augen der Menge stand ich gebrandmarkt da, und die wenigen, die es besser wußten, schwiegen still, was lag auch an einem armen Teufel von Kassier?"

„Es waren mir selbst die Hände gebunden zu jener Zeit," suchte Herr von Weitenfels sich jetzt zu verteidigen. „Man war mir feindlich gesinnt, glaubte eine Waffe gegen mich gewonnen zu haben, mit der man mir undankbare Pläne aufzwingen könnte, ich hatte nicht die Absicht Sie zu schädigen, wollte nur verhindern, daß Sie ein Werkzeug meiner Gegner würden, indem ich Sie entfernte."

„So hat der Zufall Sie trefflich bedient," entgegnete spöttisch Herr Hilgert, „und Sie verstanden es nicht weniger gut, seine Gunst zu nützen."

„Ich kam nicht hierher, mein Thun zu beschönigen, zu entschuldigen," sagte Herr von Weitenfels, „ich kam als Flehender, zu jeder Genugthuung bereit." — „Wie wollen Sie mir diese geben?" fragte bitter der vor ihm Stehende. „Genugthuung für ein zerstörtes Dasein, wie sollte sich dieselbe wohl gestalten? Und wenn Sie mich mit Ihrem Gold überschütteten, von dem ich nicht einen Pfennig berühren würde, wären Sie im stande, mir die verlorenen Jahre frohen Schaffens zurückzukaufen?"

„Sie haben einen Sohn . . . ."

„Gewiß, um seinetwillen haben Sie sich zu mir bemüht, sonst hätte die alte Geschichte Sie wenig angefochten. Jedoch Georg ist mit mir eines Sinnes, empfindet die Schmach, die auf unserm Namen ruht, gleich mir," sagte mit erhobenem Ton Herr Hilgert, nach der offengebliebenen Thüre des Nebenzimmers blickend.

„Indem ich ihn zum Gefährten meines Enkels wählte, widerlegte ich aufs schlagendste jene Anschuldigungen."

„Mag sein, doch ich habe keine Lust, mich mit Schimpf bedecken zu lassen und dann gnädigst gespendete Wohlthaten entgegenzunehmen."

„Wohlthaten, von mir," sprach schmerzlich Herr von Weitenfels, „ich bin der Bittende, der Almosenheischende. O glauben Sie mir, Sie sind gerächt. In Kürze bleibe ich allein, ein vereinsamter Mann, der alle, die zu ihm gehörten, die ihm teuer waren, alle, auf deren Haupt er seine Erwartungen für die Zukunft gebaut, hat sterben sehen müssen. Sie haben einen hoffnungsvollen lieben Sohn, dessen jugendfroher Sinn selbst meines armen Ludolf verschlossenes Herz zu öffnen gewußt, der Ihre Tage verschönern wird, in dem Sie fortleben werden . . ."

„Der dank Ihnen einen befleckten Namen trägt," warf Herr Hilgert unbewegt hier ein.

„Niemand denkt daran, Georg einen Vorwurf zu machen, noch Ihnen, die Sache ist längst aus der Menschen Erinnerung entschwunden, nur Sie quälen sich damit," versicherte Herr von Weitenfels.

„Ach ja, der Gekränkte hat meist ein besseres Gedächtnis als der, von dem die Kränkung ausging," bemerkte der vormalige Kassier. „Doch ich fürchte, Sie irren sich auch in Bezug auf andre. Der ältere Herr Bohling, der Vater, ist gestorben, soviel ich weiß. Allein der jüngere lebt, und es würde ihn vielleicht interessieren, nachträglich zu hören, wie der Sachverhalt denn eigentlich gewesen. Sie sprachen von Genugthuung vorhin. Gut, so suchen Sie ihn auf und sagen ihm, Sie hätten sich getäuscht damals, oder Sie hätten ihn getäuscht, wie Sie es geben wollen, die Banknoten habe nicht Hilgert genommen, der Kassier, sondern Herr Alfred Stöger, Ihr einziger Sohn." Herr von Weitenfels zuckte zusammen und warf nun seinerseits einen scheuen Blick nach der offenstehenden Thüre. „Ich kann Ihr Geheiß nicht erfüllen," versetzte er darauf mit klangloser Stimme. „Womit sollte ich diese Anklage gegen einen längst Verstorbenen erhärten, es fehlt mir jeder Beweis. Die Summe ist spurlos verschwunden, doch wohin weiß niemand bis zur heutigen Stunde."

„Es wäre wohl nicht allzu schwer gewesen, zu ermitteln, welch drückende Verbindlichkeiten der Sohn des reichen Bankherrn zu tilgen gehabt," gab Herr Hilgert zurück.

„Sie sind mir nicht verborgen geblieben," behauptete Herr von Weitenfels, „doch boten sie keinen Anhaltspunkt für das Verbleiben der Banknoten."

„Mancher sucht in der Absicht nichts zu finden," meinte hartnäckig sein früherer Untergebener.

„Sie dürfen überzeugt sein, daß jede Nachlässigkeit von meiner Seite reichlich aufgewogen worden wäre durch den Eifer, welchen Herr Bohling entwickelte," sagte Herr von Weitenfels mit schmerzlicher Bitterkeit. „Daß ich Sie für unschuldig halte, will ich jedem erklären, den Sie mir bezeichnen," fuhr er fort, „allein überzeugender vermöchte ich es wahrlich nicht darzuthun, als durch meinen heutigen Schritt. Geben Sie mir Georg mit," setzte er flehend hinzu. „Lassen Sie ihn Ludolfs letzte Stunden durch seine treue Freundschaft erhellen, oder, falls, was ich kaum zu hoffen, kaum auszusprechen wage, mein Junge mir erhalten bleiben sollte, lassen Sie Georg der stützende Genosse seiner Schwäche sein. Er hat keine glückliche Jugend gehabt bis heute, mein armer Ludolf!" Herr von Weitenfels bedeckte sich ergriffen die Augen mit der Hand.

„Auch ich bin leidend seit langer Zeit und kann meinen Sohn nicht entbehren," erwiderte gelassen Georgs Vater, „sein Platz ist an meiner Seite. Er selbst wird sich weigern, Ihnen zu folgen, nach dem, was er erfahren hat, wird nicht abermals Ihr Gast sein wollen."

„Lassen Sie ihn selbst entscheiden," bat Herr von Weitenfels.

„Mein Wort genügt," versetzte kurz Herr Hilgert.

„So kann denn nichts Sie erweichen," sagte niedergeschlagen der Besucher, „so senden Sie mich fort, ohne meinem Jungen den letzten Trost zu gewähren, meinem beklagenswerten Ludolf . . . ." Bekümmert irrte sein Auge im Zimmer umher und blieb an Georgs Gestalt haften, der mit dem Ausdruck widerstreitender Gefühle in seinem blassen Gesicht an der Thüre des Nebenzimmers lehnte. Mit neuhervorbrechender Hoffnung streckte ihm Herr von Weitenfels in stummem Flehen die Hand entgegen, doch Georg beachtete sie nicht. Er eilte zu seinem Vater hin und faßte ihn am Arme.

„Vater," sprach er mit bebenden Lippen, „ich kann es nicht ertragen, daß Ludolf nach mir verlangt und daß ich fern bleiben soll."

„Georg!" rief Herr Hilgert mit wahrem Entsetzen, „du willst mich verlassen nach allem, was du gehört hast, willst zu jenen, die mir dein Herz entfremden? . . ."

„Niemand thut dies, niemand ist im stande es zu thun," sagte der Sohn mit fester Stimme. „Aber Vater, sieh," setzte er bittend hinzu, „Ludolf ist krank, ist schwer krank, und er sehnt sich nach mir. O laß mich ihn nur noch einmal sehen, wir haben uns so gern gehabt, wir beide, wir sind so gute Freunde gewesen . . . Alles sonst soll so bleiben, wie es war, es kann ja auch nicht mehr so werden wie zuerst . . . ." Er stockte und sah mit schmerzlichem Vorwurf zu Herrn von Weitenfels hinüber, der die stolze Stirne senkte vor diesem klaren Blick, aus welchem die herbe Enttäuschung einer jungen Seele sprach.

„Georg," sagte er hierauf nicht ohne Würde, „ich will nicht zwischen deinen Vater treten und dich. Rede du mit ihm allein, suche du die Einwilligung zu erlangen, die er mir vorenthält. Du hast meinen Ludolf nicht vergessen, trägst ihm meine Schuld nicht nach, so führe du nun seine Sache. Du kannst es besser wie ich, dessen Anblick schon wie eine Beleidigung empfunden wird. Ich muß diesen Abend zurück nach Schönlinden. Darfst du mich begleiten, dann komme bis längstens sieben Uhr zu mir, doch nein, zur Bahn," verbesserte er sich hastig. „Lebwohl Georg, ob wir uns wiedersehen, ob nicht." Er wandte sich der Thüre zu, die Georg für ihn öffnete, einen Augenblick später hatte er das Haus verlassen. Herr Hilgert aber blieb in einer namenlosen Erregung zurück, die sein Sohn erst nach langer, unermüdlich geduldiger Zusprache einigermaßen zu beruhigen vermochte. —

Die Stunde der Abreise hatte für Ludolfs Großvater geschlagen. Sie war genaht, obwohl er gedacht, sie nimmer zu erleben den ganzen langen Nachmittag hindurch. Und nun deuchte es ihn plötzlich, als hätte er sie lieber noch hinausschieben sollen, denn sie brachte die Entscheidung, der er mit schwerem Herzen entgegenfuhr. In den Stunden der Erwartung war es ihm gewesen, wie wenn der Wahrspruch über seines Enkels Leben oder Sterben in Herrn Hilgerts Händen läge. Hatte Georg ihn zur Milde stimmen können? Herrn von Weitenfels' Hoffnung war gering, sie schwand dahin mit dem sich neigenden Tag, des Vaters unerbittliche Worte erklangen stets aufs neue in seinem Ohr, des Sohnes weiches Flehen übertönend.

In der Einsteighalle des Bahnhofs drängte sich bereits ein unruhiger Menschenschwarm. Es war ja die Zeit der Sommer- und Ferienreisen, zu welcher jeder, dem es möglich, gerne einen längern oder kürzern Flug in die Welt hinaus unternimmt. Des Eintretenden Auge streifte in rascher Suche über die ihn umwogenden Gestalten, alsdann schloß es sich wie im Gefühl eines dumpfen Schmerzes. Er war nicht gekommen, der, auf dessen hilfreiches Erscheinen er trotz alledem gerechnet hatte, nirgends zeigte sich die ersehnte schlanke Gestalt. Widerstandslos ließ er sich dahinschieben, da fühlte er von rückwärts seinen Arm leicht berührt, und Georg stand neben ihm.

„Hier bin ich, Herr von Weitenfels," sagte er einfach.

„Gott segne dich, Georg," versetzte Ludolfs Großvater, und er nahm seines Enkels Freund bei der Hand und zog ihn eilig mit sich fort, als fürchte er Herrn Hilgert unter der Menge auftauchen zu sehen, der ihm den Sohn von neuem streitig mache.

7. Neues Leben.

Auch während seines Großvaters Abwesenheit war Ludolf nicht zu bewegen, sein Lager zu verlassen, und Herr Müller hatte sich machtlos seufzend darein ergeben, sich darob vor dem erzürnten Schloßherrn verantworten zu müssen. Er sah deshalb nicht eben freudig dessen Ankunft entgegen und war um so angenehmer überrascht, da Herr von Weitenfels bei seiner Heimkehr keine Silbe über die unliebsame Thatsache verlor und nur bat, ihn mit seinem Enkel allein zu lassen. Die beiden Reisenden hatten das Viertelstündchen von der Station zu Fuße

zurückgelegt, und Georg war unten im Garten des Rufes gewärtig, der ihn an des Freundes Seite bringen sollte.

Beflügelten Schrittes verließ Herr Müller das Zimmer, während Ludolf müde den Großvater fragte: „So hast du mir Mamas Bild wirklich mitgebracht?"

„Deiner Mutter Bild und noch etwas, noch jemand muß ich sagen, der dir nicht weniger zum Trost gereichen soll," antwortete Herr von Weitenfels.

Mißtrauisch überrascht blickte Ludolf in seines Großvaters seltsam bewegte Züge. „Einen Arzt, wieder einmal einen neuen, sprach er langsam. „Großpapa," rief er dann aus," „sage mir, wer es ist, ich freue mich sonst auf jemand, der doch nicht da ist, der gewiß nicht zu mir kommt."

„Und wenn er dennoch gekommen wäre," versetzte Herr von Weitenfels zögernd und nach Worten suchend, um den Kranken auf das Wiedersehen vorzubereiten, „wenn seine warme Fürsprache seines Vaters Widerstand besiegt hätte . . . "

„Nenne ihn, Großpapa, du thust mir weh," unterbrach ihn Ludolf erregt, und die Angst, enttäuscht zu werden, war deutlich in seinen gespannten Mienen zu lesen.

„Es ist Georg," sagte Herr von Weitenfels, „er ist unten . . ."

„So laß ihn kommen — Georg, Georg!" rief Ludolf, so laut er es vermochte.

„Falls du versprichst ruhig zu sein," mühte sich der Großvater ihn zu beschwichtigen.

„Nein, ich bin nicht ruhig, ich kann nicht ruhig sein, ich will ihn sehen, will ihn haben, meinen Georg, meinen einzigen Georg!"

„Er soll im Augenblick bei dir sein, ich führe ihn selbst herauf," verhieß Herr von Weitenfels, nun völlig überzeugt, daß jede weitere Verzögerung Ludolfs fieberhafte Ungeduld nur erhöhen würde, und er eilte hinaus auf den Gang und die Treppe hinab.

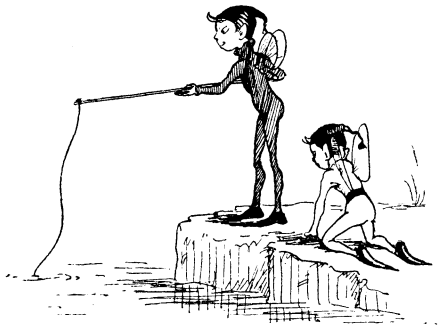
Wenige Minuten später öffnete sich die Thüre und Georg schlüpfte herein. Sein Begleiter aber folgte nicht. Er wollte die beiden in ihren ersten Herzensergießungen sich selbst überlassen, sicher, daß seine Gegenwart nur unerwünscht und störend wäre.

Allzu lange litt es ihn jedoch nicht von dem Krankenzimmer fern. Außer der Sorge um Ludolfs Befinden trieb ihn auch die Pflicht der Gastfreundschaft dorthin zurück, welcher der Leidende wohl kaum gedachte. Georg war die ganze Nacht hindurch gefahren, und mochte sich bei ihm nun das Bedürfnis geltend machen, auszuruhen.

„Müde, ich?" meinte aber erstaunt der junge Gast, mit glücklichem Lächeln Ludolfs Hand in der seinen haltend, „ich habe ja so gut geschlafen wie zu Hause in meinem Bett, und Hunger soll ich haben, da wir in Wien erst das Frühstück einnahmen?"

„Welches Zimmer wird Georg bekommen?" erkundigte sich nun Ludolf. „Suche doch Herrn Müller zu bereden, Großpapa, daß er ihm das seine abtritt, damit wir nebeneinander sind. Es fällt mir alle Augenblicke etwas ein, das ich ihm ohne Aufschub sagen muß." Es klang dies so verwunderlich in des wortkargen Ludolf Munde.

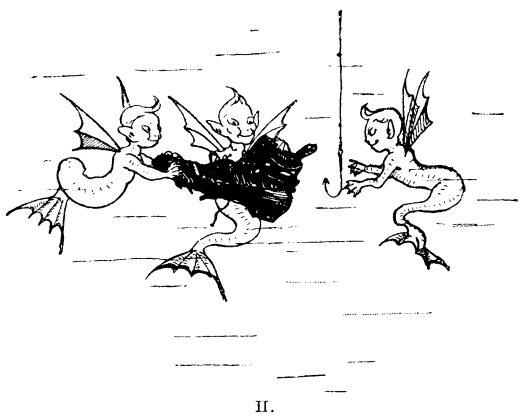
(Fortsetzung folgt.)



I.

Eisberg in Sicht.

Schon fünf Tage befanden wir uns bei herrlichstem Sommerwetter auf den Fluten des Atlantischen Ozeans und hofften am Abend des sechsten oder spätestens am Morgen des siebten Tages unsern Fuß auf das Gestade der Neuen Welt zu setzen, als ein Ereignis eintrat, das unsrer Fahrt eine Verzögerung von mehreren Stunden bereitete, uns Passagieren aber auch eine gern entgegengenommene Entschädigung bot. Ziemlich plötzlich war die angenehme sommerliche Wärme einer merklichen Kühle gewichen, die fortwährend zunahm und endlich so empfindlich wurde, daß verschiedene Passagiere die Kajüte aufsuchten. Ich holte mir den für solche Fälle auf den Rat eines seekundigen Freundes mitgenommenen dicken Ueberzieher aus meinem Gelaß und hielt so ohne Beschwer dem plötzlichen Temperaturwechsel stand. Der Kapitän und der erste Steuermann steckten die Köpfe zusammen, beobachteten Instrumente und suchten mit Fernrohren den Horizont ab. Ich frug einen vorübereilenden Matrosen, was los sei. Der aber antwortete nur mit einem Grinsen und einem lachend hingeworfenen: „Werden's schon sehn, Herr!" Dies gab mir aber wenigstens die Beruhigung, daß eine Gefahr nicht zu erwarten sei. Der Umstand jedoch, daß der Fortgang des Schiffes langsamer wurde und daß man Anstalten zu Lotungen machte, erregte wieder allerlei Bedenken. Endlich sollte sich das Rätsel lösen. Der Kapitän wies mit dem Arm nach einem Punkte des Horizonts, wo jetzt ein blendend weißer Gegenstand zum Vorschein kam, der sich bei der gegenseitigen Annäherung, in welcher wir mit ihm begriffen waren (er bewegte sich nämlich auf uns zu), rasch vergrößerte und sich als ein riesiger und dazu ungemein prachtvoller Eisberg entpuppte. Der Bursche war übrigens nicht allein, sondern, wie es schien, nur der Vorläufer einer ganzen Gruppe solcher Ungetüme, denn



II.

am Horizont glitzerten noch verschiedene andre weiße Punkte.

Daher die plötzliche Kälte, die sich übrigens, wie man uns Gelegenheit bot selbst zu überzeugen, dem Wasser in weit empfindlicherem Grade mitgeteilt hatte, als der Luft.

Den allgemeinen Bitten nachgebend, ließ der Kapitän eine kurze Zeit stoppen, damit wir, bevor ein mehr südlicher Kurs eingeschlagen würde, den Eisberg mit Muße in Augenschein nehmen könnten. Ich kann unsern jugendlichen Lesern die Versicherung geben, daß es ein überaus großartiger, majestätischer und ebenso prachtvoller Anblick war, wie der Eisberg — Eisgebirge mit vielen Gipfeln und Zacken könnte ich vielmehr sagen — sich uns lautlos näherte. Unser großes Schiff nahm sich gegen den etwa vierhundert Fuß hohen und mehrere tausend Fuß in die Breite messenden Koloß wie eine Nußschale aus. Die Abbildung, die ich davon geben kann, gibt nur eine schwache Vorstellung von dem herrlichen Bilde, das sich unsern Blicken bot und von dem wir leider allzubald scheiden mußten, da der Kapitän es nicht geraten fand, den Berg noch näher herankommen zu lassen, und er überhaupt einen längeren Verzug nicht glaubte verantworten zu können.

III.

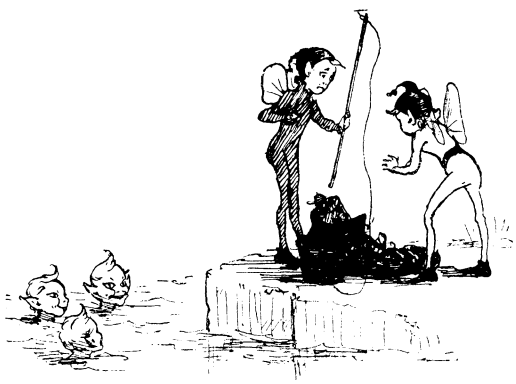
Getreidemühle in Unterägypten.

Die Kulturgeschichte lehrt, daß es im Altertum Jäger-, Hirten- und ackerbautreibende Völker gab, und weist nach, daß die Jägervölker die ältesten waren. Sie lebten von dem Fleisch der Jagdtiere und von wilden Früchten, bekleideten sich mit Fellen und wohnten in Höhlen. Hirtenvölker gab es auch schon früh, sicher aber ist, daß die ackerbautreibenden erst in späterer Zeit auftraten. Man nimmt an, daß die einen aus den andern hervorgingen und sich dabei stets die Vorteile der vorhergehenden Stufe zu nutze machten, ihre Nachteile aber fallen ließen. So behielten namentlich die seßhaft gewordenen Ackerbauer die Viehzucht bei. Sehr schön schildert den Uebergang vom wilden Urzustand zur gesittungfördernden Seßhaftigkeit Schiller in seinem Gedicht „Das Eleusische Fest“. Ceres, die ihr geraubte Tochter Persephone suchend, kommt zu den Menschen. Aber

„Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Mahle ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie der Menschen Fall.“

Sie trifft dann die Menschen bei einem kannibalischen Opfermahle und wird dazu eingeladen. Entsetzt wendet sie sich ab, entreißt einem der Jäger den blutigen Speer, zieht damit Furchen in den Boden und läßt vor den Blicken der Menschenfresser ein wogendes Aehrenfeld entstehen. Auf Bitten der Ceres finden sich dann auch die andern Bewohner des Olymps ein, von denen ein jeder nach seiner Weise zu dem begonnenen Werk der Gesittung beiträgt, vor allen Minerva durch Begründung fester Wohnstätten. In diese werden dann die neuen Bürger eingeführt.

Es ist merkwürdig, daß in allen Mythologien der Ursprung der Gesittung und die wichtigsten Erfindungen auf die Gottheiten zurückgeführt werden. Ceres wandelt den Speer des Jägers gewissermaßen zur Pflugschar um, die der „Gott der Esse“ dann kunstgerecht schmiedet. Auf dem von den Gottheiten geschaffenen Grunde konnten die Menschen dann leicht weiterbauen. Daß zu den ältesten Fertigkeiten auch die Zubereitung des Brotes gehört, liegt nahe. In den ältesten Zeiten wurde das dazu erforderliche Zerkleinern der Getreidekörner mittels flacher Steine durch Handbetrieb bewerkstelligt. In Homers Odyssee lesen wir, daß am Hofe des Phäakenkönigs Alkinoos vierundzwanzig Mägde mit dieser Arbeit beschäftigt waren.



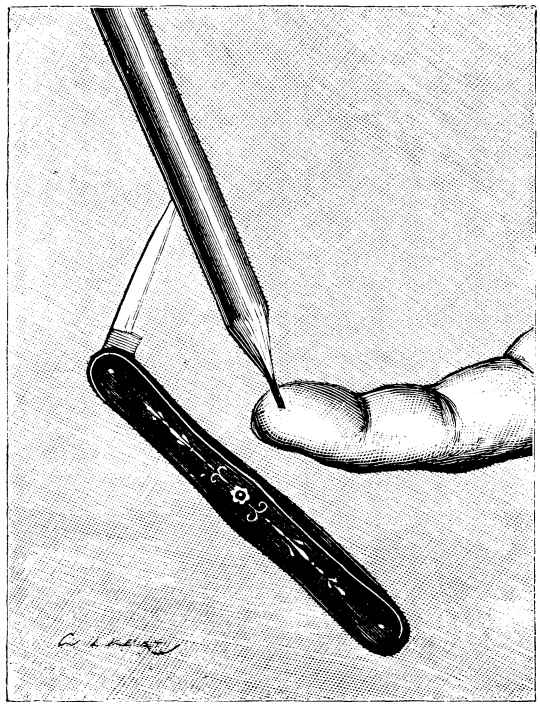
IV.

Die geringe Leistungsfähigkeit solcher Handmühlen führte natürlich bald dazu, größere Steine zu wählen, und diese bedingten wieder die Zuhilfenahme eines mechanischen Getriebes unter Anwendung eines senkrechten Baumes, an dessen Fuß der obere Stein befestigt war und der durch einen Querbaum in Umdrehung versetzt wurde. Es bedurfte dazu natürlich auch eines Gegenstandes, in welchem die senkrechte Welle oben ihren Halt fand. Ursprünglich dürfte man diese Welle zwischen zwei Waldbäumen befestigt haben, später in einem überdachten Gebäude zwischen den Seitenwänden.

Solcher Urmühlen gibt es heute noch sogar in dem schon mit einem dichten Eisenbahnnetz bedeckten Unterägypten. Unsre Abbildung gibt eine Anschauung der bei den dortigen Fellachen üblichen Betriebsart, die vielleicht älter ist als die Sphinxe und die Pyramiden. Eine pittoreske Gruppe bilden auf unserm Bilde die Muselmänner und vor allem charakteristisch ist das arbeitsmüde Kamel, welches das Getrieb in Bewegung zu setzen hat.

Der balancierende Bleistift.

Eine hübsche Schwerpunktsspielerei ist die folgende. Stecke unweit der Spitze in einen Bleistift, wie aus unsrer Abbildung ersichtlich, die Klinge eines Federmessers, neige allmählich den Griff des letzteren der Spitze zu, bis der Stift in der Balance bleibt und sonach das Gleichgewicht gefunden hat. Dieses letztere tritt ein, sobald der Schwerpunkt des Federmessers und Bleistiftes sich unter dem Stützpunkt, also unter dem Finger befindet. Die mehr oder weniger geneigte Stellung des Bleistifts hängt ab von dem engeren oder weiteren Winkel, in welchem der Messergriff zu der Klinge steht; senkrecht ist der Stift, wenn der Schwerpunkt des Messers mit der verlängerten Achse des Stiftes zusammenfällt. Zu beachten wäre bei dem lehrreichen Experiment nur noch, daß die Klinge bei zu großer Neigung nicht von ungefähr zuschnappt und dem Finger eine jedenfalls unerwünschte Beschädigung zufügt.



Balancierender Bleistift.

Neues von der Ente.

Daß die Ente zu den gefräßigsten Tieren gehört, werden die Kameraden wissen, daß dieselbe aber auch Spatzen in den Kreis ihres Vertilgungsmaterials zieht, wird ihnen neu sein. Einigen Spaziergängern, die sich neulich in der Nähe des Teiches im Wiener Stadtpark bewegten, bot sich ein eigentümliches Schauspiel. Auf der dem Teiche zugekehrten Rasenfläche fütterten Kinder eine Schar junger Sperlinge mit Brotkrumen. Bald gesellten sich zu den kecken Grauröcken auch Bewohner des flüssigen Elementes: Schwäne und Enten. Ein größeres Semmelstückchen beschäftigte eben einen jungen feisten Spatzen, als eine Tauchente den an der Semmelkrume nagenden Graurock beim Schopf faßte und sich anschickte, ihn zu verschlingen, wobei der arme Bursche sich heftig mit den Flügeln und Ständern wehrte. Einer der Zuschauer wollte der Ente das Opfer entreißen, aber er kam zu spät; die Ente war schon das Ufer hinuntergewatschelt und hatte das nasse Element erreicht, in welchem sie den Spatzen solange untertauchte, bis er ertränkt war. Dann brachte sie ihn wieder herauf und setzte das begonnene Vertilgungswerk mit solchem Nachdruck fort, daß von dem armen Graurock bald nichts mehr zu sehen war. Der dort postierte Sicherheitsbeamte bekundete übrigens, daß dergleichen Fälle durchaus nichts Seltenes seien und zu gewissen Zeiten fast täglich beobachtet werden könnten.

Zahlenrätsel.

	7		14		1		10	
7	11	2	15	10	13	5	5	10
	2		3		4		12	
14	15	3	13	4	9	13	10	4
	10		4		6		2	
1	13	4	9	6	11	2	8	10
	5		13		2		10	
10	5	12	10	2	8	10	5	9
	10		4		10		9	

Wenn diese Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt werden, so entstehen vier neunstellige Wörter, die sowohl in den wagrechten als auch in den ihnen in der Reihenfolge entsprechenden senkrechten Reihen gelesen werden können. Diese Wörter nennen: 1. eine Handelsstadt in Frankreich, 2. ein Land in Asien, 3. eine Bezeichnung statt Aeolsharfe, 4. eine Stadt in Preußen.

Rätsel.

Die Erste fordert als Tribut,
In Wüsten herrschend, vieles Blut,
Die Zweit' ist eine wicht'ge Pforte
Für Speis' und Trank, für Ton und Worte,
Wer hoch hält Name, Stand und Ehr',
Der achtet auf das Ganze sehr.

Rätsel.

Mit H in Todes dürrer Faust
Auf Bildern du es öfter schaust,
Mit L da bildet es die Pforte
Für gute sowie böse Worte,
Mit R hast falsche du und wahre
An deinem Körper manche Paare,
Mit S verwandtschaftlich verbunden,
Wird's im Naturreich oft gefunden.

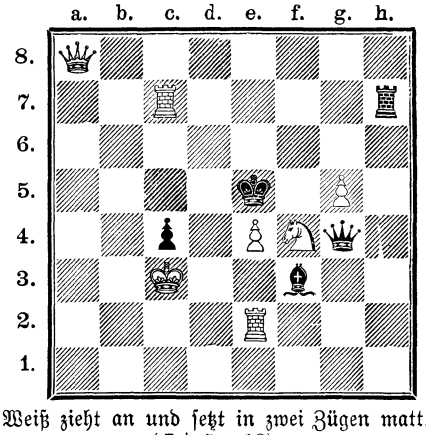
Auflösung der zweisilbigen Scharade auf Seite 308.

„Steinbruch, Steinbrech" (Saxifraga).

Auflösung des Ringelrätsels auf Seite 308.

Der Anfang der den Kopf bildenden Linie ist unter dem rechten Auge des Affen (zwischen der M- und A-Querlinie) und geht durch die Nase auf das erste Ringel zu (Nasenloch). Von hier genau verfolgt, geben die am Wege vorkommenden Ringel (d. h. deren Buchstaben) der Reihe nach die Worte: „Im Affentheater."

Schachaufgabe Nr. 3 von Otto Tot in Zupanjac.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt. (7 + 5 = 12).

Lösung der Schachaufgabe Nr. 2.

1. e 5 — e 6	D c 7 — f 4 +
2. S d 3 — f 2 + #.	
1.	T g 3 — g 5 :
2. g 2 — g 4 #.	
1.	T g 3 — f 3 +
2. g 2 — f 3 : #.	
1.	T g 3 — e 3
2. S d 1 — f 2 #.	
1.	T g 3 — d 3 :
2. g 2 — g 3 #.	

8. Jahrgang.
№ 24.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

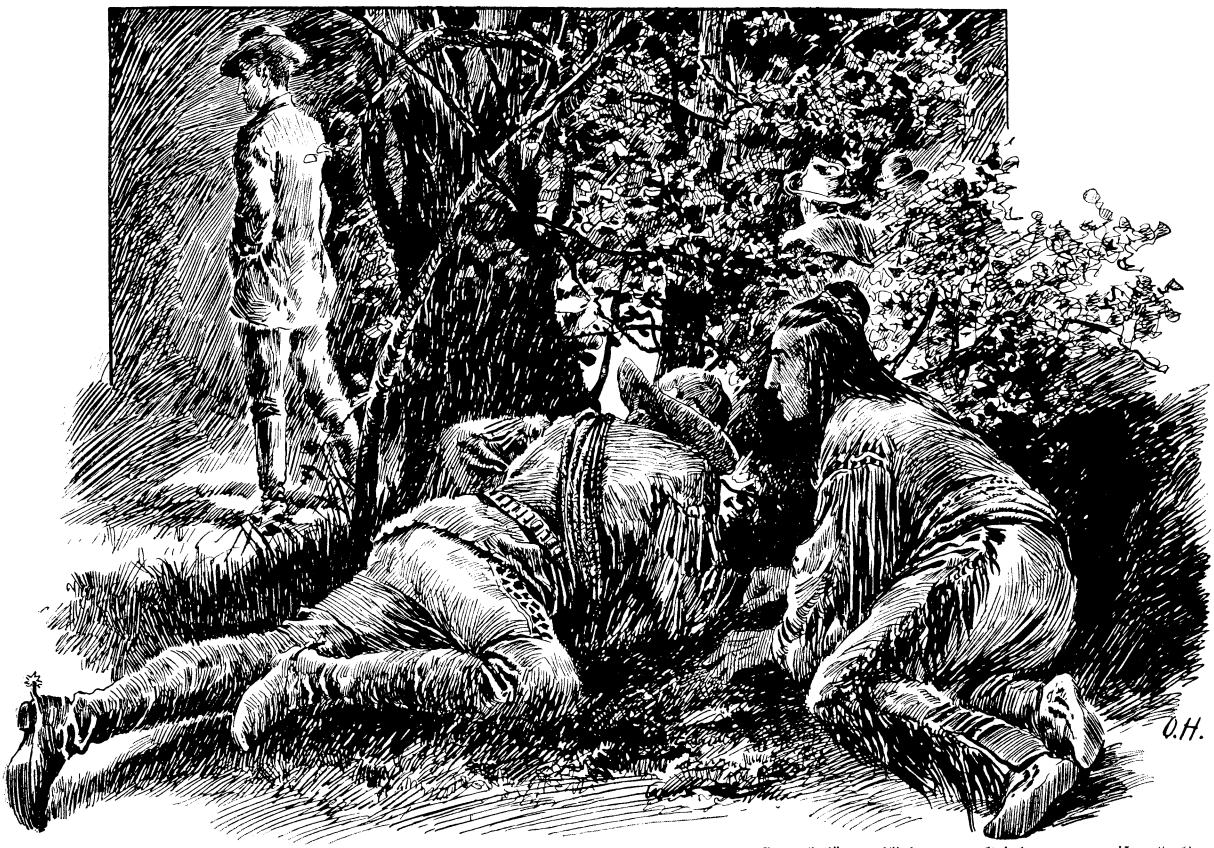
Die Sonne steigt und fällt wieder nieder; die Tage kommen und gehen; das Gras wächst und verdorrt; Winnetou aber ist derselbe geblieben. Hat mein weißer Bruder viel erlebt, seit ich ihn zum letzten Male sah?"

„Viel! Nicht jeder Tag ist schön, und unter den Blumen der Prairie gibt es manche giftige. Dieser Prairie gleicht die Vergangenheit. Aber auch ich bin noch der, der ich war. Wenn wir am Lagerfeuer sitzen, werden wir uns erzählen, was wir erlebt und erfahren haben. Weiß mein Bruder einen Platz, an dem es sich gut ruhen läßt?"

O daß wir mit starken Armen halten,
Was die Väter uns beschert,
Nur wenn wir der Väter wert,
Werden neue Väter walten.

A. Graf von Westarp.

„Ja. Wenn wir noch eine Stunde reiten, kommen wir über ein kleines Wasser, in welches sich ein Seitenquell ergießt. Da, wo dieser Quell entspringt, ist der Ort von allen Seiten mit Gebüsch umgeben, durch welches kein Auge dringen kann. Dort dürfen wir ein Feuer haben, an welchem wir den Waschbär braten, den ich



. . . Nun war es Zeit für Old Shatterhand und Winnetou, sich zurückzuziehen, weil sie, wenn sie noch länger blieben, von Grinley ganz gewiß entdeckt werden mußten. . . .

soeben geschossen habe. Mein Bruder mag mit mir kommen!"

Sie ritten weiter unter den hohen, lichten Bäumen des Waldes hin. Es war hier ziemlich düster, denn die Sonne hatte sich, was man aber im Walde nicht bemerken konnte, dem Horizonte weit zugeneigt.

Als eine Stunde ziemlich vergangen war, erreichten sie das Wasser, den kleinen, schmalen Bach, von welchem Winnetou gesprochen hatte. Sie ritten über denselben hinüber und — — hielten sofort ihre Pferde an, denn sie erblickten im Grase einen Streif, eine niedergetretene Fährte, welche von links her kam und nach rechts am Wasser weiterführte. Beide stiegen ab, um die Spur zu betrachten und zu lesen, und beide richteten sich nach wenigen Augenblicken zu gleicher Zeit wieder auf. Sie waren im Spurenlesen gleich gut bewandert.

„Fünf Reiter," sagte Old Shatterhand, „mit ziemlich müden Pferden."

„Erst vor einigen Minuten hier vorübergekommen," ergänzte Winnetou. „Werden nicht weit von hier Lager machen. Was beschließt Old Shatterhand?"

„Wir dürfen sie nicht unbeachtet lassen, sondern müssen sehen, wer sie sind. Mein Bruder wird wissen, daß der Tomahawk des Krieges ausgegraben ist. Da muß man vorsichtig sein."

Sie schritten nach einem dichten Gebüsch, welches in der Nähe stand, führten die Pferde hinein, um sie einstweilen zu verbergen, banden sie an und legten ihnen die Hände auf die Nasen. Das war das Zeichen für die indianisch dressierten Tiere, sich ruhig zu verhalten und nicht etwa durch ein lautes Schnauben zu verraten. Dann kehrten sie zu dem Wasser zurück und folgten der Spur mit langsamen, unhörbaren Schritten. Sie waren beide Meister im Anschleichen und benutzten jeden Baum, jeden Strauch, jede Biegung des Baches zur Deckung für sich.

Kaum waren sie fünf Minuten gegangen, so blieb Winnetou stehen und sog die Luft durch die Nase ein. Old Shatterhand that dasselbe und spürte Rauch.

„Sie befinden sich ganz in der Nähe und haben ein Feuer," flüsterte er Winnetou zu. „Es müssen Weiße sein, denn ein Roter würde nicht die Unvorsichtigkeit begehen, einen Lagerplatz zu wählen, der nach der Windrichtung hin offen ist."

Winnetou nickte und huschte weiter. Der Bach wand sich jetzt zwischen Bäumen hin, unter denen ziemlich hohe Büsche standen. Das gab eine herrliche Deckung für die beiden Jäger. Bald sahen sie das Feuer; es brannte hart am Wasser, und die Flamme stieg wohl mehrere Fuß empor. Das war eine Unvorsichtigkeit, die ein richtiger Westmann wohl nicht begangen hätte.

Der Boden des Waldes bestand hier aus weichem Moose, so daß die Schritte auch ungeübterer Leute, als Winnetou und Old Shatterhand waren, nicht gehört werden konnten. Vier Bäume, hinter denen das Feuer brannte, standen eng beisammen, und zwischen ihren Stämmen gab es Buschwerk; das bildete einen Schirm, hinter welchem die beiden Lauscher sich leicht verstecken konnten. Sie krochen vorsichtig heran und legten sich lang auf den Boden nieder, mit den Köpfen hart an den Büschen, durch deren blattlose Unterteile sie hindurchblicken konnten. Da sahen sie die fünf Männer ganz nahe vor sich. Das Feuer brannte ungefähr vier Schritte von den Bäumen entfernt. Diesseits desselben saßen der Oelprinz und Buttler, sein Bruder, mit den Rücken an die Stämme gelehnt, jenseits der Bankier und Baumgarten, sein Buchhalter; rechts davon war Poller beschäftigt, dürres Holz klein zu brechen und in die Flamme zu werfen. Sie mußten sich sehr sicher fühlen, denn sie hielten es nicht für nötig, bei dem Gespräch, welches sie führten, leise zu sprechen, vielmehr redeten sie so laut, daß man ihre Worte gewiß auf wenigstens zwanzig Schritte weit deutlich verstehen konnte, ein Umstand, welcher den beiden Lauschern nur lieb sein mußte.

„Ja, Mr. Rollins," sagte der Oelprinz, „ich versichere Euch, daß das Geschäft, welches Ihr machen werdet, ein glänzendes, ein großartiges sein wird. Das Petroleum schwimmt dort gewiß einen Finger dick auf dem Wasser; es muß unterirdisch in großen Massen vorhanden sein. Wenn dies nicht der Fall wäre, so hätte ich es gar nicht entdeckt, denn der Ort liegt so versteckt und weltverlassen, daß ich wette, es ist noch nie der Fuß eines Menschenkindes hingekommen und es würde ihn auch in Jahrzehnten keiner betreten, obgleich der Chelly-Arm schon oft von Jägern und wohl noch mehr von Indianern besucht worden ist. Wie gesagt, ich wäre an dieser Stelle gewiß vorüber gegangen, wenn mich nicht der Oelgeruch aufmerksam gemacht hätte."

„War dieser wirklich so stark?" fragte der Bankier.

„Sollte es meinen! Ich war wohl fast eine halbe Meile von der Stelle entfernt, und doch spürte meine Nase das Petroleum. Ihr könnt Euch also denken, in welchen Massen es vorhanden sein muß. Ich bin überzeugt, daß der Bohrer gar nicht tief in die Erde zu dringen braucht, um auf das unterirdische Oelbassin zu treffen. Heigh-day, muß das eine Fontaine geben, wenn es dann emporspringt. Wollen wir wetten, Sir, daß sie wenigstens hundert Fuß in die Höhe steigt?"

„Ich wette nie," antwortete Rollins in ruhigem Tone, zu welchem er sich zwingen mußte, denn das Funkeln seiner Augen bewies, daß seine Begierde heftig erregt worden war; „aber ich will hoffen, daß alles wirklich so ist, wie Ihr sagt."

„Kann es anders sein, Sir? Kann ich Euch belügen, da Ihr doch dann, wenn wir an Ort und Stelle kommen, den Betrug sofort erkennen würdet? Ich habe noch keinen einzigen Dollar von Euch verlangt, sondern Ihr bezahlt mich erst dann, wenn Ihr Euch überzeugt habt, daß ich Euch nicht täusche und der Handel ein ehrlicher ist. Ein Betrug könnte doch nur dann möglich sein, wenn ich die Bedingung stellte, vorher bezahlt zu werden."

„Ja, Ihr habt da so gehandelt, daß ich Euch für einen ehrlichen Mann halten muß; das will ich gern zugeben."

„Dazu kommt, daß Ihr mich nicht bar, sondern in Anweisungen auf San Francisco bezahlen werdet."

„Ihr wollt doch hoffentlich nicht damit sagen, daß Ihr bezweifelt, daß diese Anweisungen in Frisco honoriert werden?“

„Fällt mir nicht ein! Ich weiß, daß Eure Unterschrift selbst für eine Million gut sein würde. Aber sagt mir doch einmal, ob Ihr diese Anweisungen bereits jetzt in der Tasche tragt!“

Ein aufmerksamer Beobachter hätte wohl bemerkt, daß er bei dieser Frage einen Ausdruck der Spannung auf seinem Gesichte nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Sein Blick war mit schlecht verhehlter Begierde auf den Bankier gerichtet, und das hatte seinen guten Grund.

Der angebliche Petroleumfund war Schwindel; Rollins sollte getäuscht und nach der Zahlung mit seinem Buchhalter ermordet werden. Hätte er die Summe bar bei sich gehabt, so wäre sie ihm schon längst abgenommen worden, und er lebte nicht mehr. Trug er nun die fertig ausgestellten Anweisungen in seiner Tasche, so war das ebensogut wie bares Geld, und man brauchte sich mit ihm keinen Augenblick länger zu befassen. Eine Kugel in den Kopf, dem Buchhalter auch eine, und der Oelprinz befand sich so gut wie im Besitze des Geldes. Waren diese Papiere aber noch nicht fertig, so mußte die Komödie weiter- und bis zu Ende gespielt werden.

Rollins beachtete weder den bösen Blick noch den Gefühlsausdruck des Fragenden und antwortete: „Warum wollt Ihr das wissen, Sir?“

„Weil es von großer Wichtigkeit für mich und auch für Euch ist. Wir befinden uns in der Wildnis, wo man seines Lebens oder wenigstens seines Eigentumes niemals sicher ist. Das habt Ihr ja im Pueblo erfahren. Wie nun, wenn wir überfallen und beraubt werden, wenn man Euch die Papiere abnimmt und mit ihnen nach Frisco reitet, um das Geld zu erheben?“

„Das wird nicht geschehen, denn ich bin vorsichtig gewesen. Ich habe zwar Formulare mitgenommen, aber sie sind nicht ausgefüllt und unterschrieben.“

„Das ist recht; das beruhigt mich. Aber wie wollt Ihr sie ausfüllen? Meint Ihr, daß da oben am Chellyflusse Federn wachsen und statt des Wassers Tinte fließt?“

„Habt keine Sorge! Ich bin natürlich mit einigen Federn versehen und habe auch ein kleines Fläschchen Tinte bei mir. Was übrigens den gestrigen Vorgang im Pueblo betrifft, so wundre ich mich allerdings darüber, daß es diesem Häuptlinge Ka Maku nicht eingefallen ist, uns die Taschen auszuleeren. Ich kann mir das wirklich nicht erklären.“

„O, die Erklärung ist doch so einfach wie nur möglich. Die Roten waren mit der Gefangennahme so beschäftigt, daß sie zum Plündern zunächst gar keine Zeit fanden; dies sollte später geschehen.“

„Meint Ihr, daß sie es auch auf unser Leben abgesehen hatten?“

„Natürlich! Ihr wäret auf alle Fälle beim Anbruche des Morgens an den Marterpfahl gebunden worden.“

„Dann haben wir beide euch dreien viel, sehr viel zu verdanken, und es thut mir um unsre armen Gefährten um so mehr leid. Wahrscheinlich lebt in diesem Augenblicke kein einziger mehr.“

„Ja,“ fügte Baumgarten hinzu, „ich mache mir die bittersten Vorwürfe, daß wir fortgeritten sind und nur an uns gedacht haben. Es war unbedingt unsre Pflicht, alles zu versuchen, sie auch zu retten.“

„Das sagt Ihr nur, weil Ihr Euch jetzt in Sicherheit befindet und es Euch nun wohl leicht erscheint, diese Leute aus dem Innern des Pueblo herauszuholen. Ich aber gebe Euch die Versicherung, daß dies nicht nur ungeheuer schwierig, sondern sogar unmöglich gewesen wäre. Wir hätten unser Leben nicht etwa bloß gewagt, sondern es unbedingt verloren, ohne damit den andern den geringsten Nutzen gebracht zu haben. Ich bin hier im wilden Westen erfahren, und Ihr könnt also jedes Wort glauben, welches ich Euch sage. Wir brauchen uns nicht den geringsten Vorwurf zu machen; ja, ich behaupte im Gegenteile, daß unsre Flucht den Gefährten nützlicher gewesen ist, als wenn wir geblieben wären, um sie zu retten, und dabei unser Leben ohne Vorteil für sie eingebüßt hätten.“

„Wieso?“

„Weil sie dadurch Zeit gewonnen haben. Die Roten sind, sobald sie heut früh unser Entkommen entdeckten, sicher sofort aufgebrochen, um uns zu verfolgen; sie haben also keine Zeit, ihre Gefangenen schon heut zu martern und zu töten. Ich rechne einen Tag, daß sie uns folgen, und einen Tag, daß sie zurückkehren; das gibt eine Frist von zwei Tagen, und man weiß, was in zwei Tagen alles geschehen kann, zumal wenn es sich um so tüchtige, erfahrene und kühne Leute handelt. Ja, Ihr könnt sehr ruhig sein!“

„Hm,“ brummte der Bankier, „was Ihr da sagt, scheint Hände und Füße zu haben. Der Hobble-Frank ist zwar ein origineller Kauz, aber gewiß kein Mann, der sich gemächlich niederstechen läßt, von Droll möchte ich dasselbe sagen, und nun gar diese drei Jäger, welche sich das ‚Kleeblatt‘ nennen, die haben noch viel weniger den Eindruck auf mich gemacht, als ob sie mit sich scherzen ließen.“

„Ihr meint Sam Hawkens?“ fragte Buttler.

„Ja, ihn und Dick Stone und Will Parker. Das sind Westmänner, wie sie im Buche stehen. Ihr habt sie nicht gesehen, Mr. Buttler und Mr. Poller, und ich habe euch noch nicht erzählt, wie sie mit den deutschen Auswanderern zusammengetroffen sind. Das müßt ihr hören, um zu wissen, was für tüchtige Männer sie sind.“

„Waret Ihr dabei, Sir?“ fragte Poller.

„Nein; aber während des Rittes von Forners Rancho nach dem Pueblo wurde es erzählt; daher weiß ich es.“

Und nun berichtete er, was er gehört hatte. Er ahnte dabei nicht, daß Buttler und Poller die Sache noch viel besser und genauer wußten als er, weil sie ja dabei gewesen waren. Als er geendet hatte, fragte er sie: „Müssen das nicht tüchtige Kerls sein, da sie mit den berüchtigten Finders in dieser Weise umgesprungen sind?“

„Ja,“ antwortete Buttler mit einem erzwungenen

Lächeln. „Besonders scheint dieser Hawkens eine außerordentlich listige Kreatur zu sein.“

„Kreatur? Wie kommt Ihr dazu, ihn so zu nennen? Das hatte einen beinahe feindlichen Klang, Sir. Kennt Ihr ihn etwa? Hat er Euch einmal beleidigt?“

„Nicht im geringsten. Ich habe ihn nie gesehen, ja nicht einmal seinen Namen gehört. Aber die Hauptsache ist, daß Ihr nun seht, wie recht ich vorhin hatte, als ich sagte, Ihr braucht um die Gefangenen im Pueblo nicht besorgt zu sein. Männer wie diejenigen, welche Ihr jetzt genannt habt, wissen sich in jeder Lage zu helfen, und ich möchte fast sagen, ich hege die Ueberzeugung, daß sie unsrer Hilfe gar nicht bedürfen, um sich zu befreien. Ich wette mit Euch gegen jeden Einsatz: Wenn die Roten, welche uns verfolgen, heimkehren, sind die gefangenen Vögel ausgeflogen.“

„Ich wette nicht, will aber wünschen, daß Ihr recht habt. Vielleicht befinden wir uns dann in viel größerer Gefahr als diejenigen, um welche wir uns so vergeblich gesorgt haben.“

„Wieso?“

„Nun, Ihr sagtet doch, daß wir verfolgt werden.“

„Allerdings.“

„Wenn die Roten uns nun aufstöbern? Wenn sie unser Feuer sehen, welches so schön hell und offen brennt!“

„Das werden sie wohl bleiben lassen. Sie holen uns nicht ein.“

„Irrt Ihr Euch da nicht, Sir? Ich kenne den wilden Westen nicht; aber ich habe viel von ihm gehört und noch mehr über ihn gelesen. Diese Indianer sind schreckliche Leute, welche einem Menschen, den sie haben wollen, monatelang auf der Ferse bleiben, bis sie ihn erwischen.“

„Das wird hier nicht geschehen, denn ich würde dafür sorgen, daß unsre Spur ihnen verloren ginge. Das ist aber gar nicht nötig, denn sie können uns nicht einholen. Bedenkt doch, wann wir vom Pueblo fortgeritten sind, und daß sie erst nach Tagesanbruch sich auf die Verfolgung gemacht haben können! Wir besitzen also einen Vorsprung, den sie gar nicht einholen können.“

„Warum nicht? Sie brauchen nur weiterzureiten, während wir hier sitzen, so sind sie noch vor Mitternacht hier an dieser Stelle.“

Da stieß der Oelprinz ein schallendes Gelächter aus und rief: „Ihr behauptetet vorhin, vom wilden Westen nichts zu verstehen und habt da allerdings sehr recht gehabt, Sir. Ihr versteht ganz und gar nichts. Ihr behauptet, daß die Roten uns während der Nacht folgen können?“

„Ja. Wenigstens wenn sie klug sind, werden sie es thun, um den Vorsprung, welchen wir haben, auszugleichen.“

„Wie sollen sie das anfangen? Wissen sie denn, wo wir uns befinden?“

„Das nicht; aber Sie brauchen doch nur auf unsrer Spur zu bleiben, um uns zu finden.“

„Kann man Spuren etwa riechen, Sir, oder dieselben des Nachts sehen?“

„Na, das nun freilich nicht.“

„Können die Roten also jetzt, da es dunkel geworden ist, unsrer Fährte folgen?“

„Nein.“

„Richtig, nein; sie müssen halten bleiben und warten, bis es wieder Tag geworden ist. Wie also wollen sie unsern Vorsprung einholen, zumal morgen früh unsre Fährte auf keinen Fall mehr zu erkennen ist? Nein, Sir, wir haben nichts, aber auch gar nichts zu fürchten und werden glücklich nach dem Gloomy-water kommen und dort unser Geschäft hoffentlich ganz glücklich zum Abschluß bringen.“

„Gloomy-water?*) Was ist das?“

„Das ist eben der Ort, an welchem ich das Petroleum entdeckt habe.“

„Und dieser Ort hat diesen Namen? Das klingt ja ganz anders, als Ihr vorhin sagtet.“

„Wieso, Sir?“

„Ihr sagtet doch, es sei wohl noch kein Mensch dorthin gekommen.“

„Das habe ich allerdings gesagt und das ist meine ganz entschiedene Meinung.“

„Aber es muß doch jemand dort gewesen sein!“

„Aus welchem Grunde kommt Ihr auf diese Vermutung?“

„Weil der Ort Gloomy-water heißt; er hat also einen Namen.“

„Nun? Weiter! Ich verstehe Euch noch nicht ganz.“

„Wer einen Namen hat, muß ihn doch von jemand bekommen haben. Nicht?“

„Allerdings.“

„Es muß also einen Menschen geben, von welchem Euer Ort seinen Namen erhalten hat, und dieser Mensch muß dort gewesen sein. Warum hat man nichts davon gehört? Er muß das Petroleum doch ebensogut bemerkt haben, wie Ihr es gesehen habt.“

Dieses Argument brachte den Oelprinzen in Verlegenheit; trotz seiner Verschlagenheit fiel ihm nicht sogleich eine Antwort ein, mit welcher er sich heraushelfen konnte; er füllte die kurze Pause, welche dadurch eintrat, durch ein halblautes Lachen aus, das überlegen klingen sollte. Zum Glücke für ihn wurde es durch seinen Stiefbruder Buttler unterbrochen: „Mr. Rollins, Ihr glaubt jedenfalls, eine recht geistreiche Bemerkung gemacht zu haben. Nicht?“

„Geistreich?“ antwortete der Gefragte. „Nein, das denke ich keineswegs; aber sachlich war sie jedenfalls. Der Ort hat einen Namen, also muß unbedingt jemand, der ihm denselben gegeben hat, vor Mr. Grinley dort gewesen sein. Und da man diesen Namen kennt, muß dieser Jemand viel und oft von dem Orte gesprochen haben. Warum hat er nicht auch vom Petroleum erzählt, welches er doch unbedingt entdeckt haben muß. Und wenn er es entdeckt hat, so wird es ihm nicht eingefallen sein, von diesem Orte zu sprechen, sondern er muß um

*) Finsteres Wasser.

seines eigenen Vorteiles willen darüber geschwiegen haben. Ihr seht also, es gibt hier gewisse Widersprüche, denen ich meine Aufmerksamkeit unbedingt schenken muß."

„Thut das immerhin; aber laßt Euch dabei sagen, daß diese Widersprüche nur scheinbar sind."

„Könnt Ihr sie etwa lösen und erklären?"

„Nichts leichter als das!"

„Nun?"

„Sonderbar, höchst sonderbar, daß man Euch das erst sagen muß, daß Ihr nicht selbst darauf kommt! Der Jemand, von welchem Ihr redet, ist eben hier unser Mr. Grinley, der Oelprinz gewesen."

„Ah!" machte jetzt der Bankier verwundert.

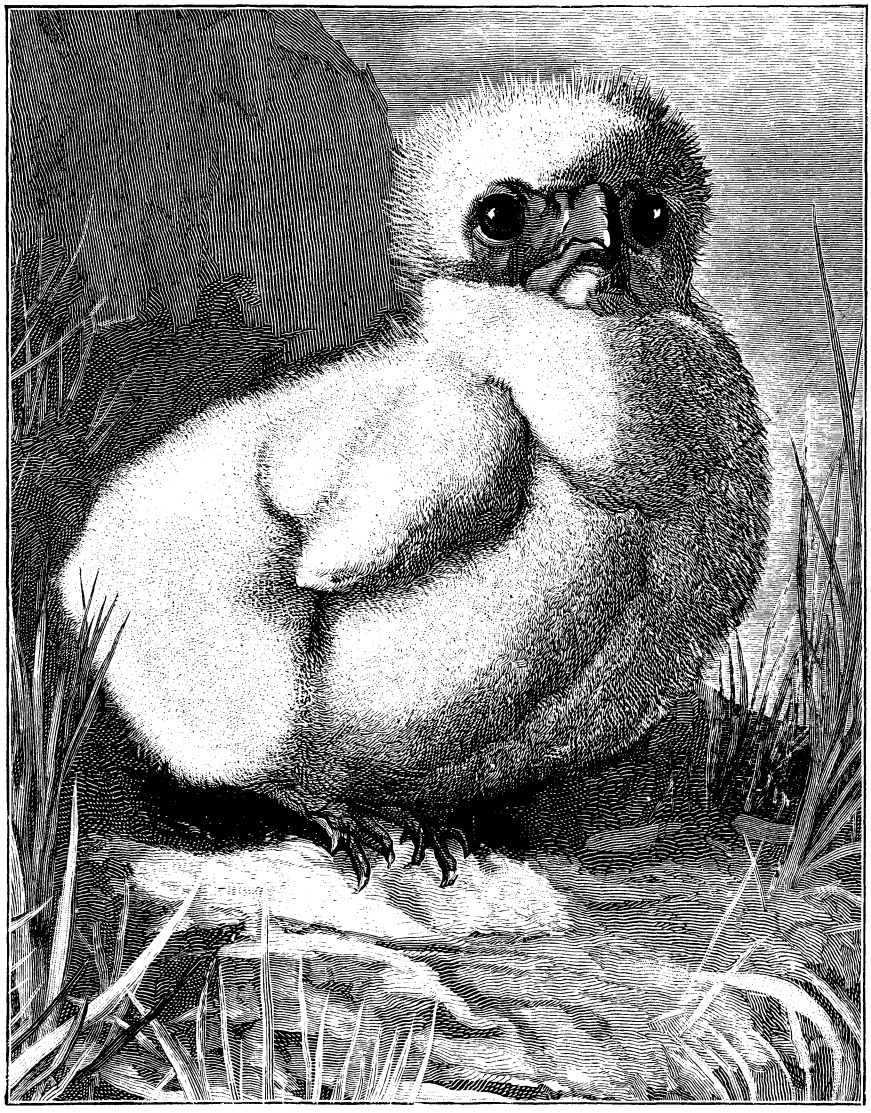
„Ja, er ist es gewesen und er hat dem Orte den Namen Gloomy-water gegeben, weil — —"

„Weil," fiel der Oelprinz schnell ein, „die Oertlichkeit eine düstere ist und weil das Wasser eine fast ganz schwarze Farbe hat."

Er war nun außerordentlich froh, von Butler aus seiner Verlegenheit erlöst worden zu sein und warf ihm einen dankbaren Blick zu, welchen dieser mit einem mißbilligenden, leisen Kopfschütteln beantwortete. Weder dieser Blick noch dieses Kopfschütteln wurden von Rollins oder Baumgarten bemerkt. Der Oelprinz schien die Lust, das Gespräch fortzusetzen, verloren zu haben; er stand auf und entfernte sich mit der Bemerkung, daß er noch Holz für das Feuer sammeln wolle.

Nun war es Zeit für Old Shatterhand und Winnetou, sich zurückzuziehen, weil sie, wenn sie noch länger blieben, von Grinley ganz gewiß entdeckt werden mußten. Zum Glück für sie entfernte er sich bachaufwärts und ohne einen Blick nach der Seite zu werfen, wo sie lagen. Wäre sein Auge nach dieser Richtung gefallen, er hätte sie unbedingt sehen müssen.

Er hatte mit dem Rücken nach ihnen gesessen und die Baumstämme und Sträucher hatten sich zwischen ihm und ihnen befunden; aus diesem Grunde hatten sie sein Gesicht nicht sehen können. Aber als er jetzt aufstand, um fortzugehen, mußte er eine Wendung machen, infolge deren sie seine Züge auf das deutlichste erkannten. Sie krochen zurück, in den Wald hinein, bis der Schein des Feuers sie nicht mehr treffen konnte; dann richteten sie sich auf und kehrten nach der Stelle zurück, an welcher sie ihre Pferde versteckt hatten.



Junger Adler.

Andre Personen hätten nun nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich ihre Bemerkungen über das Gehörte und Gesehene mitzuteilen; diese beiden berühmten Westmänner aber waren aus einem andern Stoffe gemacht. Sie verstanden sich auch ohne Worte und pflegten nur dann zu reden, wenn die Zeit dazu gekommen war.

Winnetou zog sein Pferd aus dem Gebüsch heraus und schritt, es an dem Zügel hinter sich herführend, in den Wald hinein. Old Shatterhand folgte ihm mit dem seinigen, ohne zu fragen, warum der Apache diesen bequemen Ort verließ und den finstern Wald aufsuchte, wo bei der gegenwärtigen abendlichen Dunkelheit mit den Pferden so schlecht fortzukommen war. Er kannte den Grund und hätte, wenn er allein gewesen wäre, genau so wie Winnetou gehandelt.

Da, wo die Pferde gesteckt hatten, gab es Gras für dieselben und auch Wasser, zwei Dinge, welche unbedingt nötig waren. Man hätte dort also recht gut lagern können, ohne befürchten zu müssen, während der Nacht von den fünf Personen, welche belauscht worden waren, entdeckt oder gar belästigt zu werden. Aber es war die Möglichkeit doch nicht ausgeschlossen, daß am nächsten Morgen zufällig einer von ihnen nach dieser Stelle kam, wo er sie sehen oder, falls sie schon fort waren, ihre Lagerspuren entdecken mußte. Darum gingen sie fort. Die Spuren, welche sie bis jetzt gemacht hatten, konnten am nächsten Morgen gewiß nicht mehr erkannt werden, da das Gras sich bis dahin wieder aufgerichtet haben mußte.

Da sie aber unbedingt Wasser und Weide für ihre Tiere brauchten, verstand es sich ganz von selbst, daß sie wieder zu dem Bache zurückkehrten, allerdings an einer sehr entfernten Stelle. Der Weg dorthin mußte durch einen Bogen gemacht werden, den man durch den Wald schlug, weil das weiche Moos desselben die Huf- und Fußeindrücke am Morgen nicht mehr sehen ließ. Das alles verstand sich ganz von selbst, und so kam es, daß Old Shatterhand dem Apachen folgte, ohne zu fragen.

(Fortsetzung folgt.)

Junger Adler.

Der Adler ist der gewaltigste Vogel unter allen Raubvögeln. Ob seines stattlichen Aussehens, hohen Fluges, seiner großen Stärke und seines löwenartigen Mutes heißt er von alters her: König der Vögel. Den Adler setzte die Dichtung an den Thron des Weltenbeherrschers und ließ ihn die Blitze halten, welche der Götterkönig herabschleudert auf das niedere Erdenvolk.

Gerade diejenigen Vögel, welche als Erwachsene die größte Beweglichkeit, Stärke und Selbständigkeit besitzen, zeigen in ihrer Jugend von allen diesen Eigenschaften keine Spur. Der königliche Aar ist, eben aus dem Ei geboren, das hilfloseste Wesen unter der Sonne. Er ist zwar dem Ei in einem ziemlich dichten weißen Daunenkleide entschlüpft und dieses von der Wärme der Mutterbrust bald vollständig getrocknet, er kann sich aber nicht aufrichten und muß die Mutterbrust noch lange Zeit zum Schilde gegen die auf ihn einstürmende rauhe äußere Welt gebrauchen. Das Ausschlüpfen der edlen Brut fällt in die frühe Jahreszeit, denn bereits im März beginnt der Bau oder wenigstens die Ausbesserung des Horstes. Er steht im Gebirge gewöhnlich in der Spalte einer unzugänglichen Felsenwand, in ebenen Wäldern auf der Krone des höchsten Baumes der Umgegend, oft in der Nähe eines Flusses. Große, schwere Prügel bilden die Unterlage, auf sie folgen dürre Zweige und endlich eine flache Mulde, welche mit trockenen Pflanzenstengeln, Heidekraut, Wolle und Haaren ausgelegt wird. Der Bau ist unkünstlerisch, aber großartig und so fest, daß ein Mensch sich ohne Sorge auf ihn niederlegen kann. Beide Alte tragen die Baustoffe oft aus weiter Entfernung in den Fängen herbei. Während der Erbauung des Horstes sieht man Männchen und Weibchen in herrlichen Schraubenlinien himmelhoch emporsteigen und sich gegenseitig durch Flugübungen belustigen.

Gewöhnlich findet man zwei bis drei große, runde, weiße, mit kastanienbraunen Flecken bespritzte Eier im Neste, doch kommen nie mehr als zwei Junge aus. Anfangs sehen dieselben eher einem Wollenklumpen als einem Vogel ähnlich, denn dichter weißer Flaum bedeckt ihren ganzen Körper, bald aber nimmt der Kopf den stolzen Ausdruck des Adlergesichtes an.

Noch ehe die jungen Adler irgend etwas von ihrem häßlichen, tölpelhaften, durch den weit vortretenden Kopf nur noch widriger erscheinenden Aussehen verloren haben, keimen und sprossen ihre Federn und zwar zunächst die der Oberseite, weil diese die dem Wetter preisgegebene ist. Am ersten brechen die Schwungfedern hervor, dann folgen die des Rückens und später die an den Brustseiten. Der ganze Oberkörper ist fast vollständig befiedert, bevor der kleine Räuber sitzen gelernt hat, während der Unterkörper um diese Zeit kaum eine Befiederung zeigt. Einer eigenmächtigen, ausgedehnteren Bewegung ist unser Vogel jedoch auch jetzt noch nicht fähig. Es vergehen Tage und Wochen, ehe er dahin gelangt, im Horste herumzutrippeln, und erst kurz vor dem Ausfliegen fängt er an, mit seinen Schwingen gleichsam zur Probe auf und nieder zu schlagen.

Die Jungen werden von beiden Alten reichlich geätzt, zuerst mit Fleisch, welches diese in ihrem Kropfe verdaut haben, später mit Wildpret, welches die Mutter ihnen vorlegt. Wenn die Jungen halb erwachsen sind, gleicht der Horst einer wahren Schlachtbank, auf welcher es beständig reichen Vorrat gibt. Zwei bis drei Meilen weit dehnen jetzt die Eltern ihre Jagdzüge aus und häufig tragen sie aus dieser Entfernung Beute zum Horst. Sie sind dabei ziemlich dreist und verteidigen bei Gefahr ihre Jungen mit bewunderungswürdigem Mute. Der kühne Jäger, welcher es versuchen will, die Jungen zu rauben, setzt sich der drohendsten Lebensgefahr aus, denn die Alten greifen ihn herzhaft an, stoßen auf ihn herab und bringen ihm oft gefährliche Wunden bei. Die jungen Adler werden von den Alten lange im Horste gefüttert und verlassen denselben erst, nachdem sie vollständig ausgewachsen sind. Beide Eltern streichen jetzt mit ihnen umher, um sie zu unterrichten. Zuerst lehren sie dieselben ordentlich fliegen, dann rauben. Gewöhnlich bleibt die Familie bis in den Herbst hinein zusammen, dann trennen sich die inzwischen selbständig gewordenen Jungen und streifen nun mehrere, vielleicht zehn Jahre lang umher, ohne sich an irgend einem Orte anzusiedeln, bis sie ein Weibchen zur Ehe gefunden haben. Der Adler erreicht aber auch ein hohes, kräftiges, ungetrübtes Alter. Im Jahre 1719 starb in Wien ein Steinadler, welcher 104 Jahre vorher gefangen worden war, also nicht einmal eine ihm zukommende Lebensweise geführt hatte.

Die Jagd nach dem Scheckflügel.

Sobald nach öden, trüben Wintertagen die ersten lauen Frühlingslüfte sich wieder anfingen zu regen, sobald der Lenz, „der holde Junge, den jeder lieben muß", die oft fußdicken Schneedecken von den Fluren weggezogen hatte, stiefelten wir jungen Freunde, Nachbarssöhne und Studiengenossen, hinaus auf die geliebte Heide. Noch lag sie düsterbraun da — von den holzigen Stengeln der Erika bedeckt — wie das rauhgewebte härene Gewand eines Büßers unter dem geklärten Himmel, der wie eine blaukrystallene Glocke darüber stand; aber an den dünnen, schwanken Zweigen der Birken, deren weiße Stämme hier und dort aus dem Kraute ragten, hatten sich schon die zartgrünen Blättchen, spitz und gerippt und stets zu zweien sich gegenüberstehend, aus den braunen Knospen geschoben. Der Sonnenglanz eines heiteren Märztages durchleuchtete sie, so daß sie an den magischen Edelsteinglanz des gepriesenen Smaragds erinnerten. Zu diesen Birkengruppen richteten wir unsre wanderflinken Füße, denn wir wußten, daß um diese Jahreszeit daselbst ein höchst begehrenswerter Schmetterling, Endromis versicolora, der Scheckflügel, flog. Selbstverständlich hatten wir unsre Netze mitgenommen. Nun gab es ein Aeugeln und Spähen nach diesem ersten Falter des Jahres, bis endlich einer von uns, gewöhnlich der kleine magere Anton Jackenkroll, genannt „Sperberblick" — weil er der scharfsichtigste von uns allen war — mit seiner dünnen Stimme schrie: „Da ist einer! Da fliegt einer!" Das war die Losung zu einer wilden, verwegenen Jagd auf den armen Falter, der vielleicht erst vor einer Stunde aus seiner Puppe geschlüpft war.

Freund Scheckflügel hatte aber von der gütigen Mutter Natur die Fähigkeit mit auf die Lebensreise bekommen, ganz gewaltig schnell und wild sich zwischen den Birkenwipfeln umherschwenken zu können, was seinen Fang durchaus nicht leicht für uns machte. Wir liefen und sprangen wie toll, und hätte uns jemand, der nichts von Schmetterlingen dieser frühen Jahreszeit wußte, aus der Ferne beobachtet, er würde geglaubt haben, wir führten den Kriegstanz der Apachen auf. Allerlei Mißgeschicke liefen dabei mit unter, indem z. B. der lange Bernhard Hesse, genannt „Longus", mit seinem Netze gewaltig nach dem braun und weiß gescheckten, gleichfalls wie rasend umhertanzenden Schmetterling ausholte, versetzte er dem armen kleinen Anton Jackenkroll einen so gewaltigen Schlage auf die Nase, daß sich der bekannte Sperberblick des Kleinen durch Thränen des Schmerzes trübte und daß dem Gehege seiner Zähne ein lebhaftes „Au! Au! O!" entfloh, das an den Aufschrei eines unvorsichtigerweise getretenen Canis familiaris erinnerte. Das hemmte jedoch nicht den Jagdeifer der übrigen — nur Bernhard Hesse, der Uebelthäter, sah so verblüfft aus wie Jonas, da ihn der Walfisch verschluckte; wir andern reckten die Hälse, wo denn der Falter geblieben sei.

„Da ist er!" schrie nunmehr der dicke Edmund Wiese, genannt „Bacchus". Sofort wurde die Verfolgung aufgenommen, sofort fuchtelten unsre Netze wieder in der Luft herum, wie ein aufgescheuchter Schwarm von Saatkrähen. Nun hatte Heinrich Schwarte das Pech, seinem speziellen Freunde, Johann Reuter, die Mütze vom Kopf zu schlagen, daß sie in die Luft flog wie ein Luftballon, wenn das Kommando „Los!" ertönt, — nur kam sie schneller wieder herunter und flog mitten in einen kleinen Teich — ach! die schöne neue Mütze von grünem Tuch, mit weißschwarzem Rande, ein herrliches Exemplar ihrer Art. Johann Reuter stimmte ein Geschrei an, als stecke er am Bratspieß, aller Blicke wandten sich ihm zu. „Da, da, da!" schrie Johann Reuter und zeigte mit dem ausgestreckten Zeigefinger, nein, mit allen zehn Fingern, nach der entflohenen und entflogenen „Behauptung", die sich auf dem Wasserspiegel zwischen Algen und Binsen wiegte und ein herrliches Schiffchen der Unkenkönigin abzugeben schien. Einige hilfsbereite Hände streckten die Stiele der schleunigst umgekehrten Schmetterlingsnetze aus und suchten das schaukelnde Fahrzeug damit ans Land zu lotsen. Aber, o weh! die Stiele waren zu kurz. Was nun? Max Sander, genannt „Solon", machte den Vorschlag, wir wollten mit Steinen und Erdklumpen über die Mütze hinaus ins Wasser werfen, damit durch den erregten Wellenschlag die Unerreichbare ans Land getrieben würde. Probatum, gebilligt. Steine und Erdklumpen platschten ins Wasser; die Wellenringe schoben die Mütze uns etwas näher. Aber da hatte einer — wer war es nur? — das Malheur, einen schweren Kieselstein mitten in das Mützenrund zu schleudern, worauf das Fahrzeug Wasser schöpfte und vor unsern Augen versank. Wir waren im ersten Augenblick der Bestürzung stumm wie die Fische, um so lauter lamentierte Johann Reuter — „wie eine Klagefrau aus dem alten Testamente", behauptete nachher Max Sander. — „Nun bleibt uns nichts andres übrig," sagte Bernhard Hesse, genannt „Longus", „als daß einer ins Wasser geht und die Mütze herausfischt. Der Teich ist glücklicherweise nur flach, wie fast alle diese Heidetümpel, die sich in den Vertiefungen des Bodens durch das Regenwasser bilden."

„Hahnemann, geh' du voran,
Du hast die Wasserstiefeln an!"

rief ihm Max Sander zu. Und in der That hatte „Longus" die längsten Schaftstiefel von uns allen an. Nach einigen Bedenken, die wir andern durch unsre Redekünste aber siegreich niederschlugen, fügte sich „Longus" oder „Hahnemann", wie er für diese Minute hieß, darein, durch das Wasser zu stelzen, „wie ein Storch durch den Salat", und die untergetauchte Mütze dem Reiche der Unkenkönigin zu entreißen, was auch gelang. Aber die Schaftstiefel waren nicht lang genug gewesen und „Hahnemann" hatte nun ebenso nasse Strümpfe und Füße, wie Johann Reuter eine nasse Mütze. Die Stiefel wurden ausgeschüttet, die Strümpfe ausgewrungen, die Mütze ausgeschwenkt, und das Trocknen überließ man der lieben Frühlingssonne, die denn auch ihre Schuldigkeit that.

Das Abenteuer, weit entfernt, unsre Stimmung zu

dämpfen, gab derselben nur einen höheren Schwung. Wir hatten eben was erlebt! Mittlerweile hatte sich Endromis versicolora von Alex Schlüter, genannt „Waldläufer", fangen lassen, was uns der Glückliche mit lautem Jubel verkündigte. Er sagte aber, er sei von dem vielen Gucken in die Luft und von den wiederholten Umdrehungen seines Halses so schwindelig geworden, daß er nicht wisse, ob er einen Kopf oder eine Windmühle auf dem Rumpfe trage.

Es versteht sich von selbst, daß der mit so vielen Mühen und Fährlichkeiten erkämpfte Schmetterling einen Ehrenplatz in Schlüters Schmetterlingssammlung angewiesen bekam. Da prangt er noch heute — wenn ihn die Motten nicht verzehrt haben.

Spät erkannt.

(Fortsetzung.)

Der gefällige Hofmeister zeigte sich bereit, auf die unmittelbare Nachbarschaft seines Zöglings zu verzichten und Georg sein Zimmer einzuräumen, welches in früheren Zeiten von Alfred Stöger bewohnt gewesen war. Seitdem als Gaststube benützt, machte es mit seinem weißlackierten Getäfel und der hellen blumigen Tapete einen altmodisch behaglichen Eindruck. Allein sein jetziger Bewohner verbrachte nur die nächtlichen Ruhestunden darin, untertags war er beständig um den Freund: zuerst Herrn Müllers Stelle einnehmend am Bett des Kranken, wo er dessen Wünschen mit endloser Geduld zuvorkam, die zu üben er bei des Vaters kleinen Leiden hinlänglich Gelegenheit gehabt, bald aber unter den Linden neben Ludolfs Hängematte, der zu ihr zurückgekehrt war, um den aufopfernden Gefährten „nicht ewig in die dumpfe Stube zu sperren." Mit einer angstvollen Freude, die er sich kaum eingestehen wollte, bemerkte Herr von Weitenfels, wie in der That seit Georgs Ankunft eine leise Veränderung zum Bessern bei seinem Enkel einzutreten schien, wie vor allem jene teilnahmslose Abspannung von ihm gewichen, die mit solch bleierner Schwere auf ihm gelastet hatte, und die zu heben alle ärztliche Kunst bisher nicht im stande gewesen. Trotz Ludolfs Behauptung, er habe dem Freund soviel zu sagen, war es meist ein traulich stilles Beisammensein im Schatten der alten Bäume. Gewöhnlich las Georg dem Leidenden vor, und wenn derselbe bisweilen in leichtem Schlummer die Augen schloß, eingewiegt vom sanften Rauschen der Wipfel und dem melodischen Tonfall des jugendlichen Vorlesers, pflegte dieser mit gedämpfter Stimme fortzufahren, bange, den Kranken durch sein Innehalten aufzuschrecken aus dem Schlaf, den er des Nachts noch oft genug entbehren mußte.

„Welch ein abscheulicher Egoist ich bin," sagte Ludolf, wieder einmal erwachend und Georgs treubesorgtem Blick begegnend, den dieser eben von dem Buch erhob.

„Nun hast du dich heiser gelesen, und ich weiß keine Zeile davon. Nein, wiederhole nicht, ich darf es nicht gar zu bunt treiben, sonst läufst du mir davon und ich kann dich doch nicht missen. Ein zweites Mal brächte Großpapa dich nicht hierher, du gingst ihm nicht mehr auf den Leim. Er hat dich ohnehin nur damit hergelockt, du solltest einem Sterbenden die Augen schließen und nun treffe ich, rücksichtsloser Mensch, noch immer keine Anstalt mich aus der Welt zu schleichen und dich zu erlösen von der langweiligen Krankenpflege."

„Das könntest du auch auf anderm Wege, Ludolf," behauptete Georg, auf des Freundes Laune eingehend. „Du dürftest nur gesund werden, würde dir das nicht mehr entsprechen?"

„Gesund werden? Ich hatte nicht mehr daran gedacht, ich wünschte mir oft nur einzuschlafen und nicht mehr wach zu werden. Aber da du jetzt bei mir bist, möchte ich noch nicht so schnell fort, erst wenn deine Ferien zu Ende sind, denn solange bleibst du doch bei mir?" setzte der Kranke ängstlich hinzu.

„Ich denke, mein Vater wird mich nicht vorher zurückrufen," sagte Georg, den Arm Ludolfs streichelnd.

„Er haßt uns wohl sehr, Großpapa und mich?" fuhr letzterer fort. „Ich habe den Brief gelesen, den er damals schrieb, heimlich, Großpapa hätte ihn mir nicht gegeben. Es war nicht recht, ich weiß es, aber ich wollte klar sehen, wollte wissen, warum wir getrennt werden sollten. Allein ich fand es nicht heraus. Es stand nur von einem großen Unrecht darin, das dein Vater durch Großpapa erleiden mußte. Du weißt wohl alles? Ich will es ja nicht wissen," fügte er hinzu, als Georg verlegen mit der Antwort zauderte, „ich will nur, daß du mir nicht wieder entrissen wirst wie jenes Mal. Du glaubst nicht, wie hart es für mich war, und wie sehr ich dich vermißte schon vorher, als du abgereist warst und ich dich doch bald wiederzusehen hoffte. Ich dachte daran, Großpapa zu bitten, mich mit Herrn Müller nach der Stadt zu senden," setzte Ludolf erklärend bei, „dachte sogar daran, die Prüfung fürs Gymnasium zu machen, damit wir mehr zusammen sein könnten," und er nickte Georg bedeutungsvoll zu, wie um zu sagen: „zu solchem Opfer war ich bereit." „Wenn du mir schon unentbehrlich gewesen bist, wie ich noch gesund war, darfst du mich nicht jetzt verlassen, wo ich so hilflos bin, so sterbenskrank . . . ." Er hielt ein und ein paar große Thränen liefen über seine eingefallenen Wangen, die zu verbergen er in ungeduldiger Beschämung sich wegwandte.

Auch Georgs Augen wurden feucht. „Ich bleib' bei dir, Ludolf," sagte er bestimmt und nahm das Buch zur Hand, damit der Kranke sich beruhigen möge. —

Schabernack.

Erst nach schwerem Kampfe hatte Georg dem Vater die Einwilligung abgerungen, zu dem leidenden Freunde eilen zu dürfen. Vor des Sohnes warmen Herzenstönen vermochte Herrn Hilgerts Groll nicht standzuhalten, der sich Herrn von Weitenfels gegenüber so unerschütterlich gezeigt. Jedoch ungern nur und gegen seinen eigentlichen Willen hatte der Gekränkte Georg ziehen lassen und allen schriftlichen Verkehr mit ihm abgelehnt, solange er unter seines Feindes Dach verweile. „Eine Karte, die mir deine Ankunft meldet, und eine zweite, die mir deine Rückkehr anzeigt, genügen, weiteres will ich von dort nicht erfahren," war sein nachdrückliches Verlangen gewesen, dem Georg sich fügen mußte. Und wie sein Vater jeden schriftlichen, schien der Schloßherr jeden mündlichen Gedankenaustausch mit seines Enkels treuem Gefährten zu vermeiden. Der stolze Mann fühlte eine stets wachsende Befangenheit in Gegenwart des Jungen, dessen freimütig zur Schau getragene Bewunderung ihm früher gegolten, und die er nun für immer eingebüßt, wie er sich nicht verhehlte, ob seines jungen Gastes Benehmen auch das gleiche, bescheiden achtungsvolle geblieben. Aber der begeisterte Aufblick fehlte, der selbst seinem verwöhnten Sinn geschmeichelt, die ehrlichen, jugendhellen Augen hatten sein Thun prüfend beschaut, und es war ihnen klein und unwürdig erschienen. „Du kennst das Leben nicht, Knabe," hätte er Georg oft zurufen mögen, „kannst nicht wissen, wie schwer, fast unmöglich es ist, für den, der vorwärtsstrebend sich hinausbegeben in das Gemenge, unbefleckt daraus hervorzugehen. Warte, bis die Versuchung an dich dereinst herantritt, dann urteile." Die Worte blieben unausgesprochen, vielleicht weil er die Antwort zu kennen vermeinte. „So bist du wie die andern? Ich habe dich für besser, für größer gehalten, mich an dir aufrichten, dich zum Vorbild nehmen wollen."

Wurde aber der Gast von seiten des Hausherrn nicht aufgefordert, in dessen Gesellschaft die ihm unbekannte Gegend zu besichtigen, so überraschte ihn dafür Ludolf eines Tages mit dem Vorschlag, eine Ausfahrt mit ihm zu machen. Freudigst ergriff Georg das Anerbieten, welches eine große Veränderung in des Kranken seßhaften Gewohnheiten bedeutete, der schon seit Wochen nicht mehr aus dem Garten gekommen. „Soll ich meine Langeweile spazierenfahren?" hatte er gefragt, wenn Herr Müller ihn zu einem Ausflug ins Freie zu bereden gesucht, und war daheim geblieben.

„Großpapa vernachlässigt dich," sprach er aber nun zu seinem Freund, „so muß ich meinen gebrechlichen Leichnam hinausschleppen," wie er behauptet hatte, um Georgs Gesundheit willen genötigt zu sein, das Bett zu verlassen. Dieser hütete sich zu widersprechen, wie er sich auch anderseits davon enthielt, dem Leidenden die gutgemeinten Ratschläge seiner Umgebung zu wiederholen, die denselben gewöhnlich nur in seinem krankhaften Eigensinn bestärkt hatten. Desungeachtet, und ohne daß er seine sanfte Einwirkung gewahrte, gelang es Georg, Ludolf allmählich zu bewegen, eben diese oft verworfenen Verordnungen zu befolgen, ihn hinauszuführen in Wald und Flur, gleichsam einen Teil seiner eigenen Lebensfrische auf ihn zu übertragen. Der Kranke begann weniger von seinem unmittelbar bevorstehenden Ende zu sprechen, als von der Oede, die sich von neuem über sein Dasein breiten würde, sobald der Gefährte von ihm schiede.

Wie ein Geiziger seine Goldstücke, fing er an, die Tage zu zählen, die derselbe ihm noch schenken könnte.

„Glaubst du, daß dein Großpapa noch lange hier zu weilen gedenkt?" fragte Georg, da der Freund ihn eines Morgens mit dem wehmütigen Ausruf begrüßte: „Nur mehr siebzehn Tage und da mußt du des Nachts reisen."

„Großpapa kennt nur Weitenfels," erwiderte Ludolf, „es war meine Idee hierher zu gehen."

„Dann hindert dich ja nichts, die Rückreise mit mir zu machen. Du bleibst mit Herrn Müller in der Stadt und wir können uns täglich sehen."

„Du sprichst, als ob ich noch hundert Jahre zu leben hätte."

„Seien wir bescheiden und nehmen die Hälfte," meinte Georg lachend. „Weißt du, mein Lieber," fuhr er gutmütig neckend fort, „wer wie du in den letzten zwe Wochen um fünf Pfund zugenommen hat, muß vorderhand darauf verzichten, den unheilbarem Siechtum Verfallenen zu spielen. Es stimmt nicht, es fehlt die Harmonie, wie du immer sagst, wenn du melancholisch bist und draußen wolkenloser Himmel ist."

„Mit Anstand kann ich mich daheim gar nicht mehr sehen lassen, in Weitenfels nicht und nicht in der Villa, nachdem ich als Sterbender von dort Abschied genommen," versetzte Ludolf. „Ich habe ja schon Legate ausgesetzt, soviel ich mich entsinne. Dem Forstgehilfen habe ich die neue Büchse versprochen, die mir Großpapa zu Weihnachten unnötigerweise schenkte, das weiß ich gewiß."

„Dann kaufst du ihm die gleiche, damit er daraus einen Freudenschuß abgibt zur Feier deiner Genesung," riet Georg.

„Der ist's aber nicht allein. Ein ganzes Heer schnöde getäuschter Erben wird sich vor mir erheben. Du bist auch dabei, du hättest auch etwas bekommen sollen."

„Ich verzichte auf meine gerechten Ansprüche," gelobte Georg, „am Ende glückt es mir auch, die übrigen zur Nachsicht zu bewegen durch die Beredsamkeit meines Mundes."

„Du bringst es vielleicht fertig," sagte Ludolf zwischen Scherz und Ernst. „Du kannst alles. Du hast deines Vaters Zorn zu besänftigen gewußt, daß er dich herließ zu mir, soviel hat Großpapa mir nämlich gesagt, und hast du mich auch noch nicht gesund gemacht, so hast du mir aber doch das Verlangen geweckt gesund zu werden. Und doch suchst du den Leuten deinen Willen nicht aufzudrängen und bist nicht heftig und gewaltthätig. Wie machst du es nur, daß sie dir nichts abzuschlagen vermögen?"

Georg schüttelte abwehrend den blonden Kopf. Er kannte sie selbst nicht, die überzeugende Kraft seines redlichen, selbstlosen Sinnes, der so früh schon gelernt hatte, für andre zu sorgen. —

Herr von Weitenfels hatte nicht das Geringste einzuwenden gegen seines Enkels etwas später geäußertes Vorhaben, Schönlinden gleichzeitig mit seinem Freunde zu verlassen, noch gegen dessen geplante Uebersiedlung nach der Villa am Karolinenplatz. Auch die Aerzte fanden keine Veranlassung, die Reise zu verbieten. In weiteren vierzehn Tagen mußte ihrer Rechnung nach der junge Patient hinlänglich gekräftigt sein, die Eisenbahnfahrt ungefährdet zu ertragen. Die günstige Wendung, mit der sie den bekümmerten Großvater so oft vertröstet hatten, war ja endlich eingetreten, die Jugend hatte ihre Rechte siegreich geltend gemacht, da ihnen selbst die Zuversicht schon beinahe entschwunden war.

— — — — — — — — — — —

Da Herr Hilgert in so nachdrücklicher Weise auf jeglichen Briefwechsel mit dem abwesenden Sohne verzichtet hatte, nahm er fast ungehalten ein ziemlich umfangreiches Schreiben entgegen, das den Poststempel Schönlinden trug, obwohl er darin die willkommene Kunde von Georgs bevorstehender Rückkehr vermutete. Er hatte eben sein Frühstück beendigt und war darüber, seine Alpenpflanzen zu begießen, wobei er mißvergnügt sich überzeugte, daß die Krone derselben und sein Stolz, das Edelweißstöckchen, das er mühsam davongebracht, im Begriff stand, sein weißes Samtgewand mit einem schlichten grünen zu vertauschen, welches ihm für diese niederen Regionen gut genug erscheinen mochte.

Mit gerunzelter Stirne riß er den Umschlag auf und überflog flüchtig die ersten Zeilen. Bald jedoch drückten seine Züge die lebhafteste Spannung aus, seine Hand zitterte vor innerer Erregung, sie tastete suchend nach dem nächsten Stuhl und von plötzlicher Schwäche übermannt, sank er hilflos darauf nieder.

„Lieber Vater," hatte Georg geschrieben, „wie gerne hätte ich dir mündlich die Nachricht mitgeteilt, die dich jedenfalls mächtig erschüttern wird. Allein wenn ich auch in wenigen Tagen bei dir sein werde, fühle ich doch, daß du ein Recht hast gleich zu erfahren, was mich selber wie ein Traum dünkt. Seitdem du mir erzählt hast, welch unverdientes trauervolles Geschick dich betroffen hat, ist es mein einziger Wunsch gewesen, es möchte mir vergönnt sein, das Dunkel zu lichten, das über jenem Vorfall schwebt. Und nun bin ich erhört worden, bester Papa, freilich ohne mein Verdienst oder vielmehr durch das deine, der du deinen gerechten Groll überwunden und es mir nicht verwehrt hast, zu meinem kranken Ludolf zu eilen. Aber ach, es ist eine späte Rechtfertigung, fast ein Vierteljahrhundert ist darüber hingegangen! Ich möchte dir so schonend alles mitteilen, und bin doch selbst so fassungslos, daß ich die Worte nicht finden kann. Niemand darf dir mehr einen Vorwurf machen, liebster Vater, es haftet kein Makel mehr an unserm Namen, denn jene Summe, die man dir zu verwahren gegeben, ist gefunden hier in Schönlinden, in dem Zimmer dessen, der sie damals an sich genommen, Alfred Stögers. Nun ist es gesagt und ich will von Anfang an erzählen, wie es gekommen, daß gerade meine Hand darauf gelenkt worden ist. Du mußt wissen, lieber Papa, daß es mit Ludolf seit kurzem bedeutend besser geht. Ich erschrak, als ich ihn bei meiner Ankunft sah, mit seinem bleichen schmalen Gesicht, aus dem die müden braunen Augen so übernatürlich groß hervorleuchteten, gerade wie die seiner frühverstorbenen Mutter. Kaum konnte ich die Thränen zurückhalten und mußte doch fröhlich scheinen, um ihm das Herz nicht schwer zu machen. Du hättest gewiß das innigste Mitleid gefühlt, und jetzt sollst du dich mit mir freuen, weil mir mein lieber einziger Freund erhalten geblieben ist. Wir haben uns so gern, und damit wir uns nicht trennen müssen, machen wir die Rückreise zusammen. Nichtwahr, du erlaubst es mir doch, auch zu Hause ihn zu besuchen? Werde nicht ungeduldig, Herzenspapa, daß ich so kraus durcheinander schwatze" — Herr Hilgert, der selbst etwas weitschweifig zu sein pflegte in seinen Aeußerungen, schüttelte hier mißbilligend das Haupt über seines sonst so maßvollen Sohnes aufgeregten Bericht — „ich kehre wieder zur Sache zurück, zu den Vorbereitungen für Ludolfs Abreise, bei denen ich behilflich war. Du weißt, welch ein altes Gebäude dieses Haus hier ist, kannst dich vielleicht auch noch seiner innern Einrichtung entsinnen mit ihren ineinander geschachtelten Kämmerchen und Winkeln. Zwischen Ludolfs Zimmer und dem meinen befindet sich solch ein enges einfensteriges Gemach, dessen eine schmale Seite einen auffallend tiefen Wandschrank in sich faßt. In der Kinderzeit von Ludolfs Mutter — er hat es sich nicht nehmen lassen, dieselben Räume zu bewohnen, in denen sie ihre Jugend einst verbracht hat — saßen hier ihre Puppen auf niedlichen Stühlchen um ein zierlich gedecktes Tischchen, wie die Zwerglein im Schneewittchen, der alte Wiedemann hat es Ludolf so beschrieben. Später diente der Raum dazu, Alfred Stögers Angelgerätschaften, seine Flinten u. dgl. aufzubewahren. Von jener früheren Zeit her sind in dem sonst leeren Wandschrank noch einige alte Schulbücher und Hefte von Ludolfs Mutter liegen geblieben — Sophie Stöger steht mit solch feiner Schrift auf den Umschlägen —, die ihr Sohn als Andenken mit fortnehmen wollte. Er bat mich, sie ihm zu holen heute morgen nach dem Frühstück, auf welches er immer noch ein Halbstündchen zu ruhen pflegt, und ich öffnete zum erstenmal den Schrank, wo ich das Gewünschte sogleich erblickte. Ich streckte den Arm danach aus, die Sachen lagen etwas zurück, als ich an der hinteren Fläche des Faches eine ungewöhnlich große Spinne gewahrte. Ludolf hat eine Abneigung, fast möchte ich sagen einen Abscheu vor diesen harmlosen Tieren, und da er möglicherweise die Hefte wieder selbst hineinlegen mochte — ich zweifelte daran, daß er sie gleich einpacken werde — würde er jedenfalls darüber erschrocken sein. Ich wollte daher das anstößige Insekt entfernen, ohne ihm ein Leid zu thun, natürlich. Erinnerst du dich noch, Papa, wie wir das Buch über Indien miteinander lasen, und du sagtest, ich hätte mein Vaterland verfehlt, der achtungsvollen Rücksicht wegen, mit der die Inder selbst schädlichen Bestien begegnen? Ich dachte daran und mußte lachen, streckte mich dabei über Gebühr und verlor das

Gleichgewicht, so daß ich zur Hälfte in den Schrank fiel und das Fach, welches die Hefte enthielt, hinunterstieß in das untere, dessen Rückwand plötzlich aufklappte und einen zweiten, geheimen Behälter enthüllte. In der Verwirrung über meine Ungeschicklichkeit hätte ich es wohl nicht gleich bemerkt, als Georgs Großpapa, der inzwischen in seines Enkels Zimmer gekommen war, auf das Gepolter hereineilte. Er griff sogleich nach den Papieren, die in dem Geheimfach lagen — es waren die verschwundenen Banknoten, Vater, alle, keine fehlte, keine einzige. Sie sind da genau so, wie sie Alfred Stöger damals aus dem Kassenschrank genommen. Einige eilige Zeilen fanden sich dabei von des jungen Mannes Hand, ein angefangener Brief an seinen Vater, der mitten im Satze abbricht. Vermutlich war es ein Zufall, der Alfred Stöger das doppelte Fach entdecken ließ, das andern unbekannt gewesen. Doch würde das Geheimnis wohl nicht so lange unentdeckt geblieben sein, falls der Schrank benützt worden wäre, denn wie wir uns überzeugten, gibt die Rückwand einem schwachen Druck schon nach, die Feder hat im Lauf der Zeit ihre Spannkraft eingebüßt. — Herr von Weitenfels ersuchte mich, dir die Mitteilung zu machen. ‚Es wäre an mir,‘ sagte er, ‚ich weiß es wohl, doch ich bin außer stand hierzu, wenigstens heute.‘ Er ist schmerzlich bewegt durch die Erinnerung an die Vergangenheit, die mit einemmale gleichsam lebendig geworden, hat doch auch mich der Anblick der verblaßten Buchstaben jenes unvollendeten Schreibens so wehmütig berührt inmitten des freudigen Gefühles, dich, lieber Vater, endlich gerechtfertigt zu sehen. Eben werde ich gemahnt zu schließen, damit der Brief rechtzeitig zur Post gelange. Gewiß, nicht um eine Stunde möchte ich dessen Ankunft verzögern, du hast lange genug harren müssen auf die erlösende Botschaft, und doch ist mir bange, wie du dieselbe aufnehmen, ertragen wirst. Ich hatte so wenig Zeit, meine Worte zu überlegen, sie wohlbedacht zu setzen, ich habe dich wohl erschreckt und aufgeregt. In zärtlicher Besorgnis grüßt und umarmt dich dein Georg.“

Fig. 1: Die Leitungskette

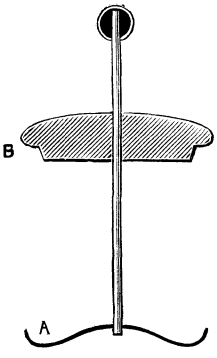


Fig. 3: Leydener Flasche. A Messingblech, B Holzdeckel.

8. Schluß.

Während nun Georg aus überdarauf bedacht, das Leben zu genießen, an dessen Grenzscheide er ahnungslos sich fand. Es sei wohl besser, hatte er gemeint, wenn Papa und er für einige Zeit von einander schieden, es blieben ohnehin noch allzu viele Erinnerungszeichen an ihn zurück, schriftliche, welche die Gläubiger nicht ermangeln würden, vorzulegen. So hatte er geschrieben in jenen flüchtig hingeworfenen Zeilen, die heute erst vor des Vaters Auge gelangten. Er zöge es vor, ungemütlichen Auftritten auszuweichen, ein bißchen weit allerdings, es wäre möglich bis zu den Antipoden. Und wegen des Reisegeldes müsse er wirklich um Entschuldigung bitten, hierbei sei er etwas eigenmächtig verfahren, er habe aber keine andre Wahl gehabt. Hilgert treffe keine Schuld, er habe das Anlehen, vom Zufall begünstigt, hinter dessen Rücken gemacht. Papa werde die Sache schon beilegen. Mama möge ihm nicht böse sein, weil er ohne Abschied gehe, morgen, wenn sie noch in süßem Schlummer liege. Er werde ihr bald schreiben und öfter, sie möge einstweilen das Kalb mästen, wenn der verlorene Sohn zurückkehre, und Sophie, die gute . . hier war der Brief abgebrochen worden. Vermutlich hatte die muntre Gesellschaft, die der Schreiber mitgebracht, nicht länger warten wollen und ihn ungeduldig zum Aufbruch gemahnt. In bunter Unordnung lagen die Banknoten in dem Fach zerstreut, wie von hastiger Hand hineingeworfen, und das Schreiben darauf samt der Feder, der die zärtlichen Worte nicht mehr entströmen gesollt an die liebe Schwester, welche weit schwerer als den leichtsinnigen Unbesonnenen selbst des aufgebrachten Vaters Zürnen zu bedrücken pflegte. Es war ein Brief, der dessen Entrüstung in hohem Maße herausgefordert hätte, wäre nicht der große Versöhner Tod dazwischen getreten.

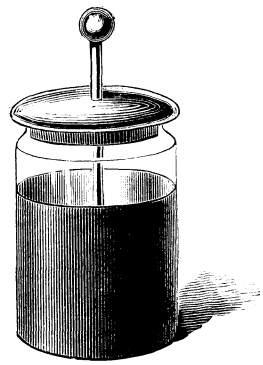


Fig. 2: Leydener Flasche.

(Schluß folgt.)

Elektrisches Kabinett.

IV.

Wir haben zu Beginn dieses Jahrganges allerhand elektrische Apparate beschrieben, die in Verbindung mit einer Elektrisiermaschine mancherlei lehrreiche und amüsante Versuche ermöglichen: in diesem und einem folgenden Aufsatze sollen noch weitere Apparate dieser Art geschildert werden. Um diese mit der Maschine zu verbinden, verwendet man am besten Ketten (Fig. 1), wie sie zu Schwarzwälder Uhren gebraucht werden und wohl beim Uhrmacher zu haben sind.

Einer der wichtigsten elektrischen Apparate ist die Leydener Flasche (Fig. 2). Man kaufe sich bei einem Mechaniker, einem Glashändler oder in der Apotheke einen

größeren Kochbecher, vielleicht 30 cm hoch und 20 cm weit. Diesen beklebt man innen und außen mit Stanniol, jedoch unter Freilassung eines 8 cm breiten Randes am oberen Ende. Nun drehe man einen dicken Holzdeckel, der auf das Becherglas gut paßt, und durchbohre ihn in der Mitte. Durch die Durchbohrung stecken wir einen Messingstab, der oben in einer Messingkugel, unten in einem Stück gebogenen Messingbleches endigt. Dieses Blech (Fig. 3 A) und der Holzdeckel geben dem Stab die nötige (Fig. 3 B) Festigkeit in seiner Stellung. Von dem Messingblech A lasse man einige Stanniolbüschel auf den Boden der Flasche herabhangen, damit die Messingkugel mit dem inneren Flaschenbelege sicher in leitender Verbindung sei. Das Schwierigste bei Herstellung der Flasche ist das Anleimen des Stanniols an das Glas. Man braucht dazu guten Tischlerleim; Glas und Stanniol müssen recht warm sein. Beim Aufleimen ist darauf zu achten, daß das Stanniol überall auf dem Glase glatt anliegt, also keine Falten entstehen. Der Apparat ist nach Fertigstellung mehrere Tage zum Trocknen aufzustellen.

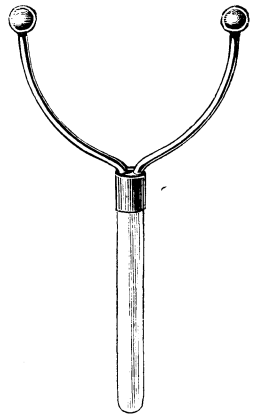


Fig. 4: Einfacher Handauslader.

Fig. 4 stellt einen einfachen Handauslader dar, den man z. B. braucht, wenn man eine Leydener Flasche entladen will. Man nehme einen 30 cm langen dicken Messingdraht und biege ihn in der Mitte zusammen, doch so, daß nur etwa 2 cm von der Mitte aus doppelt liegen, während die übrigen 13 cm auf jeder Seite nach außen gebogen sind. Den mittleren Teil löten wir in ein kurzes Stück engen Messingrohres und kitten dieses auf einen 14 cm langen Glasstab, dessen Enden vorher am Schleifstein glatt geschliffen wurden. Die freien Drahtenden werden mit Messingkugeln versehen. Man kann den Draht auch an dem Glasstab befestigen, indem man sich von einem Gasschlosser eine auf den Glasstab passende Rohrkappe verschafft, diese quer durchbohrt und den etwas gebogenen Messingdraht hindurchsteckt und einlötet (Fig. 5).

Für manche Zwecke genügt ein einarmiger Auslader (Fig. 6). Er besteht aus einem 15 cm langen dicken Messingdrahte, der in ein Loch einer Rohrkappe eingelötet ist und dessen andres Ende gebogen und mit einer Messingkugel versehen ist, während die Rohrkappe auf einen 15 cm langen Glasstab aufgekittet wird.

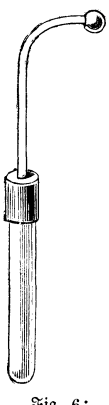


Fig. 6: Einarmiger Auslader.

Für viele Zwecke ist es nötig, einen verstellbaren Handauslader zu besitzen. Er besteht aus zwei mit besonderen Glasgriffen versehenen Messingarmen, die um ein Gelenk drehbar sind (Fig. 7). Die gebogenen Messingarme dieses verstellbaren Handausladers werden am einen Ende geglüht, hakenförmig gekrümmt und der Haken dann plattgeschlagen. Hierauf legt man die beiden Haken aufeinander, darüber und darunter eine durchlöcherte kleine Blechscheibe und nietet alle vier Metallstücke zusammen (Fig. 7). Die Glasgriffe werden wie vorher (Fig. 5) befestigt, ebenso die Messingkugeln (vgl. Fig. 4).

Aus mehreren Leydener Flaschen stellt man eine elektrische Batterie zusammen; in unsrer Fig. 8 sind es deren vier. Man braucht nur einfach die inneren Flaschenbelege unter sich und die äußeren unter sich zu verbinden. Die äußeren verbindet man, indem man die sämtlichen Flaschen in ein mit Stanniol austapeziertes Kistchen setzt; von der Stanniolatapete führt mittelst eines eingeschraubten Metallgriffes eine Leitung nach außen, und an diesem Griffe hängt eine Messingkette zur Erde herab. Die Knöpfe der inneren Belege sind durch Messingröhren verbunden; zu dem Zwecke sind hinreichend große Löcher in die Kugeln gebohrt, in die man die Röhren steckt. Natürlich kann man auch Ketten statt der Röhren nehmen und diese um die Knöpfe schlingen, man braucht dann keine Löcher zu bohren.

Eine Blitzflasche zeigt uns Fig. 9. Sie bietet bei der Entladung im Dunkeln eine äußerst glanzvolle Erscheinung, ähnlich der im vorigen Aufsatze beschriebenen Blitztafel. Sie unterscheidet sich von einer gewöhnlichen Leydener Flasche lediglich dadurch, daß die Stanniolbelege aus lauter einzelnen Quadraten bestehen, die sämtlich in ihrer Mitte ein kreisförmiges Loch haben. Nachdem man eine ausreichende Menge Stanniolquadrate von etwa 25 mm Seitenlänge geschnitten hat, bohrt man aus jedem mit Hilfe eines scharfen Korkbohrers einen Kreis von etwa 13 mm Durchmesser heraus. Man leimt dann zunächst die eine Hälfte der Quadrate, jedes auf der Spitze stehend, auf der Innenseite der Flasche an, immer eins neben das andre, doch so, daß sich die Quadrate nirgends berühren, sondern stets einen schmalen Zwischenraum zwischen sich lassen. Danach leimt man die übrigen Quadrate in entsprechender Weise auf die Außenseite der Flasche, jedoch das Ganze gegen das Innere insofern verschoben, als die Spitzen der äußeren Quadrate über den Mitten der inneren liegen müssen und umgekehrt (Fig. 10). Die so angefertigte Flasche muß besonders gut und lange trocknen, damit bei der Entladung sich nicht einzelne Quadrate losreißen.

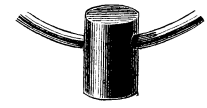


Fig. 5: Eine andre Art der Befestigung der Arme beim Handauslader.

Wie soll die Aufschrift des Briefumschlages lauten?

In Deutschland pflegt man unten rechts zuerst den Ortsnamen und darunter die Straßenbezeichnung nebst der Hausnummer anzubringen. Im Ausland gibt man vielfach zuerst Straße und Nummer an und läßt den Ort am Schlusse folgen. Das hat den Vorteil, daß die Postbeamten das Wort, welches über den Lauf des Briefes entscheidet, leichter auffinden können. Es wird aber kaum möglich sein, das deutsche Publikum an diese Reihenfolge

in der Aufschrift zu gewöhnen, weil dieselbe unserm Gedankengange nicht entspricht. Wenn man nun jemanden fragt, wo eine gewisse Persönlichkeit wohne, so wird er niemals antworten: Nr. 18, Breitestraße, Buxtehude, sondern er wird immer zuerst die Stadt auf der Zunge haben und dann die Wohnung innerhalb dieser Stadt angeben. Wir schreiben, wie wir denken. Den Postbeamten kann man die Arbeit dadurch erleichtern, daß man den Ortsnamen recht groß und kräftig schreibt und vielleicht noch durch einen Strich hervorhebt. Soll der Strich seine Wirkung thun, so darf man nicht gleichzeitig noch andre Worte in der Adresse unterstreichen. In einem Berliner Blatte wird mitgeteilt, daß Briefe aus Paris, die nach „Berlin 76 Yorkstr." adressiert waren, mehrfach den kleinen Umweg über New York gemacht haben. Das erklärt sich daraus, daß der Absender die Ziffern 76 so leicht hingeworfen hatte, daß sie wie ein N aussahen, und zugleich die Straßenbezeichnung ebenso groß geschrieben hatte, wie den Ortsnamen; infolge dessen las der Beamte an der Aufgabestation N. York und ließ den Brief über das große Wasser laufen. Der Irrtum wäre wahrscheinlich noch vermieden worden, wenn der Absender nicht „76 Yorkstr.", sondern nach guter deutscher Sitte „Yorkstraße 76" geschrieben hätte. Der englische Brauch, die Hausnummer vor den Straßennamen zu stellen, erscheint uns unnatürlich. Es würde das nur für solche Orte passen, wo die Hausnummern durch den ganzen Ort durchlaufen, wenn aber jede Straße ihre besondern Nummern hat, so hat man erst die Straße und dann das durch die Nummer bezeichnete Teilchen der Straße zu suchen.

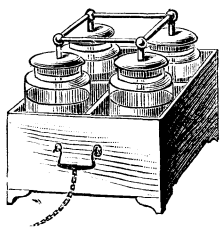


Fig. 8: Elektrische Batterie.

Nebenbei bemerkt, macht sich ein ähnlicher Unterschied, aber in umgekehrter Richtung, bei der Datumsangabe bemerklich: wir sagen und schreiben „19. November" und auswärts heißt es vielfach „November 19". Ist es auch in diesem Falle richtiger, das Besondere auf das Allgemeine folgen zu lassen, also „November 19" zu schreiben? In Briefen jedenfalls nicht, denn da interessiert uns das Tagesdatum mehr, als die Monatsangabe, da sich im Augenblicke des Empfanges (abgesehen von Briefen aus Innerafrika u. s. w.) der Monat von selbst versteht. — Eine radikale Adressenreform verfolgt der Vorschlag, den Bestimmungsort oben mitten auf dem Umschlag anzugeben und den Namen des Empfängers folgen zu lassen. Allgemein durchführbar erscheint auch das nicht; ein Versuch in der Richtung würde nur die Verwirrung steigern. Die Postbeamten werden schon zufrieden sein, wenn nur der Ortsname recht deutlich unten rechts steht und die Marke oben rechts aufgeklebt ist. Die Damen, welche gern die Marke anderswo anbringen, mögen bedenken, daß sie die Abstempelung erschweren.

Zum Fähnrich avanciert.

Im Jahre 1800 fand bei Zürich ein Treffen zwischen Russen und Franzosen statt. Ein Offizier eines russischen Regiments, der dessen weiße Fahne trug, stürzte

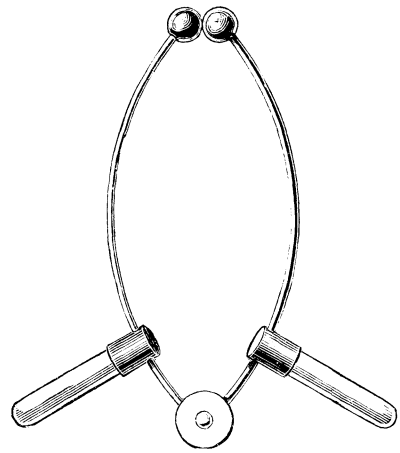


Fig. 7: Verstellbarer Handauslader.

tödlich getroffen zusammen; ein Grenadier, dies bemerkend, riß schnell entschlossen das Fahnentuch vom Schafte und verbarg es unter dem Rocke auf dem Leibe. Bald wurde auch dieser Soldat verwundet, gefangen genommen und nebst vielen andern Leidensgefährten auf die Festung Lille transportiert. Hier blieb er sechzehn Monate in Gefangenschaft, Tag und Nacht das Ehrenzeichen auf seinem Leibe tragend. Obwohl sämtliche Kameraden darum wußten, fand sich doch kein einziger Verräter unter ihnen. Als der General Sprengporten in Lille ankam, verlangte der Grenadier, ihn einige Augenblicke zu sprechen. Er wurde in ein Zimmer geführt und hier zog er das so lange behütete Kleinod hervor. Als der Kaiser Paul I. von dieser bewundernswerten Handlung in Kenntnis gesetzt wurde, ließ er sofort den Grenadier zum Fähnrich avancieren und übergab ihm die Fahne, die er so treulich bewahrt hatte.

Palindrom.

Zwei Wörter sollt ihr suchen; das erste von dem Paar
Nennt eines Mannes Namen, der in der Arche war.
Dort weilte auch das zweite mit anderem Getier;
Nun lebt's in unserm Lande im grünen Waldrevier.
Vereint ihr sie zum Ganzen und lest das Wort verkehrt,
So hat es einst der Grieche als klugen Gott verehrt.

Auflösung des Zahlenrätsels auf Seite 322.

		m		o		w		e
m	a	r	s	e	i	l	l	e
	r		t		n		b	
o	s	t	i	n	d	i	e	n
	e		n		h		r	
w	i	n	d	h	a	r	f	e
	l		i		r		e	
e	l	b	e	r	f	e	l	d
	e		n		e		d	

Auflösung des Rätsels auf Seite 322.

„Leumund."

Auflösung des Rätsels auf Seite 322.

„Hippe, Lippe, Rippe, Sippe."

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 25.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 Mk. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

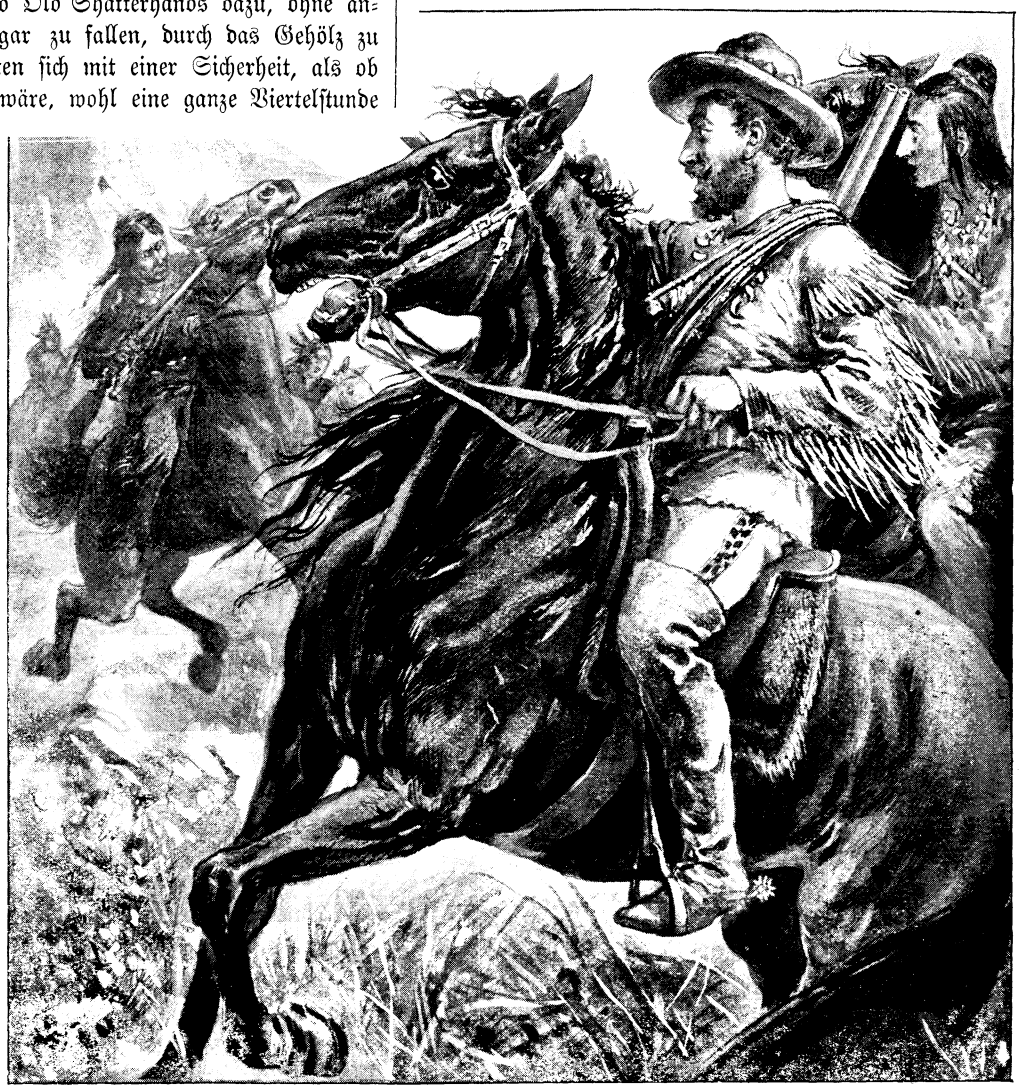
Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Es gehörten die an die Dunkelheit gewöhnten Augen Winnetous und Old Shatterhands dazu, ohne anzustoßen oder gar zu fallen, durch das Gehölz zu kommen. Sie bewegten sich mit einer Sicherheit, als ob es am hellen Tage wäre, wohl eine ganze Viertelstunde lang zwischen den Bäumen hin und bogen dann nach rechts, um den Bach wieder zu gewinnen. Ganz genau an der Stelle, wo sie ihn erreichten, floß ein kleines Wässerchen in denselben; sie überschritten den Bach und folgten diesem schmalen Wasser aufwärts, bis sie seinen Ursprung erreichten. Das war die Quelle, von welcher Winnetou gesprochen hatte und an der er hatte lagern wollen. Wie außerordentlich ausgeprägt mußte der untrügliche Ortssinn des Häuptlings sein, trotz der Dunkelheit und mitten im wilden Walde diese Quelle zu finden!

Sie nahmen nun ihren Pferden die Sättel ab und ließen sie dann frei grasen; sie durften das, weil die beiden Rappen treu wie die Hunde waren, dem leisesten Ruf gehorchten und sich nie von ihren Herren entfernten. Erst jetzt fiel das erste Wort, indem Winnetou fragte: „Hat mein Bruder einen Imbiß bei sich?"



... „Halt!" rief Old Shatterhand den Indianern zu, indem er seinen Rappen parierte und der Apache dasselbe that. „Wo will Ka Maku mit seinen Kriegern hin?"

„Ein Stück trockenes Fleisch," antwortete Old Shatterhand. „Ich sorgte nicht für mehr, weil ich morgen auf Ka Makus Pueblo vorsprechen wollte."

„Mein Bruder mag sein Fleisch aufheben; wir werden das Coon braten, welches ich vorher geschossen habe."

Nach diesen Worten entfernte er sich. Old Shatterhand fragte nicht, wohin er wolle; er wußte, daß Winnetou jetzt die Umgebung der Quelle umkreisen würde, um sich zu überzeugen, daß dieselbe sicher sei. Er kehrte nach vielleicht zehn Minuten zurück und brachte einen Arm voll trockenes Holz mit, ein Beweis, daß kein feindliches Wesen in der Nähe sei. Das außerordentlich scharfe Ohr Old Shatterhands hatte das Abbrechen und Knacken dieses Holzes nicht gehört, wieder ein Zeichen von der unvergleichlichen Geschicklichkeit des Apachen.

Bald brannte ein Feuer, aber klein, nach indianischer Weise; die beiden Männer ließen sich an demselben nieder, um den Waschbär aus seinem Fell zu schälen. Nach kurzer Zeit verbreitete das bratende Fleisch desselben jenen feinen Duft umher, welchen es in keiner Küche, sondern nur am Lagerfeuer gibt. Es wurde gegessen, langsam und mit Genuß, ohne daß ein Wort dabei fiel. Als beide satt waren, brieten sie die Ueberreste des Fleisches für den morgenden Tag, an welchem sie sich nicht mit der Jagd befassen durften, und nun erst hielt Winnetou es an der Zeit, sich hören zu lassen: „Hat mein Bruder Riemen bei sich?"

„Vielleicht zwanzig Stück," antwortete Old Shatterhand, welcher genau wußte, warum der Apache nach Riemen fragte. Mit Riemen ist ein Westmann überhaupt stets gut versehen.

„Ich habe auch so viel," erklärte der Häuptling; „dennoch werden wir das Fell dieses Waschbären auch noch in Streifen schneiden, weil wir morgen vielleicht Riemen brauchen."

„Für Ka Makus Krieger," nickte Old Shatterhand. „Dieser Häuptling ist uns zwar nie feindlich begegnet, aber es steht zu erwarten, daß wir ihn morgen zwingen müssen, das zu thun, was wir wollen."

„Mein Bruder hat recht. Kennt er die Männer, welche wir belauscht haben, oder vielleicht einen von ihnen?"

„Nur einen habe ich schon einmal gesehen, den, welcher Grinley und Oelprinz genannt wurde. Ich entsinne mich, ihn bei einer Bande Buschklepper gesehen zu haben."

„Auch ohne dies zu wissen, habe ich mir gesagt, daß er ein gefährlicher Mensch ist. Mein Bruder ist mit mir am Chelleyflusse, von dem sie sprachen, gewesen; er mag mir sagen, ob es dort Erdöl geben kann!"

„Keinen Tropfen!"

„Und hat dieser Grinley das Gloomy-water entdeckt und ihm den Namen gegeben?"

„Nein. Ich bin mit dir ja schon vor Jahren an diesem kleinen See gewesen und schon damals hatte er seinen Namen. Der ‚Oelprinz' hat einen großen Schwindel und jedenfalls noch viel Schlimmeres mit den beiden Männern vor."

„Einen Doppelmord!"

„Ja. Zwei von den fünf Männern, die wir sahen, sollen betrogen und dann ermordet werden. Sie sollen eine Petroleumquelle vorfinden, diese Entdeckung bezahlen und dann — verschwinden."

„Wir müssen sie retten!"

„Das versteht sich ganz von selbst."

„Will mein Bruder das gleich jetzt thun?"

„Nein. Und auch dir kommt das nicht in den Sinn, sonst hättest du dich nicht so weit von ihrem Lager entfernt. Wir würden durch Streitigkeiten aufgehalten werden und selbst dann, wenn die beiden Betrogenen uns Glauben schenkten, würden wir sie zu uns nehmen müssen und dabei die kostbare Zeit verlieren, welche wir brauchen, um die Gefangenen Ka Makus zu befreien."

„Ja, diese Leute müssen schon morgen unsre Hilfe haben, und darum werden wir den Oelprinzen mit seinen Begleitern einstweilen ziehen lassen. Wir holen sie später sicher ein."

„So ist mein roter Bruder entschlossen, unsern ursprünglichen Plan aufzugeben."

„Ja. Wir wollten uns auf Formers Rancho treffen und haben uns schon hier getroffen. Wir wollten von dort aus nach der Sonora hinüber, um die dortigen Stämme der Apachen zu besuchen; das können wir später thun. Jetzt gilt es, diesen zweien Bleichgesichtern das Leben zu retten und die Gefangenen aus dem Pueblo zu holen. Aber was sagt mein Bruder dazu, daß unter ihnen Freunde von uns sind?"

„Ich war natürlich überrascht, als ich es hörte."

„Was will der Hobble und was will auch Droll jetzt hier?"

„Ich mußte dem kleinen Hobble versprechen, ihm einmal zu schreiben. Das habe ich gethan und dabei erwähnt, daß und wann und wo ich beabsichtigte, mit dir zusammenzutreffen. Da ist in dem kleinen komischen Kerl das Westfieber erwacht und hat ihn herübergetrieben. Droll hat ihn natürlich gern begleitet."

„Und Hawkens, Stone und Parker sind auch dabei! Uff!"

Dies war ein Ausruf der Verwunderung und Mißbilligung. Der Grund dieser Mißbilligung wurde sofort von Old Shatterhand deutlich angegeben: „Daß sich so erfahrene Leute fangen lassen; es ist kaum glaublich! Sie müssen doch unbedingt gehört haben, daß sich eine gefährliche kriegerische Bewegung einiger roter Stämme bemächtigt hat, und da ist doppelte Vorsicht geboten. Sie durften das Pueblo nicht betreten, ohne vorher mit dem Häuptling die Pfeife des Friedens geraucht zu haben. Nur das Unwetter von gestern kann daran schuld sein."

„Ganz richtig! Das Wetter hat sie wahrscheinlich in das Pueblo getrieben, ohne daß sie Zeit fanden, sich vorher der Freundschaft des Häuptlings zu versichern. Das ist klar und leicht zu begreifen."

„Dieser Häuptling ist den Weißen sonst freundlich gesinnt."

„Ja, aber anders ist es kaum möglich. Ka Maku muß im

Einvernehmen mit diesem Oelprinzen gestanden haben und von ihm verführt worden sein. Wir werden morgen erfahren, daß diese Vermutung die richtige ist. Ferner gebe ich meinem Bruder Winnetou etwas höchst Wichtiges zu bedenken: Unser Hobble-Frank ist mit seinem Droll nach Forners Rancho gekommen, um dort mit uns zusammenzutreffen. Er kennt uns genau und hat also gewußt, daß wir pünktlich dort ankommen würden. Warum hat er nicht auf uns gewartet? Warum hat er sich dem Zuge dieser Auswanderer angeschlossen?"

„Oelprinz!"

Winnetou sagte nur dieses eine Wort und bewies damit, daß es ihm keine Schwierigkeiten bereitete, auch diese schwere Frage zu beantworten.

„Ganz recht. Der kleine Hobble hat auf dem Rancho von dem vermeintlichen Oelfunde gehört und nicht daran geglaubt, sondern Verdacht gefaßt. Er ist ein ritterliches Kerlchen und wagt gern mehr, als er auszuführen vermag; er und Droll haben sich vorgenommen, einmal Winnetou und Old Shatterhand zu spielen und sich der beiden Männer, welche betrogen werden sollen, anzunehmen. Das haben sie natürlich auch Sam Hawkens und seinen beiden ‚Kleeblättern' gesagt, und diese sind mit ihnen in den Bund getreten. Das hat der Oelprinz gemerkt und sich ihrer dadurch erledigt, daß er Ka Maku auf irgend eine Weise veranlaßte, den ganzen Zug gefangen zu nehmen und dann aber die Betreffenden entkommen zu lassen."

„Mein Bruder Old Shatterhand spricht meine eignen Gedanken aus. Wann meint er, daß wir zur Befreiung der Gefangenen von hier aufbrechen werden? Jetzt?"

„Nein; das ist ja sicher auch deine Absicht nicht. Reiten wir jetzt schon fort, so kämen wir am Tage beim Pueblo an und würden leicht entdeckt. Was wir vorhaben, kann nur des Nachts ausgeführt werden. Wenn wir morgen früh von hier fortreiten, kommen wir zeitig genug dort an."

„Winnetou stimmt bei. Wir werden kurz vor Abend in der Nähe des Pueblo sein, um, bevor es dunkel wird, unsre Augen auf dasselbe zu richten."

„Ja, um zu rekognoszieren. Durch mein Fernrohr können wir alles sehen, ohne uns soweit nähern zu müssen, daß wir Gefahr laufen, entdeckt zu werden. Löschen wir jetzt das Feuer aus!"

Während Old Shatterhand die Flamme mit Wasser aus der Quelle löschte, machte Winnetou noch einmal die Runde, um sich zu überzeugen, daß sie ohne Besorgnis schlafen konnten; dann streckten sie sich neben einander zur nächtlichen Ruhe im weichen Grase aus. Sie hielten es nicht für nötig, abwechselnd zu wachen; sie konnten sich auf ihr gutes Gehör und auf ihre Pferde verlassen, welche gewohnt waren, die Annäherung von Menschen oder Tieren durch Schnauben zu verraten.

Am andern Morgen früh erwacht, ließen sie vor allen Dingen die Pferde tüchtig trinken, weil vorauszusehen war, daß dieselben wohl länger als einen Tag kein Wasser bekommen würden, denn am Pueblo konnten sie nicht getränkt werden, weil die Bewohner desselben jetzt als Gegner zu betrachten waren. Die beiden so verschiedenfarbigen und doch so innigen Freunde genossen einen Teil des gestern Abend übrig gebliebenen Fleisches, sattelten dann und ritten mutig dem Tage entgegen, dessen Abend für sie ein sehr schwieriger zu werden versprach.

Von ihrem Lagerplatze bis zum Pueblo war es ein guter Tagesritt, ihre vortrefflichen Pferde aber brauchten sie gar nicht anzustrengen, um schon lange vor Abend an Ort und Stelle zu sein. Sie kannten die Gegend so genau, wie sie dem Oelprinzen bekannt gewesen war. Da dieser die gerade Richtung eingeschlagen hatte und sie dasselbe thaten, fiel ihr Weg mit dem seinigen zusammen. Die Fährte, welche er mit seinen vier Begleitern gestern zurückgelassen hatte, war für gewöhnliche Westmänner nicht zu sehen, für ihre scharfen Augen aber doch von Zeit zu Zeit zu erkennen. Sie ritten während des ganzen Vormittages und machten erst um die Mittagszeit einen Halt, um ihre Pferde ruhen zu lassen. Es war bis dahin nur davon die Rede gewesen, was sie seit ihrer letzten Trennung erlebt hatten; über ihr heutiges Vorhaben hatten sie nichts erwähnt. Jetzt aber, während sie ruhten, sagte Winnetou: „Mein Bruder sieht ein, daß wir uns nicht getäuscht haben: Ka Maku hat mit dem Oelprinzen im Bunde gestanden."

„Jawohl," nickte Old Shatterhand. „Wäre das nicht der Fall, so hätte der Häuptling die Flüchtigen verfolgt und wir wären ihm entweder begegnet, oder müßten seine Fährte sehen. Und wie wir uns hier nicht geirrt haben, werden wir uns auch in Beziehung auf das übrige nicht täuschen."

Dann ging es weiter, bis sie am Nachmittage soweit gekommen waren, daß sie bis zum Pueblo nur noch eine Stunde zu reiten hatten. Nun galt es, vorsichtig zu sein, wenn sie sich nicht sehen lassen wollten. Sie stiegen also abermals ab, um noch einige Zeit verstreichen zu lassen, da sie sich dem Pueblo erst kurz vor Abend nähern wollten.

Die Gegend, in welcher sie sich befanden, war eben und sandig. Diese Ebene zog sich als immer schmaler werdende, unfruchtbare Zunge in die Mogollonberge hinein. Hier und da sah man einen einzelnen Felsblock liegen. Sie hatten aus Berechnung sich hinter einen solchen Block niedergesetzt, hinter dessen Ecke hervor sie südwärts blicken konnten, wo das Pueblo lag. Jemand, der von dorther kam, konnte sie und auch ihre Pferde nicht sehen.

Sie hatten noch nicht lange dagesessen, so deutete Winnetou nach rechts hinüber und rief überrascht aus: „Teshi, tlao tchate!"

Diese drei Worte der Apachensprache bedeuten: „Schau, viel Rehe," oder „schau, ein Rudel Rehe!" Es sind aber nicht wirkliche Rehe gemeint, sondern eine Art der amerikanischen Antilope, welche in Arizona äußerst selten vorkommt. Daher die Ueberraschung des Apachenhäuptlings. Wie gern hätten er und Old Shatterhand die Jagd auf diese schnellfüßigen Tiere aufgenommen, die

einen sehr zarten Braten geben; aber die Aufgabe, welche sie heut zu lösen hatten, verbot es ihnen.

Das schöne Wild zog in reizenden, eleganten Sprüngen dem Winde entgegen, südwärts, wo es bald hinter dem Horizonte verschwand. Wird es gejagt, so pflegt es mit dem Winde davonzugehen, um den Verfolgern nicht nur aus den Augen, sondern auch aus der Nase zu kommen.

„Herrliches Wildpret!" sagte Old Shatterhand. „Kommt uns hier aber außerordentlich ungelegen."

Er prüfte die Luft, welche aus Süden kam.

„Kann uns leicht die Feinde herbeiführen," nickte Winnetou. „Das Rudel zieht grad nach dem Pueblo hin. Wenn es von dort gesehen wird, können wir bald rote Jäger hier haben, da die Luft von dorther weht."

Sie nahmen nun den südlichen Horizont noch schärfer als bisher ins Auge. Es verging eine halbe Stunde und noch mehr, und nichts war zu sehen; die Antilopen schienen also nicht bemerkt worden zu sein. Da aber tauchten da, wohin die Augen gerichtet waren, mehrere kleine Punkte auf, welche sich schnell vergrößerten.

„Uff! Sie kommen!" sagte Winnetou. „Nun werden wir entdeckt!"

„Vielleicht doch nicht," meinte Old Shatterhand. „Es ist möglich, daß wir uns verbergen können. Reiten sie nicht geteilt, sondern in einem Trupp vorüber, so kommen sie nur an einer Seite vorbei, und wir können uns auf die andre hinübermachen. Wollen sehen!"

Sie standen auf und nahmen ihre Pferde kurz bei den Zügeln.

Ja, die Antilopen waren bemerkt worden; sie kamen zurück, und hinter ihnen sah man vier Reiter, welche ihre Pferde zur äußersten Anstrengung antrieben.

„Nur vier!" sagte Winnetou. „Wäre doch der Häuptling dabei!"

Schnell nahm Old Shatterhand sein Fernrohr aus der Tasche und richtete es auf die Reiter.

„Er ist dabei," meldete er. „Er reitet das schnellste Pferd und ist der vorderste."

„Das ist gut!" rief der Apache, indem seine Augen leuchteten. „Nehmen wir ihn?"

„Ja. Und natürlich nicht ihn allein, sondern die drei andern auch."

„Uff!"

Indem er dieses Wort ausrief, sprang er in den Sattel und nahm seine Silberbüchse zur Hand. In demselben Augenblicke saß auch Old Shatterhand schon auf seinem Pferde und hielt den Henrystutzen bereit. Das war so schnell gegangen, daß von dem Augenblicke, in welchem die zurückkehrenden Antilopen gesehen wurden, bis jetzt kaum eine Minute vergangen war. Da kam das flüchtige Wild herangeflogen und jagte in der Entfernung von vielleicht tausend Schritten vorüber. Die vier Indianer waren noch zurück; man hörte ihre scharfen Schreie, mit denen sie ihre Pferde antrieben.

„Jetzt!" rief Winnetou.

Zugleich mit diesem Worte schoß er hinter dem Felsen hervor, Old Shatterhand dicht neben ihm, den Indianern schräg entgegen. Diese stutzten, als sie so plötzlich zwei Reiter erblickten, die sich ihnen in den Weg warfen.

„Halt!" rief ihnen Old Shatterhand zu, indem er seinen Rappen parierte und der Apache dasselbe that. „Wo will Ka Maku mit seinen Kriegern hin?"

Es wurde den Indianern schwer, ihre Pferde im schnellsten Laufe anzuhalten; sie thaten es; aber der Häuptling schrie zornig: „Was haltet ihr uns auf! Nun ist das Fleisch für uns verloren!"

„Ihr hättet es überhaupt nicht bekommen. Jagt man denn die flüchtige Gazelle wie einen langsamen Prairiewolf? Wißt ihr nicht, daß man ihr Fleisch nur dann erlangt, wenn es gelingt, sie einzuschließen, so daß sie trotz ihrer Flüchtigkeit keinen Ausweg findet?"

(Fortsetzung folgt.)

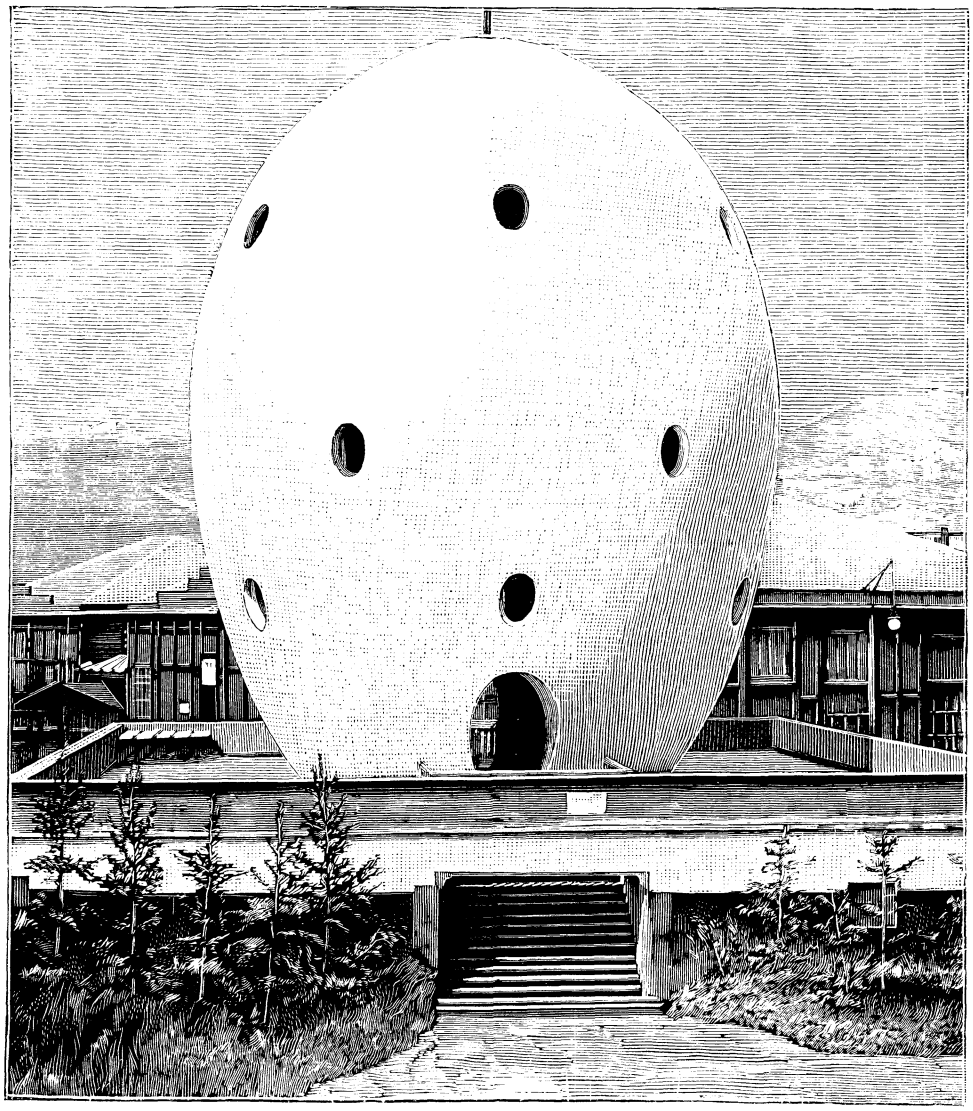
Ein Kolumbusei.

Wir verdanken die Abbildung dieses keineswegs schönen, aber immerhin originellen Baues der Gefälligkeit und dem Sammeleifer des „Neuen Universums", das sich bekanntlich die Aufgabe stellt, alljährlich nach den interessantesten Erfindungen und Entdeckungen Umschau zu halten. So konnte die Kolumbusausstellung zu Genua, die am 10. Juli 1892 zu Ehren des berühmten Genuesen und Entdeckers von Amerika eröffnet wurde, nicht vorübergehen, ohne daß sich nicht auch das „Neue Universum" eingehend nach ihr umgesehen hätte, die ja in ausschließlich italienischen und amerikanischen Erzeugnissen vieles Eigenartige darbot. Zwei Hauptglanzpunkte, so berichten die Gelehrten dieses Jahrbuches, bildeten aus naheliegenden Gründen das Seewesen und die amerikanische Ausstellung, welch letztere von den katholischen Missionen veranstaltet war, vorzugsweise Mittel- und Südamerika betraf und das Leben der Indianer zu ihrem Mittelpunkt gewählt hatte. Neben dem Seewesen war auch das Heerwesen und die Maschinentechnik glänzend vertreten, doch fehlten auch andre Industriefächer und die Kunst nicht.

Man hatte es sich auch besonders angelegen sein lassen, die Annehmlichkeiten der Ausstellung auf jede Weise zu erhöhen. Man hatte sie in eine landschaftlich anziehende Umgebung verlegt, eine unterirdische elektrische Eisenbahn zu ihrem Besuche erbaut und sie mit den nötigen Vergnügungsorten ausgestattet. Unter letzteren bildete das „Ei des Kolumbus" einen der besuchtesten Anziehungspunkte. Schon von ferne erregte ein blendendweißer, lediglich aus einem ovalen, kuppelartigen Aufbau bestehender Gegenstand die Neugier, die um so mehr wuchs, je näher man kam, da man an dem wunderlichen Bau verschiedene ovale Löcher wahrnahm. Endlich löste sich das Rätsel und man bewunderte zunächst die originelle Idee, welche diesen Aufbau der Ausstellung einverleibte und ihn sozusagen zum Wahrzeichen derselben machte. Das „Ei des Kolumbus" hat die ansehnliche Höhe von 25 Meter und verfügt über 12000 Kubikmeter Inhalt,

so daß es sämtliche Eier der Welt, die jährlich in den Handel gebracht werden, in sich aufnehmen könnte. Rechnen wir einmal. Der Wert der in den Welthandel kommenden Eier beläuft sich auf 200 Millionen Mark. Rechnet man auf die Mark 10 Eier, so hat man 2000 Millionen Eier. Der Kubikinhalt des Eies des Kolumbus beläuft sich auf 12000 Millionen Kubikcentimeter. Wenn man nun auf jedes Ei 5 Kubikcentimeter rechnet, so erhält man 10000 Millionen, also noch einen Ueberschuß von 2000 Millionen Kubikcentimetern, immer noch genug, um einige anständig große Zimmer einzurichten.

Der Bau ist zu einem Restaurant in drei Stockwerken eingerichtet. Die ovalen Löcher sind die Fenster. Die Wände sind mit Gemälden geschmückt, welche die Thaten des Kolumbus verherrlichen. Wohl niemand, der die Kolumbische Ausstellung besucht, versäumt es, auch diesem



Das Ei des Kolumbus auf der Kolumbusausstellung zu Genua.

Restaurant einen Besuch abzustatten. Die Amerikaner, die gewiß viele originelle Dinge erfinden, zum Beispiel Restaurants in Gestalt von Elefanten, werden gestehen müssen, etwas so Originelles noch nicht erfunden zu haben. Ei ist zwar Ei, wie Elefant Elefant ist, das Ei des Kolumbus macht aber eine Ausnahme in zweifacher Weise, denn einmal ist es ein Sinnbild der Entdeckung Amerikas, während es auch den Gegenstand einer Anekdote darstellt.

Bei einem Gastmahl, das der Kardinal Mendoza dem Kolumbus nach seiner ersten Reise veranstaltete, konnten es einige seiner Neider sich nicht versagen, die Entdeckungen des kühnen Seefahrers als etwas Selbstverständliches hinzustellen, als eine Aufgabe, die jeder beliebige Schiffer hätte lösen können, denn es hätte sich ja doch nur darum gehandelt, beharrlich immer nach Westen zu steuern. Kolumbus widersprach nicht, sondern ließ sich ein gesottenes

Ei bringen und stellte an seine Widersacher die Frage, ob sie es auf die Spitze stellen könnten. Nachdem sie sich längere Zeit vergebens bemüht, die Aufgabe zu lösen, nahm Kolumbus das Ei und stieß es mit einem leichten Ruck auf den Tisch, so daß es auf der Spitze stand.

Die Geschichte mit dem Ei des Kolumbus wiederholt sich bei jeder Gelegenheit. Die „klugen" Leute kommen dann hintennach und sagen, es sei nur Kinderspiel.

Mutige That.

In dem Kriege der katholischen Liguisten gegen den calvinistischen König Heinrich IV. von Frankreich war 1593 von Marschall de Biron Fort Fécamp am Kanal genommen worden. Es bildete dies für die Liguisten einen Verlust, der sie schwer drückte. Nur Bois-Rosé, ein Offizier von Herz und Kopf, verlor nicht den Mut. Er hatte sogar einen kühnen Entschluß gefaßt.

Das Fort lag auf einem Felsen von etwa sechshundert Fuß Höhe, der fast senkrecht abstürzte. Das Meer bespülte ihn in einer Höhe von zwölf Fuß, nur vier oder fünf Tage im Jahr ließ ihn das Meer drei oder vier Stunden trocken. Bois-Rosé, dem jeder andre Zugang verschlossen war, um die wachsame Garnison des neugenommenen Platzes zu überraschen, zweifelte nicht, daß, wenn es ihm gelänge, an diesem Ort, der für völlig unzugänglich galt, zu landen, er seinen Plan würde ausführen können.

Zu diesem Behuf hatte er zwei Soldaten der feindlichen Garnison gewonnen, von denen immer einer während der ganzen Zeit der Ebbe auf der Höhe des Felsens wartete, um das verabredete Zeichen, das Auf- und Abschwenken entzündeter Pechfackeln, zu empfangen. Bois-Rosé wählte für sein Beginnen eine sehr finstere Nacht und landete mit fünfzig auserwählten Leuten in zwei Schaluppen am Fuße des Felsens. Er hatte sich mit einem dicken Tau versehen, das in der Länge der Höhe des Felsens entsprach und in regelmäßigen Abständen verknotet, kurze Stäbe trug, um den Füßen und Händen eine Stütze zu geben. Der Soldat, der Schildwache stand, hatte kaum das Zeichen wahrgenommen, als er von der Höhe des Felsens ein Seil hinunter ließ. Unten wurde das Tau daran gebunden, und so verknüpft in die Höhe gezogen und in dem Zwischenraum einer Schießscharte mittels eines starken Hebels befestigt, der wieder durch einen eigens dazu aufgerichteten eisernen Haken gesteckt war.

Bois-Rosé stellte zwei Sergeanten, deren Entschlossenheit er kannte, an die Spitze und befahl den fünfzig Soldaten sich an diese Art von Leiter zu hängen und, die Waffen an den Körper gebunden, kletternd hintereinander zu folgen. Er selbst hing sich an das Ende, um jedem Versuch, umzukehren, energisch zu begegnen.

Das letztere wäre übrigens bald unmöglich geworden, denn ehe die Hälfte des Weges zurückgelegt war, hatte die Flutwelle, die mehr als sechs Fuß hoch herangerollt kam, die Schaluppe weggenommen und das Tau ergriffen.

Fünfzig Mann schwebten zwischen Himmel und Meer, inmitten von Nacht und Finsternis; nur an dem Tau, das bedenklich hin und her schwankte und keineswegs als vollständig sicher befestigt gelten konnte, hatten sie den einzigen Halt. Ein geringer Mangel an Vorsicht, der Verrat nur eines der Mietlinge, oder die mindeste Furcht konnte sie in den Abgrund des Meeres stürzen oder an den Felsenriffen zerschmettern. Das Brüllen der Wogen, die Höhe des Felsens, die eintretende Ermüdung und Erschöpfung waren alles Erschwernisse, die auch den Zuversichtlichsten der Truppe schwindeln machen konnten.

Und in der That, der Sergeant, welcher zuoberst war und die Truppe anführte, verzagte; er teilte seinen Hintermännern mit, daß ihm das Herz sänke und er nicht weiter zu steigen wage. Diese Aeußerung ging weiter von Mund zu Munde. Bois-Rosé merkte, daß man nicht weiter rückte, daß das Klettern stockte. Aber er faßte einen entscheidenden Entschluß. Der Kühne schwang sich über die Körper sämtlicher fünfzig Leute hinweg, jeden einzelnen auffordernd, festzuhalten, und als er bis zum ersten gelangt war, suchte er dessen Mut zu beleben. Als er jedoch sah, daß er durch Zureden nicht zum Ziele komme, zückte er seinen Dolch und zwang ihn, unter Androhung sofortigen Todes emporzusteigen.

Endlich gelangte die Truppe nach der schwersten Mühe und Arbeit, die man sich vorstellen kann, vor Tagesanbruch auf die Höhe des Felsens. Die beiden Soldaten ließen sie in das Schloß ein, wo die Ueberrumpler anfingen, die Schildwachen erbarmungslos niederzumetzeln. Der Schlaf lieferte fast die ganze übrige Besatzung des Forts in die Gewalt des Feindes; was Widerstand leistete, wurde niedergemacht, und Fort Fécamp war wieder im Besitz der Liguisten.

Denkspruch.

Nichts mehr den Menschen ziert
Als Reinheit im Gemüte
Und, die das Glück gebiert,
Die echte Herzensgüte;
Der Fleiß, der immer strebt,
Das Höchste zu erfüllen,
Die Tugend, die belebt
Des Menschen Herz und Willen.

Ballonpost.

Die ersten lebendigen Luftreisenden, welche in das Reich des Aeolos aufstiegen, nachdem die Gebrüder Montgolfier den Gedanken von Dädalus und Ikarus nebst den Träumen ungezählter Grübler und Erfinder durch den von ihnen hergestellten Ballon verwirklicht hatten, waren

drei Tiere: Ein Schaf, ein Hahn, eine Ente. Sie haben über ihre Wahrnehmungen keine Aufzeichnungen gemacht. Von unten aber hatten die Pariser, vor denen sie das Stück ausführten, genau beobachtet und, da der erste Versuch geglückt war, fanden sich bald genug Männer, welche den zweiten wagten. Zum erstenmal geschah es am 21. Oktober 1783 und in rascher Folge reihten sich an diese erste Fahrt weitere.

Sie dienten zunächst wissenschaftlichen Zwecken. Aber schon sechs Wochen nach jenem ersten Aufstiege reichte ein französischer General der Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift über die Verwendung der Luftschiffahrt für die Zwecke des Krieges ein. Der Gedanke war nicht neu. Hatte er doch schon im Jahre 1775 einen jener Grübler und Erfinder beschäftigt, welcher in einem großen, aus leichtem Holze gefertigten, mit der leichten Luft höherer Regionen gefüllten Kasten eine ganze Armee durch die Himmelssphäre befördern wollte. Es war ein Mann Gottes, der sich mit so irdischen Dingen beschäftigte, ein Dominikanermönch Namens Galien, Professor der Theologie und der Philosophie zu Avignon; sein Reisekasten sollte so groß sein wie die ganze Stadt, in welcher er den Gedanken ausgebrütet hatte.

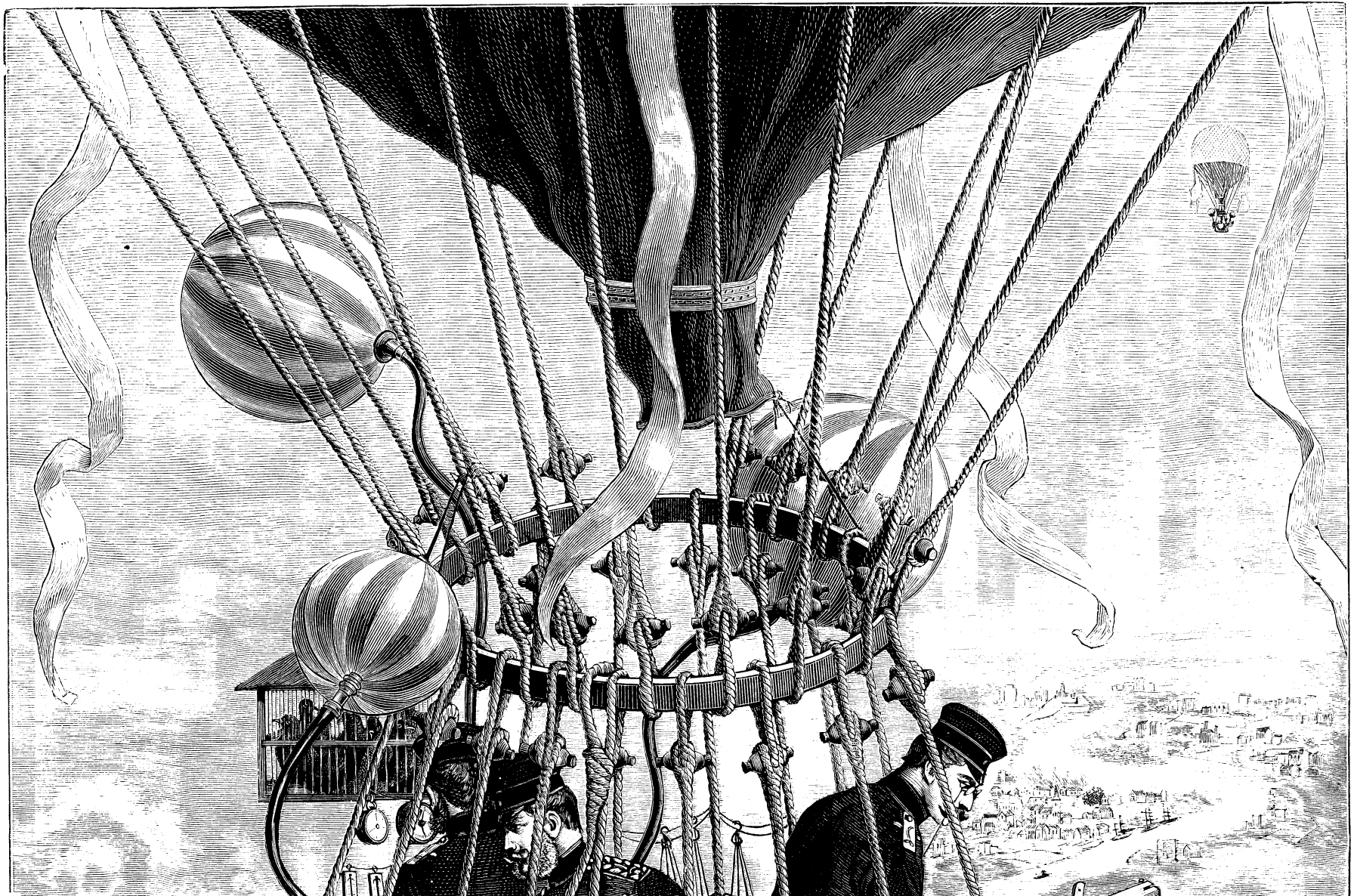
Bald aber wurde die Erfindung thatsächlich in den Dienst des Mars gestellt. Die Kriege der ersten französischen Republik gaben dazu Gelegenheit. Der Wohlfahrtsausschuß gedachte aus dem Ballon zur Beförderung von Nachrichten Nutzen zu ziehen. Der erste Versuch, der im Jahre 1793 damit gemacht wurde, brachte freilich das Gegenteil zu wege. Die von den Oesterreichern hart bedrängte Besatzung der Festung Valenciennes ließ ein Luftschiff aufsteigen, welchem wichtige Mitteilungen anvertraut waren, und hoffte, daß ein günstiger Wind es den eigenen Landsleuten in die Hände treiben würde; aber es kam umgekehrt. Der Ballon landete bei den Oesterreichern und diese machten sich die von ihm gebrachten Nachrichten zu nutze.

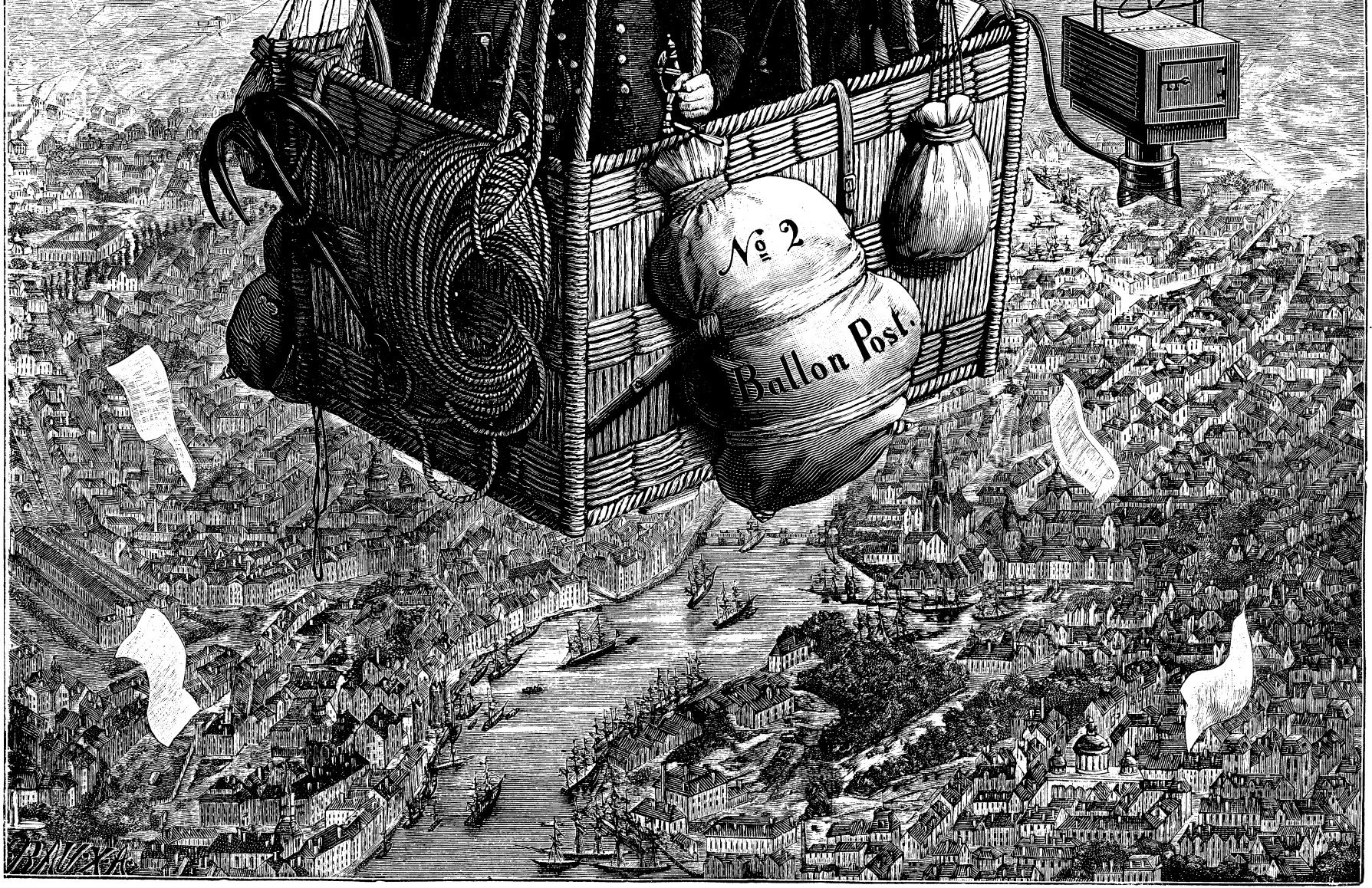
Inzwischen war man aber in Paris bedacht gewesen, die Dienste der Luftschiffahrt in einer andern Weise zu verwerten. Man überließ das Fahrzeug nicht mehr der Willkür und dem Spiele der Winde, sondern man hielt es hübsch fest an Stricken, deren Enden auf dem Erdboden Soldaten in den Händen hatten. So entstand der Fesselballon. Wenn er auch nicht das Ideal des Ikarus verwirklichte, so stiftete er doch thatsächlichen Nutzen. Solchen gewährten Fesselballons, welche im nächstfolgenden Jahre gelegentlich des Krieges im nördlichen Frankreich und in Belgien verschiedentlich gebraucht wurden, um von ihnen aus den Feind zu beobachten. Es geschah sowohl bei Belagerungen wie in der Feldschlacht. Die guten Dienste, welche sie hier geleistet hatten, waren Veranlassung, daß man ihre Zahl vermehrte, eine eigene Truppe, die Aërostatiers, für sie aufstellte und sie auch auf andern Kriegsschauplätzen verwendete. Aber ihre späteren Dienste befriedigten weniger, vielleicht weil der umsichtige Führer der Truppe, Hauptmann Coutelle, durch Krankheit verhindert war, die Leitung fortzuführen, und Napoleon, welcher auch Fultons Vorschlag, die Dampfkraft für den Zweck einer Landung von Truppen in England zu verwerten, zurückgewiesen hatte, sich der Luftschiffahrt gegenüber ebenso ablehnend verhielt. Er löste die Aërostatiers auf und ließ die zur Pflege ihrer Kunst zu Meudon bei Paris errichtete Anstalt eingehen.

Seit dieser Zeit haben die Versuche, Ballons im Kriege zu gebrauchen, freilich nie aufgehört, sie sind aber nirgends, auch nicht im nordamerikanischen Bürgerkriege, wo man sich ihrer mehrfach bediente, zu einer so ausgebreiteten und nutzbringenden Verwendung gelangt, wie in jenen Anfangsjahren ihres Daseins.

Erst im deutsch-französischen Kriege von 1870/71 gewannen sie wieder eine gewisse Bedeutung und seit dieser Zeit ist die Pflege der Luftschiffahrt in den meisten Heeren eingeführt und stetig gewachsen. Als Paris von den Deutschen rings umschlossen wurde, machte die am 4. September 1870 an das Ruder gekommene republikanische Regierung von dem Dienstanerbieten einer zu Paris bestehenden Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt, welche Gesellschaft alle ihre Mittel dem bedrängten Vaterlande zur Verfügung stellte, umfassenden Gebrauch. Zunächst um von Fesselballons aus den Feind und was er vornahm, zu beobachten, dann aber auch um mit der Außenwelt Verbindung zu unterhalten, welche herzustellen nur durch die Lüfte anging. Es wurde eine förmliche Ballonpost eingerichtet, mittelst deren die Stadt den Provinzen Mitteilungen von dem machte, was in ihren Mauern vorging; die 64 aufgestiegenen Schiffe haben wohl drei Millionen Briefe befördert; jedes geleitete ein Mann von Fach; auch andre Leute benutzten sie zur Reise. So bewerkstelligte der Diktator mittelst Luftballons seinen Auszug aus Paris, um in Tours die Leitung der nationalen Verteidigung zu übernehmen und den Krieg auf das Messer ins Werk zu setzen. Es war ein verhängnisvoller Flug, welchen jenes Fahrzeug ausführte. Von den ausgesandten Ballons sind nur fünf in die Hände der Deutschen gefallen, zwei verunglückten in der See, vier landeten in Belgien, einer kam in Holland und einer in Norwegen zur Erde.

Die deutscherseits während jenes Krieges gemachten Versuche, den Fesselballon zu gebrauchen, hatten keinen Erfolg. Vor Straßburg kam der Fall der Feste zu früh, als daß die dazu bestimmte Truppe hätte in Wirksamkeit treten können, und vor Paris fehlte es vor allem an dem zur Füllung erforderlichen Gase. Nach Beendigung des Krieges nahm sich die Heeresleitung der Sache freilich an, aber manche Zweifel, welche gegen den Nutzen derselben für den Fall des Ernstes vorlagen, hemmten die Entwickelung der Einrichtung, und erst im Jahre 1887 wurde eine eigene Luftschifferabteilung aufgestellt. Ihr gehört der Ballon, welchen unser Bild veranschaulicht, und seine Insassen sind Angehörige jener Truppe. Das *L* auf der Schulter unterscheidet sie von den Gardepionieren, deren Uniform sie im übrigen tragen. In stolzer Ruhe durchsegelt der Ballon die Lüfte; unter ihm liegen Wald und Feld, Stadt und Dorf, deren Bewohnern ausgestreute Flugblätter





Ballonpost.

Kunde geben von den Fahrgästen, die über ihren Häuptern den Aether durchkreuzen. Ihre Reisegefährten sind Tauben. Daß diese in die Darstellung des Zeichners aufgenommen sind, beruht darauf, daß man Ballons, welche eine eingeschlossene Festung verlassen, auch zur Beförderung von Brieftauben nach außerhalb zu verwenden gedenkt, die demnächst an den Ort des Aufstieges zurückkehren sollen.

Zwei Arten der Verwendung hat man also für das Luftschiff. Es steigt als Fesselballon auf oder es soll seinen Weg, der Laune der Winde preisgegeben, sich selbst suchen. Greifbareren und zuverlässigeren Nutzen gewährt hier jetzt noch die erstere Art, denn die Lenkbarkeit des Luftballons herzustellen, ist eine bis jetzt noch nicht gelöste Aufgabe. Freilich schien es vor einigen Jahren, als seien die ersten Schritte dazu gethan. Denn in Frankreich, wo man auf diesem Gebiete sehr thätig ist, war es den Aërostatiers der wiedererstandenen Schule von Meudon gelungen, nach glücklich bewerkstelligten Kreuz- und Querfahrten an ihren Aufstiegsort zurückzukehren. Von einem genügenden Ergebnisse ist man aber auch dort noch weit entfernt. Für den Fesselballon ist die feindliche Artillerie ein nicht unbedenklicher Gegner, vorläufig ist sie bemüht, sich durch Schießübungen auf seine Bekämpfung vorzubereiten. Den Verkehr des Fesselballons mit der Erde vermittelt der Fernsprecher.

Zum Schlusse wollen wir noch eine weitere Art erwähnen, in welcher der Ballon dem Kriegszwecke dienen soll. Man hat daran gedacht, ihn zum Träger von Sprenggeschossen zu machen, die hoch oben aus den Lüften in des Feindes Lager herunterfallen und dort Tod und Verwüstung anrichten sollen. Im Jahre 1849 machten es die Oesterreicher vor Venedig thatsächlich so, aber von den 200 Granaten, welche aus ebensovielen kleinen Ballons in die Stadt herabhagelten, erreichte nur eine ihr Ziel, die andern fielen in die Lagunen.

Spät erkannt.

(Schluß.)

Wie Herr von Weitenfels so durch die Wiesen wandelte, in deren Grün der Herbstzeitlose Blume sich keck hineinzudrängen suchte, fragte er sich in Erstaunen, wie es gekommen, daß wie jetzt der Enkel, so vordem der Sohn ihm so fremd geblieben, die beiden, an die er doch zumeist gedacht, welche die Früchte seines Wirkens vor allen hatten genießen sollen. Er fragte sich zum erstenmal, ob etwa damals auch, in jenen Jahren, eine Schuld hieran ihn getroffen habe. Gewiß, er hatte des Sohnes Jugend nicht genugsam überwacht, er hatte keine Zeit dazu gehabt in seinem ruhelosen Mühen, der Vorfahren Erbe neu zu gewinnen. Das war ihm denn auch geworden, aber den Sohn hatte er verloren, verloren schon, ehe ihn das jähe Schicksal von seiner Seite riß. Einer nur hatte mit warmer Zuneigung, die Sohn und Enkel ihm versagt, an dem einsam Dahinschreitenden gehangen, hatte ihm die schrankenlose Verehrung seines jungen Herzens geweiht — Georg. Und gerade er war vordem in dem Vater aufs bitterste von ihm gekränkt worden, und Herr von Weitenfels, am Schlusse eines langen, erfolgreichen Lebens, mußte die Augen niederschlagen vor einem vertrauensvollen Knaben und dessen Vater, den er von je für eine kleinliche beschränkte Seele gehalten, bevor er ihm noch in den Weg getreten war. Der beschränkte Geist aber, die kleinliche Seele stand nun hoch über ihm, sie hatte den Pfad des Rechtes und der Ehre eingehalten, den er achtlos überschritten, da er des Sohnes Vergehen einem andern hatte aufbürden lassen.

In seiner Wanderung hatte er allgemach den Fluß erreicht, an dessen Ufer eine uralte Weide mit ihren wildzerrissenen Aesten eine ländlich einfache Bank überschattete. Er ließ sich darauf nieder, er fühlte sich müde und alt, und indem er in die Wellen niederblickte, war es ihm, als zöge auf ihnen sein ganzes Leben an ihm vorüber. Er sah sich zu Hause als Kind in den ärmlich gedrückten Verhältnissen und hörte den Vater, einen kleinen Beamten, erzählen von dem Reichtum und Rang, die früher — vor mehr als hundert Jahren antwortete er auf eingehendere Fragen — den Voreltern zu eigen gewesen waren. Wie konnte sich der Vater ereifern über die Thorheit der vor ihm Gekommenen, die das köstliche Erbe verschleudert hatten — wenn er eben in der Laune war, heißt das. Im allgemeinen nahm er die Dinge dieser Erde ziemlich leicht, gleich den Vorfahren, die er mitunter schmähte. Der kleine Junge aber bewahrte jedes Wort, das gesprochen war, tief im Herzen. „Sie haben nicht rechnen gekonnt," hatte der Vater einstmals von jenen Längstverstorbenen gemeint, seitdem saß der Knabe noch einmal so eifrig über seinen Zahlen.

Dann sah er sich als Commis in dem großen Bankhaus, die einzige Stütze seiner verwitweten Mutter. Das war eine schöne Zeit gewesen, eine weite Aussicht that sich vor ihm auf. Die Welt lag vor ihm, und Schritt für Schritt eroberte er sie sich. Bald zog ihn der Vorstand des Hauses in sein Vertrauen, nachdem er seine Tüchtigkeit, seine Verläßlichkeit erkannt, er ging ihn um Rat an, und hatte es niemals zu bereuen. Fühlend, daß dem alten Geschäft, dem er nicht gewachsen war, eine fähige Kraft dringend vonnöten sei, machte Herr Bohling dem begabten jungen Mann zuletzt den Vorschlag, in dasselbe einzutreten. Derselbe stand ganz allein damals, die Mutter war gestorben, die, beglückt über des Sohnes Erfolge, doch nicht gewußt hatte, daß diese ihm nur Stufen waren zu einem noch zu erreichenden

höchsten Ziel. Selbst gegen sie hatte er kein Wort verlauten lassen von Weitenfels, von seiner Hoffnung, es einst zu besitzen. Auf seiner ersten Reise hatte er es aufgesucht und mit Befriedigung vernommen, daß auch die jetzigen Besitzer nicht vorwärts kamen auf dem stattlichen Gut. Um so bereitwilliger würden sie es später losschlagen, sobald er erst die Mittel gewonnen, es zu erstehen. Nicht lange war er so vereinsamt geblieben. Er gewahrte eine schöne, stolze junge Frau an seiner Seite, die Erbin einer reichen Familie, und dann eilten ihm zwei liebliche Kinder entgegen, hier in Schönlinden, wenn er an Sommerabenden so wie heute aus der Stadt nach Hause kehrte. Sie wuchsen heran, und Wolken begannen den Ausblick zu trüben, der bisher so klar und hell sich vor ihm erstreckt hatte. Das stürmisch heiße Blut der früheren Herren von Weitenfels, die vordem die Heimat ihrer Ahnen sich leichten Sinnes verscherzt, schien in seines Alfreds Adern zu rollen, ihn zu tausend Tollheiten zu verführen, welche die schwache Mutter vor dem strengen Vater möglichst zu verheimlichen sich mühte. Die eitle Frau vermochte des Gatten Empörung über ihren schönen Liebling nicht zu fassen. Schnöder Geiz dünkte ihr seine Weigerung, dessen verschwenderische Ausgaben zu tilgen. Allein durfte er, der sich niemals karg gezeigt, durch die launenhafte Verschleuderung eines leichtfertigen Knaben den Endzweck seines Lebens gefährden, die Möglichkeit Weitenfels zu erwerben, in unabsehbare Ferne rücken lassen?

Und wie zu Hause am eigenen Herd regten sich Zwietracht und verstecktes Uebelwollen auch in dem alten Bankhaus, wo der ältere Teilhaber es dem jüngeren nicht recht verzeihen konnte, daß er ihn an Geist und kühnem Streben weit überragte, hatten diese Gaben auch den sinkenden Stern seines Hauses zu strahlender Höhe neu emporgehoben. Als die Söhne beiderseits zu jungen Männern geworden — Herrn Bohlings Aeltester war Alfred Stöger um mehrere Jahre im Alter voraus — trat dieser verborgene Widerstreit noch mehr hervor. Die glänzende Erscheinung, die bestechende Liebenswürdigkeit des einen stellten die bescheidenen Eigenschaften des andern überall in Schatten, und für den jungen Bohling waren die gesellschaftlichen Triumphe seines sogenannten Freundes weit schwerer zu ertragen, als für den Vater die geschäftliche Ueberlegenheit des späteren Herrn von Weitenfels, die immerhin auch ihm lohnende Früchte gezeitigt. Noch mehr verschärften sich diese gespannten Beziehungen durch Herrn Bohlings Verlangen, seinen 25jährigen Sohn als vollberechtigtes Mitglied in die Firma eintreten zu sehen, wogegen der andre Träger derselben sich ablehnend verhalten. Kaum hatte die feindselige Stimmung im Hause des älteren Bankherrn bei der erschütternden Nachricht vom plötzlichen Tode Alfred Stögers teilnehmender Empfindung zu weichen vermocht, als Herr Hilgert mit seiner überraschenden Mitteilung einen Rückschlag argwöhnisch schadenfrohen Gefühles hervorrief. Er seufzte tief auf, der alte Mann auf der Bank am Flußufer, indem sich das Bild jener Tage aufs neue seinem Auge entrollte. Des Lebens höchsten Schmerz hatte er zu kosten vermeint, da man ihm des Sohnes Leiche brachte, an dem trotz alledem sein Vaterherz gehangen hatte, als er die Verzweiflung von Mutter und Schwester schaute. Was aber war die Qual dieser Stunde gewesen, gegen die Bitterkeit, die seiner noch geharrt hatte, welche die Thräne versiegen ließ und das Andenken des jungen Toten für immer vergiftete. O, des bangen Suchens nach den entschwundenen Banknoten im Zimmer, unter der Habe des kaum Erkalteten, des beschämenden Forschens bei den Geldverleihern, in deren Wucherhände er gefallen war, der stürmischen Unterredung in dem alten Bankhause, wo er mit seinem ganzen Ansehen die gerichtliche Anzeige hatte verhindern müssen, wo es kaum seiner gebietenden Persönlichkeit gelungen war, die leidenschaftliche Erbitterung des jungen Bohling soweit zu zügeln, daß ein Bruch vermieden wurde. Und alles dies, noch ehe der so jäh Dahingeraffte der Erde übergeben war!

Was kümmerte ihn damals Herrn Hilgerts guter Name, und dennoch war es zunächst nicht seine Absicht gewesen, ihn bloßzustellen, da er denjenigen entfernte, in dessen Zügen er nur zu deutlich den Verdacht las, der an seinem eigenen hochmütigen Herzen nagte. Die Reichen aber finden leicht dienstwillige Schmeichler und eigennützige Freunde, welche ihnen die Wünsche von den Lippen ablesen, noch ehe sie ausgesprochen sind, bisweilen selbst noch ehe sie Zeit gefunden, zu entstehen. So war es auch hier gewesen. Der Bankherr hatte nicht nötig gehabt mit eigenen Worten Herrn Hilgerts Ehre preiszugeben, andre hatten dies für ihn gethan. Er hatte sich damit begnügen können, schweigend die Achseln zu zucken, wenn ihm die Gerüchte zugetragen wurden, welche zum Nachteil seines entlassenen Untergebenen verbreitet waren. Dieser selber hatte noch dazu beigetragen, der üblen Nachrede eine scheinbare Berechtigung zu verleihen, indem er sich bemühte, selbständig zu werden, ein Geschäft zu begründen, obgleich es ihm am erforderlichen Kapital hiezu gebrach, was andern wenig glaubhaft dünkte.

Hätte er etwa hervortreten sollen zur Verteidigung, er, der dadurch den toten Sohn anklagte? Was wußte er im Grund von den verschwundenen Banknoten? Nicht mehr als andre! Damit hatte er sich vor sich selbst gerechtfertigt, und nun, da die Summe gefunden, war ihm klar, daß er sich selbst belogen hatte, damals und immer. Auch ohne die schriftliche Selbstanklage des Sohnes hatte er nie an dessen That gezweifelt, für sein Verhalten Hilgert gegenüber gab es keine Entschuldigung, keine. Es war alles Irrtum und Verkehrtheit gewesen, was er begonnen, schienen die Wellen ihm zuzurauschen, er hatte rastlos gestrebt und geschafft und auf das Beste hatte er nicht geachtet, hatte es ungethan gelassen. Der Rückblick auf sein Wirken war ihm vergällt am Ende seiner Tage, einsam stand er da im liebeleeren Alter. —

Ein leichter Schatten fiel auf das Gras zu seinen Füßen. Als er sich zurückwendend das gesenkte Haupt erhob, blickte er in seines Enkels Augen, die in weichem Glanze ihm entgegenschimmerten.

„Mein Junge," sagte er mit Ueberraschung. „Hast du dich bis hieher gewagt?"

„Ich suchte dich, Großpapa," versetzte Ludolf, „ich sah dich vorhin von meinem Fenster aus hier heruntergehen. Darf ich mich zu dir setzen? Ich bin nicht warm."

Herr von Weitenfels machte ihm schweigend neben sich auf der Bank Platz.

„Großpapa," fing Ludolf nach einer Weile wieder an, in der auch er der Sprache der Wellen gelauscht haben mochte, „ich habe dir noch nicht gedankt dafür, daß du mir Georg gebracht hast."

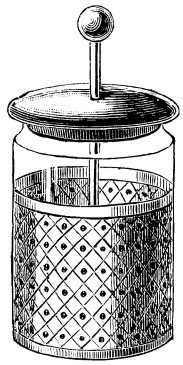


Fig. 9: Blitzflasche.

„Du erholst dich seitdem sichtlich, mein Junge," erwiderte Herr von Weitenfels und schlang den Arm um seines Enkels schmale Schultern, „das ist mein bester Lohn und Dank."

„Nein, ich hätte schon vorher etwas sagen sollen," beharrte Ludolf, mit sich selber unzufrieden. „Es schwebte mir oft auf der Zunge, aber ich brachte es nicht heraus, ich bin ein einfältiger Geselle."

„Nun ist es ja gesagt und nachgeholt," beruhigte ihn sein Großvater mit einem schwachen Lächeln.

„Gesagt? Noch nichts von dem, was mir im Sinne liegt", entgegnete Ludolf mit einer ungeduldigen Bewegung. „Du hattest doch schon vorher wissen müssen, wie ich recht wohl einsehe, welch großes Opfer es von dir war, als du Herrn Hilgert bitten gingst." Des Enkels blasse Wangen erglühten in brennendem Rot bei diesen Worten, und auch Herrn von Weitenfels' gebräuntes Antlitz färbte sich dunkler. „Daß du dies für mich gethan, fühle ich so tief, ich werde es nie vergessen. Und ich dachte mir, Großpapa . . . ." Ludolf stockte hierauf, ohne das Auge zu dem neben ihm Sitzenden zu erheben, dann setzte er leise hinzu: „Ich dachte mir, es sei doch wohl nicht wahr gewesen, was ich geglaubt die ganze Zeit, daß du mich nicht möchtest, daß du unglücklich wärst, weil ich dein Enkel bin. „Ludolf!" rief Herr von Weitenfels gerührt, allein dieser ließ sich nicht unterbrechen und fuhr eifrig fort: „Ich besann mich, aber es fiel mir nichts und niemand ein, um dessentwillen du einen solchen Schritt machen würdest, nicht einmal um Weitenfels dir zu erhalten, nicht, Großpapa?" Er hob zum erstenmal den dunkeln Kopf und blickte dem Großvater mit einem kindlichen Frohlocken ins Gesicht, wie dieser es in Ludolfs gleichgültigen Zügen noch niemals ausgeprägt gesehen hatte.

„Nein, mein Junge," sagte er ernst, „um nichts sonst in der Welt." Er zog den Enkel dicht zu sich heran. „Wir haben uns spät gefunden," sprach er innig, „obgleich wir dein ganzes bisheriges Leben zusammen verbracht. Doch nun soll nichts mehr zwischen uns treten, kein Mißverständnis uns mehr trennen. Du weißt nicht, wie trostreich mir dein Kommen, deine Worte gewesen sind."

„Und fast wäre ich noch länger stumm neben dir hergestolpert," schalt sich Ludolf. „Ich fürchtete, dir lästig zu fallen, und wollte umkehren zuerst, dann faßte ich mir ein Herz, du saßest so traurig da, so allein. Ich dachte, welch ein schwerer Tag dies heute für dich war, Georg hat es mir erklärt, du darfst ihm nicht böse darum sein, du konntest ja nichts dafür, daß du es vor wenigen Stunden erst erfahren . . . . Aber Georgs Vater, nicht wahr, Großpapa, es wird nun alles wieder gemacht?"

„Wohl mir, wenn ich es vermöchte," sagte Herr von Weitenfels mit tiefem Nachdruck, „denn ich bin nicht so schuldlos, als Georg in seiner zartfühlenden Großmut es dir wohl dargestellt hat. Ich habe damals gegen meine Ueberzeugung geschwiegen. Was nun geschehen kann, soll geschehen, unverzüglich, allein vergiß es nie, mein Junge, ist ein Unrecht erst gethan, erst einem andern zugefügt, so steht es nicht in unsrer Macht, es wieder aufzuheben, es gut zu machen, wie du sagst, als ob es nie gewesen wäre. Wir können uns bemühen, die schlimmen Folgen, die es hatte, zu mildern, sie gänzlich aufzuheben übersteigt des Menschen Kraft und Wissen."

— — — — — — — — — — —

Etwa eine Woche später machte folgende Notiz die Runde durch die Wiener und aus diesen in die übrigen österreichischen und die deutschen Blätter. „Ein überraschender Fund wurde vor einigen Tagen in Schönlinden gemacht. Vielleicht erinnert sich der eine oder andre unsrer Leser eines Falles, der vor 23 Jahren von sich reden machte, wenn er auch nicht in weitere Kreise drang. In einem unsrer ersten Bankhäuser, Bohling, Stöger u. Ko., jetzt Bohling u. Ko., verschwanden auf unerklärliche Weise Banknoten aus dem Kassenschrank im ungefähren Betrag von 70000 Gulden. Obgleich die gerichtliche Anzeige unterblieb, wurde von berufenen Händen in aller Stille nach deren Verbleib geforscht, ohne jedoch das Geringste hierüber ermitteln zu können. Nun, nach so langer Zeit, brachte ein Zufall die längst verloren gegebenen wieder zum Vorschein. Sie lagen all die Jahre in dem Wandschrank des Landhauses des einen Chefs, des damaligen Herrn Stöger, jetzigen Herrn Stöger von Weitenfels, in einem geheimen Fach, das kürzlich durch die Erschütterung eines Stoßes aufklappte und dadurch seine ungeahnte Existenz verriet. Zweifellos hatte Herr Alfred Stöger junior, welcher damals eine Reise in das Ausland antreten wollte, die Banknoten — es waren meist fremdländische — an sich genommen und in dem betreffenden Fach verwahrt. Der plötzliche Tod des jungen Mannes — er ertrank beim Baden, noch ehe der Abgang der betreffenden Summe bemerkt worden war — verhinderte jegliche Aufklärung,

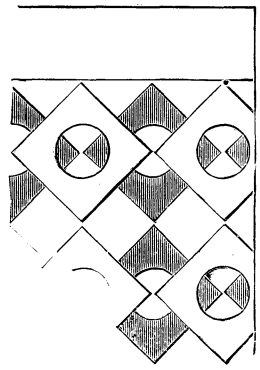


Fig. 10: Der Belag der Blitzflasche.

und so blieb die Sache ein ungelöstes Rätsel. Der damalige Kassier des Bankhauses, Herr Hilgert, litt schwer unter diesem geheimnisvollen Verschwinden der ihm anvertrauten Summe. Möge es dem vielgeprüften Mann zu einiger Genugthuung gereichen, daß ihm dasselbe nun von keiner Seite mehr zur Last gelegt werden kann, und daß durch eine merkwürdige Fügung gerade sein eigner Sohn es war, welcher die Entdeckung herbeigeführt hat. —"

„Es ist so wenig, Großpapa," sagte Ludolf, indem er die Zeitung aus der Hand legte. „Konnte man sonst gar nichts thun?"

Herr von Weitenfels verneinte schweigend. Nicht weniger als sein Enkel erkannte er das Unzulängliche dieser späten Sühne, der eine sonstige Entschädigung beizufügen, Herrn Hilgerts Stolz ihm auch jetzt nicht erlaubte, wo derselbe eingewilligt hatte, daß Georg ungehindert mit dem Freunde verkehre. Umsonst hatte Herr von Weitenfels vor der gemeinsamen Abreise von Schönlinden versucht, durch Herrn Bohling den jüngeren, den gegenwärtigen Besitzer des Bankhauses, den ehemaligen Kassier bewegen zu lassen, die wiedergefundene Summe zur Vergütung der erlittenen Unbill anzunehmen, Herr Hilgert hatte auch ihn abgewiesen in vollem Einverständnis mit dem Sohne.

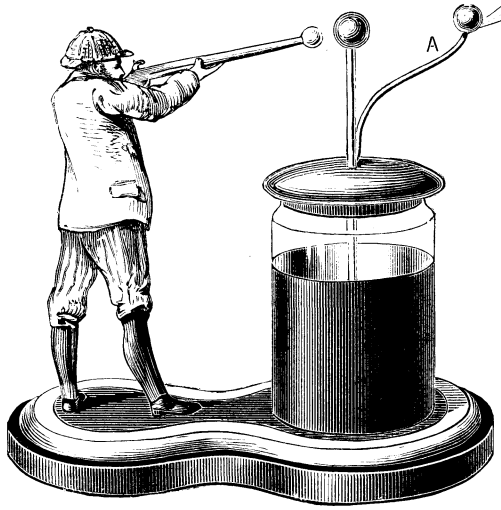


Fig. 11: Elektrische Hühnerjagd.

Es gereichte Georg zu hoher Befriedigung, den Vater hierin so entschieden zu sehen, ohne jenes Schwanken und Zaudern, welches er bei den kleinen Ereignissen des täglichen Lebens zu zeigen pflegte. War durch dieses Verhalten dem Genüge geleistet, was der feinfühlende Junge als ein Gebot der Selbstachtung empfand, so nahm er dafür mit desto innigerer Freude wahr, wie die Thatsache seiner Rechtfertigung selbst einen äußerst günstigen Einfluß auf Herrn Hilgerts Stimmung übte. Hauptsächlich gab sich derselbe im Entwerfen der mannigfachsten Reisepläne kund, die allerdings voraussichtlich ebensowenig zur Ausführung kommen würden, als sein gleichzeitiger Entschluß, allmählich aus seiner selbstgewählten Einsamkeit herauszutreten. Es ist nicht so leicht, im Alter sich von den Gewohnheiten langer Jahre loszureißen.

Georg übrigens verlangte um seinetwillen keine Aenderung. Seit dem Vater Ruhe und Zufriedenheit zurückgegeben, seit er den Freund nicht länger entbehren mußte und ihn in Gesundheit und Lebensfreude neu erstarken sah, war die Sehnsucht seines selbstlos mitfühlenden Herzens, das nicht einmal die erlittene Enttäuschung zu verbittern vermocht hatte, gestillt. Wohl aber hatte sie ihn gelehrt, daß die wahre Größe nicht durch äußere Erfolge bedingt wird, daß sie nicht im Erreichen eigensüchtiger Ziele besteht, sondern einzig in steter Pflichterfüllung.

Diese Erkenntnis ist auch späterhin der Leitstern seines Daseins geblieben, der ihm leuchtete auf der mühevollen Bahn, die er eingeschlagen so vielen zum Segen, denen sein ärztlicher Scharfblick, seine Wissenschaft Gesundheit und Leben erhielten. Seine beste Kur jedoch, behauptet Ludolf, habe der Freund vordem an ihm gemacht, lange ehe er den Doktortitel sich erworben. Nur Georg sei es zu danken, wenn er doch noch ein leidlich brauchbarer Mensch geworden, mit dessen Bewirtschaftung des ererbten Gutes Großpapa, falls er noch lebte, nicht allzu unzufrieden wäre, in Anbetracht, daß er, Ludolf, klug genug gewesen, keine überspannten Erwartungen zu erregen.

Herr Hilgert hat seinen einstigen Chef um viele Jahre überlebt. Er ist äußerst befriedigt von Georgs Berufswahl und sehr stolz auf dessen Erfolge, ob er auch über seine eignen Leiden und deren Behandlung bisweilen abweichende Ansicht hegt, seitdem sein Leseeifer sich fast ausschließlich auf alle möglichen medizinischen Schriften und Blätter geworfen hat.

Georg ist glücklich trotz der sorgenvollen Plage, die des Arztes Anteil ist. Mag auch sein Los ein dornenvolles sein, es gibt ihm täglich, stündlich die Gelegenheit, andern werkthätig beizustehen, was seinem mitfühlenden, jedem fremden Leide zugänglichen Gemüte ein Bedürfnis ist.

Elektrisches Kabinett.

V.

Ein neues lustiges Spielzeug bildet die elektrische Hühnerjagd (Fig. 11). Auf einem entsprechend gestalteten Holzteller, der auf der Oberseite sorgfältig mit Stanniol beklebt ist, stehen eine Leydener Flasche und die aus Holz geschnitzte Figur eines Jägers. Letztere kauft man entweder in einem Spielwarenladen oder fertigt sie selbst (in der Größe der Flasche) an. Die Flinte muß am Ende des Laufes eine Metallkugel tragen und von dieser lasse man einen anzuleimenden Stanniolstreifen entlang der Flinte und der Figur bis zum Stanniolbelag des Fußbrettes herablaufen. Darauf wird die Figur entsprechend bemalt und so auf dem Holzteller auf-

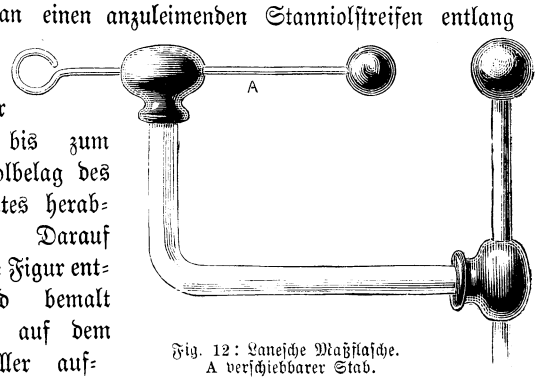


Fig. 12: Lanesche Maßflasche.
A verschiebbarer Stab.

geleimt oder festgeschraubt, daß die Kugel an der Flinte von der auf der Leydener Flasche 2 bis 3 cm entfernt ist. An der Metallstange, auf der letztere Kugel sitzt, ist alsdann eine zweite Metallstange A anzulöten, die in der aus der Abbildung zu ersehenden Weise gebogen ist und gleichfalls in einem Kugelknopf endigt. An diesem hänge man mit Seidenfäden einige Stückchen Holundermark auf, denen man mittelst kunstvollen Schnitzens die Gestalt fliegender Vögel gegeben hat. Verbindet man jetzt den Innenbeleg der Flasche durch eine Kette (wie in Fig. 1) mit dem Konduktor einer Elektrisiermaschine, so wird durch deren Drehen die Flasche geladen, und sofort erheben sich die Vögel und fliegen scheinbar davon. Diesen Augenblick stellt Fig. 11 dar. Sobald aber bei weiterem Laden die Spannung so groß wird, daß die Elektrizität von Kugel zu Kugel durch die Luft überzuspringen vermag, so tritt der Effekt unsres Spielzeuges ein: ein Knall aus der Flinte und die Vögel stürzen zu Tode getroffen aus der Luft herab. Aber sie erheben sich wieder, von neuem knallt ein Schuß, abermals fallen sie in infinitum.

Nichts andres als unser neues Spielzeug ist im Grunde die altbekannte Lanesche Maßflasche (Timothy Lane 1734—1807, Apotheker in London). Man braucht zu ihrer Herstellung eine gewöhnliche Leydener Flasche. Ferner verschaffe man sich zwei Messingknöpfe, etwa wie sie Möbeltischler an Bettstellen anzubringen pflegen. Jeder von beiden wird quer durchbohrt; der eine, damit man die Stange der Leydener Flasche hindurchstecken kann, der andre, um einen Draht A (Fig. 12) hindurchzuführen, der am einen Ende ringförmig gebogen ist, am andern eine Kugel trägt. Der erste Knopf wird an der durchgesteckten Flaschenstange festgelötet, während der Draht A verstellbar bleibt. Endlich kittet man in die beiden Knöpfe die Enden eines rechtwinklig gebogenen Stückes Glasrohr. Damit ist die Maßflasche, deren oberen Teil Fig. 12 zeigt, fertig. Man stellt nun den Draht A so, daß die beiden Kugeln einige Millimeter voneinander entfernt sind, verbindet die Kugel der Maßflasche mit dem Außenbeleg einer isoliert aufgestellten Batterie, die verschiebbare Kugel mit dem Außenbelege der Maßflasche und danach mit der Erde. Wird jetzt die Batterie positiv geladen, so kann die negative Elektrizität auf den äußeren Batteriebeleg nur durch Ueberspringen zwischen den Kugeln der Maßflasche gelangen. Die Zahl der in einer gewissen Zeit überspringenden Funken ist der Ladung proportional. Folgen sich die Funken so schnell aufeinander, daß sie sich schwer zählen lassen, so kann man den verstellbaren Draht A weiter herausziehen.

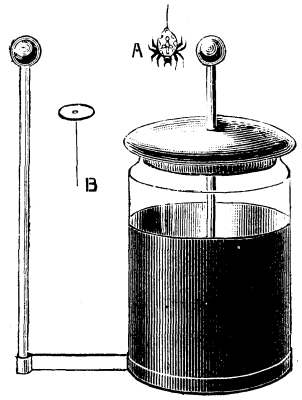


Fig. 13: Elektrische Spinne. A die Spinne, B das Kartenblatt zum Aufhängen der Spinne.

An das elektrische Glockenspiel erinnert die elektrische Spinne. Wir fertigen zunächst zu einer Leydener Flasche (Fig. 13) einen Ring an (Fig. 14), indem wir einen Streifen Messingblech um die Flasche legen und die Ringenden durch Halbeinschneiden von entgegengesetzten Seiten in einfachster Weise mit einem Schlosse versehen. Das übrig bleibende Stück am einen Ende des Ringes biegen wir rechtwinklig von dem Ring ab bis zu einer Länge von 10 cm und versehen es hier mit einer Hülse (Fig. 14). In diese Hülse löten wir einen Messingstab ein, der so lang ist, als die Flasche hoch ist, und versehen ihn am oberen Ende mit einer Messingkugel (Fig. 13). Nun schneiden wir aus Holundermark den Leib einer Kreuzspinne A, versehen sie mit künstlichen Beinen aus trockenem Gras und malen ihr ein Kreuz auf den Rücken. Dann ziehen wir ihr mit einer Nadel einen Coconfaden durch den Leib, dessen eines Ende unter dem Leibe verknotet wird. Das andre Ende ziehen wir durch ein rundes Kartenblatt B und verknoten es hier. Das Kartenblatt wird an der Zimmerdecke oder sonstwo derartig befestigt, daß die Spinne in Flaschenhöhe über dem Tische hängt. Stellt man dann die geladene Flasche so auf, daß die Spinne sich gerade zwischen den beiden Kugeln befindet, so wird sie unermüdlich von der einen zur andern springen und dabei die Flasche langsam und allmählich entladen.

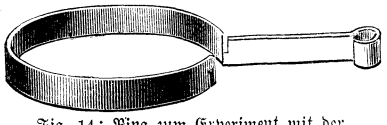


Fig. 14: Ring zum Experiment mit der elektrischen Spinne.

Was ein Straußenmagen vertragen kann.

Ein Straußenmagen kann viel, sehr viel vertragen, aber der Befund, den man im Magen eines weiblichen Straußes, den ruchlose Hände im Park Tête d'Or zu Lyon getötet hatten, vorfand, gehört doch zu den Seltenheiten. Dem geöffneten Magen wurden entnommen: Eine erkleckliche Menge Gerstenkörner mit Kieselsteinen und Gras untermischt, ferner drei vollkommen erhaltene Thonpfeifen, ein Messer mit kupfernem Heft von 20 cm Länge, 25 Uniformknöpfe, ein Fünfzigcentimesstück, 32 Sous- und Centimesstücke, eine Anzahl Kupfermünzen, deren Gepräge sich nicht mehr erkennen ließ, Stücke von Uhrketten, sechs große Nüsse, ein Stück Weißdornrohr und ein Draht von 10 cm Länge, welches die Kropf- und Magenwand durchbohrt hatte, ohne einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit des Tieres auszuüben.

Logogriph.

An Frankreichs Küste liegt's als Stadt,
Die einen großen Hafen hat.
Tauscht man das erste Zeichen um,
So naht aus grauem Altertum
Ein Königssohn, der Tag und Jahr
Von Seelenqual gefoltert war,
Bis er an fremdem, fernem Strand
Von seiner Pein Erlösung fand.

Anagramm.

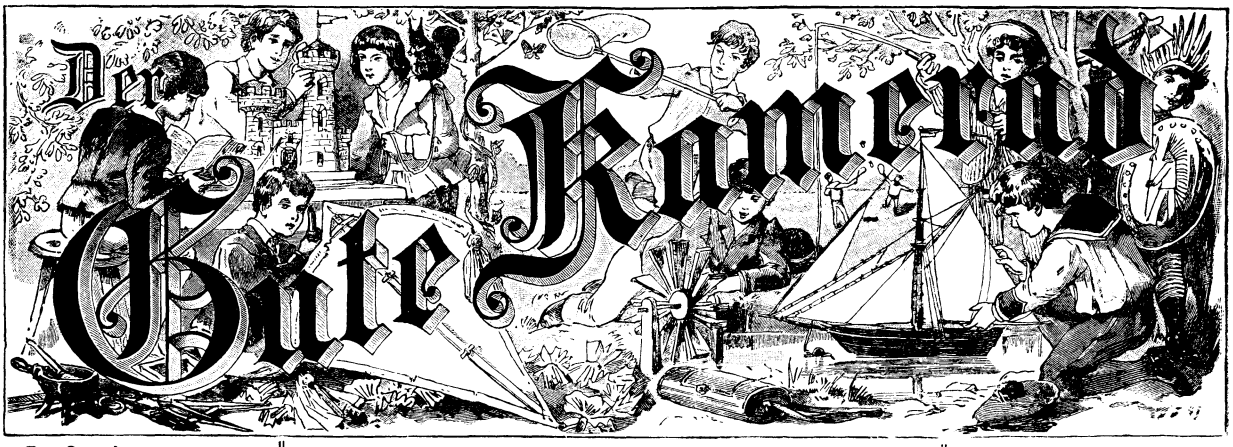
Prächtige Steine bezeichnet das Wort, die wie Purpur erglänzen.
Wenn du die Zeichen verschiebst, nennt es ein Volk dir am Nil.

Rätseldistichon.

Wenn ihr mit i mich schreibt, so lieg' ich an Griechenlands Küste;
Schreibt man mich aber mit g, nimmt man mich täglich zur Hand.

Auflösung des Palindroms auf Seite 336.

„Hermes" (Sem, Reh).



8. Jahrgang.
№ 26.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Erst jetzt war es den vier Roten gelungen, ihre aufgeregten Pferde zur Ruhe zu bringen, und nun konnten sie die beiden Störenfriede genauer betrachten.

„Uff!“ rief da der Häuptling aus. „Old Shatterhand, der große, weiße Jäger!“

„So kennst du mich noch? Kennst du auch den Krieger hier neben mir?“

„Winnetou, der berühmte Häuptling der Apachen!“

„Ja, wir sind es; du täuschest dich nicht. Steig ab mit deinen Leuten, und folge uns dorthin in den Schatten des Felsens, hinter dem wir ruhten, als wir euch kommen sahen.“

„Warum sollen wir denn dorthin gehen?“ fragte jetzt Ka Maku.

„Wir haben mit euch zu sprechen.“

„Kann das nicht auch hier geschehen?“

„Gewiß; die Sonne scheint uns noch zu warm; dort aber gibt es Schatten.“

„Wollen meine beiden berühmten Brüder nicht mit mir nach dem Pueblo kommen, wo sie mir alles ebensogut sagen können, was sie mir hier mitteilen wollen.“

„Ja, wir werden mit dir nach dem Pueblo reiten; vorher aber sollst du die Pfeife des Friedens mit uns rauchen.“

„Ist das nötig? Ich habe sie doch schon längst mit euch geraucht.“

„Damals gab es Frieden in dieser Gegend; jetzt aber ist das Schlachtbeil ausgegraben; darum trauen wir nur dem, welcher bereit ist, das Calumet mit uns zu teilen; hingegen, wer sich dessen weigert, den betrachten wir als unsern Feind. Also entscheidet euch; aber schnell!“

...Zunächst kroch Winnetou mit unhörbaren, schlangengleichen Bewegungen nach dem Loche und horchte hinab....

Er spielte hierbei mit seinem Henrystutzen in einer Weise, welche dem Häuptlinge Angst einflößte. Er kannte dieses Gewehr, das die Roten für ein Zaubergewehr hielten, ganz genau und wußte, was es zu bedeuten hatte, wenn Old Shatterhand es in so demonstrativer Weise in den Händen hielt. Darum erklärte er, freilich in einem nicht sehr frohen Tone: „Meine

berühmten Brüder wünschen es; so werden wir es denn auch thun."

Er wäre am allerliebsten fortgeritten, wußte aber, daß er dies leider nicht wagen durfte. Sein Pferd war nicht so schnell wie die Kugeln Old Shatterhands und Winnetous. Er hatte zwar auch eine Flinte, seine drei Begleiter ebenso, aber den Gewehren dieser beiden Jäger gegenüber war das genau so, als ob er keine Waffen in der Hand hätte. Er stieg also von seinem Pferde, und seine Leute folgten diesem Beispiele. Man schritt, indem jeder sein Pferd führte, nach dem Felsen, wo man sich niedersetzte. Als dies geschehen war, nestelte Ka Maku seine Friedenspfeife von der Schnur los, mit welcher sie um seinen Hals hing, und sagte: „Mein Tabaksbeutel ist leer; vielleicht besitzen meine großen Brüder Kinnikinnik*), um das Calumet zu füllen?"

„Wir haben Tabak, soviel wir brauchen," antwortete Old Shatterhand. „Aber ehe wir mit dir die Friedenspfeife rauchen und dann nach dem Pueblo gehen, um deine Gäste zu sein, möchte ich wissen, was für Krieger wir dort vorfinden werden."

„Die meinigen."

„Keine andern?"

„Nein."

„Und doch wurde mir gesagt, daß du fremde Krieger bei dir beherbergst. Es ist Unfrieden ausgebrochen zwischen einigen Stämmen und zwischen den roten Männern und den Bleichgesichtern. Ka Maku wird begreifen, daß es da gilt, vorsichtig zu sein."

„Wenn meine Brüder zu mir kommen, werden sie keinen fremden Krieger bei uns finden."

„Und doch führte eine große Spur von Forners Rancho nach eurem Pueblo, wo sie aufhörte; von euch weg ist sie dann zu einer kleinen Fährte von nur fünf Männern geworden."

Ka Maku erschrak, ließ sich aber nichts merken, und versicherte in bestimmtestem Ton: „Da müssen sich meine Brüder irren. Ich weiß von keiner solchen Spur etwas."

„Der Häuptling der Apachen und Old Shatterhand irren sich niemals, wenn es sich um eine Fährte handelt. Sie zählen nicht nur die Eindrücke der Tiere und der Menschen ganz genau, sondern sie kennen auch die Namen der letzteren."

„So kennen meine berühmten Brüder Namen, welche mir unbekannt sind."

„Hättest du nie von Grinley, dem Oelprinzen, gehört?"

„Nie."

„Das ist eine Lüge!"

Da griff der Häuptling nach dem Messer in seinem Gürtel und rief zornig aus: „Will Old Shatterhand das Haupt eines tapfern Häuptlings beleidigen? Mein Messer würde ihm Antwort geben?"

Der weiße Jäger zuckte leicht die Achsel und antwortete: „Warum begeht Ka Maku den großen Fehler, mir zu drohen? Er kennt mich doch und weiß also sehr genau, daß er meine Kugel im Kopf hätte, ehe die Spitze seines Messers mich erreichte, oder seine Hand die Flinte gegen mich richten könnte."

Er hatte während dieser Worte mit einem schnellen Griffe seine beiden Revolver gezogen und hielt ihm die Mündungen derselben entgegen. Zugleich hatte auch Winnetou seine beiden Drehpistolen in den Händen und hielt sie den drei andern Roten vor, indem Old Shatterhand in ruhigem Tone weiter sprach: „Ich versichere euch bei dem großen Manitou, den die roten Männer verehren, daß bei der leisesten Bewegung eurer Waffen die unsrigen blitzen und knallen werden! Old Shatterhand bricht nie sein Wort; das wißt ihr ebenso gut wie jeder andre Indianer! Ihr kennt diese kleinen Gewehre hier in meinen Händen, in denen zweimal sechs Schüsse stecken. Mein Bruder Winnetou wird euch jetzt eure Messer und Gewehre wegnehmen. Wer sich dagegen wehrt, ja, wer nur eine kleine Bewegung des Widerstandes macht, erhält sofort eine Kugel. Ich habe es gesagt, und es gilt. Howgh!"

Dieses letzte Wort ist eine indianische Bekräftigung. Old Shatterhand wollte mit demselben sagen, daß er gesonnen sei, seine Drohung unbedingt auszuführen. Sein Auge senkte sich mit gebieterischem Blicke in dasjenige des Häuptlings, welcher es nicht wagte, sich zu regen, als der Apache ihm das Messer und die Flinte wegnahm. Auch die drei andern regten sich nicht, als sie von Winnetou entwaffnet wurden. Nachdem dies geschehen war, fuhr Old Shatterhand fort: „Die roten Männer sehen, wie die Sache steht; sie befinden sich in unsrer Gewalt. Nur das Eingeständnis der Wahrheit kann sie retten. Ka Maku mag meine Fragen beantworten! Warum hat er einige Gefangene mit dem Oelprinzen vorsätzlich entfliehen lassen?"

„Es sind keine Gefangene bei uns gewesen," zischte der Häuptling grimmig.

„Und auch jetzt befinden sich keine im Pueblo?"

„Nein."

„Ka Maku lügt. Er müßte doch wohl wissen, daß Winnetou und Shatterhand nicht junge, unerfahrene Burschen sind, welche sich täuschen lassen. Wir wissen, daß Sam Hawkens, Parker und Stone sich bei euch befinden."

Das zuckende Auge des Häuptlings verriet seinen Schreck, doch antwortete er nicht.

„Auch noch zwei andre weiße Krieger, Frank und Droll genannt, stecken bei euch. Dazu ein Häuptlingssohn der Navajos und sein junger, weißer Freund, auch noch vier andre weiße Männer nebst ihren Frauen und Kindern. Will Ka Maku dies eingestehen?"

„Kein Mensch ist da, kein einziger," lautete die Antwort. „Bin ich ein elender, räudiger Hund, daß ich so mit mir sprechen lassen muß?"

„Pshaw! Ich werde noch ganz anders mit dir sprechen! Werden die drei andern roten Krieger vielleicht zugeben, was ihr Häuptling so unklug ist, zu leugnen?"

Diese Frage war an die Begleiter Ka Makus gerichtet.

„Er hat die Wahrheit gesagt," antwortete einer von ihnen. „Es gibt keinen Gefangenen bei uns."

*) Tabak mit Gemsblättern.

„Ganz, wie ihr wollt. Wir werden nach dem Pueblo gehen, um nachzuforschen, und damit ihr uns nicht hindern könnt, werden wir euch binden. Winnetou wird mit Ka Maku den Anfang machen.“

Der Apache zog seine Riemen aus der Tasche. Da sprang Ka Maku auf und schrie wütend: „Mich fesseln? Da soll — — —“

Er kam nicht weiter, denn er erhielt von Old Shatterhand, der ebenso rasch aufgeschnellt war, einen solchen Faustthieb gegen die Schläfe, daß er augenblicklich zusammenbrach und besinnungslos liegen blieb. Das war der Hieb, dem der berühmte Westmann seinen Namen zu verdanken hatte. Er wendete sich drohend zu den andern dreien: „Da seht ihr, was es nützt, uns zu widerstehen! Soll ich euch ebenso an die Köpfe schlagen? Haltet still, wenn ihr gefesselt werdet, sonst ergeht es euch grad ebenso wie diesem hier!“

Der zürnende Jäger, welcher mit einem Schlage seiner Hand einen starken Mann zu fällen vermochte, machte einen solchen Eindruck, daß die drei Indianer sich fesseln ließen, ohne daß sie zu widerstreben wagten; dann wurde auch Ka Maku an Händen und Füßen gebunden. Es handelte sich hier um Puebloindianer, die seßhaft waren, die einen guten Teil ihres ursprünglichen Charakters verloren hatten. Hätten sie zu einer herumschweifenden, wilden Truppe gehört, so wäre ihr Verhalten wahrscheinlich ein andres gewesen.

Um ihre Pferde am Entlaufen zu verhindern, wurden sie mit den langen Zügeln an die Erde gepflockt. Dann mußte dafür gesorgt werden, daß die Gefangenen nicht im stande waren, sich von der Stelle zu bewegen oder gar sich trotz der gefesselten Hände gegenseitig Hilfe zu leisten. Ein selbst an Händen und Füßen gebundener Mensch kann, indem er sich fortwälzt, zu entfliehen versuchen, und niemand kann, wenn er gut gefesselt ist, sich selbst befreien, aber doch die Banden seiner Mitgefangenen aufknoten. Darum wurden die Flinten der vier Indianer tief in den Sand gegraben, weit von einander entfernt und dann an jede einer von ihnen so festgebunden, daß er unmöglich loskommen konnte.

Während dies geschah, kehrte dem Häuptling die Besinnung zurück. Als er sah, in welch einer hilflosen Lage er sich befand, knirschte er mit den Zähnen. Old Shatterhand hörte es und sagte: „Ka Maku trägt selbst die Schuld, daß er in dieser Weise behandelt wird. Ich ersuche ihn noch einmal, die Wahrheit zu gestehen. Wenn er mir verspricht, die Gefangenen herauszugeben und alles, was ihnen gehört, soll er losgebunden werden.“

Der Angeredete spuckte aus und antwortete nicht, für Old Shatterhand eine Beleidigung, welche diesem ein mitleidiges Lächeln entlockte. Nachdem noch einmal sorgfältig nachgesehen worden war, daß es den Gefangenen ganz unmöglich sei, durch eigne Anstrengung loszukommen, bestiegen die beiden Freunde ihre Pferde und ritten fort, dem Pueblo entgegen.

Ka Maku warf ihnen haßerfüllte Blicke nach und sagte, als sie weit genug fort waren, zu den andern: „Diese beiden Hunde waren meine Freunde, sind aber nun meine Feinde geworden. Sie irren sich. Sie glauben, die gefangenen Bleichgesichter befreien zu können, werden aber selbst ergriffen werden, da es ihnen nicht gelingen kann, unsren Wächter zu täuschen. Sie sind zwar Meister des Anschleichens, aber ein Pueblo kann nicht beschlichen werden. Auf keinen Fall werden wir hier lange liegen, denn wenn wir nicht bald zurückkehren, wird man Boten aussenden, welche uns suchen und bald finden werden.“

Darin täuschte sich Ka Maku freilich. Es fiel seinen Leuten gar nicht ein, nach ihm und seinen drei Gefährten wie nach verlorenen Kindern zu suchen. Daß sie nicht zurückkehrten, beunruhigte niemanden. Die Verfolgung der windesschnellen Antilope kann den Jäger weit, weit fortführen, und bricht darüber die Nacht herein, so kann er leicht Gründe haben, die Heimkehr auf den nächsten Morgen zu verschieben.

Da das Pueblo an der Südseite des Felsenberges lag, konnte es nur von dieser Seite her beobachtet werden, und weil Old Shatterhand und Winnetou von Norden, also aus der entgegengesetzten Richtung kamen, mußten sie einen Bogen reiten, wenn sie ihren Zweck erreichen wollten. Dabei waren sie zur allergrößten Vorsicht gezwungen, da zu jedem Augenblicke in ihrem Gesichtskreise ein Indianer erscheinen und sie ebenso gut sehen konnte, wie sie ihn.

Eben war die Sonne hinter dem Horizonte verschwunden, als sie den Berg und an seinem steilen Hange das Pueblo liegen sahen. Sie näherten sich demselben nicht ganz bis auf Augensichtweite; dann hielten sie ihre Pferde an, und Old Shatterhand zog sein Fernrohr hervor. Nachdem er einige Zeit durch dasselbe geblickt hatte, gab er es Winnetou. Dieser setzte es nach einer kurzen Weile ab und sagte: „Die Gefangenen haben die Hände gerührt, hat mein Bruder das Loch gesehen, welches sich in der Mauer der zweiten Etage befindet?“

„Ja,“ antwortete Old Shatterhand. „Sie haben es durchgebrochen, können aber nicht heraus, weil es bewacht wird. Vielleicht haben sie auch versucht, durch die Decke zu gelangen.“

„Das kann ihnen ebensowenig gelingen, denn auch da stehen die Wächter.“

„Jedenfalls werden, wenn es dunkel ist, Feuer angebrannt; das ist uns außerordentlich hinderlich. Wollen aber zunächst zufrieden sein, daß wir jetzt das Loch gesehen haben, denn nun wissen wir, unter welcher Terrasse die Gefangenen stecken. Unten lehnt eine Leiter an, jedenfalls für den Häuptling, wenn er zurückkehrt. Wie prächtig wäre es, wenn sie nicht emporgezogen würde!“

Sie stiegen ab und setzten sich nieder, um die Dunkelheit zu erwarten. Als dieselbe hereingebrochen war, sahen sie auf dem Pueblo einige Feuer aufflammen. Nun pflockten sie ihre Pferde an und schritten langsam dem Orte entgegen, an welchem es heut ein wahres Meisterstück auszuführen gab. Diese einzelnen zwei Männer wollten es, ob durch List oder Gewalt, mit der ganzen zahlreichen Besatzung des Pueblo aufnehmen!

Eigentlich war es für dieses kühne Unternehmen noch zu früh, und es wäre weit besser gewesen, wenn sie noch einige Stunden hätten warten können, bis die Indianer, welche jetzt noch alle wach waren, sich zur Ruhe gelegt hatten. Dann hätte es nur einige Wachen gegeben, welche zu überwältigen waren. Aber es gab verschiedene sehr triftige Gründe, die Ausführung des Vorhabens trotzdem nicht aufzuschieben. Erstens war zu bedenken, daß doch immerhin ein Umstand eintreten konnte, durch welchen der gefangene Häuptling mit seinen Begleitern befreit wurde. Es konnte einer seiner Leute unterwegs sein und ihn finden. Kam Ka Maku los und in das Pueblo, so war die Befreiung der in demselben eingeschlossenen Leute fast unmöglich. Zweitens konnte man nicht wissen, in welcher Lage sich diese Personen befanden und was ihnen drohte; eine Verzögerung konnte ihnen leicht verhängnisvoll werden. Und drittens fühlten die Roten über die verzögerte Rückkehr ihres Häuptlings jetzt noch keine Besorgnis; wahrscheinlich trat dies erst am morgenden Tage ein; aber es war auch möglich, daß man schon im Verlaufe des Abends sein Fortbleiben auffällig fand. In diesem Falle schickte man wohl Boten nach ihm aus und wartete auf die Rückkehr derselben. Das gab dann einen Zustand der Aufregung, der allgemeinen Wachsamkeit, welcher das Gelingen von Old Shatterhands und Winnetous Vorhaben vereiteln mußte. Darum war es auf alle Fälle besser, schon jetzt an die Ausführung desselben zu gehen.

Als sich diese beiden dem Pueblo weit genug genähert hatten, sagte Winnetou: „Mein Bruder mag rechts gehen, und ich gehe links. In der Mitte, da wo die Leiter lag, treffen wir zusammen."

Old Shatterhand verstand ihn; sie wollten erst das vor dem Pueblo liegende Terrain absuchen, ob dasselbe vielleicht bewacht werde oder überhaupt jemand von den Roten sich außerhalb der Niederlassung befand. Old Shatterhand folgte der Aufforderung seines Freundes und fand nichts, was ihm hätte auffallen können. Als er mit ihm zusammentraf, zeigte es sich, daß die Leiter, welche sie hatten liegen sehen, hinaufgezogen worden war.

„Uff!" sagte der Apache leise. „Sie ist fort. Kein andrer könnte hinauf."

„Ja, kein andrer," nickte Old Shatterhand. „Uns aber soll dies nicht abhalten, das unterste Dach zu erreichen. Vor allen Dingen aber müssen wir wissen, wie die Feinde sich verteilt haben, wo sie sich befinden."

„Es brennen zwei Feuer."

„Richtig. Das sind die Wachtfeuer. Eins auf der Terrasse, unter welcher die Gefangenen stecken, und eins auf der darunterliegenden Etage, um das Loch zu erleuchten, durch welches sie sich haben retten wollen. Dort stehen Posten, die ich gezählt habe: oben drei und unten drei. Wo aber sind die andern Indianer?"

„Im Innern der Stockwerke. Hat mein Bruder nicht gesehen, daß dort Licht ist?"

„Ja; die Eingangslöcher stehen offen, und der Lichtschein schlägt von innen heraus. Darnach zu urteilen, würden die Roten mit ihren Squaws und Kindern die oberen Etagen bewohnen, während die beiden unteren unbewohnt sind und wahrscheinlich zur Aufnahme der Vorräte dienen."

„Mein Bruder hat recht geraten. Ich war vor einigen Jahren hier und habe mir das Innere des Pueblo angesehen."

„Hm! Die damalige Anordnung kann verändert worden sein. Wir müssen vorsichtig verfahren. Es ist ein schöner Abend heut und wir dürfen getrost annehmen, daß nicht alle Indianer sich in den Wohnungen befinden; sehr wahrscheinlich liegen auch welche, ohne daß wir sie sehen können, auf den platten Dächern im Freien."

„Wollen wir uns dadurch abhalten lassen?"

„Nein."

„So stell dich auf die Mauer, damit ich auf deine Schultern steige!"

Old Shatterhand folgte dieser Aufforderung und der Apache schwang sich ihm auf die Achseln. Als er von da aus die Kante der untersten Plattform mit den Händen nicht erreichen konnte, flüsterte er dem Gefährten zu: „Strecke die beiden Arme hoch, damit ich dir auf die Hände steigen kann!"

Old Shatterhand that dies und hielt den Häuptling mit solcher Leichtigkeit empor, als ob derselbe ein Kind von wenigen Jahren wäre.

„Es geht noch nicht," sagte der Apache.

„Wieviel fehlt noch?" fragte Old Shatterhand.

„Drei Hände breit."

„Schadet nichts. Deine Finger sind wie von Eisen. Wenn sie die Kante erreichen, wirst du dich festhalten, obgleich dies kein andrer vermöchte. Dann helfe ich mit meinem langen Bärentöter nach. Ich zähle bis drei und werfe dich in die Höhe; paß auf und greif schnell zu! Eins — zwei — drei —!"

Bei drei gab er dem Apachen einen kräftigen Schwung nach oben; dieser erreichte die Kante mit den Händen und hielt sich dort mit denselben wie mit eisernen Klammern fest. Schnell nahm Old Shatterhand seinen langen Bärentöter zur Hand und hielt ihn empor, um mit demselben einen Fuß Winnetous zu stützen. Dieser fand dadurch einen festen Punkt und schwang sich, da Old Shatterhand mit dem Gewehre kräftig nachschob, auf die Terrasse, wo er zunächst ganz still und unbeweglich liegen blieb, um zu lauschen, ob sich vielleicht jemand in der Nähe befinde, der ihn bemerkt habe oder sehen könne. Er lag eng zusammengekrümmt und sprungbereit, um sich sofort wie ein Panther auf denselben zu schnellen und ihn mit einem Griffe nach der Gurgel unfähig zu machen, einen Warnungsruf auszustoßen. Seine scharfen Augen überblickten die ganze Länge der Terrasse — es befand sich außer ihm kein Mensch auf derselben. Unweit von sich sah er das offene, viereckige Eingangsloch, welches hinab in das Erdgeschoß führte, und hart neben ihm lag die Leiter, welche heraufgezogen worden war.

Zunächst kroch er mit unhörbaren, schlangengleichen Bewegungen nach dem Loche und horchte hinab. Es führte eine Leiter hinunter und es war dunkel unten. Nichts

regte sich; es schien niemand unten zu sein. Nun kroch er zur Leiter zurück und ließ sie zu Old Shatterhand hinab, so daß sie wieder, wie am Tage, an der Mauer lehnte und der Genannte heraufsteigen konnte. Als dieser Winnetou erreichte, legte er sich neben demselben nieder und fragte: „Ist jemand unter uns?"

Daß jemand oben bei ihnen auf der Etage sei, das fragte er gar nicht, denn er sah gleich beim ersten Blicke, daß sie sich allein befanden.

„Ich habe nichts gehört," antwortete Winnetou.

„Ziehen wir die Leiter wieder herauf?"

„Nein."

„Richtig! Es könnte der Fall sein, daß wir fliehen müssen, und dann brauchen wir sie. Nun aber auf die nächste Etage."

Zu derselben führte eine Leiter hinauf, weil nur die unterste weggenommen worden war. Aber diese Leiter durften sie nicht benutzen, denn sie lehnte an der Mitte der Etage, wo das unterste Feuer brannte, an dem die drei Wächter saßen, welche auf das von den Gefangenen durch die Mauer gebrochene Loch aufzupassen hatten. Von diesen hätten sie sofort bemerkt werden müssen, wenn sie auf dieser Leiter emporgestiegen wären.

Postbriefkasten in der Prairie.

Die Plattform über ihnen war vielleicht vier Schritte breit und achtzig Schritte lang. Das Feuer, welches in der Mitte brannte, war nach indianischer Weise nur klein und konnte also seinen Schein nicht bis an die Endpunkte der Terrasse werfen; dort war es also dunkel und dort mußten die beiden Befreier hinauf, entweder nach der rechten oder nach der linken Ecke des platten Daches. Sie entschlossen sich für das erstere, und zwar infolge eines Umstandes, der zwar sehr geringfügig, ihnen aber von großem Vorteile war. Andre Leute hätten diesen Umstand wohl gar nicht beachtet; diesen beiden erfahrenen und scharfsinnigen Leuten aber mußte alles, selbst das Geringste, zur Erreichung ihrer Zwecke und Absichten dienen.

Nämlich die drei indianischen Wächter saßen so an dem Feuer, daß zwei von ihnen ihre Gesichter dem Loche, welches sie zu bewachen hatten, zukehrten; der dritte kauerte links davon, so daß er den Lichtschein auf sich nahm und einen langen, dunklen Schatten nach dieser Seite der Plattform warf. Dieser Schatten ermöglichte es, sich ihnen zu nähern, ohne sofort bemerkt zu werden.

Sie zogen also die Leiter, welche von der ersten Etage hinunter in das Erdgeschoß führte, hinauf und trugen sie nach dem linksseitigen Ende der Etage. Dies mußte mit außerordentlicher Vorsicht geschehen. Dort angekommen, legten sie sie an die Mauer der zweiten Etage und stiegen hinauf. Oben angelangt, blieben sie eine Zeitlang ebenso vorsichtig wie vorher liegen, um diese Plattform zu überblicken.

„Die Wächter sind allein," flüsterte der Apache.

„Ja, und das ist gut," meinte sein weißer Freund. „Dennoch ist die Sache außerordentlich schwer. Es gibt hier keine Deckung, weder Busch noch Baum, hinter welchen man sich verbergen könnte."

„Aber Schatten!"

„Well! Doch das ist nicht hinreichend. Wir können höchstens bis auf zwanzig Schritte an sie heran, und

wenn der Bursche, der den Schatten bildet, sich bewegt, so fällt das Licht auf uns und sie müssen uns noch viel eher bemerken."

„Wir werden ihre Aufmerksamkeit nach der andern Seite richten."

„Womit? Mit kleinen Steinchen?"

„Ja."

„Schön! Wenn sie dumm genug sind, werden sie sich dadurch irre machen lassen. Dann aber heißt es, die zwanzig Schritte in zwei Augenblicken zurückzulegen. Ich schlage den, welcher uns den Rücken zukehrt, sofort nieder; du nimmst den nächsten und ich den dritten."

„Aber ja ohne das geringste Geräusch!" warnte Winnetou.

„Natürlich, denn sonst werden die drei Wächter auf der nächsten Etage aufmerksam. Selbst wenn uns das Anschleichen gelingt, braucht es nur einem dieser Roten einzufallen, von da oben herabzuschauen, so sieht er uns, und wir sind verraten. Was würden wir in diesem Falle thun?"

„Die drei hier niederschlagen und dann rasch hinauf zu den andern drei. Sind diese unschädlich gemacht, so besitzen wir den Eingang zu denen, die wir befreien wollen."

„Aber es würde laut hergehen und das ganze Pueblo käme in Alarm."

„Winnetou und Old Shatterhand würden sich trotzdem nicht fürchten. Wir löschten die Feuer aus und würden nicht gesehen; da könnte man nicht auf uns schießen."

„Gut! Also jetzt Steinchen her!"

Es war von großem Vorteile für sie, daß Old Shatterhand diese Frage aufgeworfen hatte und sie zu einer Verständigung über dieselbe gekommen waren, denn es trat später wirklich der Umstand ein, daß sie gesehen wurden, und da konnten sie sofort im Einvernehmen handeln, ohne vorher die kostbare Zeit durch Fragen zu verlieren. Sie griffen auf der Plattform mit den Händen nach Steinchen umher und fanden schnell so viele, wie sie brauchten. Dann legten sie sich lang auf den Boden nieder und krochen auf die drei Wächter zu. Old Shatterhand hatte sehr genau taxiert: als sie noch ungefähr zwanzig Schritte von denselben entfernt waren, mußten sie anhalten. Winnetou erhob sich ein wenig und warf ein Steinchen über sie hinweg, so daß es jenseits von ihnen niederfiel. Das dadurch entstehende Geräusch wurde, so gering es war, von ihnen bemerkt, und sie wendeten ihre Gesichter nach rechts, um zu lauschen.

„Es gelingt," flüsterte Old Shatterhand. „Sie sind dumm genug, ihre Aufmerksamkeit von dieser unsrer Seite abzuwenden."

Winnetou warf noch einige Steinchen, was zur Folge hatte, daß die drei Wächter ein lebendes Wesen, vielleicht gar ein feindliches, rechts von sich vermuteten und scharf nach dorthin lauschten.

„Jetzt!" sagte Old Shatterhand leise.

Sie erhoben sich. Fünf, sechs weite, aber ganz leise und fast unhörbare Sprünge, und sie standen bei den dreien. Die Faust des starken weißen Jägers fuhr dem ersten so gegen den Kopf, daß er lautlos niedersank; im nächsten Augenblicke hatten sie den zweiten und dritten bei den Kehlen. Ein fester Druck, einige Hiebe an die Schläfen und auch diese waren besinnungslos. Sie wurden schnell gefesselt und bekamen Knebel zwischen die Zähne.

„Das ist geglückt!" flüsterte Old Shatterhand. „Nun schnell die Leiter an das Loch, unter welchem die Gefangenen stecken. Ich will mit ihnen reden; während dessen mag mein Bruder Winnetou die nächste Etage nicht aus den Augen lassen. Es könnte einer der dortigen Wächter an der Kante des Daches erscheinen."

Er zog nun die Leiter, welche sie vorhin vermieden hatten, als sie sich auf der unteren Plattform befanden, herauf, lehnte sie neben dem Loche an die Mauer und stieg hinauf. Den Kopf in dieses Loch steckend, rief er hinein, aber so, daß nur die innen Befindlichen es hören konnten: „Sam Hawkens, Dick Stone und Will Parker! Ist einer von euch da?"

Er lauschte und hörte drin eine Stimme: „Horcht! Da draußen sprach jemand! Es ist ein Mensch am Loche."

„Wahrscheinlich einer der roten Halunken!" meinte ein andrer. „Gebt ihm eine Kugel!"

„Unsinn!" fiel schnell ein dritter ein. „Ein Indianer wagt es nicht, seinen Schädel so schön herzuhalten, daß wir ihm das Lebenslicht ausblasen können, wenn ich mich nicht irre. Es muß ein andrer sein, einer, der uns retten will, vielleicht gar Old Shatterhand oder Winnetou. Macht mir Platz! Ich will an das Loch."

(Fortsetzung folgt.)

Postbriefkasten in der Prairie.

Amerikanische Verhältnisse erfordern stets einen besonderen Maßstab der Beurteilung, sei es wegen ihrer Großartigkeit, sei es wegen der darin oft auftretenden wunderlichen Gegensätze. In letzterer Hinsicht ist das amerikanische Postwesen einzig dastehend. In den Großstädten dem unsrigen ungefähr ähnlich, weicht es jedoch auf dem Lande und besonders in den noch sehr dünn bewohnten Staaten westlich vom Mississippi davon so sehr ab, daß ein strenger Jünger Stephans ihm kaum noch das Prädikat Postanstalt oder Postdienst zugestehen würde. Den Eisenbahnlinien entlang geht natürlich alles dienstgemäß regelrecht, sobald es sich aber um die Prairie oder das unwegsame Gebirge handelt, hat es mit der Regelmäßigkeit ein Ende. Da muß die Gelegenheit einspringen. Wie schon lange vor Einführung der öffentlichen Verkehrsanstalten in Nordamerika ein freiwillig und unentgeltlich gehandhabter Brief- und Paketverkehr bestand, wie Gastwirtschaften und Verkaufsläden und insbesondere die Hausierer zur Briefbeförderung dienten und die Ansiedler sich als selbstverständliche Vermittler von Postsendungen für die im Hinterland wohnenden Genossen

erachteten, so ist es auch vielfach noch heute in jenen Teilen des ungeheuren Landes, das an Ausdehnung dem europäischen Kontinent nicht sehr viel nachsteht. Der praktische Sinn der Amerikaner macht sich aber auch auf diesem Felde immer mehr geltend. So sind neuerdings auch in der Prairie Postbriefkasten verteilt worden. Sie bestehen aus einem einfachen hölzernen Kasten, der auf einem stämmigen Pfahl befestigt ist. Der Inhalt wird dann jedesmal von dem Führer der vorüberfahrenden Post oder auch von dem Postreiter geleert. Wie es mit der Sicherheit dieses Postdienstes bestellt ist, darüber fehlt es an Berichten, doch wenn keine Verschlechterung gegen die ursprünglichen ganz patriarchalischen Zustände eingetreten ist, kann man sich dort nicht beklagen; denn damals kamen thatsächlich Verletzungen des Briefgeheimnisses nur selten vor. Aeußerst charakteristisch für den amerikanischen Geschäftsgeist ist die Reklame auf der Schmalseite des Briefkastens: Smiths Eureka Pressed Beef. Der Amerikaner kann eben keine Wandfläche, groß oder klein, sehen, ohne sie mit Reklamezetteln vollzukleben. Leider machen es ihnen die Deutschen schon vielfach nach.

Rettungsboote aus Rentierhaaren.

Schon seit längerer Zeit werden in Berlin Rettungsjacken aus Rentierhaaren hergestellt, die sich vortrefflich bewährten. Nach hundertjährigen norwegischen Erfahrungen besitzt das Rentierhaar eine noch größere Tragfähigkeit als selbst Kork und Korksohle. Die daraus gefertigten Kleidungsstücke genießen überdies den Vorzug, daß man ihnen den Zweck nicht anmerkt, indem sie wie gewöhnliche Jacken aussehen, während die Korkwesten und Korkgürtel sich plump ausnehmen und die freie Bewegung hemmen. Es lag nun der Gedanke nahe, die Eigenschaft des Rentierhaares auch beim Bau von Rettungsbooten auszunützen, und eine Berliner Firma (Baswitz) fabrizierte sogenannte Walfischboote, welche die Vorzüge der zusammenlegbaren Berthonschen Segeltuchboote mit denen der Rettungsboote, die durch Luftkästen möglichst gegen Sinken gesichert werden, verbinden. Die Wände des Walfischbootes bestehen aus mehreren Segeltuchwulsten, die mit Rentierhaaren gepolstert sind, während der flache Boden aus doppeltem Segeltuch hergestellt ist. Auch die Sitzbänke, welche gleichzeitig zur Versteifung der Bootswände dienen, sind mit solchen Haaren ausgepolstert. Zur Anfertigung der Boote wird wasserdichtes Segeltuch oder Flachszwirntuch verwendet, das heißt Stoffe, die nur geringe Brüchigkeit besitzen. Wird das Boot nicht gebraucht, dann nimmt man die Bänke und das Bodenbrett heraus und faltet es zusammen. In dieser Gestalt nimmt es einen so geringen Raum ein, daß man Hunderte an Bord eines größeren Dampfers bequem unterbringen kann, eine Verwendung, die um so mehr anzuraten ist, als die elastischen Walfischboote beim Zuwasserlassen keine Gefahr laufen, an den Schiffswänden zu zerschellen. Die Walfischboote sind so leicht, daß ein einziger Mann sie fortzutragen vermag. Ein solches kleinerer Art, das zwei Menschen trägt, wiegt nur 38½ Pfund. Zahlreiche Versuche fielen glänzend aus.

Von der Seekuh.

Sie ist eines derjenigen Geschöpfe, die erst in der Neuzeit bekannt geworden, aber auch schon der Ausrottung anheimgefallen sind.

Es war im Jahre 1741, als sie durch Bering auf der nach ihm benannten Insel, gegenüber der Küste von Kamtschatka, entdeckt wurde. Dem an dieser Expedition teilnehmenden Naturforscher Stelles verdanken wir die erste Beschreibung. Die schiffbrüchige Mannschaft wurde allein durch das Fleisch der Seekühe in den Stand gesetzt, ihre durch Skorbut geschwächten Kräfte wiederzugewinnen. Im Anfange vermochten sie sich zwar von Seehunden oder Ottern zu ernähren, diese Tiere wurden jedoch durch die fortwährende Verfolgung so scheu, daß die Seeleute wahrscheinlich dem Hunger erlegen wären, hätten sie nicht Mittel zum Fangen der Seekühe ausfindig gemacht. Schon entkräftet, wurden sie durch diese reichliche Fleischnahrung — lieferte doch eine einzige Kuh nicht weniger als 4000 Kilogramm Fleisch — wieder in stand gesetzt, aus den Resten ihres gestrandeten Schiffes ein kleineres zu bauen, auf welchem sie glücklich die Küste von Kamtschatka erreichten. Bering selbst war freilich vorher dem Skorbut erlegen, doch konnte, wie schon gesagt, Stelles eine genaue Beschreibung des merkwürdigen Tieres geben. Seine Mitteilungen, besonders über die Ungefährlichkeit und Nutzbarkeit desselben, veranlaßten zahlreiche Expeditionen, die Berings- und die ihr benachbarte Kupferinsel aufzusuchen, diesem Wilde nachzujagen.

Von 1743 bis 1763 haben laut erhalten gebliebenen Berichten 19 Schiffsmannschaften von je 40 bis 50 Köpfen auf der Beringsinsel überwintert, andre auf der Kupferinsel, während noch andre nur landeten, um sich mit frischem Fleische zu versehen. Diese Gesellschaften lebten während der Zeit nicht nur gänzlich vom Fleische der Seekuh, sondern salzten noch große Mengen desselben für die Winterreise nach der amerikanischen Küste ein. Dabei gingen viele Tiere nutzlos an ihren Wunden zu Grunde, wie auch auf Schonung der Weibchen und Jungen nicht die geringste Rücksicht genommen wurde.

Im Jahre 1754 war die Seekuh daher auf der Kupferinsel bereits ausgerottet und 1767 oder 1768 wurde wahrscheinlich die letzte auf der Beringsinsel getötet, so daß also die kurze Spanne von 26 bis 27 Jahren ausreichte, die Erde eines der merkwürdigsten und zugleich harmlosesten Tiergeschlechter zu berauben. Vor allem aber ist es bedauerlich, daß auch nicht ein einziges Exemplar für irgend ein Museum gerettet, ja nicht einmal ein vollständiges Skelett für solche Zwecke konserviert wurde. Es existiert zwar je eins im kaiserlichen Museum zu St. Petersburg, im Museum zu Helsingfors und im Nationalmuseum zu Washington, außerdem eine Anzahl von einzelnen Knochen,

doch ist es von den beiden ersteren zweifelhaft, ob sie je einem einzigen lebenden Tiere angehörten, das letztere aber ist nachweislich aus Knochen verschiedener Individuen zusammengesetzt, welche ein Dr. Stejneger während eines längeren Aufenthaltes auf der Beringsinsel 1883 sammelte. Er hatte zwar das Glück, in einer Entfernung von etwa 160 Meter vom Strande im Dünensande ein ziemlich vollständiges Skelett zu entdecken, allein der morsche Zustand desselben machte jede Konservierung unmöglich, jedoch kennt man nun wenigstens die Anzahl der Knochen und die Zusammensetzung des Skeletts. Unsre beigegebene vorzügliche Abbildung enthebt uns der Beschreibung durch Worte. Wir erinnern nur, daß die Seekuh den noch existierenden Sirenen und Lamantinen im Körperbau sehr nahe stand und daß es eine große Anzahl von Phantasiegemälden gibt, welche wohl dem Auge gefallen können, auf wissenschaftlichen Wert aber nur sehr wenig Anspruch zu erheben vermögen. Außer der Seekuh sieht man auf mehreren derselben auch Darstellungen des Seelöwen und des Seebären.

Guter Rat.

Schaff gute Bücher in dein Haus!
Sie strömen für dich Kräfte aus
Und wirken als ein Segenshort
Auf Kinder noch und Enkel fort.

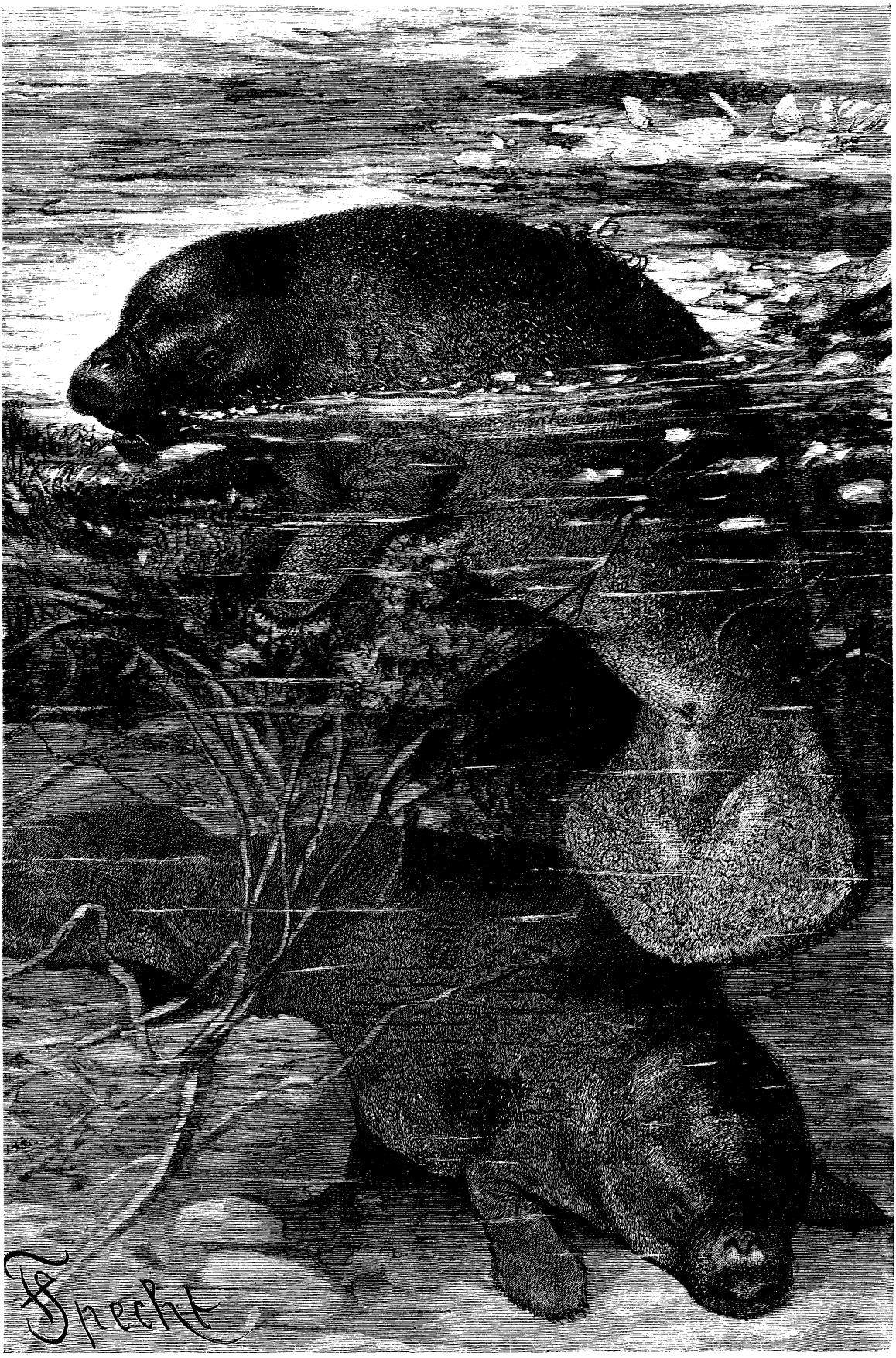
Ein gutes Buch sich stets erweist
Als eines Hauses guter Geist;
Der Segen, der ihm beigesellt,
Sich stetig neu und wirksam hält.

Harald der Lange.

Wer vor zwanzig Jahren das Gymnasium zu Dingsda besuchte, kannte unbedingt jenen baumlangen Primaner, welcher den der nordischen Geschichte entlehnten Spitznamen „Harald der Lange“ führte. Ueber sechs Fuß lang, überragte unser Harald nicht allein seine sämtlichen Lehrer, sondern auch alle Bewohner von Dingsda: er war „der größte Mann“ der Stadt — freilich nur an Körpermaß, nicht an Kenntnissen und geistiger Bedeutung. Im Gegenteil, da haperte es etwas im Griechischen, in der Mathematik und im deutschen Aufsatz, aber Harald kam doch mit und hatte bei seinem Fleiße auch Aussicht, durchs Abitür zu gelangen. Selbstverständlich liefen auf Kosten des langen Primaners allerlei Witze und Spötteleien unter seinen Mitschülern um: man erzählte sich, wenn Harald der Lange nasse Füße bekomme, so kriege er erst nach acht Tagen den Schnupfen — so lange Zeit brauche die Erkältung, um von dem Piedestal bis in die Nase zu steigen; man raunte sich zu, daß Harald der Lange sich ein Gittergeländer unter den Armen her rund um den Oberkörper machen lassen wolle, weil er entdeckt habe, daß er jedesmal einen Schwindel in seinem erhabenen Haupte verspüre, sobald er sich auf die Stiefelschnauzen sehe; man teilte sich mit, daß Harald der Lange, als er neulich bei Regenwetter durch die Petersiliengasse gegangen sei, oben aus der Dachrinne eines einstöckigen Hauses getrunken habe; man wollte wissen, daß der Fürst von Springbock-Hohenlaufen, welcher in der Nähe von Dingsda ein herrliches Schloß bewohnte, Harald dem Langen eine Bibliothekarstelle angeboten habe, weil der Lange bequem bis in die höchsten Bücherbretter langen könne, alle Leitern überflüssig mache und dadurch dem Haushalt des Fürsten jährlich eine nicht unbedeutende Summe erspare. Selbstverständlich kamen diese und andre Witzchen dem langen Primaner zu Ohren, er war indes so gescheit, sich nicht darüber zu grämen, vielmehr darob zu lächeln oder zu lachen, je nachdem die Geschichte mehr oder minder gut erfunden war.

Denn „erfunden“ waren diese Geschichten — bis endlich Harald der Lange wirklich eine erleben sollte, eine, die an komischer Kraft und Wirkung alle noch so gut erfundenen übertraf. Ich will sie im folgenden erzählen.

Durch den Tod seiner bisherigen Kostwirtin war Harald der Lange gezwungen, sich in Dingsda eine neue Bude zu suchen. An einem schulfreien Nachmittag ging er mit einem Freunde „auf den Ritt“, wie er das nannte — „auf den Löwenritt von Freiligrath“, wie einer seiner Freunde verbesserte, weil in dem Gedichte „was von einer Giraffe vorkäme“ (Anspielung auf die Körperlänge Haralds). Die zu vermietenden Zimmer waren in Dingsda ebensogut wie in der deutschen Reichshauptstadt durch an die Fenster gestellte Täfelchen mit der Aufschrift: „Zimmer zu vermieten“ kenntlich gemacht; Harald brauchte also nicht lange seine Aeuglein „rund um geh'n“ zu lassen, wie's in dem Volksliede heißt. Aber die erste Bude, welche man besichtigte, war so niedrig, daß Harald der Lange sein erhabenes Haupt an die Decke stieß, zumal diese noch den antiken Stil vorstehender Trägerbalken zeigte; in einer andern Bude, welche man in einem andern Hause in Augenschein nahm, sah man zufällig auf dem Tische Tassen so klein wie Vogelnäpfchen stehen, was dem langleibigen Primaner nicht unbegründete Besorgnisse bezüglich der zukünftigen Verpflegung einflößte; in einer dritten Bude war das Bett so schmal und kurz, daß es für Harald den Langen unbedingt ein Prokrustesbett geworden wäre, falls



Die Seekuh.

er sich hineingezwängt hätte. Die vierte Bude endlich war überraschend hoch und geräumig, dazu aufs gefälligste ausgestattet — aber sie zeigte kein Bett, wo doch Harald der Lange, sich seinen Finanzen anpassend, nur eine einzige Bude mit Bett haben wollte. Deshalb sagte er zu seiner Führerin, der dicken, freundlichen Witwe Potthof: „Das Zimmer, Frau Potthof, könnte mir schon gefallen — man hat auch eine ganz famose Aussicht hier aus dem zweiten Stock über den Hausgarten hin —, aber ich sehe kein Bett."

Ueberlegen lächelnd trippelte die korpulente Witwe Potthof nach einem langen, schmalen Schranke hin, welcher an einer der Wände stand. Harald der Lange hatte diesen Schrank — seiner eleganten Erscheinung wegen — für einen Schreibsekretär angesehen, oder mindestens für einen Kleiderschrank neuester Mode. Um so größer war daher sein Erstaunen, als die Witwe, auf einen Messingknopf des vermeintlichen Schrankes drückend, in weniger als drei Sekunden ein ganzes Bett aus dem Möbel hervorzauberte. Dies vollzog sich folgendermaßen: Auf den Druck des Knopfes senkte sich die vermeintliche Thürfüllung in der Weise einer Zugbrücke, das Viertel eines Kreises beschreibend, aus dem umhüllenden Kasten auf die Erde hinab; während dieser Bewegung wurden am oberen Ende der vermeintlichen Thürfüllung von selbst zwei bewegliche Beinchen sichtbar, die, sobald sie den Viertelkreis durch die Luft beschrieben und den Fußboden des Zimmers erreicht hatten, sofort festen Fuß faßten und sich als zwei Beine des Bettgestelles präsentierten; weiterer Beine bedurfte das Bettgestell nicht, denn das Kopfende ruhte, anderthalb Fuß vom Boden entfernt, in dem unteren Teile des „Schrankes" selbst. Die vermeintliche Thürfüllung entpuppte sich als ein Bett, dessen Matratze und Kopfkissen mit kleinen blanken Messingnägeln auf ihrer bretternen Unterlage befestigt waren; Betttuch und Steppdecke (eine schöne grünseidene!) lagen lose obenauf und konnten schnell zurechtgerückt werden.

Nachdem sich Frau Potthof einen Augenblick an der Ueberraschung der beiden Herren Primaner geweidet hatte, drückte sie auf einen zweiten Knopf, worauf im Hui das ganze Bett, am Fußende sich aufrichtend, am Kopfende in starken Scharnieren fest bleibend, einen Viertelkreis rückwärts beschrieb und in dem „Schrank" verschwand. Der ganze Apparat läßt sich überhaupt nicht besser — so erklärte Harald der Lange seinen Mitschülern später — als unter dem Bilde einer Zugbrücke begreifen: aus einer thorähnlichen Einfassung senkt sich das Brückenbrett nieder — und hebt sich wieder, während dort, wo die Scharniere oder Angeln sind, alles in scheinbarer Ruhe bleibt.

„Das ist ja ein ganz famoses Möbel!" rief Harald der Lange begeistert aus.

„Patentbett!" sagte die Wirtin mit ungeheuer überlegener Miene. „Ich habe den kostspieligen Einkauf nicht gescheut," fügte sie nach einer Pause hinzu, „um meinem Mieter mehr Raum auf diesem Zimmer zu schaffen und dem Zimmer selbst ein eleganteres Aussehen zu geben. Jedermann wird das Patentbett für einen Schreibsekretär im Reineclaudenstil, ach! ich meine im Reglementsstil, nein, im Renaissancestil ansehen. — Sie müssen entschuldigen, mir fehlen einige Zähne und da kann ich die fremden Wörter nicht immer so glatt aussprechen!"

„Ja, der Schrank sieht ganz wie ein Sekretär im Rokokostil aus," erwiderte Harald der Lange gutmütig, ohne zu bedenken, daß er Frau Potthof jetzt erst recht bezüglich des Fremdwortes in Verwirrung brachte. Die Sache hatte allerdings für Harald den Langen das Gute, daß ihm Frau Potthof, für den Augenblick alles Selbstvertrauens beraubt, auf seine Frage nach dem monatlichen Miets- beziehungsweise Pensionspreis eine etwas geringere Summe nannte, als sie unter andern Bedingungen gethan haben würde. Harald der Lange schlug zu — und die Sache war abgemacht.

Gleich am Abend zog der neue Mieter ein. Selbstverständlich benutzten Haralds Freunde die Gelegenheit, aus dem Umzug einen kleinen Ulk zu machen: Pipin der Kleine trug feierlich die Lampe die Straße hinauf; der fromme Aeneas (Pius Aeneas) nahm die dicksten Lexika unter beide Arme, so daß letztere die Form von Topfhenkeln erhielten; Naso hing über jeden seiner Arme ein paar langschlotternde Kleidungsstücke und stülpte über sein eigenes Filzhütchen zwei Strohhüte und einen Filzhut des Freundes, so daß sein Haupt nunmehr vier Etagen zeigte; Ajax hing an seinen Arm einen großen braunen Marktkorb mit Schulbüchern, den er häufig von rechts nach links, von links nach rechts wechselte, „weil nämlich die Weisheit des Griechischen so schwer sei"; Walter von der Vogelweide drapierte seine Kehrseite mit zwei Ueberziehern, die er malerisch wie einen spanischen Mantel zu tragen sich bestrebte, und Harald der Lange selber trug mit beiden Händen einen Kasten mit Schmetterlingen so würdevoll und feierlich, als wäre ihm die Bundeslade anvertraut. So setzte sich der Zug, zum Gänsemarsch geordnet, in Bewegung. In der Kleinstadt Dingsda durfte man schon so etwas wagen, zumal da die Mitglieder des Zuges sich höchst ernst, gelassen und schweigend verhielten. Um so mehr aber kicherten und lachten die ehrsamen Bürger und Bürgerinnen, denen man begegnete.

Witwe Potthof hatte die innere, etwas düstere Treppe des Hauses mit drei Talgkerzen, welche sie in den Hals von drei leeren Bierflaschen gesteckt hatte, illuminiert, eine grüne Kuppellampe brannte in dem oberen Zimmer selbst. So ging der Umzug und Einzug ohne Unfall von statten. Bald war alles aufs beste auf der neuen Bude geordnet. Die Bude selbst fand man famos, kolossal gemütlich u. s. w., und als nun gar Harald der Lange den Mechanismus des Patentbettes spielen ließ, da erklärte man den Freund für den Glücklichsten aller „brotessenden Menschen" (wie Vater Homeros sagt).

Harald der Lange gewöhnte sich schnell an seine Bude, sie gefiel ihm kolossal, zumal der Tisch sich um zwölf Uhr mittags in ein vorzügliches „Tischlein deck dich!" verwandelte — mit andern Worten: Frau Potthofs Kochkunst ließ nichts zu wünschen übrig, alles gut und — reichlich, wie's ein so langleibiger Harald haben mußte.

Aber unter Rosen lauerte der Dorn, unter Blumen lag versteckt die Natter, am heitern Himmel dräute eine Gewitterwolke — und Dorn, Natter, Gewitterwolke, alles in einem, war das unglückselige Patentbett. Ja, das unglückselige!

In einer schwülen Julinacht, als Harald der Lange das Fenster seiner Bude ein wenig offen gelassen hatte, um der frischen Luft Einlaß zu gewähren — lag doch die Bude im zweiten Stock und nach dem Garten hinaus, was Sicherheit vor Spitzbuben zu bieten schien, fuhr der Schläfer plötzlich aus süßem Traume (er hatte in demselben glücklich das Abiturientenexamen bestanden) empor: er meinte ein Geräusch gehört zu haben, wie wenn eine Leiter von draußen an die Fensterbank gelehnt würde. Indem seine Augen das Fenster suchten, sah er im Dämmerlicht der Mondsichel zu seinem Schrecken, daß wirklich die beiden oberen Pfosten einer Leiter zu den unteren Scheiben hereinguckten.

Harald der Lange hatte kürzlich eine Geschichte gelesen, worin ein im Waldmoose ruhender Wanderer sich dadurch vor dem Angriff eines brummigen Bären rettete, daß er sich ganz still verhielt — daß er sich tot stellte; diese Geschichte schoß unserm Langen in diesem kritischen Augenblick durch den Kopf — sehr zur Unzeit, meinen wir, denn ein Spitzbube und Einbrecher ist kein Bär; ein Stillesein und Sichtotstellen kann dem Spitzbuben und Einbrecher nur höchst willkommen und förderlich für seine schwarzen Pläne sein. Herausspringen aus dem Bett hätte Harald der Lange müssen, ans Fenster stürzen hätte der Träger eines nordischen Heldennamens müssen, umstürzen hätte der lange Primaner die Leiter mit samt dem Spitzbuben sollen! Aber — er verhielt sich regungslos und starrte unter lebhaften Schlägen seines Herzens nach dem Fenster. Wer beschreibt sein Entsetzen, als plötzlich hinter den Scheiben ein menschlicher Kopf, gekrönt von einer hohen Ballonmütze, auftauchte! Ballonmützen sind die Tracht höchst zweifelhafter Subjekte — auch dieser Gedanke schoß unserm Primaner durch den Kopf, und seltsam! Harald erinnerte sich in diesem Augenblick zugleich, daß jener Gedanke in der vorletzten Nummer des Dingsdaer Wochenblattes in einer Berliner Korrespondenz geäußert worden sei — die letzte Zeile, unten, in der dritten Spalte, rechts.

Die Ballonmütze auf der Leiter spähte einige Augenblicke in das Zimmer hinein — Harald glaubte zwei schrecklich abstehende Ohren unterhalb der Ballonmütze zu sehen. Als besagte Ohren nicht das geringste Geräusch in dem Zimmer vernahmen, schwang sich plötzlich der ganze Kerl, einen fürchterlichen Knittel in der Rechten hochhaltend, in die Stube.

Bei diesem Anblick flog Harald, nunmehr wie elektrisiert, in die Höhe, beugte sich mit dem Oberkörper weit vor, nach dem Fußende des Bettes hin, und schrie mit aller Kraft seiner Lungen: „Wer da?“ (Als ob er nicht gewußt hätte, daß ein Spitzbube und Einbrecher da im Zimmer stehe!) Indem nun Harald der Lange bei seinem Werdarufe mit beiden Händen die Seitenwände des Bettgestelles gepackt hatte, drückte er unbewußt auf den verhängnisvollen Knopf: das Bett richtete sich, seiner alten Gewohnheit treu, am Fußende in die Höhe, die Beinchen knickten ein und das ganze Bettzeug mit samt unserm Harald war, einen Viertelkreis beschreibend, im Begriff, in dem Schranke zu verschwinden, als Harald, verwirrt, erschrocken, seiner Sinne nicht mächtig, sich noch weiter mit dem Kopfe nach dem Fußende des Bettes hin arbeitete. Aber da war auch schon das Bett eingeschnappt — und der unglückselige Primaner fühlte, nicht ohne einen jähen körperlichen Schmerz, daß sein Haupt draußen geblieben war, das heißt, es war zwischen der oberen „Thürkante“ und der oberen „Schrankpartie“ eingeklemmt! Wie seine Beine zurechtkamen, darauf hat sich Harald der Lange nie besinnen können; genug, sie hingen mit samt dem Unterkörper und Oberkörper in schönster Ordnung im Innern des Schrankes. Der Mechanismus packte fest, unerschütterlich fest — wofür wäre sonst auch das Bett ein Patentbett gewesen? Kein Stemmen und Sträuben, kein Drücken und Rücken des Gefangenen wollte helfen — er blieb ein Gefangener, ein dem hochnotpeinlichen Halsgericht Verfallener!

Als der Einbrecher sein Opfer in solch wehrloser Lage sah, stieß er ein kurzes höhnisches Gelächter aus und hielt dem Gefangenen seinen armsdicken Knittel unter die Nase — eine Zeichensprache, welche unstreitig sagen wollte: „Mensch, rühr dich, und ich zerschmettere dir den Schädel!“ Dann brachte er — woher? das war ein Rätsel — plötzlich einen Sack zum Vorschein und steckte mit der größten Gemütsruhe von der Welt die auf einem Stuhle ausgebreiteten Kleidungsstücke Haralds hinein, dito die Stiefel, dito die silberne Taschenuhr, welche an der Wand tickte, dito die an derselben befestigte Nickelkette, dito verschiedene Bücher (die ein Recht hatten, auf dem Tische zu liegen), dito diverse kleinere Gegenstände. Als sich der Einbrecher durch eine Okularinspektion überzeugt hatte, daß nichts mehr zu stehlen war, drehte er mit kühner Handbewegung den Sack zu (wobei der unglückliche Zuschauer in dem Patentbett unwillkürlich an das Manöver des Halsumdrehens denken mußte), lüftete höhnisch seine Ballonmütze zum Gruße, verbeugte sich und nahm auf demselben Wege, den er gekommen, seinen Rückzug. Die Leiter blieb am Fenster stehen, wobei sich Harald der Lange plötzlich erinnerte, daß sie der Witwe Potthof gehöre und unvorsichtigerweise längs der Hinterwand des Gartenhauses ihren Platz gehabt hatte.

Als Harald seine Bude leer sah — wir meinen leer von der Person des Einbrechers — atmete er leichter auf, das heißt, er versuchte leichter aufzuatmen, konnte es aber kaum, da sein armer Hals ganz fatal in der Klemme steckte. Dann wandte Harald noch einmal all seine Körper- und Geisteskräfte an, um Befreiung zu finden aus seiner unerhörten Lage. Aber vergebens. So mußte der Gefangene denn die ganze Nacht ausharren und seine Hoffnung auf den nächsten Morgen verschieben. Wie lang die Nacht dem Armen wurde, kann man sich denken.

Endlich gegen sieben Uhr morgens kam der kleine

Hausknecht der Frau Potthof die Treppe hinauf und in die Stube hineingestampft. Ihm lag die Pflicht ob, dem Herrn Primaner den Kaffee zu bringen. Als er den Herrn Primaner nicht auf seiner Bude fand, blickte er höchst verwundert um sich, bis ein Gurgeln und Röcheln aus der Höhe seine kleinen grünen Aeuglein nach aufwärts lenkte. Als er hier, zwischen Schrank und Thür, das gerötete, verzerrte Antlitz Haralds sah, glaubte er, daß es sich um einen famosen Spaß handle, und da derselbe seinen Beifall fand, so stemmte er seine beiden Fäuste auf seine Kniee und lachte in Lauten, die an das Wiehern eines jungen Pferdes erinnerten. Harald der Lange, der sich verständlich machen wollte, aber nicht konnte, schnitt ganz verzweifelte Gesichter, was der kleine Hausknecht für einen neuen Spaß hielt. Daher verdoppeltes Wiehern. Harald der Lange, innerlich wütend, trommelte mit beiden Fäusten an die Seitenwände des Schrankes. „Sind Sie aber heute morgen komisch!“ wieherte der Hausknecht und — rannte die Treppe hinunter.

Birke.

„O, Madam,“ rief er in der Küche der Frau Potthof zu, „man muß sich da oben krank lachen, unser Herr Primaner spielt Kasperletheater in seinem zugeklappten Bette!“

Frau Potthof fragte: „Wieso?“ und ließ sich die näheren Umstände erklären. „Um des Himmels willen,“ rief sie darauf, „was du für Spaß ansiehst, Johann, scheint mir bitterer Ernst zu sein. Der junge Herr ist in seinem Patentbett eingesperrt — gehe nur sofort wieder hinauf und drücke auf den Knopf!“

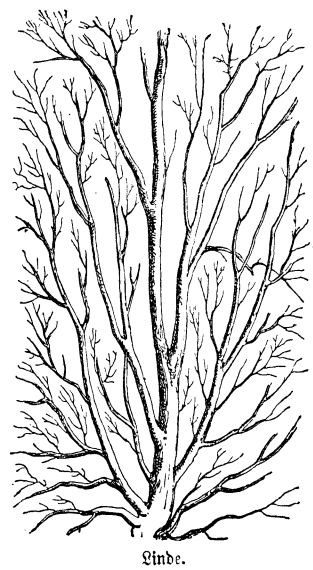
Der kleine dumme Johann stürzte also wieder hinauf und drückte auf den Knopf. Das Patentbett senkte sich gehorsam — der Gefangene war befreit. Aber es bedurfte einiger Zeit, bevor er zu Atem gelangen konnte. Auf dem Bette liegend, winkte Harald der Lange nach dem Kaffee. Johann, nunmehr zitternd an allen Gliedern vor Bestürzung, schenkte eine Tasse ein und kredenzte sie seinem Herrn Primaner. Nachdem dieser getrunken, in kleinen, langsamen Zügen, konnte er endlich die Abenteuer der Nacht erzählen. Nun faltete der kleine Johann seine dicken, roten Hände, wie er in Augenblicken der höchsten Erregung zu thun pflegte. Er mußte dem seiner Habe Beraubten die Sonntagskleider aus dem Kleiderschranke holen, der glücklicherweise in einem Winkel der Vorflur stand, er mußte dem von den Aufregungen und Leiden der Nacht fast völlig Erschöpften bei der Toilette behilflich sein. Dann gingen sie hinunter, um Frau Potthof und dem ganzen Hausgesinde die grause Geschichte zu erzählen.

Frau Potthof schlug die weißen Hände, wie sie in den Momenten der höchsten Erregung zu thun pflegte, über ihrer gelbbebänderten Haube zusammen und versicherte sehr energisch, sie würde den Frevel sofort der Polizei melden; der freche, abscheuliche, ruchlose Einbrecher müsse gepackt und zu Rad und Galgen verurteilt werden. Dann hefteten sich ihre Gedanken an die Leiter, die unglückselige Leiter, die an allem schuld wäre — und gern hätte Frau Potthoff den kleinen Johann in den Grund geschmettert, wenn dieser nur im geringsten an der Wahl des Aufbewahrungsplatzes hinter dem Gartenhause schuld gewesen wäre; aber in tiefster Zerknirschung mußte sie bekennen, daß sie selbst und kein andrer den Platz bestimmt habe; sie sei nun einmal ein unglückliches Wesen, das trotz seiner besten Absichten überall Unheil stifte u. s. w.

Trauerweide.

Harald der Lange wankte in seinen Sonntagskleidern zur Schule und gab hier selbstverständlich seinen Mitschülern sofort sein nächtliches Abenteuer zum besten. Er wurde der Held des Tages — der Held der Woche, nachdem das übrige Dingsda den „frechen Einbruch, die unerhörte Dreistigkeit eines höchst gefährlichen Subjektes“ durch das Dingsdaer Wochenblatt erfahren hatte. Wir wollen hier gleich bemerken, daß das Vertrauen, welches das Dingsdaer Wochenblatt in „unsre rührige Polizei“ setzte, „die unzweifelhaft den Verbrecher der rächenden Hand der Nemesis überliefern werde“, nicht gerechtfertigt wurde, denn Roß und Reiter sah man niemals wieder; mit andern Worten: keine Spur des Verbrechers und des gestohlenen Gutes wurde entdeckt.

Als das erste Mitleid, welches der arme Harald bei seinen Mitschülern fand, verraucht war, wurde der Lange die Zielscheibe vieler neuer Witze und Spötteleien, gemäß dem Sprichwort: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“ Harald der Lange und sein Patentbett gab auch den Stoff zu zahlreichen Karrikaturen, die von der Hand begabter Zeichner in Umlauf gesetzt wurden. Aber Harald, früher so lachlustig, wollte nie recht darüber lachen; er gefiel sich vielmehr darin, mit ernstem Pathos aus Shakespeares Richard III. zu deklamieren:



Linde.

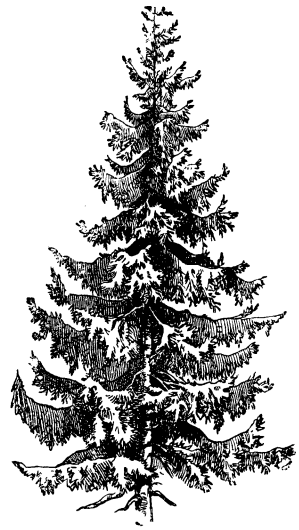
„Ich brächte nicht noch eine Nacht so zu,
Gält' es auch eine Welt beglückter Tage!
So voll grauser Schrecken war die Zeit."

Der Astbau verschiedener Baumarten.

Das oberste Gesetz für den modernen Landschaftsmaler ist Naturwahrheit. Diese beansprucht in erster Linie die Darstellung der Bäume. Pflegt man doch nicht mehr, wie es in der mittelalterlichen Kunst geschah, die Bäume auf den Bildern dadurch kenntlich zu machen, daß man ihre einzelnen Blätter naturgetreu abzeichnet, ohne auf den Gesamteindruck zu achten.

Der Maler, der es unterläßt, den im Winter kahlen Baum zu studieren, wird auch nie mit Sicherheit gut belaubte Baumpartien zeichnen. Denn schon das Gerüst des winterlichen Baumes gibt die Haupteigentümlichkeiten der Art zu erkennen, nämlich die Stellungsgesetze der Aeste, Zweige und Blätter, wonach später der sogenannte „Baumschlag" sich richtet.

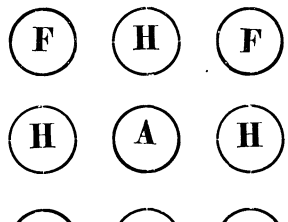
Die Trauerweide hat lang herabhängendes, dünnes Astwerk mit hängenden, fadenförmigen Zweigen, wodurch der Baum den Ausdruck des Wehmütigen und Weichen erhält. Der ebenmäßig runde, nach oben hin allmählich verjüngte, weiße Stamm der Birke neigt sich gewöhnlich ein wenig über, wodurch ein Ausdruck der Weichheit entsteht; der Stamm teilt sich oben in nicht zahlreiche, steil abstrebende Aeste, die eine ziemlich große Strecke nackt bleiben und ihre Zweige an ihr Ende verschieben, um dieselben dann in eine Menge feiner, brauner Reiser aufzulösen. Diese Reiserbüschel hängen bei manchen älteren Birken tief herab und wallen im Winde hin und her — ein elegisches Bild in der Heideeinsamkeit. Die Linde trägt auf dickem Stamm eine hohe Krone von schräganssteigenden und sich mit ihren Zweigen im Bogen senkenden Aesten; sie erhält dadurch einen sanfteren Charakter als die Eiche. Die großen herzförmigen Blätter verhüllen die kuppelförmige Krone so dicht, daß nirgends größere tiefbeschattete Höhlungen entstehen; deshalb bleibt der ganze füllereiche Baumschlag sanft und verschwimmend. Die aus Italien stammende Pyramidenpappel hat straff aufrechte Aeste und einen schmalen, hohen, kegelförmigen Wipfel. Der knorrige, zerklüftete Stamm der Kopfweide zeigt eine malerische Rauheit; aus dem Kopfe strebt ein Strauß von vielen schlanken, schmiegsamen Ruten auf, mit schmalen, spitzen, auf der Unterseite weißfilzigen Blättern. Die dunkelbenadelte Fichte hat einen bis zur äußersten Wipfelspitze kerzengerade durchgehenden Stamm, dessen Aeste in Quirlen stockwerkartig übereinander stehen. Die unteren hängen nieder, die oberen zeigen mit den Spitzen etwas aufwärts. Der ganze Wipfel hat einen pyramidenförmigen Umriß. Ernste Erhabenheit, verbunden mit einem Zug der Schwermut, ist der Charakter der Fichte. Trotzige Kraft dagegen verkündet die Eiche, deren dicker hoher Stamm mit rissiger grauer Rinde sich unterhalb der Krone in starke, fast wagerechte, hin und her gewundene Aeste zerlegt, während die Blätter sich an den Enden der kleineren Zweige in Büscheln ordnen. Die Rüster gleicht durch ihre ursprünglich spitzwinkelige Astansetzung, sowie durch regelmäßig rippige Verzweigung, ebenso durch ihr Blatt der Buche, hingegen durch die große Rauheit ihres alternden Stammes und ihre Aeste der Eiche. Wie leicht übrigens die Bäume sich bezüglich ihrer Ast- und Zweigbildung auch künstlich ziehen lassen, das beweisen uns so manche Spalierformen unsrer Obstgärten, namentlich der Kandelaberbaum und die Kreispalmette.



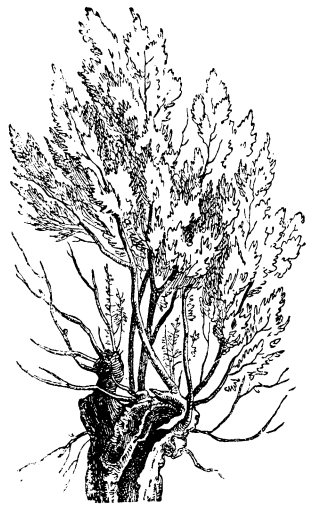
Fichte.

Thüringer Knabenspiele.

Roller — Bickel — Marbel — Klicker — Marmel — Schoß! — Die jugendlicheren unter unsern Lesern nicken verständnisvoll bei dieser Aufzählung, denn unter einer dieser landläufigen Benennungen sind ihnen sicherlich diese kleinen steinernen, bunten Kugeln schon aus der Zeit der ersten Höschen — freilich schon lange her — bekannt! Ob sie aber ebenso vielartig verwendet werden, wie beispielsweise bei mir zu Hause in Thüringen, das ist doch die Frage. Zuerst will ich über ein Gesellschaftsspiel berichten. Am einfachsten mit dem gesunden Stiefelabsatz dreht einer im Erdboden, gleich weit von einander, je drei in einer Reihe, neun entsprechend tiefe Löcher.



Schon zwei können allerdings das Spiel beginnen, aber es ist rätlicher, wenn in jedesmal vereinbarter Reihenfolge sich vier bis sechs beteiligen, dann ist nämlich die Unterhaltung wie der Gewinn voraussichtlich größer. Zu Anfang legt jeder einen Roller oder eine bunte Bohne — je nachdem um dies oder jenes gespielt wird — in das Loch A (Alles), dann wird von einem abgeschrittenen festen Punkte aus, den keiner während seines Wurfes mit den Füßen verlassen darf, begonnen, den Mittelpunkt zu treffen. Köstlich ist die Haltung, die dabei beobachtet wird, denn jeder



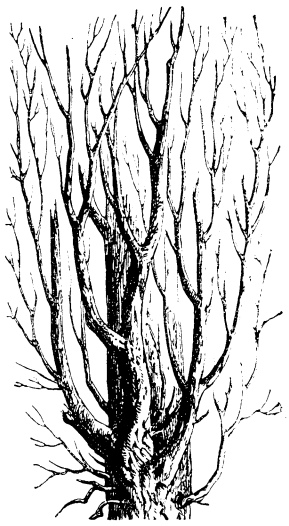
Weide.

darf bei diesem Spiel seinen Oberkörper so weit vorbiegen als er kann und will, mancher verliert dabei das Gleichgewicht und fällt längelang hin, und wieder ein andrer kauert sich fest auf die Erde nieder, weil er glaubt so sicherer werfen zu können. Natürlich laufen trotz aller Geschicklichkeit und Vorberechnung die meisten Klicker zwischen den Löchern hindurch und müssen manchmal weit zurückgeholt werden. Wessen Wurf aber in eins der vier Ecklöcher F gerät (Fuppe nennt man sie, ohne daß einer zu sagen wüßte, was dies seltsame Wort bedeutet), hat für jeden einzelnen Fall seinen Strafobolus in das Allesloch zu opfern, wer dagegen in eins der vier Mittellöcher H (halb) trifft, hat das Recht aus „Alles" einen Marmel zu entnehmen, und wer von seinem Wurfplatze gar in Alles selber kommt, nimmt alles, was sich eben darin befindet, und das Spiel beginnt von neuem.

Stößchen! — Kennt ihr das? Man braucht dazu nur ein einziges kleines Loch im Boden oder auch in Steinritzen, genügend für nur zwei Bickel, denn in der Regel spielen es nur zwei, welche ihre Steinkugeln entsprechend weit auseinander auf die Erde oder Erhabenheiten in der Nachbarschaft setzen. Mit dem rechten Zeigefinger wird gestoßen und wer beginnt, fährt solange fort, bis er einen mißlungenen Stoß macht, der nämlich den Schoß nicht bis ins Loch treibt. Manchmal, aber nicht immer, setzt jeder der Gegner auch gleichzeitig eine gleiche Anzahl, soviel eben im jeweils benutzten Loche Platz finden dürften, und dann stößt eben der eine auch einen Schoß nach dem andern ins Ziel, bis er doch meistens einen Fehler macht und der andre an die Reihe kommt.

Eiche.

Ja, auch das Stößchenspiel, so kindlich es sich darstellt, will gelernt und geübt sein, man muß auch manchen Pfiff weghaben, der sich nicht beschreiben läßt. Mancher Stoß fällt zu schwach aus, mancher übersehene Strohhalm kommt in die Quere, manches Sandkorn gibt dem Roller eine andre Richtung oder hält ihn sogar, noch schlimmer, just vor dem Loche auf und der aufatmende, erhitzte, allemal von einer Schar lustiger Kameraden umringte Spieler, der eben das Nest siegesgewiß ausnehmen wollte, wird ausgelacht, hat in seine Westentasche zu greifen und die letzten Sparpfennige dem diesmal glücklichen Gegner anzubieten — für neues Kriegsmaterial. Ich selber, jetzt ein gereifter, ja fast schon ein alter Mann, erinnere mich mit vielem Vergnügen, daß ich manchmal in höchster Not mit blutendem Herzen eine Abteilung schöne prächtige Zinnsoldaten, eine seltene Briefmarke und einmal sogar auch ein Paar weiße, ganz junge Kaninchen zu diesem Zwecke vertauschte.



Pyramidenpappel.

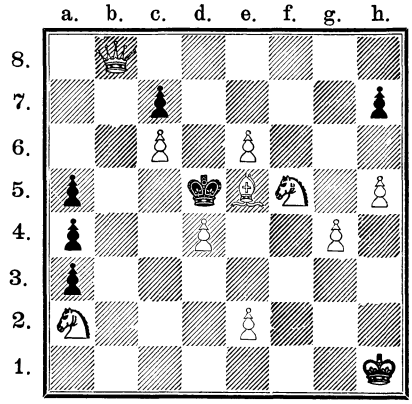
Logogriph.

Preußen besitzt mich als Stamm von schlichter und biederer Denkart:
Nimmst du ein Zeichen hinweg, schmück' ich die liebliche Braut.
Wenn du ein zweites entfernst, so leb' ich als Tier im Gewässer;
Raubst du ein drittes mir noch, nenn' ein Gewässer ich selbst.

Rätsel.

Wenn ihr mit einem Papste des Königs Namen paart,
Den Bachus einst besuchte auf seiner Erdenfahrt,
Und dann ein Zeichen ändert am neu entstandnen Wort,
Erscheint ein Heldenkönig; sein Ruhm lebt ewig fort.

Schachaufgabe Nr. 4 von Ernst Schober in Leipzig.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.
(11 + 6 = 17)

Lösung der Schachaufgabe Nr. 3.

1. D a 8 — b 8	K e 5 — d 6
2. e 4 — e 5 ≠.	
1.	K e 5 — f 4 :
2. T c 7 — g 7 #.	
1.	D g 4 — f 4 :
2. T c 7 — e 7 + #.	
1.	D g 4 — g 5 :
2. T c 7 — f 7 #.	
1.	T h 7 — c 7
2. D b 8 — c 7 : #.	

Auflösung des Logogriphs auf Seite 350.

„Brest, Orest."

Auflösung des Anagramms auf Seite 350.

„Rubine, Rubier."

Auflösung des Rätseldistichons auf Seite 350.

„Zeituni, Zeitung."

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang.
№ 27.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Aus der Redensart „wenn ich mich nicht irre", erkannte Old Shatterhand, wer der Sprecher war; darum fragte er: „Sam Hawkens, seid Ihr da?"

„Will's meinen," antwortete es von innen. „Wer seid denn Ihr?"

„Old Shatterhand."

„Heigh-day! Ist's wahr?"

„Yes. Wollen euch herausholen."

„Wollen? Die Mehrzahl? Also seid Ihr nicht allein?"

„Nein. Winnetou ist mit."

„Noch jemand?"

„Wir sind allein."

„Thank you! Haben mit großen Schmerzen auf Euch gewartet. Aber, Sir, seid Ihr denn auch wirklich Old Shatterhand? Oder heißt Ihr vielleicht Mr. Grinley, der Oelprinz?"

„Müßt mich doch an der Stimme erkennen, alter Sam!"

„Stimme hin und Stimme her! In diesem Loche klingt, zumal Ihr leise redet, eine Stimme wie die andre. Es wäre eine nette Geschichte, wenn wir Euch trauten und nachher hätte sich Old Shatterhand in den Oelprinzen verwandelt. So ein dummes Coon bin ich nicht. Gebt mir einen Beweis!"

„Welchen?"

„Habt Ihr Euern Henrystutzen bei Euch?"

„Ja."

„So langt ihn einmal herein, damit ich ihn befühlen kann."

„Hier ist er. Aber gebt ihn schnell wieder heraus, denn ich kann ihn jeden Augenblick gebrauchen müssen."

Er schob das Gewehr ins Loch; es dauerte nur wenige Sekunden, so wurde es ihm zurückgegeben und Sam sagte: „Es hat seine Richtigkeit; Ihr seid es, Sir. Gott sei Dank, daß Ihr kommt! Wir können nicht hin-

. . . Auf den höher liegenden Terrassen wurde es lebendig. Laute, fragende Stimmen erschallten. Lichter erschienen und man sah dunkle Gestalten an den Leitern herniedersteigen. . . .

aus. Zwar ist Rettung möglich; aber es würde dabei einen heißen Kampf geben und wir möchten nicht Blut vergießen. Wie wollt Ihr uns herausbringen?"

„Könnt ihr nicht nach oben?

„Nein; das Loch ist zu."

„Habt ihr keine Leiter?"

„Die Schufte haben sie hinaufgezogen."

„Und Waffen?"

„Die haben wir; man konnte sie uns nicht abnehmen. Werde Euch später erzählen, wie wir in diese himmelblaue Tinte geraten sind."

„Müßt es freilich sehr geistreich angefangen haben; ist ein wahres Meisterstück von Leuten wir ihr seid! Wer ist alles drin?"

„Gute Bekannte von Euch: Ich, Stone, Parker, Droll, der Hobble-Frank und so weiter."

„Auch Kinder?"

„Leider!"

„Well! So paßt genau auf, was ich Euch sage! Erst schiebt Ihr uns die Kinder heraus; aber sie dürfen keinen Laut von sich geben. Dann folgen die Damen, die hoffentlich auch still sind. Hierauf kommen diejenigen, welche den Westen nicht kennen und wenig Erfahrung besitzen. Es ist geraten, alle diese zuerst ins Freie zu bringen, damit sie schon heraus sind, wenn wir vielleicht entdeckt werden. Hier saßen drei Wächter, die wir überwältigt haben. Ueber euch sind auch drei, die uns leicht überraschen können. Wenn dies geschehen sollte, so muß ich schnell eingreifen: ich steig' hinauf und schlage sie nieder. Gelingt mir dies, so öffne ich euch das Loch und gebe euch eine Leiter herab, an welcher diejenigen, die sich noch drin befinden, schnell zu mir hinaufsteigen und mich unterstützen können. Also, die Erfahrenen von euch bleiben bis zuletzt drin. Habt Ihr alles verstanden?"

„Alles."

„So macht los! Ich warte hier, um zunächst die Kinder in Empfang zu nehmen."

In kurzer Zeit erschien ein Knabe im Loche. Old Shatterhand zog ihn heraus und langte ihn Winnetou zu, welcher ihn ergriff und dicht an die Mauer stellte. So wurde es mit allen Kindern und dann auch mit den Frauen gemacht. Das war eine schwere Arbeit, bei welcher Old Shatterhand, auf der Leiter stehend, alle seine Kräfte anstrengen mußte. Als es bis hierher geglückt war und Sam Hawkens ihm meldete, daß nun die Männer, zunächst die deutschen Auswanderer, folgen würden, antwortete er: „Die bedürfen, um die Leiter zu erreichen, meiner Hilfe nicht. Ich werde mich also entfernen, um die drei über euch befindlichen Wächter in die Augen zu nehmen."

Er stieg zu Winnetou nieder, warf diesem einige leise, erklärende Worte zu und huschte dicht an der Mauer nach der linken Seite hin, wo die Leiter lag, an welcher sie auf diese Plattform gestiegen waren. Er zog sie herauf und lehnte sie an die nächste Etage, um da hinaufzusteigen.

Oben angekommen und das von dem Feuer erleuchtete Terrain musternd, sah er die großen Steine, welche auf den Deckel gelegt worden waren und diesen festhielten, so daß die Gefangenen nicht herausgekonnt hatten. Daneben lag die Leiter, welche von den Indianern, ehe sie den Deckel zuwarfen, emporgezogen worden war. Eine zweite Leiter führte zur nächsten Plattform empor. Die Wächter saßen so, daß zwei von ihnen ihm den Rücken zukehrten.

Old Shatterhand war auf dieses Dach gestiegen, um im Falle einer Entdeckung sofort bei der Hand zu sein. Im Falle es aber den Gefangenen bis auf den letzten Mann gelang, ins Freie zu kommen, wollte er hinabsteigen, ohne sich sehen zu lassen. So lag er still und wartete. Er rechnete nach, welche Zeit eine Person brauchte, um durch das Loch zu kriechen, und wie viele also schon heraus sein konnten. Eben sagte er sich, daß nun wohl schon der sechste an der Reihe sein werde, da ertönte eine schrille Frauenstimme laut durch die Nacht: „Herrjesses, Kantor, schtürzen Sie doch nich off mich!"

Sofort sprangen die drei Wächter auf, traten an den Rand der Plattform und blickten hinab. Sie sahen die befreiten Weißen; sie sahen auch den Apachen, der hoch aufgerichtet am Feuer stand. Sie erkannten ihn, und einer von ihnen rief, so daß es über das ganze Pueblo schallte: „Akhane, akhane, arku Winnetou, nonton, schis inteh!"

Diese Worte heißen zu deutsch: „Herbei, herbei; Winnetou, der Häuptling der Apachen ist da!"

Kaum war dieser Ruf erschollen, so ertönte es hinter ihnen ebenso laut: „Und hier steht Old Shatterhand, um die Gefangenen zu befreien. Winnetou, nimm die beiden Burschen in Empfang!"

Der weiße Jäger war zu gleicher Zeit mit den Wächtern auf- und auf diese zugesprungen. Während er die angegebenen Worte rief, schlug er einen von ihnen nieder und stieß die beiden andern über die Kante der Plattform, an welcher sie standen, hinab, wo sie von den Untenstehenden in Empfang genommen wurden. Dann warf er zunächst die Leiter um, welche zur nächst höheren Etage führte, damit kein Roter von oben herunter könne. Hierauf wälzte er die zentnerschweren Steine von dem Deckel und nahm diesen weg; dann ließ er die Leiter in das Loch und rief in dasselbe hinab: „Schnell herauf! Es könnte zum Kampfe kommen."

Nun sprang er mit beiden Füßen in das Feuer, um dasselbe auszutreten, was, da es klein gewesen war, ihm sofort gelang. Es wurde dunkel, denn Winnetou hatte auch das untere Feuer ausgelöscht. Old Shatterhand hatte mit einer solchen Schnelligkeit gehandelt, daß seit dem Augenblicke, an welchem die unvorsichtige Frauenstimme erschallte, kaum eine Minute bis jetzt vergangen war. Und schon kamen die letzten der Gefangenen aus der Luke zu ihm heraufgestiegen.

Auf den über ihnen liegenden Terrassen wurde es lebendig. Laute, fragende Stimmen erschallten. Lichter erschienen und man sah dunkle Gestalten an den Leitern herniedersteigen. Da ertönte Old Shatterhands mächtige

Stimme: „Die roten Männer mögen oben bleiben, wenn sie nicht sterben wollen! Hier stehen Old Shatterhand und Winnetou mit ihren Leuten. Wer sich zu uns herunterwagt, wird erschossen!"

Er wollte keinen der Indianer töten, mußte ihnen aber beweisen, daß er wirklich hier war. Diesen Beweis konnte er, wie er wußte, ihnen nur durch seinen so viel- und schnellschüssigen Stutzen geben, den sie alle kannten und fürchteten. Er legte ihn an und zielte empor nach einem Indianer, welcher, mit einer Leuchte in der Hand, eiligst herniedergestiegen kam; er wollte ihn in die Hand treffen und drückte ab.

„Hahi, Latah-schi — au, meine Hand!" schrie der Getroffene, indem er das Licht oder die Fackel fallen ließ.

Drei weitere Schüsse, schnell hintereinander, und ebenso viele Lichte verschwanden. Eine Stimme rief: „Das ist Old Shatterhands Zauberflinte; hinauf, schnell wieder hinauf!"

Es wurde oben ganz dunkel und plötzlich so still, als ob auf den höheren Terrassen kein Mensch zu finden sei.

„Seid ihr alle hier?" fragte Old Shatterhand die jetzt bei ihm Stehenden. „Ist niemand mehr unten?"

„Keiner," antwortete Sam Hawkens.

„So legt die beiden Leitern an und steigt hinab zu den andern! Ich denke, daß die Roten uns in Ruhe lassen werden, bis wir die freie Erde unter den Füßen haben."

Sie folgten seiner Aufforderung; er folgte zuletzt. Als er die nächst untere Plattform erreichte, sah er, daß der umsichtige Apache schon für das weitere gesorgt hatte. Die Befreiten befanden sich auch dort bereits im Niedersteigen. Es fiel Winnetou nicht etwa ein, sie zur Eile aufzufordern; im Gegenteile mahnte er sie, wegen der Frauen und Kinder hübsch langsam und vorsichtig zu verfahren, denn er wußte, daß wenigstens für einige Zeit die Indianer jetzt nicht zu fürchten waren; sie wurden durch die beiden Namen Old Shatterhand und Winnetou in Furcht gehalten.

Der Abstieg ging also ziemlich gemächlich von statten und zwar in der Weise, daß alle Leitern von oben mit hinuntergenommen wurden, um den Roten die Verfolgung zu erschweren. Als sie dann alle am Fuße des Pueblo im Freien beisammenstanden, sagte Old Shatterhand: „Es ist gelungen, und zwar viel leichter, als ich dachte. Nun gibt —"

Er wurde von mehreren unterbrochen, die ihrer Dankbarkeit Ausdruck geben wollten, fiel ihnen aber schnell in die Rede: „Still! Nichts davon jetzt! Es muß zunächst das Notwendigste geschehen. Später, wenn wir von hier fort sind, könnt ihr reden, so viel ihr wollt. Wo sind eure Pferde?"

„Dort im Corral, rechts hinter dem Mauerwerk," antwortete Hawkens.

„Habt ihr alle eure Waffen?"

„Ja."

„Und euer Eigentum?"

„Was wir einstecken hatten, konnte uns nicht genommen werden; aber was sich in den Satteltaschen befand, das werden die roten Spitzbuben wohl an sich genommen haben."

„Hattet ihr auch Packpferde bei euch?"

„Yes. Die mußten die Sachen der Auswanderer tragen."

„Sind diese Gegenstände vorhanden?"

„Weiß nicht; glaube es auch nicht. Das Wetter brach so rasch über uns herein, daß wir gar nicht Zeit hatten, abzuladen und die Tiere abzusatteln."

„Hm! Wäre alles da, was euch und ihnen gehörte, so könnten wir gleich fort von hier, sonst aber müssen wir die Roten zwingen, das Geraubte herauszugeben. Sam Hawkens mag mich nach dem Corral begleiten; die andern bleiben hier und passen auf die untersten Terrassen des Pueblo auf. Sobald ein Roter sich dort hören oder gar sehen läßt, wird nach ihm geschossen, doch ohne ihn zu treffen; verstanden! Es genügt vollständig, wenn er die Kugel neben sich einschlagen hört. Diese Leute sollen nur wissen, daß wir uns hier aufgestellt haben, um sie nicht herunter zu lassen. Mein Bruder Winnetou wird indessen gehen, um unsre beiden Rappen herbeizuholen."

Der Apache entfernte sich still, wie es so seine Weise war, und Old Shatterhand ging mit Hawkens nach der Umfriedigung, in welche die Pferde gebracht worden waren. Als diese drei sich entfernt hatten, sagte der Kantor, natürlich in deutscher Sprache: „Also das sind die beiden großen Helden, nach deren Anblick ich so begierig gewesen bin! Man kann sie nicht erkennen, weil es dunkel ist, aber schon ihr Auftreten imponiert mir ungeheuer. Sie werden sehr hervorragende Stellen in meiner Oper einnehmen."

„Na, sehen Sie sich die beeden nur erscht eemal bei Tage an!" antwortete der Hobble-Frank. „Schon während man das erschte Ooge off sie wirft, muß man sich gleich hypothekarisch sagen, daß man keene gewöhnlichen Leute vor sich hat. Is es nich genau so, wie ich prophezeit habe? Diese beeden berühmten Leute brauchen nur zu erscheinen, so sind wir ooch schon frei!"

„Sehr wahr!" stimmte Droll bei. „Es is een wahres Heldenschtück von ihne, uns herausgeholt zu habe, ohne daß uns nur een Haar gekrümmt worde is. Es wär sogar noch viel besser gegange, wenn Frau Eberschbach den Mund gehalte hätte."

„Ich?" fiel schnell Frau Rosalie ein. „Meenen Sie vielleicht, ich bin schuld, daß mir der Schrei entfahren is?"

„Natürlich! Wer denn sonst?"

„Der Kantor, aber doch nich ich!"

„Bitte ergebenst!" verteidigte sich der von ihr Beschuldigte. „Sie wissen wohl, daß ich Emeritus bin! Wenn Sie das doch nicht immer auslassen wollen. Sie haben kein Recht, zu behaupten, daß ich die tiefe Stille, welche geboten war, gebrochen habe. Ueber meine Lippen ist kein Laut gekommen, kein einziger, und wenn er noch so pianissimo gewesen wäre. Sie sind es gewesen, Frau Ebersbach, die geschrieen hat."

„Das leugne ich gar nich. Aber weshalb habe ich geschrieen? Hätten Sie sich doch fester angehalten, Sie

Emeritus! Wenn Sie wieder 'mal Lust haben, von der Leiter herabzupurzeln, so thun Sie es doch wenigstens nich grad dann, wenn eene reputierliche Dame drunter schteht! Wenn Sie Ihre Tonleitern ooch nich fester in die Hände nehmen, so kann mich Ihre schöne Heldenoper dauern. Verschtehn Sie mich!"

„Ich verstehe Sie, Verehrteste; aber Sie verstehen etwas nicht, nämlich mit einem Sohne der Musen höflich umzugehen. Ich habe Ihnen versprochen, seiner Zeit an Sie zu denken, und hegte wirklich die Absicht, Ihnen eine Sopranarie in den Mund zu legen; da Sie aber in dieser Weise von meiner Kunst sprechen, sehe ich davon ab. Sie werden nicht die Ehre haben, in meiner Oper zu erscheinen!"

„Nich? J, was Sie nich sagen! Meenen Sie etwa, es liegt mir so sehr viel daran, off den Brettern zu erscheinen, die die Erde bedeuten? Das fällt mir gar nich ein. Und Sopran hab' ich singen sollen? Hören Sie, damit lassen Sie mich in Ruh! Wenn ich singen will, da laß ich mir gar nischt vorschreiben, da singe ich, was ich will, Fagott, Klarinette oder Rumpelbaß, ganz was mir beliebt. Und nu sind wir miteinander für dieses Leben fertig. Leben Sie wohl! Adjes off Ewigkeet!"

Sie wendete sich höchst aufgebracht von ihm ab. Er wollte noch eine Bemerkung machen, doch der Hobble-Frank forderte ihn schnell auf: „Pst! Schweigen Sie schtille! Es is mir ganz so, als ob ich een lebendiges Wesen da oben off der erschten Etage hätte huschen sehen. Wahrhaftig, da schleicht es wieder! Jetzt bleibt es schtehen und neigt den Kopp herab. Das is een Indianer, der jedenfalls eene Okularkonstruktion beabsichtigt, um zu sehen, wo wir schtecken. Er soll es gleich erfahren!"

Er hob sein Gewehr, zielte kurz und drückte ab.

„Uff!" rief eine erschrockene Stimme gleich nach dem Knalle des Schusses.

Soeben kehrte Old Shatterhand mit Sam Hawkens zurück.

„Was gibt es? Wer hat geschossen?" fragte er.

„Ich," antwortete Frank.

„Warum?"

„Das is eene Frage an das Schicksal, die ich gern beantworten will. Es schtand een roter Signor da oben off dem Dache Nummer eens; der wollte wahrscheinlich wissen, welche Zeit es is, und da habe ich ihm gezeigt, wieviel die Repitieruhr geschlagen hat, wenn er sich nich gleich off die Socken macht. Er hat sich ooch gleich kompetent zurückgezogen."

„Ist er getroffen worden?"

„Nee; ich habe weiter rechts gezielt, vielleicht zwee Ellen weit; aber wenn er vier Fuß lange Ohren haben sollte, so is ihm die Kugel höchst wahrscheinlich durch das rechte Läppchen gefahren, was ihm hoffentlich zur physharmonischen Warnung dienen wird."

„Also haben sie sich doch schon bis herunter auf die erste Terrasse getraut! Da müssen wir aufpassen. Wir halten uns natürlich in solcher Entfernung, daß sie uns nicht sehen können, denn sonst würden sie auf uns schießen. Aber sie müssen wissen, daß wir da sind und sie nicht herunterlassen. Darum mögen Frank und Droll hinschleichen und sich eng an der Mauer niederlegen. Wenn sie dann aufwärts gegen den Himmel blicken, können sie jeden Kopf sehen, der oben über der Kante erscheint, um herabzublicken. Dann rasch eine Kugel hinauf!"

„Aber wohl ohne zu treffen?" fragte der Hobble.

„Ja. Ich möchte kein Leben vernichten."

„Da werde ich mich hüten, meine schönen Kugeln in die Luft zu schießen! Ich schtecke lieber keene in den Lauf."

Da näherte Schi-So sich Old Shatterhand und bat in deutscher Sprache: „Herr, erlauben Sie mir, an dieser Bewachung des Pueblo teilzunehmen! Sechs Augen sind besser als nur vier."

„Das ist sehr richtig," antwortete der Jäger, indem er den Jüngling, dessen Gesicht er nicht erkennen konnte, forschend anblickte. „Sie scheinen aber noch sehr jung zu sein. Haben Sie gute Augen?"

„Ja."

„Und aber auch Erfahrung?"

„Ich bin der Schüler meines Vaters," antwortete Schi-So in bescheidenem Tone.

„Wer ist Ihr Vater?"

„Nitsas-Ini, der Häuptling der Navajos."

„Was? Meines Freundes, des großen Donners? Dann wären Sie ja Schi-So, von dem ich weiß, daß er in Deutschland ist?"

„Ich bin es."

„Dann hier meine Hand, junger Freund. Ich freue mich sehr, Sie hier zu treffen; sobald wir Zeit haben, sprechen wir weiter miteinander. Wäre es heller, so hätte ich Sie wohl erkannt. Da Sie Schi-So sind, so weiß ich, daß ich Ihren Wunsch getrost erfüllen darf. Gehen Sie also mit Frank und Droll und postieren Sie sich mit ihnen so weit auseinander, daß die ganze Länge der Plattform unter Beobachtung steht!"

Der Häuptlingssohn entfernte sich, stolz darauf, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Eben, als er ging, kehrte Winnetou mit den Pferden zurück, welche in genügender Entfernung von dem Pueblo angepflockt wurden. Als dies geschehen war, fragte er Old Shatterhand: „Ich hörte einen Schuß. Aus wessen Gewehr ist er gefallen?"

Der Gefragte sagte es ihm und fuhr dann fort: „Die ledigen Pferde derer, die wir befreit haben, stehen dort im Corral; aber alles Gepäck und das ganze Sattel- und Zaumzeug ist verschwunden."

„Muß sich im Pueblo befinden!"

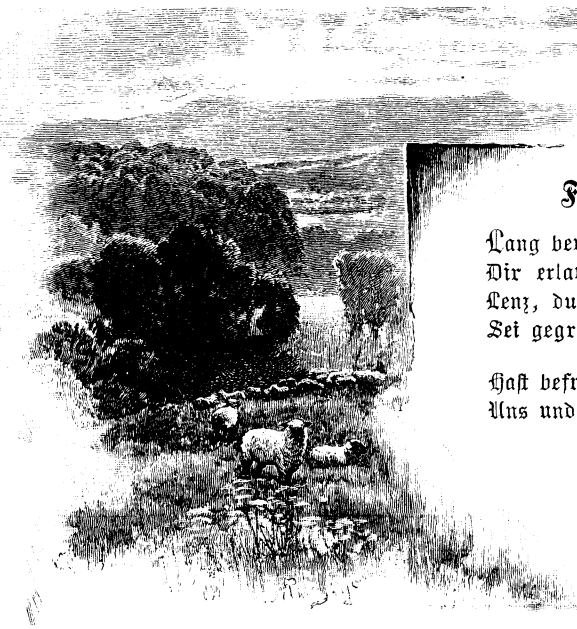
„Ja. Wir können also nicht fort, sondern müssen hier bleiben, um die Herausgabe zu erzwingen."

„Das ist nicht schwer, denn der Häuptling befindet sich in unsrer Hand."

„Wohl. Wir müssen ihn holen. Will mein roter Bruder den Befehl hier übernehmen? Dann reite ich mit Hawkens, Parker und Stone fort, um Ka Maku herzuschaffen."

„Mein Bruder mag gehen; er wird bei seiner Rückkehr hier alles in Ordnung finden."

Die drei „Kleeblätter“ waren gern einverstanden mit Old Shatterhand zu reiten. Sie gingen nach dem Corral, um ihre Tiere zu holen. Diese waren freilich ohne Zaum und Sattel, was aber den Reitern vollständig gleichgültig war. Sie schwangen sich auf und ritten in nördlicher Richtung davon. Es verstand sich ganz von selbst, daß Old Shatterhand sich nun unterwegs erkundigte, wie sie mit den Auswanderern zusammengetroffen und dann in die Gefangenschaft geraten seien. Sie hatten Zeit, es ihm ausführlich zu erzählen und von jedem der Beteiligten



Frühlingsbeginn.

Lang bevor es der Kalender
Dir erlaubt, warst du schon hier,
Lenz, du holder Freudenspender,
Sei gegrüßet auch von mir.

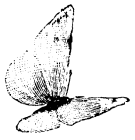
Hast befreit von Schnee und Eise
Uns und mancher Frostesnacht,
Hast dem mürrisch-finstern Greise
Winter tüchtig warm gemacht.

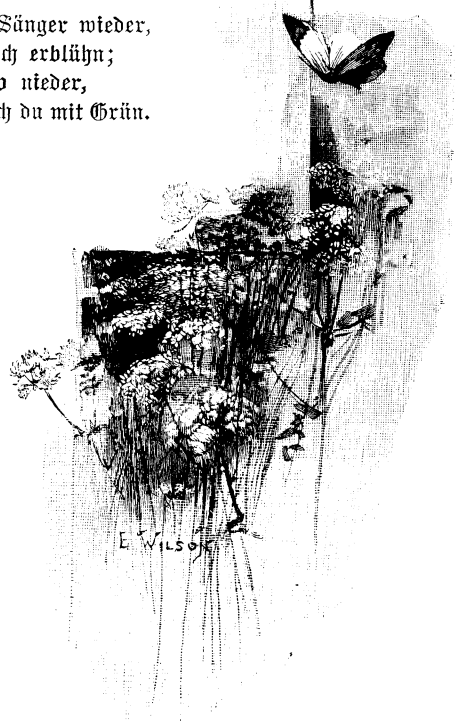
Und nun glänzest du vom blauen
Himmelsbogen in die Welt,
Steigst hernieder in die Auen,
Schreitest lächelnd durch das Feld.

Bringst die lieben Sänger wieder,
Lässest jeden Strauch erblühn;
Jede Hütte, noch so nieder,
Schmückest freundlich du mit Grün.

Lockst aus tiefem Erdenbette
Blumen, leuchtend wie Geschmeid,
Unsrer Lieben Ruhestätte
Hüllst du in ein Blütenkleid.

Habe Dank! Und halb beklommen,
Freudig halb die Seele spricht:
Lenz, wohl bist du früh gekommen,
Doch zu frühe kamst du nicht.





eine Charakterschilderung zu geben. Als er alles gehört hatte, sagte er, den Kopf leise schüttelnd: „Sonderbare Menschen und höchst unvorsichtig dazu! Also ihr habt euch ihrer angenommen und wollt sie begleiten?“

„Ja,“ antwortete Sam. „Sie bedürfen unser, und uns ist es ja ganz gleich, ob wir hierhin oder dorthin reiten. Was sagt Ihr dazu, Sir?“

„Hm! Ich wollte mit Winnetou über die Grenze, halte es aber für meine Pflicht, mich dieser Leute auch anzunehmen, zumal sie durch Gegenden wollen, wo sie ohne die Hilfe erfahrener Leute zu Grunde gehen müssen, da den Roten, auf die sie dort treffen müssen, nicht zu trauen ist. Da gilt es, wie es scheint, nachsichtig zu sein. Dieser emeritierte Kantor zum Beispiel kann gefährlich werden.“

„Ist er schon geworden. Am liebsten hätte ich ihn fortgejagt; aber das geht ja nicht. Und dann die Geschichte mit dem Oelprinzen. Was sagt Ihr dazu?“

„Schwindel!“

„Well, ist auch meine Meinung. Der Buchhalter ist ein Deutscher; darf man ihn ins Verderben laufen lassen?“

„Auf keinen Fall. Wir folgen diesem Grinley, der sehr wahrscheinlich auch noch andre Namen führt, und ich denke, daß wir ihn noch zur rechten Zeit einholen werden. Bin sehr neugierig, zu erfahren, auf welche Weise er das Oel aus der Erde gezaubert hat oder noch hervorzaubern will!“

Sie waren sehr schnell geritten und befanden sich jetzt nicht sehr weit mehr von der Stelle, an welcher der gefesselte Häuptling mit seinen Leuten zurückgelassen worden war.

Old Shatterhand erzählte ihnen, wie derselbe in seine und Winnetous Hände gefallen war, und fügte dann hinzu:

„Er hat alles geleugnet und verdient eine Strafe. Ich bin als ein Freund der Roten bekannt und lebe gern mit ihnen in Frieden, darum möchte ich mit Ka Maku so glimpflich wie möglich verfahren. Will sehen, ob er mir doch nicht vielleicht ein Eingeständnis macht. Wenn er euch sieht, merkt er sofort, wie die Sache steht; ich will also voranreiten; folgt mir langsam nach. Wenn ihr euch genau nördlich haltet, kommt ihr grad nach dem Felsen, hinter dem wir die Gefangenen zurückgelassen haben.“

Es war sehr dunkel, und ein andrer hätte sich in dieser ebenen Gegend, in welcher nichts als Anhalt und Merkmal diente, wohl kaum zurechtgefunden; Old Shatterhand aber durfte sich auf seinen Ortssinn verlassen und erreichte sein Ziel mit derselben Genauigkeit, als ob es nicht in dunkler Nacht, sondern am hellen Tage gewesen wäre.

Er war überzeugt, die vier Roten in der Lage anzutreffen, in welcher er sie verlassen hatte, dennoch aber mußte er vorsichtig sein. Sie konnten auf irgend eine Weise die Möglichkeit gefunden haben, sich frei zu machen, und nun auf ihn und Winnetou warten, um sich zu rächen. Darum stieg er in angemessener Entfernung von dem Pferde, pflockte dasselbe an und schlich sich zu Fuße nach dem Felsen hin. Als er so nahe an diesen gekommen war, daß er ihn sehen konnte, legte er sich nieder und kroch auf den Händen und Füßen weiter. Bald hatte er den hohen, breiten Stein links vor sich, machte einen kurzen Bogen und sah dann die Gefangenen liegen. Sie konnten frei sein und ihre Stellung aus Hinterlist beibehalten haben; darum ließ er sich noch nicht hören, sondern kroch so leise bis hinter den Häuptling heran, daß dieser nicht das geringste Geräusch zu vernehmen vermochte. Dann erhob er die Hand und betastete das in die Erde wie ein Pfahl gegrabene Gewehr, an welches Ka Maku festgebunden worden war. Die Riemen befanden sich noch in derselben Lage wie vorher; sie waren nicht gelöst worden. Da richtete er sich auf und stellte sich, wie plötzlich aus der Erde gewachsen, vor den Gefangenen hin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Papyrusstaude.

Wohl jeder unsrer jungen Blumenfreunde kennt die hübschen Cypergräser, welche von unsern Gärtnern in den Handel gebracht werden: aus einem Wurzelstocke, welcher sehr feucht gehalten werden muß, schießen zahlreich die schlanken grünen Schafte, von deren Spitze schirmartig die schmalen grünen Blätter überhängen.

Nach dem Vorbild dieser Cypergräser können wir uns leicht die Papyrusstaude oder Papierbinse vorstellen, die in der Geschichte des alten Aegyptens eine so bedeutende Rolle spielt: sie ist eine der größten Arten der Gattung Cyperus; 4 bis 6 Meter hoch, steht sie mit ihren an der Spitze des Schaftes schirmartig überhängenden Blättern — zwar heute nicht mehr im eigentlichen Aegypten, wo sie ursprünglich einheimisch war — wohl aber südlich davon in großen sumpfigen Uferstrecken am weißen Nil, auch zwischen Beirut und Jaffa, sowie in Sizilien bei Syrakus, im seichten stillen Wasser kleine Graswälder zusammensetzend.

Im alten Aegypten fand die Papyrusstaude eine noch umfangreichere Verwendung als der Lotos, von dem man die in der Frucht enthaltenen Körner zu Brot verbackte. Zunächst diente die Papyrusstaude den alten Aegyptern ebenfalls als Nahrungsmittel. Herodot, der Vater der Geschichte, welcher die Pflanze „Byblos“ nennt, schreibt darüber: „Den Byblos ferner, der alljährlich wächst, reißen sie aus dem Marschboden aus und schneiden dann das obere ab, um es sonst zu verwenden; was aber unten noch eine Elle lang bleibt, essen und verkaufen sie. Wer sich aber den Byblos sonderlich gut machen will, schmort denselben in einer Bratpfanne und ißt ihn so.“

Sodann machten die emsigen Aegypter aus der Wurzel des Papyrus Gefäße, aus den Binsen der Staude selbst Stricke, Decken, Tauwerk, Schleier, Segel und — das Wichtigste von allem — Papier. Sie nannten die nützliche Binsenstaude kome, auch papyrus, woraus bei ihrer Umwechslung von r in l byblos entstand. (Koptisch heißt die Staude erbpi, arabisch berdi; Linné gab ihr den Namen Cyperus papyrus, auch papyrus antiquorum.)

Die Bereitung der Papyrusstaude zu einem Schreibstoff ward in Memphis erfunden, sicher schon in uralter Zeit, denn die Aegypter schrieben das Papier dem Thot zu, „dem großen alten Gott Thot, welcher gekommen ist aus dem Lande Nubien“; dieser Gott war auch der Erfinder der Schrift, welche zuerst die Priester in Meroe übten und die eine sinnbildliche Malerei, eine Art Rebusschrift war.

Plinius schildert in seiner Naturgeschichte ausführlich die Art der Bereitung des Papyrus: Man schnitt den Stengel, deren eine Pflanze oft dreißig liefert, der Länge nach mitten entzwei und löste mit einer Nadel die inneren Häute ab, desgleichen die Häute der Wurzel. Darauf wurden die Häute auf eine Tafel gelegt, mit warmem Nilwasser gewaschen, schichtenweise neben- oder überein-

ander ausgebreitet, mit Leim oder Gummi verbunden, mit Elfenbein geglättet und alsdann gepreßt. Der obere Teil des Stengels gab feineres, weißeres Papier, als der untere. Am besten ward der Papyrus in Saïs angefertigt. Bei gutem Papyrus bemerkt man nicht leicht die Stellen, wo er zusammengefügt ist; in der Regel ist er doppelt so dick, als unser gewöhnliches Schreibpapier, aber brüchiger, nicht so weiß, sondern lichtgelb, auch nicht so glatt, sondern etwas striemig. Die Bücherrollen sind in der Regel wenig über 1/3 Meter hoch, aber lang, ein noch vorhandener Papyrus im Turiner Museum mißt etwa 50 Meter. Man beschrieb den Papyrus meist nur auf einer Seite, weil die Tinte durchschlug; man rollte ihn in der Regel zusammen, um Brüche zu vermeiden. Die Rollen pflegte man in Leinwand einzuschlagen. Ein Beschreibstück hieß Charta. Die Tinte, aus feingeriebener Holzkohle und Gummi bereitet, wurde in festen Stücken wie unsre Tusche, aufbewahrt und vor dem Gebrauch in Wasser aufgelöst. Zu roter und gelber Tinte verwendete man Bleioxyd und Ocker.

Die Papierbereitung war ein Regale, das der Regierung große Erträge abwarf, und blieb lange Zeit ein ägyptisches Geheimnis. Erst mit der Ankunft der Araber hörte Aegypten auf, der Papierlieferant für die schreiblustige Welt zu sein. Die Binsenstaude lieferte zugleich das Schreibrohr, doch wurde auch mit dem Pinsel geschrieben. Wir begreifen jetzt, daß die Hieroglyphe, welche die Papyrusstaude darstellt, Unterägypten bedeutet, wo die Pflanze besonders gedieh.

Man schrieb hockend, eine Schreibtafel auf dem linken Knie haltend; die Schrift ging von rechts nach links; bei einem neuen Abschnitt war das erste Wort rot.

Der älteste Papyrus, den wir besitzen, ist der Papyrus Prisse, die älteste geschriebene Sittenlehre enthaltend.

Den Toten im alten Aegypten wurde oft mitgegeben, was ihnen im Leben lieb gewesen war, so auch Papyrusrollen. Auf diese Weise sind wichtige Schriftstücke erhalten worden. Namentlich gab man den Toten die Gebete mit, welche sie in den Wanderungen durch das Jenseits vor den einzelnen Göttern sprechen sollten. So befindet sich in Turin ein 12 Zoll hoher, 57 Fuß langer Papyrus, worin die Begegnisse des Toten auf der langen Wanderung dargestellt sind: wohin er kommt, was er thut, was er hört und sieht, die Gebete und Anreden, die er zu den verschiedenen Göttern spricht, denen er sich nähert. Der Tote, der den Papyrus bei sich trug, hieß Ahapanuk, oder Freund der Anuke.

Von den Aegyptern überkamen die Römer die Kunst der Papierfabrikation. Ihre besseren Papiere nannten sie Kaiserpapiere, und zwar die schönste Sorte nach dem Augustus, die darauf folgende nach seiner Gemahlin Livia.

Unter Kaiser Claudius legte Palämon eine Papierfabrik an und erzielte eine bis dahin ungekannte Feinheit des Papiers, welche selbst die sogenannten Kaiserpapiere übertraf. Andre gute Papiere hießen Königspapier, Cornelianisches, Fannisches (nach Fannius Palämonz); das vollkommenste soll das gleichzeitig sehr glatte und dichte Papier gewesen sein, welches dem Claudius zu Ehren benannt war.

Unter Kaiser Tiberius mißriet einmal die Papierstaude und es entstand sofort große Papiernot. Es ward deshalb eine Kommission beauftragt, den Verbrauch des Papiers zu überwachen, und durch dieselbe jedem Bedürftigen nur ein gewisses Quantum Papier verabreicht. Es wirkte hierbei freilich auch sehr viel die engherzige Spekulation der ägyptischen Besitzer mit, welche den Anbau des Papyrus außer den bestimmten Stellen nicht gestatteten. Natürlich steigerten sie hierdurch die Preise ihres Erzeugnisses zu fabelhaften Höhen, und Firmus, ein Zeitgenosse Zenobias, konnte sagen, er habe so viel Einkünfte aus seinen Papierfabriken, daß er ein ganzes Heer damit unterhalten könne. Der Staat erhob vom Papier eine bedeutende Steuer.

Das aus Papyrus gefertigte Papier besitzt große Haltbarkeit. Champollion hat Papyrusrollen entdeckt, die im 18. Jahrhundert vor Christus beschrieben, also gegen drei und ein halbes Tausend Jahre alt waren. Auf der berühmten Bibliothek in Alexandria sollen 700 000 Rollen beschriebener Papyrus aufbewahrt gewesen sein.

Mit dem leicht zu gewinnenden Schreibstoff kam die Zeit der Bücher, von denen Wuttke in seiner „Geschichte der Schrift," treffend sagt: „Die Bücher sind äußerlich gewordene, in dauerhafter Gestalt auftretende Geistesthaten; sie sind es, welche den Fortschritt sichern, verbreiten, steigern und ein gemeinsames geistiges Leben der Menschheit herbeiführen. Im äußeren Wandel ist, wie das Wort dieses besagt, die Gewalt das Waltende . . . In der Welt der Schriften hingegen lebt die Wahrheit, und sie helfen am meisten, die Vernunft zur Herrschaft über das Menschengetriebe zu bringen. Ein Schriftsteller wird dadurch, daß er Bücher schreibt, eine Macht für sich. Aber einzig vermöge des Wahren, das die Schrift enthält, lebt sie fort."

Seltener Freundschaftsdienst.

Im Jahre 1784 verwüstete eine schreckliche Feuersbrunst in der Stadt Port au Prince auf der Insel St. Domingo viele Häuser und vernichtete zahlreiche Menschenleben. Ein Schatzmeister, Namens Roberjos de Lastigues, hatte wenige Tage vor diesem traurigen Ereignis seinem Freunde Giraud ein großes Magazin um die Summe von 180 000 Livres verkauft, wovon der dritte Teil bar angezahlt war. Käufer und Verkäufer waren Zuschauer dieses fürchterlichen Feuers. Giraud, der das Umsichgreifen des gefräßigen Elementes angstvoll verfolgte, beklagte sich bitterlich und meinte, er werde dadurch zu Grunde gerichtet. „Trösten Sie sich," beruhigte ihn Lastigues, „Sie sind ein Familienvater und ich bin Ihr Freund; als ich Ihnen mein Eigentum verkaufte, ließ ich Sie Herr sein über die Bedingungen und Sie haben mit Recht geglaubt, ein gutes Geschäft zu machen.

Jetzt tritt ein Ereignis ein, das wir beide nicht erwarten konnten und das Ihnen den größten Schaden zufügt. Niemals könnte ich mich darüber beruhigen, Sie ruiniert zu wissen. Bleibt das Magazin von den Flammen verschont — was wohl das Beste für Sie wäre — so soll unser Handel als zu Recht bestehend betrachtet werden; wird es vom Feuer verzehrt, so soll der Verkauf null und nichtig sein." — Einige Augenblicke später ergriff das Feuer das Gebäude und legte es vollständig in Asche.

Am andern Morgen schickte Lastigues seinem Freunde die 60000 Livres und in einem Couvert den in kleine Stücke zerrissenen Kaufkontrakt.

Zur Einsegnung.

Es ruft der Glocken heil'ger Klang
Dich heut zum gottgeweihten Ort.
O, nimm zu diesem ernsten Gang
Von mir, mein Sohn, ein mahnend Wort.

Vertraue stets dem Herrn der Welt,
Der treu dich nahm in seine Hut.
Wohl dem, der gern sich zu ihm hält!
Er bleibt im Sturm des Lebens gut.

Vergiß sie nicht, die dich gepflegt,
Dir raten, helfen gern aufs neu',
Die guten Samen dir gelegt
Ins junge Herz — sei dankbar, treu!

Erhalte dir die Seele jung
Und frisch und froh für alle Zeit!
Wer Mut besitzt und Kraft und Schwung,
Ist gegen manchen Schmerz gefeit.

Hilf andern gern in ihrer Not,
Geh nicht an fremdem Leid vorbei.
Die Liebe sei dein Hauptgebot,
Denn sie nur macht die Herzen frei.

Ueb' immer redlich deine Pflicht,
Mit Gott fang alle Arbeit an,
So daß man einstmals von dir spricht:
„Er war ein echter Christ und Mann."

Goldfritz.

Es war um das Jahr 1696, als zur Mittagszeit, just nach Schluß der Schulen, eine dem mittleren Bürgerstande angehörende Frau mit einem schwarzberockten Herrn auf dem sonnigen Marktplatze stand und mit bekümmerter Miene den Worten des langen, dürren Männleins lauschte, das seit vielen Jahren als wohlbesoldeter Magister am Lyceum der Stadt Schleitz im Voigtlande angestellt war.

„Ja, liebe Frau, ich kann Ihr nichts andres sagen," nahm der Mann der Wissenschaft, sich zum Fortgehen wendend, nochmals das Wort, „der Fritz ist eben ein unverbesserlicher Taugenichts, — ja, ein Taugenichts. Wenn es meiner Autorität und dem Haselstock nicht gelingt, dem Jungen Respekt beizubringen, so wird Sie natürlich erst recht nichts zuwege bringen!"

Der Magister reckte seine hagere Gestalt noch höher auf, warf einen selbstbewußten Blick durch die Brillengläser und ließ bezeichnend sein silberknopfiges Bambusrohr durch die Luft sausen.

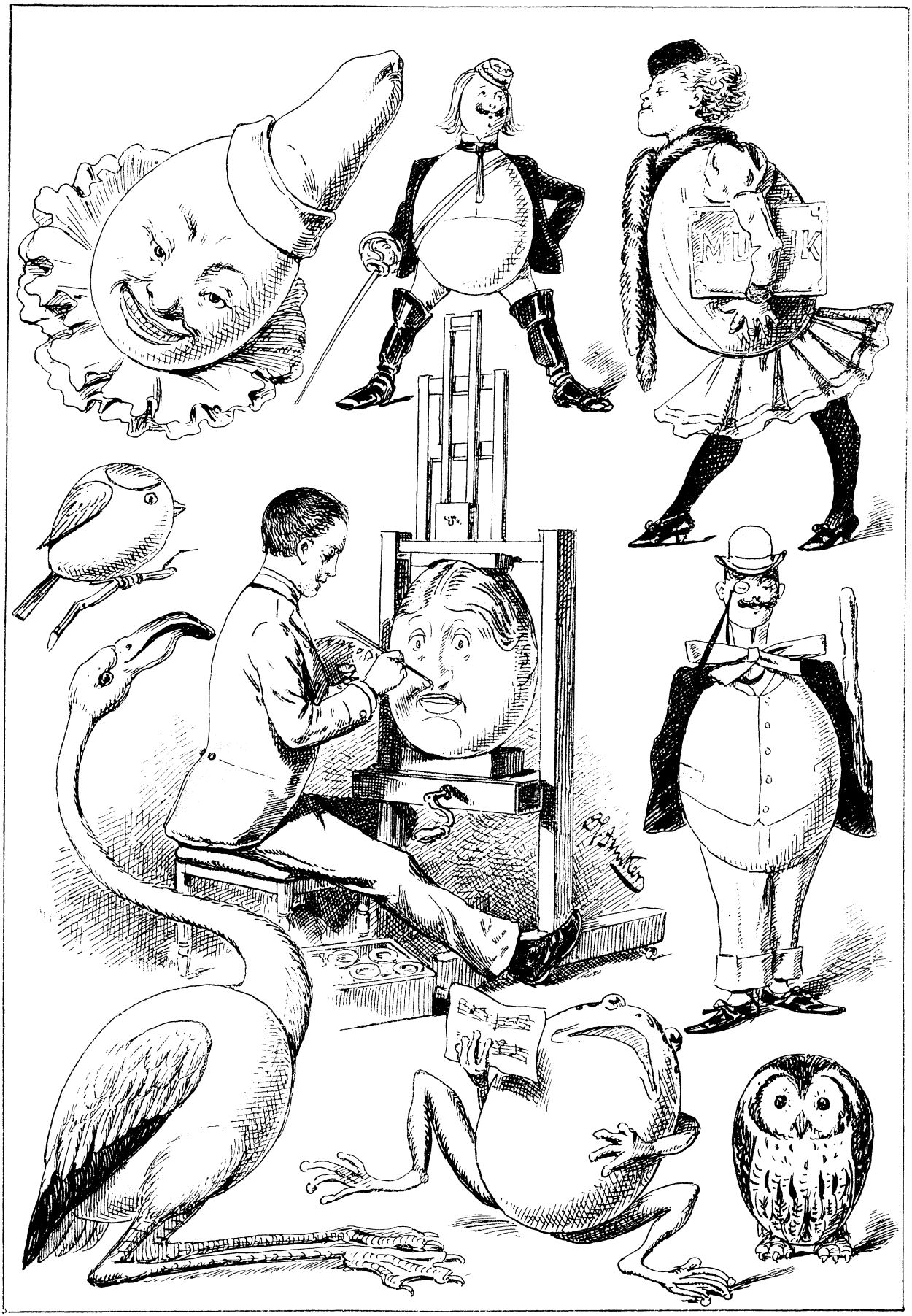
„Mein Gott, was soll aber mit dem Fritz werden, wenn er aus der Schule kommt? Ihm fehlt die feste leitende Hand des Vaters, das möchtet Ihr doch auch mit bedenken, werter Herr Magister!"

„Da hat Sie ganz recht, liebe Frau. Die väterliche Zucht fehlt! Sowie der Junge meiner Führung entwachsen ist, muß Sie ihn in eine strenge Lehre geben."

„Ja, wohin aber? Und als was?"

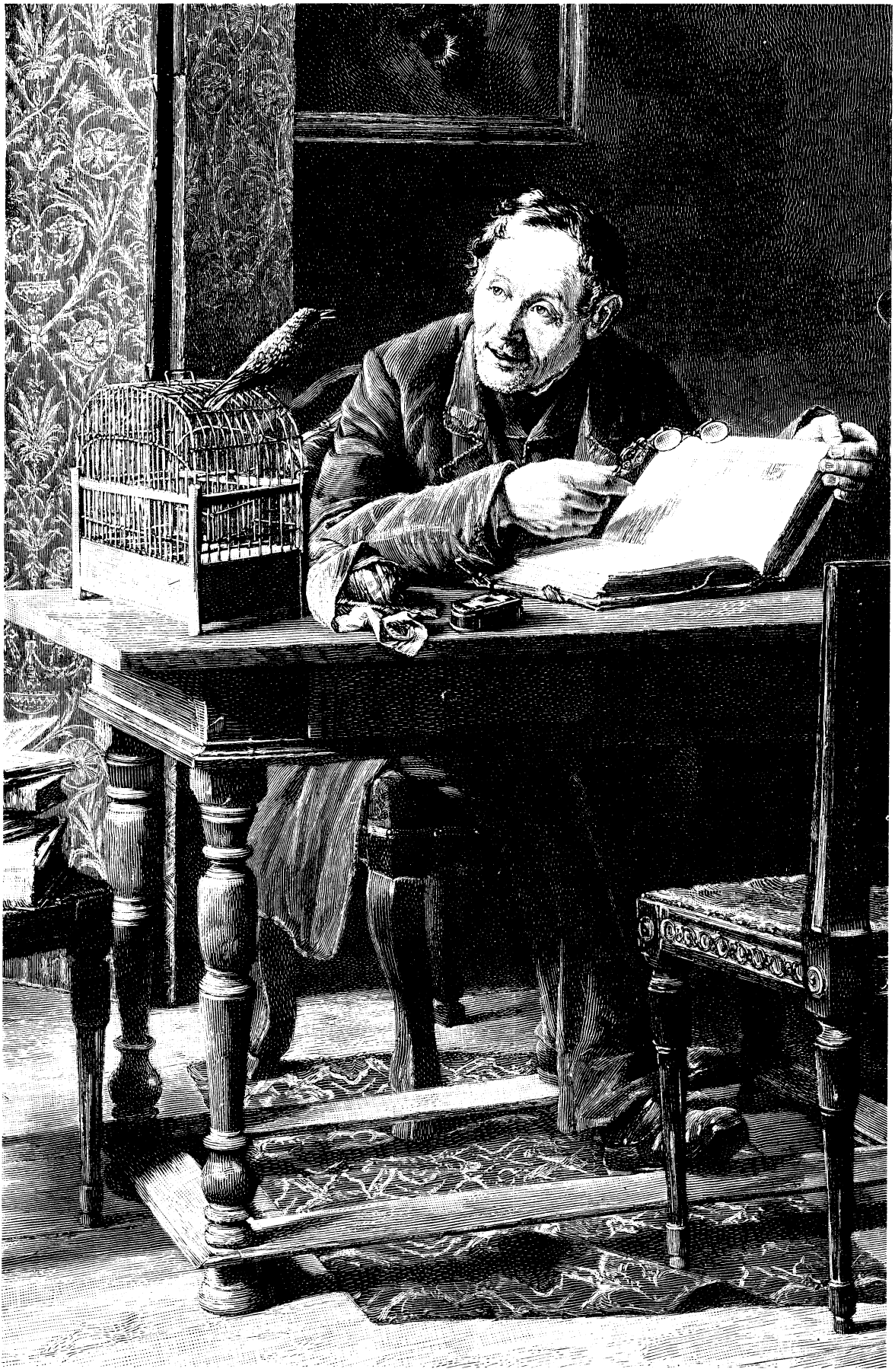
„Sie muß nie zwei Fragen auf einmal stellen, liebe Frau! Wohin? Nun, ich habe in Berlin einen alten Jugendfreund, der Apotheker ist, der wird den Fritz auf meine Verwendung gewiß als Lehrling aufnehmen. Der Junge ist in der Physika und Chemie sehr gut zu Hause, und wenn er nur halb so fleißig und willig ist, als er gute Anlagen besitzt, so wird er's sicher noch einmal zu etwas bringen."

Auf diese wohlwollenden Worte des Herrn Magisters hin klärten sich die kummervollen Züge Frau Böttchers zu hoffnungsfrohem Ausdrucke auf, und sie wäre dem gestrengen Lehrer der Wissenschaften schier vor Freude um den Hals gefallen, wenn dies erstens nicht unschicklich, und wenn zweitens der Magister nicht gar so lang gewesen wäre. So begnügte sie sich, beglückt zu stammeln:



(Nachdruck verboten.)

Was man alles aus Ostereiern machen kann!



Der Störenfried.

„Und das wolltet Ihr wirklich thun? Ihr wolltet Euch wirklich für meinen Fritz verwenden? O, der liebe Gott möge Euch dafür reichlich lohnen."

„Ist schon gut, ist schon gut! Habe mit Ihrem seligen Manne manchen Schoppen im ‚Goldenen Eber' getrunken, ich thue ihm gern noch was zu lieb. Aber nun gehe Sie, und nehme Sie den Fritz gehörig vor! Werde morgen das Meinige thun!"

Frau Böttcher drückte die dargebotene knochige Hand des gelehrten Herrn, knixte und eilte nach Haus, das Herz voll widerstreitender Gefühle.

Indessen saß Fritz, der Nichtsnutz, über den soeben gesprochen worden war, stillvergnügt hoch oben in einer leerstehenden Bodenkammer des elterlichen Hauses, allwo er sich ein „Laboratorium" eingerichtet hatte. Fritz neigte nun einmal zu physikalischen und sonst allerlei chemischen Experimenten, oder, wie seine Mutter sagte, zum „panschen", und statt die ihm uninteressanten Unterrichtsstunden zu besuchen, schwänzte der Thunichtgut einfach die Schule, trotz des meterlangen Haselstockes des gestrengen Magisters, mit dem er schon oft Bekanntschaft gemacht hatte.

An jenem Tage war Fritz nun wieder nicht in der Schule gewesen, aber auch zu Hause hatte ihn niemand gesehen. Von seinem geheimen Laboratorium wußte keines Menschen Seele, denn Fritz war eben gar gescheit und wußte genau, wie er's anzudrehen hatte, sich geschickt zu verbergen. Die kleine Kammer lag am fernsten Ende des Dachbodens und bekam nur durch eine einzige kaum fußlange Luke spärliches Licht; dessenungeachtet sah es drin aus wie in einer Hexenküche. Unter einem Dreifuß züngelten blaue Spiritusflammen empor, in kleinen Tiegeln, Kesselchen und Glaskolben brodelte, zischte, dampfte und glitzerte es und daneben standen lange Violen und bauchige Fläschchen mit allerhand farbigem Inhalt. Davor aber kniete die kräftige Gestalt eines etwa vierzehnjährigen Knaben, dessen blitzende, große braune Augen unverwandt dem Kochprozesse auf dem Dreifuß folgten. Reiches dunkelbraunes Lockenhaar fiel ihm in die hohe Stirn herein und beim ungewissen Scheine der bläulichen Flamme, im Zwielicht der dunklen Bodenkammer, erschien das blasse scharfgeschnittene Gesicht des Knaben beinahe geisterhaft und übernatürlich.

„Diesmal wird's! So hat sich's bisher noch nicht gefärbt!" rief der junge Alchimist jubelnd, und tiefer bog er sich auf den kupfernen Kessel herab; er merkte nichts von den immer dichter und schwerer aufsteigenden Dämpfen, er empfand es nicht, daß ihm das Atmen immer schwerer fiel, bis ihn plötzlich ein Schwindel erfaßte und er rückwärts taumelnd, den Spiritusnapf, Dreifuß und Kessel umstieß. Zischend ergoß sich der Inhalt auf den Boden, ein paar Violen sprangen knisternd entzwei und Fritz strebte entsetzt dem Ausgang zu, stürzte aber nach einem schwachen Rettungsversuche quer vor der Thüre bewußtlos nieder.

Wie lange er so gelegen haben mochte, konnte niemand sagen, aber eine zufällig auf den Boden steigende Frau roch die erstickenden Dämpfe und drang nach der versteckten Kammer vor; mit einem Schrei des Entsetzens jedoch prallte sie zurück, als sie einen Menschen inmitten der aufzüngelnden Flammen gewahrte und schließlich Böttchers Fritz an dem braunen Lockenkopf erkannte. Sie zog den halbtoten Knaben heraus und rief die Leute im Hause zusammen, damit sie das ausbrechende Feuer ersticken halfen. Sämtliche Hausbewohner, ja die ganze Nachbarschaft kam herbeigeeilt und stand nun von der Bodenkammer an bis vor die Hausthüre, um die Unglücksmär zu hören und weiter auszuspinnen, indessen ein paar besonnene Leute den armen Fritz an die frische Luft getragen hatten, und ihn mit Wasser, Riechsalz und Abreibungen wieder ins Leben zurückzurufen strebten.

Als Frau Böttcher ihrem Heim nahte, fiel ihr sogleich die versammelte Menschenmenge auf, und wie ein Stich durchzog sie der Gedanke: „Es wird doch nichts Schlimmes passiert sein? Am Ende der Fritz? . . Ja, aber was sollte der denn angestellt haben! Nein, es würde sicher etwas andres sein!" Also suchte sich Frau Böttcher selbst zu beruhigen, aber es gelang ihr nur mangelhaft, denn angstvoll blickten ihre großen braunen Augen der Nachbarin ins Gesicht, die ihr beim Eintritt ins Haus entgegenkam, und im Bestreben möglichst schonend zu sein, mit den Worten herausplatzte: „Ach, erschrecke nur nicht, es ist ja noch gut abgelaufen, aber der Fritz . . ."

„Um Gotteswillen, was ist's mit dem Fritz?" schrie die geängstigte Frau, und auf die vielen Umstehenden blickend, jammerte sie: „Er ist verunglückt! — Fritz, wo bist du? — Fritz, hörst du denn nicht? Wo ist er, so führt mich doch zu ihm!"

Fritz hörte allerdings nichts von dem Schmerzensausbruch seiner Mutter, sondern lag starr und steif auf dem Sofa eines mitleidigen Hausgenossen, und nur mit vieler Mühe gelang es den Leuten, die aufgeregte Frau einigermaßen zu beruhigen, und ihr den Hergang der Sache zu erzählen.

Fritz wurde nun in die elterliche Wohnung getragen, zu Bett gebracht, und wenige Minuten später erschien der Doktor, ein wohlbeleibter freundlicher Herr mit einem üppigen weißen Zopf, einer Nase, die Material für zwei hergegeben hätte, und einer wohlbekannten Schnupftabaksdose, die zur Größe des Geruchsorgans in gutem Verhältnisse stand.

„Nun, wo fehlt's denn dem Tausendsapperloter?" fragte er in seiner gewohnten jovialen Weise, an das Lager des jugendlichen Alchimisten herantretend.

„Hm, hm — böse Geschichte — kleine Vergiftung durch Gase — starke Betäubung — hm, Sie braucht deshalb aber keine Angst zu haben, gute Frau Böttcher, Ihr Fritz wird schon wieder hergestellt! Wozu wären wir denn Doktor!" Er lachte und nickte der besorgten Mutter zuversichtlich zu und beschäftigte sich dann mit seinem Patienten.

Fritz erwachte denn auch bald aus seiner Betäubung, klagte aber über Uebelsein und schien nicht ganz klar im Kopfe.

„Ist nicht anders zu erwarten; wird sich bald haben! Gehe Sie sofort zum Apotheker und lasse Sie dies Rezept machen. Heute abend komme ich noch einmal her."

Der Doktor schrieb etliche lateinische Worte auf ein Blatt Papier, faltete es bedächtig zusammen, nahm eine Prise und wandte sich zum gehen. An der Thüre wiederholte er noch einmal: „Aber sehe Sie ja darauf, daß er pünktlich einnimmt, und rede Sie nicht in ihn hinein, er muß Ruhe haben."

Diese energische Ermahnung war nicht ganz unnötig, denn Frau Böttcher hätte nur zu gern von Fritz selber so bald als möglich die ganze Unglücksgeschichte gehört. So fügte sie sich ins Unabänderliche, schickte einen Burschen zum Apotheker und sie selbst eilte nach der Bodenkammer, um sich von den übrigen Hausbewohnern die Stätte des Unheils zeigen zu lassen. Verkohlte Dielen und angebräuntes Gebälk, ein Chaos von zersprungenen Büchsen, Näpfen, Gläsern, von ausgelaufenen Farben und ähnlichem, dazu halbverzogener Qualm und ein atemraubender Gas- und Brandgeruch, dies alles stellte ein Bild arger Verwüstung dar, so daß Frau Böttcher die Hände zusammenschlug und schier sprachlos vor dem vernichteten Arbeitsfelde ihres hoffnungsvollen Sprößlings dastand.

„Ist ein Malefizbub, der Fritz!" sagte der stoppelbärtige Hauswirt. „Aber es steckt was in ihm! Wenn nur der selige Münzmeister noch lebte, der würde schon einen ganz tüchtigen Burschen aus ihm machen. Ich habe es schon lange gesagt. Der Junge muß aus dem Haus, unter männliches Kommando, zu einem Quacksalber oder sonst einem Panschfritzen."

Der gute Mann hatte sehr recht mit seinem Ausspruch, aber Frau Böttcher hatte keine großen Mittel, und ihre ganze Hoffnung stand auf der Verwendung des Herrn Magisters. Sie nickte darum dem Hauswirt betrüblich zu, und ging, um sich der Pflege des jungen Kranken hinzugeben.

Fritz war eine kräftige Natur; er fühlte sich rasch wohler und nahm nur widerstrebend die verordnete Medizin, aber er gab allen Fragen der Mutter nur ausweichende Antworten, und schaute niedergeschlagen vor sich hin. Als gegen Abend der Doktor kam, fand er zu seiner Freude den Kranken völlig außer Gefahr, und er wiederholte seine oft und gern angewandte Rede: „Ja, wozu wären wir denn Doktor!"

Fritz blieb auch dem Arzt gegenüber kleinlaut und erst als sich der alte Herr neben seinem Lager niedergelassen hatte und freundlich drohend sagte: „Warte Er nur, Er Schlingel, was hat Er denn angestellt da oben in der Bodenkammer? Hätte beinahe das Haus angezündet mit seiner Spielerei . . ."

„Ich habe nicht gespielt, Herr Doktor, ich habe wochenlang probiert, und nun, da es beinahe geglückt, nun ist mir das Glas zersprungen und der kleine Kessel ist ausgelaufen, ach, es ist alles vergeblich gewesen!"

Fritz hatte anfangs in großer Erregung gesprochen, zuletzt aber war seine Stimme beinah weinerlich geworden, und auf dem immer noch fahlen Gesicht des Jungen lag der Schatten tiefer Kümmernis.

„Er hat nicht gespielt? Was hat Er denn sonst gemacht, he?" fragte der Arzt halb belustigt, halb interessiert. Fritz schaute verlegen nieder und zögerte mit der Antwort, endlich nach einem prüfenden Blick auf das gute freundliche Gesicht des alten Herrn, sagte er halblaut: „Ich — ich wollte — — Gold machen!"

„Gold? — Wie — Gold? Gold hat Er machen wollen?"

Der wohlbeleibte Doktor sprang wie elektrisiert von seinem Sessel auf und starrte den Knaben an, dann brach er in ein dröhnendes Lachen aus, daß der guten Frau Böttcher himmelangst wurde, denn sie dachte nicht anders, als der ehrwürdige Medikus sei übergeschnappt.

„Gold hat er machen wollen? Gold? hahaha, Gold, es ist zum totlachen! So ein Schulknirps will Gold machen, ist uns alten Magistern der Alchimie und Physika noch nicht gelungen, hahaha!" Endlich beruhigte sich der dicke Herr allgemach, schob eine Portion Tabak ins Geruchsorgan und sah mit thränenden Augen Fritz in das bestürzte Gesicht.

„Ich habe es aber beinahe fertig gebracht!" entgegnete dieser halb beleidigt, halb trotzig.

„Beinahe! Ja, lieber Junge, an dem ‚beinahe' scheiterte bislang aber noch all unsre Wissenschaft! Wie hat Er's denn übrigens angefangen, das Goldmachen, hat Er denn ein Rezept dazu?"

Der Doktor hatte einigermaßen seine würdige ernste Haltung wiedergefunden und begann sich für seinen unternehmenden jungen Patienten zu interessieren. Fritz, der seine Versuche bis jetzt streng geheim gehalten hatte, warf einen zweifelnden Blick zur Mutter hinüber, deren Erzählertalent guten Nachbarn gegenüber er fürchtete, dann aber nickte er, geschmeichelt durch das Interesse des Doktors, bejahend und zog aus dem Unterfutter seines Rockes ein schmales, vergilbtes Streiflein Papier hervor, auf welchem allerhand Abkürzungen lateinischer Worte standen.

Der Doktor setzte die Brille auf und las — er las noch einmal, schüttelte das bezopfte Haupt und gab endlich Fritz den Zettel zurück. Er war verblüfft. Fritz warf einen triumphierenden Blick auf den Arzt und dieser sagte aufstehend: „Weiß der Kuckuck, wie Er zu dem Rezept gekommen ist — es stammt von einem der größten Alchimisten unsrer Tage! — Halte Er sich brav in der Schule, und wenn Er entlassen wird, dann komme Er zu mir, ich will Ihn zu einem tüchtigen Adepten machen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Störenfried.

Der alte Herr, ein Gelehrter, sitzt in seinem einsamen Stübchen über ein Buch gebeugt, das seine ganze Aufmerksamkeit fesselt. Stundenlang schon nimmt ihn das Studium des Werkes in Anspruch und er möchte noch weiter lesen, weshalb er Auftrag erteilt hat, daß man ihn nicht stören solle. Aber der liebe kleine Starmatz will nichts davon wissen und wenn er es auch vermöchte, so würde sich der muntre Vogel doch kaum allzulange um dieses Gebot kümmern. Eine Weile schon

hat er seinen Herrn bei dem ihm unverständlichen Treiben beobachtet, endlich reißt ihm der Geduldsfaden und er versucht, ihn durch sein halb fragendes, halb übermütiges Gezwitscher zur Beendigung seines Thuns zu veranlassen. Wieviel lustiger wäre es doch, wenn er sich lieber mit dem kleinen gefiederten Schelm beschäftigen möchte. Aber das Locken des Starmatz' hilft nicht viel, zwar huscht beim Anblick des kleinen Störenfried ein freundliches Lächeln über das Antlitz des alten Mannes, indessen im nächsten Moment schon kehrt er zu seiner Arbeit zurück, nicht ohne Freund Starmatz weitere Störungen unter Androhung der fürchterlichsten Strafe in das Bauer zu verweisen. Wie lange wird es dauern und der liebe grau-weiße Störenfried wird sein loses, geschwätziges Treiben wieder beginnen.

Was man alles aus Ostereiern machen kann.

(Zum Farbendruckbilde.)

Wodurch der Sekundaner Anton Jäckel zu jenem Spitznamen „Apelles" gekommen, ist leicht zu erraten: er malte. Er hatte sogar auf seiner Bude eine Staffelei stehen, an welcher er manche Stunde seiner schulfreien Nachmittage verbrachte, ganz vertieft in die Wiedergabe von Tieren und Menschen. Als einst die Sekundaner „Kastor" und „Pollux" die Treppe hinaufgepoltert und in die Bude gestolpert waren, hatten sie zu ihrem Erstaunen Anton Jäckel hinter einem sonderbaren braunen Gestelle sitzen sehen, das sie anfangs für eins der antiken Belagerungswerkzeuge aus dem Geschlechte der Katapulte und Ballisten zu halten geneigt waren, bis es ihnen der lachend hervortretende Anton als eine Staffelei bezeichnet hatte. Und da sahen Kastor und Pollux auch schon ein hübsches Menschenbildnis, das auf dem Gestelle stand, leuchtend in frisch aufgesetzten Oelfarben. „Aber du bist ja der reine Apelles!" riefen die Dioskuren wie aus einem Munde — und der Spitzname war fertig.

Apelles war ein frischer, froher Geselle, stets zu Scherz geneigt, d. h. in Stunden, wo es angebracht war. In der Schule war er ernst und tüchtig. Auf seiner Bude hatte er, außer der bemeldeten Staffelei, ein altes schwarzes Damastsofa stehen, auf welchem schon Generationen von Pennälern gesessen hatten, denn die Bude war eine Mietsbude für auswärtige Schüler. Dieses Sofa war ein merkwürdiges Möbel: wenn man sich darauf setzte, so ließen einige locker gewordene Sprungfedern eine sanfte Musik ertönen — „die Harmonie der Sphären", wie die Sekundaner sagten. Nebenbei hatten diese jungen Herren das Experiment so häufig wiederholt, daß das Sofa sehr offenherzig geworden war, d. h. sein schwarzer Damastüberzug hatte Lücken und Löcher bekommen, aus denen die Polsterung, ganz ordinäres Seegras, verräterisch herausschaute. Diese Offenherzigkeit verdroß endlich unsern Apelles und er ersuchte seinen Hauswirt um einen neuen Ueberzug. Der Hauswirt aber zeigte sich in dieser Angelegenheit als Fabius Cunctator. Da beschloß Apelles seine Zuflucht zu einem lustigen Streiche zu nehmen; wußte er doch, daß er es bei seinem gutmütigen, dem Scherz und Frohsinn selbst nicht abgeneigten Hospes wagen durfte. Eines Morgens, bevor er zum Gymnasium ging, holte Apelles heimlich aus dem Ställchen hinter dem Hause die Ziege auf seine Bude, band sie mit einem blauseidnen Schlips an das Sofa und sagte: „Nun friß dich satt an dem Heu, du Schäkerer und Meckerer!" Das Tier befolgte sofort diese Einladung. Für sich hin lachend, ging Apelles zur Schule und malte sich den ganzen Vormittag (selbstverständlich nicht während des Unterrichts) in Gedanken die Ueberraschung des Hauswirtes aus. Dieser ersah den Vorgang alsbald, lachte und ging zu seiner Frau. „Du," sagte er zu ihr, „wir wollen dem Spaßvogel ein besseres Sofa ins Zimmer stellen und ihm überdies ein Dutzend Hühnereier ins Nest legen. Gesagt, gethan. Apelles war von dieser zweifachen Wirkung seines Schelmenstreiches selbstverständlich höchlich erbaut und stürzte alsbald über den Korridor in die gegenüber liegende Stube, welche zwei andre Sekundaner, „Schnäuzchen" und „Wodan" gemeinschaftlich bewohnten. „Kolossaler Ulk!" rief er ihnen entgegen und erzählte dann die Geschichte.

„Und was gedenkst du mit den Eiern anzufangen?" fragte Schnäuzchen — „ein Eierkuchen" — und er leckte sich die kirschroten Lippen.

„Eierbier ist auch nicht zu verachten. Echt germanisch!" meinte Wodan und rollte seine großen blauen Augen.

„Nein, nein!" wehrte Apelles ab. „Ich gedenke vielmehr aus den Eiern kostümierte Ostereier zu machen und diese dann, in eine Schüssel mit feinem Salze gelegt, unserm Hospes wieder zu überreichen. Ich male mir schon in Gedanken seine erstaunten Mienen und die Verwunderungsrufe seiner Frau und seiner neun Kinder aus."

„Kostümierte Eier?" fragte Schnäuzchen befremdet. „Was ist das?"

„Das ist," erwiderte Apelles, „wenn man Eier mit bunten Farben bemalt, ihnen die Gesichtszüge von Menschen oder Tieren gibt, und sie dann mit Hilfe von Papier- oder Zeugläppchen in Kostüme steckt, wodurch sich höchst drollige Gestalten erzielen lassen."

„O, da sind wir mit dabei!" rief Schnäuzchen und Wodan wie aus einem Munde.

„Mit Plaisirvergnügen nehme ich eure Hilfe an, und gleich heute nachmittag, da wir frei haben, kann der Zauber losgehen," antwortete Apelles.

Schnäuzchen aber, der ein großer Deklamator vor dem Herrn war, sprach mit Schwung:

„Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen;
Freud' ist des Vaters erhab'nes Gebot;
Freude der Unschuld kann niemals gereuen,
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod."

„Schnäuzchen gibt immer etwas Senf zum Gemüse," bemerkte Wodan trocken.

Nach dem Mittagessen sehen wir das Triumvirat

Apelles-Schnäuzchen-Wodan im „Atelier“ des Apelles sitzen. Die Staffelei ist in die Mitte gerückt; ein Kasten mit Aquarellfarben steht auf der Erde, Palette und Pinsel liegen auf einem Stuhl ohne Lehne.

„Zunächst,“ bemerkt Apelles, „müssen wir die Eier in ein siedendes Wasserbad tauchen, halbhart gekocht, damit sie genießbar seien. Denn nachdem sich die neun Kinder unsres Hospes an dem Anblick der kostümierten Eier ergötzt haben, werden sie dieselben nach Kindermanier auf-essen.“

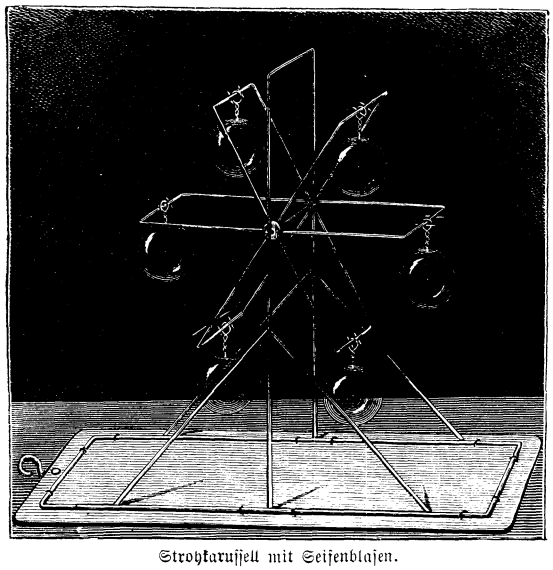
„Unzweifelhaft!“ antwortet Wodan mit trockenem Ernst.

„Dann auch,“ fährt Apelles fort, „bewirkt das heiße Wasserbad, daß die Eierschalen rein von fettigen Substanzen werden und die ausgemalten Farben um so besser annehmen.“

„Leuchtet ein, wie eine Feuersbrunst,“ bemerkt Schnäuzchen.

Auf einer Spiritusmaschine werden nun die Eier halbhart gekocht — der dicke Wotan kann sich nicht enthalten, eins zu probieren; dann läßt man sie, in eine alte Turnkappe gebettet, abdampfen.

„Wir thun gut,“ fährt Apelles fort, „wenn wir unsre Malereien auf die noch warme Schale des Eies tragen, dann trocknen die Farben schneller.“ Hierauf bringt er eins der Erzeugnisse Gackeleias zwischen die Stellvorrichtungen seiner Staffelei, so daß es mit dem stumpfen Ende nach unten, mit dem spitzen nach oben steht, nimmt auf seinem Stühlchen Platz, tunkt einen der Pinsel in die auf eine Porzellanpalette getupfte Aquarellfarbe und beginnt zu malen. Wodan und Schnäuzchen blicken ihm über die Schulter.



Strohkarussell mit Seifenblasen.

Apelles malt nun auf das obere Ende des Eies eine braune, weibliche Haarfrisur, darunter — mit einem andern, feineren Pinsel — zwei dunkle Augen, dazwischen eine rötliche Nase, darunter einen kirschroten Mund und daneben zwei rosige Backen mit Ohrmuscheln. Die Wirkung ist so komisch, daß Schnäuzchen und Wodan zu lächeln, zu kichern, zu lachen anfangen. „Das ist ja ein Gebilde, wie es uns Schiller in seiner Glocke gezeichnet hat!“ platzt Schnäuzchen los und beginnt alsbald mit großartigem Schwung zu deklamieren:

„Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.“

Dann, in seine gewöhnliche Sprechweise zurückfallend, sagt Schnäuzchen neckend: „Du, Apelles, wie wäre es, wenn wir dieses Gebild aus Himmelshöh'n unserm Wodan als Freia zugesellten?“ — was ihm einen freundschaftlichen Rippenstoß von Wodan einträgt.

Apelles aber spricht, indem er sich über die Schulter nach seinem Freunde umschaut: „Jetzt habt ihr gesehen, wie die Malerei auf den Eiern hergestellt wird. Also mit Aquarellfarben. Man kann auch bunte Farbenstifte nehmen — natürlich, wenn man welche hat. Wie der Soldat sagt: Schmirgel ist, wenn man keinen Putzkalk besitzt. Es erübrigt mir noch, euch zu zeigen, wie die Eier kostümiert werden; dann könnt ihr euch an der Arbeit beteiligen. Doch zuvor laßt mich noch ein andres Köpfchen malen; diese Freia wollen wir lassen wie sie ist.“ Und indem er einen feinen Pinsel in ein blasses Karminrot tunkt, malt er auf ein zweites Ei mit geschickter Hand die breiten, lachenden Züge eines Mannes.

Als die Farbe getrocknet ist, schneidet er aus gelbem Seidenpapier zwei am Rande gezackte, runde Scheiben, malt ihnen ein rotes Säumchen, klebt sie mit Gummi arabikum aufeinander, bestreicht dann das stumpfe Ende des Eies mit demselben Klebstoff und bringt Ei und Papier zusammen. „Aha, eine Halskrause!“ ruft Wodan mit seiner rauhen Baßstimme. Dann klebt Apelles aus einem Läppchen roten Zeuges eine spitze Mütze und stülpt diese auf das spitze Ende des Eies, wo sie durch etwas Gummi festgehalten wird. So sitzt das lachende Gesicht der Eierschale zwischen Halskrause und Mütze. „Aha,“ ruft Schnäuzchen, „ein lustiger Bajazzo, der den tollen Fasching selbst zur Osterzeit noch nicht vergessen kann!“

„Nun wißt ihr,“ ruft Apelles, „wie's gemacht wird. Und nun frisch auf zum —“

„Zum Kampf der Wagen und Gesänge!“ deklamiert der Schnäuzchen, ihm das Wort aus dem Munde nehmend.

„Nein, das muß heißen,“ poltert Wodan:

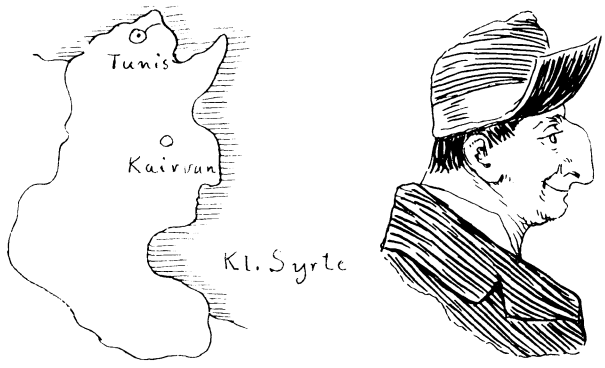
„Zum Kampf der bunten Ostereier,
Der Peter Schnäuzchen, alias Meier,
Apell und Wodan froh vereint.“

Aber Apelles ruft dazwischen: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich nun endlich Thaten sehn!“ worauf sich alle drei, an gesonderten Plätzen, an die Arbeit machen. Während Apelles die Staffelei benutzt, malen Schnäuzchen und Wodan aus freier Hand. Der eine verbirgt vorläufig dem andern, was er aus seinem Ei zu machen gedenkt. Aber unterdrücktes Kichern hier und dort verrät, daß der Künstler mit seiner Idee zufrieden ist.

Nachdem man zwei volle Stunden im Schweiße des Angesichts gearbeitet, findet auf Vorschlag des Apelles „eine allgemeine Ausstellung“ statt. Doch zuvor setzt er

eine große flache Schüssel mit Salz auf den Tisch, hier hinein soll jeder legen, was er erschaffen mit seiner Hand.

Apelles macht den Anfang. Er legt ins Salz den schon bekannten Bajazzo, dann einen flotten Bruder Studio, dessen Bierbäuchlein das mit weißem Hemd, rotem Band und hellgelber Hirschlederhose bemalte Ei bildet, während Jackett, Beine, Kanonenstiefel und — das Letzte, aber nicht das Unwichtigste — das bemooste Haupt mit dem Cerevisdeckel aus buntbemaltem Papier hergestellt und angeklebt sind. Da das Ei flach im Salze liegt, so erregt es keinen Anstoß, daß die Extremitäten nicht plastisch gebildet wurden. Als dritten Beitrag deponiert Apelles einen kecken Backfisch, dessen karminrote Mappe permanent „Musik!“ in die Welt hinausschreit. Endlich bietet er als Zugabe noch ein reizend blau und gelb bemaltes Vöglein, offenbar eine Blaumeise, diesen kecken Turner der kleineren Vogelwelt.



Gedächtnisskizzen unsres Geographen Karlchen.

Die Leistungen erregen die größte Heiterkeit. Schnäuzchen deklamiert allerlei passende und nicht passende Verse. Wodan lacht wie ein — nein, dafür gibt es keinen Vergleich.

Nun rückt Schnäuzchen mit seinen Produkten los: modernes Gigerl und Vogel Flamingo. Das Gigerl ist nach demselben Rezepte hergestellt wie Numero 2, Student. Der Flamingo, schön rosenrot, mit angeklebten, bemalten Papierflügeln, dito Beinen, dito Hals und Kopf. Da die Figuren flach im Salze liegen, so erregt der Mangel an Plastik kein Bedenken — ganz wie oben.

Endlich legt auch Wodan die Erzeugnisse seiner Hand und Phantasie nieder: ein gar drolliges Fröschlein, weiß, gelb und grün bemalt, musizierend „nach Noten“, sich blähend wie ein Kuchenteig am Ofen; daneben einen Uhu, gelb und braun getupft, mit seiner Federbrille ausschauend, als hätt' er hoch studiert.

„Bravo Wodan, bravo Schnäuzchen!“ ruft Apelles. „Die Osterschüssel ist fertig. Wird unser Hospes Augen machen!“

„Nicht größer, als Wodans Uhu!“ meint Schnäuzchen neckisch.

Strohkarussell mit Seifenblasen.

Seifenblasen machen? — ei, das ist Sache unsrer Schwestern oder kleinen Brüder“, denken gewiß viele unsrer lieben Leser. Aber wenn sie unser hübsches Bild betrachten, wird es ihnen wohl klar, daß sich mit Seifenblasen Kunststücke unternehmen lassen, die allerliebst wirken und immerhin eine gewisse Geschicklichkeit erfordern. Unsre Illustration zeigt eine russische Schaukel — wohlbekannt von den Jahrmärkten, Messen und Volksfesten — deren Wagen aus Seifenblasen bestehen. — Zu der Herstellung des Gestelles verschafft man sich eine Anzahl gerader, knotenloser Strohhalme von 45 cm Länge. Der erste wird viermal umgebogen, so daß er ein Rechteck von 16 cm Länge und 5 cm Breite bildet, wodurch (16 + 5 + 16 + 5) 42 cm seiner Länge verbraucht werden, den Rest von 3 cm steckt man nun in das entgegengesetzte Ende des Halmes und schließt so den Rahmen. Auf gleiche Weise werden zwei weitere Rahmen gemacht, von denen der eine aber $4\frac{1}{2}$, der andre $5\frac{1}{2}$ cm breit ist, während ihre Länge wieder 16 cm beträgt. Damit ist das Radgestell fertig.

Auch die übrigen Teile des Schaukelgestells werden — mit Ausnahme der Kurbel — aus Strohhalmen hergestellt; das „wie“ betreffs Größe und Form zeigt die Abbildung deutlich genug. Befestigt werden Radrahmen, Fußgestell sowie Spannstreben durch Siegellack. — Zu der Kurbel nimmt man einen dünnen Draht, der in rotglühendem Zustande durch Rahmen und Radteile gesteckt wird. Sind so die Teile der Gestelle unter einander verbunden, so schneide man sechs kleine Kartonkreise aus und hänge diese an die Querstücke des Rades mit Hilfe von Siegellack und feinem Draht, und blase darauf sechs Seifenblasen von etwa 3 cm Durchmesser an die vorher mit Seifenwasser benetzten Kartenkreise. — Haltbare Blasen liefert eine Mischung aus $\frac{1}{3}$ chemisch reinem Glycerin und $\frac{2}{3}$ in destilliertem Wasser gelöstem ölsauren Natron.

Palindrom.

Folgt auf den Versdichter, der viele Fabeln schrieb,
Daß bis auf unsre Tage, er unvergessen blieb,
Ein Pole als Genosse, so kommt ein Wort daher
Mit vollem, reichem Klange, jedoch an Inhalt leer.
Ergänzt man noch ein Zeichen am Schluß und liest's verkehrt,
So nennt es einen Namen, den Klios Griffel ehrt.
Ihn trug ein edler Grieche, der seine Vaterstadt,
Vereint mit seinem Freunde, vom Staub erhoben hat.

Aufgabe.

Ein Knabe hütete eine Herde von Ziegen und Gänsen. Im ganzen waren in der Herde 50 Köpfe und 140 Beine. Wie viel Ziegen waren vorhanden? Wieviel Gänse?

Diagonalzahlenrätsel.

1	7	1	2	4	**7**
1	**5**	13	6	**4**	7
7	4	**8**	**8**	3	12
5	10	**7**	**5**	9	4
14	**11**	7	1	**13**	13
2	1	**7**	4	6	**6**

Statt der Zahlen sollen die richtigen Buchstaben gesetzt werden, so daß in den wagrechten Reihen folgende Wörter entstehen: 1. ein asiatisches Volk, 2. ein Seemuscheltier, 3. eine Stadt in Italien, 4. ein störender Zustand und zugleich ein Bestandteil der Taschenuhren, 5. eine Art des Harnischs, 6. eine Kopfbedeckung.

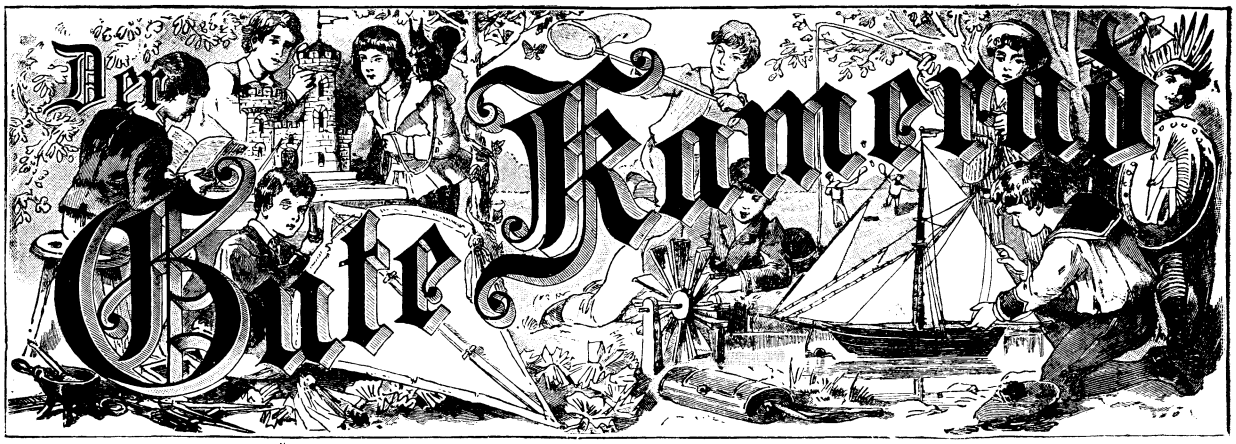
Die beiden durch fetten Druck bezeichneten Diagonale, von denen die eine von oben nach unten, die andre von unten nach oben gelesen wird, nennen einen deutschen Dichter.

Auflösung des Logogriphs auf Seite 364.

„Schlesier, Schleier, Schleie, Schlei.“

Auflösung des Rätsels auf Seite 364.

„Leonidas“ (Leo, Midas).



8. Jahrgang.
№ 28.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Die Zeit wird Ka Maku lang geworden sein," begann Old Shatterhand. „Er hat, da er einen Knebel im Munde trägt, nicht einmal mit seinen Gefährten sprechen können. Ich werde ihm die Stimme wiedergeben."

Er zog ihm den Knebel aus dem Munde und fuhr fort: „Der Häuptling hat Zeit gehabt, sich zu besinnen. Wenn er bereit ist, mir zu gestehen, daß sich Gefangene in seinem Pueblo befinden, werde ich ihn freilassen, ohne daß ihm etwas weiteres geschieht."

Ka Maku schloß aus der Stellung dieser Worte, daß Old Shatterhand noch nichts Genaues wisse, und war infolgedessen entschlossen, nichts zu gestehen. Da er Old Shatterhands Art und Weise kannte, war er überzeugt, daß sein Leben sich nicht in Gefahr befand. Also nichts gestehen und lieber hier noch angebunden liegen, bis seine Leute kommen würden, ihn zu befreien. Er nahm an, daß sie dies bald nach Tagesanbruch thun würden. Er sah nur Old Shatterhand. Wo war Winnetou? Um dies zu erfahren, fragte er: „Warum kommt nicht der Häuptling der Apachen, um mit mir zu reden?"

Man hörte es seiner Stimme an, daß der Knebel ihm das Atmen erschwert hatte.

„Er mußte in der Nähe des Pueblo bleiben, um dasselbe beobachten zu können."

> Möchtest du die Welt verändern,
> Daran, lieber Freund, verzage.
> Suche dich erst selbst zu ändern,
> Willst du, daß sie dich ertrage.
> F. v. Schreibershofen.

Auf Grund dieser Antwort vermutete Ka Maku, daß die Bemühungen Winnetous und Old Shatterhands vergeblich gewesen seien und der letztere nur gekommen sei, durch weiteres Ausfragen etwas zu erfahren; darum sagte er in deutlich höhnischem Tone: „Winnetou wird nichts andres hören und sehen, als was ich gesagt habe: es befindet sich kein Gefangener bei uns. Warum schleichen die beiden tapfern Männer heimlich beim Pueblo hin und her? Warum fordern sie nicht Einlaß, um sich zu überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe und es ehrlich meine?"

„Weil wir euch nicht trauen und fest überzeugt sind, daß wir auch festgenommen werden würden."

„Uff! Wo ist die Klugheit Old Shatterhands hin? Der große Geist hat ihm das Gehirn genommen. Ich bin sein Freund gewesen; nun er mich als Feind behandelt hat, wird das Messer zwischen ihm und mir entscheiden!"

„Habe nichts dagegen. Also ihr haltet wirklich keine weißen Männer, Frauen und Kinder im Pueblo gefangen?"

. . . Da trat Frau Rosalie zu ihm und fuhr ihn zornig an: „Willste gleich schtille sein, du Schreihals ewiger, du! Was biste denn eegentlich? Een Häuptling willste sein? . .

„Nein."

„Bedenke, daß es mir und Winnetou nicht schwer sein würde, sie zu befreien! Dann träfe dich die Strafe. Gestehst du es aber ein, so werden wir daran denken, daß du unser Freund und Bruder gewesen bist und dich mit Milde behandeln."

„Old Shatterhand mag thun und denken, was er will. Ich habe die Wahrheit gesagt und werde mich rächen!"

„Ganz wie du willst! Aber horch! Wer mag da kommen?"

Man hörte nahendes Pferdegetrappel, Ka Maku richtete sich, soweit seine Fesseln es zuließen, empor und stieß einen Ruf der Freude aus. Die Reiter, welche sich nahten, konnten doch nur seine Leute sein, die ihn suchten. Sie bogen um den Felsen und blieben da halten. Er konnte ihre Gestalten nicht deutlich erkennen, war aber in seiner Ansicht so sicher, daß er ihnen zurief: „Ich bin Ka Maku, den ihr sucht. Steigt ab und bindet mich los!"

Da antwortete Sam Hawkens lachend: „Daß du Ka Maku bist, das glaube ich gern; aber daß ich dich losbinde, das glaube ich nicht. Old Shatterhand wird bestimmen, was geschehen soll. Erkennst du mich vielleicht an der Stimme, alter Schurke?"

„Sam Hawkens!" schrie der Häuptling vor Schreck förmlich auf.

„Ja, Sam Hawkens und Dick Stone, nebst Will Parker", bestätigte Old Shatterhand. „Meinst du nun noch immer, daß der große Geist mir das Gehirn genommen hat? Oder war es richtig, als ich sagte, daß es uns nicht schwer werden würde, die Gefangenen zu befreien? Wir haben die Lanze umgedreht und nun gegen euch gerichtet: Eure Gefangenen sind frei, und ihr seid gefangen. Keiner von deinen Kriegern ist im stande, das Pueblo zu verlassen, denn wir halten vor demselben und werden jedem, der zu entkommen versucht, eine Kugel geben. Wir sind jetzt gekommen, dich zu holen. Wir werden euch auf eure Pferde binden, und ich rate euch, euch ja nicht etwa dagegen zu wehren, wenn ihr nicht unsre Messerklingen kosten wollt!"

Die „Kleeblätter" stiegen von ihren Pferden und machten sich über die vier Indianer her, welche so bestürzt waren, daß es ihnen gar nicht einfiel, Widerstand zu leisten, der ihnen doch nichts gefruchtet hätte. Sie wurden auf ihre Tiere gebunden, welche bis jetzt angepflockt gewesen waren, und dann trat man den Rückweg an, auf welchem kein Wort gesprochen wurde, bis man bei dem Pueblo angekommen war. Dort mußten die vier Roten absteigen und wurden unter scharfe Bewachung genommen. Sie mußten trotz der Dunkelheit bald bemerken, daß alle ihre Gefangenen, keinen einzigen ausgenommen, sich in Freiheit befanden. Ihr Grimm darüber läßt sich leicht denken.

Die Weißen, besonders die lebhafteren unter ihnen, hätten am liebsten die ganze Nacht durchplaudern mögen; aber Old Shatterhand gab das nicht zu. Er machte sie darauf aufmerksam, daß ihnen morgen ein jedenfalls scharfer und auch langer Ritt bevorstehe, und brachte sie soweit, daß sie, die sich stündlich ablösenden Wachen natürlich abgerechnet, sich zur Ruhe legten.

Die Nacht verging, ohne daß die Roten wagten, das Pueblo zu verlassen und einen Angriff zu versuchen. Als der Tag graute, sah man, daß sie sich auf die oberen Plattformen zurückgezogen hatten. Die Mehrzahl von ihnen schlief, wurde aber, sobald es nur einigermaßen hell geworden war, von den Wächtern, welche auch sie ausgestellt hatten, geweckt. Sie versammelten sich oben und warfen den Weißen, welche sich ebenso vom Schlafe erhoben hatten, drohende Reden herab. Daß ihr Häuptling sich als Gefangener bei diesen befand, konnten sie nicht erkennen.

Winnetou und Old Shatterhand waren entschlossen, sich auf keine langen Verhandlungen einzulassen. Man durfte keine Zeit verlieren, wenn es gelingen sollte, den Oelprinzen noch rechtzeitig einzuholen. Darum begaben sich beide zu Ka Maku, um mit ihm zu reden. Die andern bildeten einen Kreis um sie, um zuzuhören, oder, was diejenigen betraf, die das Gespräch nicht verstehen konnten, wenigstens zuzusehen. Da Winnetou sich lieber schweigend verhielt und nur dann zu sprechen pflegte, wenn es nicht unterlassen werden durfte, ergriff Old Shattterhand das Wort: „Ka Maku sieht wohl, daß alle seine Gefangenen sich in Freiheit befinden?"

Der Häuptling antwortete nicht; darum ermahnte ihn der Westmann in drohendem Tone: „Ich pflege nicht gern in den Wind zu reden. Du sollst so mild wie möglich behandelt werden. Antwortest du nicht, so hast du es nur dir zuzuschreiben, wenn wir nur die Rache gelten lassen. Beantworte also meine Frage!"

„Ich sehe, daß sie frei sind," knurrte er ingrimmig.

„Und daß deine Krieger nun unsre Gefangenen sind?"

„Das sehe ich nicht."

„Nicht? Kann einer von ihnen das Pueblo verlassen, wenn wir es nicht wollen? Wir brauchen nicht einmal zu dulden, daß sie auf den Dächern stehen. Unsre Gewehre tragen bis zur obersten Terrasse, und wir können sie alle zwingen, in das Innere der Stockwerke zu flüchten. Wo nehmen sie zu essen und zu trinken her? Sie dürfen nicht dorthin herab, wo der Brunnen ist und die Vorräte liegen. Außerdem haben wir dich und deine drei Gefährten fest. Was meinst du wohl, was wir mit euch vornehmen werden?"

„Nichts!"

„Ah, wirklich?"

„Ja, denn es ist keinem von euch ein Leid geschehen."

„Das haben sie nicht euch, sondern Winnetou und mir zu verdanken. Ihr hattet es anders mit ihnen vor. Ich will es kurz mit dir machen. Es fehlen ihnen noch viele Sachen, welche sich im Pueblo befinden. Wenn ihnen alles, was verloren gegangen ist, ersetzt wird, geben wir euch frei und reiten fort; weigerst du dich aber dessen, so wirst du erschossen, und wir verbrennen

deine Skalplocke, daß du in den ewigen Jagdgründen ohne sie erscheinen mußt. Ebenso wird es deinen drei Mitgefangenen ergehen. Entscheide dich! Sieh, eben jetzt geht die Sonne auf. Wenn sie eine Hand breit über dem Horizonte steht, will ich deine Antwort haben. Länger warte ich nicht. Ich habe gesprochen!"

Er stand auf und ging mit Winnetou fort, zum Zeichen, daß er kein weiteres Wort verlieren wolle. Ka Maku starrte finster vor sich hin. Er kannte die Humanität seiner Sieger und glaubte nicht, daß sie ihre Drohung wahr machen würden. Die ganze Beute hergeben, das schien ihm zu viel verlangt. Als die Sonne soweit, wie angegeben, vorgerückt war, kamen die beiden zurück, und Old Shatterhand fragte: „Was hat Ka Maku beschlossen? Soll die Ersetzung stattfinden?"

„Nein!" stieß er hervor.

„Well! Ich habe dir gesagt, daß ich gesprochen habe; wir sind fertig. Schafft die Kerls fort, nach jenem Felsen hinüber; schneidet ihnen die Skalplocken ab und gebt nachher jedem eine Kugel in den Kopf! Ich habe keine Lust, meine Worte unnötig zu verlieren."

Sam, Dick und Will, Frank und Droll griffen zu und schleppten die vier Roten nach dem bezeichneten Felsen. Ein Indianer, welcher ohne Skalplocke stirbt und begraben wird, geht der Freuden der ewigen Jagdgründe verloren. Darum schrie der Häuptling, als Hawkens mit der Linken ihn an der Locke ergriff und mit der Rechten das Messer schwang: „Halt, halt! Ihr sollt alles haben!"

„Gut!" nickte Old Shatterhand. „Es war grad die höchste Zeit; widerrufe aber ja nicht, denn dann gibt es keine Gnade! Ich verlange, daß alles, bis auf den geringsten Gegenstand, ausgeliefert wird. Eure Squaws mögen uns diese Sachen heraus- und herunterbringen; sollten Männer es wagen, zu erscheinen, würden wir sie niederschießen. Bist du einverstanden?"

„Ja," knirschte Ka Maku.

„So mag dieser Mann hier es den Deinen melden; aber wenn die Auslieferung nicht binnen fünf Minuten beginnt, bist du verloren!"

Er deutete auf einen der Gefangenen; es wurden ihm die Fesseln abgenommen, und dann erhielt er eine Leiter, um auf das Pueblo zu steigen. Erst durch ihn erfuhren die Indianer, daß ihr Häuptling gefangen war. Sie erhoben ein großes Geheul und rannten unter drohenden Gebärden oben hin und her, doch schien der Bote ihnen ernstlich zuzusprechen, und nach den festgesetzten fünf Minuten kamen schon die ersten Squaws mit Lasten herabgestiegen, die sie unten abgaben. Jeder Beraubte nahm das in Empfang, was ihm gehörte und gab an, was ihm noch fehlte. Es wurde scharf darauf gedrungen, daß selbst der kleinste Gegenstand zurückerstattet wurde; das machte freilich viele Mühe, endlich aber war doch alles vorhanden und verteilt. Darum rief der Häuptling: „Es ist geschehen, was ihr wolltet. Nun bindet mich los und packt euch fort!"

„Du irrst," antwortete Old Shatterhand ihm ruhig, „ihr habt noch nicht alles ersetzt."

„Was verlangst du noch?"

„Die Zeit, die uns verloren gegangen ist."

„Kann ich euch Zeit geben, Stunden schenken?" erwiderte Ka Maku.

„Ja. Wir haben alle deinetwegen eine kostbare Zeit verloren, die wir unbedingt wieder einbringen müssen. Das ist mit den schlechten Pferden, welche einige von uns besitzen, nicht möglich. Ich habe gesehen, daß ihr in eurem Corral sehr schöne Tiere habt; wir werden unsre schlechten gegen eure guten umtauschen."

„Wage das!" rief Ka Maku, indem seine Augen zornig blitzten.

„Pshaw! Was ist dabei zu wagen? Du glaubst doch nicht etwa, daß ich mich vor dir fürchte! Wer kann es uns verwehren, den Tausch vorzunehmen? Du bist in unsrer Gewalt, und deine Krieger dürfen sich nicht herunter wagen, um uns zu hindern. Unsre Gewehre tragen weiter als die ihrigen; wir würden sie treffen, nicht aber sie uns; das wissen sie recht gut und werden sich also hüten, uns nahe zu kommen."

„Es würde ein Raub, ein Diebstahl sein!"

„Nur Vergeltung! Ihr seid Diebe; wir aber strafen euch. Sollt ihr alle diese Leute umsonst gefangen genommen und beraubt haben? Man muß euch zeigen, daß der Unehrliche stets dem Ehrlichen unterliegt. Also, dein Widerstreben hilft dir nichts. Winnetou, Sam Hawkens und Droll mögen kommen, um mit mir die Pferde auszulesen!"

Er ging mit den drei Genannten nach dem Corral. Der Häuptling geriet in große Wut; er bäumte sich unter seinen Fesseln und gebärdete sich, als ob er den Verstand verloren hätte. Da trat Frau Rosalie zu ihm und fuhr ihn zornig an: „Willste gleich schtille sein, du Schreihals ewiger, du! Was biste denn eegentlich? Een Häuptling willste sein? Wennste denkst, daß ich das gloobe, da kommste schöne an! Een Lump biste, een langfingriger Galgenschtrick. Verschtehste mich? Klappse sollteste kriegen, Haue, tüchtige Prügel! Eingeschperrt haste uns, uns arme Würmer! Und nu, da das gerechte Schtrafgericht über dich kommt, wie der Pfeffer off die Suppe, da thuste grad, als obste die reene Unschuld wärschst. Nimm dich in acht und komm' mir nich etwa 'mal in meine Hände; ich reiß dir die Haare alle eenzeln 'raus! So, jetzt weeste, woran du bist und mit wem du es zu thun hast. Bessere dich! Jetzt is es vielleicht noch Zeit. Sonst kriegst du's noch mit der Polizei und dem Schangdarm zu thun!"

Sie warf ihm noch einen vernichtenden Blick zu und wendete sich dann von ihm ab. Ihre Worte blieben nicht ohne Wirkung, obgleich er keins derselben verstanden hatte. Desto verständlicher war ihm ihr Ton gewesen. Er sah ihr ganz erstaunt nach und schwieg, schwieg selbst dann, als kurze Zeit darauf die Pferde aus dem Corral gelassen und gesattelt wurden. Es befanden sich seine besten dabei. Aber wenn er auch nichts sagte, seine Blicke redeten um so deutlicher. Es war ihnen anzusehen, daß er auf Rache sann.

Als die auf den obern Stockwerken befindlichen Roten sahen, daß die Weißen aufbrechen wollten, kamen sie mit Hilfe der ihnen gebliebenen Leitern herabgestiegen. Sie glaubten, dies wagen zu können, weil die Bleichgesichter aufgehört hatten, eine drohende Haltung zu zeigen. Hätte man ihnen den Willen gelassen, so wäre kein ruhiger Abzug möglich gewesen. Darum richtete Old Shatterhand seinen Stutzen auf sie und rief drohend: „Bleibt oben, sonst schießen wir!“

Da sie dieser Aufforderung nicht Folge leisteten, so gab er zwei Warnungsschüsse ab, doch absichtlich ohne jemand zu treffen. Da erhoben sie ein Geheul und wichen nach oben zurück. Sie waren übrigens den Verhältnissen angemessen sehr gut weggekommen, denn außer den Fackelträgern, welche von Old Shatterhand in die Hände getroffen worden waren, hatte keiner von ihnen eine Verletzung davongetragen; Tote gab es gar nicht. Dennoch sagte der Häuptling zu Old Shatterhand, als dieser das Gewehr absetzte: „Warum schießest du auf meine Leute! Siehst du nicht, daß sie keine feindlichen Absichten mehr haben!“

„Und hast du nicht gesehen, daß auch meine Absicht eine friedliche war?“ antwortete der Jäger. „Oder glaubst du, ich hätte treffen wollen und doch Fehlschüsse gethan? Wenn ich will, trifft meine Kugel stets; ich habe sie nur warnen wollen.“

„Aber siehst du nicht, daß einige mit verbundenen Händen oben stehen? Sie erheben dieselben, um mir zu zeigen, daß sie verwundet worden sind.“

„Sie mögen es meiner Güte danken, daß ich nur auf ihre Hände, nicht aber auf ihre Köpfe gezielt habe. Eigentlich hättet ihr alle verdient, erschossen zu werden.“

„Nennst du auch das Güte, daß du uns die Pferde weggenommen hast?“

„Allerdings. Es ist das eine Strafe, mit der ihr sehr zufrieden sein könnt. Eigentlich habt ihr eine viel größere, viel strengere verdient.“

„Das sagst du. Weißt du aber, was ich in Zukunft sagen werde?“

Old Shatterhand machte eine geringschätzige Handbewegung, wendete sich ab und stieg, ohne zu antworten, auf sein Pferd. Die andern waren schon aufgesessen. Da rief Ka Maku, über diese Verachtung entrüstet, ihm zornig nach: „Ich werde jedem, der zu mir kommt, sagen: Winnetou und Old Shatterhand, die so stolz auf ihre Namen sind, sind unter die Pferdediebe gegangen, und Pferdediebe pflegen gehangen zu werden!“

Der Jäger that, als ob er diese Beleidigung gar nicht gehört habe; aber der kleine Hobble-Frank war so ergrimmt über dieselbe, daß er sein Pferd nahe zu dem Häuptling herantrieb und ihn zornig anfuhr: „Schweig, Halunke! So een inklusiver Spitzbube, wie du bist, muß froh sein, daß er nich selber an eenem kapitularen Schtricke offgehängt worden is. Dir wäre noch besser, du würdest mit eenem Mühlschteen am Halse ersäuft im Indischen Ozean, da wo er am tiefsten is. Da haste meine Meenung, nu adjes!“

Er wendete sein Pferd und ritt davon, leider ohne sich zu sagen, daß Ka Maku diese deutsche Strafrede gar nicht verstanden haben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Spaziergang im Frühling.

Schneeschmelze und lauer Lenzregen hatten uns Tage lang ans Haus gefesselt; endlich, an einem Sonntagnachmittage, hörte der Regen auf, der Schnee war von den Dächern und Straßen verschwunden, und siegreich brach die Sonne durch die abziehenden Wolken, wie mit einem Zauberschlage alles mit goldenem Glanze überflutend. Da hielt es uns nicht länger in der dumpfen Stube. „Walter,“ sagte ich zu meinem jüngern Bruder, „setz deine Kappe auf und mach dich fertig, wir wollen einen Spaziergang ins Freie machen und sehen, ob der Lenz, ‚der holde Junge, den jeder lieben muß‘, wie der Dichter sagt, schon seine Visitenkarte abgegeben hat.“ Wer war froher als Walter! Sonst so saumselig, wenn's zur Schule geht, war er jetzt in kaum einer Minute fix und fertig.

Sowie wir auf die Straße traten, wehte uns eine Luft so lau und linde an, daß uns ordentlich wohl ums Herz wurde. Ich mußte unwillkürlich die Worte des Dichters leise nachsprechen:

„Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden,
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.“

Walter spitzte die Ohren, als er mich so murmeln hörte. „Ist das Poesie?“ fragte er.

„Ja, ein paar Verse von unserm treuen Uhland fielen mir ein,“ antwortete ich, „als mich diese köstliche Frühlingsluft nach des Winters rauhen Tagen so plötzlich umwehte. Was hältst denn du von dieser Luft, he, mein Junge?“

„Diese Luft, diese Luft?“ fragte Walter mit großen Augen. „Nun ja, ich denke,“ antwortete er dann mit Entschiedenheit in seiner Stimme, „diese Luft ist fast so gut wie die Luft heute morgen in unsrer Küche, als Mama den Wildbraten machte.“

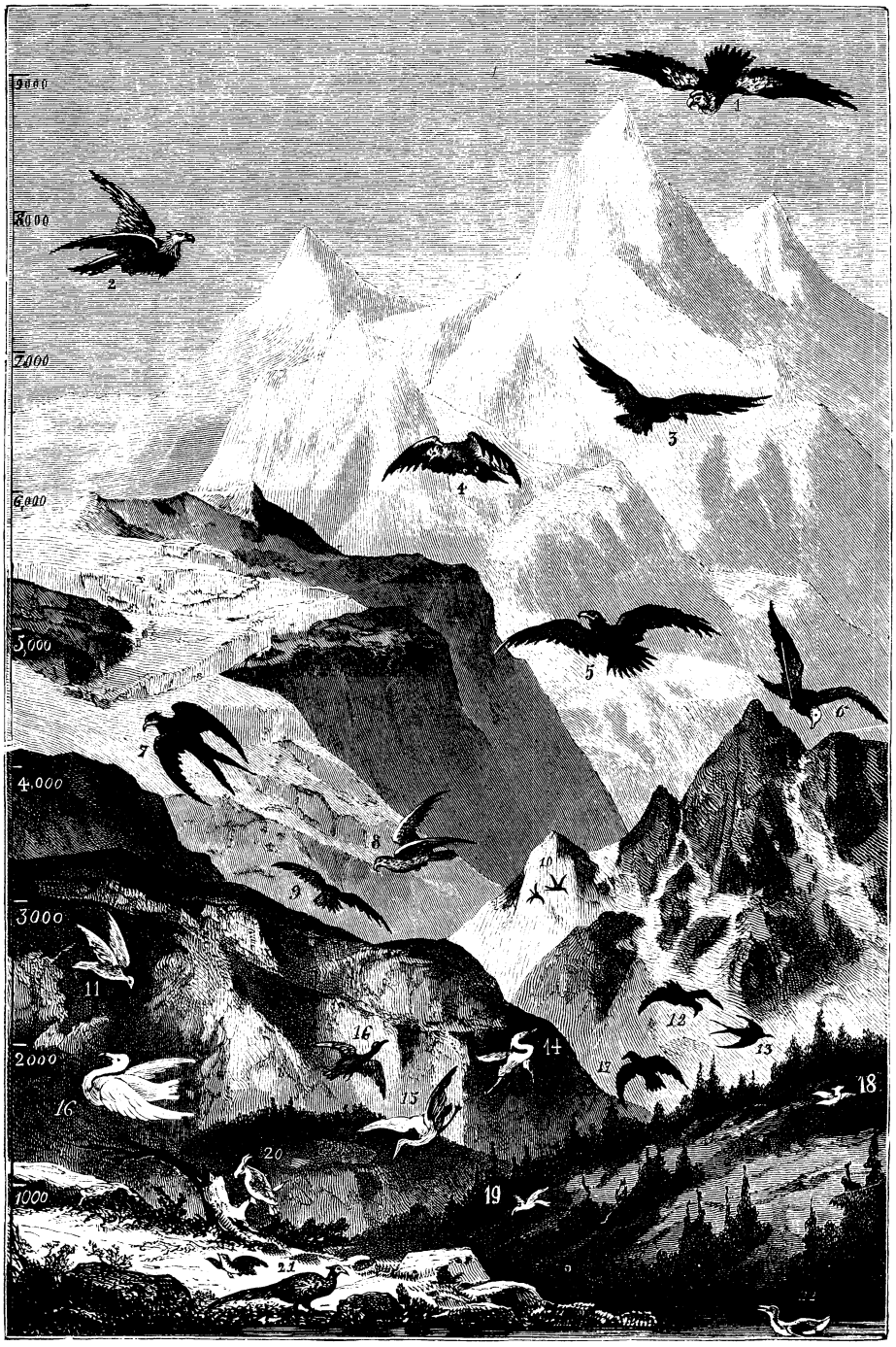
„O du Lecker und Schlecker, du materialistisches Gemüt!“ rief ich tadelnd, mußte aber dennoch über den dicken, rotwangigen, gesunden Burschen lachen, der sich in Erinnerung des am Mittag gehabten Schmauses noch die Lippen leckte.

An den Zweigen der Ulmen, welche unsern Marktplatz umstehen, sproßten wahrhaftig schon kleine grünlichgelbe Blütenknäuel, während die Blätter noch in tiefem Schlummer in den Knospenbetten lagen, als trauten sie der jungen Frühlingsluft noch nicht. Auf einem der Bäume saß eine ganze Gesellschaft von Staren und zwit-

scherte und flötete, daß es eine Lust war. Die hübschen schwarzen, weißgesprenkelten Vöglein, die im Sonnenglanze grün und violett schillerten, als wären sie bronziert, mochten sich freuen, daß sie die weite Reise aus ihrem Winterquartiere zu Toledo nach der deutschen Heimat glücklich zurückgelegt hatten. „Sie halten Schule," sagte Walter; „die fleißigen sitzen auf den oberen Zweigen, die faulen auf den unteren, und alle sind am Buchstabieren der neuen Frühlingsmelodei."

Durch einige enge Gäßchen gelangten wir bald in das Freie, wo uns ein schmaler Fußsteig rechts an einem weiten, offenen Felde, und links an einem mit allerlei Strauchwerk eingefaßten tiefen Hohlwege weiter führte. Die ersten bunten Schmetterlinge des Jahres kamen uns entgegen gegaukelt: Der gelbe Zitronenfalter, der braun, rot, schwarz gescheckte Fuchs, das mit bläulich schillernden Flecken gezierte Pfauenauge. „Wo sind sie doch so früh im Jahre hergekommen?" fragte Walter. — „Sie stammen," antwortete ich, „noch vom vorigen Herbste her und haben den kalten Winter in irgend einem Schlupfwinkel, z. B. einem hohlen Weidenstamme, zugebracht, wo sie, in Erstarrung versunken, wie schlafend saßen; nun hat heute die wärmende Sonne in ihr Winterquartier hineingeschienen und sie zu neuem Leben erweckt."

Die grünen, dichtbestandenen Saatfelder, die den Winter unter der warmen Schneedecke verträumt hatten, sahen so frisch und hoffnungsvoll aus, als wenn sie unmittelbar aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen wären. Der mit lauem Lenzregen abgegangene Schnee hatte zum Abschied jedem Hälmchen das Köpfchen blank gewaschen, und sie lachten nun im blinkenden Sonnenschein wie fröhliche Kindlein, die, wenn sie in den Mairegen gelaufen, größer zu wachsen glauben. Hier und da war kürzlich gepflügt worden; es sollten vielleicht Kartoffeln auf die Aecker gepflanzt werden; einige schwarze Krähen spazierten gravitätisch in den braunen Furchen einher und pickten seelenvergnügt hier nach einem Engerling und dort nach einem Würmchen. Der frische Duft des aufgelockerten Erdreiches drang bis zu uns herüber. Muntre Lerchen schmetterten und trillerten über der ganzen Feldflur, und Walter nötigte mich, die nächste so lange mit ihm zu beobachten, bis sie unsern Blicken im blauen Aether ent-



Die Flughöhe der Vögel.

schwand und unsre Augen von der Anstrengung in Thränen standen; aber noch immer vernahmen wir den fröhlichen Gesang — ein Beweis, wie ungemein hellklingend und weitschallend das Lerchenlied ist. „Weißt du, was die Lerche singt?“ fragte ich Walter. — „Da müßte ich ja die Vogelsprache verstehen, wie einst der weise König Salomo,“ antwortete mein Begleiter. — „Oder wie der Dichter,“ entgegnete ich, „der folgende Worte aus dem Lerchenliede heraus hörte:

„Ich schweb' empor wohl über das Feld,
Trili, trili!
Tief unten schlummert noch die Welt,
Trili, trili!
Da hör' ich Glocken nah und fern,
Das Dorf vom Schlaf ersteht,
Da trag' ich fröhlich auf zum Herrn
Der Leute Frühgebet.
Trili, trili!“

In dem Gestrüppe zu unsrer Linken stand hier und dort ein krauser Schlehdornstrauch in voller Blüte. Wie reizend! Es sah aus, als hätte eine freundliche Fee ihren weißen Spitzenschleier über den Strauch geworfen, so zart, so fein, so dicht schimmerten die Blüten an den Zweigen. Jede der aufgebrochenen Blüten sah, wenn man sie in der Nähe betrachtete, aus wie ein kleines weißes Röschen; wo aber die Blüten noch in der Knospe geschlossen lagen, glaubte man runde, weiße Perlen um die dunkel-, fast schwarzrindigen Zweige gewunden zu sehen. Walter wollte sich ein besonders schönes Zweiglein brechen, zog aber mit einem Schmerzenslaut die Hand zurück: ein langer scharfer Dorn hatte ihn gestochen. „Die dummen Dornen!“ rief er ärgerlich. „O nein,“ erwiderte ich; „die guten Dornen werden die Vöglein sagen, denn sie finden für ihren Nestbau an den Dornen so manches Flöckchen Schafwolle, das die vorübergehende Herde hier hängen ließ; dann auch lieben die kleinen Singvögel, vor allen die Grasmücken und Ammern, ihr Nestchen inmitten der Dornen zu bauen, damit die vagabundierenden Katzen, diese kleinen Tiger des Feldes, nicht an die junge Brut können.“ — „Das ist was andres,“ bemerkte Walter, „und ich nehme mein Schimpfwort zurück.“

Wir spähten wetteifernd nach den ersten Veilchen, die sich so gern unter den Schlehdornsträuchern verstecken, mußten uns indes mit wenigen Knospen begnügen, welche eben erst das violett-blaue Köpfchen emporgestreckt hatten. Aber auch sie waren uns hochwillkommen, da ihnen bereits jener köstliche Duft entquoll, der im Pflanzenreiche einzig würdig ist, dem hochgepriesenen Rosenduft gegenübergestellt zu werden. Tief im Schoße jeder Knospe erblickten wir die orangegelben Staubgefäße, die lieblich zu der violetten Farbe paßten und mir das Verschen entlockten:

„Wie so lieblich die Natur
Hier noch malt in Miniatur!“

Auch machte ich Walter darauf aufmerksam, wie der grüne Stengel dicht unter jeder Knospe plötzlich erdwärts umgebogen sei, wodurch das Veilchen an ein verschämtes Kindlein erinnere, das voll Bescheidenheit das Köpfchen neige.

War unsre Blumenbeute unter den Dornenhecken nur spärlich gewesen, so wurden wir desto reichlicher im Walde entschädigt. In der braunen Blätterstreu des Bodens schimmerten ganze Beete von Anemonen oder Windröschen, die ihre weißen Blütensterne auf schlanken Stengelein über den frischgrünen, vielfach eingeschnittenen Blättern trugen. Da die Sonne freundlich durch die noch kahlen Wipfel der Bäume schien, so hielten alle Anemönchen ihre Blüten offen zum Lichte empor. „Würde die Sonne sich hinter Wolken verstecken und nur ein Strichregen durch den Wald ziehen,“ belehrte ich Walter, „so würden alle Sternblüten sich sogleich zu Glöckchen zusammenziehen und empfindsam das Köpfchen zur Erde neigen.“ Wir pflückten uns ein hübsches Sträußlein dieser lieblichen Waldblumen und schritten dann zu dem Waldbach hinab, der den Wald durchschneidet. Es leitete uns die Hoffnung, an seinen Ufern schon einige Schlüsselblumen anzutreffen. Walter, welcher mir vorausgeeilt war, klatschte plötzlich vor Freuden laut in die Hände und rief: „Alles gelb von Schlüsselblumen!“ Ich beschleunigte meine Schritte und hatte mit einemmal den köstlichsten Anblick: wie ein goldener Saum zogen sich die blühenden Schlüsselblumen den Waldbach entlang! Während wir uns einen mächtigen Strauß davon pflückten, fragte Walter, weshalb die Blume ‚Schlüsselblume‘ heiße? „Die Namen ‚Schlüsselblume‘ und ‚Himmelsschlüsselchen‘ hat man ihr gegeben,“ antwortete ich, „um damit anzudeuten, daß sie den Frühling eröffnet und den heitern Himmel nebst der schönen Blumenwelt uns aufschließt. Auch der Name ‚Primel‘, den sie führt, heißt ‚Erstling des Frühlings‘; er ist die deutsche Uebertragung des lateinischen Namens Primula. Ich weiß auch ein nettes Verschen auf den Himmelsschlüssel, das du dir merken magst:

Himmelsschlüssel schließt die Pforten,
Und es ziehen aller Orten
Mit des Lenzes Frührotschein
Bunte Blumenvölker ein.“

Die Stauden am Waldbach hatten schon teilweise ihre Knospen geöffnet und die jungen gelbgrünen Blättlein reckten und streckten sich freudig dem warmen Sonnenschein entgegen. Namentlich der Weißdorn war allen Sträuchern voran. Buntgefiederte Buchfinken und kleinere Vögel hüpften zwitschernd von Zweig zu Zweig, während in der Ferne der weitschallende Gesang der Drossel tönte. Dieser Gesang klang in süßen Flötentönen stellenweise so ernst und verständig wie eine menschliche Stimme, die der weiten Schöpfung die Herrlichkeit des Lenzes verkündigen will. Je länger wir dieser Stimme zuhörten, desto mehr Worte glaubten wir zu verstehen, und gleich darauf war uns alles wieder „ein süßes Latein“, wie die Dichter des Mittelalters das Unfaßbare des Drosselgesanges bezeichnen. „Komm, Bruder,“ sagte ich zu Walter, „wir wollen uns am Fuß dieser Eiche auf das dürre Reisig setzen, und während du unsre Blumensträuße

ordnest und mit Binsen zusammenbindest, will ich das süße Latein unsrer Drossel studieren." Walter war's zufrieden, und wie wir so saßen und lauschten, zog ich unwillkürlich mein Notizbuch aus der Tasche und kritzelte folgende Reime hinein:

Was mag das für ein Vöglein sein,
Das also lieblich singt?
Daß „Huidieb" und „Hohüa"
Den ganzen Wald durchklingt?

Da thront's auf höchstem Eichenast,
Das Abendrot erglüht,
Und unter knospendem Gesträuch
Die Schlüsselblume blüht.

Das ist Frau Turdus musicus,
Die Drossel grau und klein,
Wie Menschenstimme tönt ihr Lied,
Man nennt's ein „süß Latein".

Ich lausch' und möcht' es gern verstehn:
Jetzt klingt's wie Schmeichelwort;
Doch wieder ändert sich der Ton,
Unfaßbar immerfort.

Nur eins entnehm' ich, Sängerin,
Dem Liede deiner Brust:
Daß du der weiten Schöpfung rühmst
Die neue Waldeslust.

So will auch ich erfreuen mich
An frischer Waldnatur;
Will in dem Blumengrund ersehn
Des lieben Gottes Spur.

Ich mußte Walter, der in mein Notizbuch hineingeschielt hatte, die Verse vorlesen. Er war höchlichst zufrieden damit und versicherte, daß ich noch mal ein berühmter Dichter werden würde. „Bis dahin, Brüderchen," sagte ich, „sind alle Drosseln längst als Krammetsvögel verspeist und die Welt kennt die lieblichen Waldflötisten nicht mehr."

Die Sonne hatte sich inzwischen geneigt und ein wundersames Farbenspiel von Gold und Purpur zeigte sich rings auf den glatten grauen Stämmen und Aesten der Buchen. Nur langsam kehrten wir nach Hause zurück, denn auch der Heimweg bot manches zu unsrer innigen Freude und Unterhaltung.

Starke Leute.

Philipp, Graf von Kirchberg, war so stark, daß er mit bloßem Finger einen eisernen Nagel in die Wand schlagen konnte. Ein Spanier, Namens Pedro, der 1555 nach Neapel kam, soll mit der Stirn Nägel in die Wand geschlagen haben. Potowka, ein polnischer Oberst, zerbrach ohne Mühe Hufeisen. Dasselbe that auch Valentin Einsiedel, Graf von Schwarzenberg, sowie ein mecklenburgischer Edelmann, Kurt von Lützow. Letzterer war im stande, eine ganze Tonne allein fortzutragen, und Thalerstücke aus einer Entfernung von mehreren Schritten so heftig gegen einen Eichenbaum zu werfen, daß sie alle in der Rinde stecken blieben. Friedrich von Hazstein, welcher im Jahre 1363 Hauptmann der Stadt Limburg war, konnte einen Ohm Wein aufheben und aus dem Spundloch trinken. Der Hauptmann Dionys von Kleist bat einst den Herzog Johann Friedrich von Pommern um einen Schlaftrunk. Der Herzog antwortete: „Hole dir einen!" Sogleich ging Kleist in den Keller und holte sich drei Tonnen Bier, die er allein die Treppe hinauf trug. Mit jeder Hand faßte er eine Tonne im Spundloch und nahm unter jeden Arm noch eine halbe Tonne. Johann, Graf von Ziegenhain in Hessen (1455), hob zu Frankenberg ein Fuder Wein, das ihm im Wege stand, samt dem Wagen auf die Seite. Ein Graf Siegmund von Burgstall ließ sieben erwachsene Menschen auf seine Schultern steigen und ging mit ihnen herum. Ein Landmann aus Friesland, mit Namen Dammersdick Wittingmann, nahm sieben Tonnen Weizen auf die Arme. Einmal rang er mit einem starken Holsteiner und zog ihn mit zwei Fingern über das Ziel. Die Wette galt drei Ohm Wein, welche ein Edelmann bezahlte und die von den beiden Ringern in einem Tage getrunken wurden. Auf einem Feldsteine vor München konnte man die Inschrift lesen:

Als nach Christi Geburt gezählet war 1420 Jahr,
Hat Herzog Christoph hochgeboren,
Ein Held von Bayern auserkoren,
Den Stein gehebt von freier Erd
Und weit geworfen ungefährt,
Der wiegt 340 Pfund,
Das gibt der Stein und Schrift urkund.

Die Flughöhe der verschiedenen Vögel.

Vermöge ihrer eigentümlichen Leibesbeschaffenheit, wozu in erster Linie die Marklosigkeit und überhaupt die Leichtigkeit der Knochen gehört, sind die Vögel im stande, sich in Regionen zu erheben und dort länger zu verweilen, wo ein dauernder Aufenthalt für den Menschen ausgeschlossen oder nur mit Hilfe besonderer Schutzvorrichtungen zu bewerkstelligen ist. Bis zu den Höhen, zu welchen der Kondor oder der Lämmergeier steigt, dürfte der Mensch überhaupt noch nicht gelangt sein.

Im Anschluß an unsre Abbildung wollen wir nun kurz die Grenzen der Flughöhen der verschiedenen Vogelarten (Höhe in Metern) bezeichnen und daran einige Bemerkungen knüpfen.

1. Kondor	9000	12. Bussard	2500
2. Lämmergeier	8000	13. Schwalbe	2100
3. Kuttengeier	7000	14. Reiher	2000
4. Königsgeier	6300	15. Kranich	1500
5. Adler	5000	16. Ente u. Schwan	1900
6. Urubu	4500	17. Rabe	1800
7. Gabelweih	4100	18. Lerche	1600
8. Falke	3500	19. Wachtel	1000
9. Sperber	3100	20. Papagei	1000
10. Kolibri	3000	21. Rebhuhn u. Fasan	300
11. Taube	2600	22. Pinguin	10

Was nun die Ursachen anbelangt, warum die Vögel sich oft so hoch in die Lüfte erheben, so sind solche nur praktischer Natur; zu ihrem Vergnügen, etwa um schöne Aussichten zu gewinnen, thun sie es gewiß nicht. Bei den Raubvögeln beruht der Hauptzweck darin, einen möglichst großen Gesichtskreis zur Erspähung ihrer Beute zu gewinnen. Die vier ersten Raubvogelgattungen benutzen auch die Wucht, welche ihnen der Sturz aus der Höhe verleiht, um größere Tiere in Abgründe zu stürzen, wo sie dann ungestört ihrem Fraße obliegen können. Bei den Nichtraubvögeln ist es jedoch nicht das Nahrungsbedürfnis, das sie in die höheren Regionen treibt. Sie halten sich in der Regel in der Nähe der Erdoberfläche auf, und wenn sie wandern, erheben sie sich zur Gewinnung eines größeren Orientierungskreises bis über 2000 Meter. Daß viele Zugvögel nur nachts reisen, geht, beiläufig bemerkt, aus ihrem Schutzbedürfnis hinsichtlich des Raubzeuges der Lüfte hervor.

Goldfritz.

(Fortsetzung.)

Der Doktor ging nachdenklich und besuchte noch mehrmals seinen jungen Patienten, die Ueberzeugung mit fortnehmend, es mit einem außerordentlich begabten jungen Menschen zu thun zu haben.

Es muß in unsern Tagen wunder nehmen und lächerlich erscheinen, ernste Männer an Märchen der Goldmacherkunst glauben zu sehen, zur Zeit Johann Friedrich Böttchers jedoch gab man sich in Gelehrtenkreisen allseitig noch der verlockenden Hoffnung hin, mit Hilfe einer gewissen „Tinktur" Gold machen zu können, die Hülle und Fülle. Fritz, eine unzufriedene und begehrliche Natur, empfand die bescheidenen Verhältnisse seiner verwitweten Mutter als drückende und hemmende Last, und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln suchte er in seinen Freistunden hinter das große Geheimnis zu kommen.

Nach seiner Genesung blieb ihm natürlich fürs erste nichts andres übrig, als sich vorläufig wieder der gestrengen Herrschaft des Herrn Magisters zu fügen, und mit mehr Unlust denn je zuvor, pilgerte er alltäglich zu der Stätte der Wissenschaft, den Tag ersehnend, da er endlich dem Besuche derselben entwachsen sein würde.

„Goldfritz — Goldfritz — dort kommt Böttchers Goldfritz!" riefen ihm seine Kameraden neckend und höhnend entgegen, denn Frau Böttcher hatte den ganzen verunglückten Goldmacherversuch ihres hoffnungsvollen Sprößlings der staunenden Nachbarschaft erzählt, und seine Altersgenossen fanden nun ein unsagbares Vergnügen daran, über den sie geistig weit überragenden Fritz Glossen zu machen.

Da endlich ward Fritz aus der Schule entlassen. Sein alter Gönner, der Doktor, konnte freilich sein Versprechen nicht einlösen, den Knaben zu einem tüchtigen Alchimisten zu bringen, er war an einer Blutvergiftung, die er sich im Beruf zugezogen, plötzlich gestorben. Frau Böttcher wandte sich darum an den Magister, den Freund ihres verstorbenen Gatten, und dieser beschied dann eines Sonntags nachmittag Fritz in seine Wohnung.

Nicht ohne ein Gefühl des Zweifelns und Bangens betrat der junge Mensch die große unfreundliche Studierstube des gelehrten Herrn, allwo der Gefürchtete inmitten unzähliger dicker Folianten auf einem Sessel thronte und dem Eintretenden freundlich zunickte.

„Nun komm Er einmal her, Fritz! So. Ich habe Ihn zu mir kommen lassen, um Ihn zu fragen, was Er denn eigentlich werden will. Er ist freilich bisher ein Thunichtgut und Leichtfuß gewesen, und Er ist's eigentlich gar nicht wert, daß man sich um Sein Fortkommen sorgt. Aber Sein seliger Vater war ein rechtschaffener Mann und mir ein lieber Freund, um deswillen habe ich denn auch den Entschluß gefaßt, mich Seiner anzunehmen. Also, hat Er sich überlegt, was Er werden will?"

Fritz hatte, den Hut in den Händen drehend, mit niedergeschlagenen Blicken die wenig Erfreuliches versprechende Anrede des Herrn Magisters angehört, und erst als der einstige Lehrer seinen strengen Ton zu teilnehmender Freundlichkeit gestimmt hatte, schlug er die großen dunklen Augen zu ihm auf und ein leichtes Rot stieg in das bleiche Gesicht.

„O ja — ich möchte gern zu einem Alchimisten!" antwortete er ohne Zögern.

„Ach larifari — schlag Er sich diese brotlose Teufelskunst aus dem Kopfe, das Goldmachen lernt Er doch nicht, das überlaß Er Leuten, die Zeit und Mittel haben, ihre Kraft an diesem Trugbild nutzlos zu verschwenden! Er soll etwas Ordentliches lernen, damit Er seiner Mutter bald eine Stütze sein kann. Ueberlege Er sich's also noch einmal!"

„Wenn ich nicht in Physik oder Alchimie arbeiten darf, dann werde ich eben gar nichts!" erwiderte Fritz rasch entschlossen in seinem nur allzuleicht ausbrechenden Trotz.

„Oho! Seht das Bürschlein an! Gar nichts werden — glaub's schon, das wär' Ihm am liebsten. Tagedieb spielen, dumme Streiche machen . . ."

„Nein, ich will ja gern arbeiten, aber in einem Fach, das mir Freude macht! Ihr würdet sehen, wie fleißig ich sein kann, wenn —"

„Wenn — ja das böse wenn," lachte der Magister, nicht ganz ohne aufsteigendes Wohlgefallen in das erregte, vom geistigen Leben verschönte Gesicht des Goldfritz schauend.

„Nun, daß ich's kurz fasse, ich will Ihm einen

Naumachie des Kaisers Claudius.

Vorschlag machen. Ich habe in Berlin einen alten Freund von der Hochschule her, den Apotheker Zorn, an den habe ich wegen Ihm geschrieben, und er will's mit Ihm versuchen. Fritz, Er ist jetzt fünfzehn Jahr, nächste Woche schon kann Er als Lehrling eintreten. Dort kann Er panschen, brauen und kochen nach Herzenslust und bei meinem Freunde wird Er etwas Tüchtiges lernen. Aber das sag' ich Ihm — sei Er fleißig, halte Er sich brav! Will Er mir das versprechen, Fritz?"

Fritz hatte sich eine so gute Wendung nicht träumen lassen, und helle Freude blitzte aus seinen Augen, als er mit dem besten Vorsatze beteuerte: „Ach, Herr Magister, ich will Euch alles versprechen — was Ihr nur irgend wollt! Ich werde Euch immer dafür dankbar sein!"

„Es freut mich, daß Er mir das verspricht, aber vergeß' Er auch nie, daß es mit dem Versprechen nicht gethan ist, sondern daß es auf das ‚Halten' ankommt! Ich habe meinem Freunde geschrieben, daß Er nächsten Montag dort eintreffen wird, richt' Er sich also darnach ein, daß Er pünktlich an Ort und Stelle ist. Und nun gehe Er mit Gott!"

Der Magister entließ Fritz mit kräftigem Händedruck, und als dieser aus der Hausthür heraustrat, schüttelte er sich wie ein junger Hund, der aus dem Wasser kommt. Er war glimpflicher weggekommen, als er erwartet hatte, und nahm sich allen Ernstes vor, seine gegebenen Versprechen auch einzulösen.

Mit Ungeduld rüstete er zur Abreise nach Berlin, oder richtiger zur Wanderung, denn Eisenbahnen gab es zur Zeit Fritz Böttchers noch nicht, und bepackt mit einem Ränzel und versehen mit etlichen Spargroschen, die die Mutter ihrer Sparbüchse entnommen hatte, trat Goldfritz eines Morgens seine Tour an.

Das Wandern behagte dem fünfzehnjährigen jungen Herrlein gar sehr, und wohlgemut zog er an Wäldern, Wiesen und Feldern vorbei, durch Dörfer und Städte, und seinen wohlgefüllten Beutel betrachtend, hielt er öfter als gerade nötig Einkehr bei den ihm vorkommenden „güldenen Schwänen, Rossen, Sternen, Sonnen" und dergleichen verlockenden Schildern. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er über eine kleine Summe selbständig zu verfügen hatte, und so dünkte ihm das Häuflein klingender Silbermünzen ein nicht enden könnender Reichtum. Als er endlich zu den Thoren Berlins einzog, war er deshalb schon ein gut Teil leichter an irdischem Gut geworden, und der frohe Wandermut sank ganz beträchtlich, als er vor dem großen rußgeschwärzten Hause stand, das die Apotheke des Herrn Zorn darstellte.

Mit klopfendem Herzen trat er zögernd in den Laden, und sah sich einem wohlbeleibten Herrn in den mittleren Jahren gegenüber, dessen Aeußeres sehr einnehmend war und aus dessen Gesichtszügen Freundlichkeit und Klugheit herauszulesen waren. Er war eben beschäftigt, im Mörser etliche heilkräftige Wurzeln zu zerstampfen und schaute nur flüchtig zu dem Eintretenden auf.

„Guten Tag, junger Freund! Nun, was wird denn gebraucht? Eine Salbe, ein Thee gegen den Husten oder gar ein Pflästerlein auf eine Wunde?" fragte er gewohnheitsmäßig, doch klang aus dem Ton so viel Gutherzigkeit heraus, daß Fritz nähertrat und ermutigt sagte: „Ich brauche nichts von alledem. Aber vielleicht könnt Ihr mir sagen, wo ich den Herrn Zorn sprechen kann — ich bin der Fritz Böttcher aus Schleiz."

Der Mann hinter der Ladentafel hörte mit seiner Stampfarbeit auf, schob den Mörser beiseite, und die Brille putzend, kam er hinter der Tafel hervor und auf Fritz zu.

„So, so, Er ist der Fritz Böttcher, der bei mir als Lehrling eintreten will? Ich bin der Apotheker Zorn selbst. Nun, ich denke, wir werden gute Freunde miteinander werden! Wenn Er fleißig und ordentlich seine Sache macht, wird Er sich über nichts beklagen können. Jetzt geh' Er vorerst in meine Wohnung hinauf und laß Er sich seine Stube zeigen, und wenn Er sich eingerichtet und umgezogen hat, komme Er wieder hierher, dann will ich Ihm sagen, wo Er zu arbeiten hat."

Der Apotheker Zorn hatte mit prüfenden Blicken den neuen Lehrling gemustert, und diese Musterung war nicht ungünstig für Fritz ausgefallen. Dieser sah mit Staunen den Wohlstand seines Herrn in dessen Heim, und beinah schüchtern ging er über die teppichbelegten Treppen und Dielen. Eine Dienstmagd sah den bestaubten Gesellen etwas spöttisch von oben herab an und führte ihn dann in ein freundliches einfenstriges Stübchen, ihm kurz vor ihrem Verschwinden noch schnippisch zurufend: „Zum Mittagessen wird aber mit reinen Stiefeln gekommen — anders leid't's die Madam nicht!"

Und fort war sie. Fritz, sich selbst überlassen, fand sich sehr bald heimisch in dem kleinen, aber sonnenhellen Zimmer. Er sah in den Spiegel und mußte zugeben, daß das weißbeschürzte Dienstmädchen nicht so unrecht gehabt hatte — sah er doch einem Vagabunden nicht sehr unähnlich. Aber mit Waschen, Kämmen und Umkleiden kann man rasch einen andern Menschen aus sich machen, wenigstens einen äußerlichen, und dies that Fritz denn auch wie immer mit großer Sorgfalt, so daß ihn Herr Zorn, sein nunmehriger Chef, bei seinem Wiedereintritt in die Offizin mit lächelndem Blicke musterte; er sagte jedoch nichts, denn er wußte, daß ein vorzeitiges Lob oft weit mehr schadet, als zur Aufmunterung dient.

„Nun komm Er, ich will Ihn seinem direkten Vorgesetzten zuführen," sagte er freundlich, Fritz beim Arme nehmend und ihn durch eine schmale Thür in einen großen gewölbeartigen Raum schiebend, wo vier junge Männer hinter langen Tischen standen und emsig mit Pillendrehen, Kräuterabwägen und Tinkturenmischen beschäftigt waren.

„Hier, Ehlers, bring' ich Ihm den neuen Lehrling; mache Er einen tüchtigen Apotheker aus ihm!" wandte sich Herr Zorn zu einem der jungen Männer, einem hageren, etwas mürrisch aussehenden Gesellen, der nur flüchtig von seinem Mörser aufblickte, als Fritz ihm vorgestellt ward. „Und Er, Fritz, hat sich in allem an den Ehlers zu wenden, der weiß in allem genau so Bescheid wie ich. Und nun Gott befohlen! Ich hoffe, daß Er sich recht bald

einrichtet; mein Freund hat mir geschrieben, daß Er sehr flink sein kann, wenn Er will!"

Der Apotheker ging in die Offizin zurück, und Fritz stand da, ungeduldig erwartend, daß einer der Vier sich zu ihm wenden würde. Aber niemand nahm Notiz von ihm, und Fritz, der leicht reizbar war, stieg das Blut zu Kopf und er räusperte sich endlich.

„Kann ich nicht bei irgend etwas behilflich sein?" fragte er, zu Ehlers gewandt.

Dieser behielt seine Beschäftigung noch geraume Weile inne, sah dann Fritz mit scharfem Blick von oben bis unten an, und sagte endlich mit hoher, klangloser Stimme, die zu seinem jugendlichen Aeußeren in seltsamem Widerspruch stand: „Komm Er her. Versteht Er genau abzuwägen?"

Fritz nickte.

„Gut, so wäge Er von diesen Pulvern stets genau das Quantum ab, was ich angeben werde."

Fritz trat herzu, nahm die kleine Wage in die Hand und nun ging es an die Aufgabe. Ehlers arbeitete dabei ununterbrochen fort und bedeutete nur durch flüchtigen bezeichnenden Blick, von welchem der bereitstehenden Pulver genommen werden sollte.

Fritz hatte noch nie mit so kleinen Gewichtchen zu rechnen gehabt, aber er zeigte sich anstellig, und als sein Vorgesetzter nach Beendigung der Arbeit einzelne abgewogene Quanten nachwog, hatte er nichts zu tadeln.

Der Lehrling stand zwar vorerst ziemlich vereinsamt im Hause des Apothekers da, denn seine älteren Genossen waren sämtlich verschlossene, wortkarge Burschen, und nur sein Chef hatte im Vorübergehen ab und zu ein freundlich ermunterndes Wort für ihn. Mit der Zeit aber besserte sich seine Stellung; Ehlers hatte einen gewandten Gehilfen in ihm gefunden und behandelte ihn demgemäß auch freundlicher. Herr Zorn aber schrieb einen Monat später an seinen Freund, den Magister zu Schleiz: „Der Fritz ist ein geschickter Bursche, flink und anstellig zu jeder Arbeit. Insonderheit arbeitet er gern im chemischen Laboratorium, und ich kann nur sagen, daß ich mit ihm sehr zufrieden bin . . ."

Diese Nachricht freute den Magister von Herzen und er trug sie sogleich zur Frau Böttcher, die darob Freudenthränen vergoß und den Ueberbringer dieser Botschaft fast zur Thüre hinausdrängelte, um nur der Frau Nachbarin brühwarm erzählen zu können, daß ihr Fritz ein Muster von Fleiß und Talent sei, und der Apotheker Zorn ohne den Fritz schon kaum mehr zu recht kommen könne.

Indessen machte Fritz thatsächlich so gute Fortschritte, daß ihn sein Chef mit vollem Wohlwollen behandelte, und auch das Verhältnis zu Ehlers war allmählich ein angenehmeres geworden. Aber in dem jungen, unruhigen Gesellen spukte noch immer das Verlangen nach Reichtum, und je mehr er in dem chemischen Laboratorium Zorns lernte, je mehr ihn die alchimistischen Kunststücke, die dem Laien als Wunder erscheinen, selbst gelangen, desto mehr gewann die Zuversicht in ihm von neuem Raum, daß es eben doch auch eine Tinktur, ein Rezept geben müsse, Gold zu machen, und statt von Herzen dankbar für seine sichere Stellung zu sein, ward er bald unzufrieden und unlustig zur Arbeit.

Er hatte in seiner Freizeit eine kleine Schar guter Freunde in Berlin gewonnen, zum Teil Söhne vermögender Eltern, die sich ohne Zögern ein Vergnügen gestatteten, und der junge Apothekerlehrling empfand seine Armut dadurch doppelt drückend, zumal er Freude am Genuß hatte, und vor allem eine durstige Kehle besaß.

Als er soweit vorgeschritten war, im Laboratorium allein arbeiten zu können, begann er sogleich eifrig für sich zu experimentieren und darüber nicht selten seine Arbeit zu vernachlässigen.

Ehlers hatte schon lange dies Treiben mit wachsendem Mißmute betrachtet, und Lehrling Fritz bekam manch scharfes Wort zu hören.

Statt aber sich davon warnen zu lassen, ward Fritz erst recht verstockt und trieb es nach wie vor.

„Hier hat Er wieder ein ganzes Rezept verdorben und die teuren Essenzen verpanscht, Er altes Traumbuch! Seit einer Woche nun schon das dritte Mal! Ich werde Ihm das ganze Zeug an den Kopf und Ihn selber zum Laboratorium hinauswerfen, wenn das noch ein einzigesmal vorkommt, Er schlafmütziger Bursche, Er!"

„Ich habe mich einmal versehen — das kann jedem passieren," wandte Fritz halb trotzig, halb entschuldigend ein.

„Halt' Er seinen Mund und sperr' Er lieber dafür die Augen auf," schnitt ihm sein erzürnter Vorgesetzter das Wort ab, und Fritz nahm sich vor, fortan keinen Anlaß zur Klage mehr zu geben. Er war in der That in den nächsten Tagen wieder ganz bei der Sache, und Ehlers sagte befriedigt zum Herrn Zorn: „Man muß ihn nur einmal gehörig am Ohr zausen, dann kommt er wieder zur Vernunft. Er muß in kurzen Zügeln gehalten werden."

Indessen sollte er nur halb recht behalten mit seiner Befriedigung. Fritz ließ sich am Tage zwar weniger zu schulden kommen, aber er schlich jetzt nachts mit Hilfe eines Nachschlüssels in das Laboratorium und betrieb seine alchimistischen Versuche dann um so ungestörter und ausgiebiger. Freilich auf Kosten seiner Nachtruhe und damit seiner Gesundheit. Er bekam bald eine erdfahle Gesichtsfarbe, er wurde immer unlustiger und reizbarer, und sein arglose Chef begann für seinen Zustand Sorge zu tragen.

„Fehlt Ihm etwas, Fritz?" fragte er ihn wohlwollend, als er auch wieder einmal nach einer durchwachten Nacht an den Frühstückstisch kam.

„Sag' Er's nur frei heraus, ich lasse Ihn sogleich zum Doktor gehen. Wird Er etwa nicht satt? Oder hat Er über irgend etwas zu klagen?"

„O nein — nein! — Mir fehlt gar nichts! Ich bin ganz wohl!" stotterte er, und trotz aller Zusprache brachte ihn nichts zum Reden.

„Ich werde Ihm zum Frühstück ein Glas von meinem alten Griechischen zur Stärkung geben, und Er mag jeden Tag eine oder zwei Stunden in meinem Garten arbeiten. Er braucht frische Luft — Bewegung!"

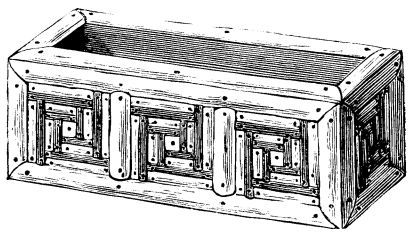
Fritz war zerknirscht ob der unverdienten Güte; er fühlte das Unrecht seines Handelns gar wohl, bereute es auch — aber binnen kurzem war es beim alten.

Da führte ein Zufall seine Entdeckung herbei.

(Fortsetzung folgt.)

Leicht herstellbare Pflanzenbehälter.

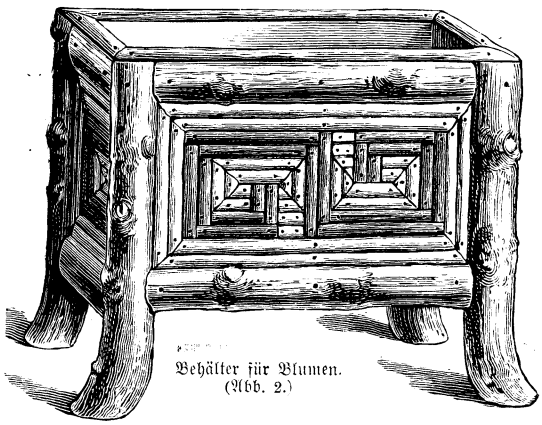
Wie oft sind in unserm Hausgarten durch längere Verwendung und besonders durch Witterungseinflüsse Blumen- und Pflanzenbehälter derart schadhaft geworden,



Pflanzenbehälter für Sämereien. (Abb 1.)

daß sich ihre Reparatur nicht mehr lohnt und sie daher durch neue ersetzt werden sollen. Was liegt nun näher, als ihre Anfertigung selbst vorzunehmen, zumal wir ja in solchen Arbeiten geübt sind und hierdurch den lieben Eltern eine besondere Freude bereiten können. Einige Kistchen und außer Gebrauch stehende kleine Fässer finden sich jedenfalls im Haushalte vor, das übrige Material: Aststücke, Weiden- und Haselzweige und Sonstiges ist leicht zu beschaffen. Die Zeit der Gartenarbeiten, zu welcher diese Gegenstände benötigt werden, ist nicht mehr ferne, und so wollen wir uns daher baldigst an die Arbeit begeben.

Da ist vor allem ein Pflanzenbehälter (Abbildung 1), welcher sich zum Anbau von allerlei Sämereien für Küchen- und andre Zwecke sehr gut eignet. Wir nehmen eine schmale Kiste von solcher Länge, daß sie bequem auf dem Fenstersimse Platz findet, bohren im Boden einige Löcher für den Abfluß des Wassers und nageln die Seitenteile fest zusammen. Um das Faulen des Holzes möglichst hintanzuhalten, kann die Kiste mit Hobelspänen gefüllt und ausgebrannt werden, damit die Wände inwendig leicht ankohlen. Vorsicht mit dem Feuer ist hierbei jedenfalls zu beobachten. Nun verzieren wir die Kiste außen mit gespaltenen roten Weiden- und Haselruten, an welchen die Rinde gelassen wird, nach dem in unsrer Abbildung ersichtlichen oder auch irgend einem andern hübschen Muster. Dieses wird unmittelbar auf das Holz gezeichnet, und es sind hiernach die Zweigstücke zu schneiden und mit kleinen Drahtstiften aufzunageln. Das Ganze ist zuletzt mit gewöhnlichem Holzlack zu überpinseln; an den Ecken des Kistchenbodens sind vier Fußklötzchen anzubringen.



Behälter für Blumen. (Abb. 2.)

Bei dem größeren Blumenkasten (Abbildung 2) ergibt sich bei der Anfertigung insoferne eine Arbeitserweiterung, daß zur Einfassung der horizontalen Kanten gerade, für die vier Ecken aber nach unten gekrümmte Aststücke, die eine möglichst gleichmäßige Form haben sollen, zu nehmen sind. Eichenholzstücke können auch entrindet und mit Holzlack überzogen werden, wodurch erst ihre schöne braungelbe Färbung recht zur Geltung kommt. Die Zeichnungen der Wände, sehr leicht ausführbare Mäander, sind mit roten und grünen Weiden- oder auch Haselstäbchen auszulegen.

Für Oleander-, Rosen- oder Orangenbäumchen und dergleichen benutzt man gewöhnlich runde Gefäße (Kübel), die ebenfalls in verschiedener Weise verziert werden können. Am dauerhaftesten sind solche von Eichenholz, in Ermanglung dessen kann auch eine andre Holzart Verwendung finden. Es wäre zu umständlich, wohl auch der beschränkten Werkzeuge wegen zu schwierig, die Dauben für ein Gefäß gänzlich herzustellen, wir umgehen dieses dadurch, daß wir ein gebrauchtes Faß von entsprechender Größe vom Spundloch aus in zwei gleich große Teile sägen. Ein Petroleumfaß ist trotz des meist guten Holzes aus dem Grunde nicht verwendbar, weil wegen des Oelrückstandes die Pflanzen in demselben bald absterben würden, es sei denn, daß es zu öfterenmalen mit Kalkmilch ausgelaugt und hierauf längere Zeit ausgespült worden wäre.

Um den in der Abbildung 3 ersichtlichen Kübel anzufertigen, werden die Dauben der Faßhälfte nach der Zeichnung mit dem Reif- oder Schnitzmesser zackenförmig geschnitten, oder auch gesägt, und zur größern Haltbarkeit unter den Zacken mit einem Reifen überbunden, darauf ist, nachdem der Kübel mit einem Schabmesser oder Hobel abgezogen, d. i. geglättet wurde, das Verzieren der Zeichnung gemäß mit Weiden- und Haselrutenstücken vorzunehmen; als Henkel sind noch zwei knorrige Wurzelstücke gegenüberstehend anzunageln. Das Lackieren kann wie bei den vorbeschriebenen Kästen geschehen. A und B zeigen zwei weitere Muster zu beliebiger Wahl.

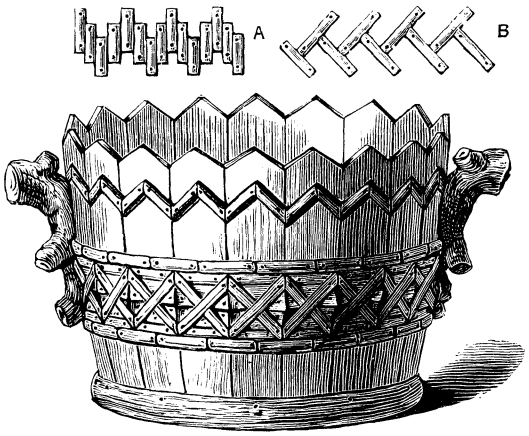
Unsre Abbildung 4 stellt einen engeren Kübel für Rosenbäumchen und dergleichen vor, der in ähnlicher Art, wie schon angedeutet, hergestellt wird und unten ein achteckiges Bodenbrett nebst kurzen Füßen erhält.

Auch der größere Behälter mit hohem Fuß, Abbildung 5, wird wie die vorhergehenden angefertigt, die Dreiecke sind mit in der Mitte gespaltenen Fichten- oder Tannenzapfen zu verzieren. Für den Fuß nimmt man

vier knorrige Aststücke von nicht zu sehr abweichenden Formen, richtet sie auf gleiche Höhe, nagelt sie in der Mitte mit passenden Leistchen zusammen und setzt den Kübel in dieses Gestelle, das dann an selbem mit Nägeln gut zu befestigen ist. Ob das Ganze endlich einen Ueberzug mit Holzlack erhalten soll oder nicht, ist dem Geschmacke des Verfertigers anheimgestellt.

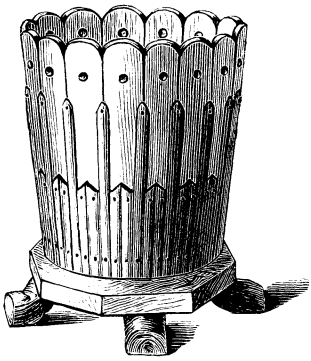
Die Naumachie des römischen Kaisers Claudius.

Das Wort Naumachia bedeutet — wie diejenigen unsrer jungen Kameraden, die Griechisch lernen, längst wissen werden — ein Seetreffen; bei den Römern bezeichnete es aber auch die Nachahmung eines solchen als Schauspiel und zugleich den Ort, wo dasselbe aufgeführt wurde. „Panem et circenses! Brot und Spiele!“ war das Losungswort dieses entartenden Volkes, und seine Herren, um dem Gelüste der Menge zu fröhnen, veranstalteten die großartigsten und seltsamsten Schauspiele im Cirkus und in der Arena. Gladiatorenkämpfe, Tierhetzen, bei denen ganze Rudel von Löwen und andern Bestien Afrikas in die Arena gelassen wurden, verloren allmählich den Reiz der Neuheit; da veranstaltete Julius Cäsar in dem Bestreben, Abwechslung in die Welt der Genüsse zu bringen, im Jahre 46 v. Chr. zuerst in der weltbeherrschenden Roma eine Naumachie, zu welcher er auf dem Campus Martius einen größeren künstlichen See selbst hatte herstellen lassen. Augustus wiederholte dem Volke das eigenartige Schauspiel auf einem künstlich geschaffenen Teiche, dessen Becken 600 Meter lang und 400 Meter breit war. Aber alle diese Veranstaltungen übertraf die Naumachie des Kaisers Claudius.



Kübel für Oleander-, Rosen- oder Orangebäumchen ꝛc. (Abb. 3.)

Wiewohl Claudius ein Mann von schwachem Geiste und kränklichem Körper war, wiewohl er sich bald gänzlich der Leitung seiner ersten Gemahlin, der berüchtigten Messalina, und seiner ebenso grausamen als habgierigen Günstlinge überließ, so kamen unter seiner Regierung, die von 41 bis 54 n. Chr. währte, doch einige wirklich großartige Unternehmungen zur Ausführung, darunter die Ausgrabung und Befestigung des Hafens von Ostia, und die Ableitung des Fucinersees mittels eines gewaltigen Abzugskanals (emissarium) durch ein Felsengebirge nach dem Flusse Liris (heute Garigliano). Dieses letztere Unternehmen sollte der zunehmenden Verschlammung in der Umgebung des Sees steuern und zugleich dem Ackerbau eine ansehnliche Strecke Landes gewinnen; nicht weniger als 30 000 Menschen arbeiteten elf Jahre hindurch an dem Riesenwerke. Als nun im Jahre 52 n. Chr. der riesige Abzugskanal fertig war, beschloß Claudius bevor die Wasser abgelassen würden, auf dem Spiegel des Sees eine Naumachie zu veranstalten, die alle bisherigen Schauspiele dieser Art überbieten sollte. Diese Absicht ist dem Kaiser vollkommen gelungen. Der Umkreis des über anderthalb deutsche Meilen breiten Sees wurde durch Errichtung von hölzernen Tribünen mit Galerien und Logen in ein richtiges Amphitheater verwandelt. Zu vielen Tausenden strömten die Zuschauer aus Rom und den benachbarten Städten herbei. Auf dem Spiegel des Sees wiegten sich zwei vollständige Flotten, eine ägyptische und eine tyrische darstellend; jede war mit 10 000 Mann besetzt. Diese Mannschaften, naumachiarii genannt, waren vorwiegend Gladiatoren, Gefangene oder zum Tode verurteilte Verbrecher; sie hatten den Befehl des Kaisers, sich ganz im Ernst und wie in einer wirklichen Seeschlacht zu bekämpfen. Waren doch Blut und Grausamkeit für die Römer die höchsten Reize solcher Schauspiele! Die Naumachie wurde durch allerlei kunstvolle Evolutionen einzelner Schiffe, sowie der ganzen Flotte eingeleitet; dann begann der eigentliche Kampf, welchen unser Bild zur Anschauung bringt. Die fünf-, vier- und dreiruderigen Schiffe waren am Vorderteil mit einem scharfen Sporn versehen, während auf dem Verdeck und in den Türmen die schwergepanzerten Kämpfer standen. Flache Fahrzeuge sowie kleine Ruderboote schwammen zwischen den größeren Schiffen: ihre Aufgabe war es, Brandgeschosse auf die feindlichen Kampfschiffe zu schleudern. Mit weithin dröhnendem Krachen prallten die großen Schiffe gegen einander, und es entspann sich von Bord zu Bord ein blutiges Handgemenge, bis das schwächere Schiff in die Tiefen des aufgewühlten Sees hinabsauste, oder man bediente sich der Enterhaken, um den Gegner möglichst nahe heranzuziehen. Bald bedeckt sich die weite Fläche des Sees mit treibenden Planken, Balken, Masten, Ruderstücken und zerfetzten Segeln; der Mastkorb der versinkenden Fahrzeuge wird von den im Wasser treibenden Kämpfern in höchster Todesnot zu gewinnen gesucht, an den Stricken klammern sich, blutend aus breiten Wunden, die Erschöpften an; aber schon im nächsten Augenblick schlagen die von Blut geröteten, schäumenden Wellen über Mastkorb, Stricken und Menschen zusammen. Wer sich durch Schwimmen ans Ufer retten will, wird unbarmherzig von dort auf Flößen postierten

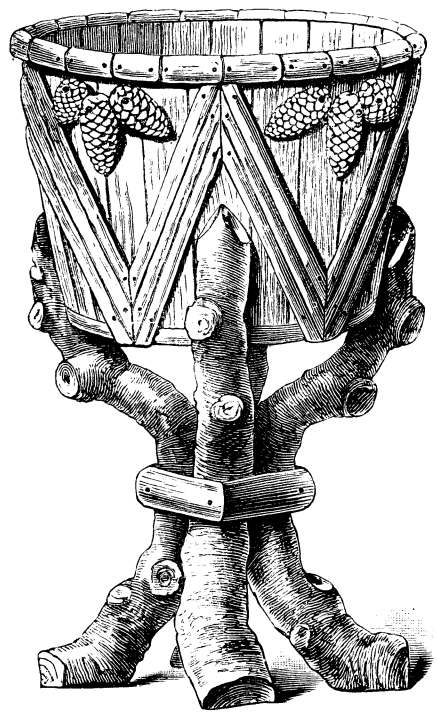

Kübel für Rosenbäumchen. (Abb. 1.)

Mannschaften in den See zurückgestoßen. Mittlerweile haben auch die Brandgeschosse gezündet, schwarze Rauchwolken wälzen sich über den See und hüllen die kämpfenden Schiffe wie in einen Nebelschleier, bis plötzlich die rote Flamme hervorbricht und an den Segeln, Masten und Strickleitern mit triumphierender Wildheit emporloht. Die vom grausen Feuertode bedrohte Mannschaft springt ins Wasser, wo alsbald die Schiffe sie zermalmen oder die nassen Wellen sie begraben. Aber je grausamere Bilder das entsetzliche Schauspiel entfaltet, desto lauter wird das Beifallsjauchzen der entmenschten Zuschauer. Noch wartet ihrer der Schlußeffekt, der alles vorher dagewesene an Grausamkeit übertrifft: auf ein Zeichen des Kaisers wird der Abfluß des Sees geöffnet, die so lange aufgestauten, vom Kampfe aufgewühlten Wasser schießen mit furchtbarer Gewalt wie eine Riesenlawine in den Abzugskanal, ihr Strudel reißt Schiffstrümmer und unversehrt gebliebene Schiffe, Leichen und Lebende, alles, alles mit sich in den Abgrund. Wie uns zeitgenössische Schriftsteller berichten, fanden fast alle, die bei dieser Naumachie mitwirkten, den Tod.

Zwei Jahre später — und der entmenschte Despot, welcher dieses Schauspiel veranstaltet hatte, ward von seiner zweiten Gemahlin Agrippina, einer geistvollen, aber sittenlosen und herrschsüchtigen Frau, durch Gift aus der Welt geschafft. Agrippinas verdorbener und schlecht erzogener Sohn, Claudius Nero, bestieg den Thron.

Die Geschichte von den Wassertropfen,

welche bekanntlich besagt, daß ihrer viele auf die Dauer einen Stein aushöhlen, erfuhr unlängst eine eigenartige Bestätigung durch eine Wette, welche zu Wien zwischen einem dortigen und einem amerikanischen Athleten zum Austrag kam. Der Amerikaner wettete nämlich um eine namhafte Summe, daß sein deutscher Kollege nicht im stande sei, den Tropfenfall von einem Liter Wasser aus der Höhe von etwa drei Fuß auf die flache Hand auszuhalten. Lachend ging der Wiener Kraftmensch, der natürlich keine allzuzarte Damenhand besaß, auf den „Spaß" ein, da er die Wette für den Amerikaner selbstverständlich für verloren hielt. Das Wasserquantum wurde abgemessen und in ein Gefäß mit enger Ausflußröhre gegossen, worauf das Geduldspiel seinen Anfang nahm. Bis 300 war schon unter allgemeiner Spannung gezählt worden und ebenso viele Tropfen waren auf des Athleten Hand niedergefallen. Im Verlauf dieser Zeit veränderte sich die anfangs triumphierende Miene des Athleten in der merkwürdigsten Weise. Er wurde ernst und ernster, die Gesichtsfarbe wurde rot und röter, er biß die Zähne zusammen, als hätte er mit einem heftigen Schmerz zu kämpfen, und er konnte es auch thatsächlich, nachdem weitere 120 Tropfen auf die Handfläche — immer auf dieselbe Stelle — niedergefallen waren, nicht mehr aushalten. Die betreffende Stelle in seiner Handfläche war stark gerötet, an einer Stelle war sogar die Haut gesprungen, so daß das bloße Fleisch hervortrat. Und doch war erst ein kaum merklicher Teil des kontrahierten Wasserquantums erledigt. Die Gesellschaft konnte sich vor Erstaunen kaum fassen und am verwundertsten war der Athlet selbst, der keine Lust verspürte, die Wette fortzusetzen, geschweige denn zu Ende zu führen.



Größerer Pflanzenbehälter. (Abb. 5.)

Zweisilbige Scharade.

Wehmut senkt sich ins Herz bei den klagenden Tönen der Ersten.
Heiteres Lachen erschallt, wenn man die Zweite vernimmt.
Wenn man der Siege gedenkt, die ein großer König erfochten,
Wird uns vom preußischen Volk stolz auch das Ganze genannt.

Füllrätsel.

	C	C	A	M	
C					n
C					n
A					s
M					z
	n	n	s	z	

Die 16 leeren Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte Namen von sechs Buchstaben ergeben.

Die vier Reihen bezeichnen:
1. eine große Insel im Indischen Ozean,
2. eine Insel im Mittelländischen Meere,
3. einen männlichen Namen,
4. einen andern männlichen Namen.

Anagramm mit Logogriph.

In der heißen Zone
Hebt es stolz die Krone
Auf zum Himmelszelt;
Mit versetzten Zeichen,
Gilt's im Land der Eichen
Flüchtig durch das Feld.
Wo im kalten Norden
Zwischen engen Fjorden
Laut die Woge rauscht,
Wohnt's in niedrer Hütte,
Wenn man in der Mitte
Einen Laut vertauscht.

Auflösung der Aufgabe Seite 378.

„20 Ziegen, 30 Gänse."

Wenn x Ziegen sind, dann sind 50 — x Gänse vorhanden. Dann hat man für die Zahl der Beine zwei Angaben, eine bestimmte und eine unbestimmte, die man gleichsetzen kann, nämlich: $4x + 2(50 - x) = 140$, $4x + 100 - 2x = 140$, $2x + 100 = 140$, $2x = 40$, $x = 20$.

Auflösung des Diagonalzahlenrätsels auf Seite 378.

a r a b e r
a u s t e r
r e g g i o
u n r u h e
k ü r a s s
b a r e t t

„August Bürger."

Auflösung des Palindroms auf Seite 378.

„Pelopidas."

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 29.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel. Am Petroleumsee.

Wenn das Kriegsbeil zwischen zwei Indianerstämmen ausgegraben ist, was so viel heißt, daß nun auf Tod und Leben zwischen ihnen gekämpft werden soll, dann werden zunächst und vor allen Dingen von beiden Seiten Kundschafter ausgeschickt, welche zu erfahren suchen, wo der feindliche Stamm sich gegenwärtig befindet und wie viele erwachsene Krieger er zu stellen vermag. Den jetzigen Aufenthalt zu erkunden, ist deshalb schon notwendig, weil die sogenannten „wilden" Stämme gar nicht seßhaft sind, sondern, stets umherstreifend, ihren Aufenthaltsort, allerdings innerhalb gewisser Grenzen, je nach ihren Bedürfnissen und Absichten immerwährend verändern.

> Ermüde nicht, wenn etwas dir mißlungen,
> Versuch's aufs neue, bis du es bezwungen.
>
> L. Glaß.

Damit ist die Aufgabe der Kundschafter aber noch nicht erfüllt; sie müssen, und das ist das Schwierigere, auch zu erforschen suchen, in welcher Weise der Feind den Krieg zu führen beabsichtigt, ob er gut verproviantiert ist,

. . . Da blitzten aber auch schon die Läufe zweier Revolver in den Händen des Kuriers und noch mehr blitzten seine Augen, als er dem Oelprinzen, verächtlich lachend, antwortete: „Versuch's doch einmal, my boy! Wer die Hand bewegt, dem schieße ich ein Loch durch die arme Seele." . . .

wenn er aufbricht, welchen Weg er einzuschlagen und an welchem Orte er auf den Gegner zu treffen gedenkt. Dazu gehören erfahrene Männer, welche neben der unbedingt notwendigen Tapferkeit auch die nötige Umsicht, Vorsicht und List besitzen.

In Fällen, welche von keiner großen Bedeutung sind und dabei weniger Gefahr bieten, bedient man sich als Kundschafter jüngerer Krieger, damit dieselben Gelegenheit finden, ihren Mut und ihre Geschicklichkeit zu zeigen und sich einen Namen zu machen. Handelt es sich aber um mehr als das, so werden ältere, bewährte Männer auserwählt; ja, es kann sogar vorkommen, daß der Häuptling selbst auf Kundschaft geht, wenn er die Angelegenheit für dem entsprechend wichtig hält.

Da, wie ganz selbstverständlich, von beiden Seiten Späher ausgesandt werden, so kommt es vor, daß dieselben aufeinander treffen. Dann heißt es, alles aufzubieten, was Verschlagenheit und Kühnheit vermögen, um die feindlichen Kundschafter unschädlich zu machen, also sie zu töten. Wenn das gelingt, so bleibt der Gegner ohne Nachricht, wird also durch den Angriff überrascht und mit größerer Leichtigkeit besiegt.

Es läßt sich da leicht denken, daß bei einem solchen Zusammentreffen der beiderseitigen Späher oft weit mehr List, Gewandtheit und Verwegenheit aufgeboten wird, als bei dem späteren eigentlichen Kampfe. Es geschehen dabei Thaten, deren Erzählung noch später, nach langen Jahren, von Mund zu Munde geht.

Wie schon mehrfach erwähnt, waren gerade in gegenwärtiger Zeit zwischen einigen Stämmen sehr ernste Feindseligkeiten ausgebrochen, nämlich zwischen den Nijoras und den damals nördlich von ihnen hausenden Navajoindianern. Der Chellyarm des Rio Colorado bildete die Grenze zwischen diesen beiden Stämmen. Die Gegend, welche er durchfließt, war also das sehr gefährliche Gebiet, in welchem die Gegner voraussichtlich aufeinander treffen würden, und das also vorher von den Kundschaftern durchspäht werden mußte.

Die Gefährlichkeit dieser Gegend betraf nicht etwa nur die Indianer, sondern auch die Weißen, denn die Erfahrung lehrt, daß, sobald Rote gegeneinander kämpfen, die Bleichgesichter von beiden Seiten als Feinde betrachtet werden. Sie befinden sich dann, um ein Bild zu gebrauchen, wie zwischen den Klingen einer Schere, welche in jedem Augenblicke sich zusammenziehen können.

Das Gloomy-water, nach welchem der Oelprinz wollte, lag am Chellyflusse. Grinley kannte die Gefahr, welche jeden Weißen, der gerade jetzt dorthin wollte, erwartete, glaubte aber, den Ritt doch riskieren zu können, weil er bisher von Angehörigen beider Stämme nie feindlich behandelt worden war. Vielleicht hätte er trotzdem davon abgesehen, wenn er nicht durch die Zeit und die Verhältnisse dazu gedrängt worden wäre. Wenn er seinen Zweck erreichen wollte, mußte er sich beeilen; er durfte den Bankier weder zur Besinnung kommen, noch irgend welchen Umstand eintreten lassen, durch den dieser etwa gewarnt werden konnte.

Was Rollins und seinen Buchhalter betrifft, so hatten diese zwar gehört, daß ein Bruch zwischen den Nijoras und Navajos stattgefunden habe, besaßen aber nicht die nötigen Erfahrungen und Kenntnisse, um zu wissen, was auch ihnen dadurch drohte. Und der Oelprinz hütete sich gar wohl, sie darüber aufzuklären.

Die fünf Männer befanden sich vielleicht noch einen Tagesritt vom Chelly entfernt, als sie, über eine offene, grasige Prairie reitend, welche zuweilen durch Buschwerk unterbrochen wurde, sich plötzlich einem Reiter gegenüber sahen, den sie nicht eher hatten bemerken können, weil sich ein solches Gesträuch zwischen ihm und ihnen befunden hatte. Er war ein Weißer, hatte ein Felleisen hinter sich aufgeschnallt und ritt einen kräftigen indianischen Pony, welchem man es aber ansah, daß er tüchtig angestrengt worden war. Beide Teile blieben überrascht voreinander halten.

„Hallo!“ rief der Fremde. „Das hätten Rote sein sollen!“

„Dann wäre es um Euern Skalp geschehen gewesen,“ antwortete der Oelprinz, wobei er ein erzwungenes Lachen hören ließ, um seine eigene Verlegenheit zu verbergen, denn auch er war über dieses so unerwartete Zusammentreffen erschrocken.

„Oder um die eurigen,“ entgegnete der andre. „Bin nicht der Mann, der sich seine Kopfhaut so leicht über die Ohren ziehen läßt.“

„Auch nicht, wenn fünf gegen einen stehen?“

„Auch dann nicht, wenn es Rote sind. Habe noch mehr gegen mich gehabt und meinen Skalp dennoch behalten.“

„So möchte man Respekt vor Euch haben, Sir. Darf man vielleicht wissen, wer Ihr seid?“

„Warum nicht? Brauche mich nicht zu schämen, es zu sagen.“ Und auf das Felleisen hinter sich deutend, erklärte er: „Wundere mich eigentlich über Eure Frage. Ihr scheint keine rechten Westleute zu sein. Müßtet es doch diesem Dinge da ansehen, daß ich Kurier bin.“

Er war also einer jener kühnen Männer, welche, ihr Felleisen mit Briefen und ähnlichen Dingen gefüllt, auf ihren schnellen Pferden furchtlos über die Prairien und Felsenberge ritten. Jetzt freilich trifft man keinen solchen Kurier mehr an.

„Ob wir Westmänner sind oder nicht, geht Euch nichts an,“ gab ihm der Oelprinz zurück. „Euer Felleisen habe ich freilich gesehen, aber ich weiß, daß durch diese Gegend hier noch niemals ein Kurier gekommen ist. Diese Leute pflegen sich doch stets auf der Albuquerque-San Franciscostraße zu halten. Warum seid Ihr von dieser abgewichen?“

Der Mann richtete seine klugen Augen halb verächtlich auf den Fragesteller und antwortete: „Bin eigentlich nicht verpflichtet, Euch Auskunft zu geben, und habe auch keine Lust, es zu thun, aber da ich sehe, daß Ihr im Begriffe steht, ganz ahnungslos in Euer Verderben zu rennen, sollt Ihr erfahren, daß ich wegen der Navajos und Nijoras von meiner Richtung abgewichen bin. Sie hätte

mich gerade durch die Gegend geführt, die ein kluger Mann jetzt am liebsten den Roten überläßt, nämlich durch das Gebiet am Chellyflusse. Wißt Ihr denn nicht, wer sich gerade jetzt dort in den Haaren liegt?"

„Meint Ihr vielleicht der einzige Kluge zu sein, den es hier im Westen gibt?"

Der Oelprinz hätte wohl besser gethan, höflich zu sein, aber der Schreck über die plötzliche Begegnung hatte ihn zornig gemacht, und diesem einzelnen Manne gegenüber hielt er es nicht für nötig, das ihm eigene rücksichtslose Wesen zu verleugnen. Der Kurier blickte prüfend von einem zum andern, ohne die Grobheit, welche er anzuhören bekam, in gleicher Weise zu beantworten, nickte dann leise vor sich hin und sagte, indem er auf den Bankier und den Buchhalter deutete, in ruhigem Tone: „Ich möchte behaupten, daß wenigstens diese beiden Männer noch nicht viel Blut haben fließen sehen. Wenn Ihr so sehr klug seid, daß Ihr keines Rates bedürft, so will ich wenigstens sie auffordern, vorsichtig zu sein. Vielleicht wissen sie gar nicht, was sie thun und wagen. Es steckt doch kein vernünftiger Mensch den Kopf in eine Presse, welche soeben zugeschraubt werden soll!"

Diese ernsten Worte hatten den Erfolg, daß der Bankier sich erkundigte: „Was wollt Ihr sagen, Sir? Welche Presse meint Ihr?"

„Die, welche sich da hinter mir am Chelly befindet. Ihr scheint schnurstracks in dieselbe hineinreiten zu wollen. Kehrt um, Mesch'schurs, sonst geratet ihr zwischen die Skalpmesser der beiden Stämme, die einander abschlachten wollen, und was da von euch übrig bleiben wird, das können die Geier und Prairiewölfe fressen. Hört auf mich; ich meine es gut mit euch!"

Ein Blick in sein offenes Gesicht, in seine ehrlichen Augen genügte zu der Ueberzeugung, daß er die Wahrheit redete. Darum fragte Rollins: „Meint Ihr wirklich, daß die Gefahr so groß ist?"

„Ja, das meine ich. Habe heut früh Spuren gesehen, welche mir zeigten, daß sich die Kundschafter schon gegenseitig beschleichen. Das ist stets etwas, was sich jeder kluge Mann zur Warnung dienen läßt. Müßt ihr denn unbedingt und gerade jetzt nach dieser Gegend? Könnt ihr diesen unvorsichtigen Ritt nicht aufschieben bis auf bessere, friedlichere Zeiten?"

„Hm, das könnten wir thun. Wenn Ihr behauptet, daß die Gefahr so groß ist, so halte ich es allerdings für besser —"

„Nichts da!" fiel ihm der Oelprinz in die Rede. „Kennt Ihr diesen Mann hier? Wollt Ihr ihm mehr glauben und vertrauen als uns? Wenn er sich vor einer Spur im Grase fürchtet, so ist das seine Sache, aber nicht die unsrige."

„Aber Kuriere pflegen erfahrene Leute zu sein; er scheint die Wahrheit zu sprechen, und wenn es sich ums Leben, also um alles handelt, so ist es nicht geraten, tollkühn zu sein. Ob unser Geschäft heut oder einige Tage später zu stande kommt, das macht wohl keinen Unterschied."

„Es macht einen! Ich habe gar keine Lust, mich ewig hier herumzudrücken, Sir."

„Ah, es handelt sich um ein Geschäft!" lächelte der Kurier. „Well, da gehöre ich nicht dazu. Habe meine Pflicht gethan und euch gewarnt; mehr kann man nicht von mir verlangen."

Bei diesen Worten ergriff er die Zügel, um seinen Pony wieder in Bewegung zu setzen.

„Wir verlangen gar nicht mehr," fuhr ihn der Oelprinz an. „Wir haben überhaupt gar nichts von Euch verlangt, und Ihr konntet also Eure Meinung recht gut für Euch behalten. Macht Euch fort von uns!"

Der Kurier ließ sich auch durch dieses Verhalten nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete im Tone eines Lehrers, der seinem Schüler eine Ermahnung gibt: „So ein Grobian wie Ihr ist mir noch nicht vorgekommen; es reiten doch recht verschiedene Menschen im Westen hin und her!"

Und sich an den Bankier wendend, fuhr er fort: „Ehe ich dem Befehle dieses großmächtigen Gentleman Gehorsam leiste und mich ‚fort von Euch mache', muß ich Euch noch eins sagen, nämlich: Wenn es sich in dieser Gegend um ein Geschäft handelt, so ist es allemal ein gefährliches, auch in ganz gewöhnlichen, friedlichen Zeiten; wenn es aber selbst unter den gegenwärtigen Verhältnissen keinen Aufschub erleiden darf, so ist es nicht bloß ein gefährliches, sondern geradezu ein verdächtiges. Nehmt Euch also in acht, Sir, daß es Euch dabei nicht an Kopf und Kragen geht!"

Er wollte fort; da zog der Oelprinz sein Messer und schrie ihn an: „Das war eine Beleidigung, Mensch! Soll ich dir diesen spitzen Stahl zwischen die Rippen geben? Sag noch ein einziges Wort, so thue ich es!"

Da blitzten aber auch schon die Läufe zweier Revolver in den Händen des Kuriers und noch mehr blitzten seine Augen, als er ihm, verächtlich lachend, antwortete: „Versuch's doch einmal, my boy! Thu augenblicklich das Messer fort, sonst schieße ich! Hier sind zwölf Kugeln, Mesch'schurs. Wer von euch nur die bloße Hand gegen mich bewegt, dem schieße ich ein Loch durch seine arme Seele. Also fort mit dem Messer, Mensch! Ich zähl' bis drei! Eins — — zwei — — —"

Es war ihm anzusehen, daß es ihm ernst war, seine Drohung wahr zu machen; darum ließ es Grinley wohlweislich nicht bis zur Drei kommen, sondern steckte sein Messer ein, ehe sie ausgesprochen wurde.

„So ist's richtig!" lachte der Kurier. „Ich wollte Euch auch nicht geraten haben, es darauf ankommen zu lassen. Für heut ist's genug; aber sollten wir uns vielleicht noch einmal begegnen, so werdet Ihr noch viel mehr von mir lernen!"

Nun ritt er fort und hielt es nicht der Mühe wert, sich einmal umzusehen. Grinley griff nach seinem Gewehre, um es auf ihn zu richten; da legte der Buchhalter ihm die Hand auf den Arm und sagte in beinahe strengem Tone: „Macht keine weiteren Dummheiten, Sir! Wollt Ihr den Mann erschießen?"

„Keine weiteren Dummheiten?“ wiederholte der Oelprinz Baumgartens Worte. „Habe ich denn schon welche gemacht?“

„Allerdings!“

„Wieso?“

„Eure Grobheit, Euer ganzes Verhalten war eine. Der Mann meinte es offenbar gut mit uns, und ich kann wirklich keinen Grund ersehen, der Euch veranlassen konnte, ihn in solcher Weise zu behandeln!“

Grinley wollte ihm eine zornige Antwort geben, besann sich aber eines andern und erwiderte: „Bin ich grob gegen ihn gewesen, so seid Ihr es jetzt gegen mich; lassen wir das sich gegenseitig aufheben. Der Kerl war, indem er Euch warnte, ein Hasenfuß.“

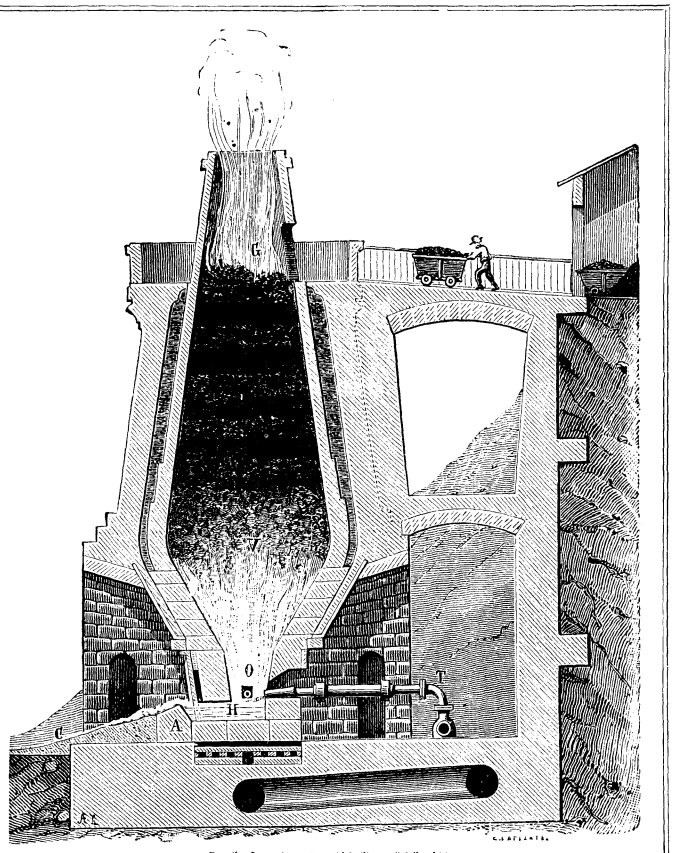
„Aber als Ihr mit dem Messer an ihn wolltet, benahm er sich gar nicht wie ein solcher, sondern Ihr waret es, der beigeben mußte!“

„Das ist gar keine Schande. Der Teufel mag ruhig zusehen, wenn ihm zwei sechsfach geladene Läufe auf die Brust gerichtet werden! Doch genug hiervon; reiten wir weiter!“

Buttler und Poller hatten sich während dieser ganzen Scene äußerst ruhig verhalten, doch war ihnen anzusehen, daß sie sich über das Erscheinen und Verhalten des Kuriers, besonders über seine Warnungen, nicht wenig ärgerten. Sie warfen im Weiterreiten ebenso wie der Oelprinz besorgt forschende Blicke auf Rollins und Baumgarten, um an ihren Mienen abzulesen, welchen Eindruck diese Warnungen gemacht hatten.

Die Stimmung war eine ganz andre als vorher; es wurde nicht gesprochen, und jeder schien mit seinen Gedanken zu thun zu haben, bis nach einiger Zeit die Sonne verschwand und ein zum Nachtlager passender Ort gefunden wurde. Um ein Abendessen brauchten sie sich nicht zu sorgen, weil der Oelprinz auf dem Pueblo hinreichend mit Proviant versehen worden war. Sie verzehrten es schweigend, und erst als es völlig dunkel geworden war, fiel das erste Wort aus Baumgartens Munde: „Brennen wir ein Feuer an?“

„Nein,“ antwortete Grinley.



Hochofen im Vertikaldurchschnitt.

„Also seid Ihr doch auch besorgt von wegen der Indianer?“

„Besorgt? Nein! Ich kenne diese Gegend und die Roten, die es in derselben gibt, viel besser als der Kurier, der wohl zum erstenmal hierhergekommen ist. Von Sorge oder gar Angst kann keine Rede sein, doch braucht die Vorsicht immerhin nicht vernachlässigt zu werden. Wenn der Mann Spuren gesehen hat, so ist es nicht notwendig, daß sie gerade von Kundschaftern herrühren. Dennoch wollen wir lieber kein Feuer machen. Ihr sollt mir später nicht den Vorwurf machen, etwas unterlassen zu haben, was zu unsrer Sicherheit erforderlich war.“

„Hm!“ brummte der Bankier nachdenklich. „Ihr seid also überzeugt, daß es die Gefahr nicht gibt, von welcher der Kurier sprach?“

„Für uns nicht; darauf könnt Ihr Euch verlassen. Um Euch vollständig zu überzeugen und ganz zu beruhigen, will ich, obgleich es ganz und gar nicht nötig ist, ein Uebriges thun und morgen Poller und Buttler voranschicken.“

Die beiden Genannten hatten dies erwartet; sie sagten nichts dazu.

„Warum? Was sollen sie?“ fragte der Bankier.

„Unsre Eclaireurs machen, also voranreiten, um dafür zu sorgen, daß Ihr nicht in Gefahr kommt. Ihr seht also, daß ich allen Möglichkeiten Rechnung trage, und werdet Euch hoffentlich wieder beruhigt fühlen.“

„Schön! Wir brechen also morgen früh nicht alle auf?“

„Nein. Ich bleibe mit Euch und Mr. Baumgarten hier. Nur Buttler und Poller reiten fort. Sie werden scharf aufpassen und, falls sie eine Gefahr für uns entdecken, sofort zurückkehren, um uns zu warnen.“

„Das beruhigt mich, Mr. Grinley. Dieser Kurier hatte mir doch einigermaßen Angst gemacht.“

Er ahnte nicht, daß die Veranstaltung, welche ihn beruhigte, ganz den gegenteiligen Zweck hatte, den Betrug vorzubereiten, welchem er zum Opfer fallen sollte.

Da die beiden Genannten frühzeitig aufbrechen sollten, so wurde das Gespräch nicht fortgesetzt, sondern man legte

sich schlafen; je einer mußte wachen; die Reihenfolge ergab, daß Baumgarten die erste und der Bankier die zweite Wache hatte. Als der letztere dann den Oelprinzen, welcher folgte, geweckt und sich niedergelegt hatte, blieb dieser wohl eine halbe Stunde lang unbeweglich sitzen; dann beugte er sich zu dem Bankier und Buchhalter nieder, um zu erfahren, ob sie schliefen. Als er bemerkte, daß ihr Schlaf ein fester war, weckte er Poller und Buttler leise; die drei standen auf und entfernten sich eine Strecke, so weit, daß sie nicht gesehen und gehört werden konnten; sie hatten heimlich miteinander zu reden.

„Dachte es, daß du uns wecken würdest," sagte Buttler. „Hol der Teufel den Kurier, der uns leicht das ganze Spiel verderben konnte! Hättest dich übrigens anders verhalten sollen!"

„Willst auch du mir Vorwürfe machen?" brummte sein Bruder.

„Wunderst du dich darüber? Der Kerl hatte Haare auf den Zähnen und hat dich, wie man so sagt, auf der ganzen Linie geschlagen."

„Oho!"

„Pshaw! Gib es nur zu; es ist doch wahr! Je erregter du wurdest, desto ruhiger blieb er; schon da war er dir überlegen; diesen Eindruck haben Rollins und Baumgarten unbedingt auch gehabt. Und dann gar die Messergeschichte! Es war eine riesige Blamage, als wir uns nicht rühren durften!"

„Du doch auch nicht!"

„Allerdings nicht. Es reizte mich freilich wohl, dem Kerl die Zähne zu zeigen; aber es war ihm völliger Ernst. Er hätte wahrhaftiglich geschossen. Fünf gegen einen. Was müssen Rollins und Baumgarten von uns denken!"

„Laß sie denken, was sie wollen! Sie haben das erschütterte Vertrauen wiedergefunden. Reden wir von besserem! Ich habe euch die Lage des Petroleumsees genau beschrieben. Getraut ihr euch, ihn zu finden?"

„Unbedingt."

„Wenn ihr zeitig aufbrecht und durch nichts aufgehalten werdet, seid ihr schon des Nachmittags dort. Die Höhle werdet ihr ebenso leicht finden wie das Gloomywater?"

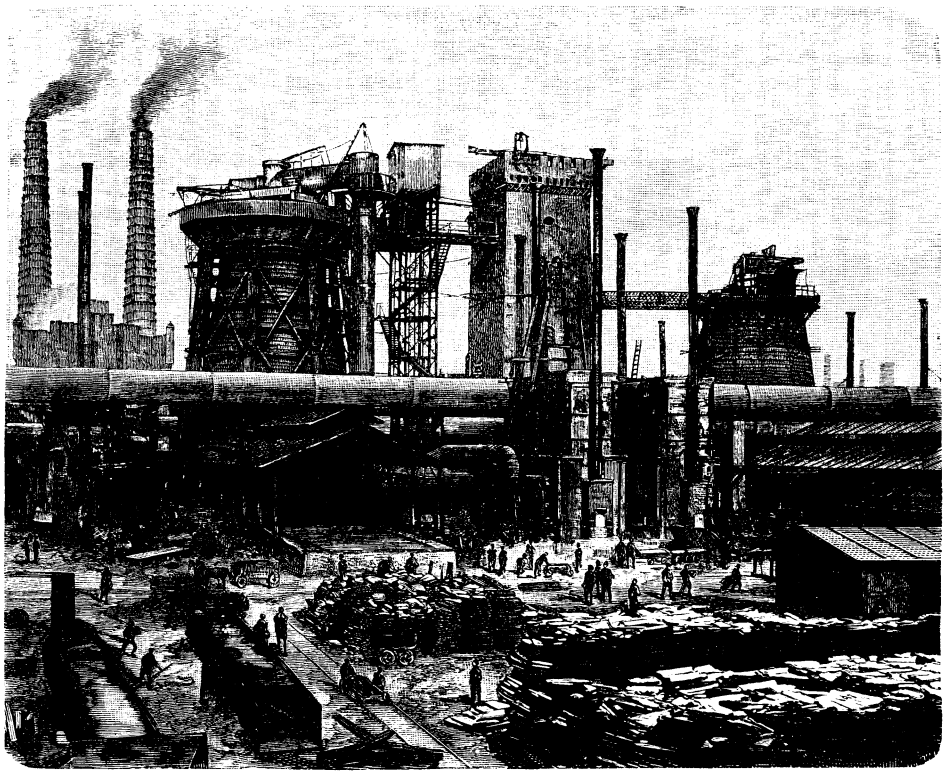
„Versteht sich."

„In ihr findet ihr alles, was nötig ist: die vierzig Fässer Oel, die Werkzeuge und alles andre. Nun merkt wohl auf! Ihr müßt mit der Arbeit sofort, wenn ihr angekommen seid, beginnen, weil es dann längerer Zeit bedarf, die Spuren dieser Arbeit zu verwischen. Ihr rollt die Fässer einzeln bis hart an das Wasser und schafft sie, wenn das Petroleum in den See gelaufen ist, wieder in die Höhle. Den Eingang zu dieser verschließt ihr gerade in derselben Weise, wie ihr ihn findet; er darf selbst für das schärfste Auge nicht zu entdecken sein. Dann löscht ihr alle Spuren aus, welche durch das Rollen der Fässer entstanden sind. Hoffentlich werdet ihr mit dem allen bis zum Abende fertig."

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochöfen.

Daß wir uns im eisernen Zeitalter befinden, lehrt nichts besser als der ungeheure Aufschwung der Roheisenfabrikation, die sich in den letzten zwanzig Jahren gerade verdoppelt hat, indem sie von 300 auf 600 Millionen



Hochofenanlage zu Königshütte.

Zentner jährlich gestiegen ist. Davon liefern die Vereinigten Staaten, seit einigen Jahren in erster Linie stehend, 180, das britische Reich 160, Deutschland 93, Frankreich 38 Millionen. Dieser Aufschwung war nur dadurch möglich, daß man einesteils immer größere Oefen baute, andrerseits die Fabrikation durch maschinelle Vorrichtungen, chemische Prozesse und überhaupt Verbesserungen und Vereinfachungen aller Art unterstützte und förderte. Sonst

hätte sich die Fabrikation bei den durch die ungeheuer anwachsende Konkurrenz immer mehr herabgedrückten Preisen gar nicht mehr gelohnt. Ein Hochofen, der unter 100000 Pfund täglich liefert, ist kaum mehr konkurrenzfähig. In England und Amerika produzieren die Oefen neuerer Konstruktion 150000 Pfund täglich, das heißt in 24 Stunden.

Unsre erste Abbildung gibt den Vertikaldurchschnitt eines Hochofens. Der Haupthohlraum G V heißt der Kernschacht, der untere, trichterförmig sich verengernde Teil die Rast. Diese läuft in das Gestell (O) und dieses wieder in den Herd (H) aus, dessen vorderster Teil (A) der Vorherd genannt wird, weil dort durch eine beständig offengehaltene Oeffnung die Schlacke von dem im Herde angesammelten geschmolzenen Eisen abläuft. Die Speisung der Oefen erfolgt von oben, indem Brennmaterial (Coaks), Kalkstein (als Zuschlagsmittel) und Eisenstein schichtweise durch Kastenwagen eingeschüttet wird. Den Schmelzprozeß fördert wesentlich das sogenannte Gebläse. Die dazu erforderliche Luft wird durch große Dampfmaschinen zuerst in einen großen Behälter von Eisenblech, den sogenannten Windkessel, gepreßt. Von dort nimmt sie ihren Weg in die Warmluftapparate, wo sie einen solchen Hitzegrad erhält, daß Steinkohlen sich daran entzünden, dann erst strömt sie durch vier oder sechs Röhren, die gleichmäßig um den Ofen verteilt sind, zwischen dem Gestell (O) und dem Herd (H) mit großer Gewalt in das Innere des Ofens. Der Abstich erfolgt alle acht Stunden durch eine zu ebener Erde des Herdes befindliche Oeffnung, die sonst durch einen Lehmpfropfen gut verschlossen ist.

Unsre zweite Abbildung stellt die Hochofenanlage zu Königshütte in Schlesien dar; sie ist deshalb interessant, weil sie noch die alte und neue Zeit nebeneinander zeigt: rechts einen Ofen alter und links einen Ofen neuer Konstruktion, mit allen möglichen Hilfsmitteln neuer Erfindung ausgestattet. Der in der Mitte stehende Turm ist der sogenannte Gichtturm, weil in demselben die zur Speisung der Oefen erforderlichen Materialien durch einen Dampfaufzug nach oben zur Gicht (G) befördert werden.

Vogelnester der Wiese.

Wenn du, mein Junge, im Frühling durch die Wiesen gehst, wo im allerfrischesten, smaragdgrünen Grase die goldgelbe Dotterblume und das blaßlilafarbige Schaumkraut oder schon die rosarote Kuckuckslichtnelke, das himmelblaue Vergißmeinnicht und die purpurne Orchis blühen, so kann es leicht geschehen, daß fast vor deinen Füßen ein größerer oder kleinerer Vogel aufschwirrt: bei näherem Zusehen wirst du dann nicht selten zwischen den Grashalmen ein Nest entdecken. Damit du nun weißt, mein junger Naturfreund, welcher Vogelart dieses und welcher Vogelart jenes Nest gehört, so will ich dir eine genaue Beschreibung der in der Wiese befindlichen Vogelnester geben. Aber nicht die Eier ausnehmen — das mußt du mir versprechen! Sieh, die Vöglein haben wochenlang am Neste gebaut und sie freuen sich so auf die Jungen! Es würde mir leid thun um das arme Männchen wie um das arme Weibchen, wenn du der leichtzerbrechlichen bunten Eierschalen wegen das Nest im Wiesengrase plündertest. Nein, ich könnte dich dann nicht mehr von Herzen meinen guten Kameraden nennen.

Ein kleines Nest! O sag nur an,
Was uns so herzig rührt daran?
Ein Kranz von Halmen ist's doch bloß,
Drin weiche Flöcklein Hanf und Moos,
Ein Aehrenhalm, ein Borkenstück
Und — eine ganze Welt voll Glück!

Also du versprichst mir, du nimmst das Nest nicht aus, und nun zur Sache!

Wir teilen uns die Nester der Wiese ein in: Nester mit einfarbigen Eiern, und Nester mit zweifarbigen Eiern.

Nester mit einfarbigen Eiern gehören der Wiesenweihe, dem Rebhuhn und dem Wiesenschmätzer an.

Nester mit zweifarbigen Eiern weisen auf die Wachtel, den Wachtelkönig, die Grauammer, die Feldlerche, den Baumpieper und den Wiesenpieper hin.

Wir suchen zunächst die Nester mit einfarbigen Eiern genauer kennen zu lernen.

Da fliegt ein Vogel vor uns auf, der unbedingt eine Wiesenweihe ist. Die Merkmale können nicht trügen. Die Weihen insgesamt gehören zur Familie der Falken. Ihr Körper ist schmächtig; ihr kurzer Schnabel ist ein wenig zusammengedrückt und hat nur einen schwachen, kaum bemerklichen Zahn (Krümmung der obern Schnabelhälfte nach unten). Die Kopfseiten sind von einem Federkranze umgeben, welcher an den Schleier der Eulen erinnert. Die Beine sind dünn und hoch, die Flügel schmal, lang und spitz, der Schwanz ist lang. Das Gefieder ist weich und flatterig. Die Weihen fliegen in leisem, schwankendem Fluge niedrig über offene Flächen, plündern die Nester andrer Vögel nach Eiern und jungen Gelbschnäbeln, und erhaschen Mäuse und ähnliche kleinere Tiere. Da sie jedenfalls weit mehr nützliche Vögel als Mäuse vertilgen, so darf man sie zu den schädlichen Vögeln zählen. Die Arten der Weihe stehen sich sehr nahe; bei uns einheimische sind: die Kornweihe, die Rohrweihe, die Steppenweihe und die Wiesenweihe. Die Weihen nisten nur auf dem Boden, in Kornfeldern, Heiden, Mooren und Wiesen. Die Eier sind bläulichweiß, meist ungefleckt; doch kommen die Eier der oben genannten, bei uns einheimischen Arten auch braun gefleckt vor. Was nun besonders die Wiesenweihe, Circus cineraceus, angeht, so ist der Nistplatz dieser unstäten Vögel, die einsame, weitausgedehnte Wiesenflächen mit Wasser lieben und ein großes Jagdrevier bestreichen, nur schwer zu finden, zumal das Pärchen, solange es nicht Junge hat, bloß des Abends bei einbrechender Dunkelheit in den nächsten Umgebungen des Horstes anzutreffen ist. Der zwischen hohen Halmen wohl versteckte Horst befindet sich stets an der Erde und enthält, gewöhnlich nicht vor der Mitte des Mai, vier bis sechs kalkweiße,

sehr leicht ins Blaugrünliche spielende Eier, welche zuweilen braun gefleckt sind; sie sind sehr kurzoval, vom feinsten Korn und von Hühnereigröße. Die jungen Vögel sind oben dunkelbraun mit rostfarbenen Fleckchen, unten hell rostfarben; über und unter dem Auge steht ein weißer, auf den Wangen ein dunkelbrauner Fleck. Beim alten Männchen ist Kopf, Hals und Rücken aschblau, die übrige Unterseite weiß mit rostroten Flecken; die Flügelspitzen sind schwärzlich. Die Weibchen sind gleich den Jungen braun in braun gezeichnet. Die Wiesenweihe ist ein Zugvogel: sie kommt anfangs März und zieht im Oktober wieder weg; sehr selten bleibt eine in gelinden Wintern bei uns zurück. Im allgemeinen ist die Wiesenweihe bei uns weit seltener als die Kornweihe.

Zehn bis zwanzig zartgraue, etwas ins Grünliche spielende Eier ohne Zeichnung liegen Mitte April oder anfangs Mai im Neste des Reb- oder Feldhuhns, Perdix cinerea. Diese Eier sind etwas klein, 30 mm lang und 27 mm breit; merkwürdig ist ihre Birn- oder Kreiselform — eine Form, die sonst die Eier der schnepfenartigen Vögel haben; die Schale ist fest und glatt, mit vielen sichtbaren Poren, wenig glänzend; ganz selten sind die Poren braungefärbt und noch seltener sind wirklich bräunliche Fleckchen vorhanden. Das Nest ist eine kleine, vom Weibchen selbst gekratzte oder vorgefundene und dann erweiterte Bodenvertiefung, unkünstlich mit Halmen und dürren Pflanzenteilen ausgelegt; meist steht es gut versteckt im hohen Wiesengrase — ferner im Weizen, Raps und Klee, in Erbsen und andern Hülsenfrüchten, endlich im Gestrüpp an Buschrändern. Wird das Feldhuhn vom Neste aufgestört, so läuft es hinkend und mit großem Geschrei davon, streckt einen Flügel wie gelähmt von sich und bewirkt durch diese Verstellung, daß die Aufmerksamkeit des Feindes vom Neste abgelenkt wird. Die Nestjungen sind wollig, gelblichgrau, mit schwarzbraunen Rückenstreifen. Die Feldhühner leben in der Fortpflanzungszeit paarweise, sonst liegen sie in Familien oder Ketten auf den Feldern. Ein Huhn der Kette hält einige Schritte vom Lager Wache und läßt bei Gefahren einen Warnungsruf vernehmen, worauf das Feldhühnervolk sich auf die Flucht begibt. Daß das Feldhuhn sich gern in Rebenpflanzungen aufhält und die Weinberge liebt, deutet schon der Name „Rebhuhn" an. Auch der Name „Feldhuhn" ist sehr passend, da dieser Vogel stets am Erdboden lebt, nicht auf Bäume geht, auch des Nachts am Boden bleibt, hier seine aus Sämereien, Blättchen und Insekten bestehende Nahrung sucht und sehr schnell am Boden fortrennt. Doch schwirren die Ketten auch mit lautschnurrendem Fluge auf, wenn der Jäger oder ein Feldarbeiter sich ihrem Lager nähert. Das Feldhuhn ist 30 cm groß; sein Gefieder ist sehr hübsch braun, aschgrau und schwärzlich gesprenkelt; ein rostroter Schwanzfleck wird beim Auffliegen des Huhnes bemerkbar. Die Feldhühner sind Stand-, höchstens Strichvögel, letzteres zur Zeit der Wintersnot. Wo das Feldhuhn ausgebrütet wurde und die erste Jugendzeit zubrachte, da hält es sich auch späterhin am liebsten auf.

(Schluß folgt.)

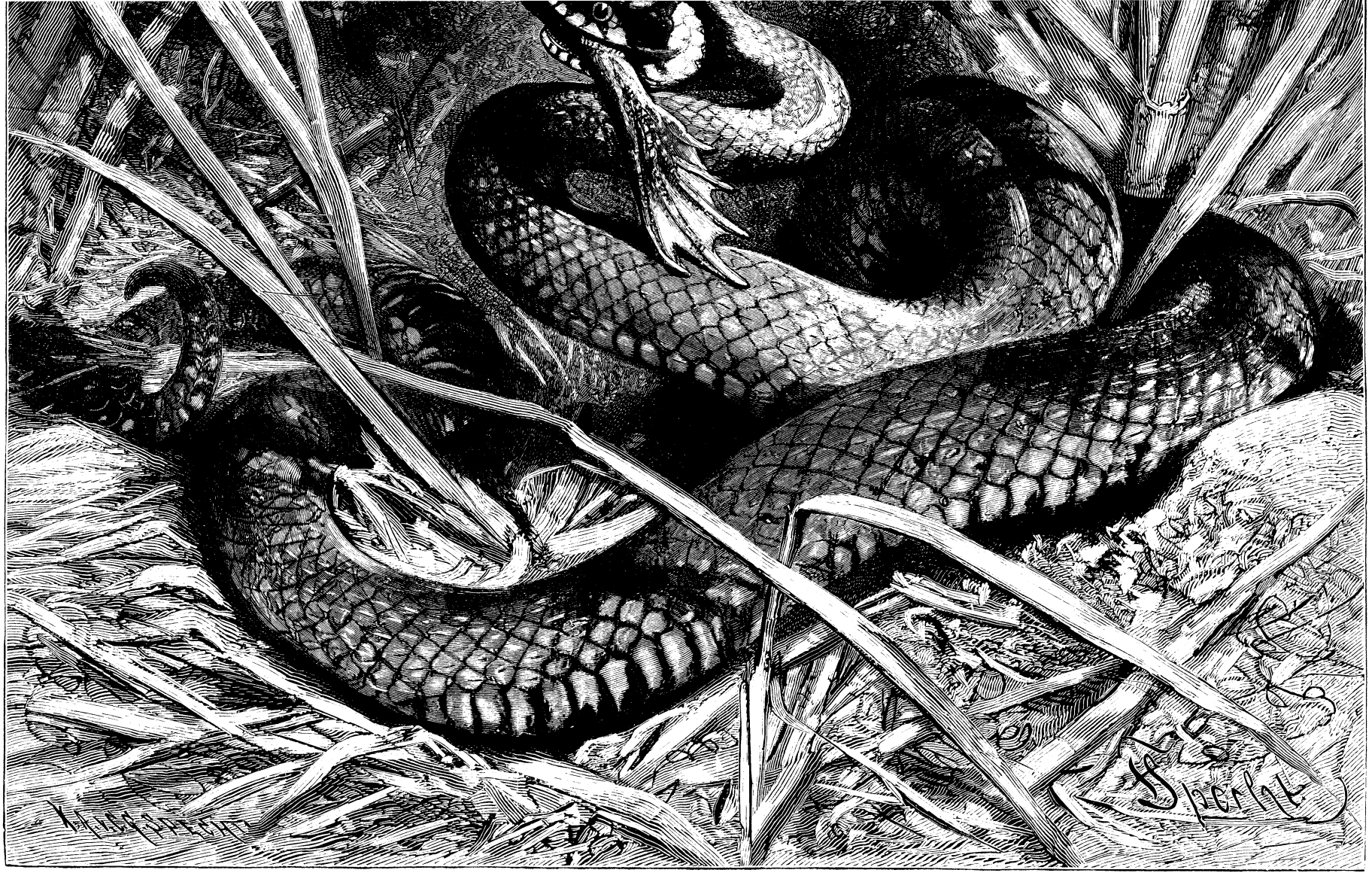
Ringelnatter und Grünrock.

Der arme Grünrock! er fühlt, daß er verloren ist. Fast möchte man dem sonst so munteren Gesellen zu Hilfe eilen. Er war gar vergnügt umhergehüpft, als ihm ein böses Geschick die Ringelnatter in den Weg führte, für die, wie unsre jungen Leser wissen, der Frosch einen besonderen Leckerbissen bedeutet. Sonst ein gewandter Springer, hat er im Angesichte des Feindes die Besinnung völlig verloren, und statt in mächtigen Sätzen auszukneifen, macht er voller Angst nur ungeschickte Versuche und gelangt so in die Gewalt des gefährlichen Gegners. Für die ungiftige Ringelnatter, die bekannteste unter den Schlangenarten unsrer Heimat, ist der Frosch, wie schon gesagt, die am meisten willkommene Beute. Sie läßt ihn, dessen eines Hinterbein sie bereits erwischte, nimmer los. Langsam würgt sie den armen Burschen hinunter, ohne ihn vorher zu töten, und so ist denn dem Frosch der jämmerliche Tod des Erstickens im Schlangenmagen beschieden. So schön die Natur ist, sie zeigt auch grausige Bilder; unaufhörlich ist der Kampf, der sich im Busch und Strauch, auf, über und unter der Erde zwischen dem Stärkeren und Schwächeren abspielt.

Goldfritz.

(Fortsetzung.)

Im Hause des Apothekers war es totenstill, die Standuhr im Vorhaus schnurrte und schlug die elfte Nachtstunde, da öffnete Fritz leise die Thür seines Stübchens und lautlos, mit einer Blendlaterne versehen, schlich er wie ein Spitzbube den gewohnten Weg hinunter nach dem Laboratorium, schloß behutsam auf, leuchtete umher und schritt dann zu einem Seitentisch. Dort zündete er eine Lampe an, holte Büchsen, Näpfe und einen Tiegel herbei, und wenige Minuten später züngelte wieder ein bläuliches Spiritusflämmchen lustig um einen Tiegel herum, in dem eine rötliche Masse brodelte und dampfte, daß es einem weniger Abgehärteten als Fritz schier unmöglich gewesen wäre zu atmen. Ueber den Tiegel gebeugt, bald rührend, bald aus einer der Glasbüchsen etwas nachschüttend, stand er und beobachtete mit unheimlich flammenden Augen den sonderbaren Kochprozeß.



Ringelnatter und Grünrock.

„Es färbt sich! Wahrhaftig — es schimmert schon ganz golden auf dem Grunde!“ rief er plötzlich aus. — Und wirklich ließ sich ein trübgelber Bodensatz erkennen. Mit zitternder Hand löffelte Fritz ein wenig dieses Satzes heraus, schüttete es in ein Glasgefäß und goß den Inhalt einer Viole darüber aus. Es zischte, ein Abschaum bildete sich und zu unterst blieb als Restbestand eine dünne Fläche — reines Gold!

„Gold — Gold! Ich hab's! Was fang' ich an damit! Hurra, nun bin ich reich!“

Fritz gebärdete sich rein närrisch und sprang wie ein Toller umher, und plumps — lag einer der großen, irdenen Krüge, welche diverse Mineralsalze zu enthalten pflegten, am Boden.

Erschreckt fuhr der junge Schwarzkünstler zusammen. Wenn man oben dies Geräusch gehört hätte? Er horchte. Aber nein, es blieb alles still — es mochte wohl alles wie im Winterschlafe liegen.

Nur geschwind die zerbrochene Kruke beiseite geschafft. Fritz arbeitete hastig an diesem Werke und bewachte nebenbei mit fieberhafter Aengstlichkeit die brodelnde Goldtinktur im Tiegel. Er überzeugte sich immer von neuem, daß er Gold — wirkliches, wahrhaftiges Gold gemacht hatte!

Da wurde oben im ersten Stockwerk leise, ganz leise eine Thür geöffnet, und in Nachthemd, Zipfelmütze und Schlapppantoffeln zwängte sich eine lange, dürre Gestalt zu dem Thürspalt heraus und ein Ohr horchte, sich beinah sichtlich verlängernd, in die nächtliche Stille hinaus. Es war Ehlers, den der dumpfe Fall der Kruke aus unruhigem Halbschlummer geschreckt hatte.

„Es muß jemand unten sein!“ murmelte er. „Ich höre es deutlich gehen — ich werde mich überzeugen!“

Ehlers schlüpfte aus den Pantoffeln und tappte leise, wie ein junges Kätzlein, die Treppe hinab. Da sah er die Thür zum Laboratorium nur angelehnt, ein Lichtstrahl fiel durch die Spalte, und das Haar sträubte sich dem Apothekergehilfen, als er, von Dämpfen umwallt, einen Menschen dort über bläulichflackerndem Feuer mit Tiegeln und Kolben hantieren sah. Mit angehaltenem Atem schlich er zurück; ein Einbrecher — ein Dieb — nein, am Ende gar der leibhaftige Böse! — — Himmel, es war ja die Mitternachtsstunde!

Dem entsetzten Manne schlugen die Zähne zusammen, und, so gut es anging, strebte er eiligst die Treppe wieder hinauf. Er lief vor das Schlafzimmer seines Herrn und klopfte. Nichts rührte sich; nur ein einförmig unmelodisches Getön verkündete das Vorhandensein des süßschlafenden Herrn Zorn. Ehlers pochte lauter; das Konzert brach ab; ein erleichtertes Schnaufen ließ sich jetzund hören.

„Ach, Herr Zorn — machet doch auf!“ bat Ehlers kläglich.

„Zum Kuckuck, was gibt's denn?“ brummte eine verschlafene Stimme.

„Ach, Herr Zorn, machet um Gotteswillen auf! — Es — es ist — etwas passiert.“

Jetzt wurde jenseits der Thüre in Pantoffeln dahergeschlurft, ein Riegel zurückgeschoben, und im nächsten Augenblick stand der wohlbeleibte Apotheker, ebenfalls nur in Nachthemd und Zipfelmütze, vor seinem Gehilfen.

„Hat Er Leibschmerzen bekommen? Was ficht Ihn denn an in Satans Namen, mich aus dem Schlafe zu klopfen!“

„Ach, Herr Zorn, sagt das nicht — er ist ja unten — der leibhaftige Böse — unten, in unserm Labor — kommt nur einmal mit!“

Jetzt ward es dem dicken Herrn aber doch zu viel und entrüstet polterte er los: „Er hat wohl gestern abend einen Maßkrug zu viel getrunken? Was faselt Er da?“

„Aber, Herr Zorn, ich trinke nie einen Maßkrug zu viel!“ erwiderte gekränkt der stets solide junge Mann. „Ueberzeuget Euch selbst — der leibhaftige Gottseibeiuns steht im Laboratorium und braut wer weiß was für Hexentränke —“

„Red' Er keinen Unsinn! Ich will Ihm aber den Willen thun und will gleich selbst einmal nachsehen.“

Herr Zorn wickelte sich in seinen Schlafrock und war im Begriff, Ehlers zu folgen; da mochte ihm aber der Gedanke kommen, daß es gut sei, doch nicht ganz unbewaffnet dem Eindringling entgegenzutreten; er kehrte darum noch einmal zurück und erschien alsbald mit einer Kohlenschaufel und einem Schürhaken.

„Hier, nehm' Er eins davon — und nun vorwärts!“

Leise, mit klopfendem Herzen schlichen die beiden die finstere Treppe hinab, und Herr Zorn hatte dabei das Unglück, den Pantoffel zu verlieren und sich an einer Kante an die große Zehe zu stoßen. Unwillkürlich kniff der alte Herr den neben ihm gehenden Gehilfen in den Arm.

„O meine Zehe! Meine große Zehe! Ehlers, ich kann nicht mehr laufen.“

„Ach, lasset mich doch los, Herr Zorn — und seid vor allem stille — Ihr verratet Euch ja.“

Herr Zorn stöhnte leise, schwieg aber und humpelte, auf Ehlers gestützt, den Korridor entlang und wahrhaftig — da fiel wirklich ein Lichtschein heraus in die Dunkelheit. Staunenden Blickes sah er durch den Thürspalt wirklich eine menschliche Figur und gräuliche Dämpfe zogen um sie her, sogar bis heraus zu den Lauschern.

„Beim Himmel, Er hat recht — das muß der leibhaftige Gottseibeiuns sein!“ stotterte endlich auch der alte Herr und zog die Zipfelmütze von den Ohren, ob aus aufsteigendem Hitzegefühl oder aus Hochachtung vor der vermeintlichen höllischen Majestät, muß dahingestellt bleiben.

„Entsetzlich!“ jammerte nun Ehlers, der durch die Zustimmung seines Herrn ganz vernichtet war.

„Ja, entsetzlich!“ echote dieser mit wankenden Knieen.

Fritz hatte indessen in glühendem Eifer fortgearbeitet, und wenn es ihm auch ein paarmal gedeucht hatte, es knistere auf dem Vorflur, so fühlte er sich doch zu sicher, als daß er darauf geachtet hätte. Jetzt aber klang es ihm gar, als ob geflüstert würde. Fritz war sehr reizbar, und er beschloß, einmal Umschau zu halten. Er ergriff darum das Licht und leuchtete zur Thüre hinaus.

„Heiliger Gott, erbarme dich unser!“ brach da ein

lauter Entsetzensschrei aus zwei Kehlen und schreckgelähmt drückten sich der Apotheker und sein Gehilfe an die Wand. Aber auch Fritz stieß einen Schreckensschrei aus und ließ das Licht zur Erde fallen, so daß nunmehr nur Ehlers' versteckt gehaltenes Blendlaternchen einen schwachen Lichtschein verbreitete.

Fritz trachtete darnach, an den beiden vorüberzukommen, und stürzte blindlings darauf los, fiel dabei aber gerade dem Herrn Zorn in die Arme, der mit dem Mute der Verzweiflung sich des vermeintlichen Angriffes erwehrte und den armen Fritz mit eherner Faust an der Gurgel packte.

„Ach, lasset mich doch los — ich lauf' ja nicht fort!" brachte Fritz, nur mühsam nach Atem ringend, hervor.

„Was — was ist denn das? Die Stimme kenn' ich doch!" rief der Apotheker plötzlich und gab seinen Gefangenen ein wenig frei. „Leucht' Er einmal her, Ehlers!"

Dieser hielt dem ertappten Goldmacher das Laternchen

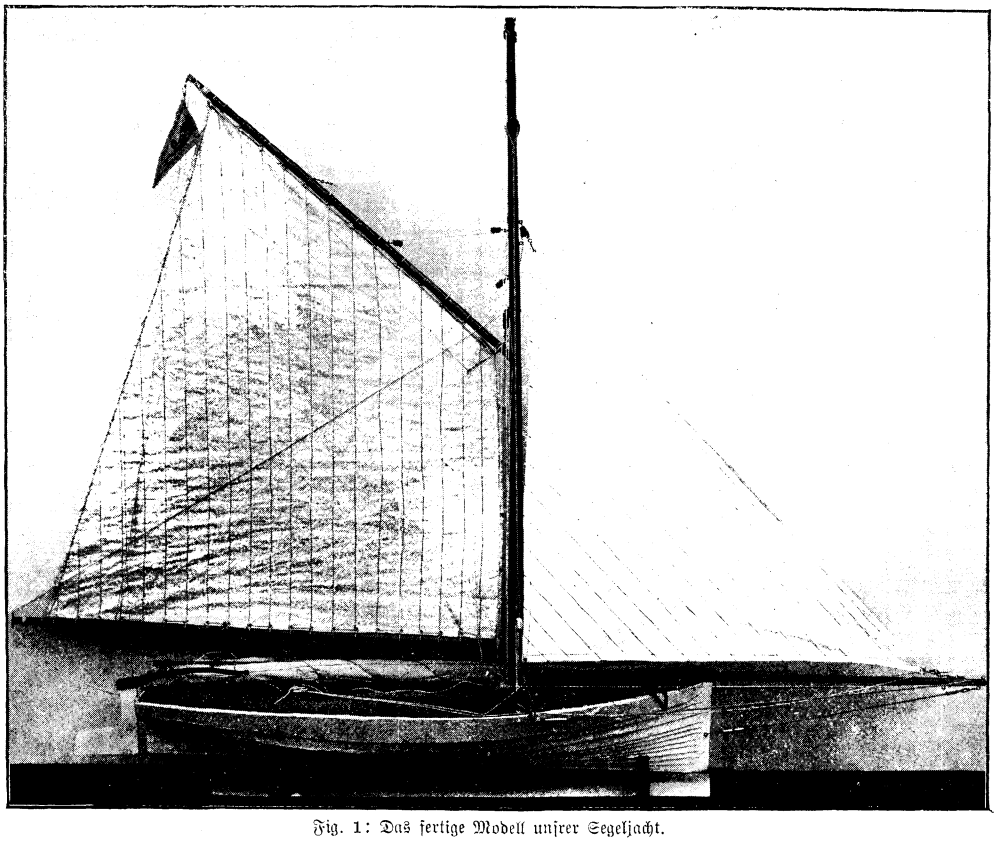


Fig. 1: Das fertige Modell unsrer Segeljacht.

vors Gesicht, und mit dem erstaunten Rufe: „Fritz! Unser Fritz? Allmächtiger, unser Lehrling!" wichen die beiden Herren, erleichtert aufatmend, vor dem armen Sünder zurück.

Fritz stand vernichtet vor ihnen. Endlich faßte sich Herr Zorn soweit, den Lehrling streng zu fragen: „Was treibt Er denn die Nacht hier in meinem Laboratorium? Was sind das für heimliche Streiche? Will Er mir die teuren Chemikalien verpanschen, das Haus womöglich anzünden und ehrbare Leute zu Tode erschrecken? Was hat Er hier getrieben? Steh' Er nicht da wie ein Pflock!"

„Ich habe Studien gemacht; ich will's bezahlen, was ich von Euren Sachen genommen habe!" antwortete Fritz trotzig, statt sein Unrecht einzugestehen.

Sein sonst so gütiger Chef war aber gar zu sehr erzürnt über den gehabten Schrecken, sowie auch über das nächtliche Treiben, und so hatte der Apotheker die trotzige Antwort sehr übel aufgenommen.

„Pack Er jetzt seinen Kram im Laboratorium zusammen und dann scher' Er sich in seine Kammer. Morgen werd' ich Ihn ins Gebet nehmen, und wenn Er sich etwa noch auf die Hinterbeine stellen will, da kann Er seine Sachen zum Ersten packen, verstanden?"

„Ich kann ja auch morgen gehen — Ihr braucht mich nicht zu behalten," entgegnete Fritz mürrisch, so daß Ehlers voll gerechten Zornes über das Benehmen des Lehrlings sagte: „Werfet den unnützen Burschen, den Urian, doch gleich zur Thüre hinaus!"

„Fürs erste räum' Er jetzt auf!" befahl Herr Zorn nochmals, und Fritz kam diesem Befehl denn auch nach. Ehlers schloß dann das Laboratorium ab, und während Fritz wie ein begossener Pudel, aber in trotzigem Schweigen die Treppen zu seiner Kammer hinaufschlich, folgten die beiden Herren pustend nach. Es war ein drolliger Aufzug: den dicken Apotheker und den langen, hageren Gehilfen, beide im notdürftigsten Nachtgewand, mit verstörten Mienen und schlotternden Beinen, beim ungewissen Scheine der Blendlaterne nebeneinander gehen zu sehen.

„Ich danke Ihm, Ehlers, daß Er mich geweckt hat. Es ist nur gut, daß es niemand anders als der Fritz

war! Schick' Er ihn morgen früh gleich in mein Arbeitszimmer, und erzähl' Er keinem Menschen etwas davon! Und nun schlaf' Er wohl! — Ich werde wohl einen Schnupfen bekommen, mir war so kalt geworden in diesem Kostüm."

Damit zog Herr Zorn schnaufend den Schlafrock über seinem runden Bäuchlein zusammen und schlüpfte behend in seine Kammer.

Ehlers hörte ihn bald darauf wohl an ein dutzendmal niesen; der Schnupfen war bereits eingetroffen. Ihn selber fröstelte indes auch nicht wenig, hatte er ja nicht einmal den schützenden Schlafrock gehabt; er zog sich fürsorglich ein Paar Wintersocken an die Füße, holte ein grünes Fläschlein aus dem Wandschrank, that einen herzhaften Zug und legte sich dann befriedigt aufs Lager, das dickgestopfte Federbett bis an die Ohren heraufziehend.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Segeljacht zu erbauen.

(Von einem unsrer jungen Leser mitgeteilt.)

Liebe Kameraden!

Einem mehrfach geäußerten Wunsche zufolge bin ich gern bereit, euch eine Anleitung zur Herstellung einer Jacht zu geben, doch ist der Bau eines Schiffes nicht so

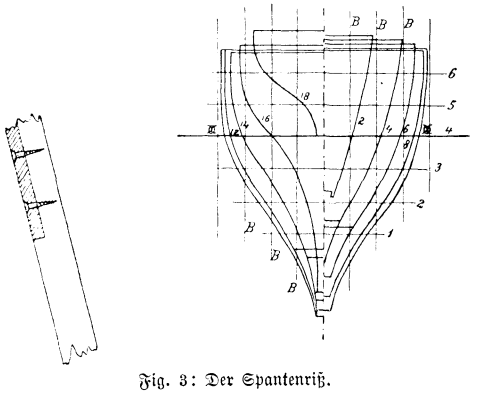


Fig. 3: Der Spantenriß.

leicht, wie ihr anzunehmen scheint, und ihr werdet trotz meiner Beschreibung, die ich möglichst gut zu geben bemüht bin, so manche Schwierigkeit zu überwinden haben und vielleicht auch eines Buches bedürfen, in welchem Falle ich dasjenige: Jachten, Boote und Kanoes, von Dr. Wilhelm Wiese, sehr empfehlen kann. Der Preis dieses Werkes ist für die Sparkasse eines Jungen allerdings nicht klein, er beträgt 12 Mark.

Ich habe für euch in dem obengenannten Buche eine Jacht ausgesucht, die verschiedene Vorteile in sich vereinigt, so z. B. keinen Fallkiel besitzt, welcher die Arbeit wesentlich erschweren würde, und bei welcher auch das Steuer leicht anzubringen ist. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile: einmal in den Bau des Körpers und zweitens in die Herstellung der Takelage, das ist der Masten, Rahen, Segel, Schnüre ꝛc.

Fig. 2: Der Längsriß unsrer Segeljacht.

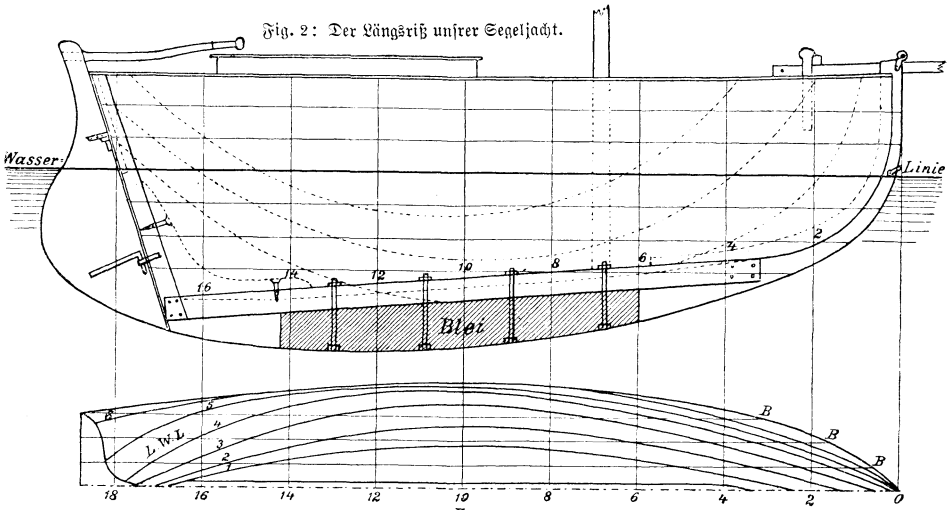


Fig. 4: Der Wasserlinienriß.

A. Bau des Körpers.

Da zu der Anfertigung jedes Gegenstandes eine Zeichnung unumgänglich notwendig ist, so will ich auch hier zuerst mit den Zeichnungen beginnen, indem ich die allgemeine Ansicht unsrer Jacht in Figur 1 voranstelle.

Die drei notwendigen Pläne sind alsdann: der Seiten- oder Längsriß, der Spantenriß und der Wasserlinienriß. Figur 2, der Längsriß, zeigt der Länge nach den senkrechten Durchschnitt des Bootes. Figur 3, der Spantenriß, zeigt die senkrechten Querschnitte des Bootes von verschiedenen Stellen längs seines Seitenrisses. Man erhält dieselben, wenn man ein Modell an rechtwinklig zum Kiel über das Deck hingezogenen Linien durchsägt. Figur 4, der Wasserlinienriß, stellt der Länge nach wagerechte Durchschnitte des Fahrzeuges dar.

Ihr werdet nun die drei verschiedenen Risse verstehen und die beigegebene Zeichnung schon mit einem verständigeren Auge betrachten.

Es fragt sich nun, will man den Körper aushöhlen oder, wie ich es gemacht habe, Brettchen auf Brettchen nageln; ersteres ist unbestritten viel leichter.

Du machst dir aus Holz die sogenannten Spanten (Fig. 5), das sind die senkrechten Querschnitte des Schiffes, und bearbeitest den Klotz (am besten Lindenholz), bis die Spanten an den angezeichneten Stellen genau passen.

Letzteres erfordert sehr viel Arbeit und Geschicklichkeit, und wenn du noch nie derartiges gemacht hast, so rate ich dir sehr ab; bist du aber in solchen Arbeiten schon erfahren, so wird es dir schon gelingen.

Du sägst dann vor allem aus gutem, starkem Holz

den Kiel aus (Fig. 6), der Vorder- und Achtersteven aber müssen aus besonderen Teilen hergestellt sein, damit die Fasern des Holzes immer der Länge nach laufen. Siehe Zeichnung.

Sodann säge aus ganz gewöhnlichem Holz die Spanten aus, aber nicht wie vorhin, sondern auf die durch die Zeichnung (Fig. 7) veranschaulichte Weise. Sind alle Spanten fertig, so markiere dir nach der Zeichnung die Stellen auf dem Kiel, wo jede hinkommt; befestige sie mit kleinen Stiftchen, die du aber später wieder herausziehen kannst, und verbinde alle Spanten mit Vorder- und Achtersteven durch ein schmales Leistchen (Fig. 8), damit die Spanten in ihrer senkrechten Stellung zum Kiel bleiben.

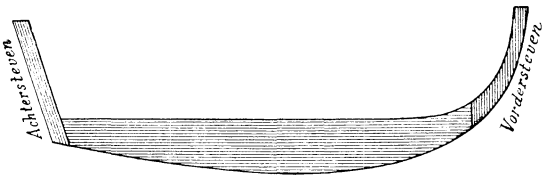


Fig. 6: Die Form des Kiels.

Du wirst mich jetzt verstehen, wie ich es meine. Unser Modell hat ein sogenanntes Heck, das heißt es geht über das Steuer hinaus, was aber nichts zu sagen hat; du siehst nur daran, wie man die Spanten aufzustellen hat.

Nun kommt das Benageln mit Brettern; diese Bretter müssen aus möglichst weichem Holz und sehr dünn gehobelt sein (ungefähr 2 mm), weil sie sich sonst nicht glatt herumlegen. Der Kiel erhält längs der Linie, wo die Planken (das heißt die Bretter) beginnen, eine Versenkung, so daß der Kiel im Durchschnitt wie Figur 9 aussieht. Jedes folgende Brett wird mit kleinen Kupfernieten auf das vorhergehende angemacht. Die Form der Bretter selbst kann ich nicht genau bestimmen; dieselbe muß so sein, daß sich die Planke an jede Spante schön anlegt, weil das Schiff sonst eine andre Form bekommen würde. Jedes Brett ist an den beiden Enden schmäler, als in der Mitte, das Ende ist ungefähr die Hälfte der Mitte; an jedem Brett muß auch die obere Kante etwas weggenommen werden, damit sich das folgende Brett schön anlegt. Sind alle diese Bedingungen gut erfüllt, so wird auch das Werk gelingen.

Sind nun alle Planken befestigt, alle Nieten sorgfältig behandelt, so kann man die Spanten herausnehmen und das Schiff muß nun gut verkittet werden. Man nimmt dazu eine dicke Masse, gebildet aus heißem Leim und Gips; ist der Leim ziemlich dünn und gut heiß, so thue eine Portion Gips hinein, rühre sorgfältig um, bis die

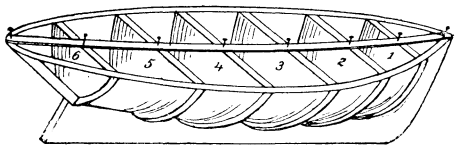
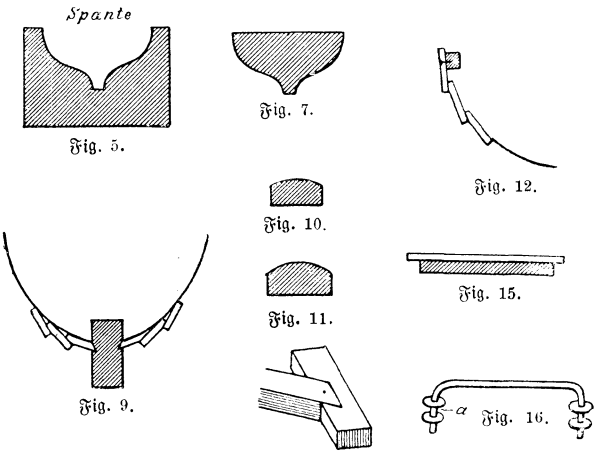


Fig. 8: Das Einsetzen der Spanten und die Führung der Leisten.

Masse sich gerade noch streichen läßt, und fülle damit alle Zwischenräume gut aus. Ist soweit alles fertig, die Masse gut trocken, so mußt du dir ganz dünne Stäbchen hobeln (siehe Durchschnitt Fig. 10), die als Rippen für die Festigkeit des Schiffes sehr viel beitragen. Man nagelt diese innen an Stelle der Schablonen auf die Planken senkrecht zum Kiel. Ist auch das gethan, so wird das Boot sorgfältig innen und außen mit Oelfarbe öfters angestrichen, und dann kommt das Deck an die Reihe.

Zu diesem Zweck braucht man wieder Stäbchen, jedoch stärkere, ungefähr nach Figur 11; zwei davon werden oben an der letzten Planke dem Schiff entlang gut befestigt, weil diese das Deck tragen müssen. Andre Stäbchen werden in gewissen Zwischenräumen gebogen über den ganzen Schiffskörper hinübergeführt, noch andre parallel zu den beiden Seiten, mithin senkrecht zu den Querstangen, angebracht, so daß ein Gefüge von ungefährem Aussehen der Figur 12 entsteht.

Selbstverständlich sind alle diese Leisten halb eingelassen (Fig. 13), damit das Deckbrett — das Schraffierte in Figur 14 stellt dasselbe dar — glatt aufliegt. Am Rande wird das letztere sorgfältig verstrichen und verkittet, damit kein Wasser hereinkommen kann, wenn sich das Schiff so legen sollte, daß das Wasser bis zum Striche a kommt. Die Luke wird durch ein stramm sitzendes Brett geschlossen,



Verschiedene Details.

auf welchem sich fest verbunden noch ein dünneres befindet, wie Figur 15 zeigt, damit ersteres nicht in den Raum fallen kann. Der Sitzraum ist oval, wie ihn Figur 14 darstellt, und an der Seite mit Bänken versehen.

Figur 16 stellt den sogenannten Leuwagen dar, das ist eine Stange, auf der ein Block der Großschote läuft, die hin und her rutschen kann; bei a liegt das Deck dazwischen.

Ferner sind neben dem Maste zwei sogenannte Nagelbänke angebracht, das sind Hölzer, in denen Drahtstifte stecken, woran die verschiedenen Schnüre befestigt, das heißt „belegt“ werden; Figur 17 verdeutlicht das zur Genüge. Sie werden einfach auf das Deck aufgeschraubt.

Nun kommt noch die Befestigung des Bugspriets.

Dieser wird auf den Vordersteven, welcher vielleicht 2 bis 3 mm über das Deck emporragt, angeschraubt, jedoch so, daß noch ein Stück desselben in das Schiff hineinreicht; dort wird er, wie Figur 18 veranschaulicht,

befestigt. Die beiden Pfosten a a gehen durch das Deck an den Kiel, wo sie entsprechend festgemacht werden. Durch den Stift b wird der Bugspriet zwischen den beiden Pfosten festgehalten. (Siehe Längsriß Fig. 2.)

(Schluß folgt)

Brav und grob.

„Brav und grob" bezeichnete Blücher die Pommern, wie aus nachfolgendem Begegnis eines pommerschen Landwehrlieutenants, dessen ungedrucktes Tagebuch aus den Befreiungskriegen uns vorliegt, hervorgeht.

Es war im Oktober 1813, kurz vor der Schlacht bei Leipzig — so schreibt dieser Offizier — da hieß es, Napoleon sei in eben dieser Stadt angekommen, und nach dem festgesetzten Plan, daß jederzeit derjenige von den Feldherren, welchen Napoleon selbst angriff, sich zurückziehen sollte, gingen auch wir bis zum Petersberge jenseits Halle zurück, und Tauenzien begab sich hinter die Elbe und suchte Berlin zu decken. Da sahen wir zuerst den braven Blücher in seiner Herrlichkeit wieder. Ich hatte ihn zuletzt in Stargardt in seiner tiefen Zerknirschung gesehen, wo er fast wie zum kindischen Greise vor Schmerz über den Fall des Vaterlandes geworden war. Wer hätte es aber glauben sollen, daß sein fester Glaube: das Vaterland könne dennoch gerettet werden, seinen Geist und seine Körperkraft so emporheben würde! Wie wunderte man sich, als diesem Bilde der Hinfälligkeit, welches er damals darbot, der Oberbefehl übertragen wurde, und wie hat der Greis die Wahl gerechtfertigt! Er war einem

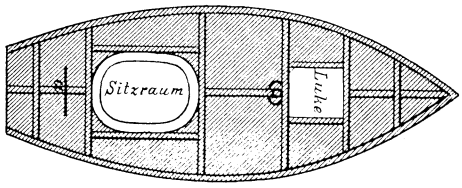


Fig. 14: Das Deck.

Sixtus V., der die Krücken fortwarf, als man ihn zum Papst erwählt hatte, zu vergleichen.

Die Kolonnen marschierten in tiefem Lehmboden, als auf dem Fußsteig, längs dem Wege, ein alter Mann mit der Tabakspfeife im Munde, in grauen Mantel gehüllt und eine kleine Feldmütze auf dem Kopfe, angeritten kam, der eher einem Regimentsfeldscher, als einem Generalfeldmarschall glich; ein Bedienter folgte dicht hinter ihm. Seine Suite aber war, um die Soldaten nicht zu bespritzen und weil der Weg von der Kolonne eingenommen wurde, in einem weiten Zwischenraum hinter ihm geblieben.

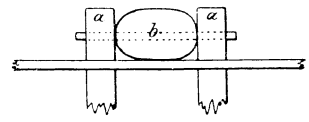
Als der alte Mann zu den pommerschen Grenadieren kam, erhob er die Stimme: „Wie freue ich mich, brave Grenadiere, meine Pommern wieder zu sehen! Ihr habt euch brav geschlagen, ich habe von euren Siegen bei Großbeeren und Dennewitz gehört, — ja, ich schätze es mir zur Ehre, auch ein Pommer zu sein!"

Die Grenadiere horchten hoch auf, als sie so ihr Lob und das Lob der Pommern verkündigen hörten, doch schien ihnen der alte unscheinbare Mann nicht der rechte zu sein, der sich über ihren Wert aussprechen durfte, daher machte das Lob wenig Eindruck auf sie, und einer aus dem dichten Haufen der im Morast Keuchenden rief dem Greise zu:

„Ja, det glöw ick wol, nu mag jeder Hundsfott wohl een Pommer wesen." (Ja, das glaub' ich wohl, jetzt will jeder Hundsfott ein Pommer sein.)

Blücher schaute rings umher, um den Sprecher in der Menge zu entdecken, allein umsonst; darauf antwortete er ruhig lächelnd:

„Nun, ihr bleibt immer dieselben, brav — aber — grob!"



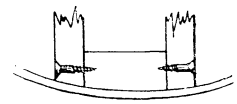


Fig. 18: Die Befestigung des Bugspriets auf dem Vordersteven.

In demselben Augenblicke nun wurde er von mehreren Offizieren erkannt und ein freudiges „Hurra, Blücher!" erscholl und pflanzte sich tausendstimmig durch die Kolonne der Pommern fort, ihm die Grobheit versüßend, die ihm jener pommersche Grenadier angethan und die ihn auch wohl mehr zum Lachen als zum Zorn gereizt hatte. Er dankte freundlich und ritt fürbaß.

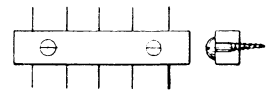


Fig. 17: Die Nagelbank.

Turnrätsel.

Was aus Gold in schweren Massen
In der Reichsbank Kellern liegt,
Das aus Holz wir fest umfassen,
Wenn's in unsre Hand sich schmiegt.

Aenigma.

Labitur ex caelo splendensque in floribus haeret,
Si caput inmutas, bestia grandis adest;
Si caput inmutas iterum, venit, ecce, tyrannus,
Qui multos homines sub juga dura premit.

Geographisches Versteckrätsel.

Paul, Marine, Wallis, Achse, Nagel, Bari, Giebel, Imanuel, Bebel, Gradmesser, Laudon, Iltis, Arles, Aal, Ernst, Uri, Nelke, Bronzezeit, Ali, Engadin, Eck, Armenier, Lange, Ningpo, Senf, Inn, Landstuhl, Ill, Erwin, Dienstsache, Sternwarte, Hera, Neapel.

In diesem Wörterverzeichnisse sind 23 geographische Namen versteckt, die man dadurch findet, daß man mehrere aufeinander folgende Buchstaben von zwei oder drei Wörtern zusammen liest; z. B. Last, Raub, Ingwer, Niger, Odenschwung, Arnold = 1. Straubing, 2. Wernigerode, 3. Ungarn.

Die Anfangsbuchstaben dieser geographischen Namen ergeben einen Ausspruch Wilhelms von Humboldt.

Auflösung der zweisilbigen Scharade auf Seite 392.

„Mollwitz."

Auflösung des Anagramms mit Logogriph auf Seite 392.

„Palme, Lampe, Lappe."

Auflösung des Füllrätsels auf Seite 392.

	C	C	A	M
C	e	y	l	o	n
C	y	p	e	r	n
A	l	e	x	i	s
M	o	r	i	t	z
	n	n	s	z	

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 30.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

„Wenn die Arbeit am See beendet ist, was dann?“ fragte Buttler.

„Dann schlaft ihr aus und reitet uns am nächsten Morgen entgegen, um uns zu sagen, daß ihr den See gefunden habt und der Weg dorthin ganz ungefährlich ist. Dabei ist die Hauptsache, daß ihr euch ganz begeistert über den Petroleumfund zeigt.“

„Daran soll es nicht fehlen. Wollen schon dafür sorgen, daß die beiden von unsrer Begeisterung angesteckt werden. Du thust hoffentlich dann auch deine Pflicht!“

„Natürlich!“

„Wieviel war es, was du geben wolltest?“

„Ihr bekommt miteinander fünfzigtausend Dollar, in welche ihr euch teilt.“

Bei diesen Worten ergriff er die Hand seines Bruders, und drückte sie, zum Zeichen, daß dieses Versprechen nur eine Lockspeise für Poller sein solle. Für diesen war ja nicht das Geld, sondern das Messer oder eine Kugel bestimmt. Poller ahnte dies nicht, traute den beiden Betrügern und rief freudig, aber in ganz leisem Tone aus: „Fünfzigtausend, die wir teilen! So bekomme ich also fünfundzwanzigtausend?“

. . . Der Rote kroch mit größter Vorsicht bis zur Ecke hin und lugte hinter derselben hervor. . . .

„Ja,“ nickte Grinley.

„Das ist herrlich! Ich gehöre Euch mit Leib und Seele! Wenn man es nur sofort und bar haben könnte!“

> So manches Gut, dem ohne Rast
> Dein Sinnen nachgestrebt begehrlich,
> Es wurde dir, nachdem du's hast,
> Gleichgültig oder gar beschwerlich.
>
> Otto Roquette.

„Leider ist das unmöglich. Er zahlt ja in Anweisungen auf Frisco.“

„Wir reiten also dann alle drei nach San Franzisco?“

„Alle drei.“

„Na, diesen Weg will ich ganz gern machen. Für fünfundzwanzigtausend Dollar reitet man gern noch viel weiter.“

„Well! Nun noch eine Ermahnung. Ich bin wegen der Indianer keineswegs so ruhig, wie ich mich gestellt habe. Nehmt euch in acht; laßt euch nicht sehen, damit ihr ganz gewiß zum Gloomywater kommt und die Vorbereitungen treffen könnt. Es wäre ja entsetzlich, wenn ich mit den beiden dort anlangte, und es wäre nur pures Wasser zu sehen.“

„Das kann gar nicht stattfinden,“ meinte Buttler.

„Gar wohl, wenn ihr nicht vorsichtig seid.“

„Nein, denn wenn uns etwas passierte, würden und könnten wir euch nicht entgegenkommen, und daraus müßtest du doch ersehen, daß die Sache nicht in Ordnung ist.“

„Das ist richtig. In diesem Falle würde ich mich dann hüten, die beiden nach dem See zu führen.“

„Was würdet ihr dann thun?“

„Natürlich nach euch forschen, um euch beizustehen, wenn es nötig ist.“

„Das hoffen wir. Du bist uns nötig, grad ebenso, wie wir dich brauchen. Keiner darf den andern sitzen lassen. Nun aber wollen wir wieder zum Lager zurück. Die beiden könnten, wenn einer von ihnen aufwacht und uns vermißt, Verdacht schöpfen.“

Als sie zu Rollins und Baumgarten kamen, fanden sie, daß diese noch fest schliefen, und ließen sich leise bei ihnen nieder. Die Nacht verging ohne Störung, und als der Morgen anbrach, traten Buttler und Poller ihren Tagemarsch an.

Rollins und Baumgarten hatten geglaubt, daß diese zwei nur eine gewisse Strecke voranzureiten und sie ihnen dann zu folgen hätten, doch der Oelprinz belehrte sie eines andern: „Das würde unklug und unzulänglich sein. Sie gehen als Späher, haben sich also überall umzusehen und müssen langsam reiten; wir würden sie also bald einholen und wären gezwungen, wieder und wieder zurückzubleiben. Da ist es doch entschieden besser, daß wir ihnen Zeit lassen, den ganzen Weg zu machen und den Weg in einem ununterbrochenen Ritte auszukundschaften.“

„Und wann folgen wir?“

„Morgen früh.“

„So spät!“

„Es ist das nicht zu spät. Ihr habt ja selbst verlangt, daß keine Vorsicht versäumt werden möge. Treffen die beiden unterwegs Feinde, so kehren sie zurück, um es uns zu melden. Kommen sie bis heute abend nicht wieder, so ist das ein sicheres Zeichen, daß wir nichts zu befürchten haben, denn es ist ihnen nichts aufgestoßen. Dann können wir morgen, nachdem unsre Pferde sich heute gut ausgeruht haben, die Strecke bis zum Ziele mit doppelter Schnelligkeit zurücklegen.“

Das leuchtete ihnen ein, da sie keine Erfahrungen besaßen und also Grinley, ohne ihn zu kritisieren, für alles sorgen ließen.

Der Tag verging, und es wurde Abend, ohne daß Buttler und Poller zurückkehrten, was die drei Zurückgebliebenen in eine heitere, zuversichtliche Stimmung versetzte. Der Bankier konnte während der ganzen Nacht nicht einen Augenblick lang schlafen; er befand sich in fieberhafter Aufregung. Also morgen, morgen war der große Tag, an dem er das größte und bedeutendste Geschäft seines Lebens abzuschließen hatte, ein so glänzendes Geschäft, wie es ihm in keinem Traum vorgekommen war! Oelprinz sollte er werden, Besitzer einer unerschöpflichen Petroleumquelle! Sein Name sollte neben den Namen der größten Millionäre genannt werden; ja, er würde wohl in kurzer Zeit zu den berühmten sogenannten „Vierhundert“ von New York gehören! Das ließ ihm keine Ruhe. Er hatte, als der Tag graute, wohl kaum einen Versuch gemacht, die Augen zu schließen, und weckte Grinley und Baumgarten, um sie zum Aufbruche zu mahnen.

Sie waren gern bereit dazu, und als die Sonne am Horizonte erschien, hatten sie mit ihren ausgeruhten Pferden schon einige Meilen zurückgelegt.

Die Gegend, durch welche sie kamen, war bergig; die Höhen trugen dichte Wälder, und die Thäler hatten sich mit saftigem Grase geschmückt. In dem letzteren fanden sie von Zeit zu Zeit die Fährte ihrer vorangerittenen Gefährten. Es wurde Mittag, wo den Pferden eine Ruhestunde gegönnt werden mußte.

„Wir werden bald einen dazu passenden Ort finden,“ sagte der Oelprinz, „einen tiefen Thalkessel, dessen Sohle die Sonne auf der südlichen Seite nicht treffen kann. Dort ist es kühl. In einer Viertelstunde sind wir dort.“

Sie befanden sich jetzt auf einer ziemlich steil ansteigenden Lehne; als sie dieselbe hinter sich hatten, senkte sich das mit Nadelbäumen bestandene Terrain so schnell abwärts, daß sie absteigen und ihre Pferde führen mußten, um sie zu schonen.

„Nun noch zweihundert Schritte,“ sagte Grinley, „dann seht ihr das Thal gerade vor euch liegen. Es ist nicht groß, und mitten in demselben liegt ein riesiger Felsblock, neben welchem eine mehrhundertjährige Blutbuche steht.“

Als sie diese Entfernung zurückgelegt hatten, blieben seine Begleiter halten, ganz überrascht von dem Anblicke, welcher sich ihnen bot. Gerade vor ihren Füßen senkte sich das Gestein beinahe lotrecht abwärts; sie standen am Rande des Thalkessels, welcher von hohen Felswänden eingeschlossen wurde, aber zwei schmale Ausgänge hatte. Sie befanden sich auf einer, einem Altane gleichenden niedrigen Stelle der Westwand. Der eine Eingang lag an der Süd- und der andre an der Nordseite. Der Felsenteil, welcher den Altan trug, trat ziemlich weit in das Thal hinein, so daß der Steinblock, von welchem der Oelprinz vorhin gesprochen hatte, gar nicht weit von ihnen lag. Die Blutbuche neben ihm war ein Baum von solch schönem Baue, daß sein Anblick einen Maler in Entzücken versetzt hätte.

„Welch herrlicher Baum!“ rief Baumgarten aus. „So einen — — —“

„Pst!“ warnte ihn da Grinley, indem er ihn am Arme faßte. „Still! Wir sind nicht allein hier. Seht Ihr die beiden Indianer dort an der Nordseite des Felsblockes? Jenseits desselben scheinen ihre Pferde zu grasen.“

Es war so. Zwei Indianer saßen am Felsen, da, wo er Schatten warf. Dort waren sie vor den heißen Strahlen der Sonne geschützt. Sie waren mit den Kriegsfarben bemalt, so daß man ihre Züge nicht zu erkennen vermochte. Der eine von ihnen trug zwei weiße Adlerfedern im Schopfe. Und nun erst fiel den drei Beobachtern ein dunkler Strich im Grase auf, welcher beim südlichen

Eingange begann und wie eine gerade gezogene Schnur nach dem Felsblock führte.

„Dieser Strich ist die Fährte, welche die beiden Roten gemacht haben," erklärte Grinley seinen Begleitern. „Sie sind von Süden her hereingekommen und werden, wenn sie sich ausgeruht haben, nach Norden hinausreiten."

„Da können wir aber doch nicht weiter, nicht hinab!" bemerkte der Bankier besorgt. „Seit unsrer Gefangenschaft im Pueblo traue ich keinem Indsman mehr. Wer mögen die beiden sein?"

„Ich kenne sie und weiß sogar den Namen des einen. Es ist Mokaschi, der Häuptling der Nijoras."

„Was bedeutet dieser Name?" erkundigte sich der Buchhalter.

„Mokaschi heißt Büffel. Der Häuptling war, als die Bisons noch in großen Herden durch die Savannen und über die Pässe zogen, ein berühmter Büffeljäger. Daher sein Name."

„Wenn Ihr ihn kennt, so kennt er vielleicht auch Euch?"

„Ja, denn ich bin früher einige Male bei seinem Stamme gewesen."

„Wie ist er Euch gesinnt?"

„Freundlich, wenigstens früher, und diese Gesinnung wird sich in Friedenszeiten auch nicht ändern. Jetzt aber ist das Beil des Krieges ausgegraben, und da darf man nicht trauen."

„Hm, was ist da zu thun?"

„Weiß wirklich nicht. Reiten wir vollends hinab, so empfängt er uns vielleicht freundlich, vielleicht auch nicht. Auf alle Fälle aber erfährt er unsre Anwesenheit, die ihm besser verborgen bleiben sollte."

„Können wir ihm denn nicht auf einem Umwege ausweichen?"

„Allerdings; aber dieser Umweg würde so bedeutend sein, daß wir heut nicht an unsern Petroleumsee gelangten. Noch viel weniger würden wir auf Buttler und Poller treffen, die uns wahrscheinlich entgegengeritten kommen. Es ist wirklich höchst fatal, daß diese beiden Nijoras gerade hier — — — halt," unterbrach er sich, „was ist denn das?"

Er sah etwas, was die drei Beobachter in die höchste Spannung versetzen mußte. Es erschienen nämlich am südlichen Eingange, woher die Spur der Nijoras kam, zwei Indianer, nicht beritten, sondern zu Fuße. Auch ihre Gesichter waren mit Kriegsfarben bemalt; der eine von ihnen trug eine Adlerfeder im Haare, war also nicht gerade ein hervorragender Häuptling, mußte sich aber durch seine kriegerischen Eigenschaften ausgezeichnet haben. Bewaffnet waren sie mit Gewehren.

„Sind das auch Nijoras?" fragte Rollins.

„Nein, sondern Navajos," antwortete der Oelprinz leise, als ob die Roten ihn hören könnten.

„Kennt Ihr sie vielleicht?"

„Nein. Der mit der Feder ist ein noch junger Krieger, welcher diese Auszeichnung jedenfalls erst nach der Zeit, in welcher ich zum letzten Male bei den Navajos war, erhalten hat."

„Alle Donner! Sie legen sich ins Gras. Warum thun sie das?"

„Erratet ihr das nicht? Sie sind ja Feinde der Nijoras. Hier treffen Kundschafter beider Stämme zusammen. Das gibt Blut! Die Navajos sind auf die Spur der Nijoras gestoßen und ihnen heimlich gefolgt bis hier ins Thal herein. Paßt auf, was geschehen wird!"

Er zitterte vor Aufregung, und seinen beiden Begleitern ging es ebenso; der Platz, auf welchem sie standen, lag so, daß sie den Vorgang beobachten konnten, ohne gesehen zu werden.

Die zwei Navajos krochen langsam auf den Spitzen der Hände und Füße auf der Fährte der Nijoras nach dem Felsenblocke hin.

„Alle Teufel!" meinte der Oelprinz. „Mokaschi und sein Begleiter sind verloren, wenn sie nur noch eine Minute sitzen bleiben!"

„Herrgott!" fragte der aufgeregte Buchhalter. „Können wir die Blutthat nicht verhüten?"

„Nein, nein — — und — — aber — — ja," antwortete Grinley mit fliegendem Atem — — „benutzen müssen wir die Sache."

Die beiden Navajos befanden sich noch zehn Schritte vom Felsblocke entfernt. Erreichten sie ihn, so war es um die Nijoras, welche hinterrücks überfallen wurden, geschehen.

„Benutzen? Wieso?" erkundigte sich der Bankier, der kaum zu atmen wagte.

„Sollt es sofort sehen."

Er nahm sein Doppelgewehr mit einer schnellen Bewegung vom Sattel und legte es an.

„Um Gottes willen, Ihr wollt doch nicht etwa schießen!" wollte Baumgarten ihm sein Vorhaben vereiteln, aber da krachte auch schon der erste Schuß und eine Sekunde später der zweite. Der eine Navajo, welcher die Feder trug, wurde vom ersten Schusse in den Kopf getroffen und war sofort tot; den andern erreichte die zweite Kugel; er that einen Satz in die Luft, noch einen und brach dann zusammen.

„Herr, mein Gott! Ihr habt sie erschossen!" schrie Rollins vor Entsetzen laut auf.

„Zu meinem und Eurem Nutzen," antwortete der Oelprinz in kaltem Tone, indem er das Gewehr absetzte und auf dem Felsen soweit vortrat, daß er von unten gesehen werden konnte.

Der Erfolg der beiden Schüsse auf die Nijoras war ein blitzschneller. Sie sprangen im ersten Schrecke aus ihrer sitzenden Stellung auf, warfen sich aber sofort wieder nieder, platt ins Gras, um ein so wenig wie möglich sichtbares Ziel zu bieten. Sie glaubten, die Schüsse seien auf sie gerichtet gewesen, denn sie konnten, da der Felsblock dazwischen lag, die beiden toten Navajos nicht liegen sehen. Da sie sich aber den, welcher geschossen hatte, hinter diesem Blocke dachten, so krochen sie langsam und vorsichtig am Fuße desselben hin, um die eine Ecke zu erreichen, von wo aus sie dann den oder die Schützen

zu bemerken hofften. Da rief der Oelprinz von seinem Altane herab: „Mokaschi, der Häuptling der Nijoras, darf sich unbedenklich aufrichten; er braucht sich nicht zu verstecken, denn seine Feinde sind tot.“

Mokaschi richtete den Blick zu ihm empor, stieß, als er ihn sah, einen Ruf der Ueberraschung aus und fragte: „Uff! Wer hat geschossen?“

„Ich.“

„Auf wen?“

„Auf die zwei Navajos.“

„Wo?“

„Hinter Eurem Felsen. Geht hin! Sie sind tot.“

Aber der vorsichtige Rote folgte dieser Aufforderung keineswegs sofort, sondern er kroch weiter, bis zur Ecke hin und lugte hinter derselben hervor, erst im höchsten Grade vorsichtig; dann hob er den Kopf immer höher, zog sein Messer, um auf alles vorbereitet zu sein, und sprang mit zwei, drei schnellen Sätzen zu den Leichen hin. Als er sah, daß kein Leben mehr in ihnen war, richtete er sich auf und rief dem Oelprinzen zu: „Du hast recht; sie sind tot. Komm herab!“

„Ich bin nicht allein; es sind noch Männer bei mir.“

„Bleichgesichter?“

„Ja.“

„Wie viele?“

„Zwei.“

„Bring sie mit!“

„Wollen wir ihm den Willen thun?“ fragte Rollins den Oelprinzen.

„Natürlich“, antwortete dieser.

„Hat das keine Gefahr?“

„Nun nicht die geringste. Ich habe den beiden Nijoras das Leben gerettet, und sie sind uns also zum größten Dank verpflichtet.“

„Aber, Sir, es ist ein Mord, ein Doppelmord!“

„Pshaw! Laßt Euch das nicht anfechten. Zwei Indianer mußten auf alle Fälle sterben. Sagte oder that ich nichts, so traf es die Nijoras. Rief ich ihnen eine Warnung zu, so gab es einen Kampf zwischen Vieren, den wohl schwerlich einer von ihnen überlebt hätte. Die Vier hätten einander zerfleischt. Da habe ich das schwarze Los den beiden Navajos zugeworfen und mir dadurch die Dankbarkeit und Freundschaft Mokaschis erworben. Jetzt brauchen wir keine Sorge mehr zu haben. Unser Petroleumunternehmen muß gelingen, denn die Nijoras werden uns beschützen. Also kommt und folgt mir getrost!“

Sie thaten dies, konnten sich aber eines Grauens vor diesem Manne nicht erwehren, der um eines Vorteiles willen zweien Menschen, die ihm nichts gethan, so schlanker Weise das Leben genommen hatte. Ihr Weg führte sie außerhalb des Thales bis zum südlichen Eingang desselben nieder. Als sie durch denselben passierten, sahen sie nicht, daß hinter einem Gebüsch zwei funkelnde Augen auf sie gerichtet waren. Sie verschwanden hinter dem engen Durchlasse, und nun richtete sich ein Roter hinter dem Gesträuch auf und knirschte: „Uff! Der Alte war der Mörder! Ich konnte meinen Brüdern nicht helfen, aber ich werde sie rächen. Man wird nach unsern Spuren forschen, mich aber nicht finden.“

Sich wieder niederduckend, verschwand er im Gesträuch. Er war ein Navajo. Jedenfalls hatte er als Sicherheitsposten hier bleiben müssen, während seine unglücklichen Gefährten in das Thal gedrungen waren.

Der Oelprinz ritt mit Rollins und Baumgarten getrosten Mutes auf den Häuptling zu, der sie an dem Felsblocke erwartete. Mokaschi hatte vorhin Grinleys Gesicht der Entfernung wegen nicht deutlich erkennen können; jetzt, als er es in der Nähe sah, zog sich seine Stirn unter den Querstrichen der Kriegsfarben finster zusammen.

„Wo kommen die drei Bleichgesichter her?“ fragte er.

Der Oelprinz hatte einen weit freundlichern Empfang erwartet; er antwortete enttäuscht, indem er vom Pferde stieg, was auch seine Begleiter thaten: „Unser Pfad hat am Rio Gila begonnen.“

„Wo wird er denn enden?“

„Am Wasser des Chelly.“

„Seid ihr allein?“

„Ja.“

„Kommen noch mehr der Bleichgesichter nach?“

„Nein. Und wenn welche kommen sollten, so sind sie nicht Freunde von uns.“

„Wißt ihr, daß die Pfeife des Friedens von uns zerbrochen worden ist?“

„Ja.“

„Und dennoch wagt ihr euch hierher?“

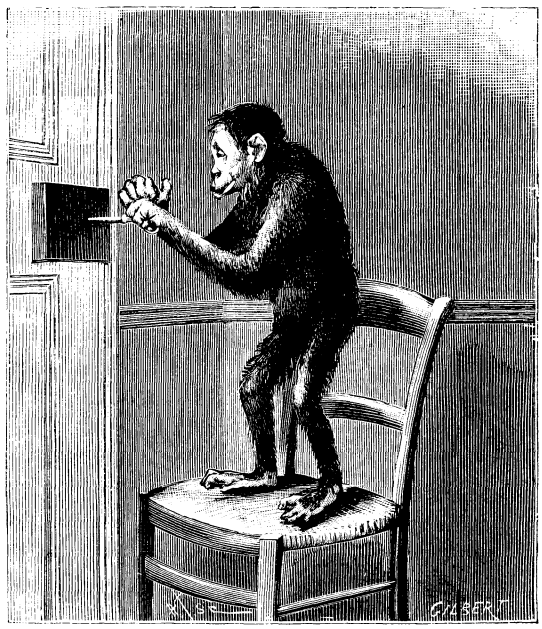
„Eure Feindschaft ist doch nur gegen die Navajos, nicht aber gegen die Weißen gerichtet!“

„Die Bleichgesichter sind schlimmer als die Hunde der Navajos. Als es noch keine Weißen gab, herrschte Frieden unter allen roten Männern. Nur den Bleichgesichtern haben wir es zu verdanken, daß der Tomahawk unser Leben frißt. Sie werden nicht geschont.“

„Willst du damit sagen, daß ihr unsre Feinde seid?“

„Ja, eure Todfeinde.“

„Und doch habt ihr beide meinen zwei Kugeln euer

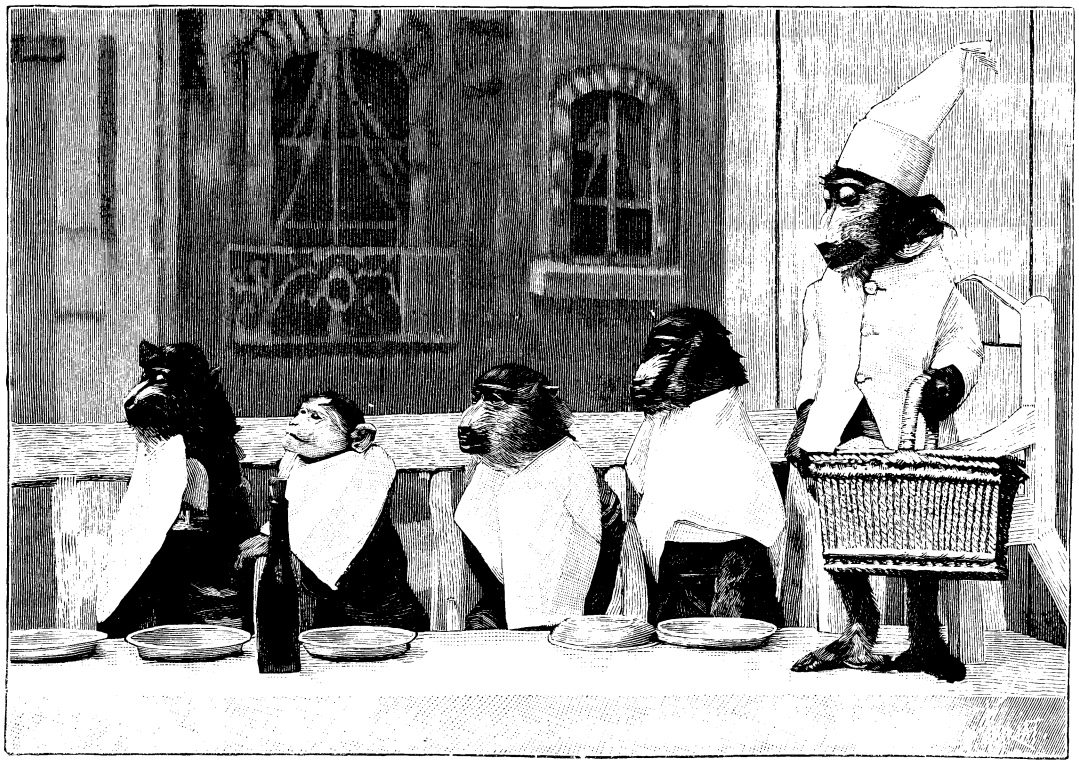


Affe als Pförtner.

Leben zu verdanken! Wollt ihr uns dafür am Marterfeuer braten?"

Ueber das Gesicht des Häuptlings zuckte ein verächtliches Lächeln, als er hierauf antwortete: „Du sprichst vom Marterfeuer, als befändest du dich bereits in unsrer Gewalt, und doch sind wir nur zu zweien, während ihr zu dreien seid. Du scheinst den Mut eines Frosches zu haben, welcher der Schlange in den Rachen springt, wenn sie den Blick auf ihn richtet."

Dieses beleidigende Verhalten war jedenfalls nicht bloß eine Folge der jetzt herrschenden feindseligen Verhältnisse. Sehr wahrscheinlich war das Ansehen Grinleys schon früher ein ganz andres bei den Nijoras gewesen, als er seinen Begleitern gesagt hatte. Er fühlte, daß sie un-



Affengesellschaft bei Tisch.

bedingt auf diesen Gedanken kommen mußten und wollte dem entgegenwirken, indem er fragte: „Mokaschi, der tapfere Häuptling kennt mich wohl nicht mehr?"

„Mein Auge hat noch nie ein Gesicht vergessen, selbst wenn es dasselbe nur ein einziges Mal und kurz zu sehen bekam."

„Ich habe den Kriegern der Nijoras nie ein Leid gethan!"

„Uff! Warum sprichst du so? Hättest du einen meiner Krieger nur mit einer Bewegung der Fingerspitze gekränkt, so lebtest du nicht mehr."

„Warum trittst du denn so feindlich gegen mich auf? Ist dein Leben so wenig wert, daß du den Retter desselben nicht einmal willkommen heißest?"

„Sag mir erst, wann du die Navajos, welche du vorhin tötetest, gesehen und wie lange du sie verfolgt hast!"

„Ich sah sie zwei Minuten, bevor ich sie erschoß, um dich zu retten."

„Was hatten sie dir gethan?"

„Nichts."

„Du hattest keine Rache gegen sie?"

„Nein."

„Und doch hast du sie getötet!"

„Nur um dich zu retten!"

„Hund!" donnerte der Mokaschi, indem seine Augen funkelten, den Weißen an. „Es haben mir viele Jäger und Krieger ihr Leben zu verdanken, und ich habe es nicht ein einziges Mal erwähnt, obgleich Jahre darüber vergangen sind. Du aber stehst erst wenige Augenblicke vor mir und hast dich bereits fünfmal meinen Retter genannt. Wenn du so dich selbst bezahlst, darfst du keinen Lohn von mir erwarten. Habe ich verlangt, von dir gerettet zu werden?"

Grinley fühlte sich außerordentlich eingeschüchtert, wagte aber dennoch den Einwurf: „Nein; aber ohne mich wärest du jetzt tot."

„Wer sagt dir das? Es ist eine Lüge. Du siehst hier neben dem Felsen unsre Pferde stehen, welche uns die Annäherung jedes fremden Menschen verraten. Eben hörten wir sie schnauben und griffen schon nach unsern Messern, als deine Schüsse fielen. Die Navajos hatten dir nichts gethan. Du hast nicht mit ihnen gekämpft, sondern sie aus dem Hinterhalte erschossen. Du bist kein Krieger, sondern ein Mörder. Dort liegen ihre Leichen. Darf ich mir ihre Skalpe nehmen? Nein, denn sie sind

von deinen heimtückischen Kugeln gefallen. Wärest du nicht gekommen, so hätte ich sie, durch das Schnauben unsrer Pferde aufmerksam gemacht, mit dem Messer empfangen und dürfte mich mit ihren Skalplocken schmücken. Kennst du den, in dessen Haar die Feder steckt? Sein Name lautet Khasti-tine*), obgleich die Zeit seines Lebens erst zwanzig Sommer und Winter beträgt. Diesen Ehrennamen erhielt er infolge seiner Klugheit und Tapferkeit. Und so einen Krieger hast du gemordet! Und mich hast du um den Ruhm gebracht, ihn besiegt zu haben! Und da verlangst du anstatt Rache Lohn von mir!"

Dem Oelprinzen wurde himmelangst, und seinen Begleitern war es nicht weniger bange. Der Häuptling fuhr fort: „So wie du sind die Bleichgesichter alle. Wieviel gute gibt es unter ihnen? Auf einen Old Shatterhand, in dessen Herzen die Liebe wohnt, kommen hundertmal hundert andre, welche uns das Verderben bringen. Bleibt hier stehen, bis ich wiederkomme! Wenn ihr es wagt, euch zu entfernen, seid ihr verloren!"

Er gab dem andern Nijora einen Wink und schritt mit ihm, die Fährte sorgfältig untersuchend, neben derselben hin dem Eingange zu, hinter welchem die beiden verschwanden.

„O wehe! Das klang viel, viel anders, als wir erwarteten!" klagte der Bankier. „Ihr habt uns da eine Suppe eingebrockt, die so dick geraten ist, daß wir, wenn wir sie essen müssen, an ihr ersticken können!"

„Ein Mörder!" stimmte der Buchhalter bei. „Der Häuptling hatte recht. Warum habt Ihr doch nur geschossen. Dieser Khasti-tine, ein so junges Blut und doch schon so berühmt! Schaudert Euch nicht selber ob dieser That?"

„Schweigt!" herrschte ihn der Oelprinz an. „Es ist doch so, wie ich sagte; ich habe den Häuptling vom Tode errettet. Das vom Schnauben der Pferde ist Ausrede, ist Lüge!"

„Möchte es bezweifeln. Der Mann sieht genau so aus, als ob er wisse, was er sagt. Standen wir nicht wie Schulbuben vor ihm? Es wird am besten sein, uns aus dem Staub zu machen, ehe er wiederkommt!"

„Wagt das nicht, Mr. Baumgarten! Er scheint noch mehr Krieger in der Nähe zu haben. Wenn wir uns entfernten, würde er sich mit ihnen an unsre Fersen heften, und dann wären wir verloren, während es so noch möglich ist, daß er uns laufen läßt. Warten wir also!"

Es verging über eine Viertelstunde, ehe die Nijoras wiederkamen. Als sie herangekommen waren, sagte Mokaschi: „Die Rache steht bereits hinter dir, und das Verderben wird dich ereilen, ohne daß ich die Hand an dich lege. Es sind nicht zwei, sondern drei Navajos gewesen. Der dritte hat im Eingange Wache gehalten und wohl alles gesehen, ohne die Mordthat verhindern zu können. Er wird seine Moccassins auf deine Fährte setzen und dir folgen, bis sein Messer dir im Herzen sitzt. Dein Skalp sitzt nicht fester auf deinem Haupte, als ein Regentropfen, den der Wind vom Zweige schüttelt. Ich habe keinen Teil an dir, weder im Guten noch im Bösen. Warum wollt ihr nach dem Chellyflusse? Was sucht ihr dort?"

„Ein Stück Land," erklang es kleinlaut aus dem Munde des seiner Sache vorher so sichern Oelprinzen.

„Gehört es dir?"

„Ja."

„Wer hat es dir geschenkt?"

„Niemand."

„Und dennoch behauptest du, daß es dir gehöre!"

„Ja. Es ist ein Tomahawk-Improvement."

„Es thut mir leid, daß ich das hören muß."

„Warum?"

„Weil das ein Räuber- und Diebeswort ist! Ein Stück Land am Chellyflusse! Es ist dein! Und hier steht Mokaschi, der Häuptling der Nijoras, welche die rechtmäßigen Herren und Besitzer der ganzen Chellygegend sind! Ihr räudigen Hunde! Was würden die Bleichgesichter jenseits des großen Meeres sagen, wenn wir hinüberkämen und behaupteten, daß ihr Land unser sei? Wir aber sollen es uns gefallen lassen, daß sie über uns herfallen und uns alles nehmen! Ein Stück Land am Chellyflusse, welches dir gehört, obgleich du es von uns weder gekauft noch geschenkt erhalten hast! Meine Faust sollte dich niederschlagen, doch ist sie zu stolz, dich zu berühren. Macht euch fort von hier, fort nach dem Landfetzen, nach welchem eure Seelen schreien! Setzt euch darauf und ihr braucht gar nicht lange zu warten, so wird er euch die blutige Ernte bringen!"

Er streckte die Hand gebieterisch nach dem nördlichen Ausgange aus. Sie stiegen schnell auf ihre Pferde und trabten eiligst fort, im tiefsten Herzen froh, den Ort, der ihnen so gefährlich werden konnte, mit heiler Haut verlassen zu dürfen.

Um die Worte und das Verhalten des Häuptlings zu verstehen, muß man wissen, auf welche Weise sich die Weißen in den Besitz von Ländereien zu setzen pflegten. Nach dem sogenannten Heimstättengesetz kann nämlich jedes Familienhaupt und jeder einundzwanzigjährige Mann, welcher entweder Bürger ist oder Bürger werden zu wollen erklärt, eine noch unbesetzte Parzelle Land von 160 Acres ohne alle Bezahlung erwerben; nur muß er sie fünf Jahre lang bewohnen und bebauen. Außerdem wurden Millionen Acres namentlich an die Eisenbahnen verschleudert.

Und was die Tomahawk-Improvements betrifft, so brauchte nach ihnen jemand, um als Eigentümer einer ihm zusagenden Strecke Landes zu gelten, dasselbe nur dadurch als das seinige zu bezeichnen, daß er mit der Axt einige Bäume anhieb, eine Hütte baute und etwas Getreide säete. Was die Indianer, die Herren dieser Ländereien, dazu sagten, darnach wurde nicht gefragt!

(Fortsetzung folgt.)

*) Alter Mann.

Vogelnester der Wiese.

(Schluß.)

Gesättigt grünblaue Eierlein, die zuweilen wenige scharfe, oder zahlreichere und dann verloschene rote Flecken haben, kennzeichnen das Nest des braunkehligen Wiesenschmätzers, Pratincola rubetra. Die Zahl der Eier beträgt gewöhnlich fünf; man findet sie erst Ende Mai oder Anfang Juni. Das aus Grashalmen, Grasblättern, Moos, Würzelchen und etwas Pferdehaaren verfertigte Nest steht meistenteils im Grase der Wiesen oder wenigstens an grasreichen Stellen wohl versteckt, nicht selten unter einem sehr kleinen Weißdornbusch, oder an einem Eisenbahndamm, der die Wiesen durchschneidet. Die alten Vögel sind so listig, ihr Nest, solange es Eier enthält, nicht durch ängstliches Schreien zu verraten; desto mehr wehklagen sie, wenn man sich später den Jungen nähert. Der braunkehlige Wiesenschmätzer ist ein kleines, niedliches, zur Familie der „Sänger" gehörendes Vöglein; oben lichtbraun gefärbt mit schwarzen Längsflecken, weißem Streifen über dem Auge und weißem Flecken auf den Flügeln, zeigt der muntere, unruhige, hurtige Geselle an Kehle und Oberbrust ein schönes rostrotes Gefieder. Die Jungen ähneln den Eltern wenig. Der Wiesenschmätzer pflegt auf Pflanzenstengeln, Gebüschen und andern erhabenen Gegenständen zu sitzen und nach vorbeifliegenden Insekten zu schnappen; auch sein krauses Liedchen läßt er von diesem erhöhten Sitze erschallen. Man kann ihn häufig auf den Dornzweigen sitzen sehen, mit denen der vorsichtige Landmann den Wiesenpfad umzäunte; von Zweig zu Zweig fliegt dann das weißbraune und schwarzbunte Vöglein dem Wanderer voraus. Es sind diese „Braunkehlchen" Zugvögel, welche Ende April ankommen und uns in der zweiten Hälfte des August wieder verlassen.

Wir kommen nun zu den Nestern mit zweifarbigen Eiern.

Taubeneigroße, gelb oder weiß grundierte und darauf groß und dunkel gefleckte Eier gehören, wenn sie glanzlos sind, einer Wachtel, wenn sie glattglänzend sind, dem Wachtelkönig.

Das Gelege der gemeinen Wachtel, Coturnix communis, dieses kleinsten Hühnervogels, besteht aus einem Dutzend und mehr Eiern. Vor dem Tage Johannis des Täufers (24. Juni) wird man indes selten ein Wachtelnest finden, denn die Wachtel, ein Zugvogel, trifft erst im Mai wieder bei uns ein; meistens in der Mitte des Juli oder gar erst zu Ende dieses Monats nisten die Wachteln, seltener ins Wiesengras, häufiger zwischen Ackergewächsen, namentlich Getreidehalmen, aus denen sie allenthalben ihren muntern Schlag „Pückwerwick" bis in die Nacht hinein erschallen lassen. „An schönen, lauen Frühlingsabenden, im duftenden Weizenfeld, wenn das Abendlied der Lerchen bereits verstummt, auch das letzte Zirpen der munteren Grille verhallt ist, und alle Feldbewohner sich dem Schlafe überlassen, in der nun eingetretenen Stille einer schönen, mondhellen Nacht gehört, hat der Wachtelschlag einen ganz eigenen Reiz." Das Nest ist eine flache, spärlich ausgelegte Bodenvertiefung zwischen dichten Krautpflanzen oder Wiesengräsern. Die Jungen werden von der Mutter von einem dicht bewachsenen Krautplatze zum andern geführt; sie leben meist von Würmern, Larven, Spinnen, überhaupt von Insekten, wohingegen die Alten sich mehr von Körnern und allerlei Sämereien nähren. Das Gefieder der Alten ist braun und schwarz gesprenkelt; über den Kopf verlaufen gelbliche Streifen. Gegen Ende August, hauptsächlich aber im September, ziehen die Wachteln familienweise von uns fort. „Ihre Reisen machen sie bei Nacht, sehr hoch und still, da man sie niemals dabei locken hört. An den Küsten des Mittelländischen Meeres versammeln sie sich zu großen Scharen, um den Ueberflug über dasselbe gemeinschaftlich zu unternehmen. Wenn man die kurzen Flugwerkzeuge der Wachteln betrachtet, so muß man erstaunen, wie sie einen so großen Flug auszuhalten vermögen; sie suchen nun freilich die Meerengen und Inselgruppen zu benutzen, aber bei widrigen Winden finden manche ihr Grab in den Wellen. Sie werden dabei so ermattet, daß sich auf zufällig vorüberseglende Schiffe oft ganze Scharen stürzen und nicht mehr zum Auffliegen zu bringen sind, daher man sie mit den Händen aufgreifen kann. In zahlloser Menge lagern sie sich dann auf den Europa gegenüberliegenden Küsten Afrikas, wo sie von den Bewohnern mit Netzen und andern Fangwerkzeugen sogleich begrüßt werden. In den südeuropäischen Ländern sind sie während der Zugzeit im Früh- und Spätjahr eine gemeine Marktware, so daß der Wachtelfang dort eine ergiebige Erwerbsquelle ist. Auf der Insel Capri im neapolitanischen Meerbusen ist der Wachtelfang sogar sehr bedeutend."

Nur auf der Wiese brütet der Wachtelkönig, Crex pratensis. Er ist der echteste Wiesenvogel, der sich erst dann ins Feld flüchtet, wenn die Wiesen gemäht werden. Die Eier, deren das Weibchen gewöhnlich acht bis zehn legt, und die wohl kaum vor Ende Juni vorkommen, haben wir oben bereits beschrieben. Das Nest steht bald am Rande, bald inmitten einer großen Wiese und ist nur eine kleine, mit etwas Moos und dürrem Grase ausgelegte Vertiefung; da es sich durch nichts von seiner Umgebung abhebt, so ist es schwer aufzufinden und gut vor Feinden geschützt. Das Weibchen zeigt eine rührende Anhänglichkeit an seine Brut; es weicht nicht einmal der Sense des Grasmähers aus, so daß es oft, von dieser durchschnitten, seine Anhänglichkeit mit dem Leben zahlen muß. Der Wachtelkönig gleicht auf den ersten Blick bezüglich der Körpergröße und Farbe einer Wachtel; doch hat er einen andern Flug als diese. Von seiner knarrenden Stimme führt der Wachtelkönig auch den Namen „Wiesenknarrer" oder „Wiesenralle". Dieser knarrende Frühlingsruf — „arpschnarp" oder „rärprärp" — ist so laut, so ganz anders als alle übrigen Laute und Stimmen, und wird am Brutplatze des Vogels so häufig vorgebracht, daß es unmöglich ist, ihn zu überhören. Ein andrer Name des Vogels ist „Wiesen-

sumpfhuhn". Morgens und abends strolcht das Wiesensumpfhuhn im tauigen Grase herum, so eifrig seine Schnarre gebrauchend, daß man ihm fast bis auf den Leib gehen kann. Seine Nahrung besteht aus niederem Getier, als Larven, Schnecken, Regenwürmern, doch auch wohl aus Grassamen und zarten Wurzeln. Der Wachtelkönig ist ein Zugvogel, der gegen Ende August abreist und erst in der zweiten Hälfte des Mai wiederkehrt. Seine Reisen macht er bei Nacht und sehr hoch in den Lüften, was man an der Stimme wahrnehmen kann.

Ein ordentliches Napfnest hat die plumpe lerchenfarbige Grauammer, Emberiza miliaria, und in diesem Neste, das am Rande der Wiesen oder der Getreidefelder auf dem Boden zwischen Pflanzenwerk steht, liegen fünf rötliche, mit derben Flecken und Schnörkeln besetzte Eier. Das Vöglein treibt es in seinem Thun und Gebaren ähnlich wie der Wiesenschmätzer: von der Spitze eines Baumes, eines Grenzsteins, einer Erdscholle, häufig auch von einem Telegraphendrahte läßt die sonst stille Grauammer ihren laut klirrenden und trillernden Gesang ertönen, der ähnlich wie das Geklapper eines Strumpfwirkerstuhles lautet: „Tick, Tick . . ." mit nachfolgendem lauteren blechernen Gerassel. Die Grauammer gehört zu den Strichvögeln.

Ein schlecht gebautes Nest mit gesprenkelten Eiern verrät die Anwesenheit der Feldlerche. Das allgemein bekannte, vielbesungene und vielsingende Vöglein nistet bereits im Vorfrühling — März, Anfang April —, wobei es sich zur Niststelle eine unscheinbare Vertiefung zwischen Grasbulten, eine Hufspur oder eine Ackerfurche auf einem Kleestück, einem Kornfeld, einem Brachacker oder einer Wiese wählt. Das Nest besteht aus verwitterten Stoppeln, vergilbten Grashälmchen, Wurzelfasern und dergleichen. Dasselbe ist so unscheinbar, daß es trotz seiner offenen Lage kaum erkannt werden kann. Die Eier, meist fünf an der Zahl, gleichen aus einiger Entfernung grauen Erdklümpchen; in der Nähe betrachtet, zeigen die zarten Schalen einen grüngrauen, gelblichweißen oder blaßrötlichen Grund, der mit braunen und grauen Flecken dicht bestäubt und besprengt ist; die Fleckchen stehen am stumpfen Ende des Eies in einem Kränzlein zusammen. Jedes brütende Lerchenpaar behauptet genau sein Revier, das in Gegenden, wo es viele Lerchen gibt, sehr klein ist und dessen Umfang man nach der Entfernung und Menge der im Gesange aufsteigenden Männchen abschätzen kann. Da die Lerchen sich hauptsächlich von kleinen, an der Erde kriechenden Insekten nähren — denn nur im Herbste findet sich hinreichendes Körnerfutter vor — so ist jene regelmäßige Verteilung der Lerchen für die Säuberung der Felder von schädlichem Gewürm und Geschmeiß außerordentlich nützlich. Zu diesem Verdienst des harmlosen Vögleins kommt noch seine Gesangeskunst. Noch nicht hat der Winter gänzlich von uns Abschied genommen, kaum glänzen die ersten linden Sonnenstrahlen über den grünen Wintersaaten, da steigt schon die Lerche als Frühlingsbote in die blaue Luft empor, hoch und höher, daß sie zuletzt wie ein Punkt den Augen entschwindet. Unermüdlich läßt sie ihren jubilierenden Gesang herniederschallen, der durch seine außerordentliche Heiterkeit das Herz des schwer arbeitenden Landmannes oder des müden Wanderers erfreut. Während des ganzen Frühlings bis tief in den Sommer hinein tönen die lieblichen Lerchenlieder über allen Feldern und Wiesen.

Vöglein, Vöglein in den Lüften,
Lerche, die zum Himmel schwebt,
Unten still in Blumendüften
Und im Grün der Wiesen lebt:
Du bist mein, du süße Kehle,
Meine Wonne, meine Luft,
Alles Weh der Menschenseele
Klingst du hell aus frommer Brust!

Die Lerche ist ein Zugvogel, der uns Ende September verläßt, um schon im Februar wiederzukehren.

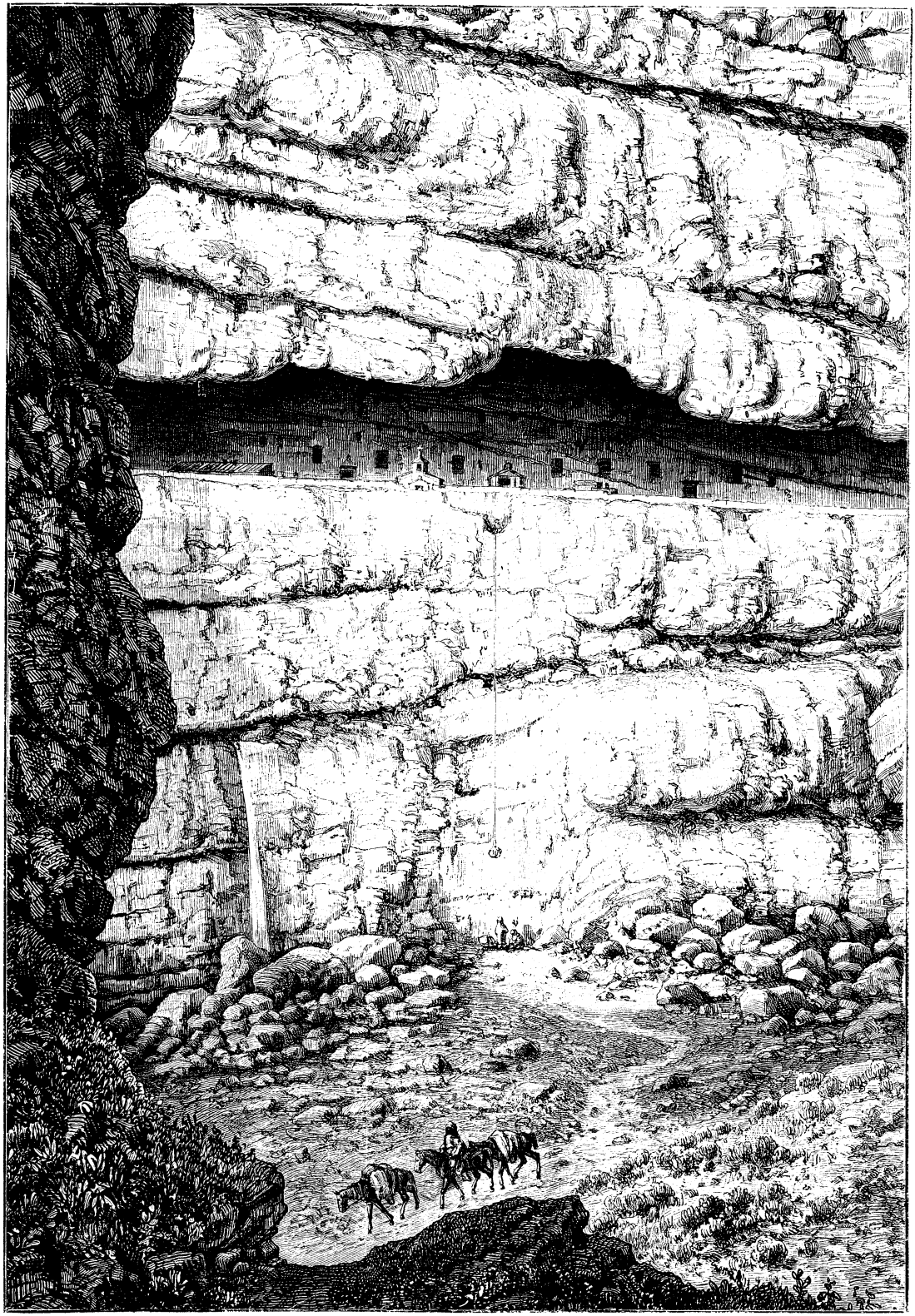
Auf Waldwiesen und am Waldesrand findet man auch noch das gut gebaute, am Boden wohl versteckte Nest des Baumpiepers, eines oben olivenbraunen, unten lehmgelblichen und schwarzgefleckten Vögleins, dessen kurzovale Eierlein, gewöhnlich fünf an der Zahl, auf grauweißem oder gelblich-violett-grauem, oder schokoladefarbenem Grunde dunkel gepunktet, gestrichelt und bekritzelt sind. Den Nestbezirk zeigt das Männchen durch seinen sehr angenehmen, metallisch schmetternden Gesang an. Im September oder Oktober verläßt uns dieser liebliche Vogel.

Auf feuchten Wiesen und Marschflächen oder auch auf Torfmooren und sumpfigen Heiden ist der Wiesenpieper ein Brutvogel. Sein Nest steht in einer flachen Bodenvertiefung, von Krautwerk eng umgeben; die Eier sind von bräunlichen, sehr feinen Zeichnungen fast ganz bedeckt. Der Gesang des Wiesenpiepers ist weit weniger melodisch als der des Baumpiepers. Gegen Ende März treffen die Wiesenpieper bei uns ein; im Herbst verlassen die meisten unsre Gegenden; nur einzelne bleiben in milden Wintern zurück.

Goldfritz.

(Fortsetzung.)

Binnen kurzem herrschte in der Apotheke wieder der friedliche Schlummergott, und nur einer lief unruhig in seiner Stube herum — das war Fritz Böttcher, der junge Schwarzkünstler. Auf dem Antlitz des noch halb im Knabenalter stehenden Apothekerlehrlings stritten sich mächtige Leidenschaften: Freude über das gelungene Goldmachererperiment, Aerger über die Entdeckung, wilder Trotz, sowie starre Entschlossenheit und dazwischen hinein selbst etwas wie Reue. Fritz wollte fort, am liebsten gleich jetzt; darinnen gipfelten zuletzt sämtliche Regungen.



Das Felsenkloster bei Altyntasch.

Er konnte ja nun Gold haben, so viel er nur brauchte! Seine zügellose Phantasie ließ ihn sich schon als reichen Mann sehen, verlockende Genüsse winkten ihm als bald erreichbar, und das leise mahnende Gewissen, welches ihm seine undankbare Handlungsweise seinem allzeit gütigen Chef gegenüber vorhielt, erstickte unter dem glühenden Verlangen, frei zu sein und einer golden scheinenden Zukunft entgegenzusteuern. Hastig packte er seine wenigen Sachen zu einem Bündel und warf sich dann mit fiebernder Stirn angekleidet aufs Bett, um den bereits grauenden Morgen zu erwarten.

Sowie er die Hausthür aufschließen hörte, sprang er auf, nahm sein Ränzel, und in leichten Sprüngen eilte er die Treppe hinunter, auf die Straße — er war frei!

Als zur gewohnten Morgenstunde Fritz nicht beim Kaffeetisch erschien, schickte Herr Zorn den Ehlers hinauf, um den wahrscheinlich ganz zerknirschten armen Sünder zu holen. Das Nest war leer. Herr Zorn war sehr bestürzt, denn wiewohl er Fritz eine ganz gehörige Strafpredigt zugedacht hatte, so war seine Entrüstung von der letzten Nacht doch schon soweit verflüchtigt, daß seine Gutherzigkeit ihn zu verzeihen geneigt machte, er hatte den gut veranlagten, aber schlecht erzogenen Knaben wirklich lieb gewonnen, und gehofft, ihn mit der Zeit in die rechte Bahn leiten zu können.

Fritz sollte seine Uebereilung bald bitter bereuen. Seine Spargroschen nahmen ein rasches Ende, der Winter nahte, er war brotlos und auf die Gutmütigkeit seiner Freunde angewiesen, die ihn abwechselnd beherbergten und unterstützten. Zu den Versuchen, Gold zu machen, fehlten ihm die Mittel, sich die nötigen Chemikalien anzuschaffen, und so stand der bereits sehr ernüchterte Schwarzkünstler an einem eisigen Januarabend vor einer Warmbierbude, um dort stehend ein paar Semmelwecken zu einem Topf Warmbier als Abendbrot zu verzehren. Er hatte stets streng vermieden, dem Stadtviertel zu nahe zu kommen, wo Zorns Apotheke lag, und bisher waren auch alle Nachforschungen über ihn umsonst gewesen. Während er nun dort an der Bude stand, den Rücken der Straße zugewandt, kam auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig ein Herr daher, der flüchtigen Blickes den notdürftig gekleideten jungen Menschen musterte, plötzlich stutzte, und dann direkt auf ihn zusteuerte. Er ging um ihn herum, schaute ihm von der Seite ins Gesicht und: — „Wahrhaftig er ist's! Fritz! Was macht Er denn hier?“ brach der alte Herr los, der kein andrer war, als Herr Zorn. Fritz war aber dermaßen erschrocken, daß ihm der Warmbiertopf aus der Hand fiel, und er selbst nicht übel Lust zeigte, die Flucht zu ergreifen, denn zu seiner Ehre gesagt, er schämte sich gewaltig vor seinem ehemaligen Gönner. Aber Herr Zorn hielt ihn am Aermel fest und sagte in seiner herzgewinnenden Weise: „Stillgestanden! Bleib Er einmal hier! Wollen ein Stück zusammen gehen! Hier, Mutterchen, hat Sie Ihren zerbrochenen Topf bezahlt!“

Die alte, weißhaarige „Warmbier-Muhme“, wie sie weithin genannt ward, knixte und steckte beglückt die reiche Entschädigung in ihre gelbe Ledertasche. Fritz aber ging mit brennenden Wangen und niedergeschlagenen Augen neben seinem ehemaligen Herrn. Dieser sah an ihm prüfend herab und fragte teilnehmend: „Es geht Ihm wohl recht schlecht, he? Bei wem arbeitet Er denn?“

Fritz wurde noch verlegener: „Ich — ich arbeite gar nicht!“ stotterte er endlich.

„Ei, ei, Fritz, Er ist ein rechter Bummler! Hat Er denn nie an Seine alte Mutter gedacht, hat Er nie den Vorsatz gehabt, etwas Rechtes wie sein seliger Vater zu werden? Ei, ei, schäm Er sich! Und nun sag Er einmal, warum hat Er denn bei mir Dummheiten gemacht, und ist dann weggelaufen, wie ein Marder vom Hühnerstall?“

„Ich — ich dachte, Ihr würdet mich doch nicht behalten!“

„So, und ein gutes Wort konnte Er nicht geben? Ist Ihm schon recht geschehen, dem Trotzkopf, daß es ihm nun schlecht ging. Er wird schon zur Einsicht kommen!“

Fritz ging kleinlaut neben dem alten Herrn her; ihm war durch die schmale Kost sein Trotz und Uebermut doch ein wenig abhanden gekommen. Herrn Zorn aber war es mit seiner Strafpredigt nicht allzuernst, und nach einer kleinen Pause hustete er, und fragte dann: „Wovon hat Er denn seither gelebt?“

„Ich habe kleine Arbeiten für meine Freunde übernommen — freilich bin ich auch oft hungrig zu Bette gegangen.“

„Hm — das hat Er bei mir nicht nötig gehabt.“

Fritz seufzte und ließ den Kopf hängen. Ja, damals hatte er's gut! Unversehens waren sie inzwischen an der Apotheke des Herrn Zorn angelangt, und Fritz wollte sich eben mit raschem Gruße entfernen; da faßte ihn der alte Herr in seiner eigenen Weise mit zwei Fingern am Aermel, und sagte: „Er wird wohl eine Lehre aus Seiner Erfahrung gezogen haben — und wenn Er versprechen will, fleißig und gewissenhaft zu sein, und von seiner nächtlichen Hexenbrauerei zu lassen, so wollte ich's noch einmal mit Ihm versuchen, Fritz!“

Fritz hatte alles andre eher erwartet, als diesen gütigen Vorschlag, und beschämt davon, wagte er ihn kaum anzunehmen. Mit den besten Vorsätzen gab er das verlangte Versprechen, und noch am selben Abend bezog der Apothekerlehrling wieder sein ehemaliges Stübchen.

Niemand erwähnte die Vergangenheit gegen ihn, denn Herr Zorn hatte strengen Befehl gegeben, ihn freundlich zu behandeln, hoffte er doch noch immer, den im Grunde gutartigen leichtsinnigen Knaben zu einem tüchtigen Apotheker zu machen. Fritz ging mit wahrem Feuereifer an seine frühere Beschäftigung; sein Geschick und seine Fassungsgabe erleichterten ihm die Arbeit, und es war eine Freude, ihm zuzuschauen, wenn er Pillen drehte, Pulver stampfte oder Tinkturen mischte. In der Offizin hatte es nie so ordentlich ausgesehen, als seitdem Fritz wieder eingetreten war, und Herr Zorn konnte seine

Freude darüber nicht verhehlen. Ehlers, der dem Lehrling im Herzen immer noch grollte wegen des nächtlichen Teufelspukes, dachte kühler über Fritzens Leistungen und brummte auf die Lobeserhebungen seines Chefs kopfschüttelnd: „Strohfeuer — nichts als Strohfeuer; wird bald verpufft sein!"

„Er ist ein Griesgram, Ehlers, schäm' Er sich!"

„Soll mich freuen, wenn ich unrecht habe."

Lange Zeit schien es, als sollte er dies wirklich haben, und Herrn Zorns freundliche Blauäuglein schauten triumphierend zu seinem ersten Gehilfen hinüber. Der zuckte die Achseln und beobachtete Fritz insgeheim mit wahren Argusaugen. Dem stand die gemachte Erfahrung aber noch zu frisch im Gedächtnis, und er hielt wacker gegen die Versuchung stand, die ihm aus den gefüllten Phiolen entgegenwinkte.

„Aber — warum soll ich denn für mich nicht probieren?" Auf meine Kosten, und ohne Nachteil für meine Arbeit? dachte Fritz an einem regnerischen Sonntag Nachmittag, als er frei hatte und gelangweilt durch die Scheiben blickte. Dagegen konnte doch niemand etwas haben!

Er suchte sein verstecktes Rezept hervor und ging zu seinem Freunde, einem jungen Menschen, der viel Interesse für die „schwarze Kunst" zeigte, und der schon manchmal Fritz Geld gegeben hatte, um Versuche anzustellen. Bei diesem verbrachte Fritz von nun ab seine gesamte Freizeit, und schließlich wurde auch der Vater seines Freundes, ein Beamter am Hofe des Kurfürsten Friedrich III., von dem Goldfieber der jungen Leute mit angesteckt, so daß die Experimente Fritz Böttchers in immer größerem Stile gemacht werden konnten. Wie nicht anders zu erwarten, waren die Erfolge stets schwankend; zuweilen brachte Fritz allerdings wirklich auf dem Grunde des Tigels eine goldene Schicht fertig, dann hatte sich aber freilich schon Gold in der brodelnden Tinktur befunden; unter anderm hatte er einigemal aus Zinnober Gold ausgeschieden, und Fritz glaubte steif und fest mit der Zeit schon noch hinter das wahre Geheimnis zu kommen. Der Vater seines Freundes verkündete ihm eines Tages freudestrahlend, er habe am Hofe von den Versuchen erzählt, und ein gewisser Herr v. Haugwitz hätte den Wunsch geäußert, den jungen Goldmacher kennen zu lernen.

Das war nun aber gar nicht nach Fritzens Geschmack, denn er sagte sich, daß er erstens ja noch gar nichts Richtiges könne, vielmehr ein bißchen geflunkert habe, und daß er zweitens das, was er wußte, aber auch nicht preisgeben wolle. Er zog sich darum vorsichtig von seinem Freunde zurück und machte fortan seine Versuche wieder nur im Kleinen, oben in seinem stillen Zimmerchen nach Schluß seiner Arbeitszeit. Ehlers war längst dahinter gekommen, daß es mit dem Lehrling wieder nicht so ganz geheuer sei, aber er wußte, daß Herr Zorn nun einmal dem jungen Menschen sehr gewogen war, und darum stand sein Vorsatz fest: Erst 'mal erwischen — dann aber 'reinfallen lassen! Der eifrige Apothekergehilfe kam jedoch nicht dazu, sein Vorhaben auszuführen, denn eines Morgens erschien ein reichlivrierter Diener vom kurfürstlichen Hofe in der Offizin, und Ehlers rannte entzückt von diesem Anblick Hals über Kopf in das Privatkabinett des Herrn Zorn, denn nur der Chef erschien ihm würdig mit solch' einem goldbetreßten Herrn aus der Umgebung des gnädigen Kurfürsten zu verhandeln.

„Herr Zorn, es ist ein Bote vom kurfürstlichen Hofe drüben in der Offizin — kommt doch rasch, ihn zu bedienen! Vielleicht bedarf gar der Landesherr Eurer Kunst — soll ich den Sonntagsrock holen?"

Herr Zorn machte große Augen. Er ließ sich ungern in seiner beschaulichen Ruhe stören, bei jedem andern Vorgang wäre es ihm nicht eingefallen, sich zu erheben, aber hier! Herr Zorn sprang rascher, als man ihm zutrauen konnte, aus seinem kissenbelegten Stuhl und fragte: „Ein kurfürstlicher, sagt Er? hm — hm — ja, da hol' Er meinen guten Rock — man muß vor solchen Leuten hübsch ordentlich erscheinen! Hm, ist am Ende jemand krank von der gnädigen Herrschaft — o, sollte mir sehr leid thun!"

Dabei war der dicke Herr unter Beihilfe des aufgeregten Ehlers in den langschößigen Sonntagsrock geschlüpft, hatte sich dann rasch das spärliche Haar glattgestrichen, und unter Räuspern und tiefen Bücklingen trat er nun in seine Offizin.

„Ganz ergebenster Diener! Womit kann ich dem hohen Herrn aufwarten? Die Wissenschaft hält genugsam der heilenden Tränklein bereit! Es ist doch nicht etwa gar, wie ich am Ende fürchten muß, von den erlauchten Landesherrschaften jemand erkrankt?"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Geistesleben der Affen.

Der Affe ist, vom psychologischen Standpunkt aus betrachtet, das dem Menschen am nächsten stehende Säugetier. Er ist für Erziehungsversuche sehr empfänglich. Gezähmt verläßt er seinen Herrn nicht, wie wir dies ja häufig in den Schaubuden und Affentheatern beobachten können.

Besser lassen sich die natürlichen Fähigkeiten freilich an den in Freiheit befindlichen Affen beobachten, oder auch an solchen, welche sich unbeobachtet glauben. Die Idee des Todes scheint den Affen nicht fremd zu sein, wie folgender Vorfall zeigt. Eines Tages tötete ein Jäger ein Affenweibchen, welches er mit in sein Zelt nahm. Alsbald hatte sich die ganze aus etwa vierzig Stück bestehende Bande vor seinem Zelt versammelt, heulend und gestikulierend. Die Bande verschwand, als der Jäger die Flinte auf sie anlegte, deren tödliche Wirkung ihnen vollkommen bewußt zu sein schien. Nur ein alter Affe, jedenfalls der Anführer der Bande, nahm nicht Reißaus, er rückte vielmehr vor bis zum Eingang des Zeltes. Als er jedoch sah, daß sein Zorn nichts ausrichten würde, fing

er kläglich an zu seufzen und zu weinen, machte eine so jämmerliche Miene, daß ihm der von Mitleid bewegte Jäger das tote Weibchen zurückgab. Schnell nahm der Affe den Leichnam in die Arme und begab sich zu seinen ihn mit Besorgnis erwartenden Gefährten, worauf alle schnell im Walde verschwanden.

Die Affen sind auch mitleidig. Im Garten einer Plantage befanden sich viele langarmige Affen auf den Bäumen. Jeden Morgen wurden sie mit Früchten gefüttert, und beim Herabspringen von den Bäumen verrenkte sich ein junges Männchen das Handgelenk durch einen unglücklichen Fall. Darüber zeigten die andern große Sorge und ein altes Weibchen beeilte sich, dem Kranken die ersten Früchte zu bringen, welche sie empfangen hatte. Dies wiederholte sich an jedem Morgen solange, bis der Kranke wieder hergestellt war.

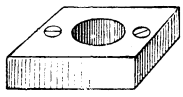


Fig. 19: Das Lager für den Mast.

Bisweilen zeigen Affen viel Beobachtungsgabe und Ueberlegung. Affen, welche zum erstenmal Eier erhielten, zerbrachen dieselben so ungeschickt, daß ein großer Teil des Inhalts verloren ging. Bald aber hatten sie gelernt, die Schale ordentlich zu brechen und abzuschälen, so wie wir es machen. Einmal wurden einigen dieser Tiere Tüten gegeben, in welchen sich Stücke Zucker befanden. In eine dieser Düten hatte man zwischen dem Zucker eine Wespe gesteckt. Als ein Affe diese Tüte öffnete, flog die Wespe heraus, nicht ohne vorher den Affen zu stechen. Dies hatten auch die andern Affen gesehen, und nun ließ sich keiner mehr anführen. Ehe sie fernerhin eine Tüte öffneten, hielten sie dieselbe an das Ohr und schüttelten sie stark, um zu hören, ob nicht wieder das böse Tier darin enthalten sei.

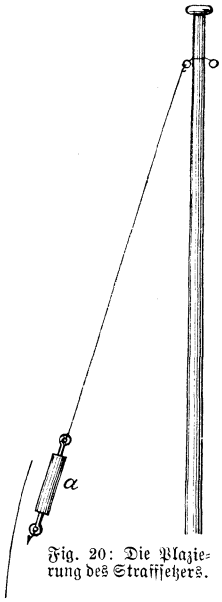


Fig. 20: Die Plazierung des Straffsetzers.

Auch mechanischer Mittel wissen sich die Affen zu bedienen, um zum Ziel zu gelangen. Mittels Steinen zerschlagen sie Muscheln, wenn es sie nach deren Inhalt gelüstet. Ja, es wird gesagt, daß sie Steine zwischen die Austernschalen klemmen, um das Schließen derselben zu verhindern, worauf sie sich des Inhalts bemächtigten. Ein Affe verhinderte dadurch das Schließen der Thüre seiner Zelle, daß er die ihm zum Lager dienende Decke dazwischen klemmte. Der Orang-Utang, welchen Cuvier pflegte, zog sich, wie unsre Abbildung zeigt, einen Stuhl von einem Ende des Zimmers nach der Thür, um das Schloß erreichen zu können, wenn er die Thür öffnen wollte; ein andres Mal hatten wir eine ganze Affengesellschaft, sehr sittsam mit der Serviette umgethan, zu Tisch sitzen sehen, den Blick unverwandt nach der Thüre gerichtet, durch die man ihnen ihre Mahlzeit zu bringen pflegte. Nichts vermochte sie in dieser allerdings eingedrillten Haltung zu beirren, bis die Mahlzeit aufgetragen war.

Fig. 21: Der Straffsetzer.

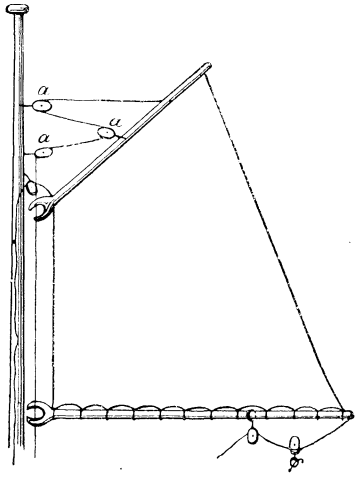


Fig. 22: Das Gaffelsegel.

Eine Segeljacht zu erbauen.

(Schluß.)

B. Takelage.

Ein Hauptbestandteil sind der Mast und die andern Stangen (siehe Fig. 31). Die Länge der letzteren mußt du dir nach meiner Zeichnung im Verhältnis zur Länge des Schiffes bestimmen. Als findigem Jungen ist dir das jedenfalls eine Kleinigkeit. Die Stangen sollen möglichst leicht und zierlich sein und nicht stärker als höchstens $1\frac{1}{2}$ cm, der Mast dagegen darf unten schon 2 cm besitzen.

Hast du dir diese Stangen alle hergerichtet, auch mit einem dünnen Firniß überstrichen, so kannst du mit dem Einsetzen beginnen.

1. Der Mast (Platz ersichtlich in Fig. 14) wird stramm sitzend in das Deck hereingerichtet und sitzt auf dem Kiel in einem zu diesem Zweck angeschraubten Holz von der Form wie in Fig. 19 dargestellt.

Er erhält auf jeder Seite eine Wante, die du auf folgende Weise herstellen kannst: a (Fig. 20) ist der sogenannte Straffsetzer; denselben mußt du dir bei einem Schlosser machen lassen. Er besteht, wie Fig. 21 zeigt, aus drei Teilen, aus der Hülse und zwei Zapfen, von denen der eine mit einem Rechtsgewinde, der andre mit einem Linksgewinde versehen ist, so daß sich die Schnur anspannt, wenn du die Hülse drehst. Das andre an der Wante ist ja verständlich. Du brauchst im ganzen fünf Anspanner, zwei am Maste und drei am Bugspriet.

2. Das Bugspriet: Die Befestigung ist schon oben in Fig. 18 (siehe bezüglich der Lagerung Fig. 31) angegeben; nur kommt jetzt noch die Versteifung dazu. Wie du am Segelplan (Fig. 31) siehst, geht von der Spitze des Bugspriets an den Vorderbug ein Tau; hier bei a mußt du einen Straffsetzer einfügen.

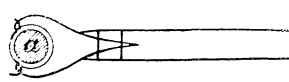


Fig. 23: Stange und Segelbefestigung.

Ebenso gehen innen an die beiden Seiten des Schiffes zu den Punkten b (Fig. 31) Taue, welche ebenfalls durch Straffsetzer angespannt werden. Nun verbindest du

noch die Spitze des Bugspriets mit der Mastspitze. Hiermit ist alles Festsitzende beendigt und es gilt nun, die Befestigung der Segel auszuführen.

a) Das Gaffelsegel: Form aus Fig. 22 ersichtlich; oben und unten wird es an Stangen befestigt. Die Stangen haben die Form der Fig. 23. a ist der Mast, um den sich ein gabelförmig geschnitztes Holz legt, das an der Stange befestigt ist. Aus Fig. 22 ersiehst du hinlänglich, wie das Segel befestigt werden muß, und ich habe dir nur noch die Blöcke a zu beschreiben, was dir Fig. 24 näher erläutern soll. Diese bestehen aus Holz und haben innen eine kleine Rolle, über welche die Schnur läuft. Das Segel muß möglichst gut gespannt sein und soll keine Falten haben.

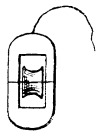


Fig. 24: Rolle für die Leine.

Nun kommt noch die sogenannte Großschote.

Vom Ende der unteren Stange des sogenannten Baumes geht eine Schnur über einen Block, der, wie schon oben gesagt, auf dem Leuwagen hin und her fahren kann, wieder auf einen Block am Baum und von dort in die Hand des Seglers, oder sie wird irgendwo befestigt.

Der Block am Baum wird von der Schere gehalten, die nach Fig. 25 am Baum zu befestigen wäre. Aus starkem Draht wird die in dieser Figur gegebene Form gebogen, doch so, daß das Segel noch glatt durchgeht, andrerseits aber auch die Schere durch größeren Druck nicht aufgebogen wird.

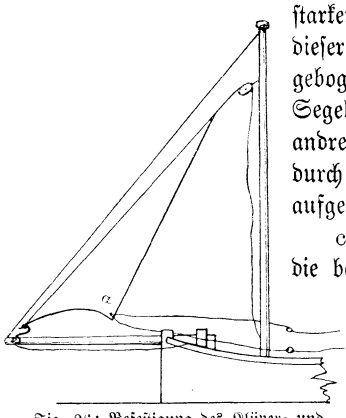


Fig. 26: Befestigung des Klüver- und Focksegels.

c und d (Fig. 31) stellen die beiden Focksegel oder richtiger c das Klüversegel und d das Focksegel dar. Fig. 26 veranschaulicht ihre Befestigung.

Weitere Besprechung verdient das Ende des Bugspriets. Von oben gesehen hat es beinahe das gleiche Aussehen wie die Fig. 27. Mit der ersichtlichen Rolle wird ein Haken, an welchem das Segel befestigt ist, herausgezogen. Der Haken wird nach Fig. 28 geformt, bei a gehen zwei Schnüre, die Schoten, durch je zwei Ringe an Deck des Schiffes, weg in den Sitzraum, wo dieselben ebenfalls gehalten oder befestigt werden.

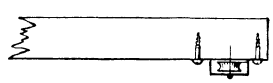


Fig. 30: Rolle für die Topsegelstange.

Ganz genau wie dieses wird auch das Focksegel behandelt.

b) Das Topsegel. Am Block a (Fig. 29) wird es gehißt, bei b straff angezogen und zwar geht diese Schnur durch eine Rolle an dieser Stange, welche angebracht ist, wie Fig. 30 deutlich nachweist.

Ein kleines Blech wird über eine kleine Rolle an das Ende der Stange angenagelt. Alle drei Schnüre werden an der früher erwähnten Nagelbank (Fig. 17) befestigt, auch das Gaffel-, Fock- und Klüversegel.

Dies sind die am meisten verbreiteten Segel, welche zum Segeln fast unbedingt notwendig sind; es gibt wohl noch andre, die aber die Arbeit wieder viel schwerer machen und den Anblick unsrer Jacht keineswegs verschönern.

Ist dir all dies gelungen und hast du meine An-

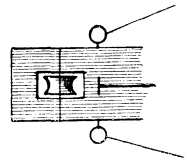


Fig. 27.

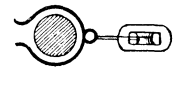


Fig. 25.

Fig. 28.

Details für die Segelbefestigung.

weisungen genau befolgt, so wird dein Modell dem meinigen nicht unähnlich sein und dir nicht minder Freude bereiten als mir.

Nun Glück auf!

Kamerad R. S.

Das Felsenkloster bei Altyntasch.

Zu den merkwürdigsten Bauwerken der christlichen Zeit, fast einer altindianischen Felsenwohnstätte in Arizona oder Neu Mexiko vergleichbar, gehört das Felsenkloster im Muradgebirge bei Altyntasch in Kleinasien. Wenn wir von Altyntasch, die Hauptstraße verlassend, einen Seitenweg einschlagen und denselben etwa eine Stunde bergaufwärts steigend verfolgen, gelangen wir in eine romantische Felsschlucht, die sich in verschiedener Breite einige Kilometer weit hinzieht. Dann öffnet sich eine Seitenschlucht, und hier sind wir am Ziele. Wir befinden uns vor einer mächtigen Felswand, die aus ziemlich regelmäßig übereinander aufgetürmten Schichten besteht, so daß sie den Anschein einer Mauer hat, freilich einer Mauer, wie sie nur die alten Titanen hätten aufführen können. In einer Höhe von etwa 25 Meter fehlt auf eine Strecke von 80 Meter eine Schicht dieses Felsengebäudes, so daß eine längliche, etwa 12 bis 15 Meter tiefe Nische dem Blick sich zeigt.

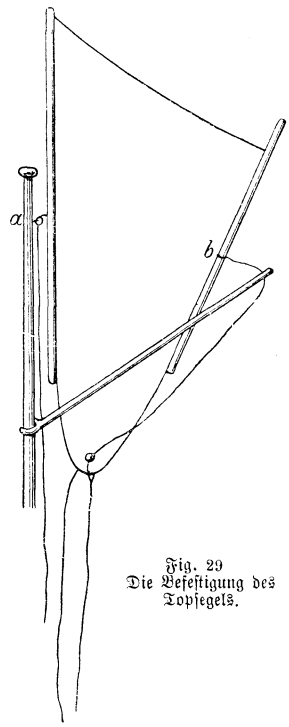


Fig. 29
Die Befestigung des Topsegels.

Die Entstehung dieser Nische wird auf verschiedene Weise gedeutet. Am wahrscheinlichsten ist noch, daß eine ursprünglich vorhandene kleinere Höhle nach beiden Seiten hin erweitert wurde.

Darauf weist auch eine in der Mitte der Nische etwas weiter aufwärts gehende Wölbung hin, die auch äußerlich zu Tage tritt. Das Schichtengestein setzte den Brechwerkzeugen keinen starken Widerstand entgegen.

Ursprünglich wird die Höhle, beziehungsweise die Nische, als Zufluchtsort in kriegerischen Zeiten, vielleicht aber auch als Schlupfwinkel für Räuber gedient haben.

Zugänglich ist die Nische nur durch einen großen Korb, der an einem Seil mittels Göpels emporgewunden wird. Man erreicht zunächst einen Felseinschnitt, wo der Göpel aufgestellt ist, und steigt von hier auf einer Treppe von zwanzig Stufen zu einem kapellenartigen Thorbau empor, wo man vom Prior empfangen wird. Nachdem derselbe die Empfehlungsschreiben oder Firmans geprüft und in Ordnung befunden hat, führt er den Besucher durch sein kleines Reich, das außer ihm immer nur vier bis fünf Insassen zählt. Die Wohnungen der Mönche bestehen aus kleinen, auf der Plattform der Nische errichteten hölzernen Baracken. In den Fels sind verschiedene Räume eingehauen: in der Mitte eine ziemlich geräumige Kapelle, zu beiden Seiten Vorratskammern. Licht und Luft erhalten diese Räume durch zwei Fenster, von denen vier auf die Kapelle, je zwei auf die Vorratskammern kommen.

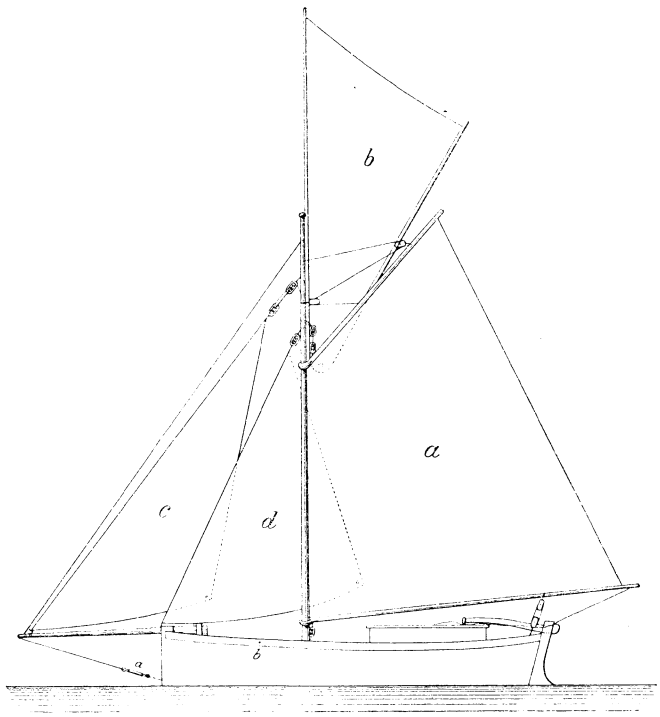


Fig. 31: Segelplan.

Die Insassen des Klosters führen ein äußerst einförmiges und kümmerliches Leben. Sie betreiben etwas Gärtnerei, zu welchem Zweck sie die Erde aber erst mühsam herbeischleppen mußten. Hauptsächlich leben sie von Almosen und den Gaben von Reisenden, welche sie, wie wir heute, gelegentlich besuchen.

Nicht nötig.

Zur Zeit, als der alte preußische Generalfeldmarschall Wrangel noch als kommandierender General in Stettin stand, ließ er den dortigen Maler Most zu sich kommen und beauftragte ihn, für seinen Speisesaal einige Ahnen seiner Familie zu malen. Der Künstler fragte, ob der General nicht einige kleine Porträts seiner Vorfahren besitze, die ihm als Vorbilder dienen könnten, aber Wrangel entgegnete: „Das ist nicht nötig, machen Sie nur einige Aehnlichkeit mit mich und ziehen Sie se vorschriftsmäßig an, persönlich hat se ja doch keener jekannt!“

Anagramm mit Logogriph.

Mit der Tiara geschmückt saß ich auf dem päpstlichen Throne;
Wenn ihr die Laute versetzt, wird eine Farbe aus mir;
Tauscht ihr das Zeichen am Schluß, so habt ihr mich selbst im Gesichte;
Hängt ihr ein neues noch an, schaff' ich euch labenden Trank;
Heiterkeit weckt er im Volk; doch wenn ihr an mir, der ihn herstellt,
Richtig ein Zeichen vertauscht, senk' ich euch Schmerz in die Brust.

Dreisilbige Scharade.

Vor jedem Werk muß man die Erste machen;
Ein alter deutscher Spruch schon rät uns gut,
Daß man erst wägen soll bei allen Sachen,
Eh' man die beiden letzten Silben thut.
Unüberlegtes Handeln bringt Verderben;
Schon mancher kam im Ganzen arm zurück,
Den in der Kutsche man als reichen Erben
Fortziehen sah zur Jagd nach Glanz und Glück.

Auflösung des Turnrätsels auf Seite 406.

„Barren.“

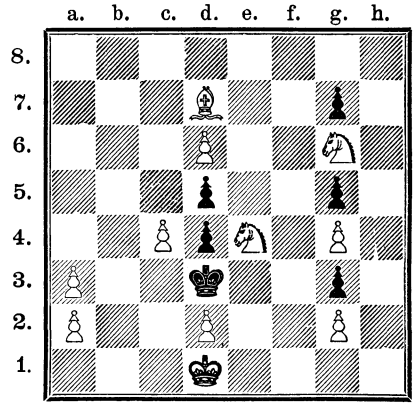
Auflösung des Aenigma auf Seite 406.

„Ros, bos, mos.“

Auflösung des geographischen Versteckrätsels auf Seite 406.

1. Ulm, 2. Newa, 3. Sachsen, 4. Elba, 5. Rigi, 6. Lima, 7. Elbe, 8. Belgrad, 9. Erlau, 10. Nil, 11. Isar, 12. Saale, 13. Turin, 14. Ebro, 15. Italien, 16. Neckar, 17. Erlangen, 18. Posen, 19. Finnland, 20. Lille, 21. Indien, 22. Chester, 23. Teheran = Unser Leben ist eine Pflicht.

Schachaufgabe Nr. 5 von Ernst Schober in Leipzig.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.
(11 + 6 = 17).

Lösung der Schachaufgabe Nr. 4.

1. h 5 — h 6 — K d 5 — e 6:
2. D b 8 — g 8 #.
1. . . . . — K d 5 — c 6
2. S f 5 — e 7 #.
1. . . . . — K d 5 — e 4
2. S a 2 — c 3 #.
1. . . . . — K d 5 — c 4
2. S f 5 — e 3 #.

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 31.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

. . . „Hier habt Ihr die Dollars zu Millionen schwimmen, Sir; überzeugt Euch selbst." . . .

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Die drei Weißen ritten, als sie das Thal verlassen hatten, eine ganze Weile schweigend nebeneinander durch den lichten Wald. Der Oelprinz fühlte recht wohl, daß er von dem Häuptling der Nijoras weit mehr als von dem Kurier blamiert worden war. Er war wütend über die Behandlung, welche er erfahren hatte, und sann nun darüber nach, wie es ihm gelingen könne, sein bei dem Bankier und dem Buchhalter wohl mehr als wankend gewordenes Ansehen wieder zu befestigen. Dann sagte er, die lange Stille endlich unterbrechend: „So sind diese roten Halunken! Undankbar im höchsten Grade! Man kann noch so lange in Frieden mit ihnen gelebt und ihnen noch so viele und große Wohlthaten erwiesen haben, eines schönen Tages brechen sie doch die Treue und haben vollständig vergessen, welchen Dank sie einem schuldig sind."

„Yes," nickte Rollins. „Das war eine böse Lage, in welcher wir uns befanden. Wir können froh sein, daß wir so mit einem blauen Auge aus derselben entkommen sind. Ich dachte bereits, daß es uns an das Leben gehen würde."

„Freilich wäre es uns an das Leben gegangen, wenn der Häuptling mir nicht im stillen recht gegeben hätte, weil er doch unbedingt einsehen mußte, daß ich sein Retter war. Es wird mir aber niemals wieder einfallen, einem Indianer Gutes zu erweisen."

„Richtig! Diese roten Kerls sind es nicht wert, daß man sich ihrer annimmt."

Aus diesen Worten des Bankiers war zu ersehen,

daß er weniger geneigt war, den Oelprinzen wegen seines Verhaltens zu verurteilen. Er gehörte zu jenen echten Yankees, denen ein Menschenleben nichts gilt. Die Gefahr, in welcher er sich befunden hatte, war vorüber und ebenso der Eindruck, welchen die Ermordung der beiden Navajos für den Augenblick auf ihn gemacht hatte. Anders aber bei Baumgarten. Dieser war als Deutscher innerlich ganz anders angelegt; er hielt das Verhalten Grinleys für ein Verbrechen, konnte nicht über die Verurteilung desselben hinüberkommen und fragte daher den Oelprinzen jetzt in ernstem, vorwurfsvollem Tone: „Habt Ihr denn jemals einem Indianer Gutes erwiesen, Sir?“

„Ich? Welch eine Frage! Hunderte von diesen roten Halunken haben mir ihr Leben zu verdanken, und Tausende haben Fleisch, Brot, Pulver, Blei und noch vieles andre von mir bekommen.“

„Auch die Nijoras?“

„Diese erst recht.“

„Der Häuptling that aber gar nicht so, als ob dies der Fall wäre!“

„Weil er ein undankbarer Schuft ist.“

„Hm! Warum habt Ihr ihn denn nicht daran erinnert?“

„Aus reiner Noblesse, Sir.“

„Unsinn! In einer Lage, wie die war, in welcher wir uns befanden, ist Noblesse die größte Dummheit, die es meiner Ansicht nach geben kann.“

„Das sagt Ihr, weil Ihr den Westen nicht kennt.“

„Meinetwegen! Dennoch würde ich an Eurer Stelle den Häuptling daran erinnert haben, daß er und sein Stamm mir Dankbarkeit schuldeten. Ihr habt keinen Laut hören lassen. Vielleicht leben die Wohlthaten, von denen Ihr redet, nur in Eurem Kopfe.“

„Sir! Wollt Ihr mich beleidigen?“ fuhr da der Oelprinz auf. „Mich vielleicht gar zum Lügner machen?“

„Fällt mir gar nicht ein. Ich sage meine Meinung, und das Recht, dies zu thun, hat wohl jedermann!“

„Ja, wenn er dabei nicht die Ehre eines andern kränkt. Ihr solltet Euch mir gegenüber doch etwas vorsichtiger und rücksichtsvoller ausdrücken!“

„So? Warum das? Warum grad Euch gegenüber?“

„Weil ihr mir nicht nur viel verdanken werdet, sondern auch schon zu verdanken habt. Ich stehe im Begriffe, euch zu steinreichen Leuten zu machen!“

„Nicht mich, sondern nur Mr. Rollins, und dafür werdet Ihr mehr als gut bezahlt.“

„Ich habe Euch aus der Gefangenschaft im Pueblo errettet!“

„Das mag sein, doch will ich Euch aufrichtig sagen, daß mir, je mehr ich über diese Angelegenheit nachdenke, desto mehr Fragen aufstoßen, die ich mir nicht zu beantworten vermag.“

Grinley warf ihm von der Seite her einen scharf forschenden Blick zu; er wollte zornig auffahren, besann sich aber eines andern und fragte in ruhiger Weise: „Welche Fragen könnten das wohl sein? Darf ich sie erfahren?“

„Ich halte es nicht für nötig.“

„Nicht? Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich sie Euch beantworten könnte.“

„Das ist nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar gewiß. Ihr könntet; aber ob Ihr auch würdet, das bezweifle ich.“

„Wenn ich kann, so will ich auch, Sir; darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

„Mag sein; dennoch wollen wir nicht weiter davon sprechen. Nur weil Ihr so stark betont, daß wir Euch so viel zu verdanken haben und auch zu verdanken haben werden, will ich Euch sagen, daß wohl noch nicht aller Tage Abend ist.“

„Wie meint Ihr das?“

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir mit Euch quitt werden, so daß Ihr dann keinen Dank mehr von uns zu fordern habt.“

„Möchte wissen, wie das der Fall sein könnte!“

„Sehr einfach: In Bezug auf das Geschäft, welches abgeschlossen werden soll, habt Ihr keinen Dank zu fordern, denn Ihr werdet bezahlt; das habe ich schon erwähnt. Und daß Ihr uns aus dem Pueblo errettet habt, ist Euch von uns zwar auf das Konto geschrieben worden, doch werden wir diesen Posten vielleicht sehr bald ausstreichen müssen, da Ihr die beiden Navajos erschossen habt.“

„Was geht das dieses Konto an?“

„Fragt doch nicht so, als ob Ihr ein Neuling wärt! Es ist doch keineswegs ausgeschlossen, daß wir den Navajos begegnen.“

„Was wäre das weiter?“

„Sie würden den Tod der beiden Kundschafter rächen.“

„Pshaw! Durch diese Behauptung beweist Ihr eben, daß Ihr den Westen gar nicht kennt. Wie wollen sie wissen, was geschehen ist?“

„Wie? Habt Ihr denn nicht gehört, was Mokaschi sagte? Es sind drei Navajos gewesen, nicht bloß zwei. Der dritte wird uns folgen.“

Das Gesicht des Oelprinzen wollte ernst und nachdenklich werden, aber er zwang ein höhnisches Lachen hervor und antwortete: „Da sieht man, was für ein kluger Kerl Ihr seid! Glaubt Ihr denn, daß Mokaschi da seine wirkliche Meinung gesagt hat?“

„Ja.“

„Wirklich? So muß ich Euch sagen, daß aus Euch niemals ein richtiger Westmann werden könnte. Mokaschi ist auf Kundschaft gegen die Navajos ausgerückt. Daß er das selbst gethan und nicht gewöhnliche Krieger geschickt hat, ist ein Zeichen, daß er der Sache die größte Wichtigkeit beilegt. Er ist auf drei Feinde gestoßen, welche auch Kundschafter sind, und muß alles thun, dieselben unschädlich zu machen. Zwei habe ich erschossen; der dritte lebt noch und hat die Nijoras gesehen. Er wird nicht uns verfolgen, sondern seinen Stamm auf das schleunigste aufsuchen, um zu melden, daß Mokaschi sich hier befindet. Dieser muß das auf alle Fälle zu verhindern suchen; er wird also sich auf die Fährte des Navajo machen, um

ihn einzuholen und zu töten. Seht Ihr das ein oder nicht?"

„Hm!" brummte Baumgarten. „Vielleicht ist es so, wie Ihr sagt, vielleicht aber auch nicht."

„Es ist so und nicht anders; das versichere ich Euch und — — —"

Er sprach nicht weiter, sondern hielt sein Pferd an und blickte aufmerksam in die Ferne. Während sie sich jetzt auf einer kleinen, offenen Prairie befanden, war dort der Rand eines Waldes zu sehen. Von diesem dunklen Hintergrunde stachen zwei Reiter ab, welche halten geblieben waren, weil sie die drei auch bemerkt hatten.

„Zwei Männer," meinte Grinley. „Es sind, wie es scheint, Weiße. Da ist hundert gegen eins zu wetten, daß wir Buttler und Poller vor uns haben. Drei gegen zwei, da brauchen wir uns nicht zu fürchten. Vorwärts also!"

Sie ritten weiter, auf die andern zu. Als diese das sahen, trieben sie ihre Pferde auch wieder vorwärts. Bald erkannte man sich gegenseitig. Ja, die beiden Genannten waren es. Als sie auf Hörweite herangekommen waren, rief der Oelprinz ihnen zu: „Ihr seid es? Das ist ein gutes Zeichen. Habt ihr den Weg frei gefunden?"

„Ja," antwortete Buttler, „so frei wie im tiefsten Frieden. Wir sind nicht auf die Spur auch nur eines einzigen Indianers gestoßen."

„Und habt das Gloomy-water gefunden?"

„Yes, mit Leichtigkeit."

„Nun? Und das Oel?"

„Großartig, geradezu großartig!" antwortete der Gefragte, indem sein Gesicht vor Wonne zu strahlen schien. Er wendete sich an den Bankier und fuhr fort: „Habt die Güte, uns einmal anzuriechen! Wie findet Ihr unsern Duft? Ist das etwa Rosenöl, Sir?"

Die beiden dufteten infolge der Arbeit, welche sie zu bewältigen gehabt hatten, natürlich sehr stark nach Petroleum. Rollins' Züge nahmen sofort einen entzückten Ausdruck an. Er antwortete: „Rosenöl nun freilich nicht, mir aber grad so lieb, als ob es welches wäre. Wie lange dauert es, Mesch'schurs, bis man ein Pfund Rosenöl beisammen hat! Das Erdöl aber läuft so bereitwillig aus der Erde, daß man täglich Hunderte von Fässern füllen kann. Der Duft, den ihr verbreitet, ist mir weit angenehmer, als alle andern Gerüche der Welt. Meint Ihr das nicht auch, Mr. Baumgarten?"

„Ja," nickte dieser, dessen Gesicht nun auch einen heitern, zuversichtlichen Ausdruck angenommen hatte.

„Well! Ihr wolltet bis jetzt noch immer nicht recht an die Sache glauben; ich habe Euch das oft angesehen. Gebt Ihr es zu?"

„Will es nicht leugnen, Sir."

„Aber nun? Jetzt wird sich Euer Mißtrauen doch wohl in das Gegenteil verkehren?"

Da fiel der Oelprinz ein: „Auch ich habe natürlich bemerkt, daß Mr. Baumgarten mir weniger Vertrauen schenkte, bin aber zu stolz gewesen, mich dadurch beleidigt zu fühlen. Jetzt wird er einsehen, daß er einen Ehrenmann vor sich hat, der das Vertrauen wohl verdient, welches er beansprucht hat. Aber bleiben wir nicht hier auf der offenen Prairie halten. Es gibt Indianer da, welche uns leicht bemerken könnten."

„Indianer?" fragte Buttler, indem sie vorwärts ritten, dem Walde entgegen, aus welchem er mit Poller gekommen war. „Seid ihr etwa auf welche getroffen?"

„Ja."

„Alle Wetter! Wann?"

„Vor kurzer Zeit."

„Was für welche?"

„Nijoras. Sogar der Häuptling derselben."

„Und gut mit ihnen auseinandergekommen?"

„So leidlich. Hätte schlimmer werden können."

Er erzählte den Vorgang, und es verstand sich ganz von selbst, daß Buttler und Poller sich mit seinem Verhalten einverstanden erklärten. Mittlerweile erreichten sie den Wald, welcher ihrer Unterhaltung ein Ende bereitete, denn die Bäume desselben standen so dicht, daß man einzeln hintereinander reiten mußte, was dem Bankier gar nicht lieb war, da er darauf brannte, Weiteres und Ausführliches über den Petroleumsee zu erfahren.

Nach einiger Zeit ging das Gehölz zu Ende und es öffnete sich von neuem eine grasige Savanne. Nun konnten sich die Reiter zusammenhalten, und Rollins fragte nach dem Gloomy-water und allen Verhältnissen desselben. Buttler und Poller erfüllten seine Neugierde in einer Weise, welche seine Erwartung noch mehr steigerte und ihn in die größte Aufregung versetzte. Als er behauptete, den Augenblick der Ankunft kaum erwarten zu können, beruhigte ihn Buttler durch die Mitteilung: „Was das betrifft, so wird Eure Geduld nicht mehr lange auf die Probe gestellt werden, denn wir haben höchstens noch anderthalb Stunden zu reiten."

„Anderthalb? Und vor einer halben Stunde haben wir euch getroffen; das macht zwei ganze. So habt ihr den Petroleumsee erst seit zwei Stunden verlassen?"

„So ungefähr."

„Warum nicht eher? Eine Botschaft wie die, welche ihr mir brachtet, kann man nicht früh genug erfahren."

Diese Frage kam höchst ungelegen, denn er durfte doch nicht erfahren, welche langwierige Arbeit sie am Gloomy-water zu verrichten gehabt hatten, doch Poller brachte sich aus der Verlegenheit, indem er die Auskunft gab: „Es war unsre Aufgabe, für eure Sicherheit zu sorgen. Dazu gehörte vor allen Dingen auch, daß wir die ganze Umgegend des Sees absuchten. Das war nicht leicht, denn das Terrain ist ein schwieriges, und wir konnten nur langsam verfahren, weil wir vorsichtig sein mußten. Darum sind wir erst vor einigen Stunden fertig geworden."

„Und ihr habt nichts gefunden, was auf eine Gefahr für uns schließen läßt?"

„Nichts, gar nichts. Ihr braucht nicht die mindeste Sorge zu haben, Sir."

Rollins fühlte sich nicht nur beruhigt, sondern so froh und zuversichtlich gestimmt, wie noch selten in seinem

Leben. An dem Orte, den er in der Zeit von nicht viel über einer Stunde erreichen würde, lag für ihn ein Kapital in der Höhe von vielen, vielen Millionen! Er hätte seine Begleiter alle umarmen mögen, begnügte sich aber damit, seinem Buchhalter die Hand zu drücken und zu ihm zu sagen: „Endlich, endlich am Ziele! Und endlich, endlich nun aus den Ungewißheiten heraus!“

„Seid Ihr nicht auch darüber froh?“

„Natürlich, Sir,“ lautete die einfache Antwort.

„Natürlich, Sir!“ wiederholte Rollins, indem er mit dem Kopfe schüttelte. „Das klingt so kalt, so teilnahmlos, als ob die Sache Euch gar nichts anginge!“

„Denkt das nicht! Ihr wißt ja, daß ich in allen Euern Angelegenheiten stets so sorge, als ob es die meinigen wären. Ich freue mich auch, pflege aber so etwas gewöhnlich nicht übermäßig laut zu äußern.“

„Well, kenne Euch ja, Mr. Baumgarten. Hier aber könnt Ihr schon etwas lauter sein. Habe Euch noch nichts gesagt, doch konntet Ihr wohl denken, daß ich, da ich Euch mitgenommen habe, mit Euch gewisse Absichten verfolge. Ihr sollt an diesem neuen Unternehmen mehr beteiligt sein, als Ihr bis jetzt gedacht habt. Meint Ihr, daß ich die Absicht habe, mit meiner Familie Arkansas zu verlassen und mich hier im wilden Westen anzusiedeln? Kann mir nicht einfallen. Werde zunächst freilich alles thun, was hier nötig ist; mein fester und eigentlicher Wohnsitz aber wird doch unser Brownsville bleiben. Werde Ingenieure anstellen müssen und über ihnen einen geschäftlichen Direktor, auf den ich mich verlassen kann. Wer meint Ihr wohl, wer dieser Mann sein wird?“

Er blickte dabei den Buchhalter mit bezeichnendem Schmunzeln von der Seite an und fuhr, als dieser nicht gleich antwortete, fort: „Oder habt Ihr die Absicht, auch Zeit Eures Lebens in Brownsville zu bleiben?“

„Ueber diese Frage nachzudenken, habe ich bisher noch keine Veranlassung gehabt, Mr. Rollins.“

„Well, so habt die Güte, jetzt darüber nachzudenken! Wie nun, wenn der Direktor, von welchem ich sprach, Mr. Baumgarten heißen soll?“

Da richtete sich der Deutsche scharf im Sattel auf und fragte: „Ist das Euer Ernst, Sir?“

„Yes! Ihr wißt, daß ich in so wichtigen Angelegenheiten keinen Scherz zu treiben pflege. Die Stelle ist eine verantwortliche und schwierige. Darum würde ich Euch neben dem Gehalte mit an dem Gewinne beteiligen. Wollt Ihr sie annehmen?“

„Von ganzem Herzen gern!“

„So schlagt ein! Hier ist meine Hand.“

Baumgarten gab ihm die seinige und sagte: „Ich will keine vielen, überflüssigen Worte machen, Mr. Rollins; Ihr kennt mich und wißt, daß ich nicht undankbar bin. Mein größter Wunsch jetzt ist, der Stellung, die ich bekleiden soll, gewachsen zu sein.“

„Das seid Ihr; ich weiß es.“

„Und ich möchte dies weniger zuversichtlich behaupten. Es ist ja wahr, was Mr. Grinley so oft schon ausgesprochen hat: Ich kenne den Westen nicht, und doch gehören solche Leute her, welche Haare auf den Zähnen haben.“

„Werde schon dafür sorgen, daß Ihr solche Kerls ins Werk bekommt.“

„Es wird Kämpfe geben.“

„Kämpfe? Was für welche?“

„Mit den Indianern. Oder meint Ihr, sie werden es sich ruhig gefallen lassen, daß wir uns hier in der Weise, wie ein großartiges Oelunternehmen es mit sich bringt, festnisten?“

„Werden wenig dagegen thun können.“

„Hm! Sie werden behaupten, der Platz gehöre ihnen, und — — —“

„Macht Euch doch keine so unnützen Gedanken!“ fiel ihm da der Oelprinz in die Rede. „Ihr habt doch gehört, was Mokaschi sagte? Nämlich, daß ich getrost zu meinem ‚Landsetzen‘ gehen soll, um ihn in Besitz zu nehmen.“

„Das war wohl kaum sein Ernst.“

„O doch.“

„Schön! Aber gehört die Stelle wirklich den Nijoras? Ist es nicht möglich, daß auch andre Rote, zum Beispiel die Navajos, auf den Besitz derselben Anspruch erheben?“

„Was diese Kerls sagen und behaupten, kann uns höchst gleichgültig sein. Ich habe mein Tomahawk-Improvement, welches ich Euch abtrete. Das Dokument darüber steckt hier in meiner Tasche. Ihr habt es in Brownsville prüfen lassen; es ist für gut, für echt befunden worden und wird Euch gehören, sobald Ihr mir die Anweisung auf San Francisco aushändigt. Ist dies geschehen, so seid Ihr nach den Vereinigten-Staaten-gesetzen rechtmäßige Besitzer des Gloomy-waters und kein Roter kann Euch von dort vertreiben.“

„Sehr richtig, Sir. Aber wenn die Roten sich nicht nach diesem Vereinigten-Staatengesetze richten?“

„So werden sie dazu gezwungen. Ihr engagiert natürlich nur Leute, die mit der Büchse und dem Messer umzugehen verstehen; das wird den Indsmen Respekt einflößen. Uebrigens könnt Ihr versichert sein, daß Euer Etablissement sehr bald eine weiße Bevölkerung anziehen wird, die zahlreich genug ist, nicht nur jeden Angriff siegreich zurückzuschlagen, sondern die Roten ganz aus der Gegend zu verdrängen. Stellt nur erst eure Maschinen auf! Ihr wißt, daß die Maschine die größte und siegreichste Feindin der Indianer ist.“

Damit hatte er recht. Wo der Weiße sich mit den eisernen Händen und Füßen des Dampfes sehen läßt, muß der Rote weichen: das unerbittliche Schicksal will es so. Die Maschine ist eine unüberwindliche Gegnerin, doch nicht so grausam, wie das Gewehr, das Feuerwasser, oder die Blattern und andre Krankheiten, denen zahllose Indianer zum Opfer gefallen sind und noch fallen werden, wie die Bisons der Savanne, die soweit ausgerottet sind, daß nur noch wenige als Rarität in zoologischen Gärten gehalten werden.

Noch vor Ablauf der angegebenen Frist von anderthalb Stunden befanden die fünf Reiter sich zwischen Höhen,

welche von dunklen Nadelbäumen dicht bestanden waren. Nur hier und da ließ sich etwas Laubholz sehen, dessen helles Grün den düsteren Eindruck jener minderte. Als Rollins eine Bemerkung darüber machte, meinte der Oelprinz: „Kommt nur erst zum Gloomy-water. Dort wird es noch finsterer als hier.“

„Ist's noch weit bis dort?“

„Nein. Die nächste Schlucht führt ans Ziel.“

Bald war die Schlucht erreicht und man bog in dieselbe ein. Zu beiden Seiten stiegen dunkle Felsen hoch empor, an ihren Lehnen und auf ihren Gipfeln schwarze Hölzer tragend. Auf dem Grunde rieselte ein dünnes, schmales Wässerchen, auf welchem Fettaugen schwammen. Grinley warf, als er das bemerkte, Buttler und Poller einen befriedigten Blick zu. Er hatte nicht heimlich mit ihnen reden können und sich darum bisher im stillen besorgt gefragt, ob sie ihre Aufgabe auch wohl so, wie er es erwartete, gelöst haben würden. Jetzt begann er sich beruhigt zu fühlen, deutete auf das Wasser und sagte zu dem Bankier: Seht einmal her, Mr. Rollins! Das ist der Abfluß des Gloomy-waters. Was meint Ihr wohl, was auf demselben schwimmt?“

„Petroleum?“ antwortete der Gefragte, indem er niederblickte.

„Ja, Petroleum.“

„Wirklich, wirklich! Schade darum, ewig schade, daß es fortfließt!“

„Laßt es laufen; es ist wenig genug. Das beste an meinem Funde ist ja eben der Umstand, daß der See nur diesen einen, so geringen und gar nicht nennenswerten Abfluß hat. Später könnt Ihr ja dafür sorgen, daß Euch selbst dieses kleine Quantum nicht entgeht.“

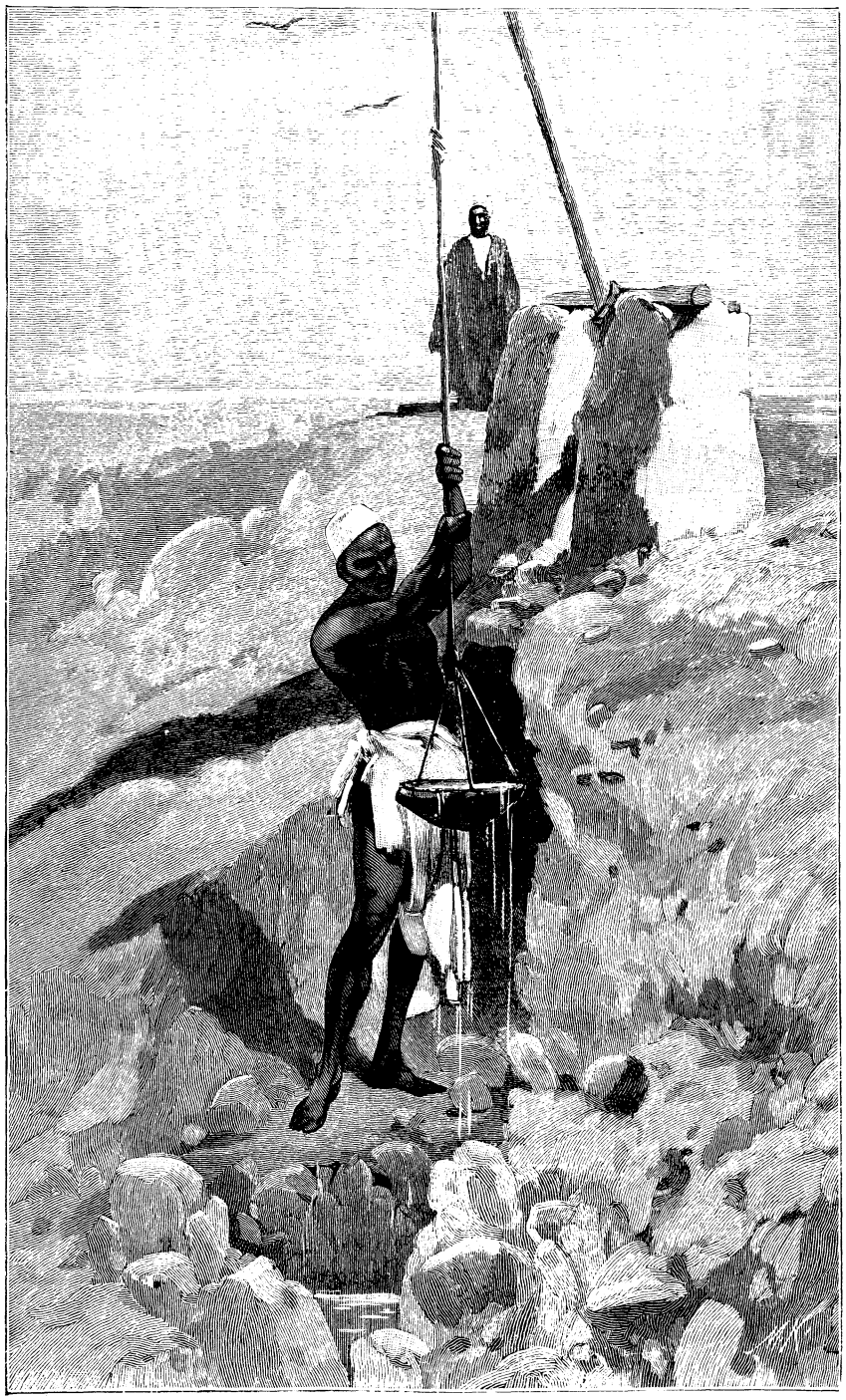
„Freilich, freilich! Aber Mr. Grinley, merkt Ihr nicht auch den Geruch?“

„Natürlich! Ich als der Entdecker dieses famosen Ortes muß ihn doch viel eher als Ihr bemerkt haben.“

„Er wird um so stärker, je weiter wir vorwärts kommen.“

„Wartet nur, bis wir an den See kommen. Ihr werdet Euch wohl wundern!“

Der Erdölgeruch wurde auch wirklich mit jedem Schritte stärker. Da traten die Wände der Schlucht plötzlich auseinander und vor den erstaunten Augen des Bankiers und seines Buchhalters öffnete sich eine länglich runde Thalmulde, deren Grund der Petroleumsee soweit ausfüllte, daß zwischen dem Ufer desselben und den Felsen, welche den nur schwer zu erklimmenden Rand des Thales bildeten, ein nur schmaler Bodenstreifen übrig blieb, auf welchem aus dichten Sträuchern riesige Schwarztannen emporragten. Eben solche Bäume stiegen an den Felsen ringsum bis zu dem



Am Wüstenbrunnen.

Hochwalde hinauf, welcher da oben als Wächter zu stehen schien, um keinen einzigen Sonnenstrahl herabzulassen.

Hier unten herrschte trotz des hellen Tages Dämmerung. Kein Lüftchen bewegte die Zweige; kein Vogel war zu sehen; kein Schmetterling gaukelte über Blumen. Alles Leben schien erstorben zu sein. Schien? O nein, es schien nicht nur, sondern es war wirklich erstorben, denn auf dem See schwammen zahllose tote Fische, deren mattglänzende Leiber ganz eigenartig von der dunklen, ölig schimmernden Oberfläche abstachen. Dazu der außerordentlich starke Geruch des Oeles. Dieser unbewegte und unbeleuchtete See, welcher wie ein im Tode erstarrtes Auge vor den Beschauern lag, führte seinen Namen Gloomy-water, finsteres Wasser, mit dem vollsten Rechte. Der Eindruck, welchen sein Anblick hervorbrachte, war ein derartiger, daß Rollins und Baumgarten eine ganze Weile an seinem Ufer hielten, ohne ein Wort zu sagen.

„Nun, das ist das Gloomy-water," unterbrach der Oelprinz die herrschende Stille. „Was meint Ihr dazu, Mr. Rollins? Gefällt es Euch?"

Aus seinem Staunen wie aus einem Traume erwachend, holte dieser tief Atem und antwortete: „Wie er mir gefällt? Welche Frage! Ich glaube, die alten Griechen hatten ein Wasser, über welches die Verstorbenen nach der Unterwelt fuhren. So wie der See hier muß dieses Wasser ausgesehen haben, gewiß so und nicht anders."

„Weiß nichts von diesem griechischen Gewässer, möchte aber doch behaupten, daß es mit unserm Gloomy-water nicht zu vergleichen ist, denn ich glaube nicht, daß es dort Petroleum wie hier gegeben hat. Steigt ab, Sir, und untersucht das Oel; wir wollen einen Rundgang um den See machen!"

Die Reiter verließen ihre Sättel; sie mußten die Pferde anbinden, denn diese schnaubten und stampften und wollten fort. Der penetrante Petroleumgeruch war ihnen zuwider. Grinley trat hart an das Wasser heran, schöpfte mit der Hand, beroch und betrachtete es und sagte dann in triumphierendem Tone zu dem Bankier: „Hier habt Ihr die Dollars zu Millionen schwimmen, Sir; überzeugt Euch selbst!"

Rollins schöpfte ebenso, ging weiter und schöpfte wieder; er untersuchte das Wasser an verschiedenen Stellen; er sagte kein Wort; er schüttelte und schüttelte nur immer wieder den Kopf. Er schien sprachlos geworden zu sein; aber seine Augen leuchteten und in seinen Zügen arbeitete die außerordentliche Erregtheit, welche sich seines Innern bemächtigt hatte. Seine Bewegungen waren hastig und dabei unsicher, fast taumelnd; seine Hände zitterten und er schien alle Kraft zusammennehmen zu müssen, um endlich mit beinahe überschnappender Stimme ausrufen zu können: „Wer hätte das gedacht! Wer hätte das nur denken können! Mr. Grinley, ich finde alles, alles, was Ihr gesagt habt, hier übertroffen!"

„Wirklich? Freut mich, Sir, freut mich ungeheuer!" lachte der Oelprinz. „Seid Ihr nun endlich überzeugt, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der es aufrichtig mit Euch gemeint hat?"

Rollins streckte ihm beide Hände entgegen und antwortete: „Gebt Eure Hände her; ich muß sie Euch schütteln und drücken. Ihr seid ein Ehrenmann, wie ich noch keinen gefunden habe. Verzeiht es uns, daß wir in unserm Vertrauen einigemal unsicher geworden sind! Wir waren nicht schuld daran!"

„Weiß es, weiß es, Sir," nickte Grinley in biederer Weise. „Diese Fremden machten Euch an mir irre. Hättet nicht auf sie hören sollen; ist jetzt aber alles gut, alles! Untersucht das Oel, Sir!"

„Habe schon, habe es untersucht."

„Nun, und —"

„Es ist das schönste, das reinste Erdöl, welches zu haben ist. Woher kommt es? Hat der See einen Zufluß?"

„Nein, nur diesen kleinen Abfluß. Es muß eine unterirdische Quelle da sein, eine oder vielleicht zwei: eine für das Wasser und eine für das Erdöl. Ihr seht, man braucht das letztere nur so abzuschöpfen und in die Fässer zu füllen."

(Fortsetzung folgt.)

Am Wüstenbrunnen.

Wie der auf der Wasserwüste des Ozeans vom Sturm verschlagene Schiffer sehnsüchtig ausblickt nach Land, das ihm endlich die erwünschte Rettung bringen soll, so sucht auch der ermattete Wüstenreisende den Horizont ab, ob er nicht die Anzeichen einer Oase oder eines Brunnens zur Labung für sich und seine Tiere entdecke. Wie ein Glutgewölbe lastet auf ihm das Firmament, während gleiche oder noch größere Gluten vom Wüstensande ihm entgegenlohen, ihm den Atem benehmen, seinen Blick mit zitternden Phantasmagorien umfloren. Da taucht in der Ferne ein tröstliches Bild auf. Palmen recken ihre anmutigen Büschel empor und der Widerschein einer Wasserfläche — eines Flusses oder Sees — besticht das brennende Auge. Alle bisherigen Leiden, alle gegenwärtigen Qualen sind vergessen. Die letzten Kräfte werden angespannt, um die Rettung, die nicht mehr ferne sein kann, zu erlangen. Aber ach! Es war nur eine Fata Morgana. Wie es gekommen, so schwindet das Bild den überreizten Sinnen, denen sich wiederum nichts zeigt als Himmel und Wüste. Noch einmal gilt es einen Appell an die Leistungsfähigkeit der Menschen und Tiere, obwohl sie sozusagen schon erschöpft ist. Und es war nicht umsonst. Das scharfe Auge des Führers hat am Horizont als feine Linie einen schrägen Gegenstand erspäht. Es ist der Querbaum eines Brunnens. Ein hastiger Wettlauf beginnt, und bald ist man am Rande der Vertiefung, in welcher reichlich Wasser vorhanden ist. Mensch und Tier erquickt sich, die Schläuche werden neu gefüllt und weiter bewegt sich die kleine Karawane, um ihr Endziel zu erreichen.

Dichter und Soldat.

Es war am 18. November 1761, also während des siebenjährigen Krieges, als von der damals in Leipzig liegenden preußischen Einquartierung ein Husarenlieutenant vom Regimente Malachowski die Treppe hinaufstürmte, welche zur Wohnung des Universitätsprofessors und Dichters Christian Fürchtegott Gellert führte. Nicht ohne Bangen ließ ihn der Gelehrte eintreten, denn das strenge Soldatenregiment hatte schon manchen friedlichen Bürger aus seiner Ruhe geschreckt, der im Verdacht stand, den fremden Truppen nicht ganz hold zu sein.

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr Lieutenant?“ fragte Gellert. „Haben Sie Order, mich zu arretieren, dann versichere ich Ihnen, daß ich mir keiner Schuld bewußt bin.“

„Nichts von Arretieren, mein Herr!“ versetzte der Offizier barsch; „sind Sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert?“

„Ja, ich bin Gellert.“

„Nun, das freut mich, Sie zu sehen. Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften, die mir in den Feldzügen oft Mut und Gottvertrauen gespendet haben, wenn es mir schlecht ging. Jetzt bin ich gekommen, Ihnen dafür aufrichtigen Dank auszusprechen.“

„Zuviel Ehre für mich, Herr Lieutenant!“ versetzte der bescheidene Gelehrte, indem er dem Offizier einen Stuhl anbot.

„Sagen Sie mir nur, bester Herr Professor, wie Sie das anfangen, so viele schöne Bücher zu schreiben?“

Gellert erklärte ihm, daß er den inneren Beruf dazu fühle, und daß diese Thätigkeit ihm selbst große Freude und Befriedigung gewähre. Aufmerksam hörte der Offizier zu und nickte wiederholt beifällig mit dem Kopfe. Und als der Dichter geendet hatte, sagte er: „Sie müssen ein Andenken von mir behalten, Herr Professor; sehen Sie hier diese blanken Rubelstücke, ich habe Sie einem Kosakenoberst abgenommen, den ich in der Schlacht bei Zorndorf vom Pferde hieb; suchen Sie sich einige aus. Oder sind Ihnen diese Pistolen lieber? Sie gehörten einst einem Pandurenoffizier, welchem ich bei Torgau meinen Säbel durch den Leib rannte.“

Gellert überlief es eiskalt; der fromme Dichter wollte nichts von diesen blutigen Waffenthaten hören und lehnte dankend ab.

„Zu Hause habe ich noch einen prächtigen tatarischen Säbel, eine echte Damascenerklinge; er ist scharf wie Gift, wer weiß, wieviel Köpfe damit schon abgeschlagen worden sind! Wollen Sie ihn haben, so lasse ich ihn durch meinen Burschen holen, der unten an der Thür auf mich wartet.“

Dem Professor graute; natürlich lehnte er auch dieses Anerbieten ab.

„Der Soldat hat nichts Kostbareres, als die im blutigen Ringen erkämpfte Beute,“ fuhr der Kriegsmann fort; „weshalb schlagen Sie diese Wertstücke aus? Sie sind der einzige, dem ich sie schenken möchte, sonst würde ich mich nicht von ihnen trennen. Oder sind Sie kein Freund von schönen Waffen?“

Der Gelehrte führte den Offizier an seinen Bücherschrank.

„Hier sind meine Waffen,“ sagte er lächelnd, „und wenn Ihnen davon etwas gefällt, so steht es zu Diensten.“

„Schenken Sie mir Ihr Buch: Trostgründe wider ein sieches Leben,“ bat der Krieger; „wir Soldaten sind keinen Augenblick sicher, zum Krüppel zu werden, und wenn ich das Unglück haben sollte, dann wird mir Ihr Buch Trost und Beruhigung gewähren.“

Gern gewährte Gellert diese Bitte und schrieb auf Wunsch auch eine kurze Widmung auf das Titelblatt.

„Bei Roßbach wäre ich fast zusammengehauen worden, hören Sie nur zu, Herr Professor —“

Zum Entsetzen Gellerts schickte sich der Offizier an, die mörderische Schlacht umständlich zu erzählen, als es auf dem nahen Nikolaiturme elf Uhr schlug, und mehrere Studenten ins Zimmer traten, um den beliebten Lehrer, wie das oft geschah, ins Kolleg abzuholen. Das war eine willkommene Gelegenheit, den Kriegsmann zu verabschieden.

„Ich muß Sie auch sprechen hören,“ rief der Lieutenant dem ihn begleitenden Professor noch von der Treppe aus zu, „Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich morgen mit ein paar Kameraden Ihren Hörsaal besuche?“

„Wird mir eine große Ehre sein,“ versicherte notgedrungen der Dichter.

Als Gellert am nächsten Tage sein Auditorium betrat, erstaunte er nicht wenig, fast alle Bänke mit preußischen Offizieren besetzt zu sehen, die sich bei seinem Eintritt ehrerbietig erhoben und lautlos seinem Vortrag folgten. Und als er geendet hatte, reichten die Soldaten ihm dankbar die Hand.

Gellert aber erzählte später oft, daß ihn diese stumme Huldigung mehr erfreut habe, als die lautesten Lobpreisungen; es war die Macht des Genies, dem selbst diese rauhen Kriegsleute sich nicht zu entziehen vermochten.

Die Frösche von Windham.

Windham ist eine Stadt in dem amerikanischen Staate Connecticut, wohl versehen mit Gasbeleuchtung, gutem Pflaster, Wasserleitung und Eisenbahnverbindungen. Vor 120 Jahren war Windham aber noch ein unbedeutendes Dorf, in welchem bei Nachtzeit, aus Mangel an Beleuchtung, die dickste Finsternis herrschte, wenn der Mond nicht schien. In einer solchen finsteren Nacht des Jahres 1758, im Monat Juli, wurden die Einwohner durch das ängstliche Tuten ihres Nachtwächters geweckt. „Die Indianer sind da!“ schrieen die erschrockenen Bürger einander zu. „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Wehe unsren Skalpen!“ Und mit Flinten, Pistolen, Schwertern, Aexten, Spießen, Sensen, Heugabeln stürzten die Windhamer vor ihre Hausthüren. Einige waren so bedachtsam, auch Fackeln

Batterie „Halt!“

mitzubringen. Da sahen denn aber die erstaunten Bürger keine einzige Rothaut, sondern Tausende und Abertausende von Fröschen, die wie eine wohldisziplinierte Armee in guter Ordnung, doch unter ohrenbetäubendem Quaken vorüberzogen, voran die wie Kälber brüllenden Ochsenfrösche, welche als Befehlshaber der Froscharmee fungierten. Sie marschierten so dicht, daß sie eine einzige Masse zu bilden schienen. Der Nachtwächter hatte sich vor dieser Invasion entsetzt auf einen Brunnenrand geflüchtet und von da sein ängstliches Tuten erschallen lassen. Mehrere Stunden dauerte dieser Durchzug der Frösche, die bisher in der Nähe von Windham einen See, welchen aber die Glut des heißen Sommers 1758 fast gänzlich austrocknete, zur Heimstätte gehabt hatten, weshalb die klugen Tiere nach einem sechs Meilen davon entfernten größeren und tieferen See auswanderten.

Goldfritz.

(Fortsetzung.)

Der Apotheker hatte sich aus seiner respektvollen Stellung noch gar nicht aufzurichten gewagt, da polterte der „hohe Herr" grob dazwischen: „Larifari, laß Er das Reden! Wir brauchen Seine Teufelstränke Gott sei Dank nicht. Aber hör' Er — hat Er einen Lehrling, der Johann Friedrich Böttcher heißt?"

Schier erschrocken von der Wendung der Dinge stotterte der Gefragte: „Ja — ja — der ist allerdings hier!"

„Nun, so sag' Er dem jungen Mann, daß er im Namen des Herrn v. Haugwitz gebeten ist, mit mir ins Schloß zu kommen."

„Aber, um Himmels willen, bin ich denn bei allen fünf Sinnen?" fragte ganz niedergeschmettert der Apotheker. „Fritz, unser Lehrling, Fritz — was soll denn der im Schlosse? Ihr spaßt wohl, werter Herr?"

„Wir spassen nie!" entgegnete protzig der Goldbetreßte, der von sich nie anders als „wir" sprach, gerade wie der Kurfürst selbst. „Sorg' Er nur dafür, daß der junge Mann bald hier ist!"

Herr Zorn lief zur Thür hinaus und hatte in der Verwirrung nicht einmal dem hohen Besuch einen Sessel angeboten, eine Nachlässigkeit, die nun Ehlers mit süßem Lächeln unter Dutzenden von Bücklingen wieder gut zu machen strebte.

Endlich war Fritz, nicht weniger betroffen wie sein Herr, zur Stelle gebracht. Wider Erwarten zeigte sich der Bote vom Hofe jetzt sehr höflich; aber Fritz hing viel zu sehr zwischen Furcht und Hoffen, als daß er sonderlich davon Notiz genommen hätte. Er war deshalb zum Entsetzen seines Chefs ganz unverantwortlich stockig und bockig, und mit essigsaurer Miene folgte er dem Manne ins kurfürstliche Schloß. Wie er gedacht, so war's nun doch noch gekommen. Der Vater seines Freundes hatte wahre Wunderdinge von seinem Können am Hofe erzählt, und Herr v. Haugwitz, der zu den bedeutendsten Adepten (Eingeweihten) seiner Zeit zählte, wollte nun durchaus den jungen Schwarzkünstler kennen lernen, wußte er doch, wie nötig sein prunksüchtiger Landesherr eine Kraft brauchte, die es verstand, den erschöpften Staatssäckel mit neuem Golde zu füllen.

Fritz befand sich in einer äußerst üblen Lage, als er durch die hohen prächtigen Räume des Schlosses schritt, und den jungen Abenteurer verließ sein kecker Mut gänzlich, als er endlich dem bekannten Schwarzkünstler und gewandten Höfling gegenüberstand.

Haugwitz nahm durch seine weltmännische Freundlichkeit jedoch bald die Schüchternheit von Fritz, und ein Becher feurigen Rebenblutes that das übrige, den Apothekerlehrling gesprächig zu machen, so daß Fritz schließlich von selbst all sein Können zeigte, sogar mehr, als er anfangs gewollt hatte. Der alte erfahrene Adept gewann die feste Ueberzeugung, in Fritz einen ganz geriebenen Schwarzkünstler vor sich zu haben, der sich bloß sein Geheimnis nicht ablocken lassen wolle, und er schied darum mit so ausgesuchter Höflingsfreundlichkeit von Fritz, daß selbst dessen unerfahrenes Gemüt etwas Katzenhaftes darin zu spüren glaubte.

Fritz versprach zwar, andern Tages wiederzukommen, eilte aber dann, so schnell er konnte, nach Hause, um sich wie trunken auf sein Lager zu werfen.

Herr Zorn brannte natürlich vor Neugierde, von Fritz zu erfahren, warum er ins Schloß gerufen worden, wie es drin aussähe und so weiter, und derweil sah er sich einem fieberhaft Erregten gegenüber, der mit den Augen rollte, sich umherwälzte und auf keine Frage Auskunft gab.

Herr Zorn war ratlos; zuletzt ward's ihm himmelangst, und er holte brausendes Wasser herbei und schüttete etliche braune Tropfen hinein. Die mußte Fritz trinken. Er ward darnach wirklich allmählich ruhiger und erzählte endlich seinem Chef die ganze Geschichte, und daß er von seinen Goldmacherversuchen nicht lassen könne, weil er bestimmt glaube, der Lösung des großen Geheimnisses sehr nahe zu sein.

„Fritz, Fritz, das ist eine böse Geschichte! Ich warne Ihn! — Laß Er sich vor allem nicht mit den Hofleuten ein!"

„Ach Gott, ich bereue es ja schon so sehr, daß ich alles gezeigt habe, was ich kann; ich gehe aber nicht wieder ins Schloß, und selbst wenn sie mich mit Gewalt holen wollten!"

„Da hat Er's nun mit seiner Pansscherei! — Nun verhalt' Er sich fürs erste nur hübsch ruhig! Wir wollen erst abwarten, was geschieht."

Die Wirkung des genossenen fremden Weines verflüchtigte sich immer mehr, und andern Tages stand bei Fritz der Entschluß felsenfest, nun aber keinen Sterblichen mehr ins Vertrauen zu ziehen. Er ging nach dem Lagerraum und war emsig darüber her, Kräuter zu sortieren, als die alte Magd durch ein Hinterthürchen hereinhuschte und ihm zuwisperte: „'s ist wieder der Kurfürstliche da; der Herr Zorn hat gesagt, Er sei ausgegangen, aber der Lakai sagt, er müsse den Fritz Böttcher unter allen Umständen mitbringen."

Fritz ward totenblaß. „Aber Hanne, was soll denn da werden? Ich gehe auf keinen Fall mit — mir war's so unheimlich im Schloß. Weiß Sie denn keinen Ausweg, Hanne?"

Die alte Magd dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie: „O ja, ich wüßte schon was — der junge Herr müßte durchs Gartenpförtchen hinaus und zum Kaufmann Röber hinüber, der hat sicher ein Plätzchen frei. Röber ist doch der beste Freund von unserm Herrn."

„Da hat Sie recht, Hanne! Das werd' ich thun!" Und rasch warf Fritz seine Arbeitsjoppe ab, und in wenigen Minuten war er fluchtbereit.

Er kannte Herrn Röber, hatte er doch schon manche Sendung von seinem Chef dorthin getragen. Fritz fand auch nach einigem Hin- und Herreden Aufnahme, obwohl Herr Röber die Notwendigkeit einer Flucht erst nicht recht einsehen wollte. Eine kleine Bodenkammer bildete die Wohnstätte des jungen Goldmachers, den seine Ahnung von Gefahr nicht betrogen haben sollte.

Der Hoflakai ließ sich so leicht nicht abweisen, sprach von „höheren Befehlen" und wurde sehr patzig, als er schließlich doch ohne Fritz Böttcher abziehen mußte. Herr Zorn konnte mit gutem Gewissen behaupten, daß er von dem Aufenthalte seines Lehrlings selbst nicht das geringste wisse, denn die alte Hanne hatte reinen Mund gehalten. Sobald aber Herr v. Haugwitz sah, daß sein jugendlicher Schwarzkünstler sich vor ihm verbarg, strebte er erst recht darnach, desselben habhaft zu werden, und er ließ durch verkappte Schergen ganz Berlin nach ihm absuchen. Fritz langweilte sich indessen in der öden Bodenkammer des Herrn Röber ganz fürchterlich, und sein unruhiger Geist wollte ihn nicht länger in solcher Unthätigkeit dulden. Da kam spät abends leise, die Pantoffeln in der Hand, sein Gastfreund zu ihm heraufgeschlichen und winkte bedeutsam mit der Hand.

„Pst! Pst! Daß uns niemand hört! Er wird gesucht, Fritz, von den Kurfürstlichen nämlich! Heute morgen war ich bei seinem Chef, da haben sie vom Keller bis zum Boden nach Ihm alles durchstöbert. Es ist nicht sicher mehr für Ihn. Mach' Er so rasch, als Er kann, daß Er aus Berlin fortkommt!"

„Aber — aber ist's denn wirklich so schlimm?" warf Fritz beklommen dazwischen.

„Natürlich ist's schlimm — sehr schlimm sogar! Man wird Ihn fangen und ins Gefängnis setzen, bis Er wirklich Gold gemacht hat. Das hat Er nun von seinem nichtsnutzigen Kochen, Panschen und Sieden! Hier schickt Ihm Herr Zorn etwas zur Wanderschaft und da, nehm' Er das von mir — Er wird's brauchen."

Damit drückte ihm der bewegliche Kaufmann, der vor Angst kaum erwarten konnte, bis sein Gast ihm Lebewohl sagen würde, ein Beutelein mit klingenden Münzen in die Hand, und hinterdrein holte er aus der Tiefe seiner Westentasche aus eigener Opfermütigkeit noch zwei Dickthaler heraus, die er mit nervöser Hast dem Beutel folgen ließ.

„Aber nun mach' Er sich zurecht. Er muß gleich fort, jawohl, gleich!"

Fritz steckte wie ein Träumender das Geld in seine Tasche und ließ es geschehen, daß ihm Herr Röber geschäftig sein Bündel umhing, den Hut aufsetzte und ihn dann schließlich unter den besten Wünschen für sein weiteres Fortkommen die Treppe hinunter an die Hausthüre drängelte.

Die alte Stadtuhr schlug eben zehn. An der frischen Nachtluft wurde sich Fritz bald klar darüber, wie seine Sachen standen, und mit dem ihm eigenen Leichtsinn empfand er fast etwas wie Vergnügen über seine Lage. Nach kurzem Ueberlegen eilte er auf den nächsten Wegen der Stadtgrenze zu, um vorerst die Landstraße zu gewinnen. Nachdem ihm dies gelungen war, mäßigte er seine Schritte und zog den Rock fester an sich; es war schon Spätherbst und am Himmel der kühlen Oktobernacht strahlte ein zahlloses Heer leuchtender Sterne. Er folgte planlos den Biegungen der Landstraße; nachdem er ungefähr eine gute halbe Stunde marschiert sein mochte, sah er von ferne Lichtschein blinken, und näherkommend hörte er Gesang und Lärm und lautes Gelächter.

„Aha, ein Wirtshaus!" dachte Fritz. „Das kommt mir gelegen, hier werd' ich übernachten!"

Das einsame Haus an der Straße war wirklich ein Gasthaus, freilich keines der besten, aber das focht Fritz Böttcher weiter nicht an. Er trat unbemerkt ein, setzte sich in eine dunkle Zimmerecke und überschaute vorerst prüfend den niederen Raum und die Gäste.

Außer den jungen Wirtsleuten, die ihm gerade den Rücken zukehrten, waren nur drei junge Männer anwesend, sichtlich fahrende Burschen; Tornister und Pallasch lagen auf der Ofenbank und etliche leergetrunkene Weinflaschen bedeckten den Boden.

Die drei fröhlichen Gesellen hatten eben ein Lied beendet, als der eine des neuen Gastes gewahr wurde. Mit musterndem Blicke auf die schlanke Gestalt und das auffallend hübsche Gesicht Fritz Böttchers rief er launig: „He, Frau Wirtin, da ist ja wieder ein Nachtfalter bei Euch angeschwirrt! 's ist zwar keiner, der den Musen huldigt, aber er sieht ganz manierlich aus."

Fritz hatte die halblaut gesprochenen Worte wohl verstanden, und von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, rief er keck: „Ihr habt nur zur Hälfte recht geraten — ich bin auf dem Wege, mich als Penal (Fuchs) zu melden!"

„Hurra! Das trifft sich gut! Setz dich zu uns, Bruder, und laß uns in Gemeinschaft noch eine Flasche leeren! Immer her! Frau Wirtin, steige Sie nochmals in den Keller!"

Fritz sah sich auf diese Weise plötzlich mitten unter drei Jüngern der Gelahrtheit, die sich auf der Wanderschaft befanden und erst spät abends in dem kleinen Wirtshause eingekehrt waren, um, wie sie sagten, die Sorgen des Tages hinabzuspülen und dann für ein paar Stunden in Morpheus Armen zu ruhen. Es waren gar fidele, durstige und kurzweilige Gesellen, und bald hatte Fritz erfahren, daß ihr Reiseziel die wittenbergische Hochschule war.

„Just dahin wollt' ich auch!" sagte Fritz, dessen Lust zu Abenteuern und feuchtfröhlichem Burschenleben lebhaft erwacht war. Seine großen dunklen Augen leuchteten, seine Wangen glühten, und er that einen gar starken Zug aus seinem Becher, so daß auch nicht ein Tropfen darinnen blieb.

Wittenberg lag jenseits der Grenze, dort kannte ihn niemand; dort war er also sicher und konnte, solange sein Geldvorrat reichte, eine Zeitlang herrlich und in Freuden leben; was dann werden mochte, das kümmerte Fritz vorläufig noch nicht. Sein Ausspruch wurde von den wandernden Studenten mit schier ohrenzerreißendem Jubel aufgenommen, man trank Schmollis, und immer und immer wieder mußte der gähnende Wirt in den Keller hinuntersteigen, um das Rebenblut heraufzuholen, das nötig war, um das eben gepflanzte Blümlein „ewige Freundschaft" wacker zu begießen, auf daß es kräftig Wurzel schlage, blühe und gedeihe bis in fernste Zeiten. Aus dem Trifolium war nunmehr ein glückbedeutendes Vierblatt geworden und dieses dachte vorläufig an keinen Schlaf, sondern hätte ruhig weitergezecht, wenn nicht

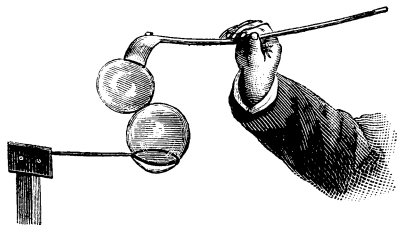


Fig. 2: Versuch, zwei Seifenblasen zu vereinigen.

endlich der Wirt energisch jeden weiteren Abendtrunk verweigert und ernstlich zur Ruhe gemahnt hätte. Fritz war der erste, der sich auch wirklich ruhebedürftig fühlte, denn ihm war dies Treiben neu; und so suchten die vier lustigen Gesellen Arm in Arm die nahe Scheune und warfen sich ohne Bedenken, wie sie eben waren, ins Stroh.

(Fortsetzung folgt.)

Seifenblasen.

Die Aufgabe der Physik ist nicht nur, mit Hilfe neuer, komplizierter Apparate glänzende Versuche anzustellen und theoretisch zu behandeln, sondern auch die alltäglichen Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens, mögen sie sich noch so sehr als unbedeutend darstellen, kritisch zu untersuchen und möglichst zu erklären. Die meisten Menschen gehen an ihnen als an etwas Selbstverständlichem achtlos vorüber, aber der Forscher findet in diesen Vorgängen gleichfalls bekannte oder noch unbekannte Gesetze der Natur und sucht diese an ihnen zu demonstrieren. So hat sich

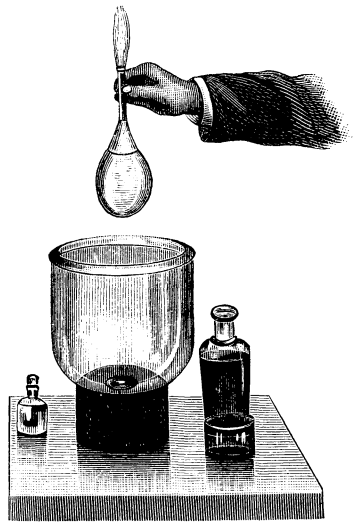


Fig. 1: Erprobung ob Seifenblasen durchlässig sind.

gerade in den letzten Jahren die physikalische Wissenschaft in besonderem Maße mit den sogenannten Kapillarerscheinungen beschäftigt und unter diesen hauptsächlich der Oberflächenspannung der Flüssigkeiten ihre Aufmerksamkeit gewidmet. Eine der schönsten Früchte dieser neueren Studien ist ein kleines Buch des englischen Forschers Charles Vernon Boys, das den anspruchslosen Titel Soap-bubbles (Seifenblasen) führt. Beschäftigt es sich auch nicht ausschließlich mit den uns allen bekannten luftigen Gebilden, indem sein Inhalt vielmehr überhaupt der experimentellen Erforschung des Wesens der sogenannten Flüssigkeitshäutchen gewidmet ist, so sind es doch thatsächlich die Seifenblasen, an denen das genannte Häutchen am allerbesten eingehend studiert werden kann und dem deshalb das Büchlein seine Hauptaufmerksamkeit zuwendet. Vor kurzem ist eine von Dr. G. Meyer besorgte deutsche Bearbeitung des trefflichen kleinen Werkes unter dem Titel „Seifenblasen" erschienen (Leipzig, 1893, Verlag von Johann Ambrosius Barth, VIII und 86 Seiten 8^0), und wir möchten hierdurch die Aufmerksamkeit aller physikalisch etwas vorgeschritteneren Kameraden auf diese deutsche Bearbeitung lenken, in der vor allem auch eine ganze Menge praktischer Winke für ein glückliches Gelingen der anzustellenden Versuche gegeben sind.

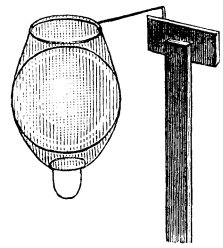


Fig. 4: Blase in Blase.

Auf einige der dort geschilderten Versuche wollen wir hier probeweise etwas eingehen, und zwar auf die eigentlichen Seifenblasenexperimente. Wir bemerken hierbei im voraus, daß die Seifenblasen für diese Versuche besonders haltbar und widerstandsfähig sein müssen, daher nicht aus gewöhnlichem Seifenwasser gefertigt werden dürfen. Zu den mancherlei bekannten Rezepten, die es gibt, fügt unser Buch ein ganz neues hinzu, nach dem man eine brauchbare Seifenlösung herstellen kann. Man fülle eine reine Flasche, die einen eingeschliffenen Glasstöpsel besitzt, zu $^3/_4$ mit destilliertem Wasser und setze $^1/_{40}$ des Wassergewichtes ölsaures Natron zu. Läßt man dann die Flasche einen Tag ruhig stehen, so löst sich das Salz in dem Wasser. Nun füllt man reines Glycerin auf, schüttelt die verstöpselte Flasche stark und stellt sie dann auf eine Woche ins Dunkle. Darnach zieht man mit einem Heber die klare Flüssigkeit unter dem

Schaum heraus und fügt auf jeden Liter zwei bis drei Tropfen starker Ammoniakflüssigkeit hinzu. Damit hat man die (im Dunkeln verschlossen aufzubewahrende) Seifenlösung gewonnen.

Zunächst läßt sich an einer mit dieser Flüssigkeit gebildeten Seifenblase zeigen, daß sie trotz ihrer scheinbaren Undurchdringlichkeit für Aetherdämpfe sehr durchlässig ist, ja daß diese sie nahezu momentan durchdringen. Wir stellen mit Hilfe eines weiten Rohres eine Seifenblase her und halten sie einen Augenblick in Aetherdampf, den wir dadurch entwickeln, daß wir in ein Gefäß von vielleicht fünf Liter Inhalt ein bis zum Rande reichendes Stück Fließpapier legen und etwa ein halbes Weinglas Schwefeläther hineingießen. Hier sei bemerkt, daß Aether sehr feuergefährlich ist; man verstöpsele daher nach dem Einschütten die Aetherflasche und stelle sie weg. Während des Eintauchens der Seifenblase in das Gefäß muß man übrigens das Mundstück des Rohres mit dem Finger verschließen (Fig. 1), damit die Blase ihre Größe behalte. Zieht man sie nun aus den Dämpfen heraus, so zeigt sie ein durchaus verändertes Aussehen: verschwunden ist die graziöse Kugelgestalt, die Blase hängt schlaff wie ein Mehlsack an dem Rohr. Daß sie Aetherdampf enthält und deshalb so schwer geworden ist, läßt sich leicht nachweisen; gehen wir nämlich mit ihr einige Schritte von dem Aethergefäße weg (das ist dringend nötig), entfernen den Finger von der Mündung und halten letztere an eine brennende Kerze, so fängt der von der Blase hinausgetriebene Aetherdampf Feuer und verbrennt in einer etwa fingerlangen Flamme.

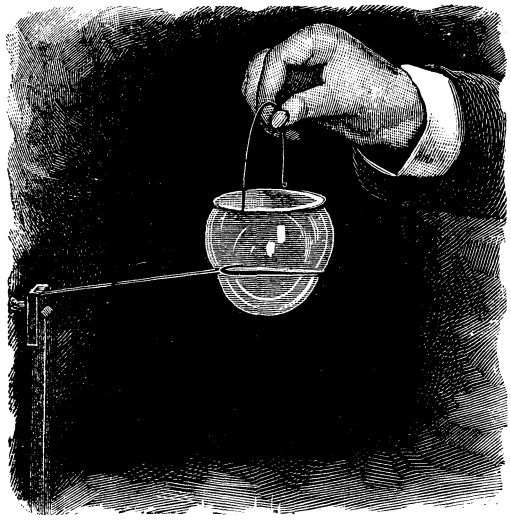


Fig. 3: Beweis der Widerstandsfähigkeit der Flüssigkeitshäutchen.

So leicht aber auch Aetherdämpfe die Seifenhaut durchdringen, so widerstandsfähig ist diese im übrigen; man kann z. B. nicht durch einfachen Druck zwei Seifenblasen zur Vereinigung bringen, jede von beiden leistet der andern Widerstand. Setzen wir eine Seifenblase auf einen vorher mit Seifenwasser benetzten Drahtring und stoßen mit einer zweiten, die noch an der Pfeife hängt, gegen sie, so gelingt es nicht, sie zu vereinigen (Fig. 2). — Ein andrer Versuch beweist uns gleichfalls die Widerstandsfähigkeit des Flüssigkeithäutchens. Man setze wiederum eine Seifenblase auf einen benetzten Drahtring, wobei man dafür Sorge trägt, daß die Blase im Durchmesser nur ganz wenig größer als der Ring ist. Alsdann tauche man einen mit Handgriff versehenen Ring in die Seifenlösung, so daß sich in ihm eine ebene Seifenmembran bildet. Mit dieser kann man dann die Seifenblase durch ihren Ring hindurchdrücken, ohne daß eine Vereinigung stattfindet (Fig. 3).

(Schluß folgt.)

Kreisball.

Ein Spiel im Freien.

Dieses Spiel ist sehr unterhaltend und nutzbringend zugleich, denn es setzt durch häufiges Laufen und Ausweichen den ganzen Körper in Bewegung; es übt und stärkt den Arm, fordert Aufmerksamkeit und beschäftigt das Beurteilungsvermögen.

Die Spielgesellschaft, in beliebiger Zahl, befindet sich auf einem freien und ebenen Platz und bildet einen Kreis. Die Entfernung zwischen den einzelnen Mitspielern im Kreise richtet sich nach der Zahl der Spielgenossen: sind es wenige, so stehen sie weiter, sind es viele, so stehen sie näher beisammen. Der Durchmesser des Kreises muß stets so groß sein, als die Flugbahn eines kräftig geworfenen Balles beträgt. Jeder Spieler bezeichnet seinen Platz auf der Kreislinie mit einem Strich. Dieses Spiel stellt einen beständigen Krieg aller gegeneinander dar, denn es handelt sich darum, sich nach den folgenden Gesetzen gegenseitig in den Kreis zu bringen. Naturgemäß bleibt schließlich ein Kamerad übrig, der nicht in den Kreis gebracht werden konnte, und dieser erhält das Recht, alle in den Kreis gebrachten Kameraden durch Ballwürfe matt oder tot zu machen. Gelingt ihm dies, so ist er Sieger.

Das Spiel vollzieht sich unter folgenden Spielregeln:

a) Wenn jeder Kamerad auf der Kreislinie seinen Platz erhalten hat, so wird der Ball herumgeschickt, das heißt, einer wirft ihn dem andern zu. Dabei wird jedoch nicht die Reihe eingehalten, sondern der jedesmalige Ballbesitzer wirft denselben zu, wem er gerade will, besonders aber dem, der nicht aufmerksam und nicht bei der Sache ist. Es muß also jeder sehr aufmerksam sein, er muß dem Balle beständig mit den Augen folgen und denselben, wenn er ihm zugeschickt wird, auffangen; denn der erste, welcher den Ball nicht fängt, sondern zur Erde kommen läßt, muß in den Kreis. Dies gilt von dem ersten, den wir A nennen, allein; denn die übrigen kommen auf andre Weise in den Kreis.

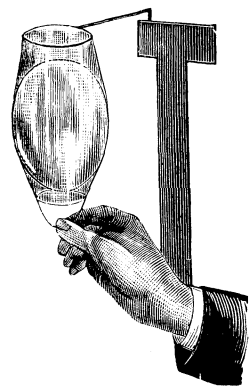


Fig. 5: Innere und äußere Blase in länglicher Gestalt.

b) A ist also im Kreise. Die Kameraden auf der Kreislinie schicken sich unaufhörlich den Ball zu mit der steten Nebenabsicht, dem A im Kreise einen Wurf beizubringen. Dieser muß also sehr auf seine Sicherheit be-

dacht sein, stets den Ball im Auge behalten und sich schnell aus der Gegend der Peripherie entfernen, wo der Ball sich befindet; weil aber der Ballbesitzer diesen stets demjenigen Kameraden zuschickt, in dessen Nähe sich gerade A befindet, so fehlt es diesem nicht an Gelegenheit, seine Beine im Laufen tüchtig zu üben. Endlich erfolgt ein Wurf. Nun sind zwei Fälle zu unterscheiden. 1. Wird A nicht getroffen, so muß B, welcher geworfen hat, zu A in den Kreis. Das Spiel nimmt, wie angegeben, seinen Fortgang, aber es tummeln sich nun zwei Kameraden im Kreise herum und suchen dem Wurfe auszuweichen. 2. Wird aber A getroffen, so erfaßt er so schnell als es ihm möglich ist den Ball; die Kameraden aber laufen ebenso schnell von der Kreislinie hinweg. Hat A den Ball in der Hand, so ruft er „Halt!“ und alle müssen stehen bleiben. Mußte A den Ball außerhalb des Kreises holen, so geht er erst in den Kreis zurück; denn nur aus dem Kreise heraus darf er versuchen, einen der Entflohenen zu werfen. Trifft er einen Kameraden, so muß dieser zu ihm in den Kreis und die übrigen nehmen ihre Plätze auf der Kreislinie wieder ein; trifft er keinen, so war eben seine Mühe vergeblich. Alle nehmen wieder ihre Plätze ein und A muß sich wieder wie zuvor im Kreise herumtummeln.

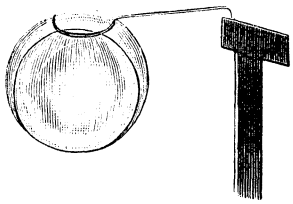


Fig. 6: Rückkehr in die Kugelgestalt.

c) Sind mehrere Kameraden im Kreise, so hat immer nur der Getroffene das Recht, den Ball aufzunehmen und nach den Entflohenen zu werfen; ist er kein guter Werfer, so ist es ihm gestattet, den Ball einem besseren Werfer zu geben, auch ist es Pflicht aller, die in dem Kreise sind, dem Getroffenen den Ball so schnell als möglich in die Hände zu bringen, damit er „Halt!“ rufen und die Fliehenden zum Stehen bringen kann. Sind endlich alle Kameraden in dem Kreis bis auf einen, den wir M nennen, so nimmt dieser den Ball. Er läuft bald hier, bald dort um den Kreis, während die Kameraden im Kreise vor ihm flüchten; er sucht sich mit List und Gewandtheit zu nähern, um einen von ihnen mit dem Ball zu treffen. Ist ihm dies gelungen, so tritt der Getroffene aus dem Kreise, denn er ist matt oder tot. Macht er auf diese Weise alle matt, so ist er Sieger. Doch wird ihm das Siegen nicht so leicht, denn die Kreisinsassen haben das Recht, den M, wo sie nur können, wieder aufs Korn zu nehmen. Hat er nämlich geworfen, so erfassen sie schnell den Ball und werfen damit nach ihm. M muß also sehr vorsichtig und flink sein und sich nach jedem Wurfe, den er gethan, schleunigst vom Kreise entfernen. Wird nun aber M bei seiner Retirade getroffen, so hat er das Spiel verloren und er muß entweder allein oder mit den bereits Mattgemachten in den Kreis treten, unterdessen sich die übrigen Kameraden zu einem neuen Spiele auf der Kreislinie aufstellen. Denselben Ausgang nimmt das Spiel, wenn M nach einem Kameraden im Kreise wirft und ihn nicht trifft. Bei dem Mattmachen ist es M gestattet, durch den Kreis zu laufen, um den Fliehenden besser beikommen zu können, aber er darf nie innerhalb des Kreises nach ihnen werfen; ebensowenig dürfen die im Kreise bei einem Wurfe nach M aus dem Kreise treten.

Batterie „Halt!“

Seit frühem Morgen schon wogt die Manöverschlacht hin und her. Mitleidslos strahlt die warme Septembersonne auf die erhitzten Krieger hernieder und spiegelt sich glitzernd in den Helmbeschlägen. Signale mischen sich mit dem Knattern des Gewehrfeuers; hier stürmt ein Infanteriebataillon eine Anhöhe hinan, dort sprengen Ordonnanzen in vollem Rosseslaufe dahin, und eine dunkle Staubwolke drüben bezeichnet den Weg, den eine Kavallerieattacke genommen hat. „Ta — ta — ta — tia — ti — ti!“ schallt es plötzlich hinter jener Böschung hervor, und rasselnd und stoßend, daß die Fahrer sich nur mit Mühe auf ihren harten Sitzen halten können, rast eine Batterie über das holprige Brachfeld daher, um mit einzustimmen in das Schlachtenkonzert. „Ha — a — lt!“ „Im Vorgehen pro — o — tzt — ab!“ ertönt das Kommando. Mit Blitzesschnelle sind die Lafetten abgehoben, die Protzen hinter die Batterie gefahren und — bumm — kracht es auch schon zum erstenmal; Schuß auf Schuß folgt, bis endlich das heißersehnte: „Das Ganze halt!“ dem Kampfe ein Ziel setzt.

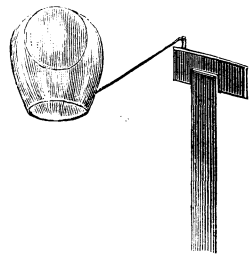


Fig. 7: Die innere Blase mit Leuchtgas statt Luft gefüllt.

Ergänzungsaufgabe.

```
    *       *       *
  * o *   a *   e *
    *       *       *
  * a *   a *   h *
    *       *       *
  * i *   o *   u *
    *       *       *
```

Werden an die Stelle der Sterne die richtigen Buchstaben ergänzt, so entstehen 18 dreisilbige Wörter, von denen die eine Hälfte in den wagrechten, die andre in den senkrechten Reihen erscheint. Innerhalb der Reihe ist der Endbuchstabe des vorangehenden Wortes zugleich der Anfangsbuchstabe des nachfolgenden; z. B.:

```
      u   o
  e   l   i   d   a
      m       e
  p   a   n   i   l
      i       s
```

Die zu ergänzenden Buchstaben sind: a a a b d d e g l l l m m m n n o r r r s u u t.

Rätsel.

Die Erste zwiefach sitzt als Glied geschäftig
An zweiter, Uebung macht die beiden kräftig,
Das Ganze, einst als Waffe viel gebraucht,
Jetzt nur zum Spielzeug noch für Knaben taugt.

Turnrätsel.

In die weite Ferne
Ziehen viele gerne
Mit der Einzahl hin;

An der Mehrzahl ziehen
Wir mit Hand und Knien
Uns empor mit frohem Sinn.

Auflösung des Anagramms mit Logogriph auf Seite 420.

„Urban, Braun, Braue, Brauer, Trauer.“

Auflösung der dreisilbigen Scharade auf Seite 420.

„Planwagen.“

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang.
№ 32.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Rollius wußte vor Entzücken weder aus noch ein. Baumgarten war nüchterner und bemerkte auf die letzten Worte: „Ja, man braucht nur abzuschöpfen; aber was dann, wenn abgeschöpft worden ist? Wann und wie stark läuft es nachher wieder zu?“

„Natürlich schnell, so schnell, daß gar keine Unterbrechung der Arbeit eintreten wird.“

„Das möchte ich nicht ohne Kritik annehmen. Es kann doch nur soviel zulaufen, wie abläuft. Nun seht den spärlichen Abfluß hier, welcher unser Wegweiser gewesen ist. Ich glaube, das Wässerchen führt pro Stunde keinen Liter Oel mit sich fort; das ist die Ausbeute, die ganze Ausbeute, die wir zu erwarten haben.“

„Meint Ihr? Nicht mehr? Nicht mehr als bloß einen Liter in der Stunde?“ fragte der Bankier im Tone bitterster Enttäuschung.

Der Mund blieb ihm vor Schreck offen stehen; sein Gesicht war leichenblaß geworden.

„Ja, Mr. Rollins, so ist es,“ antwortete der Buchhalter. „Ihr müßt doch zugeben, daß der Zufluß nicht größer als der Abfluß sein kann? Und wenn er größer wäre, zehnmal größer, hundertmal! Was sind hundert Liter Oel in der Stunde? Nichts, gar nichts. Rechnet die Höhe des Anlage- und des Betriebskapitals, die Abgelegenheit dieser Gegend, die hier vorhandenen Gefahren, die Schwierigkeit des Absatzes! Und hundert Liter pro Stunde!“

„Kann es denn nicht doch mehr sein? Ist es nicht möglich, daß Ihr Euch irrt?“

„Nein und abermals nein. Wie alt ist dieser See? Die Jahre sind nicht zu zählen. Seit seiner Entstehung sind Jahrhunderte oder Jahrtausende vergangen; es fließt so wenig ab. Wenn mehr Oel zuflösse, wie hoch müßte es dann auf dem Wasser stehen! Nein, es ist nichts, gar nichts hier zu holen!“

„Nichts, gar nichts!“ wiederholte der Bankier, indem er mit beiden Händen nach dem Kopfe griff. „Also alle Hoffnung, alle Freude vergeblich! Den weiten, weiten Weg umsonst gemacht! Wer soll das aushalten; wer kann das ertragen!“

Auch der Oelprinz war über die Worte des Buchhalters erschrocken. Mit welchen Mühen und unter welchen Gefahren hatte er das Petroleum faßweise und nach und nach hierher geschafft und versteckt! Was hatte es ihm gekostet! Und nun er so nahe am Erfolge

. . . Als Grinley die Anweisung auf San Franzisko in die Hand bekam, betrachtete er sie mit gierigem Blick . . .

Arbeitstage
Voll rüstiger Plage
Sind die besten
Von allen Festen.
Frieda Schanz.

stand, sollte das alles vergeblich gewesen sein! Es flimmerte ihm vor den Augen; er fühlte sich ratlos, konnte kein Wort hervorbringen und richtete seine Blicke hilfesuchend auf seinen Stiefbruder Buttler.

Dieser hatte schon wiederholt gezeigt, daß er ihm an Schlauheit überlegen war, und auch jetzt zeigte es sich, daß der frühere Anführer der „Finders" sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ. Er gab ein kurzes, überlegenes Lachen zu hören und sagte zu dem Bankier: „Was lamentiert Ihr denn, Mr. Rollins? Ich kann Euch nicht begreifen! Wenn es mit dem, was Ihr jetzt denkt und sagt, seine Richtigkeit hätte, so würde es Grinley nicht eingefallen sein, so große Hoffnungen auf das Gloomy-water zu setzen,"

„Meint Ihr?" fragte Rollins schnell, indem er neuen Mut bekam.

„Ja, das meine ich. Und wenn das Oel hier nur so in Fässern zu schöpfen wäre, so würde er Euch den Platz nicht angeboten, sondern selbst behalten haben. Es ist eben die Sache, daß die Gewinnung des Oeles einige kostspielige Vorbereitungen erfordert, zu denen er nicht die Mittel besitzt."

„Vorbereitungen? Welche?"

„Hm! Es wundert mich sehr, daß Ihr das nicht selbst findet. Habt Ihr vielleicht einmal Physik studiert?"

„Nein."

„Hm! Schade drum! Brauchte Euch dann keine lange Erklärung zu geben. Will aber versuchen, es Euch deutlich zu machen. Ich setze den Fall, Euer Pferd liegt da im Grase und Ihr steigt in den Sattel. Wird es mit Euch aufstehen können?"

„Ja."

„Ihr denkt also nicht, daß Ihr ihm zu schwer seid?"

„Nein; es steht auf."

„Well. Setze aber den andern Fall, daß anstatt des Pferdes ein Schoßhündchen hier läge. Würde das Euch auch in die Höhe bringen?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil ich ihm zu schwer wäre."

„Nun wohl, wendet das doch einmal auf das Petroleum an!"

„Wieso?" fragte Rollins, der das, was Buttler meinte, nicht zu erraten vermochte.

„Mein Beispiel soll sagen, daß ein schwerer Körper, der auf einem leichteren lastet, diesen niederhält. Das begreift Ihr wohl?"

„Jetzt allerdings."

„Und auch Ihr, Mr. Baumgarten?"

„Ja," nickte der Genannte, welcher den Worten Buttlers mit Aufmerksamkeit gefolgt war. Dieser fuhr fort: „Wißt Ihr nun aber auch, was schwerer ist, das Petroleum oder das Wasser?"

„Das Wasser," antwortete der Buchhalter.

„Very well! Nun denkt Euch einmal, wie schwer die Wassermenge ist, welche sich hier im See befindet!"

„Tausende von Zentnern."

„Und auf dem Grunde des Sees gibt es eine Petroleumquelle, das heißt ein kleines Loch, aus welchem das Oel heraus will; aber auf diesem Loche liegen viele tausend Zentner von Wasser. Kann da das Oel heraus?"

„Nein."

Baumgarten ging in die Falle. Er war Kaufmann; von den physikalischen Gesetzen verstand er wenig; er wußte nicht, daß das Oel, gerade weil es leichter als das Wasser ist, emporsteigen müsse. Grinley begann von neuem aufzuatmen. Auf Buttlers Gesicht ließ sich ein siegesgewisses Lächeln sehen. Er sprach weiter: „Also das Oel, welches aus der Erde strömen möchte, kann nicht in die Höhe. Wir sehen hier nur das geringe Quantum, welches oben durch irgend eine kleine Ritze aus der Erde sickert. Nun schafft aber einmal eine Pumpe her und pumpt das Wasser aus dem See, oder sorgt auf irgend eine andre Weise für den Abfluß desselben. Dann werdet Ihr sehen, daß ein Oelstrahl hundert Fuß hoch und noch höher in die Luft steigt. Das gibt dann einen Oelspring wie in Pennsylvanien, der an einem Tage mehrere hundert Fässer füllt. Hätte Grinley das Geld zu einem solchen Pumpwerke, so wäre es ihm nicht eingefallen, sich an Euch zu wenden. Da habt Ihr die Sache, wie sie steht. Macht, was Ihr wollt; aber besinnt Euch nicht lange. Wir finden allemal und zu jeder Zeit einen Unternehmer, welcher Geist und Mut genug besitzt, für einen solchen Lumpenpreis Millionen einzuheimsen."

Das wirkte. Der Bankier jubelte von neuem und Baumgarten ließ alle seine Bedenken fallen. Oel war vorhanden, das sah man ja; man brauchte ihm nur einen Ausweg zu bahnen. Es wurde hin und her gesprochen, natürlich in einer Weise, welche den beiden Käufern die Köpfe verdrehte. Rollins entschloß sich auf den Handel einzugehen, und es geschah nur um der Form willen, daß er meinte, man müsse doch vorher den ganzen Umfang des Sees in Augenschein nehmen.

„Thut das, Mr. Rollins," sagte Grinley. „Poller mag Euch führen."

Der Genannte entfernte sich mit Rollins und Baumgarten. Als sie fort waren, stieß der Oelprinz erleichtert hervor: „Tausend Donner, war das eine fatale Lage! Fast wären die Kerls noch zu guter Letzt zurückgetreten! Dein Einfall war ausgezeichnet."

„Ja," lachte Buttler. „Wäre ich nicht gewesen, so hättest du deinen Petroleumsee für dich behalten können. Nun aber bin ich überzeugt, daß sie auf den Leim gehen werden."

„Man sollte es kaum für möglich halten, daß eine solche physikalische Erklärung so harmlos hingenommen wird!"

„Pshaw! Rollins ist zu dumm und der Deutsche zu ehrlich."

„Sie werden an der Höhle vorüberkommen. Es ist doch nichts zu sehen?"

„Nein. Die Arbeit hat uns freilich mehr als Schweiß gekostet. Dafür magst du aber auch Sorge tragen, daß der Handel noch heut zu stande kommt. Wir dürfen

keine Stunde versäumen, denn es ist den Roten nicht zu trauen. Wir dürfen nicht länger als höchstens bis morgen früh hier bleiben. Wie fertigen wir denn die beiden Dummköpfe ab, mit dem Messer oder mit der Kugel?"

„Hm, ich möchte beides vermeiden."

„Sie also leben lassen? Was fällt dir ein!"

„Versteh nicht falsch! Ich will sie bloß nicht sterben sehen; die Erinnerung daran ist unbehaglich. Was sagst du dazu, daß wir sie in die Höhle stecken?"

„Kein übler Gedanke. Wir binden sie und sperren sie hinein. Da gehen sie zu Grunde, ohne daß wir es anzusehen brauchen. Ich bin einverstanden. Aber wann?"

„Sobald wir das Geld haben, bekommt jeder einen Kolbenhieb auf den Kopf."

„Auch Poller?"

„Der noch nicht. Wir haben ihn wahrscheinlich noch nötig. Bis wir diese gefährliche Gegend hinter uns haben, ist es besser, zu dreien, als nur zu zweien zu sein. Dann können wir uns seiner zu jeder Zeit entledigen."

Ja, diese Gegend war allerdings für sie gefährlich. Sie ahnten nicht, daß sie beobachtet wurden. Gar nicht weit von ihnen, an der Stelle, wo die Schlucht auf den See mündete, lag ein Indianer hinter dem Gesträuch und beobachtete alles, was vor seinen Augen geschah. Es war der Navajo, welcher der Ermordung seiner beiden Gefährten hatte zusehen müssen, ohne sie verhindern zu können. Grinley und Buttler streckten sich jetzt in das Gras nieder. Als der Indianer dies bemerkte, sagte er zu sich selbst: „Sie bleiben hier; sie werden diese Gegend jetzt noch nicht verlassen. Ich habe Zeit zu unsern Kriegern zu gehen und sie herbeizuholen."

Er kroch hinter dem Busche hervor und verschwand in der Schlucht, ohne einen Eindruck seiner Füße im Boden zurückzulassen.

Einige Zeit später hatten die drei Weißen den See umgangen und kehrten zu Buttler und Grinley zurück.

„Nun, Mesch'schurs," fragte der letztere, „Ihr habt alles gesehen. Was gedenkt Ihr zu thun?"

„Kaufen," antwortete der Bankier.

„Ihr seid also überzeugt, daß Ihr ein Geschäft machen werdet?"

„Ja, wenn auch nicht so groß, wie Ihr Euch vorstellt."

„Laßt diese Redensart, Sir! Ich gehe keinen Dollar von meiner Forderung herunter, habe überhaupt keine Lust, meine Zeit zu verlieren. Ich halte es nämlich doch für möglich, daß die Roten hinter uns her sind, und möchte ihnen nicht gern meinen Skalp überlassen."

„So wollen wir schleunigst fort," sagte Rollins ängstlich.

„Ja, aber nicht eher, als bis der Handel perfekt ist. Es war ausgemacht, ihn hier am See abzuschließen. Sobald wir unterschrieben und die Papiere ausgetauscht haben, brechen wir auf."

„Soll mir recht sein. Mr. Baumgarten, habt Ihr vielleicht noch ein Bedenken?"

Ehe der Gefragte antworten konnte, fiel Grinley in scharfem Tone ein: „Wenn Ihr auch jetzt noch von Bedenken redet, Mr. Rollins, so muß ich das nun wirklich als eine Beleidigung ansehen. Sagt kurz, ob Ihr wollt oder nicht!"

Dadurch eingeschüchtert, erklärte der Bankier: „Ich will; das versteht sich ganz von selbst."

„Nun wohl; so können wir zum Abschlusse schreiten. Die Dokumente sind längst aufgesetzt und nur noch zu unterschreiben. Sucht Eure Tinte und Feder hervor!"

Rollins holte das Erforderliche aus seiner Satteltasche, erhielt nach geschehener Unterschrift den Besitztitel und den Kaufkontrakt und unterzeichnete dann die bereit gehaltene Anweisung auf San Francisco. Als Grinley dieselbe in die Hand bekam, betrachtete er sie mit gierigem Blicke und sagte, indem er ein ganz eigentümliches, nach innen gehendes Lachen hören ließ: „So, Mr. Rollins, jetzt seid Ihr Herr und Besitzer dieses großartigen Petroleumdistriktes. Ich wünsche Euch viel Glück! Und da Euch nun alles hier gehört und ich keinen Gebrauch mehr davon machen kann, will ich Euch ein Geheimnis entdecken, dessen Kenntnis Euch von großem Nutzen sein wird."

„Was für ein Geheimnis?"

„Eine verborgene Höhle."

„Weiter nichts?"

„Oho! Ihr sagt weiter nichts, als ob dies gar nichts wäre! Aber diese Höhle kann Euch oder Euern Leuten in der ersten Zeit als Vorratskammer dienen und als Versteck bei Indianerangriffen. Es ist sogar möglich, daß sie mit dem unterirdischen Petroleumbassin, welches hier unbedingt vorhanden ist, in Verbindung steht."

„Ach, Petroleumbassin? Ist's möglich?"

„Sehr sogar. Ich habe sie noch nicht untersucht."

„So sagt schnell, wo sie ist! Ich muß sie sehen; ich werde sie später erforschen lassen."

„Kommt; ich werde sie Euch zeigen."

Sie gingen eine kurze Strecke am Ufer hin, bis da, wo der Felsen näher an das Wasser trat. Am Fuße dieses Felsens lag ein ziemlich hoher Geröllhaufen, dessen Spitze Buttler und Poller abzuräumen begannen. Bald wurde ein Loch sichtbar, welches in den Felsen führte.

„Das ist die Höhle; das ist sie!" rief der Bankier aus. „Machen wir den Zugang weiter; schnell! Helft mit dabei, Mr. Baumgarten!"

Die beiden bückten sich nieder, um sich an der Arbeit zu beteiligen. Buttler stand auf und blickte Grinley fragend an. Dieser nickte. Sie ergriffen ihre Gewehre; jeder von ihnen that einen Kolbenschlag — — der Bankier und Baumgarten stürzten, an ihre Köpfe getroffen, vornüber; sie wurden an Händen und Füßen gefesselt und, als der Eingang weit genug geworden war, in die Höhle geschafft und weit hinten in derselben niedergelegt. Wären sie nicht betäubt gewesen, so hätten sie die vielen Fässer gesehen, mit denen die Höhle fast ganz ausgefüllt war.

Hierauf wurde das Geröll wieder aufgeschichtet, bis das Loch nicht mehr zu sehen war. Es braucht wohl

kaum erwähnt zu werden, daß die drei Mörder ihren Opfern außer den Kleidern alles, was dieselben besaßen, abgenommen hatten. Dann begaben sie sich zu ihren Pferden zurück.

„Endlich!“ sagte der Oelprinz. „Noch kein Geschäft hat mir so viel Mühe und Sorge gemacht, wie dieses. Und noch ist es nicht vollständig gelungen. Es gilt nun erst, die Anweisung nach San Francisco zu schaffen. Hoffentlich kommen wir glücklich dort an! Wir brechen natürlich doch gleich auf?“

„Ja,“ antwortete Poller. „Vorher aber müssen wir uns doch teilen.“

„Worin?“

„In die Gegenstände, die wir den beiden abgenommen haben.“

„Ist das denn sofort nötig?“

„So sehr nicht; aber es ist jedenfalls besser, es weiß ein jeder, was ihm gehört.“

Grinley hätte ihn am liebsten sogleich niedergeschlagen, aber er sagte sich, daß ihm das, was er jetzt bekam, später doch wieder abgenommen würde. Darum entschied er im Tone der Gutwilligkeit: „Meinetwegen, die Pferde bleiben natürlich ungeteilt, und über die andern Gegenstände werden wir uns nicht zanken. Wir sind Freunde und Brüder, die sich wegen Kleinigkeiten nicht veruneinigen werden.“

Sie setzten sich nieder und breiteten die geraubten Waffen, Uhren, Ringe, Börsen und andren Gegenstände vor sich aus, um ihren Wert zu taxieren und sie nach demselben unter sich zu verteilen.

Während dies geschah, kamen durch die Schlucht, die nach dem See führte, acht Indianer geschlichen. Es waren Navajos; an ihrer Spitze huschte der Kundschafter, welcher schon vorhin hier gewesen war. Am Eingange zum Thale angekommen, blieben sie halten und lauschten hinter den Büschen hervor. Sie sahen die drei Weißen sitzen.

„Uff!“ flüsterte der Aelteste von ihnen, indem er sich an den Kundschafter wandte, „es ist wirklich so, wie mein Bruder berichtet hat: der See ist voll Petroleum. Wo ist dasselbe hergekommen?“

„Die Bleichgesichter werden es wissen,“ antwortete der andre.

„Hat mein Bruder nicht fünf Weiße gezählt? Ich sehe nur drei.“

„Vorhin gab es fünf; es fehlen zwei. Diese drei sind diejenigen, welche ich bei Mokaschi, dem Häuptling der Nijoras sah.“

„Welcher von ihnen hat unsern Bruder Khasti-tine ermordet?“

„Der, welcher jetzt zwei Flinten in den Händen hat.“

Er meinte damit den Oelprinzen.

„Er wird eines bösen Todes sterben; aber auch die beiden andern kommen an den Marterpfahl. Uff! Sie teilen die Sachen, welche vor ihnen liegen. Bald erhält der eine etwas und bald der andre. Der vierte und der fünfte sind verschwunden. Die Sachen haben ihnen gehört. Sollten sie getötet worden sein?“

„Wir werden es erfahren. Wann ergreifen wir sie?“

„Jetzt gleich. Sie achten auf nichts als auf ihren Raub und werden so erschrecken, daß sie sich gar nicht wehren. Meine Brüder mögen mir schnell folgen.“

Er schnellte sich, die sieben andern hinter ihm her, auf die drei Weißen zu. Dieser Ueberfall kam so plötzlich und wurde so rasch ausgeführt, daß sie gebunden waren, ehe sie nur einen Schrei ausgestoßen oder ein Glied zu ihrer Verteidigung gerührt hatten. Vor Angst versagte ihnen die Sprache.

Auch die Roten sprachen zunächst kein Wort. Fünf von ihnen setzten sich zu den Gefangenen nieder; die andern drei entfernten sich, um das Thal abzusuchen. Als sie zurückkehrten, meldete einer von ihnen: „Die zwei Bleichgesichter bleiben verschwunden. Wir haben keinen von ihnen gesehen.“

„Sind sie nicht am Felsen emporgestiegen?“ fragte der Aelteste.

„Nein; dann hätten wir ihre Spuren gesehen.“

„Wir werden sogleich erfahren, wo sie zu suchen sind.“

Er zog sein Messer, setzte es dem Oelprinzen auf die Brust und drohte: „Du bist der Schurke, welcher Khasti-tine, unsern jungen Bruder, ermordet hat. Sagst du mir nicht augenblicklich, wo die zwei Bleichgesichter hingekommen sind, welche vorhin noch bei euch waren, so stoß' ich dir dieses Eisen in das Herz!“

Dieser Befehl versetzte Grinley in großen Schrecken. Gehorchte er, so holten die Indianer den Bankier und seinen Buchhalter ganz gewiß aus der Höhle; das aber durfte nicht geschehen. Gehorchte er nicht, so stand zu erwarten, daß der Rote seine Drohung ausführen und ihn erstechen werde. Was thun? Da half ihm wieder der listigere Buttler aus der Not; dieser rief dem Indsman zu: „Du irrst dich. Der Mann, den du erstechen willst, ist nicht der Mörder von Khasti-tine. Wir sind ganz unschuldig an dem Tode desselben.“

Der Indianer ließ von dem Oelprinzen ab und wendete sich an Buttler: „Schweig! Wir wissen gar wohl, wer der Mörder ist.“

„Nein, ihr wißt es nicht!“

„Dieser unser Bruder hat es gesehen.“

Er deutete auf den Kundschafter.

„Er irrt sich,“ behauptete Buttler trotzdem. „Er hat uns bei dem Häuptling der Nijoras gesehen; aber als die beiden Schüsse fielen, standen wir so, daß sein Blick uns gar nicht treffen konnte.“

„So willst du wohl leugnen, bei der Ermordung unsrer beiden Brüder zugegen gewesen zu sein?“

„Nein. Ich habe noch nie eine Lüge gesagt und auch jetzt fällt es mir gar nicht ein, gegen die Wahrheit zu sprechen. Die beiden weißen Männer, nach denen du gefragt hast, sind die Mörder.“

„Uff!“ rief der Rote. „Wir sehen sie nicht; sie sind also fort. So suchst du euch zu retten, indem du die Schuld auf sie wirfst!“

„Sie sind fort, sagst du? Wohin sollen sie sein? Ihr seid Kundschafter, also Krieger, welche scharfe Augen

besitzen. Habt Ihr denn ihre Spuren gesehen, welche gewiß zu finden wären, wenn sie sich wirklich entfernt hätten?"

„Nein. Du willst also sagen, daß sie noch hier sind?"

„Ja."

„Wo?"

„An einem Orte, wo ihr sie nicht sehen könnt."

„Welchen Ort meinst du?"

„Diesen."

Er deutete auf das Wasser.

„Uff! Sie befinden sich in diesem See?"

„Ja."

„Sie sind also ertrunken?"

„Ja."

„Lüg nicht! Es gibt keinen Menschen, der in dieses ölige Wasser ginge."

„Freiwillig nicht; das ist richtig. Sie wollten nicht hinein, aber sie mußten doch."

„Wer hat sie gezwungen?"

„Wir. Wir haben sie ersäuft."

„Ihr — habt — sie — — ersäuft?" fragte der Indianer. Er war ein Wilder und fühlte doch einen so großen Abscheu vor einer solchen That, daß er die Worte nur in Absätzen herausbrachte. „Ersäuft? Warum?"

„Zur Strafe. Sie waren unsre Todfeinde."

„Und doch befanden sie sich bei euch! Niemand pflegt in Gesellschaft seiner Todfeinde zu reiten."

„Wir haben von ihrer Feindschaft nichts gewußt; wir merkten es erst, als wir hier ankamen."

„Was hattet Ihr ihnen gethan?"

„Nichts. Sie wollten diesen Oelsee allein besitzen und darum uns ermorden. Als wir dies bemerkten, haben wir sie unschädlich gemacht, indem wir sie in das Wasser warfen."

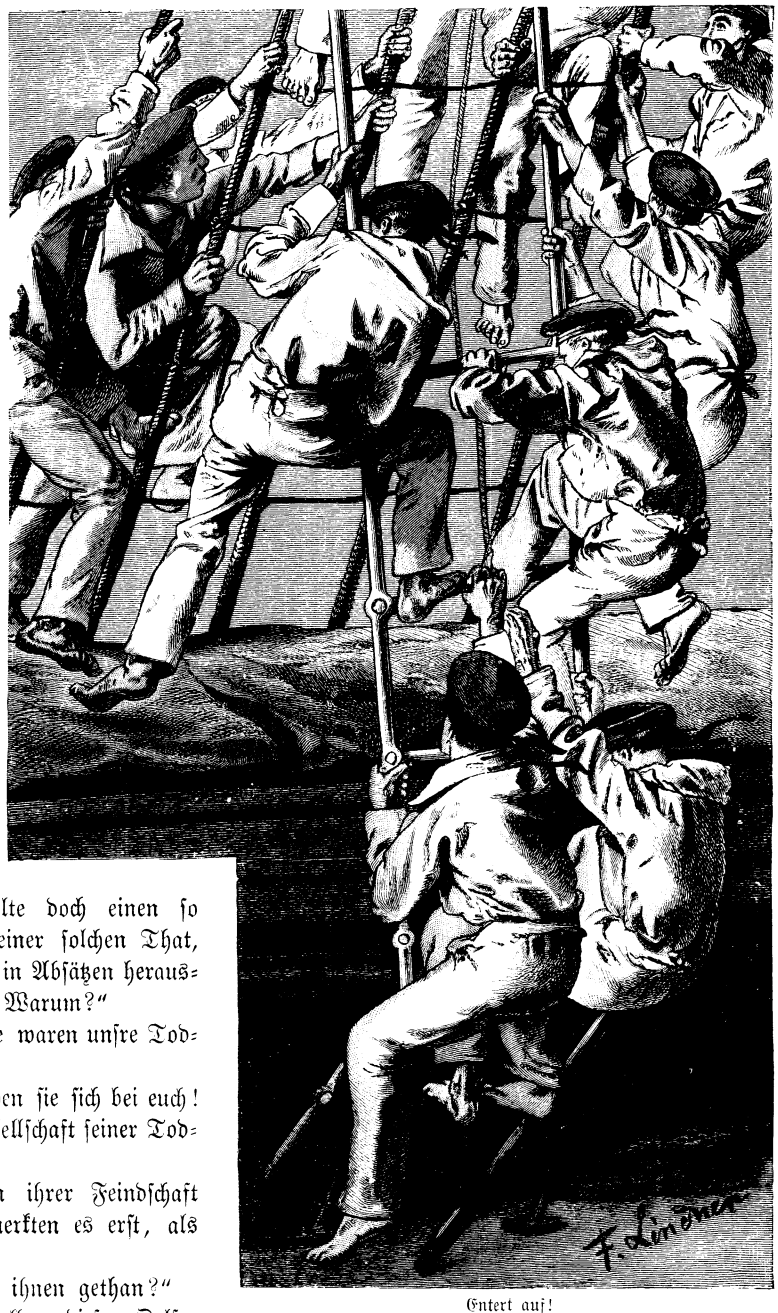
„Wehrten sie sich nicht?"

„Nein. Wir schlugen sie ganz plötzlich mit den Kolben nieder."

„Warum sieht man sie nicht?"

„Weil wir ihnen Steine an die Füße gebunden haben; da sind sie auf den Grund gegangen."

Der Rote schwieg eine Weile. Er überlegte, ob es geraten sei, die Angaben Buttlers zu glauben. Dann sagte er: „Ich will glauben, daß du die Wahrheit redest. Aber mir graut vor euch. Ihr habt Söhne Eurer eignen Rasse ersäuft, so wie man räudige Hunde in das Wasser wirft. Ihr habt sie heimlich getötet, ohne mit ihnen zu kämpfen. Ihr seid böse Menschen!"



Entert auf!

„Konnten wir anders handeln? Sollten wir etwa warten, bis sie ihren Plan ausführten und uns hinterrücks niederschossen? Das wollten sie nämlich thun; wir haben sie belauscht."

„Wie ihr über diese Sache denkt, das geht mich nichts an; kein roter Mann ersäuft einen andern Indianer und wenn es sein größter Feind wäre. Seid ihr schon einmal an diesem Wasser gewesen?"

„Ja, ich," antwortete der Oelprinz jetzt.

„Wann?"

„Vor mehreren Monden."

„War schon damals dieses Oel vorhanden?"

„Ja. Darum ging ich fort, um noch einige Weiße herbeizuholen und es ihnen zu zeigen. Ich wollte mit ihnen eine Gesellschaft zur Gewinnung des Oeles gründen. Diese beiden aber wollten uns ermorden, um die alleinigen Besitzer zu sein."

„Uff! Vorher hat es hier niemals Oel gegeben. Es muß erst kürzlich aus der Erde hervorgebrochen sein. Aber wie konntet ihr euch als Besitzer des Sees dünken! Er gehört den roten Männern. Die Bleichgesichter sind Räuber, welche zu uns kommen, um uns alles zu nehmen,

was uns gehört. Der Tomahawk ist ausgegraben. Wäret ihr daheim geblieben! Indem ihr hierhergekommen seid, seid ihr in den Tod geritten."

„In den Tod? Seid ihr ehrliche Krieger oder seid ihr Mörder? Wir haben euch doch nichts gethan!"

„Schweig! Ist nicht Khasti-tine mit seinem Gefährten ermordet worden?"

„Leider; aber nicht wir sind es, die sie getötet haben."

„Ihr waret dabei: Ihr hättet die That verhüten sollen."

„Das war unmöglich. Die beiden Kerle schossen so schnell, daß wir keine Zeit fanden, auch nur ein einziges Wort dagegen zu sagen."

„Das rettet euch nicht. Ihr habt euch in der Gesellschaft der Mörder befunden; ihr werdet sterben. Wir werden euch zu unserm Häuptling bringen; da werden die Alten über euch zur Beratung sitzen, welchen Tod ihr zu erleiden habt."

„Aber wir haben doch die beiden Mörder bestraft; dafür solltet ihr uns dankbar sein."

„Dankbar?" hohnlachte der Rote. „Meinst du, daß du uns damit einen Dienst erwiesen hast? Es wäre uns lieber, sie lebten noch; da könnten wir uns ihre Skalpe holen und sie am Marterpfahle sterben lassen. Um diese Freude habt ihr uns gebracht. Willst du dich dessen rühmen? Euer Schicksal ist bestimmt; der Tod erwartet euch. Ich habe gesprochen!"

Er wendete sich ab, zum Zeichen, daß er kein Wort mehr sagen werde. Nun wurden ihnen die Taschen geleert! Die Indianer nahmen alles an sich, was sich in denselben befand. Nur als der Anführer die Anweisung sah, faßte er sie vorsichtig mit den Fingerspitzen an, schob sie wieder in die Tasche Grinleys zurück und sagte: „Das ist Zauberei, ein redendes Papier; kein roter Krieger nimmt ein solches in die Hände, denn es würde später alle seine Gedanken, Worte und Thaten verraten."

Das war dem Oelprinzen natürlich lieb. Er hoffte zu entkommen, das war dann mit der Anweisung natürlich weit besser, als ohne dieselbe.

(Fortsetzung folgt.)

Entert auf!

Ist es nicht gerade, als ob die Matrosen auf unserm Bilde mit der Hetzpeitsche nach oben getrieben würden, oder als ob dort, 150 Fuß hoch, ein Schatz verborgen wäre, dessen Hebung demjenigen zufiele, der zuerst bei ihm ankommt? Ein Glück ist es, daß die Betreffenden barfuß sind, wie dies im Sommer oder in den Tropen mit Ausnahme des Geschützexerzierens stets der Fall ist, sonst würde es bei dem Wettlauf manche gequetschten Finger und geschundenen Gesichter geben.

Aber weder Hetzpeitsche noch Schatzgräberei sind die Motive der Kletterjagd, sondern — Ehrgeiz, der bei tüchtigen Seeleuten stets das treibende Moment ist, der erste am Platz zu sein, sei es bei drohenden Gefahren oder bei Exerzitien, wie es hier der Fall ist.

Ein Kriegsschiff wie unsre Schulschiffe oder älteren Kreuzerfregatten und Korvetten hat drei vollgetakelte d. h. mit der gleichen Zahl Raaen versehene Masten, von denen die beiden vorderen, Fock- und Großmast, ziemlich gleich, der hintere, der Kreuzmast, etwas kleiner ist.

An gewissen Tagen der Woche werden nun in der Bemastung mit der Mannschaft Uebungen vorgenommen, deren Zweck es ist, sie in der Bedienung der Segel sicher und namentlich flink zu machen, um im Ernstfalle bei Verlust von Segeln, Stengen oder Raaen diese auf das schnellste ersetzen zu können. Dies wird nach verhältnismäßig kurzer Zeit in einer Weise erreicht, daß man es gesehen haben muß, um es für möglich zu halten. Ich bemerke jedoch dabei, daß ich nicht etwa nur unsre deutschen Seeleute damit loben will, denn in den meisten andern Marinen ist das Gleiche der Fall, und in allen stachelt dazu der Ehrgeiz an.

Segel lösen und fest machen, sie von den Raaen abschlagen und durch andre ersetzen, sowie reffen — das sind die gewöhnlichen Segelmanöver. Wenn man bedenkt, daß auf Kreuzerfregatten die Leute 130 Fuß hoch, und dabei um den Rand der Mars zu klettern haben, wobei sie wie die Fliegen an der Decke nahezu auf dem Kopfe stehen, um auf die Marsraa zu gelangen, und daß sie dann, von dem Befehle „Entert auf!" an in noch nicht zwei Minuten die schweren Segel regelrecht festgemacht haben und wieder auf das Deck niedergeentert sind, so ist das gewiß eine Leistung, die ihresgleichen sucht und dennoch findet man sie auf jedem gut geführten Kriegsschiffe.

Wenn ein solches den heimischen Hafen verläßt und längere Zeit allein segelt, dann sind die Erfolge nicht so sehr hervorragend. Die Sache ändert sich aber schon bedeutend, wenn es einem Geschwader angehört. Das Admiralschiff, auf dem auch mehr oder minder erlesene Leute eingeschifft werden, macht natürlich den Anspruch, auch bei Ausführung der Uebung Numero eins zu sein, aber dieser Vorzug wird ihm von den übrigen sofort streitig gemacht. Der Ehrgeiz kommt ins Spiel, jeder Nerv wird angestrengt, allgemeiner Jubel herrscht, wenn das Admiralschiff geschlagen wird; es bedarf keiner ermunternden Anregung seitens der Vorgesetzten, der Einzelne setzt schon von selbst alle Kraft an und der Dienst ist dabei der Gewinner.

Bis zur höchsten Potenz steigern sich aber die Leistungen, wenn ein oder mehrere Schiffe eines solchen Geschwaders mit denen fremder Nationen in einem Hafen zusammentreffen und sie die Bemerkung machen, daß diese ihnen überlegen sind. Dann tritt zu dem Ehrgeiz noch das Nationalgefühl und unsre deutschen Matrosen ruhen dann meistens nicht eher, bis sie den Fremden gleich stehen oder sie noch übertreffen.

Ich kam vor längeren Jahren als erster Offizier einer unsrer Fregatten nach Malta, in dessen Hafen ein englisches Geschwader lag und wo wir mehrere Monate blieben. Wir waren bisher allein gesegelt und nur mit

einer holländischen Fregatte zusammengetroffen, die wir aber in jeder Beziehung geschlagen hatten. Unsre Leute glaubten deshalb keine Veranlassung zu haben, sich noch mehr anzustrengen und eine Vervollkommnung wurde von mir ziemlich vergeblich angestrebt. Das änderte sich aber mit einem Schlage, als die Engländer zum ersten Male mit Segeln exerzierten, was jeden Dienstag geschah. Unsre Leute standen wahrhaft verblüfft da; so etwas hatten sie sich denn doch nicht träumen lassen. Nachdem sämtliche Segel gesetzt waren, 26 an der Zahl, und darunter solche von 80 Fuß Breite und eben solcher Tiefe, erging das Signal „Sämtliche Segel wechseln". Dazu mußten diese gegeit, festgemacht, dann von den Raaen gelöst und an Deck gegeben, die Reservesegel aus den Segelkojen geholt, aufgeheißt, alle die vielen Taue und Blöcke in Ordnung gebracht, die Segel an den Raaen befestigt und dann niedergesetzt werden, während die beiden obern Raaen in jedem Top dazu an Deck gegeben und nach dem Segelwechseln wieder 160—180 Fuß hoch an ihre Stelle geheißt wurden — und dies alles geschah in 26 Minuten.

Ich muß gestehen, ich staunte selbst über ein solches Exerzitium, aber es begann nun eine leichte Zeit für mich. Unsre Leute sagten sich: „Was die Engländer fertig bringen, das können wir auch," und so war es. Nach dreimaligem Ueben baten sie mich, unsre Segelexerzitien doch auf denselben Tag mit den Engländern zu verlegen. Ich that ihnen den Gefallen und werde nicht ihre triumphierenden Mienen vergessen, als sie es diesen nicht nur gleich thaten, sondern der Großtop sogar noch eine Minute gewann. Dann folgte das Wechseln der Marsraaen, gewissermaßen der Parademarsch der mit Takelage versehenen Schiffe und ziemlich das schwierigste Manöver. Das Kommando erfolgt, wenn die Segel gesetzt sind. Sie werden dann gegeit und von den Raaen abgeschlagen, bleiben aber oben in der Mars (Mastkorb). Dann gibt man die Raaen an Deck, die der Reserve werden nach oben gebracht, die Segel wieder untergeschlagen, gesetzt, und das alles in einem Zeitraume von 15 Minuten. Bedenkt man, daß die Marsraaen einer Kreuzerfregatte etwa 60 Fuß lang sind und in der Mitte einen Durchmesser von drei Fuß haben, so wird man ermessen können, was eine solche Leistung besagen will, und es zugleich erklärlich finden, wenn die Leute nach ergangenem Kommando, wie auf unserm Bilde gewissermaßen nach oben stürzen, aber man wird auch ebenso die Ueberzeugung gewinnen, daß der Seedienst kein leichter ist und die äußerste Anstrengung aller Körperkräfte fordert.

Ein schweres Opfer.

Ein armer Bauer in einem Dorfe Oberösterreichs befand sich in großer Not. Er sollte dem Amtmann zwanzig Thaler entrichten oder den andern Tag Haus und Hof räumen, und doch wußte der Schuldner nicht, woher er das Geld nehmen sollte.

Der Bauer hatte zwei Söhne, von denen der älteste Soldat war. Dieser ging zum Amtmann und bat ihn inständig und unter Thränen um Nachsicht und Geduld. Aber vergeblich; der hartherzige Gläubiger wollte von Stundung nichts hören. Hin und her sannen die Söhne, wie sie ihrem Vater helfen könnten, aber nirgends zeigte sich ein Ausweg. Endlich kam der Soldat auf einen seltsamen Einfall, der zwar an und für sich keineswegs zu billigen, um des damit verbundenen edlen Zweckes willen aber als die ruhmwürdige That eines Helden zu preisen ist.

Kaiser Joseph II. hatte kurz vorher eine Verordnung erlassen, nach welcher jeder, der einen Deserteur zurückbrächte, eine Belohnung von vierundzwanzig Gulden erhalten solle. Der Soldat verabredete daher mit seinem Bruder, er wolle zum Schein desertieren, und jener solle ihn einfangen und sich die Belohnung auszahlen lassen. Und so geschah es auch; der Deserteur wurde eingesteckt, der Bruder aber bekam das Geld ausgezahlt und befriedigte damit den Amtmann. Freilich begriffen die Vorgesetzten und Kameraden des Gefangenen nicht, wie dieser sich habe zu dem Verbrechen hinreißen lassen, da er sich stets tadellos geführt hatte; allein die Thatsache war nicht wegzuleugnen und die Strafe nicht abzuwenden. Diese bestand in dem entehrenden und schmerzhaften Spießrutenlaufen, und ohne zu klagen ertrug der Sohn des Bauern die furchtbare Züchtigung. Als dieselbe vorüber war, brach er tiefschluchzend in die Worte aus:

„Gott sei Dank, nun ist's überstanden und mein Vater frei!"

Diese Worte vernahm zufällig ein Offizier; er forschte nach der Ursache und brachte auf diese Weise das Geheimnis an den Tag.

Als Kaiser Joseph diese Geschichte erfuhr, wurde er von diesem Beweis aufopfernder Kindesliebe so gerührt, daß er nicht nur befahl, den Soldaten wieder in seine vollen Rechte einzusetzen, sondern ihm auch die Summe von dreitausend Gulden auszahlen ließ, so daß der Bauer das kleine Pachtgut von dem Amtmann eigentümlich erwerben konnte.

Der Löwe und seine Beute.

„Wüstenkönig ist der Löwe," singt Ferdinand Freiligrath in einem früher viel deklamierten Gedichte, das auch vielleicht der eine oder der andre von den Kameraden auswendig kann. Allerdings eine besondere Art von König, der seine Unterthanen verspeist! Andrerseits aber läßt sich jener Vers aus dem „Struwwelpeter" citieren, der da lautet:

„Was kann denn dieser Mohr dafür,
Daß er so weiß nicht ist, wie ihr?"

Soll sich der Löwe etwa von Marzipan, Trüffeln und andern Delikatessen nähren? Da müßte Natur eine gründliche Korrektur an sich selbst vornehmen und alle Raubtiere in Körner- und Grasfresser umwandeln. Denn wie es der Löwe hier mit dem armen Strauß macht, so macht es die Katze mit der Maus, der Hecht mit dem Karpfen

und so weiter. Nichtsdestoweniger wendet man sich mit einem gewissen Schauder von einer solchen Scene ab, besonders wenn man daran denkt, daß der „Wüstenkönig“ keinen Unterschied macht zwischen einem Wüstentier und der „Krone der Schöpfung“, nämlich dem Menschen. Er benutzt auch diesen, so der sich das gefallen läßt oder unvorsichtig genug ist, zur Stillung seines Hungers, ebenso wie das Gnu oder die Giraffe.

Goldfritz.

(Fortsetzung.)

Knurrend ließ der Wirt hinter den vier Gästen die Thür ins Schloß fallen; er war solche späte Gesellschaft nicht gewöhnt, und während er seinem Bett zustrebte, murmelte er mißmutig: „Möge der Himmel jeden ehrlichen Gastwirt vor solchen leichten Brüdern behüten! — Wenn sie nur wenigstens morgen bezahlen können!“

Andern Tags hatte die Sonne schon ein gut Stück Wegs zurückgelegt, als endlich vier übernächtige, verschlafene Gesichter zur Scheunenthür herauslugten.

„Freund,“ rief einer der Burschen, sich mächtig dehnend, dem daherkommenden Wirte zu, „bei Euch scheinen die Nächte verwünscht kurz zu sein.“

„So? Kein Wunder, wenn eure gestrige Sitzung so lange gedauert hat,“ gab der Wirt prompt zurück.

„Na, seid nur nicht so brummig! Bringt uns lieber das Frühstück und dann macht Eure Rechnung!“

„Nun, nun, so eilig werden's die Herren doch nicht haben! Soll aber alles gleich besorgt werden!“ entgegnete der Wirt gleich um vieles freundlicher, als er vom „Zahlen“ hörte.

Fritz fand sich rasch in den leichten Ton und in die freien Ansichten seiner neuen Freunde, und da es sich dieselben nicht nehmen ließen, für ihn die Zeche zu bezahlen, sich überhaupt gut bei Gelde zeigten, so war ihm ihre Gesellschaft doppelt lieb. Singend, scherzend und plaudernd zogen sie dann ihre Straße und trafen an einem prächtigen Oktoberabend in der alten ehrwürdigen Universitätsstadt Wittenberg ein. Fritz hatte seiner Art gemäß alle Bedenken in die Luft geschlagen und lebte nur dem Augenblick. Er dachte weder seiner Mutter daheim, noch des wohlwollenden Magisters, auch erinnerte er sich nur flüchtig des gütigen Apothekers Zorn — der Ernst des Lebens schien für ihn gar nicht zu existieren, das Pflichtgefühl, die echte Auffassung der Mannesehre, die auch den Jüngling schon voll beherrschen soll, waren ihm unbekannt. So ward er immer mehr und mehr zum Spielball seiner Launen und seiner „guten“ Freunde, die meist nicht die besten waren. Er nahm eine kleine Wohnung in der Nähe des Gasthofes, schaffte sich noble Kleider und einen besonders schönen Degen an, und lebte nun als flotter Studio, das heißt er führte nach damals ungebundener Art ein sorgloses Götterleben und lebte in den Tag hinein, als sollte ihm das Geld nie ausgehen. Bald aber war dies der Fall, alsdann borgte er, und dem leichtsinnigen, sonst aber prächtigen Kameraden gab man es gerne. Niemand in ganz Wittenberg, am wenigsten aber Fritz Böttcher selbst, ahnte, daß man in Berlin schon längst die Spur des Entflohenen gefunden hatte und ihn ängstlich überwachen ließ. Haugwitz war in seiner Annahme, daß Fritz thatsächlich das Geheimnis des Goldmachens besäße, durch dessen Flucht nur noch fester bestärkt worden, und er setzte nunmehr alle Hebel in Bewegung, des Schwarzkünstlers wieder habhaft zu werden. Die guten Wittenberger waren darum auch wie aus den Wolken gefallen, als eines Morgens im November — eisiger Schneesturm jagte durch die Straßen — ein Wagen vor dem Gasthofe vorfuhr, in dem Fritz täglich zu verkehren pflegte, der von sechs brandenburgischen Dragonern und einem kursächsischen Karabinieroffizier begleitet war.

So etwas hatte man seit Menschengedenken noch nicht gesehen! Mit offenem Munde und großen Augen standen die guten Bürger rings umher und spitzten die Ohren, als einer der schnauzbärtigen Herren vorritt und barsch fragte: „Wo ist der Wirt?“

Derselbe drängte sich herzu und nahm devot seine Mütze ab: „Zu Diensten — ich bin der Besitzer des Gasthofes. Die Herren werden aber wohl irren — denn bei mir — hm — ich wüßte gar nicht, was die Herren bei mir wollten!“

„Halt Er seinen Mund und hör Er! Und dann antworte Er — aber ohne Umschweife!“

Der kleine Gastwirt war ganz geknickt — so hatte noch niemand mit ihm gesprochen, selbst der ehrwürdige Bürgermeister von Wittenberg hatte ihn noch nie so barsch angeredet. Ja, dies brandenburger Reitervolk — das waren Grobiane!

Der berittene Schnauzbärtige ließ seinen großen Hengst ein paar Seitensprünge machen, dann zog er ein Pergament aus seinem Rock und fragte im selben schroffen Tone wie zuvor: „Verkehrt bei Ihm ein junger Mann von neunzehn Jahren, gut gekleidet, auffallend durch rote Zelotweste und besonders schönen Degen? Er ist schlank, hat schwarzes, dichtlockiges Haar, große braune Augen und eine gebogene Nase. Besinn Er sich, ob Er einen solchen Gast kennt! Und halt Er nicht mit der Wahrheit zurück!“

Schon während dem Verlesen der Kennzeichen hatten sich manche heimlich angestoßen, und der Wirt drehte immer unruhiger seine Mütze in den fleischigen Händen.

„Ach, Herr, es sind der Gäste so viele, die bei mir aus und ein gehen. Eure Beschreibung paßt auf manchen.“

Der Reitersmann aber faltete die Stirn und fügte

Der Löwe und seine Beute.

der wiederholten Forderung gar nachhaltige Drohungen hinzu.

Der Wirt ward immer unruhiger: das paßte ja alles ganz auffallend auf den Fritz Böttcher! Er wand sich wie ein Aal, um den jungen Mann, der, wie er wußte, gerade im hinteren Gastzimmer saß, nicht zu verraten, zugleich aber fürchtete er den Zorn der finsteren fremden Soldaten. Diese machten jedoch kein langes Federlesen. Sie besetzten den Gasthof und ihr Anführer machte sich selbst auf die Suche.

Fritz saß ahnungslos beim Frühschoppen. Da ward die Thür aufgerissen, zwei bewaffnete Männer traten auf ihn zu und kündeten ihm kurz und bündig ohne jedwede Erklärung die Gefangenschaft an. Fritz war wie vom Donner gerührt und ward völlig willenlos in das Zimmer geschleppt, wo der Anführer auf einer Tischecke saß und ungeduldig die Sporen aneinanderklirren ließ.

„Hier haben wir einen, auf den die Beschreibung paßt — ist's der?"

Der Anführer ließ seine blitzenden Augen mit prüfend durchdringendem Blicke über die Gestalt des jungen Mannes gleiten, dann sagte er rauh auflachend: „Jawohl, das scheint der Goldvogel zu sein! — Ist Er der Fritz Böttcher, der vor dem Herrn v. Haugwitz aus ein paar Groschen Goldstücke gemacht hat?" schnauzte er dann den vor ihm Stehenden an.

Fritz hatte sich bereits wieder gefaßt und erwiderte keck: „Ich bin Student der Wittenberger Hochschule, und niemand hat Anlaß, mich zu verfolgen! Wie ich heiße, geht Euch nichts an."

„Nehm Er sich in acht, Bürschlein, wir reden mit Ihm im Namen des Kurfürsten von Brandenburg! He, Kaspar, hol Er die beiden Herren herauf — wir brauchen uns mit dem Gelbschnabel nicht erst herumzuärgern!"

Einer der Soldaten ging, den Befehl auszuführen, der andre hielt bei Fritz Wache und verfolgte argwöhnisch jede seiner Bewegungen.

Unterdessen entstiegen dem Reisewagen vorm Gasthofe zwei Herren mit wahren Armesündermienen; es waren der Apotheker Zorn und der Kaufmann Röber, die man mitgenommen hatte, damit sie Fritz Böttchers Persönlichkeit feststellten. Bei ihrem Eintritt verlor Fritz das bißchen eben mühsam gefaßten Mut wieder, und Herr Zorn brach sogleich, völlig übermannt von dem unglückseligen Geschick seines ehemaligen Lehrlings, die kurzen dicken Hände ringend, in den Jammerruf aus: „O Fritz, Fritz, warum hat Er nicht auf mich gehört! Wäre Er doch bei mir geblieben, jetzt hat Er seine Bescherung!"

Der Anführer der Soldaten schnitt diesen Gefühlsausbruch aber kurzweg mit der barschen Frage ab, ob der junge Mann in der That der Gesuchte sei.

„Ja! — Ja, leider! Ich wünschte aber, er wär's nicht!" seufzte Herr Zorn, und Kaufmann Röber nickte zustimmend.

„Bleibt mit Euren Wünschen im Pfefferlande! Ich denke, wir schreiten gleich zum Verhör, meine Herren!"

Der kursächsische Karabinieroffizier, der Dragoneranführer und die beiden Herren nahmen auf Tischen und Stühlen Platz, just wie es gerade kam, und zwei Soldaten besetzten die Thüre, während dem Fritz Böttcher bedeutet ward, näher heranzutreten.

Fritz hatte indessen seine Zeit gut benutzt, und ein kühner Entschluß war in ihm gereift. Unruhig blitzten seine dunklen Augen bald seine Häscher, bald seine beiden ehemaligen Schützer an, da — in einem unbewachten Augenblick plötzlich ein Sprung nach dem Fenster — eine Scheibe klirrte zu Boden — Fritz Böttcher war mit einem Satze draußen auf der Gasse.

Wie gelähmt schauten im ersten Augenblick alle starr nach dem zertrümmerten Fenster, dann sprang der Dragoneranführer jäh auf und stampfte wütend mit dem Fuße: „Daß der und jener dem Burschen das Genick bräche — was steht ihr da, ihr Schlafmützen," wetterte er seine Soldaten an, „vorwärts, ihm nach, holt mir den Halunken wieder!"

Der Apotheker und sein Freund atmeten ordentlich erleichtert auf. Aber würde Fritz bei dem tollkühnen Sprunge nicht Schaden genommen haben? Wenn sie ihn doch noch erwischten? Was dann?

Die Soldaten eilten ins Freie, völlig ratlos, wohin sie sich wenden sollten, denn niemand wollte den Flüchtling gesehen haben. Eine ältere Magd aber behauptete steif und fest, sie habe einen schwarzen Pudel vom Gasthofe her an sich vorbeilaufen sehen, und der Pudel habe feurige Augen und einen ganz merkwürdig langen und leuchtenden Schwanz gehabt — das sei am Ende der Schwarzkünstler gewesen. Die brandenburgischen Dragoner nannten sie dafür eine Gans, aber der kursächsische Offizier meinte nachdenklich: „Nun, eine Unmöglichkeit wäre es am Ende nicht! Wenn einer aus Silbergroschen Goldstücke machen kann, warum soll er sich nicht in einen Pudel verwandeln können?"

Mit diesem tiefsinnigen Ausspruch ward die Jagd aufgegeben.

Der Tag ging zur Neige und die schnauzbärtigen Herren Brandenburger rückten schließlich ab; Fritz Böttcher aber war und blieb verschwunden.

Seine kühne Flucht war glänzend gelungen und ungefährdet brachte er sich bei Freunden in Sicherheit. Ueberhaupt hatte sich ihm seit jenem Tage das allseitige Interesse zugewandt, und die Behörden ließen bei einem nochmaligen Verhaftungsversuch das brandenburgische Militär überhaupt nicht über die Grenze, und der brandenburgische Kommissar ward sogar mit einem scharfen Verweise heimgeschickt. Was hatten auch die brandenburger Grobiane auf kursächsischem Boden zu suchen?

Fritz fühlte sich aber trotz des Schutzes, den man ihm angedeihen ließ, nicht recht sicher; er war mißtrauisch geworden und wäre am liebsten aus Wittenberg geflohen, wenn er nur irgend gewußt hätte, wohin. So verbrachte er einen Tag wie den andern ohne rechte Arbeit, höchstens daß er mit einem seiner vertrautesten Freunde chemische Studien anstellte.

Mitten in dies Einerlei fiel ein Ereignis, das viel

Aufsehen erregte. Eines Morgens traf in Wittenberg ein feiner Herr, begleitet von zahlreicher Dienerschaft, ein und nahm in dem Gasthofe, wo Fritz viel verkehrte, Quartier. Man erfuhr, daß der liebenswürdige Herr aus Dresden sei, v. Tschirnhausen heiße und sich zu seinem Vergnügen vorübergehend hier aufhalte. Dieser Herr v. Tschirnhausen wurde bald mit Fritz Böttcher bekannt, und es verging fast kein Tag, an dem Fritz nicht von dem Fremden zu einer „Kanne Wein" eingeladen worden wäre. Der Fremde gewann nach und nach das vollste Vertrauen des jungen Chemikers, und eines Abends lud ihn dieser sogar ein, sich ein paar Experimente von ihm vorführen zu lassen.

„Ei, gewiß komme ich gern zu Euch, mein junger Freund! Aber Ihr erlaubet mir doch, etwas edles Naß mitzubringen!"

„Natürlich, das nehm' ich niemals übel! In meiner Stube findet Ihr so wie so nichts von dergleichen Genüssen. Also, auf heute abend!"

„Auf heute abend!"

Der Dresdener und Fritz schüttelten sich die Hände, und die Wittenberger waren schier sprachlos vor Verwunderung, daß der feine, sichtlich vermögende Fremde so freundschaftlich mit dem abenteuerlichen, verbummelten Studenten verkehrte.

Im Laufe des Nachmittags brachten zwei Diener des Herrn v. Tschirnhausen einen Korb voll Weinflaschen zu Fritz, und abends erschien endlich der Besuch selbst.

In der Stube des Alchimisten sah es wunderlich genug aus; einladend aber auf keinen Fall, denn es gab auch nicht ein einziges Plätzchen, das frei von Farb- oder Aetzflecken gewesen wäre. Auf dem Tische herrschte dasselbe Chaos. Unter dem Dreifuß flackerte bereits ein kleines Feuer, Kasserollen, Glasnäpfchen, Phiolen, Kolben und dergleichen standen umher, rote und blaue Farben lagen in kleinen Näpfchen dazwischen, und das alles ward überragt von den langen Hälsen etlicher Weinflaschen, neben denen zwei mächtige Humpen auf den Zweck ihres Daseins hindeuteten. Eine Hängelampe verbreitete nur düsteres, trüb gelbes Licht, dafür aber um so schlechtere Luft. Dem Eintretenden mochte denn auch der Anblick gar zu überraschend sein, denn er blieb zögernd an der Thüre stehen und schien nicht übel Lust zu haben, wieder umzukehren.

„Ah! Da seid Ihr ja, werter Herr! Nur immer herein! Da Ihr ja auch etwas von Chemie versteht, werdet Ihr's entschuldbar finden, wenn es nicht so aussieht, wie es sich eigentlich zu Ehren solch liebenswürdigen Besuches gebührte!"

Damit hieß Fritz seinen Gast willkommen. Er war in der rosigsten Laune, denn der Wein, von dem er bereits eine Flasche probiert hatte, war eine edle Sorte, und nichts konnte Fritzens Herz mehr erfreuen, als ein guter Trunk.

Der Fremde sah sich prüfend rings in dem kleinen Raume um und folgte dann aufmerksam den Verrichtungen, die sein Wirt eben zu treffen sich anschickte. Fritz hantierte rasch und mit sichtlicher Fertigkeit in all den umherliegenden Mitteln und Präparaten umher, und nachdem er gestampft, gemischt, gerührt und den dunkelflüssigen Brei dann in ein Kesselchen geschüttet und auf den Dreifuß gesetzt hatte, sagte er, sich so bequem, als es angängig war, auf den dreibeinigen Sessel setzend: „So, nun mag der Brei kochen! Unterdessen lasset uns plaudern und trinken, werter Gast! — Auf Euer Wohl!"

Tschirnhausen that seinem jungen Wirte Bescheid und gewann während des Plauderns den Eindruck, daß Fritz ein sehr gescheiter junger Mann sei, der jedenfalls nur durch seinen Hang zum Bummeln und Faulenzen zu nichts Ordentlichem komme und unbewußt jenem lockenden Pfade folge, dessen Endziel seelisches Verderben, körperliches Elend und Armut ist.

„So, nun passet auf!" brach Fritz plötzlich die Unterhaltung ab. „Jetzt fängt die Masse an zu rauchen!"

Währenddem es brodelte und dampfte, schöpfte Fritz ab und zu mit einem Löffel den sich bildenden rötlichen Schaum ab, und endlich nahm er den Kessel vom Feuer, schüttete vorsichtig die obere Flüssigkeit ab und hielt dann triumphierend seinem Gast den Kessel unter die Nase.

„Nun, was ist das, was da drinnen ist?"

Tschirnhausen hatte sich tief über die Kasserolle gebeugt und betrachtete mit unverhohlenem Staunen den glänzenden, goldgelben Restbestand. Er nahm ein Hölzchen, rührte damit um, beschaute dies von allen Seiten, tippte mit dem Finger daran und sagte endlich: „Das ist Gold! Unverkennbar reines Gold!"

„Was nicht gar!" lachte Fritz übermütig und trank einen vollen Becher Weines aus.

Hätte er seinen Gast beobachtet, so wäre ihm manches aufgefallen. Erstens war dessen Erstaunen kein so großes, als man hätte erwarten können, und zweitens schwebte um die Lippen des Fremden ein feines, überlegenes, ja triumphierendes Lächeln, das ziemlich vieldeutig war; aber nur kurze Zeit, dann suchte er durch anerkennende, lobende und bewundernde Worte den jungen Mann noch mehr zu berauschen, als dies schon der edle Rheingauer besorgte.

„Ihr seid ja ein Tausendkünstler! Ihr könnt ja unermeßliche Schätze damit verdienen! Ihr müßt Euer Geheimnis verkaufen — einem Fürsten — zum Beispiel dem Kurfürsten von Sachsen —"

„Ach, höret doch auf! Nichts verkauf' ich! Es war ja auch nur der reine Zufall, daß das Experiment glückte! Wenn ich wirklich Gold machen könnte, säße ich nicht als Hungerleider hier in Wittenberg!" wandte Fritz ein, in dem schon wieder das Mißtrauen rege geworden war.

„Nun, nur gemach, junger Freund! Ich dringe Euch Euer Geheimnis nicht ab! Ich habe ja Gott sei Dank genug Geld zum Leben. Aber ich meine nur, August der Starke würde vielleicht selbst die eben erst errungene Krone eines Wahlkönigs von Polen darum geben, wenn er das Geheimnis wüßte, Gold zu machen. Denn er braucht viel des gelben Metalls, glaubet mir's!"

„Zum Kuckuck, was schert mich der Kurfürst von Sachsen! Ha, drüben die Brandenburger wollten mich auch schon einfangen — haha! — war ihnen aber zu rasch gewesen, den Herren Dragonern."

Fritz hatte alle von ihm sonst so streng beobachtete Vorsicht abgeworfen, und seinem Gast war es ein leichtes, die ganze Lebensgeschichte aus dem jungen Manne herauszuholen. Darüber war es endlich späte Nacht geworden, und Fritz leuchtete beim ungewissen Flackern eines brennenden Kienspanes Herrn v. Tschirnhausen die knarrende Holztreppe hinab.

„Nun will ich mich aber revanchieren, mein junger Freund," nahm der Fremde in gewinnender Weise beim Abschied das Wort: „Heute bin ich Euer Gast gewesen, für morgen abend gönnet Ihr mir die Freude, Euer Wirt zu sein!"

Fritz lachte: „Ich weiß zwar wirklich nicht recht, ob Ihr oder ich der Wirt heute gewesen; mein Wein war's jedenfalls nicht, der so köstlich gemundet hat! Ich nehme aber Eure Einladung mit großem Vergnügen an!"

„Recht so, recht so! Kommt nur nicht zu spät!"

„Ich werde pünktlich sein, wie die Soldaten des Kurfürsten von Brandenburg!"

Herr v. Tschirnhausen nickte freundlich zurück und verschwand im Dunkel der Nacht. Fritz stieg langsam in sein armseliges Stübchen hinauf und stieß eines der kleinen Fenster auf, denn der Dunst der Oellampe und die Dämpfe der alchimistischen Kochversuche hatten in dem Raume eine Luft schier zum Ersticken geschaffen. Zudem war ihm der Wein des Herrn v. Tschirnhausen zu Kopf gestiegen und brachten ihn endlich zu der tiefsinnigen Frage: „Hol's der Kuckuck — jetzt weiß ich nicht, drehe ich mich im Kreise oder dreht sich die Stube?"

Zu einer Lösung dieser Frage kam es jedoch nicht, denn Fritz war instinktiv auf die Stelle zugesteuert, wo sein Strohsack lag, hatte sich schwerfällig darauf geworfen und war auch schon nach wenigen Minuten entschlummert!

Er schlief den Schlaf des Gerechten und schnarchte mit einer Emsigkeit, als gälte es, über Nacht einen Urwald zu Brettern zu zersägen. Andern Tags stand die Sonne schon hoch am Himmel, als Fritz sich erwachend streckte und dehnte und mit lautem Gähnen endlich auf die Füße sprang.

„Hm, sieht das sonderbar bei mir aus," brummte er, sich verwundert umschauend. „Die Lampe qualmt verlöschend — hier stehen Weinflaschen — ah — ich besinne mich — hatte ja den Tschirnhausen bei mir — hm, hm — ein ganz netter Mann!"

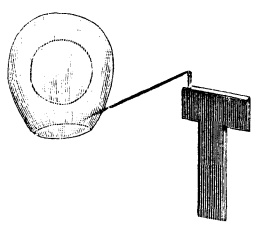


Fig. 8: Experiment mit leuchtgasgefüllten Seifenblasen.

Während dieses Selbstgespräches schaute sich Fritz in der Stube um und zu seiner nicht geringen Freude fand er noch etliche volle Flaschen. Er goß sich ein großes Glas voll ein und begann in rosiger Laune seine Morgentoilette. Das mußte man dem Fritz Böttcher lassen, nach kaum einer halben Stunde sah er so frisch und forsch aus, daß er gar wohl den Namen „der schöne Fritz", den ihm die Wittenberger gegeben hatten verdiente.

Dies Lob darf freilich nur als ein geringes angesehen werden, denn es steckte schließlich doch nichts andres als seine stark ausgeprägte Eitelkeit dahinter, und diese ist ja nicht gerade eine Tugend zu nennen.

Er bürstete seine rote Galaweste, stäubte seine Schnallenschuhe ab, stülpte das Barett auf das lockige Haar, warf, nachdem er den Degen angesteckt, noch einen Blick der Prüfung in das zersprungene Spiegelglas über der Truhe und verließ dann, höchst zufrieden mit sich, sein ungemütliches Heim, in dem es nie anders aussah, als hätten eben die Hexen ihren tollsten Sabbath darin gefeiert.

(Fortsetzung folgt.)

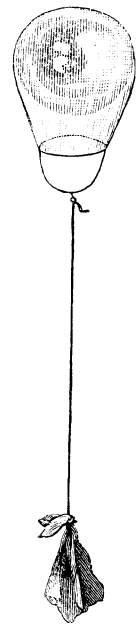


Fig. 9: Experiment mit leuchtgasgefüllten Seifenblasen.

Seifenblasen.

(Schluß.)

Wiederum bringen wir eine Seifenblase an einem Ring an, hängen sie aber diesmal an seiner Unterseite auf. An die Blase hängen wir sodann von unten einen (vorher benetzten) dünnen Ring, den Handgriff nach unten. Durch dessen Gewicht wird die Blase etwas in die Länge gezogen, verliert also ihre Kugelgestalt. Wir bringen jetzt eine benetzte Glasröhre von oben zum Teil in die Blase und blasen in ihr eine zweite, die wir dann fallen lassen. Sie sinkt langsam herab, aber nicht bis zum Boden der äußeren Blase, denn da diese in die Länge gezogen ist, so ist unten kein Raum für die innere Blase (Fig. 4). Ziehen wir nun an dem unten hangenden Ringe, so nimmt auch die innere Blase eine längliche Gestalt an (Fig. 5); zieht man immer weiter, so reißt der Ring schließlich ab und beide Blasen schnellen in die Höhe, wobei sie ihre Kugelgestalt wiederum annehmen (Fig. 6). Wenn man will, mag man die innere der beiden Blasen aus einer mit Uranin grün gefärbten Seifenlösung herstellen, um sie besser sichtbar zu machen.

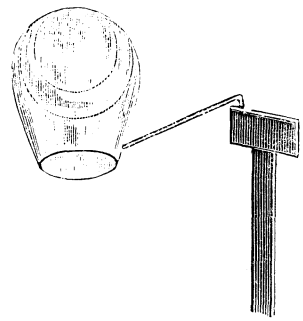


Fig. 10: Experiment mit leuchtgasgefüllten Seifenblasen.

Man kann den in Fig. 6 dargestellten Versuch auch gewissermaßen umkehren, wenn man beim Anfertigen der kleineren Seifenblase Leuchtgas statt bloßer Luft mit verwendet. Man setzt in diesem Falle die größere Blase auf einen Ring und bläst im Innern ihres Luftinhaltes eine mit einem Gemisch von Luft und Leuchtgas gefüllte Blase. Diese steigt dann in der größeren Blase bis zum oberen Ende empor (Fig. 7). Führt man der größeren äußeren Blase soviel Leuchtgas zu, daß sie

das gleiche Gemisch wie die kleinere (innere) enthält, so sinkt letztere bis zur Mitte, wo sie schwebend bleibt (Fig. 8). Füllt man hingegen die äußere Blase nur mit Luft, die innere nur mit Leuchtgas, so zeigt letztere einen so starken Auftrieb, daß sie die sie umgebende größere Seifenblase emporzuheben strebt und es wirklich ausführt, wenn diese auf einem leichten freien Ringe sitzt; ja sie vermag sogar einen an den Handgriff des Ringes gebundenen Faden und ein an diesem hangendes Papier mit zu tragen (Fig. 9). Trotzdem sind aber die beiden Blasen nicht miteinander verschmolzen, sondern durchaus voneinander getrennt.

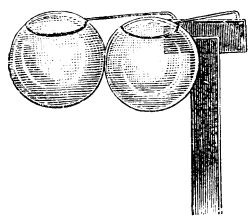


Fig. 11: Elektrische Anziehung.

Noch ein Versuch dieser Art mag hier beschrieben werden. Wir setzen wiederum auf einen Ring eine Blase, führen von unten einen zweiten Ring ein und verfertigen auf ihm eine zweite Blase im Innern der ersten. In dieser blasen wir eine dritte Blase, die aber mit Leuchtgas gefüllt und frei ist. Sie steigt daher in der zweiten Blase bis zu deren oberen Ende empor. Zieht man dann den inneren Ring fort, so bieten die drei Blasen den durch Fig. 10 veranschaulichten Anblick dar, der überaus reizvoll ist.

In allen diesen Fällen fand niemals wirkliche Berührung zwischen den einzelnen Seifenblasen statt; der Vereinigung widersetzte sich die Flüssigkeitshaut allemal. Aber man kann diese Widerstandskraft durch eine stärkere Kraft überwinden. Eine solche Kraft besitzen wir in der elektrischen Anziehung, wie uns die folgenden Versuche lehren werden. Man hänge an zwei benachbarte Ringe zwei Seifenblasen, die so groß sind, daß sie aneinander stoßen. Sie werden sich dann von selbst nicht vereinigen (Fig. 11). Sowie man aber eine an Flanell oder Seide geriebene Siegellackstange nähert, so vereinigen sich die beiden sofort zu einem Gebilde von höchst merkwürdiger Gestalt, die uns Fig. 12 zeigt. Hierbei ist zu bemerken, daß die Siegellackstange durchaus nicht stark elektrisch zu sein braucht, die geringste Spur von Elektrizität genügt zur Vereinigung der beiden Seifenblasen, in denen man also ein höchst empfindliches Elektroskop vor sich hat. Aber man findet auch hier wieder das bekannte Gesetz bestätigt, daß die Elektrizität ihren Sitz lediglich auf der Oberfläche der Körper hat und nicht in ihr Inneres einzudringen vermag. Dies zeigt sich in folgendem Versuche. Man bringe eine einzelne Seifenblase und eine, die wie in Fig. 4 eine zweite umschließt, in der eben (Fig. 11) geschilderten Weise in Berührung und nähere die geriebene Siegellackstange; dann vereinigen sich zwar die beiden äußeren Blasen, aber die innere bleibt selbständig und wird nur durch das Gewicht ihres Ringes nach unten in die Mitte der nun einzigen äußeren Blase gezogen.

Soviel über Seifenblasen, deren an sich schon beliebtes Spiel durch die neuen Betrachtungen viel an Reiz gewonnen hat, vor allem aber nun zu physikalischem Denken und Forschen anzuregen vermag. Wem diese Schilderungen die erwähnte Anregung gegeben und Vergnügen gemacht haben, der lese weiteres in dem leicht verständlichen Buche von Boys oder dessen Meyerscher Uebersetzung nach; er wird das sehr zu empfehlende Schriftchen nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Die deutschen Farben.

Ein Kunststück.

Zu einem Liter Regenwasser wird ein Gramm chlorsaures Eisen (konzentrierte Eisenlösung in Salzsäure) gefügt, gut geschüttelt und dann ein Gramm Schwefelsäure zugesetzt. Ferner macht man

a) eine konzentrierte Auflösung von einer Kleinigkeit gepulverter Galläpfel in Regenwasser;

b) eine konzentrierte Auflösung von Chlorbaryum;

c) eine desgleichen von Rhodankalium in Wasser.

Von der Lösung a schüttet man nun fünf bis sechs Tropfen in ein größeres Weinglas.

Von der Lösung b ebenfalls; man kann aber auch ein wenig gepulvertes Chlorbaryum trocken auf den Boden des Glases füllen.

Desgleichen schüttet man von der Lösung c einige Tropfen in ein leeres Weinglas.

Am besten schwenkt man die verschiedenen Flüssigkeiten a b c vorher in den Gläsern umher, um diese als leer zeigen zu können.

Die zuerst erwähnte Flüssigkeit mit chlorsaurem Eisen wird in eine helle, reine Wasserflasche gefüllt und eine

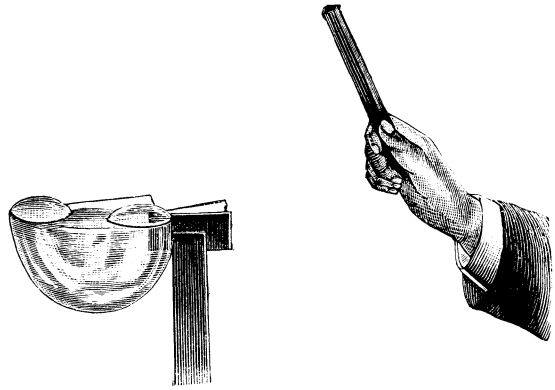


Fig. 12: Versuch mit der geriebenen Siegellackstange.

oder zwei Stunden stehen gelassen. Sie erscheint alsdann wie reines Trinkwasser. Wird nun von dieser Flüssigkeit in das Glas a geschüttet, so zeigt sich sofort eine tiefschwarze, bei b eine milchweiße und bei c eine prächtige rote Färbung.

Um dem Kunststücke jedoch einen gewissen Aufschwung zu geben, würde es sich empfehlen, dasselbe mit dem gleichzeitigen Vortrage des nachfolgenden Gedichtes zu vereinen, in der Weise, daß, sobald der einzelnen Farben darin gedacht wird, der Künstler jedesmal die korrespondierende Farbe in dem Glase erscheinen läßt, indem er von dem (angeblich) reinen Wasser das Glas füllt.

Begleitungsgedicht.

Wem sind die Farben nicht bekannt
Im ganzen deutschen Vaterland,
Zu denen in Gefahr und Not,
Ja selber bis zum Heldentod
Vertrauensvoll empor wir sehn?

Schwarz ist die erste, wie die Nacht,
Wenn Mond- und Sternenlicht versagt.
Bedeutsam, ernst und feierlich,
Zeigt sie in unsrem Leben sich.

Die zweite Farbe, weiß wie Schnee,
Der Unschuld Bild, ein lichter See
Des Tages, der sich sanft verbreitet
Von Osten her, und uns geleitet.

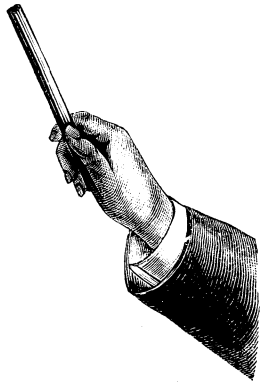
Die dritte Farbe: feurig Rot,
Sinnbild der Liebe bis zum Tod,
Des Feuers Glut, der Sonne Pracht,
Wenn sie ersteht und sinkt in Nacht.

Das sind die Farben, die ich mein',
Schwarz, weiß und rot, so soll'n sie sein,
Und bleiben frisch und ungetrübt,
Solang es noch ein Deutschland gibt.

Die Bärenfalle.

Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein gab es in den deutschen Gebirgen, so auch im Erzgebirge, noch Bären, und am Hauptthore des Schlosses Augustusburg bei Chemnitz war noch vor wenigen Jahren der Kopf des letzten in Sachsen geschossenen Bären angenagelt. Aber nicht bloß mit Pulver und Blei ging man dem zottigen Freund Petz zu Leibe, sondern auch in Fallen fingen ihn die Jäger. Diese Fallen waren sehr sinnreich eingerichtet; die Wände wurden aus dicken glatten Bohlen, etwa fünf Meter hoch, hergestellt, und an der Seite befand sich eine Eingangsthür, welche sofort nach Eintreten des Raubtieres zufiel und von innen nicht geöffnet werden konnte, auch wenn Gewalt angewendet worden wäre. Eine solche Falle befand sich auch bei Krottendorf im Erzgebirge; die Förster hatten als Lockspeise Honig und Fleisch aufgestellt und hatten sich entfernt. Bald darauf kam ein biederer Tuchmacher aus dem Stollbergischen des Weges und sah in einiger Entfernung von der Straße im Walde die Falle stehen, die einer Wächterhütte nicht unähnlich sah. Er hatte einen Ballen Tuch auf dem Rücken, den er ins Böhmische hinein zu seinen Kunden schaffen wollte; als er aber die Falle sah, von welcher er noch nie etwas gehört hatte, plagte ihn die Neugier, er trat näher, besah sich das Ding kopfschüttelnd von allen Seiten und schritt endlich hinein. Aber in demselben Augenblick fiel die Thür hinter ihm zu; verdutzt schaute sich der Tuchmacher um und sah nun, daß er gefangen war. Vergebens bemühte er sich, die Klappe, welche den Eingang verschloß, in die Höhe zu schieben, vergebens suchte er an der hohen, glatten Wand emporzuklimmen — alle Mühe war umsonst, er mußte sich in sein Schicksal ergeben. Die Nacht brach herein, eine finstere, kalte Gebirgsnacht; ein Bär, durch den Geruch des Honigs angelockt, umschlich brummend die Falle und versetzte den armen Gefangenen in neue Angst. An Schlaf war nicht zu denken, aber auch der Morgen wollte nicht anbrechen, die Nacht schien kein Ende nehmen zu wollen.

Endlich begann es im Osten zu dämmern und neue Hoffnung zog in die Seele des Tuchmachers ein. Die Vögel stimmten ihr Konzert an und muntere Eichhörnchen schienen in dem Tannengezweig Versteckens zu spielen.



Und jetzt wurde fröhliches Hundegebell laut, das näher und näher kam; bald vernahm der Gefangene Schritte und wenige Minuten später über der Wand oben eine Stimme, die lachend ausrief: „Alle Wetter, da hat sich ja ein netter Bär gefangen!" Der Tuchmacher ward endlich befreit, als Lösegeld mußte er aber dem Jäger zwei Ellen Tuch zu einer Jagdjoppe spenden.

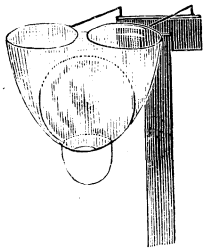


Fig. 13: Die beiden äußeren Blasen vereinigt, die innere selbständig.

Homonym.

Den Himmel trug es einst auf starkem Nacken,
Und heut' noch trägt's nicht weit vom blauen Meer
Auf seines Hauptes starren Felsenzacken
Der Himmelswolken führerloses Heer.
Doch ist's so leicht, daß Kinder selbst es tragen;
Zur Selbstbelehrung braucht's der ernste Mann,
Und mancher schönen Dame macht's Behagen,
Wenn sie mit Stolz recht schwer es tragen kann.

Logogriph.

Ich nenn' eine Stadt im preußischen Land;
Als Leuchte der Wissenschaft ist sie bekannt.
Doch wenn ich die hinterste Silbe verlier',
Erscheint statt der Stadt eine Göttin vor dir.

Rätseldistichon für Lateiner.

Per coelum rapide micat; at si litera recte
Inmutat seriem, laeta per arva ruit.

Anagramm.

Stolz trägt's auf dem Rücken das Roß ins Feld;
Ihm folgen die tapferen Reih'n.
Doch wenn man die sämtlichen Zeichen verstellt,
So trägt's auf dem Rücken das Schwein.

Auflösung der Ergänzungsaufgabe auf Seite 434.

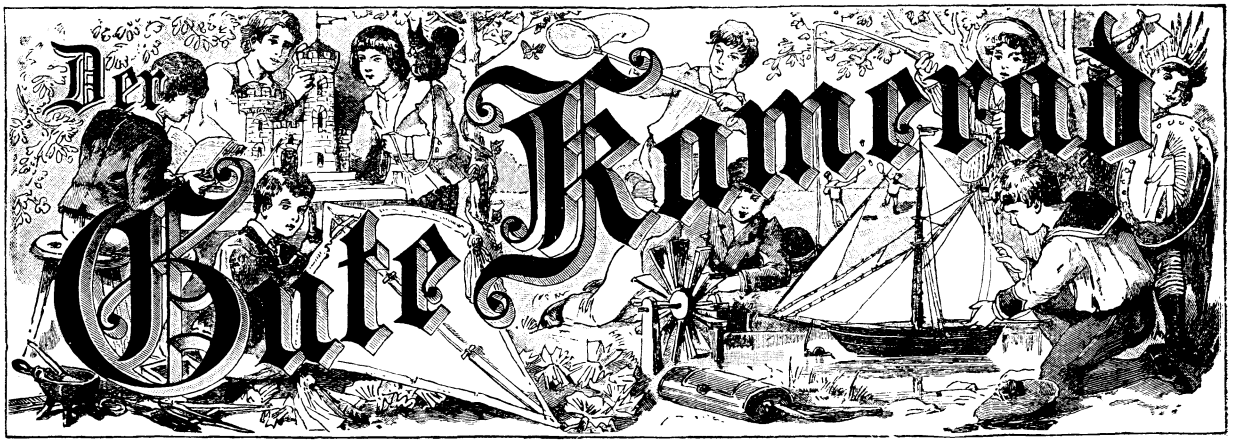
		r		a		l	
b	o	a	a	a	l	e	o
		m		r		a	
g	a	s	a	a	u	h	u
		n		d		r	
e	i	d	o	m	u	t	
		l		n		m	

Auflösung des Rätsels auf Seite 434.

„Armbrust."

Auflösung des Turnrätsels auf Seite 434.

„Stangen."



8. Jahrgang.
№ 33.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

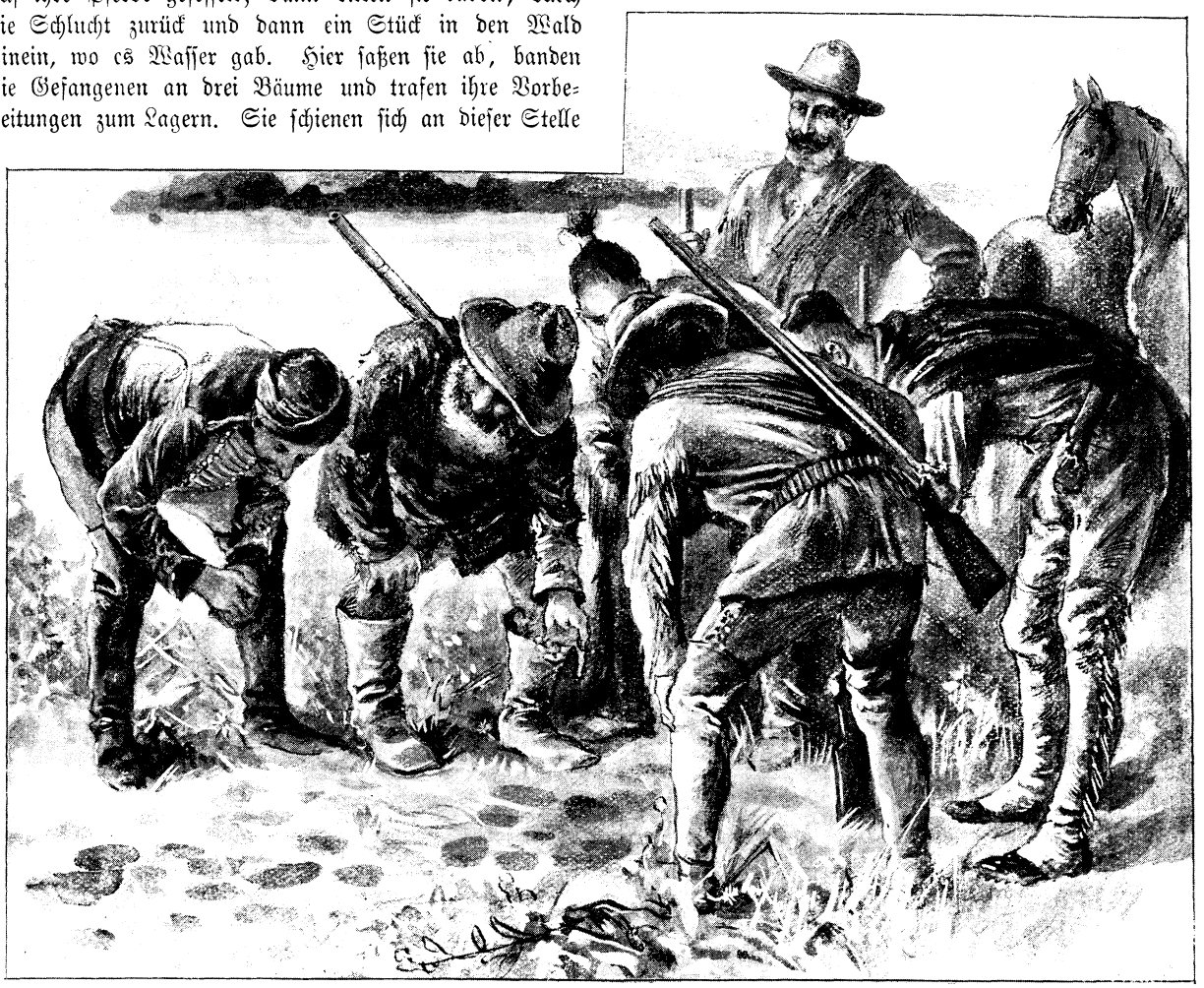
Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Mittlerweile war der Tag so weit vorgeschritten, daß es am See schon dunkel zu werden begann. Die Indianer wären hier über Nacht geblieben, doch trieb sie der Oelgeruch davon. Die Gefangenen wurden auf ihre Pferde gefesselt; dann ritten sie davon, durch die Schlucht zurück und dann ein Stück in den Wald hinein, wo es Wasser gab. Hier saßen sie ab, banden die Gefangenen an drei Bäume und trafen ihre Vorbereitungen zum Lagern. Sie schienen sich an dieser Stelle vollständig sicher zu fühlen; aber hätten sie gewußt, was hinter ihnen geschah, so wären sie gewiß so weit wie möglich fortgeritten.

> Willst du leicht und wohlgemut
> Durch dies Leben gehen,
> Mußt du auf ein reines Herz,
> Stets auf Tugend sehen.
> Otto Weddigen.

Mokaschi nämlich, der Häuptling der Nijoras, war, als die fünf Weißen ihn verlassen hatten, so vorsichtig gewesen, die Spuren der



. . . Sie suchten hin und her, teilten sich leise ihre Meinungen mit und schienen nicht einig werden zu können. . . .

Navajokundschafter noch einmal genauer zu untersuchen. Er hatte vorher schon gesehen, daß außer den zwei Ermordeten noch ein dritter dagewesen war; nun wollte er wissen, wo dieser hingekommen war.

Nach längerem Suchen fand er die Fährte; sie führte auf einem Umwege auf die Spur der Bleichgesichter und dann hinter denselben her.

„Dieser Nijora will sich an den Mördern rächen. Er folgt ihnen; daraus ist zu schließen, daß der Kriegertrupp, zu welchem er gehört, sich in derselben Richtung befindet. Wir werden ihm nachreiten und diese Nijoras gefangen nehmen."

So sagte der Häuptling und ritt zunächst in die gerade entgegengesetzte Richtung, bis er eine tief versteckte Lichtung im Walde erreichte, wo ungefähr dreißig Nijorakrieger lagerten. Das waren die Kundschafter, welche dem eigentlichen großen Kriegertruppe voranritten. Mit diesen Leuten kehrte er zu der Fährte der Weißen und des Navajo zurück und folgte derselben. Dabei gebrauchte er die Vorsicht, einen einzelnen seiner Leute weit vorauszusenden.

Sie kamen bis in die Nähe der Schlucht, welche auf den Oelsee mündete. Dort versteckten sie sich. Nach kurzer Zeit sahen sie den Navajokundschafter aus der Schlucht kommen und eiligst fortspringen. Einer der Nijoras machte eine Bewegung, als ob er auf ihn schießen wolle; der Häuptling machte eine abwehrende Handbewegung und flüsterte ihm zu: „Laß ihn laufen! Er wird bald wiederkommen und andre Navajos mitbringen. Die fangen wir dann."

Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit zeigte es sich, daß er ganz richtig vermutet hatte, denn der Kundschafter kehrte mit sieben andern zurück, mit denen er in die Schlucht hineinritt. Sie wollten am Ende derselben von den Pferden steigen und die Weißen überfallen.

Die Nijoras warteten. Mokaschi wunderte sich nicht wenig, als er die Navajos dann mit nur drei Weißen aus der Schlucht kommen sah. Er hatte sie in dem Augenblicke, an welchem er sie aus derselben herauskommen sah, überfallen wollen, gab aber seinen Leuten nun einen Wink, noch versteckt zu bleiben. Er wollte erst sehen, warum zwei Weiße fehlten. Darum ließ er die Feinde fort und ging dann mit noch einigen seiner Leute durch die Schlucht nach dem „finstern Wasser". Sie suchten so schnell, aber auch so vorsichtig wie möglich den ganzen Rand desselben ab, doch ohne eine Spur der fehlenden Bleichgesichter zu entdecken.

„Fort können sie nicht sein," sagte Mokaschi. „Sie leben nicht mehr, und da wir ihre Leichen nicht sehen, sind sie gewiß in das Wasser geworfen worden."

Er verließ mit seinen Begleitern den See und kehrte zu dem Verstecke der andern zurück. Dort blieben die Pferde unter der Aufsicht von zwei Wächtern zurück; mit den übrigen achtundzwanzig Männern machte er sich zu Fuße hinter den Navajos her. Diese waren jedenfalls nicht weit entfernt, da der Abend hereinzubrechen begann, und also anzunehmen war, daß sie bald lagern würden.

Es war gerade noch so hell, daß man ihre Spuren erkennen konnte; sie führten in den Wald hinein, wo sie dann nicht mehr zu sehen waren. Mokaschi ließ sich dadurch nicht stören. Um die Gesuchten zu finden, brauchte er nur die bisherige Richtung einzuhalten.

Es dauerte auch gar nicht lange, so bemerkte er erst einen Brandgeruch und gleich darauf den Schein eines kleinen indianischen Lagerfeuers. Er blieb halten und flüsterte seinen Leuten zu: „Diese Navajos sind keine Krieger, sondern junge Knaben, welche keinen Verstand besitzen. Welcher Kundschafter brennt des Nachts ein Feuer an! Meine Brüder mögen sie umzingeln und, sobald ich den Kriegsruf hören lasse, sich auf sie werfen. Wir müssen sie lebendig haben, um sie an den Marterpfahl binden zu können."

Die Nijoras huschten wie unhörbare Schatten unter den Bäumen hin. Mokaschi schlich sich möglichst nahe zum Feuer heran und nahm sich einen Navajo ins Auge, den er fassen wollte. Als er sich nach einigen Minuten sagen konnte, daß seine Leute bereit seien, stieß er den bekannten, schrill durch den Wald schneidenden Ruf aus und sprang mitten unter die Navajos hinein, um den Betreffenden zu packen. In demselben Augenblicke wiederholten seine Krieger das Kriegsgeschrei und warfen sich von allen Seiten auf die Feinde, welche eine solche Ueberrumpelung für ganz unmöglich gehalten hatten und so überrascht, so erschrocken waren, daß sie für den Augenblick gar nicht an Widerstand dachten. Sie wurden überwältigt, ohne daß auch nur einer von ihnen Zeit fand, nach dem Messer, Gewehre oder Tomahawk zu greifen.

„Gott sei Dank!" raunte der Oelprinz seinen beiden Gefährten zu. „Wir sind nun gerettet!"

„Oder nicht!" antwortete Poller.

„O, gewiß. Mokaschi hat uns ja schon einmal fortreiten lassen. Aus welchem Grunde sollte er uns jetzt festhalten?"

„Aus gar keinem. Diese roten Halunken fragen eben gar nicht nach Gründen."

„Wartet es ab! Ihr werdet sehen, daß ich recht habe."

Niemand hatte auf dieses kurze, leise Gespräch geachtet. Die Navajos lagen gebunden auf der Erde; die Nijoras teilten sich in ihre Waffen. Mokaschi stand hoch aufgerichtet am Feuer und gebot: „Die Söhne der Navajos mögen mir sagen, welcher von ihnen ihr Anführer ist!"

„Ich bin es," antwortete der älteste.

„Wie ist dein Name?"

„Ich werde das ‚schnelle Roß' genannt."

„Dieser Name mag zutreffend sein. Auf der Flucht vor dem Feinde wirst du noch schneller als der Mustang der Prairie sein."

„Mokaschi, der Häuptling der Nijoras, lügt. Noch niemals hat ein Feind meinen Rücken zu sehen bekommen!"

„Du nennst meinen Namen; also kennst du mich?"

„Ja, ich habe dich gesehen. Du bist ein kluger und tapferer Krieger. Ich wollte, daß ich mit dir kämpfen dürfte. Dein Skalp würde dann an meinem Gürtel hangen."

„Meinen Skalp wird nie ein Feind besitzen, am allerwenigsten einer, wie du bist. Hat der große Geist euch denn ohne Gehirn erschaffen? Wißt ihr nicht, daß die Späher der Nijoras ebenso gegen euch unterwegs sind, wie ihr gegen sie? Welcher Kundschafter geht durch den Wald und über das Gras, ohne sich nach den Spuren seiner Feinde umzusehen? Ein kluger Späher trachtet vor allen Dingen darnach, verborgen zu bleiben; ihr aber brennt ein Feuer an, als ob es euch gerade darauf ankomme, uns herbeizulocken! Ihr werdet freilich nie wieder Gelegenheit haben, solche Fehler zu begehen, denn ihr werdet am Pfahle sterben und vorher so gemartert werden, daß vor Schmerzen eure Stimmen über alle Berge schallen."

Da antwortete das „schnelle Roß": „Martert uns! Wir werden als Krieger sterben, keinen Laut hören lassen und mit keiner Wimper zucken. Die Krieger der Navajos haben gelernt, die größten Schmerzen zu verachten. Was werdet ihr mit diesen Weißen thun?"

Als der Oelprinz diese Frage hörte, antwortete er: „Mokaschi, der edle und berühmte Häuptling wird uns freilassen."

Aber dieser edle und berühmte Häuptling fuhr ihn an: „Hund! Wer wurde gefragt, ich oder du? Wie kannst du es wagen, vor mir zu reden, noch ehe ich den Mund geöffnet habe!"

„Weil ich weiß, daß du das thun wirst, was ich gesagt habe."

„Was ich thun werde, wirst du bald erfahren. Einmal habe ich euch ziehen lassen, um euch zu zeigen, daß ich euch verachte; zweimal aber kann dies nicht geschehen. Ihr waret fünf Bleichgesichter. Wo sind die zwei, welche fehlen?"

„Tot," antwortete Grinley bedeutend kleinlauter als vorher.

„Tot? Wer hat sie getötet?"

„Wir."

„Warum?"

„Weil wir bemerkten, daß sie uns nach dem Leben trachteten. Sie wollten uns heimlich ermorden."

Mokaschi zog die Brauen erstaunt empor und rief aus: „Uff! Euch heimlich ermorden? Diese Leute! Wer hat euch diese Lüge gesagt?"

„Es ist keine Lüge, sondern Wahrheit. Sie sprachen miteinander, als sie glaubten, daß wir es nicht hörten; aber ich belauschte sie."

„Hund, das ist eine Lüge! Ich habe die Augen, die Gesichter dieser zwei Männer genau betrachtet; sie waren gute und ehrliche Menschen; ihr aber seid Mörder und Diebe, die man ausrotten muß wie wilde und giftige Tiere. Wo befinden sich ihre Leichen? Ich habe sie nicht gesehen."

„Im Wasser."

„Auch sah ich keine Spur von Blut. Also habt ihr sie nicht vorher getötet, ehe sie in das Wasser geworfen wurden?"

„Nein."

„So sind sie ersäuft worden?"

„Ja."

Es kostete dem Oelprinzen große Anstrengung, dieses Ja auszusprechen. Die Wirkung zeigte sich sofort: Der Häuptling versetzte ihm einen Fußtritt, spie ihm ins Gesicht und rief: „Ungeheuer, du scheußliches! Du bist kein Mensch, sondern ein Ungeziefer, und sollst eines Todes sterben, welcher deiner würdig ist. Seine Gefährten, die ihn nicht beleidigt haben, nicht nur zu erschlagen, sondern sogar zu ersäufen! Du bist hinterrücks über sie hergefallen, wie du auch Khasti-tine heimtückisch ermordet hast!"

Als das „schnelle Roß" dies hörte, richtete er sich auf, soweit seine Fesseln dies erlaubten, und sagte: „Welche Worte hat Mokaschi da gesprochen? Wer hat Khasti-tine ermordet?"

„Dieses Bleichgesicht, welches wagt, zu glauben, daß ich es freilassen werde."

„Uff! Der Elende sagte, die beiden Ersäuften seien die Mörder."

„Lüge! Er selbst hat sich gegen mich gerühmt, die beiden Späher der Navajos getötet zu haben. Der feige Schurke bebt nun vor Angst und schiebt die Schuld den zwei ehrlichen Männern zu, welche er ermordet hat. Diese zwei erschossenen Späher und die beiden ermordeten Bleichgesichter sollen fürchterlich gerächt werden, obgleich keiner von ihnen zu meinem Stamme gehört hat. Seht diese drei weißen Mörder vor euch liegen, ihr roten Krieger, sie werden Qualen erleiden müssen, ohne sterben zu können, und dann am Ende ersäuft werden, wie sie ihre Opfer auch ersäuft haben. Howgh; ich habe es gesagt!"

Er spie dem Oelprinzen nochmals in das Gesicht, gab Buttler und Poller je einen sehr kräftigen Fußtritt und wendete sich dann von ihnen ab.

Es wurde ein Bote fortgeschickt, welcher die Pferde holen mußte; als diese kamen, wurde getrocknetes Fleisch aus den Satteltaschen genommen und das Mahl gehalten. Die gefangenen Navajos bekamen auch zu essen; die drei Weißen aber erhielten keinen Bissen.

„Verteufelte Geschichte!" flüsterte Buttler seinem Stiefbruder zu. „Dieses Ersäufen bricht uns den Hals. Es wäre doch vielleicht besser gewesen, die Wahrheit zu sagen."

„Nein," antwortete der Oelprinz. „Die roten Kerls hätten den Bankier und den Deutschen befreit, ohne daß unsre Lage dadurch verbessert worden wäre. Vor allen Dingen wären wir um die Anweisung gekommen."

„Pshaw! Was nützt sie uns, wenn wir am Marterpfahle braten!"

„So weit ist es noch nicht."

„Wird aber so weit kommen! Hast ja gehört, was der Häuptling sagte!"

„Gesagt wird manches, was dann doch nicht zur Ausführung kommt."

„So hast du noch Hoffnung?"

„Natürlich! Befinde mich nicht zum erstenmal in einer solchen Klemme; bin immer mit einem blauen Auge davongekommen. Und selbst wenn ich an den Marterpfahl gebunden werde, halte ich noch immer die Hoffnung fest,

bis sie mir den Todesstoß versetzen. Es hat, wie du weißt, schon mancher am Pfahle gehangen und ist doch gerettet worden."

„Der hatte Freunde, die ihn befreiten; wen aber haben wir?"

„Hm!"

„Keinen Menschen, welcher um unsertwillen wagen würde, hier mit den Roten anzubinden. Wenn die Befreiung nicht uns selbst gelingt, so sind wir verloren."

Er hatte nur zu recht. Wenn sie es wert gewesen wären, Freunde zu besitzen, so hätten sie jetzt die Hilfe aus der Not viel, viel näher gehabt, als sie glauben oder auch nur ahnen konnten. Es waren Helfer da, nämlich Old Shatterhand und Winnetou. —

Diese beiden Männer waren seit dem Augenblicke, an welchem sie nach ihrem Zusammentreffen den Oelprinzen mit seinen Begleitern belauscht hatten, entschlossen gewesen, diesen fünf Männern nach dem Gloomy-water zu folgen. Dadurch aber, daß sie vorher nach dem Pueblo mußten, um die dortigen Gefangenen zu befreien, hatte Grinley einen Vorsprung von zwei Tagereisen bekommen. Eine dieser Tagereisen war diesem freilich dadurch verloren gegangen, daß er Buttler und Poller nach dem See vorausgeschickt hatte und einen ganzen Tag lang liegen geblieben war. Und die zweite Tagereise wurde beinahe dadurch wieder eingebracht, daß Winnetou und Old Shatterhand die besten Pferde der Puebloindianer mitgenommen hatten; der Ritt ging also schneller als sonst von statten. Ueberdies folgte man keineswegs den Spuren des Oelprinzen; Winnetou wußte einen Weg, welcher mit Umgehung verschiedener Terrainschwierigkeiten rascher an das Ziel führte, und so kam es, daß der Reitertrupp heute kurz vor Abend höchstens noch zwei Stunden zu reiten hatte, um den See zu erreichen. Das war eine Leistung, welche um so mehr anerkannt zu werden verdiente, als sich ja Frauen und Kinder dabei befanden.

Seit dem Pueblo bis hierher war man auf keine einzige Fährte getroffen. Jetzt aber vereinigten sich die Richtungen Old Shatterhands und des Oelprinzen. Da verstand es sich ganz von selbst, daß der erstere auf die Spur des letzteren treffen mußte. Dies geschah an einer Stelle, wo sie über eine Lichtung führte, welche mehr eine Waldwiese als eine Prairie zu nennen war. Man sah sie als ziemlich breite und gerade Linie über dieselbe gehen. Der Zug hielt an. Winnetou und Old Shatterhand stiegen von ihren Pferden, um diese Fährte anzusehen. Die andern blieben im Sattel sitzen; sie waren gewohnt, den beiden ebenso berühmten wie scharfsinnigen Männern den Vortritt zu lassen. Selbst Sam Hawkens, so erfahren und listig wie er war, pflegte sich erst dann der Sache anzunehmen, wenn er von den beiden dazu aufgefordert wurde.

Die Spur schien sehr schwer zu lesen zu sein, denn Old Shatterhand folgte ihr vorwärts, Winnetou schritt sie rückwärts ab, und es verging beinahe eine Viertelstunde, ehe sie wieder um- und zueinander zurückkehrten. Sie stießen gerade da, wo die Reiter hielten, wieder zusammen, so daß also die andern hörten, was sie sich mitzuteilen hatten.

„Was sagt mein roter Bruder zu dieser Spur?" fragte Old Shatterhand seinen Freund. „Ich habe noch selten eine Fährte gefunden, welche so schwer zu verstehen ist."

Winnetou blickte gerade vor sich hin, in die Luft hinein, als ob die Erklärung dort zu lesen sei, und antwortete mit der ihm eigenen Bestimmtheit, der man es stets anhörte, daß jede Täuschung ausgeschlossen sei: „Wir werden morgen dreierlei Menschen sehen: Bleichgesichter und Krieger von zwei roten Nationen."

„Ja, das meine ich auch. Die Roten werden Navajos und Nijoras sein. Diese drei Parteien befinden sich in diesem Augenblicke am Gloomy-water, um einander zu beschleichen."

„Mein weißer Bruder hat das richtige erraten, wie immer und stets. Erst sind hier fünf Pferde geritten; das waren die Bleichgesichter, denen wir folgen. Dann kam ein einzelner Reiter und später folgte ein Trupp, welcher wohl aus dreimal zehn Männern bestehen kann."

Nach diesen Worten blickte er nach Westen, um sich über den Stand der Sonne zu unterrichten, und fuhr dann fort: „Es wäre wohl vorteilhaft, noch heute das Gloomy-water zu erreichen; aber die Zeit ist zu kurz und die Gefahr dabei zu groß. Was sagt Old Shatterhand dazu?"

„Ich gebe dir recht. Ehe wir am Wasser ankämen, würde es Nacht sein, also zu spät, um noch etwas vornehmen zu können. Wir würden nichts sehen, dafür aber im Gegenteile von den Feinden bemerkt werden. Und schließlich ist zu bedenken, daß unser Trupp nicht nur aus Kriegern oder Männern zusammengesetzt ist."

„Sehr richtig! Wir können erst morgen früh, wenn es hell geworden ist, an das Wasser und werden also baldigst Lager machen."

„Wo?"

„Winnetou kennt einen Ort, welcher eine Stunde vom Gloomy-water entfernt ist. Dort kann man sogar ein Feuer anbrennen, welches weder gesehen noch gerochen werden kann. Meine Brüder mögen mir dorthin folgen!"

Damit war für ihn die Sache entschieden und geordnet; er ritt weiter, ohne sich umzusehen, ob die andern ihm auch folgten. Old Shatterhand aber blieb halten, denn er sah mit leisem Lächeln, daß die Westmänner jetzt von den Pferden stiegen, um nun auch ihrerseits die Fährte zu untersuchen. Es war jenes gutmütig-überlegene Lächeln, mit welchem zum Beispiel ein Klaviervirtuos die „berühmten" Klosterglocken oder das ebenso bekannte Gebet einer Jungfrau spielen hört.

Sie suchten hin und her, teilten sich leise ihre Meinungen mit und schienen nicht einig werden zu können. Da mahnte Old Shatterhand endlich: „Macht, daß ihr fertig werdet, Mesch'schurs! Winnetou ist schon weit fort und wird soeben dort im Wald verschwinden."

„Ja, Sir," antwortete Sam Hawkens, indem er sich kratzte, „ihr beide habt gut reden, ihr seid Meister;

unsereiner aber wird aus der Sache nicht so schnell klug wie ihr, wenn ich mich nicht irre."

„Was ist denn noch Unklares dabei?"

„Das von den zwei roten Parteien."

„Das ist doch sehr leicht zu ersehen."

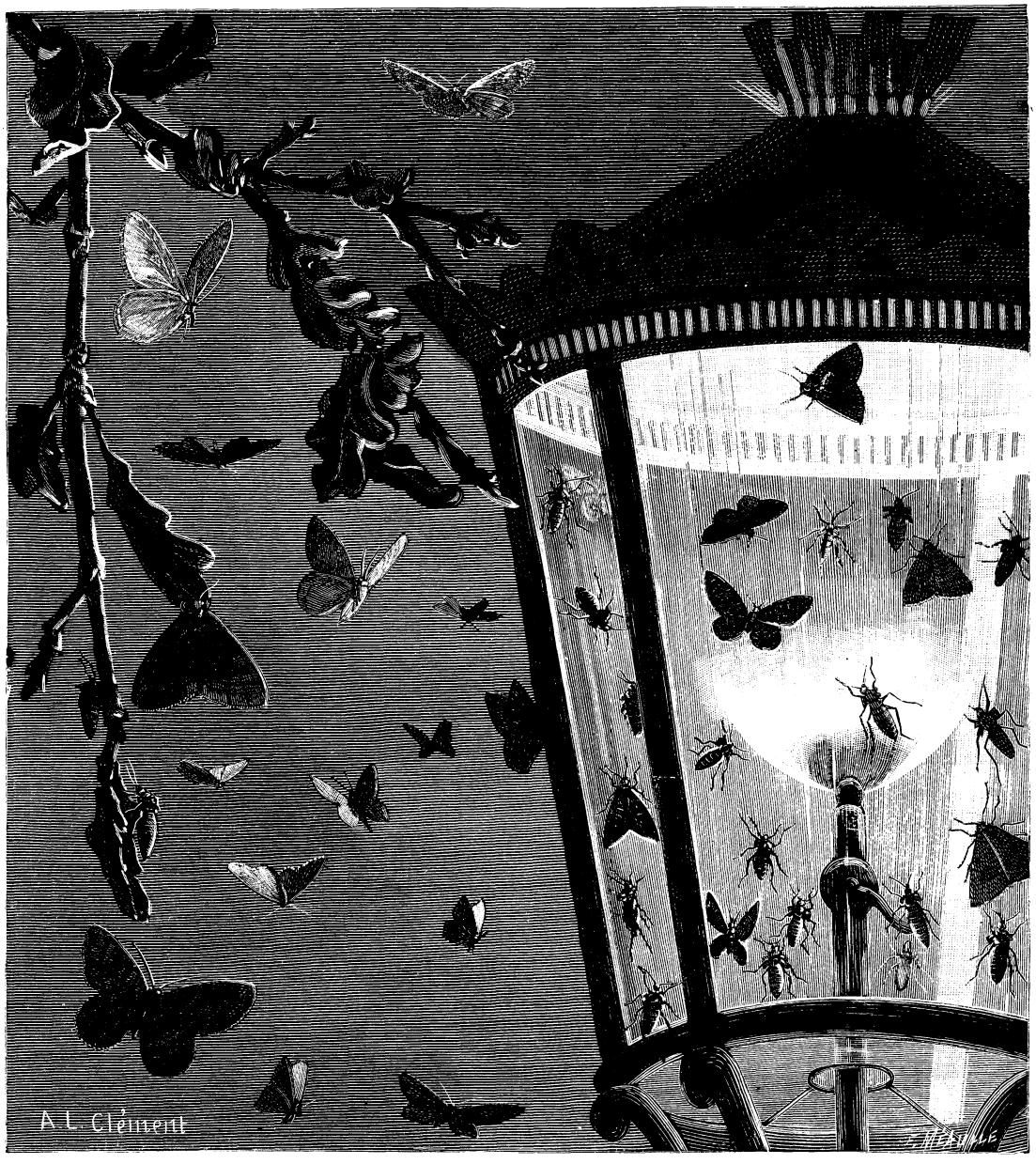
„Finde es nicht so leicht. Zuerst gab es fünf Reiter; das war natürlich der Oelprinz mit seinen Leuten. Zuletzt kamen ungefähr dreißig Pferde; die wurden von Indianern geritten. Das ist die eine Partei. Nicht?"

„Ja."

„Und die andre Partei?"

„Ist der einzelne Indianer, welcher den Weißen gefolgt ist."

„Kann der nicht zu den dreißig Roten gehören?"



Brennende Gaslaterne nächtlich von Insekten umschwärmt.

„Nein."

„Er kann doch von ihnen vorausgeschickt worden sein."

„Nein, denn in diesem Falle wäre er zu ihnen zurückgekehrt, um ihnen Nachricht zu bringen, was aber nicht geschehen ist. Wir wissen, daß der Tomahawk des Kampfes ausgegraben worden ist; wenn es in der hiesigen Gegend zum Streite kommt, so kann es nur zwischen den Nijoras und Navajos geschehen. Diese beiden Nationen senden vorher Kundschafter gegeneinander aus. Die dreißig Reiter, welche hier geritten sind, bilden einen Spähertrupp. Sie sind auf die Spur des einzelnen gestoßen, welcher sie dann folgten, um über seine Kameraden herzufallen."

„Kameraden? Sollte er welche haben?"

„Das versteht sich ganz von selbst. Keine kriegführende rote Nation schickt einen einzelnen Mann auf Kundschaft aus; die Späher gehen in Trupps; er hat sich aus irgend

einem Grunde von dem seinigen entfernt und kehrt jetzt zu ihm zurück. Sie verfolgen ihn."

„Und gerade auf der Spur der Weißen?"

„Warum nicht? Das kann sowohl Zufall als auch Absicht sein. Kein Späher darf eine Fährte, welche er findet, unberücksichtigt lassen; er muß ihr so weit folgen, bis er sich über sie klar geworden ist. Ich möchte sogar so kühn sein, zu bestimmen, welchen Stämmen diese Kundschafter angehören."

„Das kann ich ooch!" fiel da der Hobble-Frank eifrig ein.

„Wirklich?" fragte Old Shatterhand.

„Ja. Für unsereenen is es doch nich etwa schwer, zu beschtimmen, ob Herodot zu den Makkabäern oder Simson zu den Japanesen gehört hat."

„Schön; dann 'mal los!"

„Na, die dreißig sind Nijoras gewesen; der eene aber war een Navajo. Wenn das nich wahr is, will ich nich der berühmte Hobble-Frank sein."

„Und die Gründe zu dieser Annahme?"

„Die sind so klar wie meine Hutkrempe. Es ist doch erwiesen, daß die Navajos tapfer sind. Nich?"

„Ja."

„Tapferer wohl als die Nijoras?"

„Möglich."

„Na, was zeigt denn nu von größerer Tapferkeet? Wenn dreißig hier beisammen sind oder wenn een eenzelner sich ganz alleene in so eene gefährliche Gegend wagt?"

„Das letztere."

„Also! Er hat mehr gewagt als die andern; darum is er een Navajo und die andern sind Nijoras. Is das die richtige Guitarre oder nich?"

„Auch ich bin überzeugt, daß er ein Navajo ist und die dreißig Nijoras sind, doch aus andern Gründen. Es gibt aber keine Zeit, dieselben auseinanderzusetzen. Man sieht Winnetou schon nicht mehr. Machen wir, daß wir ihn einholen!"

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Die Sprache ist uns Gottesgabe;
Drum, deutsches Mädchen, deutscher Knabe,
Flick nicht mit fremden Lappen gar
Die deine, die so rein und klar!
Wer sich mit fremden Federn schmücket
Und sie zu sammeln gar sich bücket,
Der schändet an der Seele sich
Und macht sich dazu lächerlich!

* * *

Wer überflüss'ge Worte macht,
Auf den gib ja mit Sorgfalt acht,
Sein Redefluß soll das verdecken,
Was er will gern vor dir verstecken.

Pfingsten.

Zu keiner andern Festzeit des Jahres drängt es uns so hinaus ins Freie, als zu Pfingsten. „Pfingsten" — lautet das Wort mit seinem hellen I-Klang nicht selbst wie munterer Vogelgesang zwischen Laub und Blüten? Ja, Laub und Blüten wollen wir am Pfingstfeste mit eigenen Augen schauen, und munteren Vogelgesang wollen wir hören im Freien mit eigenen Ohren! Warum? Weil um Pfingsten die ganze Natur in ihrem reichsten Schmucke, in vollendeter Schönheit prangt. Zu Ostern traten kaum die ersten schüchternen Boten des Lenzes, wie die Lerche mit ihrem himmlischen Liede, wie das Schneeglöckchen, das Veilchen und die Primel, auf den sprießenden, knospenden Plan, und nicht selten auch feiern wir in unsern Breitengraden „weiße Ostern", d. h. Ostern in der Hülle des Schnees; Pfingsten aber ist unser voller „Maitag", das Fest der Blüte, sowohl im natürlichen, als auch — wie wir schon hier bemerken wollen — im religiösen Sinne.

Nun streut mit immer vollern Händen
Der Himmel seine Gaben aus,
Die Erde schmückt an allen Enden
Mit Blumenkränzen reich ihr Haus.

Den Nachtigallen lauschen Rosen,
Verströmend ihres Herzens Duft,
Melodisch tönt des Waldes Tosen
Und Klänge zittern durch die Luft.

Durch alle Herzen lodert wieder
Die heil'ge Glut so wundersam,
Wie einst, da auf die Zwölfe nieder
Der Geist in Feuerzungen kam.

Selbst diejenigen unter uns, die in dem „Steinhaufen" einer Großstadt eingeschlossen sind, erinnern sich um Pfingsten mit Wehmut daran, wie draußen in der freien Natur nun alles grünt und blüht und duftet, und sie pflegen, um einen Ersatz für die entbehrten Naturgenüsse zu haben, während der Festtage abgeschnittene grüne, balsamisch duftende Birkenbäumchen vor ihre Hausthüren und Fenster, auch vor ihre Stubenthüren zu stellen. Es ist dieses Grün nur ein ganz armseliges Stückchen aus der Frühjahrsherrlichkeit da draußen, aber es strömt Erfrischung, Anregung, Freude und Hoffnung von ihm aus. „Der Mai wird ins Haus gebracht", wie es in einem niederrheinischen Kinderliede heißt. Und nicht allein ins Haus, sondern auch ins Menschenherz. Die Birke heißt nach diesem Pfingstgebrauch auch Pfingstmaie oder Maienbaum, Wunnebaum oder Wonnebaum. Und fürwahr, mit dem lichten goldgrünen Laub über dem silberweißen Stamm ist sie das rechte, echte Frühlingswahrzeichen unsrer nördlichen Breiten! Die Pfingstmaie im hellen Sonnenstrahl darf als Seitenstück zu der Weihnachtstanne mit ihren Lichtern gelten. Die Weihnachtstanne, welche wir aus der erstarrten, in Schnee und Eis begrabenen Natur in unsre Wohnung tragen und aufs schönste schmücken, soll uns die Verheißung bieten, daß die Natur aus ihrem Todesschlafe erstehen wird, daß sich alles, alles wenden muß;

die Pfingstmaie aber ist die Erfüllung, die volle und freundliche Erfüllung dieser Verheißung.

Wohl dem, der die ganze Pracht und Herrlichkeit, wie sie zur Pfingstzeit aus den Werken der Schöpfung strahlt, im Freien selbst und tagtäglich genießen kann! „Pfingsten ist das Fest der Freude, das da feiern Wald und Heide.“ Mit der Zunahme des Lichtes und der Wärme hat sich das gesamte Naturleben reich entwickelt und geschmückt. Alle Gewächse kräftigen ihre Sprossen und Blätter, die im Frühjahr noch nicht vollendet und nur schwach entwickelt waren. Blüten auf Blüten öffnen sich, in Farben, die an tiefer Glut und leuchtender Kraft die zarteren Töne des Lenzes übertreffen. Wohlgerüche durchwürzen die Luft. Bunten Blumenteppichen gleichen die Wiesen, grünen Kuppelbauten die Wälder. Hoch emporgeschossen ist die Saat und verheißt eine glückliche und gesegnete Ernte. Die Tierwelt, durch die neue Brut vermehrt, zeigt sich in der größten Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit. Die ersten Früchte des Jahres reifen allerorts im Sonnenschein. Die ganze Natur gleicht einem zaubervollen Garten, über dem ein milder, freundlicher Himmel sich wölbt. Wer mit offenen Augen und Sinnen diesen Garten durchwandelt, dem ist die Natur ein Jungbrunnen nicht nur für den Körper, sondern auch für seinen unsterblichen Teil, vorausgesetzt, daß er sich über den Wellen zu halten vermag und nicht durch die Schöpfung vom Schöpfer sich scheiden läßt.

Pfingsten, sagten wir oben, ist das Fest der Blüte, nicht allein im natürlichen, sondern auch im religiösen Sinne. An den hohen Tagen der Pfingsten soll alles neugeboren sein aus Geist und Feuersflammen. Zu Weihnachten fiel das Samenkorn des Heiles auf die Erde; zu Ostern durchbrach der Keim triumphierend die Gruft, in der man ihn tot wähnte; zu Pfingsten öffnete sich der Blütenkelch der Heilesfrucht dem himmlischen Lichte. An Pfingsten feiern wir das Fest des heiligen Geistes, der über die Jünger des Herrn kam und sie befähigte zu der hohen Mission, das Christentum auszubreiten. Ihre Weisheit, ihre flammende Liebe zu Gott und den Mitmenschen, ihr Feuereifer und ihre Todesverachtung bei der Verkündigung des Evangeliums waren die Frucht des heiligen Geistes — des Geistes, der fortwirkt bis in unsre Zeit, und der fortwirken wird bis ans Ende der Welt. Durch den heiligen Geist wurde die Menschheit in einen blühenden Garten, gleich dem Pfingstgarten der Natur, umgewandelt, in welchem herrliche Blumen der Tugenden duften und kostbare Früchte reifen, die würdig sind, für das ewige Leben gesammelt zu werden.

Was Großes sich und Herrliches gestaltet
Im Lauf der Zeiten: die erhab'ne Kunst,
Die durch der Liebe Bund sich reich entfaltet,
Der Freiheit Sieg und der Gesittung Gunst —
Wir danken's jenem Geist, der sich ergossen
Am Pfingstfest auf die gläubigen Genossen.

Der Geist ist es, der lebendig macht. Wir sehen sein Wehen draußen versinnbildlicht in der herrlichen Gotteswelt — wir sollen ihn spüren in der eigenen Brust! Zu Erhabenem und Edlem soll er uns ermuntern, zu Werken der Bruder- und Nächstenliebe. Gottlob, daß auch in unsrer Zeit dieser Geist noch immer reiche Blüten treibt, daß trotz aller Selbstsucht in der Welt, trotz allen Kaltsinns, doch immer wieder Thaten der Hochherzigkeit und Selbstverleugnung geschehen, Thaten der Selbstlosigkeit und edelsten Selbstaufopferung!

Und daß diese Flamme edler Menschlichkeit nie erlischt, das ist ein Werk des Pfingstgeistes. „Siehe! Ich wirke neues,“ so spricht der Geist Gottes in unsern Tagen; „ich wirke neues, es keimt nun auf, ihr werdet's wohl erfahren; ich mache in der Wüste einen Weg und in der Einöde Ströme. Dies Volk habe ich mir gebildet, es wird mein Lob verkünden.“

Diesem Geiste aber eine Heimstätte in unsern Herzen zu bereiten, sei unsre Pfingstaufgabe!

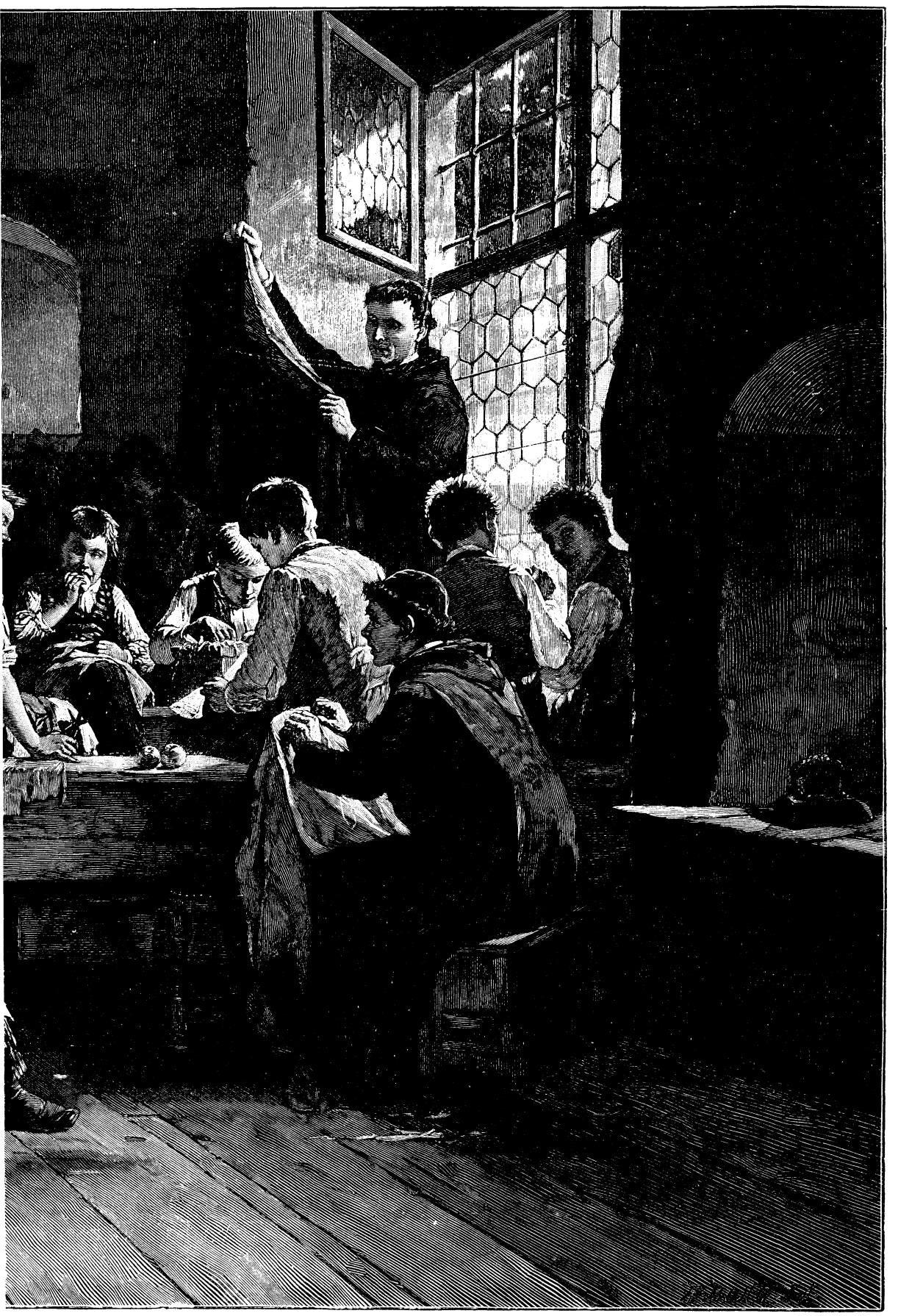
Geist! mit deinen sieben Flammen,
O, zerschmilz den spröden Stein,
Daß er ganz in dir zerfließe!
Mächtig über Fleisch und Bein
Schlage deine Glut zusammen,
Daß sie uns, von Schlacken rein,
In die rechten Formen gieße!

Der Einfluß des künstlichen Lichtes auf die Insekten.

Es ist eine ganz allgemein bekannte Thatsache, daß eine große Anzahl der nachts ihrer Beschäftigung nachgehenden Tiere durch einzeln brennende Laternen, Feuer u. s. w. angezogen werden. Ungeheure Mengen von Vögeln fliegen zur Zugzeit gegen die Glasscheiben der Leuchttürme, um dann betäubt ins Meer zu fallen und so umzukommen. Bekannt ist es auch, daß die Fische und Krebse durch den Schein eines am Ufer angezündeten Feuers angelockt und gefangen werden. Ungleich größer aber, als die Zahl der höher organisierten Tiere ist diejenige der nächtlich fliegenden Insekten, welche besonders einsam stehende Laternen umkreisen oder in das offene Fenster eines erleuchteten Zimmers fliegen. Die Insektensammler wissen diese Neigung der Insekten, dem Lichte zuzufliegen, für ihre Zwecke auszubeuten, indem sie eine recht hell brennende, an drei Seiten geschlossene Laterne im Freien aufstellen und dann die anfliegenden Insekten mit dem Netz oder der Fangflasche fortfangen. Welch ein Leben sich oft an einer einzeln stehenden Laterne abspielt, ist auf unsrem Bilde ersichtlich. Ganz besonders ist es das weiße Licht der elektrischen Bogenlampen, welches an günstigen Abenden eine ungeheure Menge Insekten herbeilockt. Aus allen Ordnungen finden wir Vertreter, die wir kurz erwähnen wollen.

Von den Schmetterlingen sind es vorzugsweise Spinner, Eulen und Spanner, auch Schwärmer. Der Totenkopf, Liguster-, Fichten- und Wolfsmilchschwärmer, die Pappel-, Kiefern- und Kupferglucke, der Ringelspinner, die gefährliche Nonne, die Weiden- und Wurzelbohrer, die Zahnspinner,

In der L



verkstatt.

Gabelschwänze, Goldafter, sowie eine große Anzahl Eulen, Spanner und Kleinfalter. Von Käfern: Der Maikäfer, (darunter der Marmormaikäfer in großen Scharen an den Leuchttürmen), der große Wasserkäfer, Leuchtkäfer und andre Arten. Viele Fliegen- und Mückenarten (Diptera), Ameisenjungfern, Frühlings- und Eintagsfliegen werden ebenfalls durch Licht angezogen. Dies wird zum Massenfang der letzteren ausgenützt. An den Ufern der Theiß erscheint die Eintagsfliege alljährlich zu Milliarden. Die Insekten werden durch große Feuer, welche auf besonders hergerichteten Herden angezündet sind, angelockt und fallen mit verbrannten Flügeln und Beinen auf die Herde, wo sie zusammengekehrt, getrocknet und dann unter dem Namen Weißwurm in den Handel gebracht werden. Der Weißwurm ist ein sehr geschätztes Futtermittel für insektenfressende Vögel und Aquarientiere.

Die Monate Juli und August sind für den Fang der Insekten am Licht die günstigsten, und wer von unsern lieben jungen Lesern seine Sammlungen bereichern will, möge nicht versäumen, einen meistens lohnenden Versuch dieser äußerst anregenden und unterhaltenden Fangweise zu unternehmen.

Goldfritz.

(Fortsetzung.)

Auf der Stiege kam ihm seine alte Wirtin entgegen. „Guten Morgen, Mutter Rosalie! Wo will Sie denn schon hin?"

Mutter Rosalie bemerkte kaum die gute Laune ihres Mietsherrn, als sie sogleich beschloß, das Eisen zu schmieden, solange es warm war. Sie faltete daher ihr eben noch vergnügtes Gesicht zum erbärmlichsten Ausdruck und jammerte: „Ach, der junge Herr hat gut singen und lustig sein — aber eine alte, einsame Wittib wie ich, hat nichts wie Sorgen und wieder Sorgen. Ich wollte eben zum jungen Herrn hinaufkommen und ihn bitten, doch das Mietgeld zu zahlen — der junge Herr hat's gewiß ganz vergessen — es ist schon seit drei Monaten stehen geblieben!"

„Rede Sie doch nicht solch dummes Zeug schon zum frühen Morgen! Sie hat mehr Geld als ich, Mutter Rosalie!"

„Ach, der junge Herr will immer spaßen — aber der junge Herr kann mir's glauben — ich habe schon die ganze Woche keinen Bissen Fleisch gehabt, mir ist ganz schwach von der kargen Kost — immer Brot, nichts als Brot!"

Fritz warf einen zweifelnden Blick auf die lamentierende behäbige Alte, die durchaus nicht aussah, als ob es ihr „schwach" wäre, griff aber dann doch in seinen Beutel und suchte zwei Goldstücke hervor.

„Hier, da hat Sie zwei Dukaten — mehr kann Sie aber jetzt nicht bekommen. Nun lasse Sie mich dafür ein halbes Jahr in Ruhe! Hole Sie sich aus meiner Stube eine Flasche Wein, der wird Sie stärken!"

Knixend nahm Mutter Rosalie die Dukaten in Empfang und barg sie hastig in der Tasche ihres faltigen Rockes, als fürchte sie, daß den Geber sein Thun am Ende gereuen könne, und mit einer Flut von Dankesworten trennte sie sich von ihrem Mietsherrn. Ja, er hatte wirklich seinen guten Tag! Eine Flasche Wein hatte er verschenkt — das war noch niemals dagewesen, solange er bei ihr wohnte! Die Alte freute sich ob ihres Scharfblickes, holte die Flasche aus Fritzens Stube und saß bald darauf vor einem saftigen geräucherten Schinken und fettgestrichenen Butterbröten, Herrlichkeiten, von deren Vorhandensein Fritz natürlich keine Ahnung gehabt hatte. „Ja, man muß eben die Menschen von der rechten Seite zu nehmen wissen! Und vor allem das, was man hat, braucht man den Leuten auch nicht zu sagen!" philosophierte Mutter Rosalie, die infolge des guten Frühstückes in eine sehr gehobene Stimmung kam.

Hätte sie ahnen können, daß sie ihren Mietsherrn nicht wiedersehen würde!

Fritz Böttcher war indessen vor die Stadt und dann ein wenig ins Grüne gegangen; die Zahlung seiner Schuld hatte seiner Stimmung diesmal durchaus keinen Abbruch gethan, und er wanderte wohlgemut waldeinwärts. Ringsum knospende und keimende Frühlingspracht, erstes Vogelgezwitscher in den Wipfeln und darüber weißblaues Himmelszelt, lachender Sonnenschein und sanftfächelnde Lenzesluft!

Dem jungen Alchimisten war die Natur noch nie so schön erschienen und noch nie hatte er sich so frei gefühlt, als an diesem Morgen. Er folgte immer weiter und weiter den Biegungen des schmalen Waldpfades und gelangte schließlich in ein benachbartes freundliches Dorf. Dort gefiel es ihm derart, zumal ein gutes Wirtshaus „am Wege stand", daß er den ganzen Tag dort blieb und erst am späten Nachmittag aufbrach, um der Einladung des Herrn v. Tschirnhausen Folge zu leisten. Während er so einsam seines Weges ging, stiegen allerhand leise Bedenken in ihm auf, und er fragte sich immer und immer wieder, ob es mit der Liebenswürdigkeit des fremden feinen Herrn nicht etwa einen Haken haben könne.

Immer aber wies er diese leisen Zweifel energisch zurück, vermochte es aber trotzdem nicht zu verhindern, daß ihm immer und immer wieder eine Stimme sagte: „Meide diesen Fremden." Fritz war ordentlich mißmutig darüber geworden, und als er endlich vor dem Quartier Tschirnhausens angelangt war, stand er thatsächlich einen Augenblick still, überlegend, ob er zu ihm gehen solle oder nicht.

„Ach was, heute gehe ich! Werde den Monsieur aber

ein wenig beobachten!“ sagte Fritz beinah halblaut vor sich hin, und kurz entschlossen schickte er sich an, zu den Zimmern seines so schnell gewonnenen Freundes und Gönners hinaufzusteigen.

Da fühlte er sich plötzlich von hinten am Rock gepackt, und als er überrascht zurückschaute, gewahrte er die Gestalt des kleinen, kugelrunden Wirtes, in dessen fleischigem Gesicht sich in drolliger Weise der Ausdruck schlauer Vorsicht mit dem der Furcht um den Vorrang stritten. Fritz wandelte beinah die Lust an, über den unbewußt komisch aussehenden Alten zu lachen, aber dieser legte den rechten Zeigefinger an den Mund und wisperte beschwörend: „Ach, junger Herr, kommt doch 'mal her zu mir — aber leise — um Gotteswillen leise!“

Halb widerstrebend, halb betroffen folgte Fritz endlich dem Rufe, und von dem Wirt einen schmalen Gang entlang und dann in einen dunklen Raum geschoben, fand er erst dort Zeit herauszupoltern: „Zum Kuckuck, Herr Wirt, denkt Ihr einen Fastnachtsscherz mit mir aufzuführen? Was soll's mit dieser Mummerei?“

„Aber so schreit doch nicht so, lieber Herr! Und hört mich doch erst ruhig an! Ihr seid in Gefahr — trauet dem Fremden oben nicht, der ist etwas andres, als er scheint!“

Der Wirt hatte indes Licht angezündet und den Riegel von innen vorgeschoben. Fritz stutzte und starrte seinem besorgten Gastwirt fragend und schier fassungslos ins Gesicht.

„Wisset Ihr das gewiß? Habt Ihr etwas Verdächtiges bemerkt?“

„Ja, etwas Bestimmtes kann ich Euch nicht sagen, aber heute früh hörte ich den Herrn v. Tschirnhausen sagen: ‚Wir werden nun bald abreisen — haltet euch bereit!‘“

„Und das ist alles?“ lachte Fritz gerade hinaus.

„Hm, das klang aber so merkwürdig, wie er das sagte. Und einer der Diener sagte darauf: ‚Das ist schneller gegangen, als wir gedacht!‘“

„Allerdings sehr verdächtige Aeußerungen!“ spottete Fritz Böttcher übermütig, der damit auch seine eigenen Bedenken mit Gewalt über Bord werfen wollte. „Habt Ihr noch mehr solcher Verdachtsgründe?“

„Nun, nehmt mir's nicht übel, junger Herr, aber es ist doch auch ein wenig auffallend, daß sich so ein feiner reicher Herr gleich so freundschaftlich zu Euch stellt, wo Ihr doch nur ein junger Student seid und — nehmt mir's nicht übel — auch nicht gerade den besten Leumund habt!“

„Daß Euch das Wetter ins Haus schlage, Grobian von einem Wirt!“ fuhr Fritz Böttcher auf und stieß den Degen klirrend auf den Boden. „Was ficht Euch an, mich so herauszufordern.“

„Nun, nun, nur nicht gleich so oben hinaus. Ihr wißt, ich habe Euch manches nachgesehen, und es ist manch Stücklein Kreide für Euch umsonst verschrieben worden. Aber ich wollt' Euch ja nur warnen, und nun will ich Euch noch eines sagen. Ihr seid ein hübscher junger Mann, und die Leute sagen auch ein gescheiter dazu, und doch bringet Ihr's zu nichts und lebet in den Tag hinein, als ob Euch der liebe Herrgott zeitlebens erhalten sollt! Da haben wir nun gestern zusammen gesprochen, der Herr Bürgermeister und der Apotheker, und will Euch der Apotheker in Stellung nehmen, damit Ihr ein ordentliches Auskommen habt — freilich müsset Ihr dann auch fleißig bei ihm arbeiten! Bedenket Euch, junger Herr, ehe Ihr Euch entscheidet! Wir sind alte, erfahrene Männer und meinen es gut mit Euch!“

Der Wirt hatte mit väterlichem Wohlwollen zu Fritz gesprochen, doch dieser stand mit verschränkten Armen und pfiff leise eine Melodie zwischen den Zähnen. Er war einer von den Sonntagskindern, denen das Wohlwollen der Leute unverdientermaßen in den Schoß fällt, und die darum denken, es könne eben gar nicht anders sein, und sich am Ende wohl gar noch aufspielen, als wäre ihnen die bewiesene Teilnahme eine Last. Fritz hörte mißmutig das Stellungsangebot mit an; ja, das wäre schon etwas für ihn gewesen, denn die Wittenberger Apotheke machte glänzende Geschäfte, und daß er einen guten Gehalt bekommen würde, dessen durfte er gewiß sein. Aber arbeiten — nein, das paßte ihm nicht! Wenn es ihm gerade die Laune eingab, ja dann wollte er schon fleißig sein, aber regelmäßig von früh bis abends schaffen, das war nicht nach seinem Sinn. Vielleicht hätte er aber dennoch zugeschlagen, wenn ihm nicht der Gastwirt eben erst vorher so gründlich die Wahrheit gesagt hätte. Der junge Alchimist vertrug aber nichts weniger, als ein offenes Wort, das ihm seine Fehler vorhielt. Aus dem anfangs nur unbeständigen Knaben war bereits ein arbeitsscheuer, genußsüchtiger Mensch geworden, der obendrein noch leicht empfindlich und reizbar war. Er übersah deshalb ganz die gute Absicht des Wirtes und hielt sich nur an den ihm gemachten Vorhalt, der nur zu gut getroffen hatte, und erwiderte grob: „Kümmert Euch doch gefälligst um Euch, Herr Wirt, es könnte Euch sonst passieren, daß die Wittenberger Studenten zu Eurem Konkurrenten drüben am Markte zum Früh- und Abendschoppen gehen! Was geht's Euch an, ob ich arbeite? Bloß neidisch seid ihr spießbürgerlichen Philister, daß euch Herr v. Tschirnhausen nicht auch auszeichnet! Nichts als Neid ist's von euch! Wahrhaftig, um mir Beleidigungen ins Gesicht zu schleudern, brauchtet Ihr mich nicht in diese finstere Stube zu locken! Solltet Euch schämen!“

Damit stürmte der unbedachte Hitzkopf zur Thüre hinaus und ließ den Wirt mit der bestürztesten Miene von der Welt stehen.

„Mein Gott, ich kann's nun nicht ändern! Er rennt ins Unglück! Und wir hatten es so gut gemeint.“ —

Fritz Böttcher sollte in späteren Jahren noch manches Mal an jene Unterredung zurückdenken; für den Augenblick freilich gab er keinem ruhigen Gedanken Raum, sondern den in ihm angeregten Verdacht gegen Tschirnhausens Freundschaft gewaltsam niederkämpfend, schritt er leichten Fußes zu den Zimmern seines Gönners empor. Er wurde mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit empfangen, und den gewandten Manieren Tschirnhausens gelang es im

Handumdrehen, die letzten Bedenken bei seinem leichtsinnigen Gaste zu verbannen. Es wurden vorzügliche Speisen zum Abendessen aufgetragen, edle Weine und launige Einfälle würzten das Mahl, und als man später in das angrenzende Zimmer ging, um ein Pfeiflein fremdländischen Tabakkrautes miteinander zu rauchen, war Fritz Böttcher bereits wieder ein ebenso sorgloser Bursche wie abends zuvor. Sein Wirt ließ im Laufe des Gespräches durchblicken, daß er selbst — natürlich bloß zum Vergnügen — sich einmal ziemlich eingehend mit der Alchimie beschäftigt habe und daß er aus jener Zeit auch noch etliches „Handwerkszeug" besitze.

„Was Ihr nicht saget!" rief Fritz arglos. „Habt Ihr etwas davon hier? Da könnten wir doch gleich zusammen experimentieren!"

Tschirnhausen lächelte und konnte nur schlecht seine geheime Freude verbergen. „Ich habe zufällig eine Menge Kram hier, der sich vielleicht zu chemischen Versuchen eignet, und wenn Ihr's sonst wollet, so lass' ich es meine Diener herbringen."

„Natürlich, ich bin dabei! Mir ist's allemal erst so recht wohl ums Herz, wenn es vor mir brodelt und dampft."

„Nun, so will ich Euch auch einmal zeigen, was ich kann! Viel ist's allerdings nicht!"

Ein Diener nahm den Befehl Tschirnhausens entgegen, und schneller als man füglich erwarten konnte, brachte die Dienerschaft eine überraschend reiche Auswahl von chemischen Präparaten, Hilfsmitteln und Kochvorrichtungen.

„Noch aus meiner Studentenzeit!" erklärte v. Tschirnhausen. „Will demnächst alles meinem Neffen schenken."

Fritz besah kopfschüttelnd die Phiolen und Büchschen und sagte endlich nachdenklich: „Ihr scheint mir ein weit besserer Alchimist zu sein, als Ihr vorgebt."

„Meint Ihr, junger Freund? Ihr schmeichelt mir wohl nur? Aber Ihr vergesset ja ganz das Trinken. Stoßt an: auf ein glückliches Gelingen unsrer Versuche!"

Damit goß Tschirnhausen seinem Gast von neuem das Glas voll schweren köstlichen Weines und Fritz stieß an und trank, als ob es der landwüchsige „Säuerling" wäre, den er für gewöhnlich zum Frühschoppen zu sich nahm, und doch war es ein edler Tropfen, in der Gegend der alten Kaiserstadt Worms gewachsen!

(Fortsetzung folgt.)

In der Klosterwerkstatt.

In den Jahrhunderten der Barbarei und Gesetzlosigkeit, welche die Schwelle des Mittelalters bezeichnen, waren die Klöster, namentlich die der Benediktiner, eine Wohlthat für die Menschheit. Sie schufen Wälder und Heiden in blühendes Ackerland um; sie gewährten dem Verfolgten und Bedrängten ein schützendes Obdach, einen Zufluchtsort; sie veredelten die rohen Gemüter durch Verkündigung des Evangeliums; sie legten durch ihre Schulanstalten in die Herzen der Jugend den Keim der Sittsamkeit und Bildung; sie bewahrten die Reste der klassischen Litteratur und die Elemente der Wissenschaft vor gänzlichem Verfall und Untergang. Viele Benediktinerklöster wurden die Pflanzschulen der Bildung, der Wissenschaften und Künste, so Tours, St. Gallen, Fulda, Hirschau, Reichenau, Weißenburg im Elsaß, Corvey in Westfalen u. a. m. Die wenigen Ueberreste der Heldendichtungen aus germanischer, skandinavischer und britischer Vorzeit verdanken wir vornehmlich dem Fleiß und Interesse der Mönche. Auch die theologische Wissenschaft flüchtete sich größtenteils in die stillen Klosterräume.

Mit Franz von Assisi beginnt eine neue Gestalt des Mönchtums, das ursprünglich eine fuga mundi, eine Flucht vor der Welt, gewesen war: es tritt wieder in die Welt zurück, aber es will nicht teil haben an ihren Sorgen, sondern für die dürftige Gabe, die es von Tag zu Tag erbettelt, ihr ewige Güter darbringen. Darum soll der Franziskaner gar nichts besitzen, die Armut soll ihm königliche Tugend sein; im steten Bedürfen, Empfangen und Geben soll sich die Demut, die Gottes- und die Menschenliebe bethätigen. Die Brüder bestehen aus Priestern und Laien, jene sollen zur Erbauung und sittlichen Veredelung des Volkes predigen, natürlich mit Genehmigung des betreffenden Bischofs; diese sollen getreu eine Handarbeit verrichten, daß sie den Müßiggang meiden, den Feind der Seele; alle sollen an Gütern arm, an Tugenden reich sein.

Wenngleich die Klöster in unsern Tagen nicht entfernt mehr die Bedeutung und Wichtigkeit haben, wie in den Tagen des Mittelalters, so läßt sich doch nicht leugnen, daß namentlich jene, die sich mit Werken christlicher Nächstenliebe, wie Krankenpflege, Unterricht, Pflege und Erziehung verwahrloster Knaben, befassen, heute noch viel Gutes stiften. Werfen wir z. B. einen Blick in den Laiensaal eines Franziskanerklosters. Die guten Brüder, drei an der Zahl, sind damit beschäftigt, Nadel, Zwirn und Schere zu führen, teils um die Schäden an der Gewandung ihrer Mitbrüder auszubessern — wie jene zwei auf der rechten Seite unsres Bildes —, teils eine völlig neue Gewandung zu schaffen — wie jener ehrwürdige Bruder, der links im Vordergrunde unsres Bildes sein mit der Brille bewaffnetes Auge sinnend auf dem Stoff ruhen läßt, in den er soeben den entscheidenden Schnitt gethan. Mit der Arbeit für ihr Kloster verbinden die Brüder aber noch einen höheren, idealeren Zweck: einer Anzahl armer Knaben, die ohne sie herrenlos auf der Gasse herumlaufen würden, zu allerlei losen oder gar schlechten Streichen aufgelegt, haben sie freie Lehre und Unterweisung im edlen Schneidergewerbe, das noch immer seinen Mann nährt, gewährt und dazu ihre eigene Werkstatt zur Verfügung gestellt. Da sitzt nun die Schar der Buben in der tiefen Fensternische, am Tische und auf dem Tische, hemdärmelig, über Lappen und Flicken gebeugt, mit denen sie zunächst ihre eigenen zerrissenen Kamisöler „versohlen". Das ist der erste Schritt auf der Stufenleiter der edlen Schneiderkunst, das weitere wird sich an der Hand der guten Brüder schon finden. Auf daß aber mit dem Nützlichen auch das Angenehme verbunden sei,

tritt der alte freundliche Bruder Gärtner mit einem Korbe voll rotbackiger Aepfel und goldgelber Birnen in die Werkstatt und teilt eine Portion der Früchte unter „seine Jungen“ aus. Hei, wie schnell die gesunden weißen Zähne in die köstlichen Gaben fahren! „Wir können ja gleich Frühstück halten,“ sagt der am Fenster stehende Bruder, der soeben mit kritischem Auge eine fertige Naht überblickt hat; „Fritz, schneide Brot!“ Und Fritz läßt sich das nicht zweimal sagen. Mit dem Bewußtsein seiner Würde als „Baumeister“ (wie man den Brotschneider nennt), mit dem ganzen Behagen einer stets eßlustigen Jugend, säbelt er fingerdicke Schnitten von dem schönen grauen Brote ab, das als „Klosterbrot“ weit und breit berühmt ist. In diesem Augenblick fällt ein Sonnenstrahl durch das Rautenfenster und vergoldet das ganze gemütliche Bild — all diese guten, ehrwürdigen Brüder und all diese armen Knaben, denen der Aufenthalt in der Klosterwerkstatt selber ein Lichtblick ist in ihrem trüben Dasein.

Beim Frühstück.

Tigerfütterung.

Unser Bild, ist es nicht recht drollig und gemütlich? Es entbehrt aber, wie sich leicht denken läßt, keineswegs der Kehrseite. Die Tigerkatze, die wir dort auf dem Schoße des Hindu so eifrig an der Kinderflasche saugen sehen, gehört nämlich jetzt zu den erwachsenen Exemplaren des Londoner Zoologischen Gartens und würde sich hübsch bedanken, wenn man ihr mit Milchsuppen aufwarten wollte. Fleisch ist ihre Losung, von dem sie auch nicht ein einziges Knöchelchen übrig läßt Im Gegenteil scheint sie die Knochen, die wir, in der Regel noch mit daranhaftenden Fleischteilen, auf dem Teller liegen lassen, ganz besonders zu lieben. Am Knochen sitzt ja das beste; außerdem enthalten sie Mark und Säfte, und endlich scheinen sie, für Raubtiere wenigstens, ein Verdauungsmittel zu sein.

Dieser junge Tigersprößling wurde von englischen Jägern, welche die Mutter erschossen hatten, gefangen und einem Hindu zur Pflege übergeben. Als die Engländer kurz darauf nach ihrer Heimat zurückkehrten, nahmen sie beide, Wärter und Pflegling, mit, welch letzterer ganz zahm wurde und auf der Ueberfahrt von allen Passagieren gehätschelt wurde, was ihm nicht wenig zu behagen schien. In England angekommen, spielte er mit den Kindern im Garten herum. Bald aber trat eine merkwürdige Veränderung mit ihm ein. Er verlor seine Munterkeit, schien sich zu langweilen oder zu grämen, kurz, es fehlte ihm etwas, so daß der Eigentümer sich bewogen fühlte, einige tierärztliche Autoritäten zu Rate zu ziehen. Diese erklärten, die Ursache liege an der Nahrung. Milch sage dem angehenden Knochenzermalmer nicht mehr zu, sie verordneten daher Fleischsaft. Bei dieser neuen „Diät“ erholte sich der junge Tiger zusehends und man konnte ihm bald auch Stückchen Fleisch verabfolgen. Da hiermit aber selbst-

redend auch die Raubtiernatur erwachte, fand der Eigentümer es bald geraten, das Katzenvieh von den Kindern zu entfernen. Es fand in dem Direktor des Londoner Zoologischen Gartens einen Liebhaber und bildet nun eines der Prachtexemplare dieses Etablissements, das von allen derartigen wohl mit den ersten Rang einnimmt.

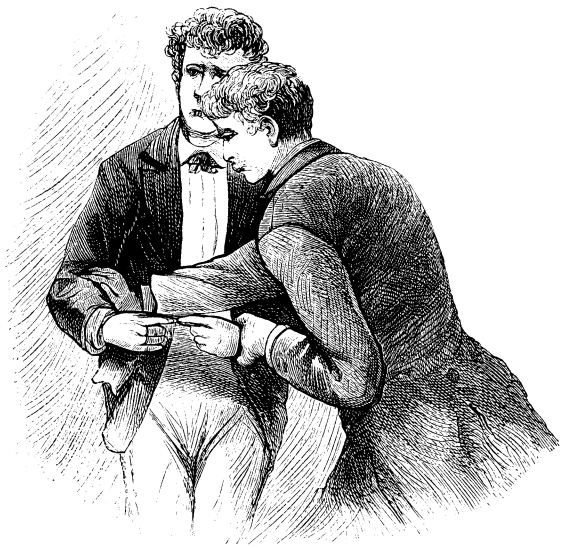
Chemische Nebel.

Wenn die Gase, welche starke Salzsäure und Salmiakgeist (Ammoniakflüssigkeit) schon bei gewöhnlicher Temperatur entwickeln, zusammentreffen, so bildet sich Chlorammonium oder Salmiak. Auf dieser Thatsache beruht nun der folgende leicht auszuführende Versuch. Man bringe in ein Trinkglas etwas Salzsäure, in ein zweites, gleich großes, Salmiakgeist, schwenke beide Gläser mit den betreffenden Flüssigkeiten gut aus und lasse den Rest der Flüssigkeit, welche nicht an den Glaswandungen hängen geblieben, ausfließen, so daß dieselben leer erscheinen. Beide Gläser, welche man in einiger Entfernung voneinander aufgestellt hat, zeige man vor und behaupte, daß sie vollständig leer seien, daß man es aber dennoch in der Gewalt habe, den Gläsern einen Rauch oder einen Nebel entsteigen zu lassen. Nachdem sich alle überzeugt haben, daß die Gläser wirklich leer sind, bringe man ihre Mündungen so zusammen, daß diese sich vollständig decken. Entfernt man nun nach wenigen Augenblicken die Gläser wieder voneinander, so entsteigt jedem Glase eine dichte weiße Wolke, ein Salmiaknebel zum Erstaunen aller, die nicht wissen, wie es zugeht.

Die magnetisierten Finger.

Mit keinem Worte wird von Taschenspielern und Kunststückmachern so vieles erklärt oder vielmehr verdunkelt, als mit dem Worte magnetisch. Es wird deshalb auch keiner unsrer Leser trotz unsrer Ueberschrift wohl glauben, daß es sich hier wirklich um magnetisierte Finger handele, so wenig es mit den sogenannten magnetischen Damen seine Richtigkeit hat. Der Grund dafür, daß eine stärkere Kraft zuweilen eine schwächere nicht zu überwinden vermag, liegt vielmehr einfach in der Thatsache, daß das Moment einer Kraft außer von ihrer eigenen Größe auch von der ihres Hebelarmes abhängig ist und daß daher leicht eine große Kraft an einem kleinen Arme weniger leisten kann als eine kleine Kraft, die an einem sehr langen Arme wirkt.

So ist es auch in unserm Falle. Man biege die Arme vor der Brust derartig gegeneinander, daß bei halb geschlossenen Händen die beiden Zeigefinger sich nahe gegenüber stehen. Nun mag man von einem Gehilfen sich die Arme angeblich magnetisch streichen lassen und nähere dabei die Finger einander, bis sie sich berühren, worauf man ihre Spitzen fest gegeneinander drückt. Jetzt fordere man jemand aus der Gesellschaft auf, die beiden Arme an den Handgelenken zu fassen; er solle versuchen, sie so auseinanderzuziehen, wobei nur verboten werden muß, ruckweise zu verfahren. Er wird es trotz größter Anstrengung nicht dahin bringen, daß die sich berührenden Zeigefinger voneinander getrennt werden.



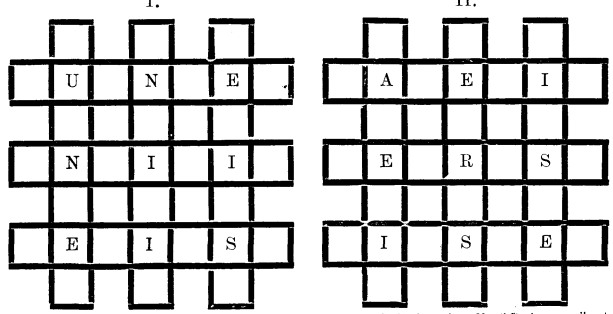
Die magnetisierten Finger.

Ebenso kann man den Arm steif und gerade von sich strecken und auffordern, es solle ihn jemand im Ellenbogengelenk biegen. Er wird es nicht fertig bringen, wenn man entsprechenden Widerstand entgegensetzt.

Rätsel.

Die erste stehet alle Tage
Bei dir im Dienst, doch ohne Sold,
Versetzt die Zweite in die Lage,
Daß sie bergauf und abwärts rollt
Mit ihrer Last auf steiler Dritten.
Auf Ganzem fährst du, unbestritten,
Sehr gern hinan die steilen Höhen,
Um weit ins Land hinein zu sehen.

Ergänzungsaufgabe.



In die leeren Felder der beiden Figuren soll je ein Buchstabe ergänzt werden, so daß in jeder derselben drei Pflanzennamen entstehen, welche sowohl in den wagrechten, als auch in den senkrechten Leisten gelesen werden können.

Dabei kommen folgende Buchstaben zur Verwendung:
in I: d, d, d, d, e, e, e, e, e, e, e, e, l, l, l, l, m, m, q, q, s, s, v, v;
in II: e, e, e, e, e, e, g, g, f, f, l, l, m, m, n, n, o, o, r, r, s, s, t, t.

Auflösung des Homonyms auf Seite 448.

„Atlas."

Auflösung des Logogriphs auf Seite 448.

„Göttingen."

Auflösung des Rätseldistichons für Lateiner auf Seite 448.

„Fulmen, Flumen."

Auflösung des Anagramms auf Seite 448.

„Oberst, Borste."

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 34.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Die Westmänner stiegen wieder auf und ritten im Trabe weiter, bis sie den Apachen erreichten. Noch ehe die Sonne ganz verschwunden war, lenkte dieser links von der Fährte ab, in den Wald hinein, wo sie bald an eine Bodenvertiefung kamen, als ob hier ein Schacht, ein Stollen zusammengestürzt sei. Er zeigte hinab und sagte: „Da unten werden wir lagern. Stellen wir hier oben eine Wache her, so dürfen wir unten ein Feuer anzünden, ohne daß ein Feind uns zu entdecken vermag.“

Es ging nicht sehr steil zur Tiefe, so daß die Pferde unschwer hinabgeführt werden konnten. Sie fanden an den Zweigen der dort stehenden Büsche genug Futter für die Nacht. Oben blieb ein Wächter stehen, und unten wurde ein Feuer angezündet, an welchem das Abendessen bereitet wurde.

Der Gegenstand des Gespräches war natürlich der morgende Tag, doch wurde dasselbe nicht lange fortgeführt, weil nach dem langen Ritte alle so ermüdet waren, daß sie sich sehr bald niederlegten. Ehe Old Shatterhand und Winnetou dies thaten, hatten sie noch eine kurze Verständigung. Der erstere sagte: „Es ist möglich, daß es morgen zu einem Kampfe kommt, bei welchem wir die Frauen und Kinder nicht gefährden dürfen, auch möchte ich die Auswanderer nicht dabei haben. Sie sind unerfahren und würden uns nur hinderlich sein. Wollen wir sie nicht lieber hier zurücklassen? Der Ort ist sicher und eignet sich sehr gut zum Verstecke.“

„Für den Fall eines Kampfes hat mein Bruder recht. Aber wie nun, wenn wir das Gloomywater schnell verlassen müssen? Vielleicht bleibt uns keine Zeit, hierher zurückzukehren und diese Leute zu holen.“

„Hm, ja! Es steht allerdings zu erwarten, daß wir uns beeilen müssen. Ich befürchte, daß die Indsmen die fünf Weißen gefangen nehmen.“

„Winnetou denkt, daß dies schon geschehen ist.“

„Dann müßten wir aber denn doch schnell hinterher sein, um dieselben zu be-

> Du schwankst? — Was deinem Fleisch und Blut
> Am schwersten fällt, am weh'sten thut,
> Das ist in Zweifelfällen gut.
>
> Wilhelm Fischer.

... Hobble Frank hielt inne, besann sich einige Augenblicke, schlug sich dann mit der Hand an die Stirn und rief aus: „Jetzt habe ich endlich den Ochsen bei den Hörnern erwischt! Jetzt begreife ich's?“ ...

befreien. Wären wir gezwungen, vorher hierher zurückzukehren, so würden wir eine kostbare Zeit versäumen. Aber es ist auch gefährlich, mit den Frauen und Kindern so stracks nach dem See zu gehen."

„Es gibt nur ein Mittel, diese Gefahr zu vermeiden und doch nicht die Zeit zu versäumen."

„Ich weiß es. Es muß einer von uns beiden sehr zeitig voranreiten, um die Gegend des ‚dunklen Wassers' auszuspähen."

„So ist es," nickte Winnetou.

„Wer soll es thun? Ich bin gern bereit dazu."

„Nein; ich werde dies thun. Mein Bruder Old Shatterhand muß hier bleiben, weil er mit diesen Leuten besser verkehren kann als ich. Winnetou ist ein Krieger; er wird diese weißen Squaws und Babies beschützen, weil er es versprochen hat, aber ihnen mit Worten die Zeit zu vertreiben, dazu fehlt ihm das Geschick. Ich werde fortreiten, noch ehe es ganz Tag geworden ist. Mein Bruder mag mir dann mit den andern langsam nachkommen. Er braucht nur meiner Spur zu folgen, so wird er, falls Gefahr vorhanden ist, meine Warnungszeichen finden, oder ich komme auch selbst zurück."

Dabei blieb es. Als Old Shatterhand am nächsten Morgen erwachte, war der Apache fort. Nach vielleicht einer Stunde wurde aufgebrochen. Die Westmänner untersuchten ihre Waffen, ob dieselben in gutem Zustande waren, doch hüteten sie sich wohl, den Auswanderern zu sagen, daß der heutige Ritt vielleicht ein gefährlicher sei; dieselben wurden nur angehalten, die tiefste Stille zu bewahren.

Winnetou hatte dafür gesorgt, daß seine Fährte leicht zu erkennen war. Man folgte derselben langsam, um ihm die zum Spähen erforderliche Zeit zu lassen, und hatte darum die Gegend des Sees erst nach fast zwei Stunden erreicht. Da sah man ihn geritten kommen.

„Alle Wetter, das ist kein gutes Zeichen!" sagte Sam Hawkens.

„Und ich denke grad das kongruente Gegenteel," erklärte der Hobble-Frank. „Er wird uns sagen, wie die Sache schteht; da wissen wir nachher, woran wir sind mit dem neuen Klavier. Käme er nich, da würden unsre Köppe in ihren unklaren Dimensionen schtecken bleiben."

„Nein. Stände es gut, so würde er am See auf uns warten."

„Schtreite nur nich so, alter Waschbär! Wir werden gleich erfahren, was richtig is, ob Connewitz oder ob Schtötteritz."

Jetzt war der Apache angekommen. Der Zug hielt an und Winnetou erklärte: „Ich kehre nicht zurück, weil eine Gefahr vorhanden ist; sie ist vorüber; ich komme nur, weil es für mich jetzt nichts mehr zu thun gab. Meine Brüder mögen mir folgen!"

Als einige sich an ihn machten, um ihn auszufragen, sagte er: „Winnetou wird an Ort und Stelle reden, aber nicht vorher."

Man ritt weiter. Die Fährte derer, welche gestern hier geritten waren, war stellenweise noch ziemlich deutlich zu sehen; nur da, wo es steinigen Boden gab, bedurfte es eines Auges wie dasjenige des Apachen, sie noch zu erkennen. So wurde der Eingang der Schlucht erreicht, welche zum See führte. Da hielt Winnetou an und berichtete: „Durch diese kurze Schlucht muß man reiten, um nach dem Gloomy-water zu gelangen. Winnetou hat erforscht, was gestern hier geschehen ist."

Er deutete nach der Höhe des Berges und fuhr fort: „Da oben haben sieben Kundschafter der Navajos kampiert. Der achte, welcher zu ihnen gehörte, ist der einzelne Reiter, dessen Spur wir gestern gesehen haben. Er ist hinter den Weißen her und hat, als sie sich am See befanden, seine sieben Krieger herbeigeholt, um sie zu überfallen."

„Ist das geschehen?" fragte Hawkens.

„Ja. Die Weißen sind überwältigt worden. Aber inzwischen sind die dreißig Nijoras gekommen und haben sich hier hinter den Bäumen versteckt. Meine Brüder können die Spuren derselben noch ganz deutlich sehen. Sie haben gewartet, bis die Navajos mit den weißen Gefangenen vom See zurückkehrten und sind ihnen dann gefolgt."

„Um sie zu überfallen?"

„Ja."

„Warum thaten sie das nicht gleich hier? Diese Stelle ist wie geschaffen zu einem Ueberfalle."

„Winnetou hat darüber nachgedacht, ohne aber die richtige Antwort zu finden. Vielleicht entdecken wir später den Grund, weshalb die Nijoras noch gewartet haben. Die Navajos sind mit ihren Gefangenen da links in den Wald hinein bis zu einer Stelle, an welcher es Wasser gibt. Dort lagerten sie sich und dort wurden sie von den Nijoras angegriffen."

„Also hat es Kampf und Blut gegeben?"

„Von Blut hat mein Auge keinen Tropfen entdecken können und ein wirklicher Kampf hat auch nicht stattgefunden. Die Navajos sind so überrascht gewesen, daß sie wohl gebunden worden sind, ehe sie an Widerstand gedacht haben."

„Pfui Schande!" rief da der Hobble-Frank aus. „Und ich habe diese Feiglinge tapfere Leute genannt! Wenn ich gewußt hätte, daß sie sich so mir nischt und dir ooch nischt bei den Haaren ergreifen lassen, da hätte ich ihnen eenen ganz andern Namen gegeben. Wer sich fangen läßt, ohne sich ooch nur zur Wehre zu setzen, der hat sich für alle Zeit um meine ganze konvexe Hochachtung gebracht!"

Winnetou beachtete diese in deutscher Sprache vorgebrachte Rede nicht; er fuhr in seiner Erklärung fort: „Die Navajos und die Weißen befinden sich also in der Gewalt der Nijoras. Diese sind während der Nacht an derselben Stelle lagern geblieben und am Morgen mit ihren Gefangenen fortgeritten."

„Wohin?" fragte Sam Hawkens.

„Das weiß ich nicht. Ich habe ihrer Spur nicht folgen können, weil ich ja auf euch warten mußte."

„Wir müssen ihnen nach! Es handelt sich nicht um den Oelprinzen und die beiden Kerls, welche bei ihm sind.

Die mögen meinetwegen skalpiert werden. Aber der Bankier und sein Buchhalter müssen befreit werden. Mir ist nur eins unerklärlich: Am See gibt es doch Wasser und Futter genug für die Pferde. Warum sind die Roten nicht dort geblieben? Warum haben sie da im Walde gelagert, wenn ich mich nicht irre?"

Old Shatterhand hatte bis jetzt noch nichts gesagt, sondern seine Aufmerksamkeit neben den Erklärungen des Apachen auch dem seichten Abflußwässerchen zugewendet, welches aus der Schlucht gerieselt kam. Jetzt, bei Sams letzten Worten, deutete er auf dieses Wasser und antwortete: „Mir scheint, daß hier die Erklärung fließt?"

„Wieso?"

„Riecht ihr denn nichts? Betrachtet doch das Wasser! Es schwimmen ölige Augen darauf."

Jetzt blickten alle zu dem Bächlein nieder, sogen die Luft ein und fanden, daß dieselbe nach Petroleum roch.

„Hat mein Bruder etwa Oel im See gesehen?" fragte Old Shatterhand den Apachen.

„Ja," nickte dieser.

„So hat der Oelprinz das ausgeführt, was wir belauschten. Reiten wir hinein. Ich muß sehen, wie es steht."

„Aber dabei verlieren wir Zeit," warf Sam Hawkens ein. „Wir wollen doch den Nijoras nach!"

„Die entgehen uns nicht. Die werden durch die Gefangenen aufgehalten. Wir holen sie jedenfalls noch rechtzeitig ein. Jetzt vor allen Dingen will ich das Gloomywater sehen."

Er lenkte sein Pferd nach der Schlucht und die andern folgten ihm. Der Petroleumgeruch wurde von Schritt zu Schritt stärker, bis sie den See vor sich liegen sahen. Der Anblick desselben wirkte so, daß alle ihre Augen wortlos auf die dunkle, unheimliche Fläche richteten. Nur bei einer Person war die Wirkung eine entgegengesetzte, nämlich bei Frau Rosalie Ebersbach. Als diese den See erblickte, stieß sie einen Ruf des Erstaunens aus, rutschte von ihrem Pferde herab, eilte an das Ufer, hielt einen Finger in das Wasser, besah und beroch denselben und rief aus: „Dunner Sachsen, is das eene großartige Entdeckung! Herr Hobble-Frank, riechen Sie doch gleich 'mal da an meinen Finger! Schpüren Sie, was das is?"

Sie hielt ihm den Finger unter die Nase. Er zog den Kopf zurück und antwortete: „Lassen Sie mich mit Ihrem Spitz- und Zeigefinger in Ruhe! Den brauch' ich nich, um zu erfahren, woran ich bin. Wenn ich 'was riechen will, schtecke ich die Nase da in den See. Da habe ich die Petroleumwonne aus der erschten Hand."

„Also Sie geben ooch zu, daß es Petroleum is?"

„Natürlich! Oder denken Sie etwa, daß ich es für Himbeerlikör halte? Da kennen Sie meine Nase schlecht; die is oft feiner, als ich selber bin."

„Aber so eene Menge, so eene Menge!" rief sie, noch immer ganz fassungslos. „Ich hab' freilich schon gehört, daß das Petroleum in Amerika aus der Erde geloofen kommt, hab's aber nich gegloobt. Nu aber liegt's vor meinen eegenen und leibhaftigen Oogen. Ich bleibe hier; ich bleibe hier; mich bringt keen Mensch von dieser Schtelle fort."

„So? Was wollen Sie denn da?"

„Ich fange eenen Petroleumhandel an. Da is ja een Geschäft zu machen, wie es gar nich größer sein kann. Hier kostet das Oel nich eenen Pfennig und drüben in Sachsen muß man fürs Liter beinahe zwee Groschen bezahlen. Es bleibt dabei: ich laß mich hier nieder und handle mit Petroleum!"

Sie schlug die Hände sehr energisch zusammen, ein Zeichen, daß dieser Entschluß ein unerschütterlicher sei. Frank antwortete lachend: „Schön! Setzen Sie sich immer in den Besitz dieser schönen Gegend! Aber gleich schon am erschten Tage kommen die Indianer und roofen Ihnen die Haare alle eenzeln aus. Denken Sie denn, Sie können sich hier so gemütlich niederlassen wie derheeme off den Großvaterschtuhl oder off die Ofenbank? Handeln wollen Sie? Wer kooft Ihnen hier was ab? Wovon leben Sie? Und wonach riechen Sie? Wenn Sie nur drei Tage lang hier sitzen bleiben, hat Ihre ganze komparative Persönlichkeet eenen Duft angenommen, den Sie mit dem ganzen transatlantischen Ozean nich nunterwaschen können."

Diese Warnung hatte den Erfolg, daß Frau Rosalie ein bedenkliches Gesicht machte und sich ihrem Manne zuwandte, um dessen Meinung zu hören. Die andern hatten sich indessen von ihrem Staunen erholt; sie knieten am Ufer, untersuchten das Oel und teilten sich in lauten Ausrufen ihre Bemerkungen mit. Am ruhigsten waren selbstverständlich Winnetou und Old Shatterhand. Sie hatten sich von den andern entfernt, um einen Gang um den See zu machen und die Ufer desselben genauer abzusuchen, als es vorher von dem Apachen hatte geschehen können.

Derjenige, auf welchen diese Petroleummasse den größten Eindruck machte, war der Kantor. Die andern waren schon längst von ihrem Staunen zurückgekommen, da stand er noch immer da und starrte mit weitgeöffneten Augen und ebenso offenstehendem Munde auf das Wasser. Als der Hobble-Frank dies bemerkte, trat er zu ihm, gab ihm einen Klaps auf den Rücken und sagte: „Ihnen is wohl der ganze menschliche Verschtand schtehen geblieben? Fassen Sie sich! Nehmen Sie sich zusammen und erinnern Sie sich daran, daß so een See voll Kaffee viel besser schmecken würde, als seine jetzigen Inhaltsbeschtandteele! Wahrhaftig, Sie scheinen Ihre ganze Mutterschprache verloren zu haben! Wenn Sie nich reden können, so versuchen Sie wenigstens, einige Töne zu singen, Herr Kantor!"

Da kehrte dem musikalischen Herrn die Sprachfähigkeit zurück. Er holte tief, tief Atem und antwortete: „Kantor emeritus, wenn ich bitten darf, Herr Franke! Ich fühle mich ganz grandios berührt. Es ist ein ganz unbeschreiblicher Anblick. Mich überkommt ein Gedanke, ein Gedanke, ebenso grandios und unbeschreiblich wie dieser See, sage ich Ihnen."

„Welcher Gedanke, Herr Emeritikus?"

„Emeritus, lieber Freund. Sie haben eine Silbe zu viel.“

„Wie? Was? Eene Silbe hätte ich zu viel? Eene ganze Silbe? Wer Ihnen das weiß gemacht hat, der hat das A-B-C noch nich im Koppe. Ehe ich eene Silbe zu viel ausschpreche, gehn eher Sonne, Mond und Schterne zu Grunde. Ich habe mein Silbenmaß schtets bei mir; es is mir angeboren. Ich mach's ganz so wie die Pflaumenhändler: ich laß eher eene weg, als daß ich eene zu viel gebe; darauf können Sie sich verlassen. Das wollte ich nur so nebenbei bemerkt haben. Die Hauptsache war der grandezzioſe Gedanke, der Ihnen gekommen is. Darf ich den erfahren?“

„Ja, Ihnen will ich ihn mitteilen, vorausgesetzt, daß Sie es nicht ausplaudern.“

„O, was das betrifft, so dürfen Sie meiner größten und verschwiegensten Dislokation versichert sein. Is dieser Gedanke so een großes Geheimnis?“

„Außerordentlich! Wenn ein andrer Komponist ihn erführe, er würde ihn sofort für sich verarbeiten. Sie wissen doch von meiner Heldenoper? Was?“

„Ja — — zwölf Akte.“

„So ist es. Und wissen Sie, was ich in dieser Oper bringen werde?“

„Natürlich weeß ich das.“

„Nun, was?“

„Musik werden Sie bringen.“

„Natürlich! Das ist ja selbstverständlich. Ich meine in Beziehung auf den Inhalt dieser Musik und auch betreffs der Scenerie, der Ausstattung.“

„Da muß ich sagen, daß ich mich zwar mit allen Wissenschaften beschäftigt habe, aber die musikalische Ausschtattung soll erscht noch drankommen. Also weiter! Was wollen Sie bringen?“

Der Kantor näherte seinen Mund dem Ohre Franks, hielt seine hohlen Hände wie ein Sprachrohr an dasselbe und flüsterte hinein: „Einen solchen Petroleumsee werde ich bringen.“

Frank fuhr zurück und fragte: „Etwa off die Bühne?“

„Jawohl, ganz selbstverständlich.“

„Herrjemineh, eenen Petroleumsee off die Bretter, welche die Erde bedeuten! Is das die Möglichkeet?“

„Nicht wahr, Sie staunen?“ fragte der Emeritus triumphierend. „Da wird sogar Ben Akiba zu Schanden.“

„Ben Akiba? In wiefern der?“

„Er hat behauptet, es sei alles schon dagewesen; aber einen Petroleumsee auf der Bühne hat es noch nicht gegeben.“

„Das mit der Bühne mag richtig sein; das mit Ben Akiba aber is unbedingt falsch.“

„Wieso?“

„Es is eene Verwechslung identischer Persönlichkeeten. Wissen Sie, wer das gewesen is, der gesagt hat, es sei schon alles 'mal dagewesen?“

„Eben dieser Ben Akiba.“

„Nee. Wenn Sie das sagen, da halten Sie die ungerade Fünfe vor eene gerade Neune. Das Wort, daß alles schon dagewesen is, hat Benjamin Franklin gesagt, als er den Blitzableiter erfand und nachher an eene Scheune kam, wo schon seit langer Zeit eener droff gewesen war. Ben Akiba war een ganz andrer Mann, een persischer Feldherr, und hat den griechischen Kaiser Granikus in der Seeschlacht bei Gideon und Ajalon besiegt.“

„Aber, lieber Herr Frank, Gideon und Ajalon, das kommt ja in der Bibel vor, im Buche der Richter, wo Josua — — —“

„Schweigen Sie ergebenst!“ unterbrach ihn Frank in beleidigtem Tone. „Wo das vorkommt, das is meine Sache, aber nich die Ihrige. Reden Sie mir nich in meine Wissenschaft, wie ich Ihnen nich in die Ihrige rede. Ich lasse Ihnen doch ooch Ihren Willen. Ob Sie in Ihrer Oper eenen Petroleumsee bringen oder Ihre Oper hier im Petroleumsee, das is mir ganz egal; das können Sie machen, wie Sie wollen; den Ben Akiba aber nehme ich für mich in Anschpruch; der is mein; den laß ich mir nich von Ihnen komponieren!“

Er wendete sich entrüstet ab und schloß sich Droll, Sam, Dick Stone und Will Parker an, welche sahen, was Winnetou und Old Shatterhand thaten und nun auch zu suchen begannen. Der letztere bemerkte dies, kam eiligst herbei und bat: „Nehmt euch in acht, Mesch'schurs, daß ihr mir die Spuren nicht verderbt! Was wollt ihr denn entdecken?“

„Wir wollen die Stelle suchen, an welcher die fünf Weißen überrumpelt worden sind,“ antwortete Hawkens.

„Die könnt ihr nicht mehr entdecken. Die Spuren davon sind durch unsre Pferde ausgetreten worden; sie liegt da vorn in der Nähe des Einganges. Wir aber wollen etwas andres, etwas weit Wichtigeres entdecken.“

„Was, Sir?“

„Die Höhle, in welcher, wie ich euch ja erzählt habe, die Petroleumfässer versteckt gewesen sind.“

„Die wird doch wohl zu finden sein!“

„Nicht so leicht, wie ihr denkt. Die Kerls haben die Spuren außerordentlich gut ausgewischt.“

„Sollte man es denken! Eine Höhle, wo so viele Fässer aufbewahrt worden sind, muß groß sein und also einen weiten Eingang haben. Die Fässer sind herausgeschafft, an das Wasser gerollt und nachher, als sie leer waren, wieder hineingeschafft worden. Das muß doch Spuren geben!“

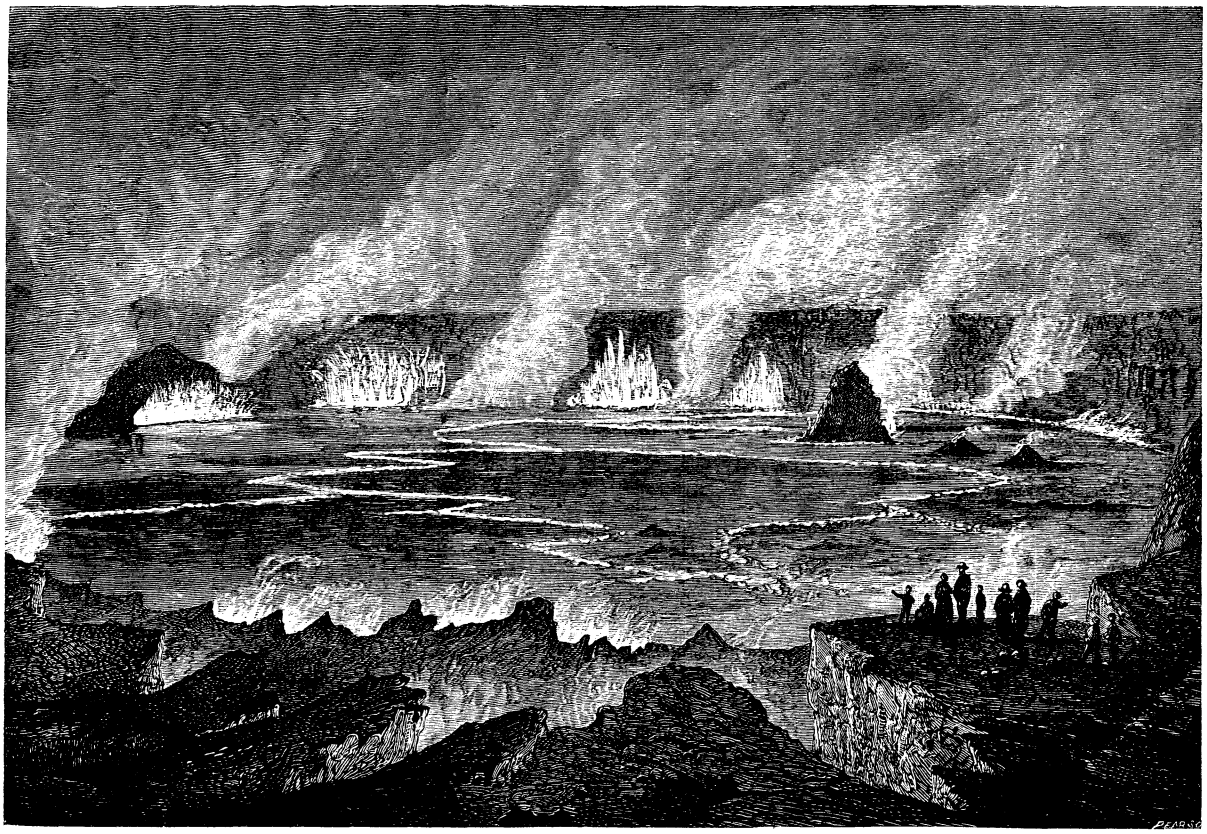
„Natürlich. Sie sind aber leider geradezu meisterhaft verwischt worden.“

„Laßt uns mit suchen, Sir! Dann wird sie sich schon finden.“

„Gut; aber verderbt mir nichts.“

Die sonst so scharfsinnigen Westmänner forschten das ganze Seethal durch; es verging Stunde um Stunde, ohne daß sie ihren Zweck erreichten. Winnetou, der unübertroffene Meister im Spüren, gab endlich alle Hoffnung auf und sagte zu Old Shatterhand: „Mein weißer Bruder mag sich nicht mehr bemühen. Die Höhle kann wohl nur durch einen Zufall entdeckt werden.“

Aber Shatterhand war hartnäckiger. Er ärgerte sich.



Ein brennender See.

Sollte es heißen, daß er nicht im stande gewesen sei, einen Ort zu finden, dessen Dasein vollständig erwiesen war? Er betrachtete es nachgerade als Ehrensache, seinen Zweck doch noch zu erreichen, und antwortete: „Was der Zufall kann, müssen wir doch auch können. Wozu haben wir gelernt, zu denken?"

Er schloß die Augen, um sich durch nichts irre machen zu lassen, und stand eine Weile still und unbeweglich. Winnetou beobachtete ihn, sah, daß eine eigentümliche Bewegung über sein Gesicht ging und fragte: „Mein Bruder hat den Weg gefunden?"

„Ja," meinte Old Shatterhand, indem er die Augen wieder öffnete; „wenigstens hoffe ich es. Wenn ich mich nicht irre, so war es gar nicht schwierig, ja sogar sehr leicht, die Höhle zu finden. Die vollen Fässer waren schwer, und vierzig waren es. Wo vierzig Fässer hin und her gerollt werden, wird das Gras so fest niedergedrückt, daß es mit den Händen unmöglich aufgerichtet werden kann; es wird mehrere Tage liegen bleiben. Die Arbeit, welche hier geschehen ist, ist aber erst gestern, höchstens vorgestern verrichtet worden. Das Gras müßte also noch niederliegen. Gibt dies mein roter Bruder zu?"

„Old Shatterhand hat recht," stimmte der Apache bei.

„Die Stelle muß also da liegen, wo es kein Gras gibt, kein Gras nämlich auf dem ganzen Wege vom Ufer nach dem Felsen, in welchem sich die Höhle befindet."

„Uff, uff!" rief Winnetou aus, indem sein bronzenes Angesicht erglühte, vielleicht vor Freude, vielleicht aber auch vor Scham, nicht auch auf diesen Gedanken gekommen zu sein.

„Ferner," fuhr Old Shatterhand fort, „beim Auslaufenlassen der Fässer ist unbedingt Oel verschüttet worden, auch muß der Rand des Ufers beschädigt worden sein. Beides müßte man sehen, wenn dieser Rand aus Rasen bestände. Besteht er aber aus Erde oder Gestein, so kann leicht nachgeholfen werden. Nun suche mein roter Bruder das ganze Ufer ab; er wird überall Gras und Rasen finden, zwei Stellen ausgenommen, die wir sofort untersuchen werden."

Die eine dieser Stellen war nicht allzuweit vom Eingange des Thales entfernt. Dorthin gingen die beiden, gefolgt von den Westmännern, welche begierig waren, zu erfahren, ob der Scharfsinn Old Shatterhands auch dieses Mal das richtige getroffen hatte.

Ein vielleicht drei Ellen breiter, aus Schlammsand und Steingeröll bestehender grasloser Streifen zog sich da von dem Felsen nach dem Wasser hin. Der Jäger kniete in der Nähe des Ufers nieder und beroch den Boden.

„Gefunden!" rief er aus. „Hier riecht das Gestein nach Oel; es ist welches verschüttet worden."

Er scharrte mit den Händen den Boden auf; die untere Schicht war voller Oel; man hatte, um dies zu verbergen, die obere darauf geworfen.

„Also hier sind die Fässer geleert worden," sagte er. „Wurde dabei das Ufer beschädigt, so war es leicht und schnell ausgebessert, da es aus Geröll bestand. Ich wette

mein Leben, daß dort, wo dieser Streifen an den Felsen stößt, die Höhle zu suchen ist. Laßt sehen!"

Er folgte dem Streifen, welcher am Felsen in einen hohen Geröllhaufen auslief; die andern kamen hüben und drüben nachgegangen. Er blieb vor dem Haufen stehen, betrachtete denselben nur einen Augenblick und erklärte dann: „Ja, wir sind am Ziele. Hinter diesem Steinhaufen befindet sich die Höhle."

Der Hobble-Frank wollte sich gern auch als berühmten Westmann aufspielen und fragte darum: „Das sehen Sie mit diesem einen Blick, Herr Shatterhand?"

„Ja," antwortete der Gefragte.

„Das müßte ich doch ooch erkennen können. Darf ich 'mal hinsehen?"

„Thun Sie es!"

Frank betrachtete den Haufen von allen Seiten, schien aber nichts zu finden.

„Nun?" fragte Old Shatterhand. „Was sehen Sie, lieber Frank?"

„Eenen Haufen, der so wie alle Haufen is; das heeßt een Schteenhaufen, der aus eenem Haufen von Schteenen beschteht."

„Sehen Sie denn nur die Steine?"

„Ja, nur."

„Weiter gar nichts?"

„Nich das Geringste."

„Bedenken Sie, daß unter diesen Umständen der kleinste Gegenstand von der größten Bedeutung sein kann!"

„So, also nach eenem kleenen Gegenschtande soll ich suchen. Ich finde aber nischt."

Auch die andern bei ihm Stehenden suchten gerade so vergeblich wie er. Nur der Apache ließ ein leises, befriedigendes „Uff!" vernehmen. Sein Auge war auf einen toten Laufkäfer gefallen, der halb unter einem Steine lag.

„Sonderbar!" lächelte Old Shatterhand. „Nur Winnetou sieht, was ich meine. Frank, sehen Sie denn den schwarzen Käfer nicht, dessen halber Leib da unter dem Steine hervorblickt?"

„Ja, den Käfer, den habe ich freilich schon längst entdeckt."

„Nun, und — — —?"

„Nu — — und — —? Ja, was denn nu, und was denn und? Es is eben een Käfer, weiter nischt."

„Weiter nichts? Sogar sehr viel, denn er sagt mir, daß wir bei der Höhle sind."

„Wie? Der? Was kann der sagen? Selbst wenn er bei Lebzeiten eene verschtändliche Schprache besessen hätte, er is jetzt tot."

„Ja, er ist tot. Woran mag er wohl gestorben sein?"

„Weeß ich's? Vielleicht an Diphtheriteris oder Trommelfellentzündung."

„Nehmen Sie ihn weg und betrachten Sie ihn!"

Frank mußte den Stein aufheben, um den Käfer wegnehmen zu können.

„Er is von dem Schteene zerquetscht worden," erklärte er, indem er ihn betrachtete.

„Ganz richtig! Wie aber hat dies geschehen können? Hat sich das Tierchen etwa selbst unter den Stein gedrängt, so daß es von diesem zermalmt wurde?"

„Nee, dazu hätte das Käferchen die Kraft nich besessen. Der Schteen is off ihn droff geworfen worden."

„Schön! Endlich haben Sie es! Wenn geworfen wird, ist jemand da, welcher wirft; das sehen Sie doch ein?"

„Ja, das sehe ich — — —"

Er hielt inne, besann sich einige Augenblicke, schlug sich dann mit der Hand an die Stirn und rief aus: „Jetzt habe ich endlich den Ochsen bei den Hörnern erwischt! Jetzt begreife ich's! Sollte man's denken, daß so een gescheiter Kerl, wie ich bin, so riesenhaft dumm sein kann! Diese Schteene sind unter- und übereenander geworfen worden, wobei der Käfer sein irdisches Dasein verloren hat. Dieser aus eenem Haufen von Schteenen beschtehender Schteenhaufen is erscht weggeschafft und nachher wieder offgerichtet worden. Warum und wozu? Weil er den verschlossenen Eingang zu der Höhle bildet und —"

(Fortsetzung folgt.)

Ein brennender See.

Wenn etwas geeignet ist, die Feuerflüssigkeit des Erdinnern zu beweisen, so sind es neben den heißen Quellen die Ausbrüche geschmolzener Steinmassen aus dem Erdinnern. Es gibt freilich noch immer Gelehrte, welche die vulkanischen Erscheinungen, und insbesondere die vulkanischen Ausbrüche, auf innere Erdstürze zurückführen. Was ein Erdsturz ist, weiß jeder von unsren jungen Lesern, es wird sich aber keiner von ihnen eine Vorstellung zu machen vermögen, daß solche im Erdinnern in einer Weise erfolgen könnten, daß dadurch Hitzegrade zum Schmelzen von Gesteinsmassen, also über 1500 Grad C., hervorgebracht würden. Da müßten nicht nur ungeheure Reibungsflächen vorhanden sein, sondern vor allen Dingen auch die nötige Wucht, hervorgebracht durch die erforderliche Fallhöhe, zur Entwickelung gelangen, und dazu wären wieder große Hohlräume erforderlich. Diese Hohlräume — deren Möglichkeit vorausgesetzt — müßten doch endlich ihren Einsturz bis zur Erdoberfläche fortsetzen, anstatt daß, wie es der Fall ist, fortwährend neue Gebirgsmassen aufgehäuft werden. Eine solche Erscheinung ist aber noch nirgends in der Weise zu Tage getreten, daß sie als beweiskräftig für jene Ansicht gelten könnte. Es bleibt daher nichts andres übrig, als ein feuerflüssiges Erdinnere anzunehmen. Dies muß nach dem Gesetz der zunehmenden Wärme im Erdinnern bei einer Tiefe von etwa 49 000 m, bei einer Hitze von 1500 Grad C. beginnen, und aus dieser Tiefe kommen denn auch die Lavaströme der Vulkane.

Im großen und ganzen gehören die vulkanischen Ausbrüche mit Rücksicht auf die Zahl der thätigen Vulkane, die sich auf etwa 300 beläuft, zu den Seltenheiten. Dies könnte bei der geringen Dicke der festen Erdrinde

überraschen. Andrerseits aber ist zu bedenken, daß 300 Schlote auch im stande sind, den größten Teil der Gasmassen, welche ja die treibende Kraft der vulkanischen Ausbrüche sind, wegzuschaffen. Einer der thätigen Vulkane bietet aber den Anblick eines immerwährenden Ausbruches von geschmolzenen Steinmassen, das ist der Kilauea auf Hawaï, welche die größte Insel der Sandwichgruppe ist.

Diese Insel, welche annähernd die Grundfläche des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin hat, ist durchaus vulkanischer Natur und enthält die höchsten Berge von Polynesien: den Mauna Kea, d. h. weißer Berg, 4252 m, der Mauna Loa, d. h. großer Berg, 4194 m, und den Hualori, 3048 m, alle thätige Vulkane. Der Kilauea hat nur eine Höhe von 1200 m. Er nimmt unter den sogenannten Naturwundern der Erde wohl die allererste Stelle ein. Von einem Feuermeer spricht man wohl bildlich oder vergleichsweise: hier hat man es aber im wahrsten Sinne des Wortes vor Augen. Natürlich bietet dieser ungeheure Feuerschlund den großartigsten, man kann wohl sagen, den schreckenvollsten Anblick bei Nacht, und kein Reisender, der den Großen Ozean kreuzt, wird sich dieses unvergleichliche, einzig dastehende Schauspiel entgehen lassen. Der Kilauea liegt 44 km von der Hafenstadt Hilo entfernt, er ist also bequem in einem Tage zu erreichen. In der Nähe des Gipfels nimmt ein Hotel den Reisenden auf, der nach genossener Ruhe und erfolgter Stärkung hinlänglich Muße findet, der permanenten schaurigen Vorstellung beizuwohnen. Unsre Abbildung gibt den Eindruck des Feuersees freilich sozusagen nur technisch wieder, sie genügt aber, bei einiger Anstrengung der Phantasie sich eine ungefähre Vorstellung von den dort sich abspielenden Vorgängen zu machen. Man steht vor einem von steilen Klippenwänden umsäumten ungeheuren Kessel, in welchem die glühenden Lavamassen in unausgesetzter Wallung und Brandung begriffen sind, die sich an den Ufern mit hellaufleuchtender Gischt beständig bricht. Dabei gehen auch an der Oberfläche des Feuersees fortwährend gewaltige Bewegungen vor sich, teils bestehend in kleinen Protuberanzen (leuchtenden Gasausbrüchen), teils in merkwürdigen bandartigen Wellenbewegungen, die unruhig hin und her rollen, sich bald einander nähern, bald wieder von einander entfernen. Die Oberfläche des Feuersees bleibt sich ungefähr immer gleich, da die Lava ihren Abfluß nach den Seiten des Berges findet.

Sprüche.

Wer Glätte zeigt gleich einem Aal,
Den schließe aus der Freunde Zahl;
Die äuß're Glätte dient als Schutz
Ganz sicherlich dem Eigennutz!

* * *

Vom Lenz verlangt man Blumen und Sonne,
Vom Herbst Getreide und süßen Wein;
So soll auch unsre Jugend voll Wonne,
Das Alter voll Frucht der Tugend sein.

Phonograph als Zeuge.

Ende der achtziger Jahre wurde die Gattin des Professors Johnson, eines Schülers Edisons, in ihrer Wohnung in Chicago ermordet vorgefunden. Das Haupt war ihr mit einem scharfen Messer nahezu vom Rumpfe geschnitten. Alle Zeichen, die auf die Spur des Mörders hätten führen können, fehlten. Als der Leichenbeschauer sein Protokoll aufgenommen hatte und sich entfernen wollte, zog ein Tisch, auf welchem sich eine Metallplatte befand, seine Aufmerksamkeit auf sich. Diese Platte war durch zwei kupferne Drähte mit zwei unter dem Tische befindlichen Säulen in Verbindung. „Was ist das?" fragte der Leichenbeschauer, und Johnson antwortete: „Ein Phonograph, das ist ein Apparat, der dazu dient, jedes Wort, das gesprochen wird, in einem umschlossenen Raum, in dem er aufgestellt wird, in sich aufzunehmen, um es später, so oft man es verlangt, wiederzugeben. Es ist dies eine Erfindung von außerordentlichem Nutzen. Zufällig habe ich dieses Instrument heute Morgen mit meiner armen Miny (so hieß die ermordete Frau) hier aufgestellt, um heute Abend eine Probe zu unternehmen. Es ist bereit, zu arbeiten!" — „Ja, eigentlich sollte es schon gearbeitet haben," bemerkte der Leichenbeschauer halb spöttisch. „Wenn dieses Wunderding im stande wäre, uns zu sagen, wer mit Ihrer Gattin vor deren Ermordung gesprochen hat, dann hätten wir ja gleich einen Anhaltspunkt, indessen — —?" Johnson schaute den Beamten betroffen an, schlug sich mit der Hand vor die Stirne, eilte nach der Tafel, schraubte die Platte vom Apparat, auf welcher sie befestigt war, und drückte an ein Knöpfchen. Dann legte er, wie um Stillschweigen zu gebieten, den Finger auf die Lippen und flüsterte: „Horcht!" — Der Leichenbeschauer und seine Begleiter folgten seiner Aufforderung. Professor Johnson lauschte mit angehaltenem Atem. Plötzlich ließ sich aus der Maschine unverkennbar eine Mannesstimme hören, welche sagte: „Guten Morgen, Miny!" Jedem der Zeugen war es klar, daß die Stimme des Professors Johnson wiedergegeben worden war. Aber jetzt fuhr der Phonograph in ganz andrem Tone fort: „Guten Morgen, John! Kommst du nicht zu spät zum Kaffeetrinken?" und darauf wieder mit der ersten: „Nein, Miny, ich werde auf meine Zeit passen. — Adieu!"

„Meine Herren," sagte der arme Professor, „die Stimmen, welche Sie soeben vernommen haben, sind die meine und die meiner Frau; es waren dies die Worte, die wir heute Morgen beim Abschied miteinander gewechselt haben!"

Die Anwesenden waren in staunendes Schweigen versunken. Langsam setzte die Walze im Cylinder ihre Umwälzungen fort. Plötzlich ließ sich dieselbe Frauenstimme wieder vernehmen: „Sehen Sie wohl, daß es nicht der Mühe wert war, wegen einer solchen Kleinigkeit extra hierher zu laufen?" sagte sie, und eine fremde Stimme erwiderte: „O Madame, das hindert nicht! Sie

waren ohne den Topf Ingwer schon belastet genug! Wohin wollen Sie ihn nun haben?" — „In die Küche!" versetzte die Frauenstimme. Einen Augenblick herrschte Totenstille. „Niedergesetzt? — Gut, ich danke Ihnen; hier haben Sie etwas für Ihre Mühe!" — Unmittelbar darauf ertönte ein Schrei, so fürchterlich, daß alle Umstehenden erbleichten. Aufs neue trat Totenstille ein, die aber bald durch eine Anzahl fremder, durcheinander redender Stimmen unterbrochen wurde. Endlich erscholl aus dem Phonograph: „Miny, Miny!" — Dies war die Stimme Johnsons, die diese Worte in herzzerreißendem Tone ausrief.

„Warum hebt niemand die Frau hier auf? Sie bedarf des Beistandes!" —

„Das sind meine eigenen Worte, die ich sprach, als ich eintrat!" sagte verwundert der Leichenbeschauer. — „Wir haben nun genug, Mister Johnson! Bringen Sie uns zu dem Gewürzkrämer, bei welchem Ihre Frau den Topf Ingwer gekauft hat!"

Alle stürmten die Treppe hinab und fünf Minuten später standen sie vor dem Verkaufstische eines Gewürzhändlers in der Newstreet. Der Händler und seine Gehilfen wurden verhört. Sobald der jüngste, mit Namen Samuel, ein langer, bartloser Bursche, einige Worte gesprochen, legte der Leichenbeschauer seine Hand ihm auf die Schulter und sagte: „Sie sind mein Gefangener; ich erkenne Sie an Ihrer Stimme!" —

Samuels Verhör vor dem Untersuchungsrichter dürfte einzig dastehen in den Annalen der Jurisprudenz. Das Phonogramm wurde herbeigeschafft. Johnson erklärte die Wirkungen des wunderbaren Apparates. Feierliche Stille herrschte, und nun wiederholte die Maschine zuerst die herzlichen Worte, welche Mann und Frau am Morgen des verhängnisvollen Tages miteinander gewechselt hatten, und dann das Zwiegespräch des Mörders mit seinem Schlachtopfer. Als der Schrei der Unglücklichen beim Eindringen des Mordstahls in den Hals ertönte, durchlief ein kalter Schauer die Richter und Geschworenen, wie das Auditorium. Bei diesem entsetzlichen Schrei fuhr Samuel von der Anklagebank empor, starrte bleich und mit aufgerissenen Augen vor sich hin, als ob sein Schlachtopfer vor ihm stände, und streckte die Arme aus, als wolle er das Fatum von sich abwehren.

„Sie erkennen den Schrei, den Ihr Schlachtopfer ausstieß!" sprach der Richter. „Bekennen Sie sich schuldig des Mordes der Frau Miny Johnson?" — „Ja!" — stammelte der Mörder. Weitere Antworten gab er nicht und wurde im Zustande dumpfer Gleichgültigkeit in sein Gefängnis zurückgeführt, um der verdienten Strafe gewärtig zu sein.

Goldfritz.

(Fortsetzung.)

Bald dampfte und qualmte es in dem zum Laboratorium umgewandelten Zimmer nach Herzenslust, und von Tschirnhausen brachte manch Kunststücklein zuwege, aus dem man ersehen konnte, daß er kein Neuling auf diesem Gebiete war. Fritz Böttcher zeigte dann hingegen sein Können, und zuletzt auch sein Kunststückchen des Goldmachens. Er ging sehr geheimnisvoll dabei zu Werke, und schüttete aus einem Büchschen, das er bei sich führte, ein Pulver in die brodelnde Masse und siehe da — der Restbestand im Tiegel war wieder zweifelsohne lauteres Gold! Unter solch kurzweiligem Treiben war wieder die Nachtzeit herangeschlichen gekommen und Fritz dachte daran, daß es Zeit zum Aufbruch sei.

„Ihr wollt schon fort? O wartet doch noch ein wenig!" hielt ihn sein Wirt zurück. „Seht, ich will es Euch nur sagen, ich reise noch heute ab — ich habe wichtige Botschaft aus Dresden erhalten und muß eilig zurück."

„Ihr wollet abreisen — noch heute nacht?" stotterte Fritz betroffen, dem jetzt mit einemmal die Warnung des Wirtes einfiel.

„Ja, mein junger Freund! — Und nun laßt Euch einen Vorschlag machen: Kommt mit mir an den Hof des Kurfürsten und Königs — Ihr werdet wie ein Edelmann gehalten werden . . ."

„Nein, nein, nein! Gebt Euch dieserhalb keine Mühe!" wehrte Fritz heftig ab. „Lasset mich lebewohl sagen — und nehmet meinen Dank!"

Damit wollte Fritz aus dem Zimmer stürmen, an der Thüre aber prallte er zurück. Zwei sächsische Soldaten vertraten ihm den Weg.

„Was soll das heißen?" rief er zurücktaumelnd. Herr v. Tschirnhausen stand hochaufgerichtet, die Hand auf den Tisch gestützt, in der Mitte des Zimmers, und mit überlegenem Lächeln den völlig Ueberrumpelten musternd, sagte er dann in seiner gewohnten höfisch-freundlichen Weise: „Was das heißen soll? So höret mir nur ruhig zu! — Ihr seid ein sehr begabter junger Mann, der eine ganz andre Stellung einzunehmen bestimmt ist, als Ihr jetzt habt. Ihr sollet ein reicher und berühmter Mann werden. Ich bin auf Befehl meines königlichen und kurfürstlichen Herrn, Augusts des Zweiten von Sachsen, hier und soll Euch nach Dresden bringen, damit Ihr Eure Studien dort ohne alle Beschränkung auf Staatskosten fortsetzen könnet. Es sollen Euch alle Mittel zu Gebote stehen, aber Euer Geheimnis, Gold zu machen, soll dem sächsischen Staate zu gute kommen."

„Ich kann ja aber gar nicht Gold machen! Es war ja immer Goldtinktur in der Masse, sonst wäre auch kein Gold zurückgeblieben!" schrie Fritz den kurfürstlichen Gesandten verzweifelt an.

Die Römer am Chiemsee.

Graf Tschirnhausen lächelte ungläubig und sagte begütigend: „Es wird Euch ja niemand Euer Geheimnis abdringen, und Ihr sollt gewiß reichlich Nutzen davon haben. Ihr werdet noch diese Nacht mit mir nach Dresden fahren, und ich gebe Euch mein Ehrenwort, das Ehrenwort eines Kavaliers, ich werde Euch ein Freund und Schützer zu jeder Zeit sein, und Ihr sollet ein Leben führen wie ein Edelmann, nur müsset Ihr Euch verpflichten, nirgends ohne Begleitung hinzugehen und keine Fluchtversuche zu unternehmen!"

„Also ein Gefangener!" stöhnte Fritz und ließ sich mutlos auf einen Sessel sinken.

„Gefangener — das ist ein hartes Wort, mein junger Freund! Sehet nicht so düster Euer Schicksal an, Ihr habt wahrlich keinen Grund dazu; Hunderte würden Euch darum beneiden!"

Aber Fritz war vorerst allem Zuspruch unzugänglich; vollends als er die angeblichen Diener jetzt sämtlich in kursächsische Soldaten verwandelt sah, da fiel sein Mut völlig auf den Gefrierpunkt.

„Der Wagen steht bereit — es ist alles in Ordnung!" meldete ein Soldat.

„Nun so kommt, Freund Böttcher! Ihr thut ja, als solltet Ihr geköpft werden."

Fritz spähte vergebens nach einer Gelegenheit, zu entweichen; man hatte sich nur zu gut vorgesehen. Er wurde in den Wagen geschoben, Tschirnhausen setzte sich neben ihn und fort ging die Fahrt, zu beiden Seiten des Wagens von den Grenadieren begleitet, die sich als Diener hatten aufspielen müssen. Nur wenige außer dem Gasthofswirt wußten um diesen nächtlichen Streich, und Wittenberg lag in fester Ruhe, nicht ahnend, daß andern Morgens der „schöne Fritz" schon weit weg für immer sein würde.

Ununterbrochen ging die Reise nach Dresden von statten. Ein Kurier ritt ihnen stets voraus und an jeder Station fanden sie frische Pferde ihrer wartend. Fritz verharrte während der ganzen Fahrt in düsterem Schweigen; er war von Selbstanklagen gepeinigt und voll ohnmächtigen Zornes über den heimtückischen Streich. So kamen sie nach zwei unerquicklichen Tagen in der sächsischen Residenz an. Im Hofgarten des Fürsten Egon von Fürstenberg ward dem jungen Manne eine vornehme Wohnung eingerichtet, er bekam an Essen und Trinken, was er nur irgend sich wünschen konnte, er hatte Dienerschaft zur Verfügung und die ausgewähltesten, reichsten Mittel zum Laborieren.

Fritz konnte leben wie ein Graf, aber eins hatte er dabei eingebüßt — seine Freiheit! Tschirnhausen war der einzige, der ihn besuchte, ihm eine andre Anschauung von seiner Lebenslage beizubringen bemüht war, und dabei immer und immer wieder in ihn drang, ihm doch das Rezept zum Goldmachen preiszugeben.

„Und wenn Ihr mich totschlagt, ich kann's Euch nicht sagen! Bei meinem Wort, ich würde es mit Freuden thun, nur um aus meinem Gefängnis herauszukommen."

„Ein nettes Gefängnis, in dem man lebt wie ein Graf! Ihr solltet dankbar dafür sein, denn so gut habt Ihr's in Eurem ganzen Leben noch nicht gehabt wie jetzt! Gehet lieber an die Arbeit, Freund, dann werden Euch solch' unzufriedene Gedanken gar nicht erst einfallen! Kommt, laßt uns ein Stündchen zusammen laborieren."

Solche Stunden gemeinschaftlicher Arbeit waren fast die einzigen, die Fritz Böttcher einigermaßen mit seinem Geschick aussöhnten, denn Graf Tschirnhausen war ein gewandter Alchimist, der Fritzens Ehrgeiz durch sein Können zu ernsten Versuchen anstachelte, und der nebenbei auch auf den im Grunde guten Charakter seines Schützlings bildend und veredelnd einzuwirken strebte. Das war freilich ein undankbares Bemühen, denn das Unkraut hatte die besseren Regungen schon zu sehr überwuchert, und das Ende war gewöhnlich der unmutige Ausspruch Böttchers: „Gebt Euch doch keine Mühe mit mir — Eure Predigten sind ja ganz schön und wahr, das sehe ich ein, aber ändern thut Ihr mich nicht! — Was haltet Ihr mich denn fest, wenn ich Euch nicht gefalle, wie ich eben bin? Lasset mich doch laufen!"

Tschirnhausen sah allmählich ein, daß sein Streben erfolglos blieb. Fritz ward von Woche zu Woche mürrischer und reizbarer, denn durch das fortwährende Drängen und Zureden glaubte er schließlich selber, daß er doch noch das große Geheimnis der Goldmacherei ergründen würde. So schlichen die Tage träge dahin, und es begannen allmählich Fluchtgedanken in ihm zu reifen. Er wartete und wartete, ob sich ihm nicht einmal ein günstiger Moment bieten würde, der strengen Ueberwachung ein Schnippchen zu schlagen, aber immer blieb sein Hoffen und Harren vergeblich. Endlich, nach drei langen Jahren, ward ihm eine gute Gelegenheit geboten.

Kurfürst August hatte eines seiner glänzenden Jagdfeste in Moritzburg angesetzt, und was es an Adel und Hochgestellten nur in Dresden gab, war zu Roß oder Wagen hinaus nach dem prächtigen Jagdschlosse geeilt, um teilzunehmen an den mit verschwenderischen Mitteln arrangierten Festlichkeiten. Man hat nicht mit Unrecht den Sachsenfürsten einen kleinen Ludwig den Vierzehnten genannt; Kunstliebe, Prunksucht und freigebige Aufmerksamkeit haben ihn zum Bedrücker seines Volkes gemacht, das immer neue Schuldenlasten durch neue und neueste Steuern zu tilgen hatte. Dazu als Ratgeber ein kunstsinniger Minister Brühl — wie hätte da nicht sollen Großes und Schönes geschaffen werden können! Nur am Gelde fehlte es gar oft.

An jenem Jagdfeste nahmen auch Fritzens Wächter lebhaften Anteil und sie verwünschten im stillen den langweiligen Dienst, der ihnen oblag.

„Du, wie wär's, wenn wir uns wenigstens ein bißchen ans Gartenthor stellten und den Hofzug mit ansähen? Der Kurfürst muß gleich kommen," sagte ein baumlanger Diener mit steifem Puderzopf, in Kniehosen und Schnallenschuhen, seinen Nebenmann.

Man sah es den beiden deutlich genug an, daß sie zwei von den Gardisten des Landesherrn waren, die bei Böttcher den Diener spielen mußten. Der Gefragte zuckte die Achseln: „Ich möchte auch gern etwas von der Geschichte sehen — aber meinst du, daß wir's riskieren können?"

„Hm, der Böttcher steht hinten in seiner Teufelsküche“ — so nannte der biedere Gardist das Laboratorium — „und kocht, daß man vor Qualm und Rauch kaum eine Hand weit von den Augen sehen kann. Der denkt jetzt nicht ans Weglaufen.“

„Ja, aber du weißt, wie streng der Befehl lautet.“

„Nun, dann mag sich der dicke Peter auf die Bank vorm Haus setzen; da muß er ja vorbei, so er heraus will.“

„Das ist ein Gedanke! Ja, ich werde es dem Peter sagen. Der Bursche liegt schon wieder seit zwei Stunden auf der faulen Haut, der kann auch einmal etwas für uns thun!“

Der dicke Peter war der Gärtner, der die Fürstenbergischen Gewächshäuser versorgte; er ließ sich denn auch bereit finden, auf der Bank vorm Hause sein Morgenpfeiflein zu rauchen, denn das bunte Menschengewühl auf der Straße mochte er sich so wie so nicht ansehen; das war ihm so gleichgültig, daß er nicht einen Schritt darnach gethan hätte.

„Will's übernehmen!“ brummte er.

„Aber schlaf nicht ein, altes Murmeltier!“ schärfte ihm der Gardist nochmals ein, dann ging er mit seinem Kameraden, die Neugier zu befriedigen.

Ei, was kamen da für geputzte Männlein und Weiblein vorüber! Was gab es da zu bewundern, zu bewitzeln und zu belachen! Als aber dann vollends die prächtigen Karossen des Kurfürsten mit den Spitzreitern nahten, da ward von den beiden Wächtern ihr Schutzbefohlener schier ganz vergessen.

Der Peter bewachte ja das Hausthor!

Und er saß wirklich auf seinem Posten, der dicke, verschlafene Gesell, und rauchte sein Pfeiflein Einheimischen, als wäre dies die wichtigste Beschäftigung von der Welt. Indessen lief oben im Laboratorium der so sorgsam gehütete Schwarzkünstler erregt auf und ab; er hatte schon lange seine beiden Wächter beobachtet und sein Gehirn durchblitzte der Gedanke: „Jetzt oder nimmer!“ Er schaute zum Fenster hinaus und sah Peter unten vorm Thor sitzen — hier konnte er also nicht vorbei. Da blieb ihm nur der Weg durchs Fenster. Aber was ihm seiner Zeit in Wittenberg gelungen, warum sollte dies in Dresden nicht auch zu wagen sein? Kurz entschlossen holte er einen Strick herbei, befestigte das eine Ende am Fensterkreuz eines Zimmers, das nach rückwärts gelegen war, das andre Ende wand er sich um den Leib, und nun — ein kühner Schwung zum Fenster hinaus — und langsam glitt er auf den Erdboden nieder. Fritz war ein gewandter Turner; er kam wohlbehalten unten an. Nun galt es fürs erste, nur noch das Hinterpförtchen glücklich zu erreichen — auch dies gelang. Fritz sah sich jenseits des Zaunes auf einem stillen Nebengäßchen und tief aufatmend blieb er stehen. Er war frei!

Sein Ziel war fürs erste, so schnell als irgend thunlich die österreichische Grenze zu erreichen und dann in Wien sein Fortkommen zu suchen. Er war freilich bei dieser Flucht einzig auf sich selbst angewiesen, denn einen Wagen oder ein Pferd zu mieten getraute er sich nicht. So kam er nur langsam vorwärts, zumal er des Weges unkundig war und breite Landstraßen wohlweislich meiden mußte.

Etwa zwei Stunden nach seiner Flucht sprach unvermutet Graf Tschirnhausen im Fürstenbergischen Hause vor; er traf die beiden Wächter im Garten und Peter saß noch immer getreulich vorm Hause. Tschirnhausen trat in das unverschlossene Laboratorium — es war niemand darin. Er ging in die Wohnräume — auch diese waren leer. Nichts Gutes ahnend, rief er hastig die Diener herbei: „Wo ist denn der Böttcher?“

„Ist — ist er nicht hier?“ fragten diese bestürzt.

„Nein — in den Zimmern ist er nicht!“

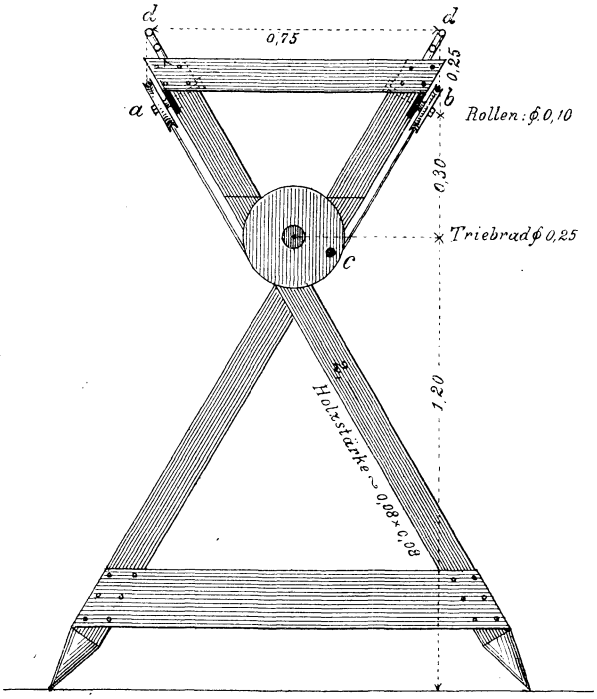
Schreckensbleich starrten sich die Diener an.

„Ja — wir haben ihn aber erst vor kurzem arbeiten sehen.“

„Ihr seid nicht auf dem Posten gewesen, ihr Schelme; ihr habt ihn entkommen lassen. Seid der Ungnade des Kurfürsten gewiß!“ donnerte der Graf.

„Bei mir ist keine Maus vorbeigekommen, Herr,“ sagte nun auch der dicke Peter in seiner ruhigen Weise. „Ich sitze schon seit drei Stunden hier und ich hab' ihn noch vor vielleicht einer Stunde oben pfeifen hören. Er pfeift wunderschön, der junge Herr.“

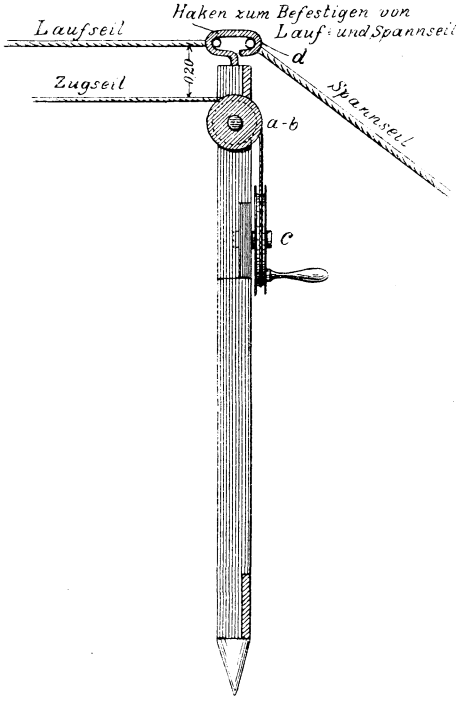
Tschirnhausen wandte dem Alten wütend den Rücken und suchte noch einmal die ganze Wohnung durch; auch die Diener halfen, aber sie fanden nichts — ja doch, einer sah plötzlich das Seilende am Fensterkreuz. Der Rettungsweg war entdeckt. Später fand man auch das kleine geheime Gartenpförtchen offenstehend, und so waren die letzten Zweifel beseitigt. Der Graf gab sofort Befehl zur Verfolgung, und kaum eine halbe Stunde später sprengten nach allen Richtungen hin die kursächsischen Soldaten, um des Flüchtlings wieder habhaft zu werden.



Eine Drahtseilbahn zu bauen. Endstütze. Vorderansicht. (Abbild. 1.)

Man wußte allseitig, wie sehr dem Landesherrn an der Erhaltung des jungen Alchimisten gelegen war, und so that jeder sein Möglichstes.

Fritz war wacker ausgeschritten und mochte bis kurz vor Pirna gekommen sein, als er Durst verspürte und sich



Endstütze. Seitenansicht. (Abbild. 2.)

mit der ihm eigenen tollkühnen Leichtfertigkeit in ein Gasthaus wagte. Bei seinem Eintritt sah er zwei Soldaten am Schenktisch stehen und unwillkürlich prallte er zurück und wollte die halbgeöffnete Thür wieder zuschlagen, ohne einzutreten. Die Soldaten hatten aber ein offenes Auge gehabt.

„Du, dieser Bursche war verdächtig — am Ende ist's gar der Böttcher!" rief der eine, und sogleich eilten ihm die beiden nach. Sie packten ihn, als er gerade den Wirtsgarten verlassen wollte.

„Ja, er ist's! Ich kenn' ihn! Hurra, wir haben ihn!" jubelten die Gardisten, und trotzdem Fritz sich zu wehren suchte, ward er doch überwältigt und im Triumph wieder nach Dresden zurückgebracht.

August der Starke war höchlichst erzürnt über den Fluchtversuch, zumal er es nur für Störrigkeit hielt, daß Böttcher noch kein Gold gemacht hatte. Er befahl kurz, die Todesstrafe an ihm zu vollziehen. Fritzens Leben hing nur an einem dünnen Faden, und allein der warmen Fürsprache Tschirnhausens hatte er es zu danken, daß der Kurfürst das Urteil zurückzog und ihm gestattete, in Tschirnhausens Thonwarenfabrik zu Meißen als Chemiker thätig zu sein. Der Graf war, seinem Versprechen getreu, Fritz Böttcher in der That ein väterlicher Freund geworden. Er sah es recht gut ein, daß man den jungen Mann mit einem an sich nicht zu rechtfertigenden Gewaltstreich seiner persönlichen Freiheit beraubt hatte; aber damals ging eben noch gar oft Gewalt vor Recht, und so fand niemand etwas Sonderliches darin, daß sich August der Starke des Schwarzkünstlers bemächtigt hatte. Wenn er dies nicht gethan, so hätten die Brandenburger das besorgt — also galt der bloß für den Klügeren, der dem andern zuvorkam.

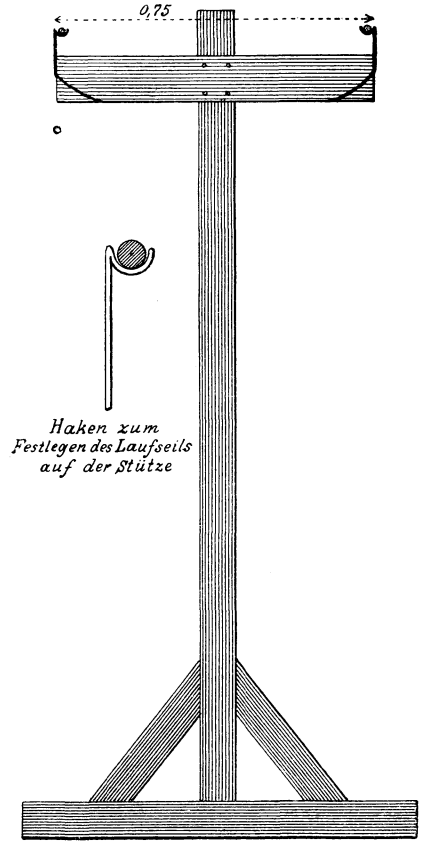
Fritz zeigte sich in der Meißener Fabrik sehr anstellig, und war vorerst sehr dankbar, daß er dem Henker entronnen war; er versprach freudig, sich so nützlich als möglich machen zu wollen.

So stand er denn nun unverdrossen vor den Schmelztiegeln der Thonwarenfabrik, und nicht lange währte es, da ließ ihn sein unruhiger Geist auch hier die mannigfachsten Versuche anstellen. Nach etlichen Wochen aber erkaltete sein Eifer wieder, das bißchen Strohfeuer war verraucht, und er wurde wieder der verdrossene, arbeitsscheue Gesell von früher.

(Schluß folgt.)

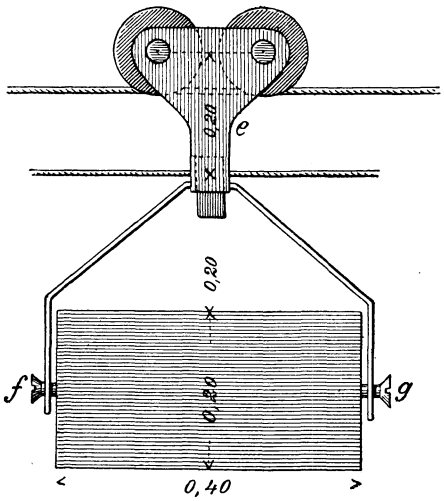
Eine Drahtseilbahn zu bauen.

Viele der Kameraden kennen jedenfalls die ebenso interessante als billige Art des Transportierens von Materialien mittels der Drahtseilbahn. Fährt man z. B. durch die reichen Industriegegenden des Siegener Landes, oder durch die Rheinprovinz und Westfalen, so hat man häufig Gelegenheit, derartige Anlagen zu sehen, und dabei muß man staunen, welche Terrainschwierigkeiten diese



Zwischenstütze. (Abbild. 3.)

Bahnen zu überwinden im stande sind, die steilsten Bergrücken werden erklommen, die breitesten Flüsse überschritten, ja sogar Thäler, deren begrenzende Bergrücken bis zu 400 m auseinander liegen, werden überspannt, und zwar derart, daß das Seil nur auf den beiden Bergrücken auf Stützen ruht. Es dürfte die Kameraden dabei vielleicht interessieren, zu erfahren, daß das straff gespannte Seil sich in der Mitte des Thales durch das Eigengewicht bis zu 20 m und noch mehr durchbiegt. Diese Bahnen sind schon bis zu einer Länge von 54 km gebaut worden und funktionieren sehr gut.



Der Wagen. (Abbild. 4.)

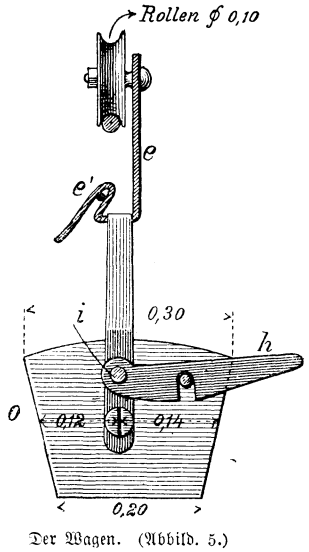
Viele unsrer lieben jungen Leser werden sich schon gewünscht haben, eine derartige Seilbahn im Kleinen zu besitzen, und wir wollen daher auch einmal diesem Wunsche entgegenkommen und in Nachfolgendem Anleitung geben, wie sie selbst und mit wenig Kosten eine solche Bahn sich herstellen können.

Wir beginnen mit der Schilderung der zur Bahn selbst gehörigen Teile. Es sind zunächst die beiden Endstützen, welche ins Auge zu fassen wären. Sie bestehen aus zwei sich kreuzenden verzapften Pfosten, welche an beiden Enden durch je ein Brett verbunden worden sind. Die Pfosten sind unten zugespitzt. Oben befinden sich zunächst zwei eiserne Rollen a und b, über welche das Zugseil nach dem Rad c geführt wird. Die Rollen sind durch Schrauben an den Pfosten befestigt. Zwischen Holz und Schraube finden sich eiserne Unterlagsplättchen eingeschaltet, damit die Reibung eine möglichst geringe ist. Am Kopf der Hölzer ist eine Schraube mit flacher Oese d eingesetzt, an welcher das Lauf- und Spannseil befestigt werden. Diese Oese muß aus starkem, widerstandsfähigem Draht bestehen, weil sie nach zwei Seiten einen kräftigen Zug auszuhalten hat. Das Rad c, welches bei der einen Stütze als Triebrad ausgebildet ist und fest mit den beiden Pfosten verschraubt wird, darf an der andern Endstütze zweckmäßig nicht an den Hölzern festgeschraubt werden, sondern hängt lose im Zugseil, und spannt letzteres durch ein an der Axe desselben hängendes Gewicht Q (vergl. Abbild. 6). Die Zwischenstützen, welche bei längerer Bahn angeordnet werden müssen, haben die in Abbildung 3 ersichtliche Form. An dem obern Querbrettchen befinden sich an dessen beiden Enden, mit dem Brettchen fest verschraubt, zwei Haken zum Festlegen des Laufseils. Die letzteren haben die in Abbildung 3 nebenstehend veranschaulichte Form, und sind aus etwa 4—5 cm breiten und entsprechend starken Eisen- oder Stahlblechstreifen gebogen, alles andre bei diesen Stützen ist aus den Abbildungen leicht ersichtlich.

Wir wollen uns nun die Wagen etwas näher ansehen. Als Räder werden dieselben eisernen Rollen benützt, wie sie an den Stützen bei a und b befestigt wurden. Die Axen dieser Räder sind auf dem Stahlblechstreifen e festgenietet und verlötet, damit sie fest auf diesem Blech auffitzen. Die Form dieses Bleches ist aus Abbildung 4 und 5 in Vorder- und Seitenansicht ersichtlich. Bei e ist ein federnder Haken gebildet, in welchen das Zugseil eingezogen und festgeklemmt wird, so daß dann, wenn das Zugseil in Bewegung gesetzt wurde, der Wagen mitgenommen wird. Der Wagen selber wird mittels Bandeisen an e aufgehängt. Das Bandeisen ist in der auf der Abbildung angegebenen Weise abgebogen, der Wagenkasten durch die beiden Schrauben f und g drehbar in dem Bandeisengestell gelagert. Die beiden Schrauben f und g sind nicht im Mittelpunkt der beiden Querwände festgeschraubt, sondern etwas seitlich davon, so daß also der Wagen, wenn er nicht an dem Gestell festgehalten wird, umkippt. Dieses Festhalten geschieht durch den aus Blech geschnittenen Hebel h, welcher bei i auf dem Bandeisen drehbar befestigt ist, und den in der Seitenwand des Wagenkastens eingeschlagenen Stift festhält. Der Wagenkasten kann natürlich auch noch andre Konstruktion erhalten, je nachdem er zum Transport von Holz, Wasser und dergleichen dienen soll.

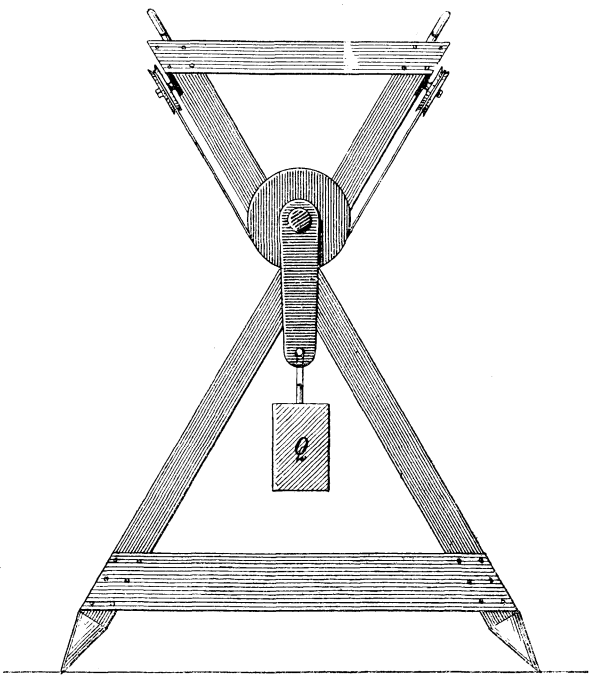
Nachdem wir die nötigen einzelnen Teile der Reihe nach ausreichend beschrieben haben, gehen wir zum Aufschlagen der ganzen Anlage und zum Inbetriebsetzen derselben über.

Zunächst werden die beiden Laufseile, sowie die Spannseile an den Oesen d befestigt. Es ist dabei darauf zu sehen, daß die beiden Laufseile möglichst gleich lang sind, damit die beiden Endstützen nach dem Anziehen der Spannseile parallel zu einander und senkrecht zu der Zugrichtung stehen. Die beiden Endstützen werden nun an dem betreffenden Platz aufgerichtet, das Zugseil aber, welches als Seil ohne Ende über die verschiedenen Rollen a, b und c nach der entgegengesetzten Stütze und wieder zurück geht, in entsprechender Länge zusammengebunden; sodann werden die Spannseile, welche am Boden befestigt sind, angezogen und das ganze Seil straff gespannt. Wenn Stützen gestellt werden sollen, so geschieht dies erst, wenn die Seile gespannt sind. Nachdem dies geschehen, wird das Lauf-



Der Wagen. (Abbild. 5.)

seil über die Rollen a, b und c gelegt und das Gewicht Q angehängt, zuletzt werden die Wagen nacheinander auf das Laufseil gebracht und zwar derart, daß der Lappen e nach innen zeigt. Der erste Wagen wird beispielsweise auf das rechte Laufseil (von der Stütze mit Triebrad gegen die Bahn gesehen) plaziert, und am Zugseil befestigt. Drehen wir jetzt das Triebrad von rechts nach links, so wird der Wagen mitgenommen, er bewegt sich nach der andern Endstütze, und wird dann dort umgekehrt gedreht, gelangt er wieder zum Ausgangspunkt zurück. Den Wagen auf dem linken Laufseil werden wir erst aufhängen, wenn der erste Wagen an der zweiten Endstütze steht. Drehen wir dann von links nach rechts, so bewegen sich beide Wagen gegeneinander, der auf dem rechten Seil von der zweiten Endstütze nach der ersten und der andre umgekehrt. Es wird sich empfehlen, bei dieser kleinen Seilbahn zweckmäßig nur zwei Wagen verkehren zu lassen, und das Triebrad abwechslungsweise von links nach rechts und umgekehrt zu drehen, weil, wenn man bloß nach einer Richtung drehen wollte, wie dies bei großen Seilbahnen der Fall ist, die Anlage zu schwer herzustellen wäre. Vielleicht gibt sich hier und dort, in Gärten z. B., wo es sich um Wasserzufuhr handelt, Gelegenheit, sich mit Anlage einer solchen Miniatur-Drahtseilbahn verdienstlich zu machen und den wohlverdienten Dank einzuernten.



Endstütze mit loser Rolle. (Abbild. 6.)

Die Römer am Chiemsee.

Im südöstlichen Teile Bayerns liegt der Chiemsee, das bayerische Meer, nächst dem Bodensee das größte Wasserbecken Deutschlands. Flache Ufer umsäumen ihn, aber kaum eine halbe Meile von seinem Südufer entfernt, erheben sich schon die Voralpen und spiegeln sich in seinem Wasser.

Dunkel ist die früheste Geschichte des Sees und seiner Anwohner. Wahrscheinlich waren es die Noriker, ein keltischer Stamm, die seine Ufer bewohnten, die in den Wäldern, welche ihn umsäumten, jagten und sich in Einbäumen zum Fischfang auf ihn hinauswagten. Erst gegen das Ende der vorchristlichen Zeitrechnung tritt der See in die Geschichte ein. Im Jahre 15 v. Chr. drangen römische Heere unter Drusus und Tiberius erobernd bis zur Donau vor und gründeten zwei römische Provinzen: Rhätien mit dem Hauptorte Augusta Vindelicorum, dem heutigen Augsburg, und Noricum mit Juvavum, auf dessen Trümmern Salzburg steht.

Mit Staunen erblickten die Römer nach beschwerlichen Märschen über rauhe Gebirge und durch endlose Wälder plötzlich das weite Seebecken, das, glitzernd im weißen Lichte des Mondes, die fernen Ufer von nächtlichen Nebeln verhüllt, einem Meere glich. Ringsum tiefes Schweigen, kein menschliches Wesen zu blicken; nur ein sanft auf den Wellen schaukelnder, mit grünem Moose bewachsener Einbaum zeugt davon, daß hier Leben herrschte, daß hier Menschen hausten, die aber beim Nahen der erzklirrenden Kohorten sich und ihre Habe auf die Inseln im See und ans jenseitige Ufer geflüchtet haben. — Nach kurzer Zeit schon drückte die römische Kultur der Umgegend des Sees ihren Stempel auf. Am Nordufer entstand eine Brücke, über die die Straße von Augusta Vindelicorum nach Juvavum führte. Kastelle erhoben sich am Seegestade, und staunend ruhten die Blicke der Eingeborenen auf den mächtigen Steinbauten, auf den Marmorsäulen und Mosaikböden römischer Villen. Jahrhundertelang konnte sich die Römerherrschaft in der zuletzt ganz romanisierten Gegend entwickeln, dann aber kam die Zeit, wo sie dem Ansturm germanischer Völker nicht mehr standhalten konnte, und zu Ende des 5. Jahrhunderts mußten sich die Römer fechtend über die Alpenpässe zurückziehen; ihre Kastelle, Paläste und Straßen zerfielen, und für lange Zeit verschwindet der See wieder aus der Geschichte.

Rätseldistichon.

Hart an den Ufern des Rheins erhebt sich's, von Reben umkleidet,
Wenn ihr ein Zeichen vertauscht, fährt's auf dem Rheine dahin.

Auflösung der Ergänzungsaufgabe auf Seite 462.

I.

	Q		E		M	
Q	U	E	N	D	E	L
	E		D		L	
E	N	D	I	V	I	E
	D		V		S	
M	E	L	I	S	S	E
	L		E		E	

II.

	K		S		G	
K	A	M	E	L		E
	M		E		N	
S	E	E	R	O	S	E
	L		O		T	
G	I	N	S	T	E	R
	E		E		R	

Auflösung des Rätsels auf Seite 462.

„Zahnradbahn."

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 35.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Hobble-Frank hielt wieder inne und horchte.

„Was gibt's?" fragte Old Shatterhand.

„Ich habe 'was gehört," antwortete Frank.

„Wo? In der Höhle?"

> Was du in der frühesten Jugend an Festigkeit und Selbstzucht dir erwirbst, ist ein unvergängliches Gut für dein ganzes Leben. Lerne früh *wollen*, so wird dir später ums *müssen* nicht bange sein.
>
> Dora Duncker.

„Ja."

„Was?"

„Een Geräusch wie von eener unterirdischen Schtimme. Es klang so dumpf. Herr meine Güte, es wird doch nich etwa een Bär drin sein!"

„Schwerlich."

„Es klang aber beinahe so!"

„Von einem Bären kann keine Rede sein. Wäre einer da, so wäre das Loch vorhanden, durch welches er ein und aus geht."

„Das is eben gestern zugemacht worden."

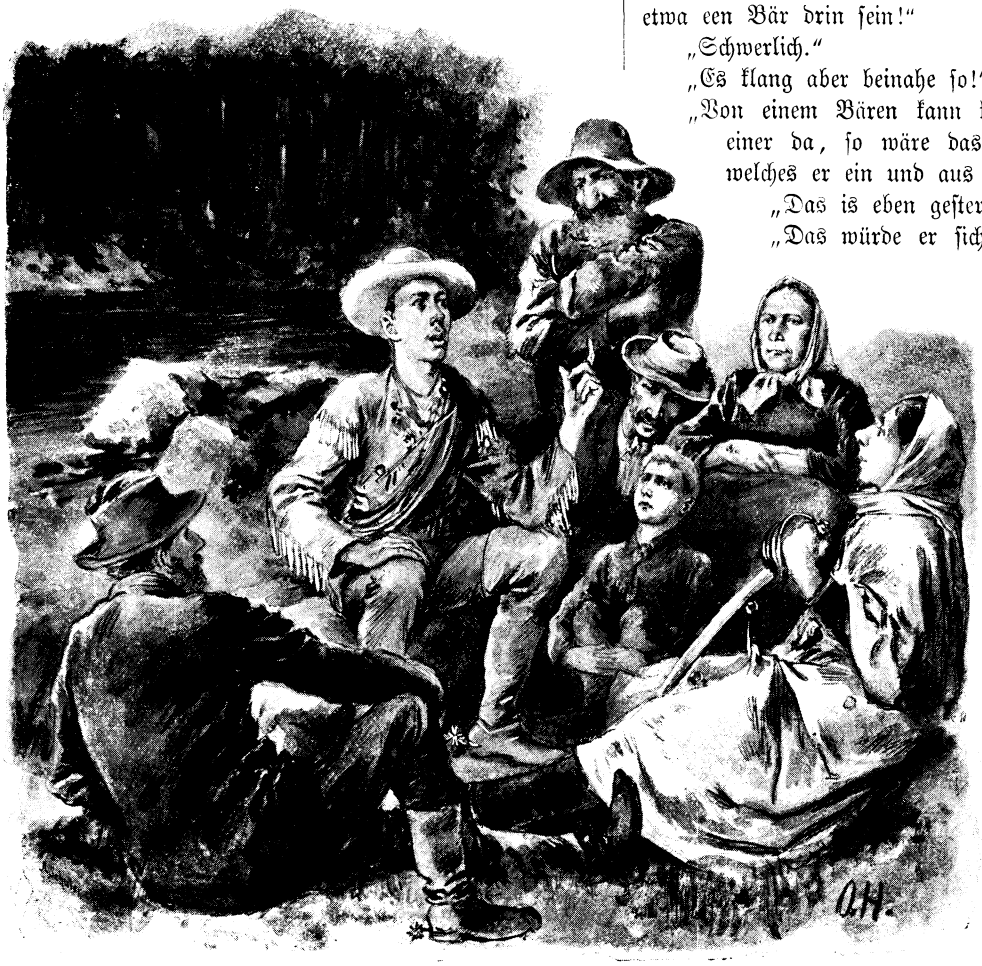
„Das würde er sich wohl verbeten haben."

„Horchen Sie einmal! Ich hör's schon wieder."

Old Shatterhand kniete nieder und horchte. Kaum hatte er das gethan, so sprang er wieder auf und rief aus: „Herr Gott, es sind Menschen drin! Sie rufen um Hilfe. Schafft die Steine weg, schnell, schnell!"

Sofort waren zehn und mehr Arme bereit, diesen Befehl auszuführen. Schon nach einigen Augenblicken kam das Loch zum Vorscheine.

„Ist da jemand drin?" fragte Old Shatterhand in englischer Sprache hinein.



. . . „Ich bin der richtige Mann, der das beurteilen kann, denn als ich damals in Moritzburg als Forstgehilfe differierte, bin ich Mitglied des dortigen Gesangvereins gewesen." . . .

„Yes," antworteten zwei Stimmen zu gleicher Zeit.

„Wer seid ihr?"

„Ich heiße Rollins," „und ich Baumgarten," erwiderten die beiden.

„Rollins und Baumgarten!" erklang es aus aller Munde. Das war eine große Ueberraschung; man hatte ja geglaubt, daß diese beiden mit von den Nijoras ergriffen worden seien, nachdem sie vorher von den Navajos gefangen genommen worden waren. Sie waren ganz glücklich, wieder Menschen zu hören und das Tageslicht zu erblicken, welches durch das sich immer mehr vergrößernde Loch zu ihnen drang. Doch war der Gedanke auch nicht ausgeschlossen, daß der Oelprinz mit Buttler und Poller sich draußen befand. Darum fragte der Bankier, wer vor der Höhle sei. Da antwortete der Hobble-Frank, das gern und stets bereite Kerlchen: „Wir sind es, die Helfer in der Not: Old Shatterhand, Winnetou, Droll, Sam, Dick und Will. Und wer ich bin, das sollt ihr gleich sehen; ich komme hinein!"

Er zwängte sich durch das Loch, aus welchem ein Freudenruf erschallte. Nun dauerte es nicht lange mehr bis der ganze Steinhaufen entfernt war. Der Eingang besaß die Höhe eines Mannes von mittlerer Größe und war so breit, daß ein Petroleumfaß bequem hinein- oder herausgerollt werden konnte. Als die Retter eintreten wollten, rief Frank ihnen zu: „Bleibt draußen! Wir kommen hinaus. Ich muß den armen Teufeln nur erst die Fesseln zerschneiden."

Ja, sie kamen, leichenblaß und angegriffen von der ausgestandenen Angst, ebensosehr auch von dem Petroleumgeruche, welcher in der Höhle herrschte. Sie reichten denen, welche sie von Forners Rancho her kannten, die Hände und blickten dann mit hochachtungsvollen Blicken zu Winnetou und Old Shatterhand auf.

„Das ging um euer Leben, Mesch'schurs," sagte der letztere. „Wir haben diese Höhle lange vergeblich gesucht und faßten schon den Entschluß, den See zu verlassen. Hätten wir dies gethan, so wäre der Tod des langsamen Verschmachtens euer Los gewesen. Ihr habt natürlich Durst und Hunger?"

„Keins von beiden," antwortete Baumgarten. „Danke Euch, Sir! Wir haben nicht an Essen und Trinken gedacht, sondern nur an den elenden Tod, der uns getroffen hätte, wenn ihr nicht gekommen wäret."

„Habt ihr denn nicht gedacht, daß eure Bekannten hier euch folgen würden?"

„Wie konnten wir das? Wir glaubten sie ja noch im Pueblo gefangen. Ich darf euch wohl versichern, daß der Dank, den wir euch — — —"

„Still davon!" unterbrach ihn Old Shatterhand. „Hebt euern Dank für später auf! Jetzt möchte ich vor allen Dingen einiges erfahren, was wir wissen müssen, wenn wir nichts versäumen wollen. Hoffentlich seid ihr nicht so sehr angegriffen, daß ihr nicht antworten könnt?"

„O, nun wir uns wieder in freier Luft befinden, ist alles gut."

„Schön! Ich habe das Nötige über euch schon erfahren und möchte nur nach dem fragen, was in den letzten Tagen mit euch geschehen ist. Uebrigens seid ihr mir nicht ganz unbekannt. Winnetou und ich haben euch schon gesehen."

„Ah! Wann und wo?" erkundigte sich der Bankier.

„Einen Tagesritt hinter dem Pueblo, wo ihr des Abends am Bache saßet. Wir krochen unter den Bäumen so nahe zu euch hin, daß wir euer Gespräch hören konnten."

„Good luck! So erfuhrt ihr wohl, daß es sich um einen Petroleumsee handelte?"

„Ja."

„Und daß wir nach dem Gloomy-water wollten?"

„Wo es kein Petroleum gibt, ja, das hörten wir."

„Ihr meintet, daß es hier keins geben könne? Warum ließet ihr euch da nicht sehen? Warum warntet ihr uns nicht?"

„Warum? Weil es sich fragt, ob ihr uns geglaubt hättet. Ihr seid ja auch schon vorher von andrer Seite gewarnt worden, ohne daß es gefruchtet hat. Uebrigens hatten wir keine Zeit, uns sogleich mit eurem famosen Oelprinzen abzugeben. Wir mußten nach dem Pueblo, um die Gefangenen zu befreien."

„Das ist euch gelungen, Sir?"

„Wie ihr seht, ja."

„Wer hat euch da geholfen? Ihr hattet noch andre bei euch, Westmänner, erfahrene Prairieleute?"

„Nein; wir waren allein."

„Allein?" rief Rollins aus, indem er vor Erstaunen die Augen weit öffnete. „Ihr beide allein? Und da habt ihr die Gefangenen befreit?"

„Ja," antwortete Old Shatterhand, innerlich belustigt über die ungeheure Verwunderung des Bankiers.

„Das ist aber doch gar nicht möglich! Zwei Männer! Niemand weiter dabei! Wie habt Ihr das nur angefangen, Sir?"

„Das laßt Euch später einmal erzählen, Mr. Rollins. Jetzt möchten wir von Euch erfahren, wie Ihr vom Pueblo entkommen seid und was dann bis jetzt geschehen ist. Setzt Euch nieder und erzählt!"

Die ganze Gesellschaft nahm im Grase Platz, und der Bankier berichtete über die Erlebnisse der letzten Tage. Man kann sich denken, in welcher Weise er sich schließlich über Grinley, Buttler und Poller aussprach; da fiel ihm aber Old Shatterhand in die Rede: „Raisonniert nicht bloß über sie, sondern auch über euch, Sir! Ein solches Vertrauen, wie ihr diesen Kerls entgegengebracht habt, ist mir unbegreiflich. Und die — ich will sagen Harmlosigkeit, mit welcher ihr in die euch gestellte Falle gelaufen seid, ist mir recht unverständlich. Nehmt es mir nicht übel, aber ihr seid an dem, was euch betroffen hat, selber schuld. Ihr vertraut euch, beide allein, unerfahren und ohne allen Schutz, solchen Halunken an! Das ist stark!"

„Ich hielt Grinley für einen ehrlichen Menschen," verteidigte sich Rollins kleinlaut.

„Pshaw! Dem spricht der Schurke doch gleich aus den Augen. Und wenn es sich um eine so hohe Summe,

um ein solches Unternehmen handelt, trifft man doch ganz andre Vorbereitungen!"

„Das wollte er nicht. Es sollte alles heimlich betrieben werden."

„Aha! Ist denn Mr. Baumgarten hier Sachverständiger in Beziehung auf Petroleum?"

„Nein."

„Was seid ihr doch für Menschen! Ihr hättet doch wenigstens einen Fachmann mitnehmen müssen!"

„Grinley meinte, dies sei fürerst nicht nötig. Da das Petroleum offen auf dem Wasser schwimme, so bedürfe es nur eines Blickes, um mir zu beweisen, daß das Geschäft ein wahrhaft glänzendes für mich sei."

„Und als ihr dann kamt und das schöne Oel so schwimmen sahtt, da waret ihr wohl ganz entzückt?"

„Natürlich! Ihr gebt doch zu, Sir, daß es hier ein ganz außerordentliches Placer für Oel ist?"

Old Shatterhand warf einen fast betroffenen Blick auf den Sprecher, ehe er antwortete: „Es scheint, ihr wißt selbst jetzt noch nicht, woran ihr eigentlich seid. Ihr haltet diesen See für ein natürliches Oelbassin?"

„Allerdings. Darin hat Grinley die Wahrheit gesagt; aber nachdem er meine Anweisung in den Händen hatte, sind wir niedergeschlagen und eingesperrt worden, um zu Grunde zu gehen. Wahrscheinlich will er nun den See an einen zweiten verkaufen."

„Habt ihr euch denn nicht in der Höhle umgeblickt?"

„Wie konnten wir das? Als wir aus unsrer Betäubung erwachten, war es finster um uns her. Aber es roch so gewaltig nach Petroleum, daß in der Höhle wahrscheinlich der eigentliche Quell des Petroleums zu suchen ist."

„Das ist richtig; nur handelt es sich nicht um einen Quell, sondern um viele Quellen, welche aus hölzernen Dauben gefertigt sind."

„Dauben? Ich verstehe Euch nicht."

„Na, habt ihr euch denn auch jetzt nicht drin umgesehen?"

„Nein. Wir haben vor lauter Wonne für nichts andres Augen gehabt, als für das Loch, durch welches das Licht des Tages drang."

„So geht einmal hinein und schaut, was ihr drin finden werdet! Ich bin zwar selbst noch nicht in der Höhle gewesen, glaube aber, ihren Inhalt gut zu kennen. Vorher aber möchte ich Euch fragen, ob Ihr denn, als Ihr hier ankamt, das Petroleum betrachtet habt?"

„Natürlich habe ich das gethan."

„Und wie habt Ihr es gefunden?"

„Ausgezeichnet gradezu!"

„Ja, ich auch," lachte Old Shatterhand. „Es hat gar nicht die Eigenschaften des Rohpetroleums, welches erst in Lampenöl, Schmieröl und Naphtha gespalten werden muß; es ist schon raffiniert. Ist Euch das nicht aufgefallen?"

„Nein. Wollt Ihr etwa sagen, daß es kein Rohpetroleum ist?"

„Ja, grad das meine ich."

„Was sollte es denn sonst sein?"

Diese Frage werdet Ihr Euch, wenn Ihr nochmals in der Höhle gewesen seid, wohl selbst beantworten. Wie lange glaubt Ihr wohl, daß das Oel sich hier im See befindet?"

„Wer kann das wissen. Wohl seit Jahrhunderten schon oder gar noch länger."

„Wer das wissen kann? Ich zum Beispiel weiß es ganz genau. Von Jahrhunderten ist keine Rede. Da wäre die Quelle längst ausgebeutet worden."

„Es hat sie niemand gekannt. Grinley ist der einzige Mensch, der jemals hier an diesem See gewesen ist."

„Wenn das wahr ist, so bin ich kein Mensch, und Winnetou ist auch keiner; denn wir sind schon vor Jahren hier gewesen."

„Ihr — — auch — —?" fragte Rollins verwundert. „Ihr wart hier? Und habt keinen Gebrauch von diesem Oelreichtum gemacht?"

„Nein."

„Aber das begreife ich nicht, Sir! Warum denn nicht?"

„Weil noch kein Oel zu sehen war, kein einziger Tropfen, sage ich Euch."

„So ist es erst später gekommen?"

„Ja, vorgestern."

„Vor — ge — — stern?" wiederholte der Bankier dieses Wort. „Ich verstehe Euch wieder nicht, Sir."

„Nicht? Na, da muß ich deutlicher werden. Ihr habt doch Augen und seht also die große Menge toter Fische schwimmen?"

„Natürlich."

„Was mag wohl schuld an ihrem Tode sein?"

„Das Oel, ganz selbstverständlich. Kein Fisch kann im Petroleum leben."

„Schön! Wie lange werden diese Tiere wohl tot sein?"

„Vielleicht zwei Tage, länger nicht, sonst wären sie mehr von der Verwesung ergriffen."

„Und wo haben sie sich bei Lebzeiten befunden? Sind sie etwa hier unter den Bäumen herumspaziert?"

Da antwortete Rollins im Tone des Gekränktseins: „Ich möchte doch bitten, zu bedenken, daß ich kein Knabe, sondern ein Mann bin. Ich bin auch nicht geistesschwach und weiß sehr wohl, daß diese Fische hier im See gelebt haben."

„Sehr gut, Mr. Rollins! Jetzt habe ich Euch da, wohin ich Euch haben wollte. Die Fische sind seit zwei Tagen tot, haben also bis vorgestern hier im See gelebt. Im Petroleum können sie nicht leben. Seit wann also wird sich das Oel hier auf dem Wasser befinden?"

Erst jetzt ging dem Bankier das Licht auf, welches ihm angezündet werden sollte. Er sprang von seinem Sitze empor, starrte auf Old Shatterhand nieder, ließ seinen Blick auch über die andern schweifen, bewegte die Lippen, als ob er reden wolle, brachte aber kein einziges Wort hervor.

„Nun, Sir, wollt Ihr mir keine Antwort geben? Wenn es seit vorgestern hier eine Sorte von Petroleum gibt, welches in einer Raffinieranstalt künstlich gereingt

worden ist, so möchte man doch wohl fragen, wie dieser hochinteressante und unbegreifliche Fall zu erklären ist. Die Antwort werdet Ihr da in der Höhle finden. Geht hinein, Mr. Rollins."

„Das werde ich; das werde ich!" rief der Bankier aus. „Es kommt mir ein Gedanke, der so außerordentlich ist, daß ich ihn gar nicht auszudenken vermag. Kommt mit, Mr. Baumgarten! Ihr seid bisher mein Gefährte gewesen und müßt auch jetzt, in diesem Augenblicke, bei mir sein."

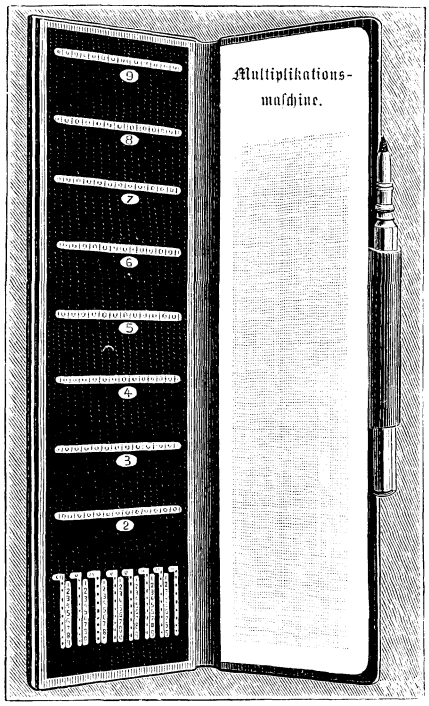
Er zog den Buchhalter von seinem Sitze empor und verschwand mit ihm in der Höhle. Die außerhalb derselben Befindlichen horchten. Es waren einige Rufe zu hören; dann vernahm man das Zusammenstoßen und Rollen von Fässern; hierauf stürzte der Bankier heraus und rief in großer Aufregung: „Welch ein Schwindel! Welch ein raffinierter Betrug! Das Oel ist in diese Gegend transportiert worden, um mir mein Geld abzulocken!"

„Seht Ihr das nun ein?" fragte ihn Old Shatterhand. „Was habt Ihr denn in der Höhle gefunden?"

„Eine ganze Menge leerer Petroleumfässer."

„Weiter nichts?"

„Einige Werkzeuge, weiter nichts. Es ist gar keine Quelle vorhanden!"



Eine neue Multiplikationsmaschine.

„So ist es, Sir. Gleich als ich die Kerls von dem Oele, welches hier gefunden worden sein sollte, sprechen hörte, war ich überzeugt, daß dies ein Schwindel sei. Buttler und Poller sind nicht vorausgeschickt worden, um die Sicherheit des Weges zu erforschen, sondern um die Fässer auslaufen zu lassen und sie dann wieder in der Höhle zu verbergen. Der Betrug ist mit vieler Mühe und von langer Hand vorbereitet worden, denn es will etwas sagen, so gegen vierzig schwere Oelfässer nach und nach hierher zu schaffen."

„Sind aber auch gut bezahlt worden, hihihihi," lachte Sam Hawkens. „Wollt Ihr das Oel ausschöpfen und wieder hineinfüllen, oder nur die leeren Fässer mitnehmen, Mr. Rollins?"

„Lacht mich nicht auch noch aus!" rief dieser. „Mein Geld, mein schönes, schönes Geld! Ich muß es unbedingt wieder haben. Ihr müßt mir dazu verhelfen, Mr. Shatterhand!"

„Einstweilen handelt es sich nicht um das Geld, sondern um die Anweisung, antwortete der Jäger. „Meint Ihr, daß dieselbe in San Francisco wirklich honoriert wird?"

„Ganz gewiß, wenn es den Kerls gelingt, den Indianern zu entkommen und Frisco zu erreichen. Ihr machtet doch vorhin während meiner Erzählung die Bemerkung, daß sie von den Nijoras gefangen genommen worden seien?"

„So ist es. Erst wurden sie von den Navajos überfallen und dann mit diesen von den Nijoras ergriffen."

„Wahrscheinlich haben diese die Weißen beraubt. Meint Ihr nicht, Sir?"

„Jedenfalls."

„Und also dem Oelprinzen die Anweisung abgenommen? In diesem Falle würde sie wahrscheinlich nicht präsentiert."

„Ich glaube auch, daß dies nicht geschehen würde, möchte aber behaupten, daß sie ihm den Zettel nicht nehmen. Es gibt ja Indianerstämme, welche in der Zivilisation so weit vorgeschritten sind, daß sie lesen und sogar schreiben können, zu diesen gehören aber die hiesigen Völker nicht. Der wilde Indianer hält jede Schrift für einen Zauber, mit dem er sich nicht befassen mag; darum ist es wahrscheinlich, daß die Nijoras dem Oelprinzen die Anweisung lassen. Gelingt es ihm, ihnen zu entkommen, so wird er ganz gewiß nach Frisco gehen und das Geld erheben."

„So wäre es am besten, ihm zuvorzukommen. Was meint Ihr dazu, Sir, daß ich mich mit Mr. Baumgarten sofort nach San Francisco aufmache, um die dortige Bank zu verständigen? Wenn der Halunke dann kommt, wird er festgenommen."

„Unter den jetzigen und hiesigen Verhältnissen werdet Ihr das am liebsten bleiben lassen. Ihr würdet nicht weit kommen. Es wäre übrigens auf keinen Fall nötig, die weite Reise nach San Francisco zu machen, sondern es genügte jedenfalls, nur nach Prescott zu gehen, die dortige Behörde zu verständigen und von da aus die betreffende Bank durch die Post unterrichten zu lassen."

„Richtig, sehr richtig! Also gehen wir nach Prescott!"

„Nicht so eilig, Mr. Rollins! Von hier nach Prescott hättet Ihr wenigstens zehn Tage zu reiten, da die Entfernung in der Luftlinie ungefähr fünfzig geographische Meilen betragen wird. Und, was die Hauptsache ist, kennt Ihr denn den Weg?"

„Nein. Vielleicht hätte einer von euch, der ihn kennt, Lust, gegen eine gute Bezahlung mit uns zu gehen."

„Es ist wohl keiner unter uns, der den Lohnführer machen würde. Es ist auch zu bedenken, daß der Weg nach Prescott durch Gegenden geht, welche bei den jetzigen Verhältnissen nicht nur unsicher, sondern sogar gefährlich genannt werden müssen. Drei Personen, ihr beide und ein Führer? Selbst wenn er ein tüchtiger Mann wäre, stände zu erwarten, daß ihr nicht lebendig an das Ziel gelangen würdet."

„So soll ich also nichts thun, sondern mein Geld verlieren?“

Da trat Schi-So, der Navajojüngling, zu Old Shatterhand heran und sagte: „Sir, werdet Ihr mir erlauben, die Frage zu beantworten, welche Mr. Rollins soeben ausgesprochen hat?“

„Thue es!“ nickte der Jäger. Er nannte ihn „du“, weil er ein Freund seines Vaters war und ihn schon als Knaben gekannt hatte. Schi-So wendete sich an den Bankier und sagte in zuversichtlichem Tone: „Ihr braucht keine Sorge zu haben, Sir. Ihr werdet die Anweisung zurückerhalten.“

„Wirklich?“ fragte Rollins erfreut. „Auf welche Weise?“

„Durch mich.“

„Durch Euch? Wollt Ihr sie ihm etwa abnehmen?“

„Ja.“

„Wie wollt Ihr denn an ihn kommen? Ihr wißt doch, daß er sich in den Händen der Nijoras befindet.“

„Ich bin ein Navajo; die Nijoras sind jetzt unsre Feinde; sie haben acht Navajokrieger gefangen genommen, deren Bruder ich bin; ich habe die Pflicht, alles zu versuchen, diese Gefangenen zu befreien. Da gerät auch der Oelprinz in meine Hand. Ich nehme ihm die Anweisung ab und gebe sie Euch.“

Der Bankier sah den jungen Indianer, welcher mit einer solchen Bestimmtheit und Sicherheit sprach, erstaunt an und fragte ihn: „Die Navajos wollt Ihr befreien, mein kleiner Sir? Wißt Ihr denn die Zahl der Nijoras?“

„Es sind nur dreißig.“

„Nur?! Und Ihr, Ihr allein wollt es mit ihnen aufnehmen?“

„Ich fürchte mich nicht vor ihnen. Uebrigens werde ich gar nicht allein sein. Ich suche die Krieger meines Stammes auf.“

„Wißt Ihr denn, wo diese sich befinden?“

„Sie sind hier. Es gibt acht Navajospäher; daraus ist zu schließen, daß unsre Krieger nicht fern von hier zu suchen sind.“

„Aber ehe Ihr sie findet, vergeht die Zeit und die Nijoras werden indessen entkommen!“

„Die entkommen nicht,“ fiel da Old Shatterhand ein. „Wir sind ja hier. Was sagt mein Bruder Winnetou zu meinem Entschlusse?“

Er hatte diesen Entschluß noch mit keinem Worte bezeichnet, dennoch antwortete der Apache, ihn erratend, sofort: „Er ist gut. Wir werden den Nijoras folgen, die Navajos befreien und dem Oelprinzen den Zettel abnehmen.“

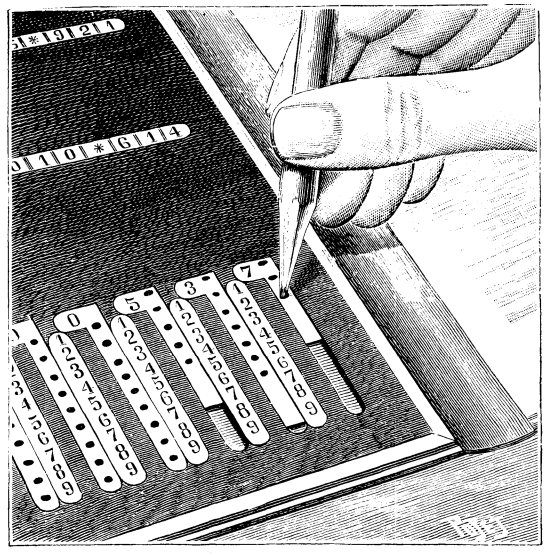
„Danke Euch, danke Euch!“ rief Rollins jubelnd aus. „Wenn Ihr dies sagt, so ist es gewiß, daß ich die Anweisung zurückerhalte und also mein Geld rette. Aber wann brechen wir auf? Natürlich sofort, meine Herren?“

„Sobald wie möglich,“ antwortete Old Shatterhand. „Erst wollen wir uns diese Höhle auch einmal ansehen, und dann wird Winnetou mich nach der Stelle im Walde führen, wo die Nijoras mit ihren Gefangenen gelagert haben.“

Nun erst wurde das Innere der Höhle untersucht. Sie war keine künstlich hergestellte, sondern eine natürliche, ausgewaschen durch die vom Hochwalde durch den Felsen sickernde Feuchtigkeit, welche von hier aus ihren Abfluß in den See gefunden hatte. Daher der Sand und Steingrus, welcher in einem schmalen Streifen von der Höhle aus nach dem „finstern Wasser“ führte. Man fand vierzig leere Petroleumfässer, einige Hacken und ein Beil, weiter nichts. Zwei der Fässer wurden zerschlagen; ihre Trümmer sollten mitgenommen werden, weil sie ein vorzügliches Feuermaterial lieferten, falls man in eine Gegend kam, wo kein Holz zu finden war.

Dann gingen Winnetou und Old Shatterhand fort, um die Lagerstätte der Nijoras zu untersuchen. Die andern lagerten sich in das Gras, um auf die Rückkehr dieser beiden zu warten. Sie bildeten da verschiedene kleine Gruppen, so wie die einzelnen sich gerade zusammenfanden. Bei allen war das Thema des Gespräches eines und dasselbe: die Erlebnisse der letzten Tage und daß man die Rettung aller nur Old Shatterhand und Winnetou zu verdanken hätte. Das Lob dieser beiden Männer floß von allen Lippen.

Besonders wußte der Hobble-Frank von ihnen zu erzählen. Er saß bei den deutschen Auswanderern und erzählte in seiner drastischen Weise einige Episoden aus seinem Zusammenleben mit Old Shatterhand und Winnetou. Der Kantor hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und benützte eine Pause, welche Frank machte, zu der



Die Anwendung der Multiplikationsmaschine.

Bemerkung: „Das ist es, was ich brauche! Solche Thaten will ich auf die Bühne bringen; die geben den Effekt, welchen ich beabsichtige! Aber es gibt eine Schwierigkeit dabei, die zu überwinden Sie mir vielleicht helfen können, Herr Franke.“

„Was für eene is das denn? Ich liebe nämlich grad die Schwierigkeeten. Für so was Leichtes kann ich mich nich gut kondensieren. Was aber schwer is, was Mühe macht und Anschtrengung kostet, das is zu jeder Zeit mein

Lieblingsfach gewesen. Darum habe ich es schtets mehr mit den geistig offwärtsschtrebenden, als mit den körperlich abwärtsgerichteten Wissenschaften und Künsten gehalten. Also wenden Sie sich getrost an mich, Herr Kantor emeriticus! Ich bin der richtige Mann und Held für Sie. Was meenen Sie für eene Schwierigkeet? Ich werde sie mit der größten Leichtigkeet und Kohäsion beseitigen."

„Hm! Haben Sie vielleicht einmal Old Shatterhand oder Winnetou singen hören?"

„Singen? Nee!"

„Aber diese beiden Männer können doch singen? Oder meinen Sie nicht?"

„Ob sie singen können! Was das für eene indigoflammierte Frage is! Schämen Sie sich denn nich, so was zu denken oder gar so alluvialisch auszuschprechen? Ich sage Ihnen, diese zwee beeden Männer können alles, mag es heeßen, wie es will, also ooch singen."

„Werden Sie nur nicht so grob, Herr Franke! Ich habe es ja nicht bös gemeint. Was denken Sie, würde Old Shatterhand vielleicht einmal singen, wenn ich ihn darum bäte?"

„Hm!" brummte Frank, indem er ein zweifelndes Gesicht machte.

„Und Winnetou?"

„Der off alle Fälle nich. Er is in allen Sachen groß, und so bin ich überzeugt, daß er ooch een ganz bedeutender Sänger und Koloraturierer is; aber wenn ich offen schprechen soll, so kann ich ihn mir gar nich singend vorschtellen."

„Wirklich nicht?"

„Nee. Denken Sie sich doch 'mal diesen berühmten Häuptling mit geschpreizten Beenen und weit offgeschnapptem Munde im Konzertsaale schtehend und die schkandinavische Arie singend: ‚Guter Mond, du gehst so schtille hinter Nachbars Birnboom hin!' Können Sie ihn sich off diese Weise ausmalen?"

„Was Sie da sagen, ist nicht ganz ohne. Aber die Indianer singen doch jedenfalls auch!"

„Natürlich. Ich habe schon verschiedene singen hören."

„Wie klang es denn? Was sangen sie? War es einstimmig oder mehrstimmig? Es ist mir sehr wichtig, das von Ihnen zu erfahren."

„Hören Sie, das is nu wieder so eene epileptische Frage! Wenn eener singt, so is es doch allemal eenschtimmig. Oder denken Sie etwa, daß een eenzelner Mann achtschtimmig singen kann? Und wenn zwölfe singen, so is es zwölfschtimmig; das muß doch jeder Schangdarm einsehen. Wie es geklungen hat, wollen Sie wissen? Na, nich ganz so wie bei den großen Komponisten Mozart, Galvani und Correggio. Es is nich leicht, es zu beschreiben. Denken Sie sich eenen großen Schmiedeblasebalg, in welchem een Eisbär, een Truthahn und drei junge Schweine schtecken; fangen Sie an, den Balg zu ziehen und zu drücken, dann werden Sie wahrscheinlich etwas zu hören bekommen, was grad so klingt wie eene echte, indianische Zivilschtandsoperette. Haben Sie mich verschtanden?"

„Jawohl. Ihr Beispiel ist ja deutlich genug."

„Na, was wollen Sie denn mit Old Shatterhand und Winnetou? Warum sollen diese singen?"

„Weil ich wissen möchte, was für Stimmen sie haben."

„Gute Schtimmen natürlich, sehr schöne Schtimmen sogar. Denn das Gegenteel davon zu denken, das wäre eene Beleidigung für sie."

„Ob gut oder nicht, das meine ich nicht. Ich wollte wissen, ob sie Tenor, Bariton oder Baß singen."

„Müssen Sie das denn so notwendig wissen?"

„Ja. Sie sollen doch die Hauptheldеn meiner Oper sein; also muß ich ihre Stimmlage wissen."

„Unsinn! Ihre Schtimmlage! Die Schtimme liegt allemal in der Kehle. Wo soll sie denn sonst liegen? Ich habe noch keenen Menschen gesehen, der mit dem Magen oder mit den Ellbogen gesungen hat. Das sollten Sie doch wissen, wenn Sie eene zwölfaktige Oper komprimieren wollen. Und ooch das muß ich an Ihnen rügen, daß Sie das vorher wissen wollen. Das is doch gar nich notwendig. Old Shatterhand und Winnetou sollen offtreten und singen; gut; warten Sie das eenfach ab, so werden Sie gleich hören, ob sie Tenor, Baß oder Bariton singen. Es is doch gar nich notwendig, sich schon vorher darum zu kümmern."

„Sie irren sich! Ich habe doch das, was gesungen werden soll, vorher zu komponieren!"

„Natürlich! Das is ja Ihre Schuldigkeet als Komponist."

„Also muß ich doch wissen, ob ich den Gesang in den Baß oder den Tenor legen soll."

„Legen Sie ihn in die Partitur; da gehört er hin! Der Kapellmeester wird ihn nachher finden, wenn er sich off Musik verschteht, was ich doch hoffen will."

„Aber," erklärte der Kantor eifrig, „eben bevor ich an der Partitur arbeite, muß ich doch wissen, in welcher Stimmlage — —"

„So lassen Sie mich doch mit Ihrer Schtimmlage in Ruhe!" unterbrach ihn Frank, zornig werdend. „Ich habe doch schon gesagt, daß die in der Gurgel liegt! Sie besitzen doch ooch so eene Art von Menschenverschtand; also is es doch eegentlich gar nich notwendig, daß Sie sich das zweemal sagen lassen. Merken Sie sich das, daß die wahre Weisheet nie wiederholt zu werden braucht!"

Der Kantor öffnete den Mund zu einer Gegenrede; darum fuhr Frank sehr schnell fort: „Schweigen Sie! Lassen Sie mich ausschprechen! Der Rat, den ich Ihnen gebe, is ausgezeichnet und wird Ihnen sehr viel Zeit, Sorge und Arbeit erschparen. Komprimieren Sie immer Ihre Heldenoper; um Baß oder Tenor brauchen Sie sich dabei gar nich zu kümmern, denn wenn der Vorhang offgezogen wird und die Darschteller zu singen anfangen, wird es sich ganz von selber zeigen, ob sie für den Tenor geeignet, oder zum Kontrabaß geboren worden sind. Es muß doch jedenfalls nur den Sängern ihre Sache sein, ob sie hoch oder niedrig singen wollen.

Ich wenigstens ließe mir keenen Tenor vorschreiben, wenn ich eenen Violonbaß in der Gurgel hätte. Das können Sie mir glooben. Ich bin der richtige Mann, der das beurteelen kann, denn als ich damals in Moritzburg als Forschtgehilfe differierte, bin ich Mitglied des dortigen Gesangvereins gewesen und habe sogar den Vertrauensposten animiert, allemal nach der Uebungsschtunde die Notenbücher und den Taktschtock einzuschließen, was doch 'was zu bedeuten hat."

(Fortsetzung folgt.)

Neue Multiplikationsmaschine.

Nicht wahr, das wäre etwas für viele Kameraden, eine Multiplikationsmaschine? Dann hörte ja die ganze Quälerei mit dem Multiplizieren großer Zahlen auf, und vor allem: Lebewohl, Logarithmentafel! Klappen wir den Deckel des im Aeußeren buchartig erscheinenden Maschinchens auf, so haben wir eine Schwarzblechtafel vor uns, die mit einer Anzahl von Fenstern versehen ist, und zwar sehen wir acht niedrige Fenster, die sich aber fast über die ganze Breite der Tafel erstrecken, so daß sie 16 Ziffern nebeneinander sichtbar werden lassen können, unten aber acht hohe, schmale Fenster, deren jedes Raum für zehn einzifferige Zahlen übereinander hat (nur die oberste Zahl darf zweizifferig sein). Die acht niedrigen Fenster sind auf der Blechtafel mit 9, 8, 7 . . . ., 2 bezeichnet; neben jedem der acht hohen Fenster stehen die Ziffern von 1 bis 9 untereinander.

Unter der Tafel lassen sich acht Kartonstreifen nebeneinander von oben nach unten und umgekehrt verschieben. Jeder dieser langen schmalen Streifen trägt untereinander die Zahlen ✲ 0, ✲ 9, 18, 27, 36, ..., 81, ✲ 0, ✲ 8, 16, 24, 32, ..., 72, ✲ 0, ✲ 7, 14, 21, 28, ..., 63, ..., ✲ 0, ✲ 2, ✲ 4, ✲ 6, ✲ 8, ..., 18, 0., 1., 2., 3., 4., ..., 9., im ganzen 90 Zahlen, nämlich erstens die Neunfachen von 0, 1, 2 bis 9, dann die Achtfachen derselben Zahlen u. s. f., endlich die Einfachen. Alle 90 Zahlen sind zweistellig dargestellt, die einstelligen dadurch, daß der leere Platz links durch einen Stern ausgefüllt ist; nur bei den untersten zehn von den neunzig Zahlen stehen die Einer links, und die leere Stelle rechts zeigt ein rundes Loch in dem Karton. Jeder Streifen enthält also neunmal die Null (achtmal als ✲ 0, einmal als 0.); die Abstände der Fenster von oben nach unten sind nun so gewählt, daß, wenn in dem untersten (hohen) Fenster von den Zahlen eines Kartonstreifens 0. und darunter die übrigen neun Löcher sichtbar sind, dann in den sämtlichen Fenstern darüber ✲ 0 erscheint.

Setzen wir nun, wie unsre zweite Abbildung zeigt, die Spitze des Bleistifts, der in einer Hülse des Deckels seinen Platz hat, in das unterste Loch rechts und schieben den Streifen in die Höhe, bis z. B. die Ziffer 7. sichtbar wird, so sehen wir in den Fenstern darüber alle Vielfachen von 7 erscheinen, nämlich 14, 21 (soweit zeigt es unser Bild) u. s. w. Schieben wir in dem zweiten untersten Fenster (vergl. die Abbildung) den Streifen in die Höhe, bis die Ziffer 3. sichtbar wird, so erscheinen darüber die Vielfachen von 3, nämlich ✲ 6, ✲ 9 u. s. w. Lassen wir endlich im dritten untersten Fenster die 5. sichtbar werden, so zeigen sich darüber 10, 15 u. s. w. Jetzt steht unten die Zahl 537 (links davon lauter Nullen), und die Fenster darüber lassen die Vielfachen von 537 erkennen. Zunächst das Zweifache, das sich in unsrer Abbildung als 10 ✲ 614 zeigt; natürlich ist die 1 zur 6 zu addieren, so daß sich 1074 ergibt. Damit bei dieser Addition keine Verwechselung eintritt, ist bei zweistelligen Zahlen (hier z. B. 14) die Ziffer links (also die 1) rot gedruckt; es gilt dann die Regel: jede rote Ziffer ist zu der links daneben stehenden (schwarzen) Ziffer zu addieren.

Die größte Multiplikation, die mit dem so beschriebenen Rechenapparat ausführbar ist, würde 99999999 mal 9 sein, indessen läßt sich die Tafel leicht erweitern, natürlich auch ebenso beschränken, je nach dem Bedürfnisse des Einzelnen. Nach unsrer Beschreibung wird nun jeder beurteilen können, ob es sich lohnt, die äußerst handlich herstellbare Multiplikationsmaschine in der Tasche zu führen. Für alle im Leben vorkommenden Multiplikationen ist sie nicht geschaffen, und insbesondere soll sie nicht etwa die Logarithmentafel oder andre Hilfsmittel ersetzen. Auf alle Fälle aber ist sie ein sinnreich erfundener Apparat, den sich (in Karton statt Eisenblech) jeder unsrer Kameraden selbst herstellen kann. Und auf das letztere legen wir stets besonderes Gewicht; denn selbst wenn man das Selbstgefertigte nicht notwendig nachher braucht, so hat man jedenfalls bei der Anfertigung mancherlei gelernt, und vor allem die Ausdauer, das Geschick und den Scharfsinn erprobt.

Ein Prairiebrand.

Zufall und Absicht, oft ein rein bösartiges Vorhaben sind die Ursachen eines solchen Brandes, die Folge ist totale Verheerung meilenweiter Länderstrecken. Manches Menschenleben geht dabei auf entsetzliche Weise zu Grunde, der Ziffer nach größer aber noch ist der Schaden, der durch ein derartiges Unglück der Pflanzen- und Tierwelt zugefügt wird. Auf unsrem Bilde sehen wir am Horizont die gierig heranfleckenden, mit rasender Geschwindigkeit dahin fegenden Flammen, denen mächtige Rauchwolken vorausstürmen. Alles, was in den durch die züngelnde Glut bedrohten, mit hohem Gras bestandenen Gefilden kreucht und fleucht, sucht dem Flammentode zu entfliehen, aber nur gering ist die Zahl der bedrohten Tiere, die wirklich entkommen, denn schneller als die Flüchtlinge eilen die Flammen dahin, namentlich dann, wenn das Gras von der Sonnenglut ausgedörrt ist. Stundenlang währt oft die tolle Jagd, die unsre Abbildung vergegenwärtigt. Manches von den abgehetzten Tieren bricht zusammen und im nächsten Augenblick ist es von den Flammen erreicht und vernichtet. Im Vordergrunde sehen wir den Büffel und einige Mustangs in Gesellschaft etlicher Prairiewölfe noch wacker vorwärtseilen, zur Seite den Hirsch

und das Reh, denen man aber bereits anmerkt, daß sie durch die wilde Hetze ermattet sind. Kämen sie nur endlich an ein Gewässer, mit welchem Behagen würden sich die armen keuchenden Prairiebewohner hineinstürzen; ja vielleicht, wenn es nicht zu schmal ist, so daß die Flammen nicht darüber hinwegzüngeln können, würde es ihnen in der That Rettung vor dem entsetzlichen Tode des Erstickens und Verbrennens gewähren!

Goldfritz.

(Schluß.)

Habt Ihr Euch über etwas zu beklagen?" fragte Tschirnhausen, der sich die auffällige Veränderung nicht verhehlen konnte, den jungen Mann.

„Nein, ich habe ja alles, was ich brauche, aber ich bin eben Euer Gefangener!" entgegnete Fritz mürrisch. „Ich darf ja nicht zehn Schritt vom Hause, da laufen mir Eure Aufpasser nach."

„Nun, so schlimm ist's nicht, junger Freund! Sagt, habe ich nicht mein Versprechen gehalten, das ich in Wittenberg Euch gegeben — bin ich Euch nicht jederzeit ein rückhaltsloser Freund gewesen?"

„Ja, jawohl, ich weiß, Ihr meinet's gut mit mir! Hättet Ihr mich aber damals doch in Wittenberg gelassen — das wäre noch besser von Euch gewesen! Ich weiß, Ihr habt ja auch gut an mir handeln wollen, als Ihr beim Kurfürsten für mich sprachet, damals, nach meiner Flucht; aber ich glaube, ich wäre Euch heute recht dankbar, wenn Ihr mich damals hättet köpfen lassen."

„Ihr seid gottlos, Fritz! Und undankbar obendrein! Tausend andre wären froh, wenn sie an Eurer Stelle stünden!"

„Und ich würde mit dem ersten Vagabunden tauschen, wenn ich nur frei wäre!"

Solche und ähnliche Reden mußte Graf Tschirnhausen fast täglich von seinem Schützling anhören, ohne jedoch Abhilfe schaffen zu dürfen, denn August des Starken Befehle waren in Bezug auf den jungen Chemiker seit dessen Flucht noch verschärft worden.

Ganz wider Erwarten fand eines Morgens Tschirnhausen den Fritz Böttcher in guter Stimmung, und noch mehr erstaunte er, als er ihm nach einem abseits gelegenen Raume winkte.

„Nun, was gibt's?" fragte Tschirnhausen, gespannt in das erregte Gesicht Böttchers schauend.

„Setzet Euch nur her. Ich werde Euch gleich etwas zeigen!"

Eilig ging Fritz fort und kam dann mit einem großen Schmelztiegel zurück, der eine gelb-bräunliche Masse von glänzendem, glasähnlichem Ansehen enthielt.

Tschirnhausen starrte fassungslos in den Schmelztiegel, dann in das Gesicht Böttchers.

„Ja — was ist denn das? Was soll denn das bedeuten? Die Masse glänzt ja so sonderbar!"

„Was das ist?" lachte Fritz. „Nun, das ist unsre gewöhnliche Thonmasse, aber sie sieht jetzt aus wie das japanische — Porzellan!"

„Wie Porzellan! Wahrhaftig, Ihr habt recht — das glänzt wie Porzellan! Freund, wie habt Ihr das fertig gebracht? Wirklich, gerade wie Porzellan — nur daß es nicht weiß ist!"

Immer und immer wieder schaute Tschirnhausen in den Tiegel, und schließlich sagte er aufatmend, beinahe feierlich und seltsam gerührt: „Fritz, Ihr werdet ein berühmter Mann, passet auf, es wird noch alles gut! Ich bin nun schon alt und glaubte ein tüchtiger Alchimist zu sein; ich habe probiert und probiert, aber seht, ich habe nichts zu stande gebracht! Ihr habt eine glückliche Hand, das macht's! Jawohl, eine glückliche Hand. — Aber nun kommt und zeigt, wie Ihr das Kunststück fertig gebracht habt!"

Fritz und Tschirnhausen gingen nach dem Laboratorium, und nachdem Fritz die verschiedenen Erden gemischt und die nötigen Vorbereitungen getroffen hatte, traten beide an den Schmelzofen. Unruhig stapfte Tschirnhausen auf und ab; der Kochprozeß dauerte ihm diesmal erschrecklich lange. Endlich zog Fritz den Tiegel vor und wieder schimmerte darin die glänzende Masse.

„Laßt Euch umarmen!" rief Tschirnhausen jubelnd. „Ihr seid ein wahrer Tausendkünstler! O, was wird der Kurfürst dazu sagen!"

Der alte erfahrene Chemiker war außer sich vor Freude, und selbst Fritz Böttcher schien seine alte gute Laune wiedergefunden zu haben.

„Ja, der Versuch ist geglückt! Damit können wir gute Geschäfte machen!" meinte Fritz, sich die Hände reibend. „Darauf müßten wir eigentlich einen guten Schluck trinken!"

„Ja, das wollen wir! Kommt mit zu mir, Ihr machet für heute Feierabend, und dann will ich sogleich nach Dresden und den Kurfürsten von Eurem Erfolg benachrichtigen."

Fritz ging, mit seinem Gönner den Tafelfreuden zu huldigen; er war ausgelassen wie in seiner Wittenberger Studentenzeit, denn er hoffte durch seine Erfindung nun auch bald seine Freiheit zurückzuerlangen.

Tschirnhausen aber fuhr noch am selben Nachmittage nach dem Schloß des Kurfürsten, und ward auch vom Landesherrn sogleich empfangen, wußte August der Starke doch, daß seinen erprobten Vertrauten nur etwas von ganz hervorragender Wichtigkeit veranlassen konnte, zu so ungewohnter Zeit um eine Audienz zu bitten.

Dem polnischen Wahlkönig und Sachsenfürsten war nichts erwünschter als die Aussicht auf Vergrößerung seiner Einnahmen. Ihm, dem alles wirtschaftliche Interesse sonst fern lag, erschien die Erfindung so wichtig, daß er zur

Ein Prairiebrand.

größten Verwunderung Tschirnhausens sagte: „Wir werden uns morgen einmal selbst den Friedrich Böttcher und seine Kunst ansehen. Wir werden morgen nach dem Dejeuner nach Meißen kommen! Habet indes Unseren Dank für Eure Dienste."

Das hatte sich Tschirnhausen nicht träumen lassen, daß der Kurfürst in eigener Person nach der Fabrik kommen würde, und er hatte natürlich nicht geringe Angst, daß am Ende in Gegenwart des hohen Besuches das Experiment nicht gelingen werde. Noch zu später Abendstunde suchte er darum Fritz auf, um ihn vorzubereiten und ihn immer von neuem zu beschwören, aber um des Himmels willen ein Mißlingen zu verhüten.

„Und wenn der Kaiser von China dabeisteht, es wird eben Porzellan gemacht!" lachte Fritz zuversichtlich. „Habt nur keine Sorge, es mißlingt nicht!"

Andern Tags fuhr die Karosse des Kurfürsten vor der Meißner Thonwarenfabrik vor, und die massige Gestalt des Landesherrn ward sichtbar. Er dankte kurz den ehrerbietigen Grüßen der Arbeiter und schritt, von Tschirnhausen empfangen, sogleich nach dem Raume, wo der Versuch stattfinden sollte.

„Also Er ist der junge Schwarzkünstler, der kein Gold machen kann? Der Uns davonlaufen wollte und den Unser Scharfrichter um Haupteslänge kürzen sollte? — Nun, Wir sind begierig, zu sehen, was seine Kunst sonst fertig bringt. Also fange Er nur an!" nahm August der Starke das Wort, indem er prüfend den jungen Mann betrachtete.

Fritz Böttcher verbeugte sich schweigend und ging an die Arbeit. Es galt diesmal einen Versuch im Größeren, aber Fritz war seiner Sache zu gewiß, als daß er unruhig geworden wäre.

Und wirklich — auch diesmal zeigte der Schmelztiegel wieder dieselbe bräunlich glänzende Masse, von der auch August der Starke sogleich sagte: „Ja, das sieht wie braunes Porzellan aus! Gold wäre Uns zwar noch lieber gewesen, aber wenn Er Uns gutes Porzellan machen kann, so wollen Wir Ihn auch für dieses reichlich belohnen!"

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht!" erwiderte Fritz.

„Aber trage Er sich nicht wieder mit Fluchtgedanken, und sei Er auf der Hut, daß Er nicht etwa überfallen und entführt wird! Unser Vetter in Berlin möchte Ihn gar zu gern haben; aber glaub' Er Uns, die Herren Brandenburger würden Ihn nicht so glimpflich behandeln, wie Wir es thun!"

Damit erhob sich der sächsische Regent, und Tschirnhausen, der ihn bis zum Wagen geleitete, gnädig zunickend, sagte er nochmals: „Wir sind mit dem Gesehenen wohl zufrieden!"

Der Graf beglückwünschte seinen Schützling von ganzem Herzen zu seinem Erfolge, wußte er doch, daß der kurfürstliche Lohn nicht karg ausfallen würde. Fritz wurde in der That auch reichlich beschenkt und seine Stellung bedeutend verbessert. Er hätte nun füglich mit seinem Geschick ausgesöhnt sein können, aber sein Mißmut fand immer von neuem Nahrung, denn ohne einen Diener oder richtiger gesagt, einen Wächter, konnte er keine Stunde weit fort. Fürs erste fand er jedoch genügend Gefallen an der neuen Porzellanbrennerei, um sich darüber einigermaßen hinwegzusetzen, und so stand denn der Goldmacher eifrig vor den großen Schmelzöfen und entwickelte eine fast fieberhafte Thätigkeit. Noch nie hatte in der Meißner Thonwarenfabrik ein lebendigeres Treiben geherrscht, und Graf Tschirnhausen sah mit unverhohlener Freude dem gewandten Hantieren Fritzens zu.

„Am Ende wird er doch noch ein ordentlicher, arbeitsamer Mensch!" dachte er und begegnete ihm mit noch mehr Wohlwollen als je. Fritz schien auch wirklich beinah diese Hoffnungen erfüllen zu wollen, da fiel mitten in das geschäftige Streben wie eine Bombe die Nachricht herein: „Die Schweden kommen!" Noch zog man die Möglichkeit dieser Schreckenskunde hier und da in Erwägung, da stand der jugendliche, kriegerische Schwedenkönig Karl der Zwölfte auch schon in Sachsen, und spät abends traf noch ein reitender Bote bei Tschirnhausen ein.

„Der Kurfürst ist ins Ausland geflüchtet, unser russisch-sächsisches Heer ist geschlagen! Ich bringe Euch den Befehl, den Fritz Böttcher eilends in Sicherheit zu bringen und zwar auf die Festung Königstein. Hier ist der Siegelring des Kurfürsten — er hat vor Schrecken nicht einmal Zeit gehabt, den Befehl schreiben zu lassen."

„Was sagt Ihr — unser Heer geschlagen?" rief Tschirnhausen, betroffen zurückweichend.

„Jawohl, geschlagen — der junge Schwedenkönig ist ein wahrer Kriegsgott, seine Leute folgen ihm blindlings und sei's in die Hölle. — Auf Livland muß der Kurfürst schon verzichten; er mag Gott danken, wenn ihm sein Sachsen bleibt."

„So schlimm steht's? Und unsre Arbeiten waren gerade im schönsten Zuge."

„Packet Euren Kram zusammen, werter Freund, und bringet Euch samt Eurem Schwarzkünstler in Sicherheit. Ich eile, meine Familie nach Oesterreich zu geleiten. Und nun Gott befohlen und, hoffentlich, auf ein froheres Wiedersehen!"

Damit verabschiedete sich der kurfürstliche Bote und bestieg seinen robusten Hengst; wenige Sekunden später ritt er nach Dresden zurück, daß die Funken stoben.

Graf Tschirnhausen ordnete noch in derselben Nacht alles Nötige und am andern Morgen, in aller Frühe, galt es Fritz, der noch im festen Schlafe lag, zu wecken und ihn zur sofortigen Abreise zu drängen.

Dieser schaute höchst unmutig darein, als er so früh schon gestört ward, und fügte sich nur widerstrebend ins Unabänderliche. Zudem war sein altes Mißtrauen wieder erwacht und er fürchtete, man wolle ihn nun erst vollends als Gefangenen behandeln und von aller Welt abschneiden.

„Aber so beruhigt Euch doch, Ihr werdet ja nur solange auf der Festung bleiben, bis die Schweden wieder aus dem Lande sind, und das wird hoffentlich nicht lang dauern."

„Gehet mir mit den Schweden — mag der Kuckuck wissen, was Ihr wieder mit mir vorhabt!"

Tschirnhausen suchte umsonst den jungen Mann von der Ungerechtfertigkeit seines Mißtrauens zu überzeugen. Fritz blieb einsilbig und reizbar.

Auf der Festung wurde er, soweit es seine Freiheit anbetraf, in der That auch sehr kurz gehalten; man spann um seine Person den Schleier tiefsten Geheimnisses, so daß nicht einmal der Festungskommandant erfuhr, wer eigentlich der so sorgsam gehütete Gast sei. Unbeschränkte Tafelfreuden waren so ziemlich alles, was Fritz einigen Trost gewähren konnte, sonst sah er sich darauf angewiesen, die Zeit mit chemischen Versuchen hinzubringen. Ein winziges Zimmerchen*) mußte als Laboratorium dienen, und Tschirnhausen, der ab und zu kam, seinen Schützling in halbwegs guter Laune zu erhalten, mit ihm zu probieren und zu beraten, arbeitete wacker mit, um in Hinsicht der verschiedenen Erden zur Porzellanbrennerei immer neue und bessere Mischungen zu finden.

Unterdessen hatten es sich die Schweden gar heimisch in Sachsen gemacht; ihr Heerführer hielt zwar auf strenge Manneszucht, aber wer als Feind in einem Lande haust, pflegt nicht sonderlich auf zarte Rücksichtnahme bedacht zu sein. So herrschte denn überall gedrückte Stimmung, Handel und Gewerbe lagen darnieder, die Schmelz- und Brennöfen der Meißner Thonwarenfabrik standen kalt, und wer von den Bürgern nur irgend konnte, drehte dem Vaterlande den Rücken und flüchtete mit Hab und Gut über die Grenze.

Ein ganzes langes Jahr dauerte dieser unerquickliche Zustand, da endlich rückte der junge Schwedenkönig wieder ab. Der Kurfürst kehrte zurück, und auch für Fritz schlug die Befreiungsstunde. Neu blühte das geschäftliche Leben wieder auf, aber in dem Staatssäckel war die Ebbe größer denn je, und man hatte Anlaß zu befürchten, daß bald völlige Trockenheit eintreten werde. Da sollte denn nun Fritz Böttcher der Helfer aus der Not sein, und Tschirnhausen betrieb nunmehr alle Zurichtungen mit wahrer Fiebereile. Fritz bekam in Dresden ein Laboratorium in großem Stile eigens nur für seine Porzellanfabrikation eingerichtet und die denkbar größten Mittel standen ihm zur Verfügung. Aus einem großen Säckel ist gut wirtschaften, und so brachte auch Fritz aus vielem etwas zuwege, und seine Versuche machten wackere Fortschritte. Man gestattete ihm nun auch größere Freiheit; er durfte hingehen, wohin er wollte; nur die Begleitung eines Offiziers mußte er sich gefallen lassen, und diesen gab man ihm weniger bei, weil man noch einen Fluchtversuch von seiner Seite glaubte befürchten zu müssen, sondern vielmehr, weil man dachte, Friedrich der Erste von Preußen möchte vielleicht durch einen kecken Ueberfall sich des Fritz Böttcher zu bemächtigen streben, litt doch auch der Preußenfürst, der seit 1701 die Königskrone aus der Hand Kaiser Leopolds als Belohnung für seine Dienste im spanischen Erbfolgekrieg erhalten hatte, an demselben Uebel wie August der Starke — an dauernder Geldnot.

Zur Leipziger Ostermesse 1709 erschienen zum erstenmal Meißner Porzellangefäße auf dem Markt. Sie sahen anfangs noch braungelb aus, waren enorm teuer, fanden aber trotzdem geradezu reißenden Absatz, so daß eine Einnahme erzielt ward, welche die kühnsten Hoffnungen übertraf. August der Starke war von diesem Erfolge höchlichst befriedigt und ernannte Fritz zum Administrator der kurfürstlichen Porzellanfabrik, indem er ihm zugleich einen überreichlichen Gehalt aussetzte.

Hiermit hatte das Leben des ehemaligen „Goldfritz“ seinen Höhepunkt erreicht. Gewiß hätte jeder andre sich in der nunmehr äußerst bevorzugten Stellung Böttchers höchst glücklich gefühlt; er hatte Geld, mehr als er brauchte — alle seine Wünsche konnte er befriedigen — er ward überall mit Hochachtung und Bewunderung behandelt — mit einem Wort, er war ein berühmter Mann geworden! Fritz war nicht ohne Ehrgeiz, und anfangs genoß er mit vollen Zügen das ihm völlig neue Leben. Da er aber von Jugend auf nicht gelernt hatte, sich zu beherrschen, so fröhnte er bald dem Genusse bis zum Laster, und seine willensschwache Natur führte ihn immer mehr bergab auf dem breiten Pfade zum Verderben — anfangs langsam, dann aber immer rascher sank er herab zum Trinker. Tschirnhausen wurde mit Entsetzen diese Veränderung gewahr und mit wahrhaft väterlicher Güte suchte er den jungen Mann auf den rechten Weg zurückzuführen.

So erwartete man denn wieder einmal eines Morgens Fritz umsonst in der Fabrik, und Tschirnhausen ging schließlich nach dessen Wohnung, um nachzusehen, woran es wohl wieder hängen möge. Wie er es befürchtet, so fand er es auch. Fritz lag völlig angekleidet mit weinschwerem Kopfe auf seinem Lager; er war von einem wüsten Gelage erst gegen Morgen heimgekommen und dachte an nichts weniger als an die Erfüllung seiner Amtspflichten. Tschirnhausen rüttelte den Schläfer an der Schulter.

„Fritz, wisset Ihr nicht, daß es zehn Uhr ist, und die Leute in der Fabrik schon seit drei Stunden auf Euch warten?“

„Oh — was? Wer wartet auf mich? Wer seid Ihr denn? — Ach — jetzt wird's mir klar — Ihr seid ja — Ihr seid ja der Graf Tschirnhausen — ha, wie kommt Ihr denn hierher?“

Fritz hatte sich allmählich ernüchtert, rieb sich den Schlaf aus den Augen, und starrte nun mit offenem Munde in das ernste Gesicht seines Gönners.

„Ihr solltet Euch schämen, Fritz! Das ist nun schon das viertemal in dieser Woche, daß Ihr bezecht heimkommt und in den Tag hinein schlaft; wollt Ihr denn mit Gewalt Eurem Untergang entgegenrennen?“

„Ha — mir liegt nichts am Leben — ich bin ja Euer Sklave! Ich darf nicht über die Landesgrenze, bin an die Scholle gebunden! — Was hab' ich denn davon, ob Ihr Porzellan macht oder nicht?“

„Ihr seid undankbar! Ich dächte, Ihr bekommt einen Gehalt, wie kaum noch Einer im Lande.“

„Ja, ja wohl, Geld gibt mir der Kurfürst genug, aber was nützt es mir, wenn ich es nicht anwenden kann, wie ich will? Ich mag nicht mein lebelang hinter Euren

*) Dasselbe wird heute noch auf der Festung Königstein gezeigt.

langweiligen Brennöfen und Schmelztiegeln stehen, ich will mir die Welt ansehen! Hol's der Henker, ich will eben ein freier Mann sein!"

Fritz war vom Bett aufgesprungen, und lief erregt im Zimmer hin und her. Tschirnhausen folgte prüfend jeder Bewegung des jungen Mannes, und neben dem Ernste prägte sich allmählich ein Zug unverkennbaren Schmerzes in seinem edelgeschnittenen Gesichte aus.

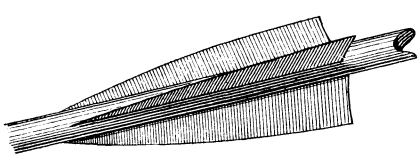
„Frei — das ist ein Wort, das selten ein Mensch versteht, am wenigsten die Jugend! Sehet mich doch an! Ich bin Graf, habe ein Vermögen die Welt zu durchreisen, und könnte leben in Saus und Braus —

Lage der Jahresringe bei dem kunstgerecht fertig geschnitzten und bei dem gespannten Bogen.

und doch stehe ich Tag für Tag auf meinem Posten und diene meinem Vaterlande und meinem Kurfürsten mit den Kräften, die mir Gott verliehen hat. Bin ich frei nach Eurem Sinn? Sehet, Fritz, frei ist kein Mensch auf Erden, denn einer hat dem andern mit seinem Können und Wissen zu dienen, und selbst ein Kaiser ist nicht frei, wenigstens nicht, wie Ihr es meint. Die rechte Freiheit liegt in der Herrschaft über sich selbst, und im gewissenhaften Dienst der Pflichterfüllung gegen seine Mitmenschen!"

Tschirnhausen hatte in edler Erregung gesprochen, und unwillkürlich hatte Fritz ihn ohne Widerspruch angehört; nun aber schüttelte er den Kopf und erwiderte trotzig: „Möglich, daß Ihr Recht habt! Ich habe aber einen andern Begriff von Freiheit. Ich hab' an nichts Freude mehr, was kann ich dafür! Mein einziges ist nur noch der Wein! Und seht, Herr Graf, wenn der feurige Rebensaft durch die Kehle rinnt, da wird das Herz wieder warm, der Geist wird leicht, mir ist's, als wüchsen mir Flügel, ich lebe in einer andern Welt, ich durchkoste sämtliche Genüsse bis zur Hefe, ich dünke mich einen Kaiser, nein, einen Gott, und lache über die Welt und die dummen Menschen, die da sagen, Arbeit sei Glück. Seht, das ist meine Freiheit, sagt, ist sie nicht schöner, als die Eure?"

Fritz brach in ein heiseres Lachen aus, und Tschirnhausen wich entsetzt zurück; aus den unheimlich flackernden Augen des jungen Mannes starrte ihm das Gespenst aufsteigenden Irrwahns entgegen.



Unteres Ende des Pfeilschaftes mit den drei aufgeklebten Federbärten und der eingefeilten Kerbe.

„Ich habe Euch gewarnt!" erwiderte er mit erzwungener Ruhe, „mehr vermag ich nicht zu thun! Nun gehet Euren Weg."

Damit wandte sich Graf Tschirnhausen und verließ erschüttert die Wohnung Böttchers.

„Er ist verloren!" murmelte er. „Schade um ein Leben, so reich von der Natur bedacht, zu so Großem bestimmt, und schon in der Blüte seiner Jahre dem Verderben anheimgefallen! — —"

Fritz Böttcher war nach dem Weggange seines Gönners in Nachdenken versunken: in seiner Seele glimmte noch immer ein Funke des Guten, und die Rede Tschirnhausens war wie ein reinigender Lufthauch darüber hingegangen und hatte das Fünkchen zu einer Flamme entfacht. In seinem Innern entstand ein heftiger Widerstreit — aber die Schlacken, mit denen seine unseligen Leidenschaften sein Herz schon überreich angefüllt hatten, erstickten gar bald die schwache Flamme, und unzufrieden mit sich selber und der ganzen Welt, schlug er trotzig die geballte Faust auf den Tisch: „Mag er predigen, der Tugendheld — bei mir ist's zu spät!"

Fritz Böttcher hatte nicht genug inneren Halt, sich aufzuraffen, in seiner willenlosen charakterschwachen Art gab er sich selber auf, und damit war er seinem tragischen Geschick unrettbar verfallen. Ein Kreis leichtsinniger Gesellen wußte ihn zu fesseln, und so taumelte er von Genuß zu Genuß, bis er mit achtunddreißig Jahren ein Greis, zerrüttet an Leib und Seele, geworden. Zerstoben waren nun plötzlich alle die einstigen „guten Freunde" und Zechgenossen, und vereinsamt lag der Unglückliche auf dem Siechbette. Wilde Phantasien ließen ihn die Schreckniſse der Hölle durchkosten, und in den wenigen klaren Augenblicken peinigte ihn das Gefühl der Schuld, sein Leben vergeudet zu haben. Wie sollte er vor dem Richterstuhle der Gottheit bestehen, wenn er gefragt würde, wie er mit dem ihm verliehenen Pfunde gewuchert habe? Stöhnend warf er sich auf den Kissen hin und her, und als ein Engel der Erlösung trat endlich der Tod an das Lager und endete ein qualvolles Dasein.

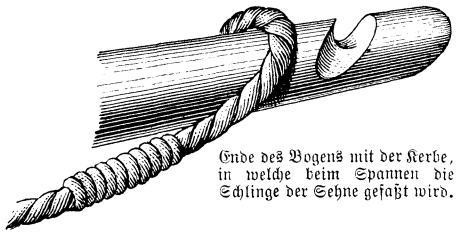
Goldfritz hatte die Erfahrung, daß Arbeitsscheu der Anfang alles Lasters ist, um hohen Preis erkaufen müssen, und hatte sie mit seinem Glück, mit seinem Leben bezahlt. Gewiß denken nur wenige, die den Namen Friedrich Böttchers als den Erfinder des Meißner Porzellans noch heute nennen, daran, welch' ernste Lehre in der Lebensgeschichte dieses Mannes enthalten ist.

Bogenschießen.

Wiederholt haben einzelne unsrer lieben jungen Leser die Frage an uns gerichtet, wie sie sich einen brauchbaren Bogen zum Schießen anfertigen könnten. Da der

„G. K.“ in seiner Jugend ein erfahrener Bogenschütze war und die erfrischende, kräftigende Wirkung des Bogenschießens wohl kennt und vielleicht noch viele andre unsrer jungen Leser sich gern die Vorteile dieses ritterlichen Spiels im Freien verschaffen möchten, will er auch einmal auf dieses Thema zu sprechen kommen.

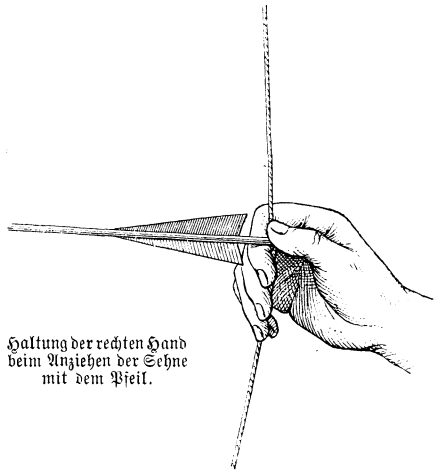
Der alte Pfeilbogen, wie er noch jetzt von manchen



Ende des Bogens mit der Kerbe, in welche beim Spannen die Schlinge der Sehne gefaßt wird.

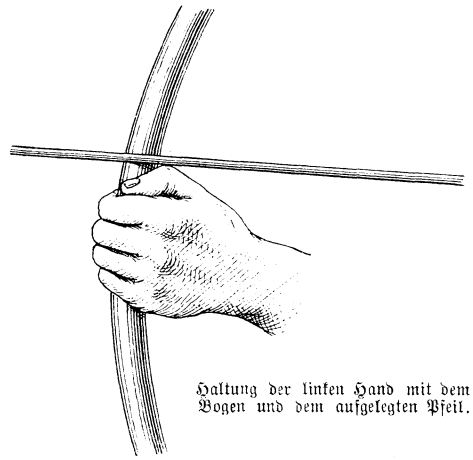
Völkerschaften als Kriegs- und Jagdwaffe gebraucht wird, ist durchaus kein verächtliches Werkzeug. Eine sehr kräftige Hand kann damit den Pfeil wohl nahe an 200 m weit treiben, und ein geübter Schütze ist auf 40 Schritte seines Mannes sicher. Dem Revolverschützen ist ein solcher Bogenschütze überlegen und hat obendrein den Vorteil, daß sein Schießgewehr nicht knallt. Einer unsrer guten Freunde schießt mit seinem englischen Bogen 360 Fuß weit, trifft einen hochgeworfenen Hut in der Luft, ja er schießt mit seinen beiden Jungen von 10 und 11 Jahren oft genug auf 30—40 Schritte nach der Scheibe, und ihre Pfeile sitzen nicht selten mitten im Zentrum oder ganz nahe demselben. Ein Junge von 11 Jahren ist mit einem guten leichten Bogen und ebensolchem Pfeile sehr wohl im stande, ein 100 m entferntes Ziel zu nehmen.

Gute Bogen gibt es in vielen Spielwarenhandlungen. Man kann sie sich aber billig selber herstellen. Dazu eignen sich nur folgende einheimische Holzarten: Esche, Hornstrauch oder Hartriegel, Taxus oder Eibe, weniger Ahorn. Für einen Jungen von 12—14 Jahren würden



Haltung der rechten Hand beim Anziehen der Sehne mit dem Pfeil.

wir ein Stämmchen der genannten Holzarten, möglichst gerade, möglichst ohne Aeste, 3 cm dick und 1,3 m lang schneiden und trocknen lassen. Darauf wäre es zu entrinden und so zu beschneiden, daß es von der Mitte aus nach beiden Seiten allmählich dünner wird. Dabei ist zu beachten, daß das Holz nur an einer Seite weggenommen werden darf. Eine Seite muß ganz unverletzt bleiben. Diese ist als Außenseite zu nehmen, wenn der Bogen gespannt ist. Verfährt man anders, so zerbricht der Bogen, wenn man ihn spannt. Aus Eschenholz kann man einen sehr guten Bogen machen, wenn man sich vom Tischler einen Stab schneiden läßt, bei welchem die Fasern genau nach der Längenrichtung gehen. Der Stab sei 1,2—1,3 m lang, 2—2,3 cm dick und vierkantig. Diesen Stab arbeitet man mit Messer, Raspel und Feile von der Mitte aus nach den Enden allmählich dünner, aber auch nur an einer Seite. Die andre unverletzte Seite wird auch hier die Außenseite des Bogens. An beiden verdünnten Enden bringt man geeignete Kerben zur Befestigung der Sehne an, die am besten aus vielen dünnen Hanfschnüren hergestellt wird. Für schwächere Bogen genügt eine gute Hanfschnur vom Seiler. Mit einer solchen spannt man den fertig geschnitzten Bogen ganz allmählich, indem man mit dem linken Knie vorsichtig gerade in die Mitte drückt, während das eine Ende auf



Haltung der linken Hand mit dem Bogen und dem aufgelegten Pfeil.

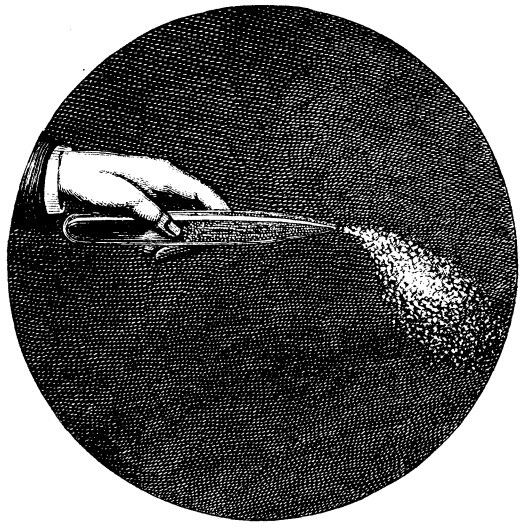
dem Boden steht und das andre mit der linken Hand gehalten wird. Nachdem der Bogen vorläufig gespannt ist, arbeitet man an seiner Innenseite mit einem Raspel vorsichtig noch so viel Holz weg, daß er eine gleichmäßige flache Rundung zeigt und gerade genug Kraft für den Arm des Schützen zu besitzen scheint. Jetzt kann man ihn gebrauchen, und zwar geschieht dies in folgender Weise. Man faßt den Bogen dicht unter der Mitte mit der linken Faust, so daß alle fünf Finger auf einer Seite liegen, der Daumen oben, hält ihn senkrecht, legt den Pfeil so auf die Sehne, daß er an der linken Seite des Bogens auf der Faust ruht, und zielt. Während man immer fort zielt, zieht man mit der rechten Hand die Sehne samt dem Pfeil zurück und läßt sie endlich zum Schusse los. Wenn man nicht schon während des Zurückziehens von Anfang an zielt, geht der Pfeil links vorbei. Das kunstgerechte Anziehen der Sehne erfolgt, indem man mit den Fingern die Sehne und mit dem Daumen den Pfeil festhält und soweit zieht, daß man mit dem Daumen den Backenknochen berührt. (Andernfalls schlägt man sich mit der Hand beim Abschießen leicht ins Auge.)

Die Trefffähigkeit hängt zum großen Teil von der Güte des Pfeils ab. Die Pfeilschäfte müssen armlang, ganz gerade, vorn schwerer als hinten sein und am hintern

Ende eine eingefeilte Kerbe besitzen. (Wenn man die Kerbe schneidet, spaltet der Pfeil auf.) Man schneidet die Pfeilschäfte entweder aus gerade spaltendem Kieferholz, oder schält gerade Ruten von Spiräa oder Ahorn, Hornstrauch, Weiden ab, läßt sie trocknen und feilt in das dünnere Ende die Kerbe ein. Am hintern Ende, $1\frac{1}{2}$ cm oberhalb der Kerbe, müssen die Pfeile mit drei der Länge nach mit Hilfe von Leim aufgeklebten Federbärten versehen sein. Man spaltet solche mit dem Federmesser von Krähenfedern oder Gänsefedern ab. An den Bärten muß so wenig wie möglich von der Federspule stehen bleiben, damit man sich nicht beim Schusse die linke Hand verletzt.

Wie man sich gute Pfeilspitzen herstellt, verraten wir lieber nicht. Man bedarf ihrer auch nicht. Um das Absplittern des obern Endes der Pfeile zu verhindern, genügt es, Zwingen darauf zu schlagen, welche der Klempner aus Weißblech löten kann.

Gute Scheiben von Stroh werden in Spielwarenhandlungen verkauft. Man kann aber auch solche auf Pappe zeichnen und thut dann am besten, sie zwischen zwei frei in die Erde geschlagenen Stöcken zu befestigen oder an einer kleinen senkrechten Rasenmauer. Ueberhaupt ist es für die Pfeile vorteilhaft, immer so zu schießen, daß kein fester Gegenstand getroffen wird.



Experiment mit Oxaleisen.

Beim Bogenschießen wie bei jedem andern Schießen ist selbstverständlich immer und überall die größte Vorsicht unerläßlich. Vor dem Schützen darf kein Mensch, weder nach rechts noch nach links stehen. Alle Schießgenossen müssen immer hinter dem Schützen stehen. Ferner schieße man niemals in die Höhe, wenn Menschen in der Nähe sich befinden, da nur der Schütze genau weiß, wo sein Pfeil bleibt, die andern aber leicht von dem herabfallenden Geschosse getroffen werden können.

Um mit dem Bogen gut und sicher zu schießen, bedarf man weit größerer Uebung und Kraft als für alle andern Schießgeräte. Dafür wirkt es aber auch weit vorteilhafter auf Muskeln und Nerven ein. In England und Amerika ist dieses Spiel sehr verbreitet und wird viel auch von Erwachsenen geübt. Man hat dort Bogen, die bis zu 60 Mark kosten und Pfeile bis 3 Mark das Stück. In deutschen Spielwarenhandlungen sind brauchbare Bogen für 3—9 Mark, brauchbare Pfeile für 50—70 Pfennig in allen größeren Städten zu haben. Am billigsten aber und, wenn man geschickt ist, am besten sind diejenigen Bogen und Pfeile, die man sich selber herstellt. Versucht es nur und ihr werdet viele Freude daran haben, aber seid immer und überall vorsichtig, damit ihr kein Unheil damit anrichtet.

Ein eigenartiges Feuerwerk

erhält man in folgender Weise. In einer grünen Glasröhre, die am einen Ende zugeschmolzen ist, erhitze man pulverisiertes trockenes Oxaleisen bis zum Glühen und leite einen Wasserstoffstrom über das Pulver. Es bildet sich dadurch in der Röhre ein feines schwarzes Pulver, das man alsbald durch Zuschmelzen des noch offenen Endes der Röhre vor der Berührung mit der äußeren Luft schützt. In diesem Zustand erhält es sich dann solange, bis man die Spitze, an der die Röhre zugeschmolzen wurde, abbricht. Sobald jetzt die Luft eindringt, beginnt das Pulver lebhaft zu brennen, und senkt man jetzt die Röhre in der Weise, wie es unsre Abbildung darstellt, so ergießt es sich in einem glänzenden Funkenregen nach außen.

Viersilbige Scharade.

Droht Drei mit Vier,
Ob dort, ob hier,
Die Habe zu verzehren,
Kommt Drei-Vier-Zwei
Geschwind herbei,
Den Fortschritt ihm zu wehren.
Wenn Feindesnot
Das Land bedroht,
Muß man zur Zweiten eilen;
Zum ersten Paar
Greift dann die Schar
Der Männer ohne Weilen.
Sie ziehn vom Haus
Mit Mut hinaus
Zum heißen Waffentanze,
Und bald erschallt
In Feld und Wald
Eins-Zwei-Drei-Vier, das Ganze.

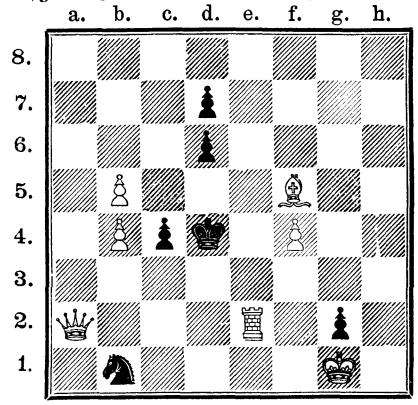
Turnrätsel.

Es liegt eine Stadt im Deutschen Reich,
Fabriksort und Residenz zugleich;
Wir lassen das letzte Zeichen fort
Und werfen dann fröhlich das kurze Wort.

Auflösung des Rätseldistichons auf Seite 476.

„Schiefer, Schiffer."

Schachaufgabe Nr. 6 von Ernst Schober in Leipzig.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.
(7 + 6 = 13).

Lösung der Schachaufgabe Nr. 5.

1. L d 7 — c 8 d 5 — c 4:
2. S e 4 — c 5 #.
1. . . . . d 5 — e 4:
2. S g 6 — e 5 #.
1. . . . . K d 3 — c 4:
2. L c 8 — a 6 #.
1. . . . . K d 3 — e 4
2. L c 8 — f 5 #.

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 36.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Hobble-Frank wäre in seiner eifrigen Rede gern fortgefahren; aber da kehrten Winnetou und Old Shatterhand zurück, und der letztere gebot den Lagernden, sich zum Aufbruche zu rüsten; er teilte den Westmännern mit: „Wir sind den Spuren der Nijoras eine Strecke weit gefolgt. Sie scheinen nach dem Chellyflusse zu wollen, was uns sehr lieb sein muß, da derselbe auch in unsrer Richtung liegt."

. . . Der Emeritus kroch also weiter und weiter, bis er dachte, daß Dick Stone ihn nun weder hören noch sehen könne. . . .

Als dann alle aufgestiegen waren, setzte sich der Trupp in Bewegung. Den Eingang der Höhle wieder zuzuschütten, hätte keinen Zweck gehabt; man ließ sie offen.

Nachdem man die Schlucht passiert hatte, lenkte Winnetou, welcher an der Spitze ritt, nach dem Walde, in welchem die Nijoras die Nacht zugebracht hatten. Man kam auf ihre Fährte; sie führte zur Höhe empor und dann jenseits in ein langes Thal hinab, welches auf eine ebene Savanne mündete, welche eine solche Ausdehnung besaß, daß man ihre Grenzen nicht sehen konnte. Die Spur der Indianer führte in schnurgerader Richtung in diese Ebene hinein.

Hier brauchte man nicht besorgt zu sein, unerwartet auf Feinde zu treffen; denn es wäre jede Annäherung schon von weitem zu bemerken gewesen. Darum duldeten es die beiden Führer, daß ihre Gefährten sich ganz nach ihrem Belieben bewegten und sich laut miteinander unterhielten.

Der Kantor war durch die Auskunft, um welche er den Hobble-Frank gebeten hatte, nicht befriedigt worden; darum machte er sich an die Seite desselben und fragte: „Herr Franke, würden Sie mir einen Gefallen erweisen?"

„Warum denn nich? Aber was für eenen denn?"

„Ich habe bemerkt, daß Sie bei Old Shatterhand gut stehen. Ihnen erfüllt er vielleicht den Wunsch, mit welchem er mich abweisen würde."

„So? Wenn Sie das denken, da haben Sie das Richtige getroffen. Ich erfreue mich der ganz besondern Freundschaft und Egalität dieses berühmten Mannes."

„Dann ersuchen Sie ihn doch einmal, ein Lied zu singen, und

wenn es auch nur eine einzige Strophe wäre! Wollen Sie das?"

„Nee, lieber Freund, ich will nich?"

„Nicht? Warum nicht?"

„Ich will ihn bitten, sich bei eenem Grizzlybären schlafen zu legen oder eenen wilden Büffel bei den Hörnern anzufassen; das würde er thun, denn er is der Mann dazu. Aber singen? Nee, das kann ich ihm nich zumuten; da würde er mich schön heimleuchten, hörnse 'mal. Versuchen Sie es selber; ich will mir da die Finger nich verbrennen. Uebrigens, Sie reden nur immer von der Musik Ihrer Oper, aber nich von dem Texte dazu. Haben Sie den schon?"

„Nein."

„Na, da is aber keene Zeit zu verlieren. Wenden Sie sich schleunigst an eenen Dichter, der das nötige Talent besitzt!"

„Ich gedenke selbst den Text fertig zu bringen."

„So? Sie selber?" fragte Frank, indem er ihn mit einem kurzen Seitenblicke maß. „Haben Sie denn die Wissenschaft vom richtigen Verschmaße schtudiert? Können Sie die Helden, welche Sie aus den Kulissen schieben wollen, in die eenzelnen Zeilen und Wörter zerlegen, daß sie sich ooch richtig reimen?"

„Ich hoffe es. Uebrigens würde ich hier vergeblich nach einem Dichter suchen."

„So? I der tausend! Sie denken also wohl, es is keener da?"

„Ja."

„Hören Sie, da geben Sie sich eener optischen Täuschung hin, die ich Ihnen kurieren muß. Es is nämlich een Dichter unter uns."

„Wirklich?"

„Ja. Und was für eener!"

„Wer denn?"

„Das erraten Sie nich?"

„Nein."

„Hm, Sie können mir leid thun! Sie brauchen ihn bloß anzublicken, um ihm sofort anzusehen, daß er eene höchst seltene dichterische Formation im Kopfe trägt. Seine geistig edlen und melodisch delikaten Gesichtszüge beweisen das."

Der Kantor ließ seinen Blick prüfend von einem Reiter zum andern schweifen und erkundigte sich dann: „Wen meinen Sie denn?"

Da wies Frank mit dem Zeigefinger auf sich selbst und ließ mit bedeutender Wucht das eine kleine Wörtchen hören: „Mich."

„Ah, sich selbst meinen Sie? Sie können dichten?"

„Und aber wie!"

„Unglaublich!"

„Ach was, unglooblich! Ich kann alles! Das müssen Sie doch nu endlich bald bemerken! Sagen Sie mir een Wort, so mache ich sofort zwanzig Reime droff! In höchstens zwee oder drei Schtunden dichte ich Ihnen eenen Operntext zusammen, der sich gewaschen hat. Ich beherrsche meine Mutterschprache in eener so konsumierten Weise, daß die Reime nur so nach allen Seiten fliegen. Wenn Sie daran zweifeln, gebe ich Ihnen die Erloobnis, mich zu prüfen."

„Sie zu prüfen? Das würden Sie mir übel nehmen."

„Fällt mir gar nich ein! Wie kann der Löwe oder der Adler dem Schperling etwas übel nehmen! Ich bin überhaupt nich übelnehmisch, wie sich bei meinem edlen Charakterbild von selber verschteht. Also schtellen Sie mir eene Offgabe; sagen Sie mir getrost, was ich dichten soll. Es fällt mir gar nich ein, Sie deshalb tot zu beißen."

„Nun wohl, machen wir einen Versuch. Denken Sie sich den ersten Akt meiner Oper. Der Vorhang rollt auf; man erblickt einen großen Urwald; in der Mitte desselben liegt Winnetou am Boden und bewegt sich leise fort, um einen Feind zu beschleichen. Was würden Sie ihn dabei singen lassen?"

„Singen? Gar nischt natürlich!"

„Nichts? Warum? Er muß doch etwas singen. Wenn der Vorhang aufgeht, will das Publikum doch etwas hören!"

„Da wäre dieses Publikum schöne dumm! Winnetou — eenen Feind beschleichen — und dazu singen! Sehen Sie denn nich ein, daß der Feind das hören und also ausreißen würde?"

„Ja, hier im wilden Westen. Aber wir reden doch von der Bühne. Er muß singen, unbedingt singen!"

„Na, wenn er wirklich muß, wenn es so unbedingt notwendig is, daß er seine Schtimme erschallen läßt, so mag er also meinetwegen singen."

„Aber welche Worte? Das Publikum kennt ihn noch nicht; sein Gesang muß also sagen, wer er ist."

„Schön! Bin schon fertig. Er kriecht also an der Erde hin und singt dazu:

Ich bin der große Winnetou,
In Amerika geboren,
Habe Oogen, aber nu!
Rechts und links zwee scharfe Ohren,
Krieche off dem Bauch im Grase,
Rieche alles mit der Nase."

Als er diese Reime deklamiert hatte, richtete er auf den Kantor einen triumphierenden Blick, als ob er nun die höchste Anerkennung erwarte. Als der Emeritus aber schwieg, fragte er: „Na, was sagen Sie dazu? Sind Sie erschtaunt oder nich?"

„Nicht," gestand der Gefragte.

„Nich? Ich hoffe doch, daß Sie das, was Sie gehört haben, hochachtungsvoll zu schätzen wissen? Geben Sie Ihr Urteil ab!"

„Ich würde Sie kränken!"

„Nee. Es gibt keen Geschöpf unter mir, welches mich kränken könnte. Ich schwebe geistreich oben drüber!"

„Gut, so sollen Sie erfahren, daß Sie Knüttelverse gemacht haben. Daß Winnetou in Amerika geboren ist, daß er Augen hat, daß er alles mit der Nase, nicht aber mit den Ohren riecht, daß diese letzteren sich links und

rechts an seinem Kopfe befinden, daß er nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Bauche kriecht — — das ist ja so selbstverständlich, daß man es gar nicht zu sagen und noch viel weniger zu singen braucht. Also bitte, machen Sie einen andern Reim!"

Als der Hobble dieses Urteil hörte, wurden seine Augen immer größer, seine Brauen stiegen empor; er räusperte sich, als ob er glaube, nicht richtig gehört zu haben, öffnete dann den Mund und brach los: „Was sagen Sie da? Was haben Sie geschprochen? Was für Zeug hätte ich gemacht? Knüttelverse meenen Sie?"

„Ja; so pflegt man solche Verse zu nennen, Herr Franke," antwortete der Kantor unbefangen.

„Knüttelverse, Knüttelverse! Hat man schon jemals so 'was gehört! Ich, der berühmte Prairiejäger, Westmann und Hobble-Frank habe Knüttelverse gemacht! Da hört denn doch alles und verschiedenes off! Das hat mir noch keen Mensch gesagt, keen eenziger Mensch! Ersch fordern Sie mich off, zu sagen, wer Winnetou is und was er will, und als ich es dann sage, sagen Sie, es wäre überflüssig gewesen, das zu sagen! Ich aber sage Ihnen, daß Sie sich sagen mögen, daß Sie selber überflüssig sind, een ganz überflüssiger Mensch! Warum sind Sie nich mehr im Amte? Weil Sie überflüssig sind, een abgeschiedener und vorübergeschwundener Emeritikus. Ich aber befinde mich noch mitten in meinem Berufe als Prairiejäger, als Mitarbeiter des berühmten Schtuttgarter ‚Guten Kameraden', also als anerkannter Litterat und permutierter Operndichter. Schteigen Sie also vom Pferde und lösen Sie mir die Riemen meiner Schuhe off, Sie unglücklicher Harfenist und zwölf Akte langer Pauken-, Saiten- und Triangelschpieler! Ich sollte Ihnen eegentlich eene Schtrafrede halten, off griechisch eene Philippine genannt, daß Ihnen alle Ohren wackeln, halte dies aber tief unter meiner kalcinierten Würde und Behendigkeet. Darum will ich schweigen und wortlos den Schtaub von meinen Füßen bürschten, was so viel zu bedeuten hat, daß ich Ihnen meine Freundschaft und Identität offkündige, Ihnen den legierten Reichstagsabschied gebe und mich fernerhin nur in solchen Regionen bewegen werde, wo der Luftballon meines Gedankenfluges von Ihrem Ooge weder erreicht noch akklimatisiert werden kann. Leben Sie also wohl für das gegenwärtige irdische Dasein! Ich wohne für Sie von jetzt an im Lande der seligen Geister und olympischen Schpielkameraden, an die Sie nie nich herankommen können!"

Er gab seinem Pferde die Sporen und galoppierte davon, in die Savanne hinein.

„Halt, Frank, wo willste hin?" rief Droll ihm nach.

„Ueber euern geistigen Horizont hinaus," antwortete er zurück.

„Da halte dich nur fest und fall' drüben nich über den Horizont hinab!"

Der kleine, zornige Kerl wäre wohl noch weiter fortgeritten, wenn ihm nicht Old Shatterhand befehlend zugerufen hätte, zurückzukehren. Er gehorchte und machte sich an Drolls Seite.

„Was war denn los?" fragte dieser. „Du machst ja een ganz rabiates Gesicht. Hast du dich wieder 'mal geärgert?"

„Schweig! Empöre dich nich gegen meine Nachsicht und renitente Duldsamkeet! Ich bin off eene Weise verkannt worden, daß mir alle meine Haare ins Gebirge schteigen."

„Von wem?"

„Vom frühern Kantorei- und Orgelschpieler."

„Er hat dich beleidigt?"

„Im höchsten Grade nach Reaumur, Pestalozzi, Gall und Fahrenheit!"

„Womit?"

„Das brauchst du nich zu wissen. Bekümmere dich um deine eegne Häuslichkeet und laß mich und meine inkapabeln Schtaatsbürgerrechte ungeschoren!"

Droll lachte leise vor sich hin und schwieg. Er sah ein, daß es am besten sei, den Hobble seinem Zorne, der immer bald zu verrauchen pflegte, ruhig zu überlassen.

Die Savanne, auf welcher sie ritten, nahm kein Ende, oder vielmehr die Ebene; denn wenn man unter Savanne ein Grasland versteht, so hatte man sie schon nach einer Stunde hinter sich; das Gras und mit ihm jede andre Vegetation war verschwunden, und der Boden bestand meist aus hartem Fels, auf welchem kein Gewächs zu leben vermochte. Man befand sich auf dem Plateau des Koloradoflusses, welches an diesem und seinen Nebenflüssen in steile Schluchten und Canons abfällt.

Hier mußte man sehr scharfe Augen besitzen, wenn man die Spur der Nijoras nicht verlieren wollte. Es war wirklich außerordentlich und wurde von den übrigen auch bewundert, mit welcher Sicherheit Winnetou, der an der Spitze ritt, Zeichen fand und deutete, welche keiner der übrigen Reiter, Old Shatterhand natürlich ausgenommen, zu entdecken vermochte.

Um die Mitte des Tages wurde der Frauen und Kinder wegen Halt gemacht. Man gönnte ihnen eine Ruhe von zwei Stunden; dann ging es wieder vorwärts, bis gegen Abend der Apache anhielt und wieder von dem Pferde stieg. Old Shatterhand that dasselbe.

„Warum hier halten?" fragte Sam Hawkens. „Wollen wir an dieser öden Stelle, die sich gar nicht dazu eignet, die Nacht verbringen?"

„Nein," antwortete der Apache. „Die Vorsicht gebietet uns, hier zu warten, bis es dunkel ist."

„Warum?"

„Weil wir nur noch eine halbe Stunde bis zum Chelly zu reiten haben. Dort gibt es Wald, in welchem die Nijoras wahrscheinlich kampieren werden. Da die Gegend eben ist, würden sie uns kommen sehen und sich verstecken, um uns zu überfallen. Darum müssen wir warten, bis es Nacht geworden ist und sie uns nicht bemerken können."

„Aber dann können wir auch sie nicht sehen!"

„Wir werden sie finden, wenn nicht heut, so morgen ganz gewiß."

Die andern stiegen nun auch ab und lagerten sich im

Kreise. Am nördlichen Horizonte sah man einige Geier schweben. Sie zogen sehr enge Kreise. Old Shatterhand machte auf diese Vögel aufmerksam und sagte: „Wo Geier sind, gibt es entweder Aas oder sonstiges Futter. Sie fliegen nicht fort, sondern bleiben an derselben Stelle; es gibt also dort Beute für sie. Ich vermute, daß die Nijoras dort ihr Lager haben."

„Mein weißer Bruder hat es erraten," stimmte Winnetou bei. „Diese Vögel zeigen uns den Weg. Wir werden das Lager noch heut beschleichen."

„Müssen dabei aber sehr vorsichtig sein. Diese dreißig Nijoras haben den weiten Weg von dem Gloomy-water bis zum Chelly in einer Tour zurückgelegt. Wenn Kundschafter dies thun, weiß man, was es zu bedeuten hat: Sie sind dahin zurückgekehrt, von wo sie ausgegangen sind. Ich vermute also, daß dort am Chelly alle Krieger des Nijorastammes versammelt sind, um den Zug gegen die Navajos zu beginnen."

„Dann wären ihnen die Gefangenen abgeliefert worden," meinte Hawkens, „und es wäre nun doppelt schwer und gefährlich, sie zu befreien."

„Sie werden frei," sagte Winnetou in seiner bestimmten Weise; „nur darf auf unsrer Seite keine Unvorsichtigkeit vorkommen."

Als es soweit war, daß man nach einer Viertelstunde die Dämmerung erwarten konnte, wurde weiter geritten. Noch ehe es zu dunkeln begann, sah man, daß der Horizont sich im Norden wie ein schwarzer Strich abzeichnete.

„Das ist der Wald des Chellyflusses," erklärte Old Shatterhand. „Bleibt hier halten! Ich werde allein weiterreiten, bis ich ihn durch mein Fernrohr absuchen kann. Ein einzelner Reiter kann von dort aus nicht so leicht bemerkt werden wie ein ganzer Trupp."

Er trabte fort und hielt dann an. Man sah, daß er sein Rohr nach dem Walde richtete. Dann kehrte er zurück und sagte: „Ihr müßt wissen, daß der Chellyfluß jetzt Wasser hat. Er fließt da, wohin wir wollen, in einem tiefen Thale. Die steilen Seiten desselben tragen Wald; da aber die verdunstende Feuchtigkeit nur in dem Thale, nicht über dasselbe hinaus zu wirken vermag, reicht dieser Wald nur bis zum Rande des Thales herauf, nicht aber in die Ebene hinein. Er bildet oben einen sehr schmalen Saum, den ich mit meinem Fernrohre abgesucht habe. Wenn die Nijoras da oben lagerten, hätte ich sie sehen müssen. Sie werden sich also unten in der Tiefe, am Flusse, befinden. Reiten wir also vorwärts!"

Die Dämmerung ist in jenen Gegenden sehr kurz; es wurde schnell dunkel, und nun konnte man sicher sein, vom Rande des Flußthales aus nicht gesehen zu werden. Nur eine kleine Viertelstunde später hörte man an den Huftritten der Pferde, daß der Boden grasig geworden war, und gleich darauf erreichte man den Saum des Waldes. Hier wurde angehalten und abgestiegen.

Der Morpho-Schmetterling (Neoptolemus) vom Amazonas.

Ein Feuer anzubrennen, davon konnte keine Rede sein. Man mußte der Nähe der Indianer wegen im Dunkeln und zugleich so fern von ihnen bleiben, daß, falls vielleicht ein Pferd wieherte, sie dies nicht hören konnten. Dazu war natürlich notwendig, zu wissen, an welcher Stelle sie sich befanden. Old Shatterhand und Winnetou waren überzeugt, gar nicht fern von der Gegend zu sein, über welcher die Geier geschwebt hatten; die Indianer mußten also ziemlich nahe sein. Die beiden Genannten gingen fort, um zu rekognoszieren. Sie drangen in den Wald ein, und es verging weit über eine halbe Stunde, ehe einer von ihnen, nämlich Old Shatterhand, zurückkehrte.

„Wir befinden uns gerade an der richtigen Stelle; es ist wirklich zu loben, mit welchem Scharfsinne der Apache uns geleitet hat. Der Rand des Waldes ist hier kaum dreißig Schritte breit; dann steigt er in das Thal hinab. Wir sind ziemlich weit hinuntergestiegen, was bei dieser Dunkelheit keine leichte Sache war, und sahen dann Feuer; wir zählten drei, doch ist es möglich, daß noch mehrere brennen, welche wir nicht sehen konnten. Aus dieser Zahl der Feuer ist zu schließen, daß sich nicht nur die dreißig Kundschafter, sondern alle Kriegsmannschaften der Nijoras da unten befinden. Wir werden, wenn wir den Gefangenen loshelfen wollen, einen schweren Stand haben."

„Und wo ist Winnetou?" fragte Sam.

„Ich kehrte zurück, um euch Bericht zu erstatten. Wenn wir beide länger fortblieben, konntet ihr euch leicht beunruhigen. Der Apache ist vollends hinunter, um sich genau umzusehen. Ich denke, daß wir ihn vor Verlauf einer Stunde nicht zurückerwarten können. Das Terrain ist sehr schwierig, und ein Lager zu umschleichen, in welchem so viele Feuer brennen, das erfordert große Behutsamkeit und lange Zeit."

Es zeigte sich, daß er noch zu wenig gesagt hatte,

denn es vergingen fast zwei volle Stunden, bis der Apache sich wieder sehen ließ. Er setzte sich zu Old Shatterhand nieder und sagte: „Winnetou hat außer den drei Feuern noch zwei weitere gesehen; es sind also fünf, an denen wohl über dreihundert Nijoras lagern."

„Also ganz, wie wir dachten. Wer ist der Anführer? Hast du ihn entdeckt?"

„Ja. Es ist Mokaschi, den du auch kennst."

„Der ‚Büffel', ein Krieger, den ich achte. Wenn wir als Freunde kämen, würde er uns gewiß nicht feindlich empfangen."

„Da wir die Gefangenen befreien wollen, sind wir seine Feinde und dürfen uns nicht vor ihm und seinen Leuten sehen lassen. Mein Auge hat die Gefangenen erblickt."

„Alle?"

„Ja, acht Navajos und die drei Bleichgesichter. Sie liegen an einem der Feuer und sind von einem doppelten Kreise von Kriegern umgeben."

„O wehe! Da ist es schwer, sie herauszuholen!"

„Es ist nicht nur schwer, sondern geradezu unmöglich. Wir können heut nichts thun, sondern müssen warten bis morgen."

„Ich stimme meinem roten Bruder bei. Es wäre Tollheit, unser Leben zu wagen, wenn der Erfolg so außerordentlich unsicher ist."

„Erlaubt mir, zu sagen, daß ich diesen Entschluß nicht begreife," sprach Hawkens. „Meint ihr, daß wir morgen mehr erreichen werden als heut?"

„Gewiß."

„Inwiefern? Die Aussichten werden da auch nicht besser sein als heut."

„O doch."

„Meint ihr? In welcher Weise könnte das sein?"

„Ihr habt doch mit uns die Ansicht, daß die Nijoras gegen die Navajos ziehen wollen?"

„Natürlich!"

„Glaubt Ihr, daß sie sich da mit den elf Gefangenen belästigen werden?"

„Hm! Es ist freilich nicht anzunehmen, daß sie diese mit sich schleppen werden."

„Also! Sie lassen sie unter Bewachung zurück. Wir warten dies ab und haben dann viel leichteres Spiel als heut."

„Das leuchtet mir freilich ein. Daran habe ich gar nicht gedacht, wenn ich mich nicht irre. Wenn man aber nur wüßte, wann sie fortreiten werden."

„Ich vermute, morgen."

„Das wäre gut. Wenn sie aber noch da bleiben, kommen wir in die Gefahr, von ihnen entdeckt zu werden."

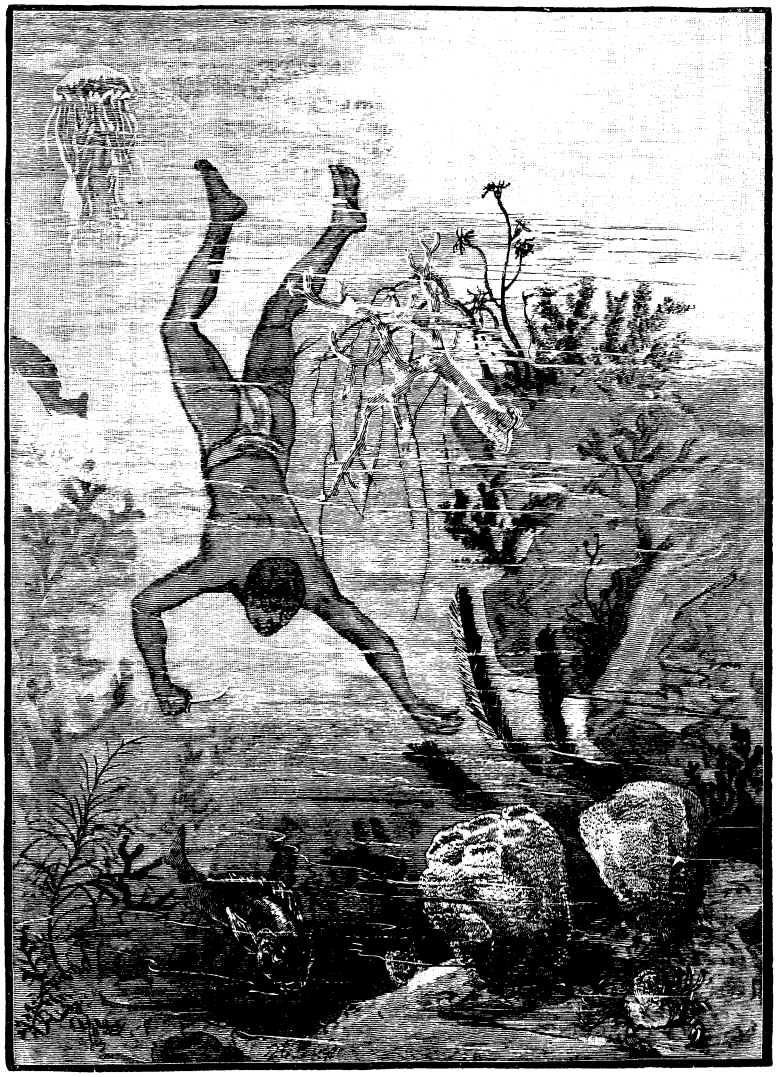
„Das müssen wir riskieren."

„Freilich; aber das ist viel leichter gesagt als gethan. Es gibt hier oben kein Wasser. Die Pferde haben darunter weniger zu leiden, da sie Gras finden. Aber wir! Am Gloomy-water konnten wir nicht trinken, des Oeles wegen; heut hat es während des ganzen Rittes auch keinen Tropfen gegeben. Wenn wir auch morgen nicht trinken können, so wird es mir um die Ladies und um die Kinder bang; von uns selbst will ich da gar nicht sprechen."

„O, von uns muß grad ooch geschprochen werden," fiel da der Hobble-Frank ein. „Wir sind einstweilen noch keene unschterblichen Seelen, sondern Menschen, deren Schterblichkeet een erwiesenes Faktotum is. Jedes schterbliche Wesen aber muß Wasser haben, und ich geschtehe der Wahrheet gemäß ein, ich habe eenen solchen Durscht, daß ich für een paar Schlucke Wasser oder een Glas Lagerbier gern drei Mark bezahlen würde."

Da konnte sich der Kantor nicht enthalten, ihm in bedauerndem Tone zu versichern: „Das thut mir außerordentlich leid, Herr Franke. Wenn ich Wasser hätte, würde ich es gern mit Ihnen teilen."

Er war ein sehr gutmütiger Mensch und er bereute



Schwammtaucher.

es schon seit langem, den Hobble-Frank heut geärgert zu haben. Diesem aber, der nicht weniger gutmütig war, erging es ebenso. Er sagte sich im stillen, daß er eigentlich doch wohl zu grob gegen den Kantor gewesen sei; er war also versöhnlich gestimmt, hielt es aber nicht für seiner Würde gemäß, dies merken zu lassen, und antwortete also auf die Versicherung des Emeritus: „Wissen Sie denn, ob ich es von Ihnen annehmen würde?"

„Ich hoffe es!"

„Hoffen Sie das nich! So groß mein Durscht is, mein Charakter is noch viel größer. Wenn Sie mir das ganze Weltmeer hierher brächten, ich rührte doch keenen Tropfen an. Wissen Sie, mit den ‚Knüttelverschen' haben Sie sich Ihren besten Freund vor den Kopp geschtoßen. Das is een sehr schwerer Verlust für Sie, und Sie können die feste, pekuniäre Ueberzeugung haben, daß ich Ihnen für Ihr ganzes Leben unersetzlich bleiben werde. Es is traurig für Sie, aber wahr, und ich kann Ihnen beim besten Willen nich helfen."

Das ging dem Kantor so nahe, daß er den Gedanken daran nicht wieder los wurde. Er konnte, als gegessen worden war und man sich zur Ruhe gelegt hatte, nicht einschlafen. Er fragte sich, auf welche Weise es möglich sei, Frank zu versöhnen, und da kam ihm eine Idee, die er für ganz vorzüglich hielt, obgleich er auf eine unklugere gar nicht hätte kommen können. Frank hatte über Durst geklagt und drei Mark für ein paar Schlucke Wasser zahlen wollen. Wie nun, wenn er ihm den Durst stillte? Das mußte ihn doch sicher rühren, zumal das Herbeischaffen des Wassers nicht nur schwierig, sondern auch wohl nicht ganz gefahrlos war. Unten im Thale war der Fluß, und er, der Kantor, hatte einen ledernen Trinkbecher. Aber es war jedenfalls verboten, da hinabzusteigen. Wenn er es thun wollte, mußte es heimlich geschehen. Er richtete sich halb auf und lauschte. Sie schliefen alle außer Dick Stone, welcher jetzt die Wache hatte; er befand sich in diesem Augenblicke bei den Pferden.

Der Emeritus hatte den Sattel als Kopfkissen unter sich liegen. In der Satteltasche steckte der Becher. Er nahm denselben heraus und kroch leise fort, zwischen die Bäume hinein. Was er beabsichtigte, that er aus zwei Gründen, nämlich Franks wegen und sodann weil er selbst auch einmal „ein Held des Westens" sein wollte. Der Gedanke, da hinunter zu den Feinden zu steigen und Wasser heraufzuholen, mutete ihn stolz an. Wie würde man sich wundern, wenn er ihn glücklich ausführte. Glücklich? Konnte er überhaupt unglücklich sein? Gewiß nicht, wenn er nur die nötige Vorsicht beobachtete.

Er kroch also weiter und weiter, bis er dachte, daß Dick Stone ihn nun weder mehr hören noch sehen könne. Da erhob er sich und tastete sich fort. Da ging der ebene Boden zu Ende; der Wald senkte sich in das Thal hinab. Nun begannen erst die Schwierigkeiten. Er drehte sich um und begann hinabzuklettern, verkehrt, auf allen Vieren, mit den vorsichtig tastenden Füßen voran. Das ging langsam, außerordentlich langsam. Er konnte erst dann einen Fuß weitersetzen, wenn er vorher mit dem andern den Boden untersucht hatte. Es gab scharfe Steine und dornige Ranken, an denen er sich die Hände verletzte. Er achtete nicht darauf. Je weiter er kam, desto mehr wuchs seine Begierde, das Unternehmen zu Ende zu bringen. Zuweilen verlor er den Halt unter den Füßen und rutschte streckenweit hinab. Das geschah natürlich nicht ohne Geräusch; er aber hörte vor lauter Eifer das Rollen der losgetretenen Steine und das Knicken und Knacken der brechenden Zweige gar nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Schmetterlinge am Amazonas.

I.

Der Amazonenstrom beherrscht mit seinen Nebenflüssen ein Gebiet von 130,000 Quadratmeilen, welches also fast an Umfang Europa gleichkommt. Zu beiden Seiten ist der Riesenstrom von Urwäldern begleitet, die sich von Osten nach Westen 600 Meilen weit erstrecken, und deren Durchmesser von Norden nach Süden 100 bis 400 Meilen beträgt. Diese Waldregion ist die größte der Erde, aber auch zugleich die üppigste, zu deren Erforschung noch viele Menschenalter nötig sein werden, trotzdem schon mancher Naturforscher Jahre lang mit dem Studium der Naturschätze dieser Gegenden beschäftigt war.

Der untere Lauf des Amazonenstromes und der Küstensaum des Deltagebietes wird zum Teil von Mangrove-Waldungen eingenommen, jenen seltsamen Bäumen, welche auf ihren oberirdischen Wurzeln wie auf Stelzen im Schlamm stehen; doch stromaufwärts gestaltet sich die Pflanzenwelt immer herrlicher. In der Gegend der Stadt Para, welche etwas von der Mündung des Stromes entfernt liegt, rauschen schon gewaltige Wälder der Mauritiuspalme, einer der edelsten aller amerikanischen Palmen. Auf dem oft überschwemmten Uferboden des untern Amazonenstromes bedeckt dieser Baum in geselligem Wachstum weitgedehnte Strecken. Mit dieser Palme wetteifert eine andre, die ebenfalls in den Urwäldern der Umgegend Paras in Menge wächst, um den Preis des Nutzens: es ist die schlanke, gefiederte Euterpe mit ihren Fruchttrauben kleiner bläulicher Beeren.

Auf den lehmig-gelblichen Wogen des Riesenstromes treiben an manchen Stellen Wiesen schwimmender Gräser. Weithin werden die Ufer mit riesigen, silberrispigen Pfeilgrasdickichten eingefaßt, hinter denen die Kekropien die niedrigen Stellen einnehmen, denen wieder auf den höheren Ufern der Urwald folgt. In großen Zwischenräumen sind längs des Ufers Ansiedelungen zerstreut, meist nur Hütten, mit Palmblättern gedeckt, umgeben von Pflanzungen des im Amazonenstrom-Gebiete heimischen Kakaobaumes, von Tabak, Mais, Melonen, Reis, Kaffeebäumchen, von Fruchtbäumen, wie Orangen, Bananen und Palmen. Erst nach langer Stromfahrt gelangt man von einem der dorfähnlichen Städtchen zu dem nächsten, und gewöhnlich nur in Zwischenräumen von vielen Tagen erblickt man

das Fahrzeug eines Händlers, der Sassaparilla, Gummi-Elastikum und Copaiva-Balsam nach Santarem oder Para bringt.

In den Urwäldern des gesamten Amazonenstromgebietes erblickt man keineswegs solche vielfarbigen, aus Blumenkelchen gewebten Teppiche, wie sie in allgemein gehaltenen Urwaldschilderungen gerühmt werden. Freilich leuchten hier die Blütensterne der Passifloren; auch tragen die wallenden Ranken der Bignonien bald orangegelbe, bald violette Röhrenblumen, und zwischen den Bäumen stehen fiederblätterige, gelbblühende Cassien; aber diese und andre Blüten verschwinden fast vor der Masse des Blattwerks, das in allen Schattierungen von Grün erscheint und, wie bei den Schlingpflanzen, förmliche Gardinen oder Draperien bildet, hinter denen die Stämme der Bäume nur wenig sichtbar werden. Gleichwohl entbehrt der Reisende, welcher die Urwälder des Amazonenstromes durchstreift, die leuchtende Farbenpracht der Blüten kaum: jener Mangel an auffälligen Blumen wird nämlich durch die Schmetterlinge ersetzt, deren Farbe, Größe und Menge so auffallend ist, daß dadurch den Wäldern ein stets wechselnder, beweglicher Schmuck verliehen wird. Wie feenhafte Gebilde schweben diese Falter auf ihren großen, brillant gefärbten Schwingen durch die sonnigen Irrgänge des Waldes, um sich flüchtig auf den grünen glänzenden Blättern der Palmen, auf den scharlachroten Blüten der Schlingpflanzen, oder an einer feuchten Bodenstelle niederzulassen und dann gleich einem schönen Traum wieder in dem geheimnisvollen Düster und der feierlichen Stille des Dickichts zu verschwinden.

Unter den niederen Bäumen und Sträuchern tummeln sich sehr viele Helikonier, Heliconii, eine dem tropischen Amerika eigentümliche Schmetterlingsgruppe mit übermäßig langen schmalen Flügeln, deren Grundfarbe, ein tiefes Schwarz, je nach der Spezies mit karmesinroten, weißen, blauen oder hellgelben Flecken und Streifen gezeichnet ist. Diese lebhaften Farben in Verbindung mit der zierlichen Körpergestalt und dem langsam und horizontal durch die Luft segelnden Fluge machen die Helikonier sehr reizend, und ihre Anzahl ist so groß, daß sie der Physiognomie des Waldes einen Charakter verleihen.

Die schwarze Grundfarbe der Flügel ist noch vielen andern Waldschmetterlingen des Amazonenstrom-Gebietes eigen. Der schöne Papilio Sesostris ist samtschwarz, mit großen, seidig glänzenden, grünen Flecken auf den Schwingen; man trifft ihn bald, wie er im Schatten dahinsegelt, bald, wie er auf den Blüten der Schlingpflanzen rastet, — diesen leuchtendroten Blüten, die sich wie Ordenssterne von der grünen Blätterwand abzeichnen. Papilio Lysander hat karmesinrote und blaugrüne Flecken auf schwarzem Grunde. Papilio Ergeteles ist samtschwarz, geziert mit zwei großen grünen Flecken und zwei karmesinroten Streifen. Epicalea ancea, welche an den breiten Blättern der Uranien zu ruhen pflegt, hat schwarze, mit hellblauen und orangegelben Streifen geschmückte Flügel. Ziemlich häufig sind auch die Catagramma; sie haben einen sehr schnellen und kurzen Flug und bleiben oft lange an den Baumstämmen sitzen; die obere Fläche der Flügel ist schwarz und hochrot und hat einen samtartigen Glanz, während die untere Seite mit eigentümlichen, arabischen Ziffern ähnlichen Zeichen versehen ist.

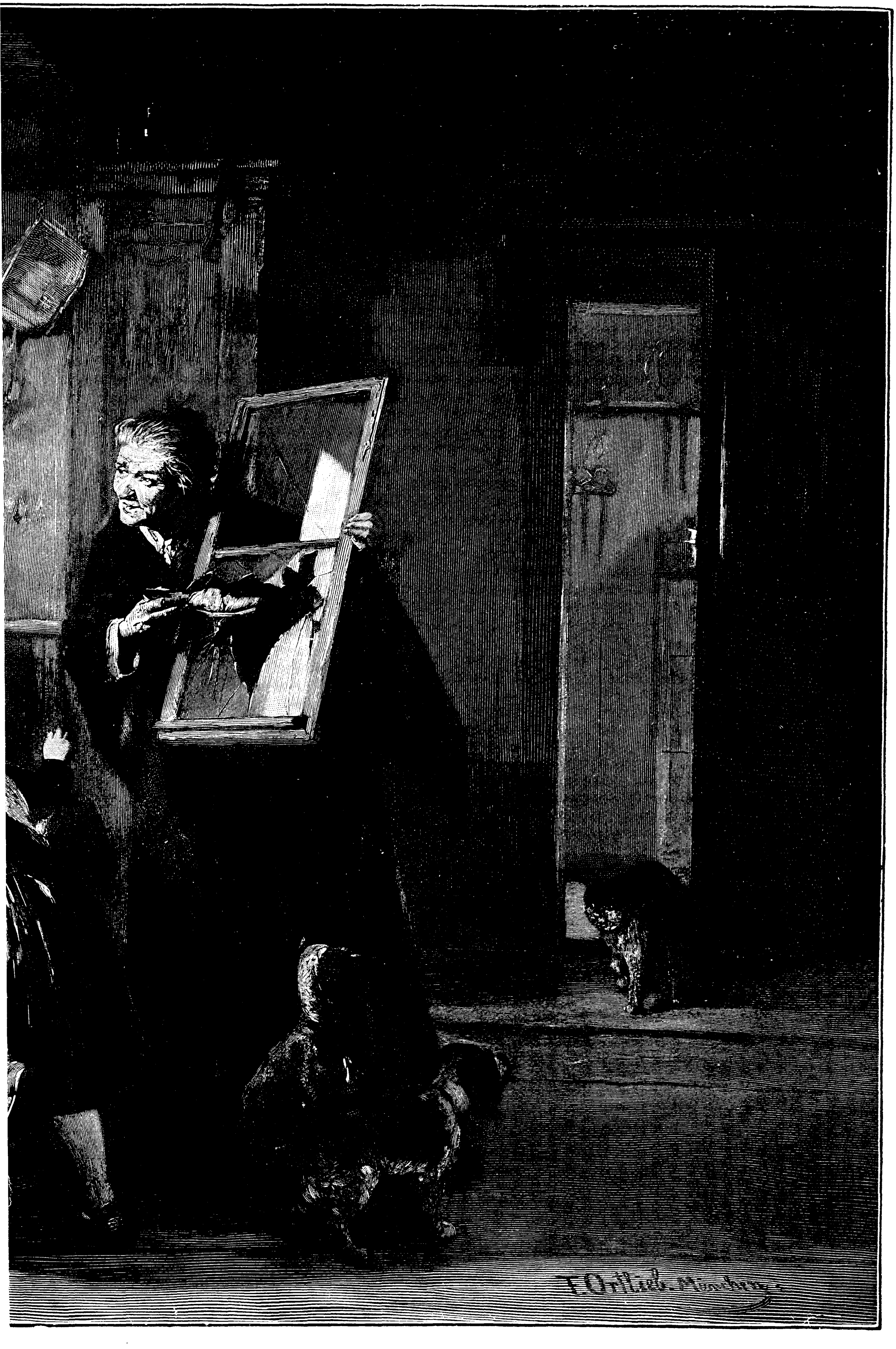
Der Schwammtaucher.

Wohl den mühseligsten und zugleich gefährlichsten Lebenserwerb haben die Schwammfischer in der Levante. Dazu wird der Ertrag seit längerer Zeit von Jahr zu Jahr geringer, so daß auch das Verdienst der Schwammfischer sich mindert, denn sie werden stückweise bezahlt. Bringen sie viel aus der Tiefe herauf, so stehen sie sich leidlich gut, bringen sie wenig, so müssen sie darben. Das ist für die armen Leute nicht sehr tröstlich. Die Schwämme wachsen gewöhnlich in einer Tiefe bis zu 18 m auf klippigem oder steinigem Meeresgrund. Da die geringeren Tiefen bald abgeweidet sind, so bleiben die größeren Tiefen immer noch zu bearbeiten. Da nun der Taucher im besten und günstigsten Fall es drei Minuten unter Wasser aushalten kann — die meisten bringen es aber nur bis zu zwei Minuten — so ist es leicht erklärlich, daß die armen Leute oft genug ohne Ausbeute wieder an der Oberfläche erscheinen. Nun muß sich aber ein Taucher wenigstens 20 bis 30 Minuten ausschnaufen, bis er wieder an die Arbeit gehen kann. Da nun die Schwammtaucher hin und wieder auch durch Haifische oder Polypen bedroht, beziehungsweise angegriffen werden, so kann man das Schicksal dieser Menschen nur als ein bedauernswertes bezeichnen. An der dalmatinischen und istrischen Küste fischen die Inhaber des Schwammregals die Schwämme mit vierzinkigen, an langen Stangen befestigten Gabeln. Die adriatischen Schwämme sind aber bei weitem nicht von der Güte wie die levantinischen. Von der künstlichen Schwammzucht, von der vor Jahren viel die Rede war, hört man nichts mehr, so daß es den Anschein hat, als ob es damit doch nichts auf sich habe.

Der überwiesene Attentäter.

Gemächlich in der Werkstatt saß — beim Frühstück Meister Nikolas," so beginnt ein bekanntes Gedicht. Die Scene wiederholt sich auf unserm Bilde: gemächlich in der Werkstatt saß, der Schustermeister Nikolas — allerdings nicht beim Frühstück, sondern bei dem Versohlen eines Schuhes, wobei man aber auch recht gemächlich sitzen und nachdenken kann. Und Meister Nikolas dachte wirklich nach: was bedeutete es, daß sein Lehrjunge, der Fritze, heute so still und trübselig war? Was bedeutete es, daß Fritze nur mit einem Schlapppantoffel an den Füßen sich auf den Schusterschemel gehockt hatte? Er hätte den einen verloren, verstellt, verkramt, er wüßte selber nicht wie, hatte Fritze sich entschuldigt. Das gab dem Meister zu denken. Sollte Fritze wieder einen seiner bekannten Streiche verübt haben? Da schlagen die beiden

Der überwie



ttentäter.

Hunde an, die Meister Nikolas als großer Hundefreund in seiner Werkstatt hält: es kommt Besuch. Und richtig fliegt die Thür auf, und eine Frau, nein, eine Megäre dringt im Sturmschritt herein, das grauhaarige wirre Haupt vorgestreckt — und in dem einen Arm hält sie, als corpus delicti, einen ganzen Fensterflügel, dessen eine Scheibe zerschmettert, dessen andre geborsten ist, und in der andern Hand hält sie einen Schlapppantoffel. Eine große, grau und weiß gefleckte Katze ist auf ihren Fersen. Das Tier krümmt den Rücken und faucht, als es die beiden Hunde erblickt — und die grimmig gereizte Frau faucht ebenfalls, wenn man so sagen darf. In einem Gepolter von Worten beschuldigt sie den Lehrjungen Fritze, daß er, als er heute morgen durch die Petersiliengasse gegangen sei, im Uebermut seinen Pantoffel vom Bein gerissen und selben hoch in die Luft geschleudert habe, worauf das schmutzige Ding gerade in ihre Fensterscheiben geflogen sei.

„Ich?“ will Fritze zunächst die That ableugnen. Aber im Gefühl seines unbeschuhten rechten Fußes, und angesichts des Schuhes, der in den Händen seiner Anklägerin ist, bleibt er in seiner Entrüstungskomödie stecken, zumal ein kleines Mädchen, das mit der Witwe hereingekommen, geradezu als Zeugin auftritt: „Der hat's gethan, ich hab's gesehen!“

Meister Nikolas legt seine Stirn in ernste Falten und schleudert hinter seiner Brille her dem Attentäter einen vernichtenden Blick zu, wobei er nur das eine Wort spricht, aber mit Nachdruck: „Ueberwiesen!“

Ja wohl, überwiesen! das fühlt auch Fritze. Er ist zwar ein übermütiger Junge, aber auch ein rechtlich denkender, und deshalb beschwichtigt er seine Anklägerin mit den Worten: „Ich will euch den Schaden bezahlen, Frau; ich hab' mir ein paar Trinkgelder gespart, die werden wohl langen.“ Die Geschädigte ist mit diesem Ersatz zufrieden, wohingegen die Zuschauer, welche von der Straße neugierig durch die Scheiben lugen, vielleicht gern eine tragischere Entwicklung des Dramas gesehen hätten.

Die Probe.

Fan-Lung-Ti, ein berühmter chinesischer Maler, hatte zwei Schüler, La-Thing und Lang-Fa-Pi. Sie waren beide Söhne wohlhabender und hoch im Range stehender Eltern und sollten beide die Kunst des Malens nicht zum Broterwerbe erlernen, sondern um ihren Namen neuen Glanz und ihren Familien neue Ehren zu den bereits vorhandenen zu erwerben. Sie hatten auch beide Talent und da ihre Eltern reichliches Lehrgeld zahlten, gab sich Fan-Lung-Ti auch redlich Mühe, die schlummernden Talente zum Genie zu erwecken, damit sie ihre Schwingen entfalteten.

Indessen so sehr sich Fan-Lung-Ti auch mit seinen Zöglingen abmühte, und so große Aufmerksamkeit beide Schüler seinen Lehren widmeten, sie kamen über ein gut entwickeltes Talent nicht hinaus, es schien in der That, als ob von schlummerndem Genie bei keinem von beiden etwas vorhanden wäre. Wohl entwickelte La-Thing kühne Gedanken, denen er mit lebhaften Worten glänzenden Ausdruck verlieh, wohl schuf er auf diese Weise Bilder von wunderbarer Größe und gewaltiger Kraft, so daß der Meister oft erstaunte, seines eigenen Geistes Flug von seinem Schüler sogar überflügelt zu sehen, sobald er indessen darauf drang, daß La-Thing seinen Ideen auch Gestaltung und Leben auf der Leinwand geben sollte, dann erschlaffte der Geist desselben und verlor sich in das Kleinliche; seine Hand, die geschickt die schönsten Werke andrer Meister wiedergeben konnte, war nicht im stande, die Schöpfungen der eignen Phantasie festzuhalten.

Und noch viel böser sah es mit Lang-Fa-Pi aus. Wohl war auch er im stande, die bedeutendsten Bilder andrer Meister mit minutiöser Treue zu kopieren, und nicht selten überraschte er Fan-Lung-Ti in diesen Kopien mit so fein durchgeführten Details, wie sie nur aus einem tiefen Verständnis für die Vorlage bei ernstem Fleiße möglich sind und der Kopie oft den Stempel der Originalität aufprägen. Aber niemals verriet der Knabe höhern, selbständigen Gedankenflug und so oft Fan-Lung-Ti es auch versuchte, ihn zu eigner Thätigkeit anzuregen, es war vergebens, Lang-Fa-Pis Gedanken schienen schon unter den ersten Worten des Meisters wieder zu erlahmen.

Da mußte Fan-Lung-Ti einst eine größere und längere Reise übernehmen. Es handelte sich darum, in den Gemächern des erhabenen Herrschers einige Gemälde auszuführen, zu denen ebensoviel Zeit, als Sammlung erforderlich war und für welche er schon daheim seit Jahr und Tag umfassende Vorstudien in seinem Atelier gemacht hatte. Ganz besonders war es eines dieser Bilder gewesen, das des Meisters ganzes Können herausgefordert hatte. Es galt, die Sonne darzustellen als hehres, Licht und Leben spendendes Weib, zu dem alle Kreatur bittend und dankend zugleich aufschauete, während der Kaiser, als der Sohn des Himmels in ihre Arme geschmiegt, den Wolken gebietet, sich als Schleier vor das Antlitz der Sonne zu legen, sobald ihr Strahlen für die Erdenbewohner verderblich zu werden droht. Grade dieser letzte, von seinem kaiserlichen Herrn ihm ganz besonders an das Herz gelegte Gedanke, hatte dem Meister schon viele schlaflose Nächte verursacht und noch immer war er nicht mit sich im reinen darüber, wie er grade diesen Gedanken zu hoher Vollendung ausführen sollte. Aber der Kaiser drängte. Fan-Lung-Ti mußte sich auf den Weg machen und er that es in der Hoffnung, daß ihn

beim Schaffen im kaiserlichen Palaste sein Genius endlich das Rechte finden lassen werde.

„Ich muß euch auf längere Zeit verlassen," sagte er deshalb zu seinen Schülern, „arbeitet, was und wie es euch beliebt; wenn ich zurückkehre, werde ich sehen und prüfen, loben und tadeln, wie ihr es verdient habt. Bis dahin gehabt euch wohl."

Monde vergingen. La-Thing überstürzte sich in seinen Plänen, großartige Skizzen warf er auf die Leinwand hin, aber nicht eine führte er ernstlich aus. Lang-Fa-Pi dagegen vertiefte sich in seines Meisters Entwürfen, tagelang, wochenlang, ohne irgend eine Arbeit vorzunehmen. Da fand er eines Tages eine Leinwand, auf welcher in flüchtigen Umrissen die Idealgestalt eines Weibes hingeworfen erschien, zu deren erhabenem Antlitz alle Erdenkreatur aufschaute. Diese Skizze fesselte ihn dermaßen, daß er alles um sich her vergaß, tagelang, wochenlang saß er an der Skizze und immer mehr loderte das Feuer heiliger Begeisterung in ihm auf. Das trieb ihn endlich zur That. Er nahm eine neue Leinwand her und entwarf ein neues Bild, das Licht des Himmels in hehrer Frauenschöne darstellend, wie es sich auf die Erde niedergießt, der hehren Lichtgestalt zur Seite aber einen gekrönten Jüngling in Schattensilber, den Wolkenschleier des Lichtes in den Händen und jeden Augenblick bereit, ihn über die Strahlenfülle desselben mildernd hinzuziehen.

Viele Monde lang saß Lang-Fa-Pi vor diesem Bilde an der Staffelei, Essen und Trinken vergaß er darüber und Ruhen und Rasten, bis es endlich vollendet war. Da schlich er heimlich nach seiner Kammer und legte sich erschöpft zur Ruhe.

La-Thing, der bis dahin eine Menge großartiger Entwürfe geschaffen, aber nicht einen einzigen ausführte, hatte vergeblich versucht, in das Atelier des Kameraden einzudringen und sein Geheimnis zu erforschen. Jetzt schlich er ihm in seine Kammer nach, eignete sich die Schlüssel an und sah das vollendete Werk. Finsterer Neid erfaßte ihn. Er hob das Bild von der Staffel herab und schleppte es mit vieler Mühe nach seinem Atelier, in der Absicht, es dem Meister gegenüber als seine Schöpfung auszugeben. Er hatte diese Schandthat kaum ausgeführt, da kehrte Fan-Lung-Ti aus der kaiserlichen Residenz zurück. Dieses letzteren Hoffen hatte sich nicht erfüllt, es war ihm selbst beim Schaffen im kaiserlichen Palaste kein befriedigender Gedanke für die größte seiner Aufgaben gekommen, deshalb war er nach Haus geeilt, um neue Studien zu machen.

Aber zuerst wollte er nach seinen Zöglingen sehen. Er trat deshalb in La-Things Atelier ein und fand denselben vor dem soeben geraubten Werke Lang-Fa-Pis stehen. Ein einziger Blick genügte, seinen Geist in freudiges Staunen zu versetzen. Dort hatte er, wonach er so viele Monde schon vergeblich gesucht, das Bild, wie er es hatte schaffen wollen, wie es ihm nicht gelungen war, trotz aller Anstrengungen seines Geistes. „Knabe!" rief er, „wer hat deine Hände so gesegnet, daß du dieses Meisterwerk zustande bringen konntest?"

„Ich habe deren noch mehr," prahlte La-Thing, „siehe hier, hier und hier, Herr, dein Schüler ist fleißig gewesen während deiner Abwesenheit, du wirst Ursache haben ihn zu loben."

Fan-Lung-Ti stutzte. Ein leiser Zweifel stieg in ihm auf. Dem Auge des erfahrenen Meisters konnte es unmöglich entgehen, daß der Pinsel, der jene vielen, allerdings großartigen Entwürfe auf die Leinwand geworfen, ein andrer war, als der, welcher mit peinlicher Sorgfalt und ernstem Fleiß dieses fertige Bild bis in die kleinste Einzelheit hinein ausgeführt hatte.

„Laß uns das Bild in mein Atelier tragen, La-Thing," sagte er deshalb ernst, „auf daß ich es dort eingehend prüfe — —."

Wie gesagt, so geschah es. Dann wandte sich Fan-Lung-Ti nach Lang-Fa-Pis Atelier. Dasselbe war verschlossen.

„Wo ist dein Kamerad, La-Thing?"

„Er schläft, Herr — — —!"

„So laß ihn einstweilen schlafen und warte du meines Rufes in deinen Arbeitsräumen — —."

Als der Schüler ihn verlassen hatte, machte sich der Meister an die Prüfung des Werkes und je mehr er es besah, je freudiger schlug das Herz in seiner Brust. Es war wirklich ein Meisterwerk, ein Werk, dessen er selbst sich mit Stolz gerühmt haben würde, wenn es seines gewesen wäre. Aber immer mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß Lang-Fa-Pi der Schöpfer desselben nicht sein könne. Wie dem aber sein mochte: Es war da, wonach er so lange vergeblich gesucht, um dessentwillen er seine Arbeiten im kaiserlichen Palaste unterbrochen hatte und zu neuen Studien nach Haus geeilt war. In freudiger Erregung griff der Meister zum Pinsel. „Ein wenig Stimmung zu dem übrigen!" flüsterte er, „die Meisterhand, die dieses Werk schuf, wird es meiner Meisterhand nicht wehren, wenn ich ein wenig daran ändere," und mit leisen, flotten Strichen umsäumte er an der einen Seite des Bildes die Wolken mit den Farben des Regenbogens, kaum merklich für den Stümper, für den Meister aber von wunderbarer Wirkung. „Gut, gut so . .!" murmelte er zufrieden. Dann sandte er nach seinen Schülern.

Lang-Fa-Pi und La-Thing erschienen und der erstere war nicht wenig erstaunt, sein Bild, das er wie ein Geheimnis sorglich gehütet hatte, in des Meisters Atelier zu sehen, noch mehr und fast erschreckt erstaunte er aber über die Veränderung, die mit demselben vorgegangen war. Diese Stimmung, dieser leise Regenbogenschimmer dort, hatte dem Werke noch gefehlt, das sah er jetzt, — das war die mangelnde Brücke vom Licht zum Regen — — —."

„Nun, La-Thing," fragte der Meister, „bemerkst du, welche Aenderung ich an dem Bilde vorgenommen habe?"

Mit breitem Lächeln trat der Gefragte an die Staffel heran. Da richtete Fan-Lung-Ti den fragenden Blick auf Lang-Fa-Pi: „und du —?"

Lang-Fa-Pi errötete und senkte die Augen zu Boden. „O Herr, verzeihe, daß sich meine Hände an ein Werk

gewagt haben, dessen sie nicht gewachsen sind. Du erst hast die Farben des Friedens hineingelegt, für welchen ich noch kein Verständnis hatte — — —"

„Du irrst, Lang-Fa-Pi," entgegnete der Meister gerührt, indem er den Schüler in seine Arme schloß. „Das Verständnis hattest du wohl; es fehlte dir nur die Muße zum Verstehen. — Du Narr aber," wandte er sich hierauf zu La-Thing, „der du dich mit fremden Federn schmücken wolltest, hebe dich hinweg aus meinen Augen."

Da schlich La-Thing beschämt von dannen, Lang-Fa-Pi dagegen wurde ein berühmter Maler und sein erstes Werk prangt noch heute im kaiserlichen Palaste zu Peking als eine der größten Zierden desselben.

Kartenkunststücke.

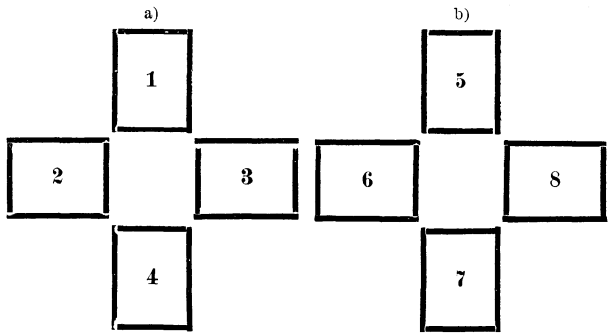
Das Erraten einer gemerkten Karte.

Erste Art.

Man zählt zunächst von einem gewöhnlichen Kartenspiel 21 Karten ab. Darauf legt man diese offen nacheinander in drei Haufen auf den Tisch, so daß also in jedem Haufen sieben Karten liegen. Nun bittet man einen der Anwesenden, er möge sich, während man sich umwendet, aus einem der drei Haufen eine beliebige Karte merken und wieder in denselben Haufen hineinlegen. Nachdem dies geschehen, läßt man sich den Haufen bezeichnen, in dem die gemerkte Karte liegt, und legt die drei Haufen aufeinander so, daß der bezeichnete in die Mitte kommt. Jetzt legt man von oben anfangend wiederum drei Haufen Karten nach einander (d. h. also, daß die vierte Karte von oben auf den ersten Haufen kommt) und bittet den, der die Karte merkte, er möge achtgeben, in welchem Haufen nun die gemerkte Karte läge. Diesen Haufen nimmt man wiederum in die Mitte und verfährt ganz in derselben Weise noch zweimal. Sobald die Karten wiederum zusammengelegt sind, bildet man daraus drei Reihen, jede zu sieben Stück und zwar genau nach der Reihe. Die mittelste Karte der mittelsten Reihe (also die elfte von oben oder von unten) ist jedesmal diejenige, welche sich der Betreffende gemerkt hatte.

Zweite Art.

Der Kartenkünstler benetzt sich die Fingerspitzen der linken Hand, jedoch so, daß es niemand von der Gesellschaft bemerkt. Unmittelbar darauf zieht er mit der rechten Hand aus der Seitentasche des Rockes ein beliebiges Kartenspiel hervor, von dem er sich jedoch zuvor die unterste Karte genau gemerkt hat; es sei z. B. Karo-König. Er nimmt das Spiel, ohne es zu zeigen, in die linke Hand, drückt unten die befeuchteten Fingerspitzen gegen den Karo-König und mischt nun schnell die Karten vor den Augen der Zuschauer mehreremal durch. Karo-König haftet hierbei an den Fingerspitzen fest, bleibt also immer zu unterst. (Einige Proben vorher werden die Ausführung leicht gelingen lassen.) Sind die Karten auf diese Weise mehreremal gemischt, so wendet der Künstler die unterste Karte gegen die Zuschauer und bittet, dieselben mögen sich die Karte merken. Er übergibt die Karten einem derselben zum Durchmischen, jedoch stets so, daß er die unterste Karte, die er selbst ja genau kennt, nicht sieht. Hat der Zuschauer die Karten tüchtig durcheinander gemischt, so erbittet sie der Künstler zurück und breitet sie schnell nacheinander, die offene Seite seinem Gesicht zugekehrt, fächerartig auseinander, bis er Karo-König sieht. Er schiebt darauf den Fächer zusammen, wobei er die Karten vor Karo-König besonders zusammen greift und hinter die andern steckt, so daß also das Spiel zusammengelegt ist und zwar die vorderste, ihm zugewendete Karte Karo-König ist. Er dreht nun, ohne daß die Zuschauer die unterste Karte sehen, diese nach unten und legt, jede Karte von unten vornehmend, zweimal vier Karten auf den Tisch, daß diese zwei Kreuze bilden. Hierbei muß er sich ganz genau merken, wo er Karo-König hinlegt. Es sei z. B. die mit 6 bezeichnete Karte.



Während er die beiden Kreuze legt, spricht er ungefähr folgendes: „Ich bilde, wie Sie bemerken werden, hier aus acht Karten zwei gleiche Kreuze und bitte nun einen der Anwesenden, irgend eins dieser beiden Kreuze berühren zu wollen." (Sobald es geschehen, nimmt der Künstler blitzschnell stets das mit a bezeichnete Kreuz fort, und zwar ist es ganz gleichgültig, ob das Kreuz a oder b berührt wurde. Das Wegnehmen muß schnell geschehen.) „Jetzt befindet sich noch ein Kreuz mit vier Karten auf dem Tisch, ich bitte Sie freundlichst, davon zwei Karten berühren zu wollen." (Wiederum verschwinden blitzschnell zwei Karten, so daß No. 6 liegen bleibt. Hat der Zuschauer z. B. 5 und 8 berührt, so nimmt man diese weg, berührt er 6 und 8, so nimmt man 5 und 7 fort, d. h. also jedesmal dasjenige gleichliegende Paar, worin sich 6 nicht befindet.) „Nun bleiben uns noch zwei übrig, und hiervon wollen Sie freundlichst eine berühren." (No. 6 bleibt liegen, die andre wird fortgenommen.)

„Wenn ich Sie jetzt bitten darf, die letzte Karte umzudrehen, so werden Sie sich überzeugen, daß es die vorhin gemerkte Karte war." Zur großen Ueberraschung aller Anwesenden wird No. 6 den Karo-König zeigen.

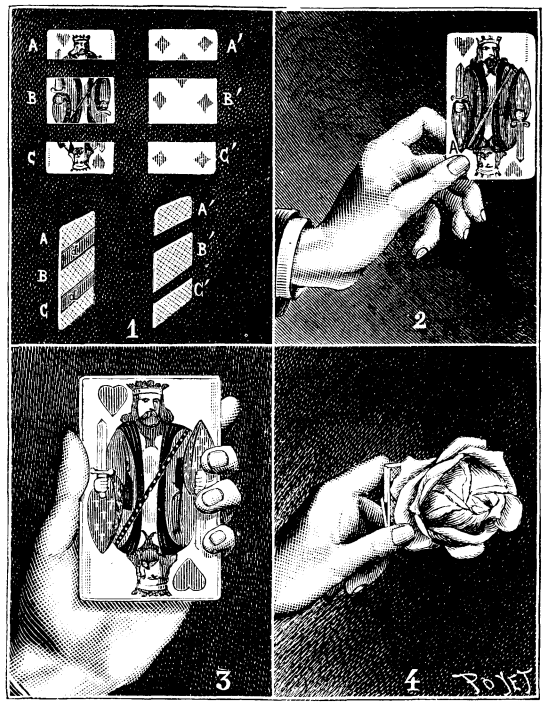
Das Wiedererscheinen einer verbrannten Karte.

Der Künstler hat zu diesem Kunststück zwei Spiele Karten nötig, ein gewöhnliches und ein Spiel Zauber-

karten. Beide Spiele müſſen auf der Rückſeite ganz gleich aussehen. Die Zauberkarten enthalten sämtlich nur eine gleiche Karte, z. B. Herz-Neun. Diese Herz-Neun wird aus dem gewöhnlichen Spiel herausgenommen und, bevor noch die Gäste kommen, in die Schublade oder unter das Decktuch desjenigen Tiſches gelegt, worauf man später das Kunststück ausführen will. Das Spiel selbst legt man, nebst einem Licht und Zündhölzchen in ein Nebenzimmer. Beim Vorführen des Kunststückes nimmt der Künstler die Zauberkarten, deren Rückseite nach oben gewendet ist, breitet sie fächerförmig auseinander und bittet einen der Anwesenden, eine beliebige Karte daraus zu ziehen. Letztere wird also Herz-Neun sein, da das ganze Spiel lauter solche Karten enthält. Der Künstler schiebt den Fächer zusammen, behält die Karten in der Hand und sagt, er wolle nun schnell ein Licht herbeiholen, um die gezogene Karte zu verbrennen. Draußen vertauscht er die Zauberkarten mit den gewöhnlichen, nimmt dazu das Licht und die Zündhölzchen und kehrt in das Zimmer zurück. Er legt nun das Spiel Karten auf den Tisch und bittet die Anwesenden, genau nachzusehen, ob sich die gezogene Karte auch nicht dabei befindet, läßt diese auf das Spiel legen und berührt dieselbe mit dem Zauberstab. Darauf nimmt er sie empor, zündet das Licht an und verbrennt die Karte vor den Augen der Zuschauer. Nach dem Verbrennen werden die überraschten Zuschauer die Karte unversehrt unter dem Tischtuch oder in der Schublade vorfinden. Man spricht zu diesem Kunststück etwa folgendes: „Die verehrten Anwesenden sehen hier ein Spiel Karten, aus dem ich bitte, eine Karte zu ziehen. Diese Karte werde ich vor Ihren Augen verbrennen und schnell ein Licht dazu herbeiholen. Inzwischen wollen Sie alle sich die Karte ansehen.“ Zurückgekehrt spricht er weiter: „Zunächst bitte ich nachzusehen, ob sich die gezogene Karte nicht schon wieder hier in diesem Spiel befindet. Wie Sie sehen, nein. Ich bitte nun die gezogene Karte frei oben auf das Spiel zu legen. Indem ich sie jetzt mit meinem Zauberstab dreimal berühre, wird sie von den andern Karten aufgenommen und was Sie hier oben sehen, ist jetzt nicht mehr die wirkliche Herz-Neun, sondern nur ein zauberhaftes Bild derselben. Dieses lasse ich schnell in Feuer aufgehen.“ (Es ist gut, die Karte dabei mit einer kleinen Zange an einer Ecke zu halten, damit man sie vollständig verbrennen kann; die Asche schüttet man in ein Gefäß.) „Wie ich Ihnen vorhin sagte, wird die Karte durch die Berührung des Zauberstabes von den übrigen Karten aufgenommen und wir wollen einmal sehen, ob sie darunter ist.“ (Herz-Neun wird sich nun nicht vorfinden.) „Ach,“ fährt der Künstler fort, „da habe ich mit dem Zauberstab gewiß zu stark aufgedrückt und die Karte ist gleich durch das Tischtuch hindurch gezaubert worden. Wir wollen doch einmal nachsehen.“ Zum großen Erstaunen der Zuschauer wird sich die Karte hier vorfinden.

Ein ebenfalls sehr hübsches Kartenkunststück ist die

Verwandlung einer Karte in eine Rose.



Verwandlung einer Karte in eine Rose.

Hierzu ist ebenfalls ein Spiel gleicher Karten — z. B. Herz-Könige — erforderlich. Wir nehmen dann einen andern Herz-König, legen ihn auf eine andre Karte, beispielsweise Karo-Sieben — und schneiden sie quer in drei Teile A B C (Fig. 1 unsrer Abbild.), von welchen das mittlere Stück B um beiläufig 2 mm breiter als die beiden andern, A C, ist und kleben dann zur Verbindung der Teile auf der Rückseite des Herz-Königs ein je 1 cm breites Kautschukband und vereinigen sie zu einem ganzen Blatte. Schließlich ist auf der Rückseite des Herz-Königs, auf B, eine wirkliche oder auch künstliche Rose zu befestigen. Aus vorerwähntem Spiele läßt man nun eine Karte ziehen, läßt sie vorzeigen (Fig. 2), nimmt sie dann zur Hand, wobei sie mit der präparierten rasch verwechselt wird, behauptet, sie in eine Blume verwandeln zu können, indem man mit dem Zauberstabe ein paarmal darauf klopft, mit dem Zeige- und kleinen Finger den obern und untern Teil umbiegt (Fig. 3), die gebrochene Karte rasch umdreht und den Zuschauern die Rose entgegenhält (Fig. 4).

Eine interessante Kryſtallbildung

läßt sich aus Cyanqueckſilber und Jod in einer Flasche gewinnen, und wir empfehlen den Versuch denjenigen Kameraden, die mit chemischen Experimenten schon etwas Bescheid wissen. Die genannten beiden Substanzen kauft man wohl am besten vorrätig, immerhin mag auch erwähnt werden, wie sie gewonnen werden.

Queckſilber wird von Salpetersäure lebhaft angegriffen; ist nun ein Ueberschuß an ersterem vorhanden, so bildet sich in der Kälte salpetersaures Queckſilberoxydul Hg_2NO_6, oder salpetersaures Queckſilberoxyd $HgNO_6$, beides farblose, lösliche Salze. Erhitzt man eins von beiden ziemlich stark, so tritt eine Zersetzung ein, und man

erhält ein glänzendes, ziegelrotes Pulver: Queckſilberoxyd HgO, das als Arzneimittel (roter Präcipitat), zum Anſtreichen von Schiffsböden und in der Porzellanmalerei verwendet wird. Dieſes Queckſilberoxyd löſt ſich in wäſſeriger Cyanwaſſerſtoffſäure (Blauſäure), und aus der Löſung entſteht durch Kryſtalliſation das farbloſe Cyanqueckſilber $HgCy_2$. Die geſchilderte Darſtellung erfordert wegen ihrer Gefährlichkeit größte Vorſicht.

Jod gewinnt man, indem man Jodnatrium mit Braunſtein und Schwefelſäure einer Deſtillation unterwirft. Es iſt ein grauſchwarzer, kryſtalliniſch glänzender feſter Körper, deſſen unangenehmer Geruch an Chlor erinnert. Kommt es einige Zeit mit der Haut oder mit Pflanzenſtoffen in Berührung, ſo färbt es dieſe braun.

Man zerſtoße nun 50 g Cyanqueckſilber und 400 g Jod in einem Porzellanmörſer, wodurch man ein zinnoberrotes Miſchpulver erhält. Es beginnt alsbald ſtarke Dämpfe zu entwickeln, die ſich in einer verſchloſſenen Flaſche zu hübſchen Kryſtallen verdichten. Man bringe daher das Gemiſch beider Körper, ſobald es hinreichend kryſtalliſiert iſt, ſchnell in eine Flaſche nach Art der in unſrer Abbildung dargeſtellten und verſtöpſele dieſe, damit die Dämpfe nicht entweichen können.

Kryſtallbildung in einer Flaſche.

Der Stelzenkampf zu Namür.

Ein eigentümliches Schauſpiel pflegte man ehemals in der belgiſchen Stadt Namür bei ungewöhnlichen Gelegenheiten zu geben. Es war das ein Kampf auf Stelzen. Oft nahmen 1500 bis 1600 junge Leute, in Rotten geteilt, prächtig, aber nach beſtimmten Farben gekleidet, mit Anführern, Trommlern und Pfeifern verſehen, überhaupt in völlig kriegeriſchem Aufzuge daran teil; doch hatten ſie keine andern Waffen als Hände und ihre „zum wenigſten vier Fuß hohen“ Stelzen, womit ſie einander fortzuziehen oder umzuwerfen ſuchten. Ihre Gewandtheit dabei war außerordentlich; der Kampf fand auf dem großen Markte ſtatt. Erſt marſchierte man von zwei Seiten in Parade auf; dann ward die Schlachtordnung mit Reſerveabteilungen u. ſ. w. gebildet, und der Kampf, welcher nicht ſelten zwei Stunden lang ohne entſcheidenden Ausgang dauerte, durch die berühmteſten Streiter begonnen. „Wenn ſie zum Kampfe ausrücken,“ ſagt ein Geſchichtsſchreiber der Stadt, „ſo ſieht man ihre Väter, Mütter, Schweſtern, Frauen oder nächſten Verwandten hinterher ziehen, welche ſie während des Streites mit den lebhafteſten Ausdrücken ermutigen, den Wankenden die Hand reichen, damit ſie ſich auf dem Pflaſter nicht verletzen, den Gefallenen wieder aufhelfen und ſie anreizen, in den Kampf zurückzukehren und die Ehre der Partei zu wahren. Die Fahne jeder Abteilung iſt an einem Fenſter des Stadthauſes aufgepflanzt; der Träger ſchwenkt ſie, ſobald ſeine Partei einen Vorteil erringt.“ Als 1748 der Marſchall von Sachſen einem ſolchen Kampfe zuſah, ſoll er geäußert haben, wenn zwei kampfbereite Heere ſo aufgeregt ſeien, als die jungen Leute von Namür, ſo würde die Schlacht zu einer „entſetzlichen Schlächterei“ werden. Bis Ende des vorigen Jahrhunderts war dies Kampfſpiel noch ſehr in Gunſt.

Turnrätſel.

Und wirbeln die Flocken auch noch ſo dicht,
Wir tragen das Wort mit M doch nicht?
Wohl aber nehmen friſch und gewandt
Mit H wir gerne es in die Hand.

Logogriphaufgabe.

1. Finder, 2. Behaarung, 3. Laſt, 4. Laden, 5. Meiſe, 6. Kore, 7. Nord, 8. Vaſe, 9. Oaſe, 10. Zinn, 11. Kurde, 12. Schiefer, 13. Rachen, 14. Gitter, 15. Ball, 16. Hero, 17. Genick, 18. Kleie.

Jedes dieſer Wörter ſoll dadurch in ein andres verwandelt werden, daß man irgend einen Buchſtaben (ck gilt als ein Buchſtabe) wegnimmt und durch eines der Zeichen a a b b d e f g g h n o r r r s u oder v erſetzt. Sowohl die weggenommenen als auch die neuen Buchſtaben, und zwar die letzteren in umgekehrter Reihenfolge, nennen ein bekanntes Gedicht von Schiller.

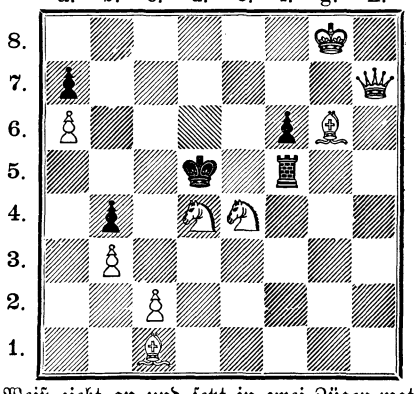
Auflöſung der vierſilbigen Scharade auf Seite 490.

„Gewehrfeuer.“

Auflöſung des Turnrätſels auf Seite 490.

„Gera, Ger.“

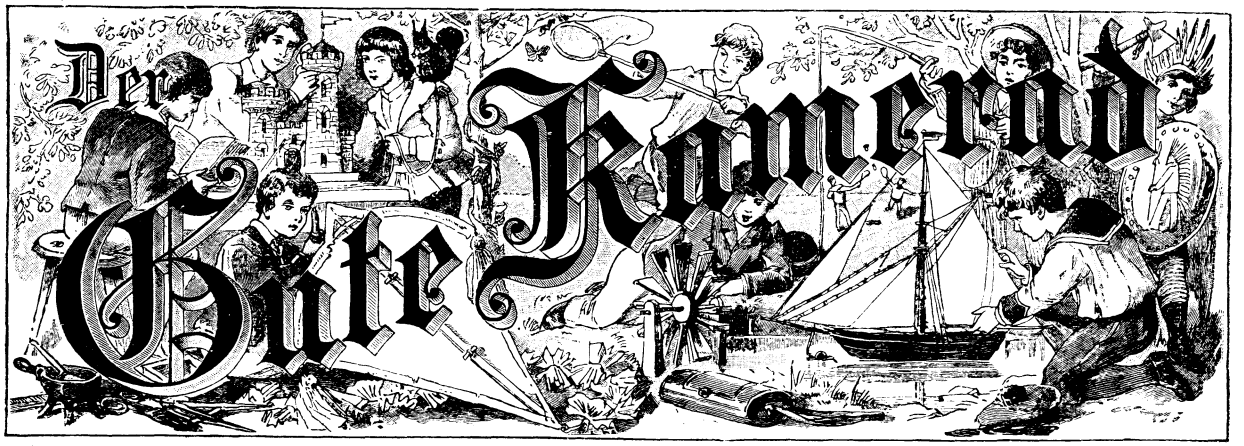
Schachaufgabe Nr. 7 von Ernſt Schober in Leipzig.



Weiß zieht an und ſetzt in zwei Zügen matt.
(9 + 5 = 14)

Löſung der Schachaufgabe Nr. 6.

1. T e 2 — e 3	d 6 — d 5
2. D a 2 — a 7 #.	
1.	K d 4 — d 5
2. T e 3 — d 3 #.	
1.	K d 4 — e 3
2. D a 2 — f 2 #.	
1.	c 4 — c 3
2. T e 3 — d 3 #.	
1.	S zieht.
2. D a 2 — d 2 #.	



8. Jahrgang.
№ 37.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Jetzt sah der Emeritus die Lagerfeuer leuchten; er glaubte, das Spiel bereits gewonnen zu haben, und hastete weiter und weiter. Er kam den Feuern immer näher und näher. Er sah nicht, daß man dort aufmerksam wurde, daß fünf oder sechs Indianer, welche das Geräusch hörten, aufsprangen und ihm entgegenhuschten. Sie blieben dann stehen und warteten. Er atmete so laut, daß sie es ganz deutlich hören konnten.

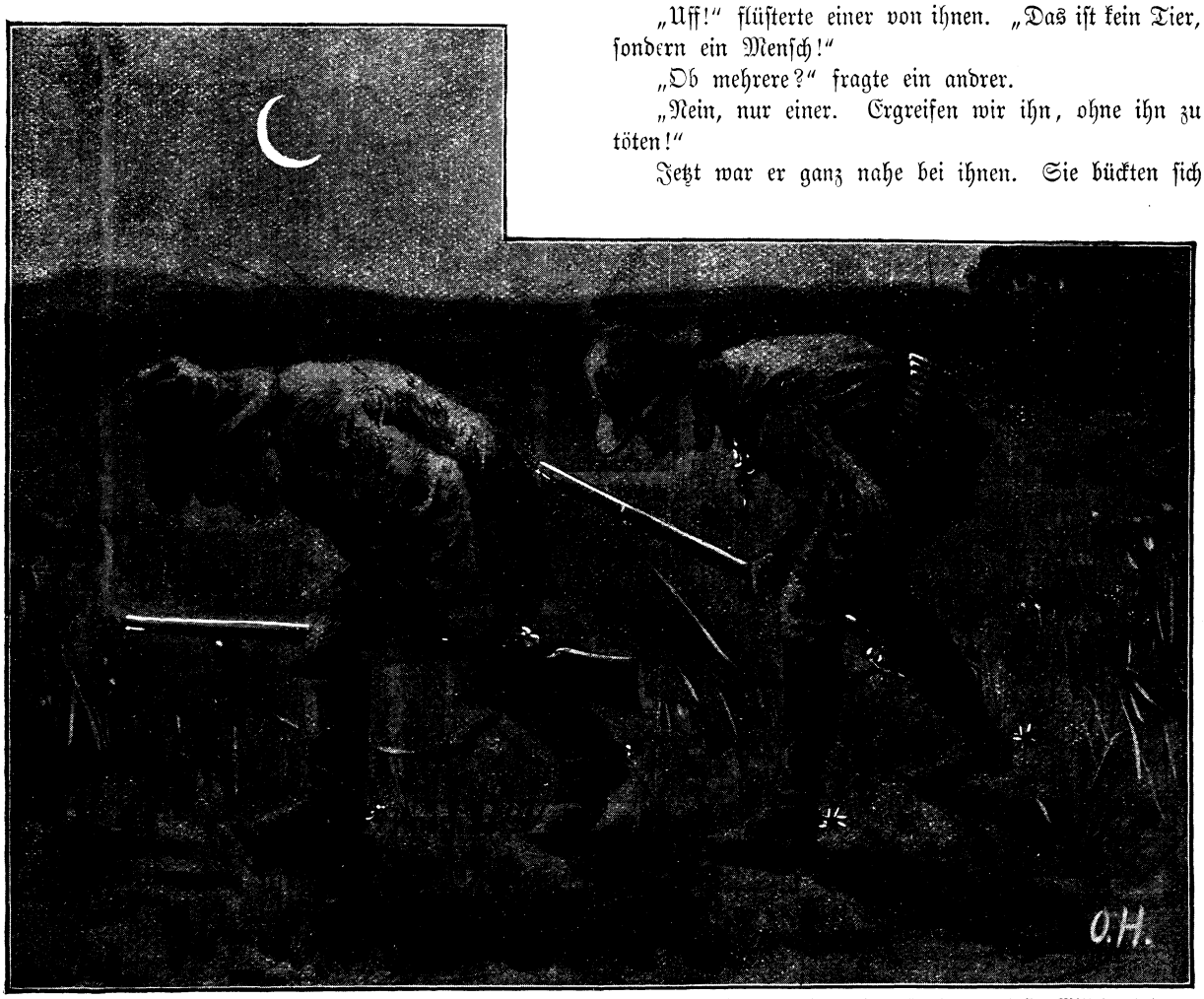
„Uff!“ flüsterte einer von ihnen. „Das ist kein Tier, sondern ein Mensch!“

„Ob mehrere?“ fragte ein andrer.

„Nein, nur einer. Ergreifen wir ihn, ohne ihn zu töten!“

Jetzt war er ganz nahe bei ihnen. Sie bückten sich

> Sei im Kleinen getreu,
> Erst dann bist du frei,
> Nach Großem im Leben
> Zu suchen, zu streben.
>
> F. v. Schreibershofen.



. . . Hawkens und Frank gingen eine Strecke westwärts am Waldessaume hin, um dann ostwärts einen Halbkreis zurückzuschlagen, dessen Mittelpunkt das Lager war. Sie waren gezwungen, tief gebückt zu gehen, um die Spur erkennen zu können. . . .

nieder, um ihn gegen die Feuer vor ihre Augen zu bekommen. Sie sahen ihn; sie überzeugten sich, daß er allein war, und streckten nun die Hände nach ihm aus. Als er sich so plötzlich ergriffen fühlte, erschrak er in der Weise, daß er keinen Laut hervorbrachte, obgleich er schreien wollte. Man rief ihm einige Worte zu, die er aber nicht verstand; desto besser aber verstand er die Sprache der Messer, deren Spitzen ihm, wie er fühlte, auf die Brust gesetzt wurden. Es fiel ihm gar nicht ein, sich zu wehren; er folgte, als er fortgezogen wurde, ohne allen Widerstand. Man kann sich denken, welches Aufsehen sein Erscheinen im Lager erregte; aber dieses Aufsehen war kein lärmendes. Ein Weißer hatte sich herbeigeschlichen und war ergriffen worden. Er konnte nicht allein hier in der Gegend sein; er mußte Gefährten bei sich haben, die sich in der Nähe befanden; man mußte also jeden Lärm vermeiden.

Es hatte sich sofort ein Kreis von Roten um ihn gebildet; keiner von ihnen sprach ein Wort. Bei ihm, in der Mitte dieses Kreises, stand Mokaschi, der Häuptling. Dieser that vor allen Dingen das, was ein jeder umsichtige Anführer thun mußte: er schickte einige Späher aus, welche die Umgebung des Lagers absuchen mußten. Dann fragte er den Gefangenen nach seinem Namen und seinen Absichten. Der Kantor verstand kein Wort und sagte, was er sagen zu müssen glaubte, in deutscher Sprache. Da meinte der Häuptling: „Er kennt unsre Sprache nicht, und wir verstehen die seinige nicht. Wir wollen ihn den drei gefangenen Bleichgesichtern zeigen, vielleicht ist er ihnen bekannt."

Der Kreis öffnete sich und der Emeritus wurde nach dem Feuer geführt, an welchem die Gefangenen lagerten. Als diese ihn erblickten, rief Poller überrascht aus: „Der deutsche Kantor! Der verrückte Kerl! Dieser hirnverbrannte Mensch muß aus dem Pueblo, wo er gefangen war, entkommen sein!"

Er hatte das in einem Gemisch von Englisch und Indianisch gesagt, welches der Kantor nicht verstand. Doch bemerkte dieser, daß die Worte ihm galten, er erkannte den einstigen Führer der Auswandererkarawane und sagte in deutscher Sprache, deren Poller mächtig war: „Hallo! Das ist ja unser Wegweiser, der Dux, wie wir Komponisten sagen! Und gar mit gefesselten Extremitäten! Herr Poller, wie sind Sie denn in diese fatale Lage gekommen? Ich freue mich natürlich außerordentlich, Sie wiederzusehen."

„Diese Kerls haben uns gefangen genommen," antwortete der Gefragte, natürlich deutsch.

Da aber fiel der Häuptling schnell und in drohendem Tone ein: „Ihr sollt nicht reden, was ich nicht verstehe! Wollt ihr etwa unsre Messer in die Leiber haben? Kennst du diesen Mann?"

„Ja."

„Wer ist er?"

„Ein Mann aus Deutschland."

„Deutschland? Ist dies das Land, in welchem Old Shatterhand geboren wurde?"

„Ja."

„So ist er wohl auch ein berühmter Jäger?"

„Nein. Er versteht es nicht, eine Waffe zu führen. Er will Musik machen und singen. Er ist verrückt."

Darauf hin betrachtete der Häuptling den Kantor mit viel weniger feindseligen Augen. Es gibt wilde Völkerschaften, welche die Wahnsinnigen nicht nur nicht bedauern oder gar verachten, sondern ihnen sogar Verehrung zollen. Sie sind der Ansicht, daß ein Geist, ein überirdisches Wesen von dem Irren Besitz ergriffen habe. Auch mehrere Stämme der Indianer huldigen dieser Anschauung und wagen es nicht, sich an einem Wahnsinnigen, selbst wenn er zu einem feindlichen Volke gehört, zu vergreifen. Darum erkundigte sich der Häuptling weiter: „Weißt du es genau, daß dieser Mann nicht mehr bei seinen Sinnen ist?"

„Sehr genau," antwortete Poller, welchem der Gedanke kam, daß er daraus vielleicht Vorteil ziehen könne. „Ich bin ja lange Zeit mit ihm und seinen Begleitern geritten."

„Wer waren diese?"

„Auch Deutsche, welche herübergekommen sind, sich Land zu kaufen, welches den roten Männern gehört."

„Das hat ihnen der böse Geist eingegeben; denn wenn sie Land kaufen, so wird es uns gestohlen, und nicht wir, sondern die Länderdiebe bekommen das Geld. Jeder, der in diese Gegend kommt, um Land zu kaufen, ist unser Feind. Will dieser Mann auch welches haben?"

„Nein. Er will die roten Männer und Helden kennen lernen und dann in sein Vaterland zurückkehren, um Lieder über sie zu singen."

„So ist er uns ja gar nicht gefährlich. Ich werde ihm erlauben, zu singen, so viel er will. Wo aber sind seine Begleiter?"

„Ich weiß es nicht."

„So frage ihn!"

„Das kann ich nicht."

„Warum?"

„Weil du uns verboten hast, zu sprechen, was du nicht verstehst. Er redet nur die Sprache seines Landes; in dieser also müßte ich mit ihm reden, und dann bekäme ich, wie du gesagt hast, eure Messer in den Leib."

„Wenn dies wahr ist, so mußt du freilich in seiner Sprache mit ihm reden; ich erlaube es dir."

„Daran thust du wohl; denn ich vermute, daß du dann sehr wichtige Dinge durch mich erfahren wirst."

„Welche Dinge?"

„Die Auswanderer, zu denen er gehört, sind nicht allein. Es sind berühmte Jäger bei ihnen, welche sich vielleicht hier in der Nähe befinden. Sie müssen da sein, denn ich könnte nicht begreifen, wie er, der nichts versteht und wahnsinnig ist, ganz allein hierherkommen könnte."

„Uff! Berühmte Jäger! Meinst du etwa Bleichgesichter?"

„Ja."

„Welche?"

„Sam Hawkens, Dick Stone, Will Parker, Droll, Hobble-Frank und vielleicht auch noch andre."

„Uff, uff, uff! Das sind lauter berühmte Namen. Diese Männer sind zwar nie unsre Feinde gewesen, aber jetzt, wo der Tomahawk des Krieges ausgegraben ist, muß man zehnfach vorsichtig sein. Ich will wissen, wo sie sich befinden. Aber hüte dich, mir eine Lüge zu sagen! Sobald eine Unwahrheit aus deinem Munde kommt, seid ihr verloren."

„Sorge nicht! Du hast uns feindlich behandelt; aber ich werde dir trotzdem beweisen, daß wir eure Freunde sind. Ich kann dir diesen Beweis sogar schon jetzt gleich liefern, indem ich dir sage, daß wir uns bemüht haben, diese weißen Krieger für euch unschädlich zu machen."

„Wie könntet ihr dies angefangen haben?"

„Wir haben sie in das Pueblo des Häuptlings Ka Maku gelockt."

„Uff! Ka Maku ist unser Bruder. Sind sie zu ihm gekommen?"

„Ja. Er hat sie alle gefangen genommen, die weißen Jäger, die Auswanderer und ihre Frauen und Kinder."

„Auch diesen wahnsinnigen Mann hier?"

„Ja."

„Und jetzt befindet er sich bei uns! Er kann den weiten Weg unmöglich allein gemacht haben. Ich muß wissen, welche Leute bei ihm sind und wo sich dieselben in diesem Augenblicke befinden."

„Soll ich ihn fragen?"

„Ja. Doch hüte dich, mich betrügen zu wollen! Was du mir auch sagen magst, ich werde dir kein Wort eher glauben, als bis ich mich von der Wahrheit desselben überzeugt habe."

Nun wendete sich Poller an den Kantor und forderte ihn auf zu erzählen.

Nach einigem Widerstreben berichtete dieser, ohne daran zu denken, wie Poller gehandelt hatte und daß er ihn als Feind zu betrachten habe. Der frühere Führer der Auswanderer hörte mit Staunen von Old Shatterhand und Winnetou. Die Erzählung des Emeritus wurde von dem Häuptling unterbrochen, welcher mißtrauisch war und das lange Zwiegespräch, von welchem er kein Wort verstand, nicht dulden wollte. Poller aber beruhigte ihn mit der Versicherung: „Ich erfahre da Dinge, welche für dich sehr wichtig sind. Ich muß diesen Verrückten ausfragen, was lange Zeit erfordert, weil sein Verstand nicht mehr ganz bei ihm ist. Laß mich also nur sprechen; du wirst dann später sehen, daß ich jetzt als Freund von euch handle."

Endlich war der Kantor mit seiner Erzählung fertig; Poller wußte alles und wendete sich an den Häuptling: „Das Wichtigste sollst du gleich zuerst erfahren: Da oben auf der Höhe befinden sich die zwei berühmtesten Männer des wilden Westens. Wirst du erraten, wen ich meine?"

„Etwa Old Shatterhand?"

„Ja."

„Und Winnetou, der Häuptling der Apachen?"

„Auch dieser."

„Uff, uff! Du redest die Wahrheit?"

„Es ist so, wie ich sage. Sie sind gekommen, euch zu überfallen."

„Da werden sie sterben müssen. Woher kommen sie; wo stecken sie, und wie viele Leute sind bei ihnen?"

Poller gab ihm genaue Auskunft, denn es fiel ihm gar nicht ein, den Häuptling zu belügen und irre zu führen. Er rechnete auf die Dankbarkeit der Roten. Die hervorragendsten Krieger derselben standen in der Nähe und hörten Pollers Worte. Als dieser mit seinen Mitteilungen zu Ende war, blickte der Häuptling eine Zeit lang sinnend vor sich nieder und sagte dann, zu den Indianern gewendet: „Meine Brüder haben gehört, was dieses Bleichgesicht gesprochen hat. Aber die Zungen der Weißen haben zwei Spitzen, von denen die eine mit Trug und die andre mit Falschheit endet. Wir müssen uns überzeugen, ob unsre Ohren die Wahrheit oder die Lüge vernommen haben. Es mögen also Kundschafter, die ich jetzt auswählen werde, zur Höhe steigen."

Er ging von Feuer zu Feuer, um die Krieger zu bezeichnen, welche er für befähigt hielt, Leute wie Winnetou und Old Shatterhand zu beschleichen; dann sah man diese, nur mit ihren Messern bewaffnet, sich vorsichtig entfernen. Hierauf kam der Häuptling zu Poller zurück und sagte, auf den Kantor zeigend: „Da dieses Bleichgesicht von einem Geiste, welcher nichts verlangt, als singen zu dürfen, besessen ist, so soll ihm von uns nichts Böses geschehen. Er wird ungefesselt hin und her gehen können, wie es ihm beliebt; aber sobald es ihm einfallen sollte, zu entfliehen, bekommt er eine Kugel. Sag' ihm das!"

Poller gehorchte natürlich. Als der Emeritus es hörte, sagte er in triumphierendem Tone: „Sehen Sie, daß ich recht hatte? Für einen Jünger der Kunst gibt es keine Gefahr; die Musen beschützen mich. Merken Sie sich, daß wir Komponisten keine gewöhnlichen Menschen sind!"

Poller ärgerte sich über dieses große Selbstbewußtsein und antwortete also: „Von Ihren Musen kann hier keine Rede sein. Ja, Sie stehen unter einem besondern Schutze, aber unter einem ganz andern."

„So? Unter welchem denn?"

„Unter dem der Verrücktheit."

„Ver — — rückt — — heit?" dehnte der Musikbeflissene. „Darf ich fragen, wie Sie das meinen?"

„Warum nicht? Kein Indianer thut einem Wahnsinnigen etwas zu leide; darum können Sie hier fast ganz frei spazieren gehen."

„Wahnsinnig? Spazieren gehen? Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß — — —"

Er sah dabei Poller starr in das Gesicht.

„Ja, grad das will ich sagen," nickte dieser.

„Daß — — daß ich für wahnsinnig gehalten werde?"

„Gewiß, ganz gewiß ist das der Fall!"

„Wie, was? Ist das möglich. Diese roten Leute halten mich für wahnsinnig!"

„Ja, für verrückt, für vollständig verrückt."

„Aber warum denn, aus welchem Grunde denn?"

„Weil sie nicht begreifen können, daß ein vernünftiger Mensch über das Meer und nach dem wilden Westen gehen kann, nur um über die Leute, welche er da sieht, Musik zu machen.“

„Musik zu machen? Bitte sehr, Herr Poller; Sie bedienen sich da eines vollständig falschen Ausdruckes. ‚Musik macht‘ ein Bierfiedler oder Leierkastenmann; ich aber bin Komponist; ich werde eine Heldenoper von zwölf Akten komponieren, und Sie werden die Ehre haben, in derselben auch mit vorzukommen.“

„Danke sehr, und bitte, mich dabei auszulassen! Uebrigens haben die Indsmen gar nicht so sehr unrecht; denn wenn ich aufrichtig sein will, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie allerdings einen Klapps zu haben scheinen, und zwar einen nicht sehr kleinen.“

„Wie? Meinen Sie das wirklich?“

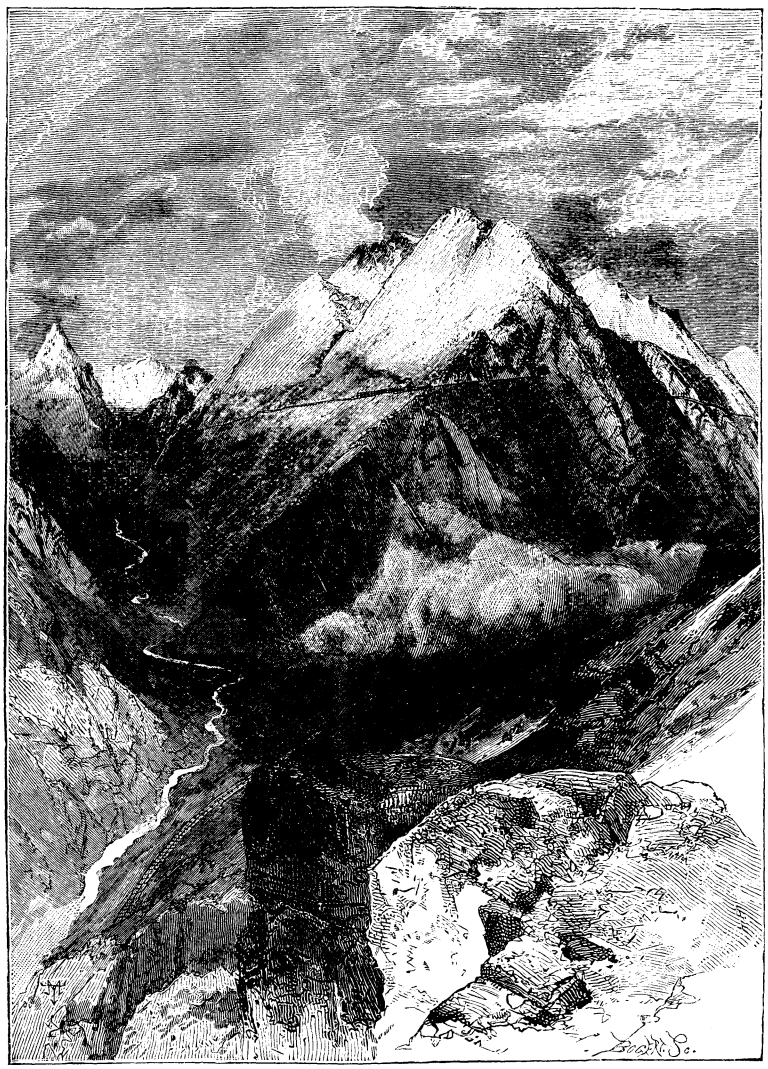
„Ja; aber Sie brauchen es mir nicht übel zu nehmen, denn bei den Indianern ist es eine Ehre, für verrückt gehalten zu werden.“

„Danke für die Ehre; danke sehr! Lieber will ich doch wie Sie gefesselt an der Erde liegen, aber für einen vernünftigen Menschen gehalten werden. Sagen Sie das dem Häuptling!“

„Fällt mir nicht ein. Der Umstand, daß Sie sich frei bewegen dürfen, kann uns von außerordentlichem Nutzen sein. Mißbrauchen Sie ihn aber nicht und kommen Sie ja nicht auf den Gedanken, sich zu entfernen! Man würde Sie auf der Stelle töten.“

„Pah! Das fällt keinem Menschen ein. Ich stehe unter dem Schutze der Kunst.“

„Lassen Sie doch, zum Kuckuck, Ihre Kunst aus dem Spiele! Denken Sie von sich meinetwegen, was Sie wollen; aber denken Sie dabei auch an diejenigen, denen Sie nützlich sein können! Sehen Sie, wie der Häuptling nach uns sieht, wie er uns beobachtet? Wir dürfen nicht zu viel miteinander reden, sonst schöpft er Verdacht. Passen Sie später ein wenig auf mich auf. Wenn ich Ihnen winke, so habe ich Ihnen etwas mitzuteilen. Da nähern Sie sich mir so unbefangen wie möglich, sehen mich gar nicht an und bleiben in meiner Nähe stehen, bis Sie gehört haben, was ich Ihnen mitteilen will. Es wird das von großem Nutzen für Ihre Freunde sein. Wollen Sie das?“



Mit dem Dampfroß über die Anden.

„Ganz gern, Herr Poller. Wir Jünger der Kunst leben zwar in höhern Regionen und gehören später der Nachwelt und der Geschichte an; aber ich bin keineswegs stolz darauf, und wenn ich im gewöhnlichen Leben einem Menschen nützlich sein kann, so weigere ich mich keinesfalls, von meiner Höhe herniederzusteigen.“

Poller wäre am liebsten recht grob geworden, hielt es aber für geraten, sich zu beherrschen und sagte: „Man hat Sie entwaffnet; sehen Sie doch zu, heimlich, recht heimlich zu einem Messer zu kommen! Ich hoffe doch, daß Sie pfiffig genug sind, mir diesen Wunsch zu erfüllen?“

„Pfiffig? Na, und ob! Ein Komponist ohne Pfiffigkeit ist eine absolute Unmöglichkeit. Wozu aber wollen Sie denn das Messer haben?“

Diese Frage war nun freilich kein Beweis von Pfiffigkeit, das hätte Poller ihm gar zu gern gesagt; aber er befürchtete, ihn damit zu beleidigen und gab ihm also die Auskunft: „Um mich und Ihre Gefährten zu befreien.“

„Die sind doch nicht gefangen!“

„Das weiß ich sehr wohl; aber man weiß doch nicht, was geschehen kann. Ich habe dem Häuptling vollständig falsch berichtet, dennoch kann der kleinste Zufall seine Späher auf die richtige Spur bringen. Dann ist es sehr leicht möglich, daß Ihre Freunde ergriffen werden,

wenn nicht etwas noch Schlimmeres geschieht. In diesem Falle würden sie nur dadurch zu retten sein, daß Sie mir heimlich ein Messer verschaffen. Ihnen zu erklären, wozu ich es haben will, dazu fehlt jetzt die Zeit. Wir dürfen nicht länger miteinander sprechen. Also, wollen Sie?"

„Ja. Wenn ich meinen Freunden damit nutzen kann, soll es mir nicht darauf ankommen, einmal den Spitzbuben zu machen, indem ich den Roten ein Messer stehle."

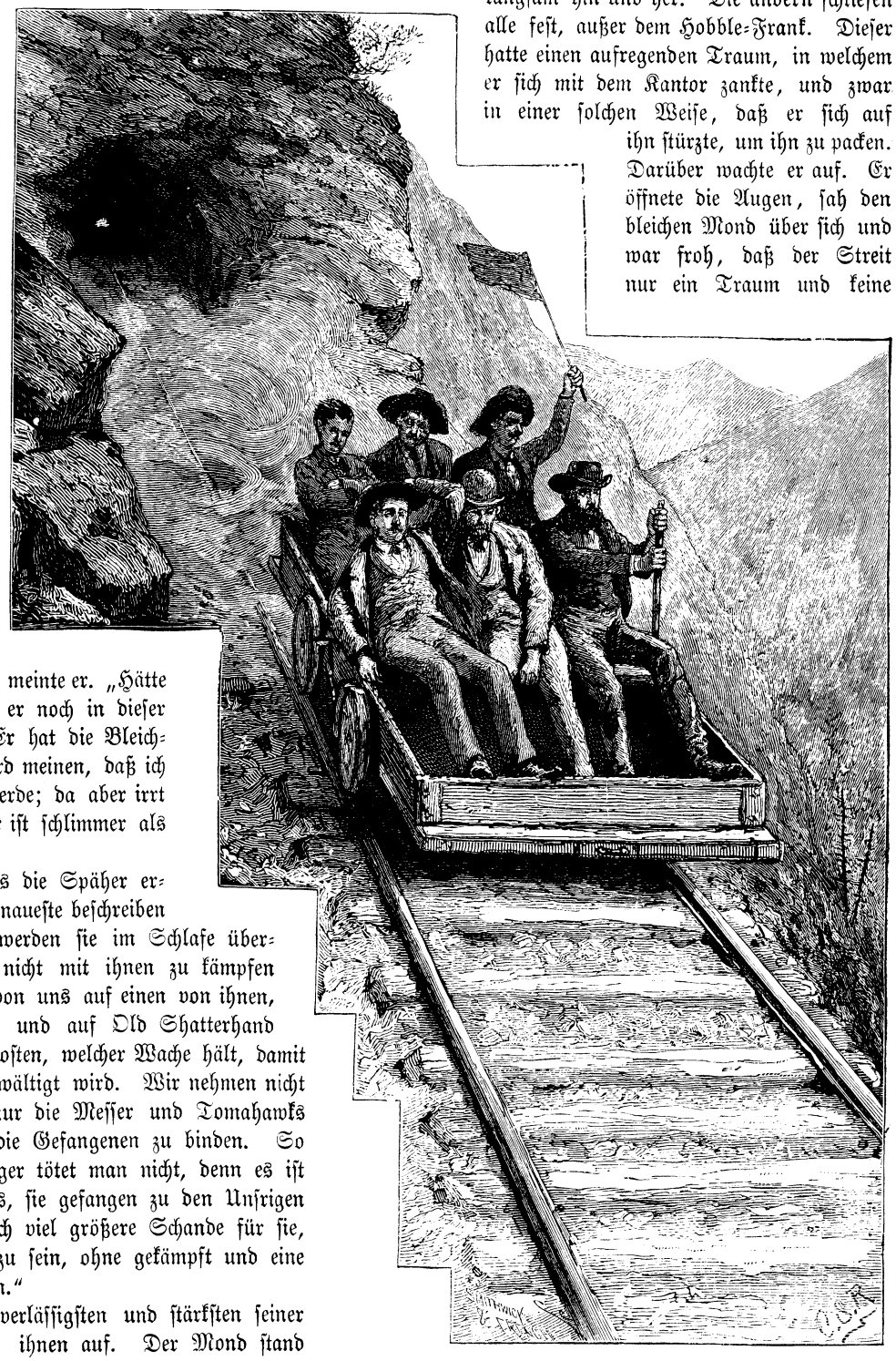
Poller hatte recht gehabt, denn der Häuptling stand jetzt von dem Platze, an welchem er saß, auf, und kam herbei, die beiden auseinander zu treiben. Doch wurde seine Aufmerksamkeit abgelenkt, weil eben jetzt die Kundschafter zurückkehrten. Sie meldeten ihm, daß sich alles genau so verhalte, wie Poller sagte.

„Das ist sein Glück!" meinte er. „Hätte er mich belogen, so wäre er noch in dieser Nacht getötet worden. Er hat die Bleichgesichter verraten und wird meinen, daß ich ihm dafür gnädig sein werde; da aber irrt er sich, denn ein Verräter ist schlimmer als der schlimmste Feind."

Er ließ sich das, was die Späher erkundet hatten, auf das genaueste beschreiben und sagte dann: „Wir werden sie im Schlafe überraschen und also wohl nicht mit ihnen zu kämpfen brauchen. Zwei Krieger von uns auf einen von ihnen, auf Winnetou aber drei und auf Old Shatterhand vier; drei auch für den Posten, welcher Wache hält, damit er schnell und sicher überwältigt wird. Wir nehmen nicht die Gewehre, sondern nur die Messer und Tomahawks mit und Riemen dazu, die Gefangenen zu binden. So große und berühmte Krieger tötet man nicht, denn es ist ein großer Ruhm für uns, sie gefangen zu den Unsrigen zu bringen, und eine noch viel größere Schande für sie, in unsre Hände gefallen zu sein, ohne gekämpft und eine Wunde erhalten zu haben."

Er suchte sich die zuverlässigsten und stärksten seiner Leute aus und brach mit ihnen auf. Der Mond stand über dem Thale; sein bleicher, matter Schein drang aber nicht durch die Wipfel der Bäume, unter und zwischen denen die Schar der auserwählten Roten jetzt verschwand, um lautlos und in der vorsichtigsten Weise den Bergeshang hinaufzuklettern.

Oben herrschte die tiefste Ruhe. Schi-So hatte bis vor kurzem Wache gestanden und war von Droll abgelöst worden. Der letztere ging, um nach dem anstrengenden Ritte wach zu bleiben, leisen Schrittes und langsam hin und her. Die andern schliefen alle fest, außer dem Hobble-Frank. Dieser hatte einen aufregenden Traum, in welchem er sich mit dem Kantor zankte, und zwar in einer solchen Weise, daß er sich auf ihn stürzte, um ihn zu packen. Darüber wachte er auf. Er öffnete die Augen, sah den bleichen Mond über sich und war froh, daß der Streit nur ein Traum und keine Wirklichkeit gewesen war. Er drehte sich auf die andre Seite, um nach dem Emeritus zu sehen, welcher sich nicht weit von ihm niedergelassen hatte — — er war nicht



Eine Thalfahrt in den Anden.

mehr da. Sollte er sein Lager nach einer andern Stelle verlegt haben? Das war unwahrscheinlich. Frank setzte sich auf und blickte umher; er sah ihn nicht. Er zählte die Schläfer; es fehlte einer. Da weckte der Hobble seinen Nachbar, was zufälligerweise Sam Hawkens war, und flüsterte ihm zu: „Nimm's nich übel, Sam, daß ich dich aus dem Schlafe kompensiere; ich sehe den Kantor nich. Wo mag er sein? Soll ich die andern wecken?"

Sam gähnte ein wenig und antwortete dann ebenso leise: „Wecken? Nein, der Schlaf ist allen nötig. Da du mich nun doch geweckt hast und selbst auch munter bist, wollen wir die Sache allein abmachen. Der unvorsichtige Mann wird wieder mal eine Strecke fortgelaufen sein, um sich im stillen an seiner berühmten Oper zu zermartern. Komm, wollen ihn suchen!"

„In welcher Richtung?"

„Hier in den Wald und den Abhang hinunter, wo die Roten kampieren, hat er sich jedenfalls nicht gewagt."

„Nee, er is jedenfalls da links in die Ebene hinausfiltriert, um den Mondschein aus der Despektive anzusingen. Nach dieser Seite wollen wir gehn. Nehmen wir die Gewehre mit? Brauchen werden wir sie schwerlich."

„Brauchen oder nicht brauchen, ein Westmann läßt sein Gewehr nie liegen, ich nehme meine Liddy auf jeden Fall."

Ehe sie sich entfernten, erkundigten sie sich bei Droll, welcher nun auch bemerkte, daß der Emeritus fehlte, und versicherte: „Er muß schon fort sein, ehe ich meinen Posten angetreten habe; macht, daß ihr ihn findet, sonst kann's leicht eene Dummheet geben."

„Werden ihn schon bringen, wenn ich mich nicht irre," nickte Sam. „Wenn wir einen Halbkreis gehen, müssen wir unbedingt auf seine Spur kommen. Der Mond scheint zwar nicht hell, aber ich denke, daß wir sie dennoch bemerken werden — soll ihm diesmal schlecht ergehen, wenn wir ihn erst haben."

Hawkens und Frank gingen eine Strecke westwärts am Waldessaume hin, um dann ostwärts einen Halbkreis zurückzuschlagen, dessen Mittelpunkt das Lager war. Sie waren gezwungen, tief gebückt zu gehen, um die Spur erkennen zu können. Da sie den Gesuchten nicht sehen konnten, nahmen sie an, daß er sich ziemlich weit entfernt hatte.

Droll folgte ihnen mit seinen Blicken, bis er sie nicht mehr sah; er war besorgt wegen des unvorsichtigen Kantors und lenkte also unwillkürlich die Schärfe seiner Sinne in die Ebene hinaus und stand auch so, daß er derselben das Gesicht zukehrte. Daher sah er nicht, daß jetzt drei Indianer aus dem Waldessaume hervortraten und sich mit unhörbaren Schritten nach ihm hinbewegten. Plötzlich fühlte er zwei Hände an seinem Halse. Er wollte rufen, brachte aber nur ein kurzes Röcheln hervor; dann streckte ihn ein Hieb mit dem stumpfen Tomahawk besinnungslos zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Von Lima nach Oroya.

Wir haben schon einmal über den Viadukt von Verrugas auf der Gebirgsbahn von Lima nach Oroya berichtet und dieses kühne Bauwerk in einer ganzseitigen Abbildung zur Anschauung gebracht. Heute wollen wir auf den Bau dieser Bahn, welche in einer Höhe von 5057 m die Anden überschreitet, also in größerer Höhe als der Gipfel des Montblanc (4810 m), etwas näher zurückkommen.

Die 208 km lange Bahn tritt bei dem Städtchen Chosica in das Gebirge ein, dem Thal des Limac folgend, bald diesen Fluß überbrückend, bald die Gebirgsvorsprünge durch Tunnels durchbrechend. Einer riesigen Schlange vergleichbar klimmt die Bahn an den Wänden des Gebirges empor. Bis St. Bartolomé, 1630 m über dem Meere, sind die Steigungen noch leidlich, von da an beginnt aber erst die eigentliche Kletterarbeit der Bahn. Nicht weit von St. Bartolomé überschreiten wir den Limac auf dem Viadukt von Verrugas in 120 m Höhe über dem Flußbett. In immer engeren Schlangenlinien, deren man oft drei bis vier übereinanderliegend erblickt, geht es bergan. Bei dem Städtchen Matucana, 56 km von Lima, befinden wir uns bereits 2600 m über dem Meer, aber noch mehr als 2400 m sind zu bewältigen. Hier beginnt das eigentliche Hochgebirge in seiner ganzen majestätischen Schönheit und Wildheit und mit ihm nehmen auch die größten Schwierigkeiten der Bahn ihren Anfang. Die Ingenieure konnten häufig nur mit Lebensgefahr die Trace bestimmen und nicht selten mußten Arbeiter an Seilen von der Höhe herabgelassen werden, um, in der Luft schwebend, erst eine Stufe in die Felsen zu hauen, auf der sie Fuß fassen konnten. An Unglücksfällen konnte es daher auch nicht fehlen und man rechnet, daß im ganzen an tausend Menschen dem Bau zum Opfer gefallen sind. Zum Transport aller Materialien wurden Maultiere verwendet, die man stets in ganzen Karawanen an den Felswänden emporklimmen sah. Unsre Abbildung stellt eine Anzahl Arbeiter dar, die während des Baues der Bahn auf einem Transportwagen fast alltäglich thalwärts sausten. Wehe, wenn die Bremse versagt!

Eine scharfe Kurve löst auf dem weiteren Verlauf der Bahn die andre ab, Tunnel folgt auf Tunnel, Brücke auf Brücke. Zwischen St. Mateo und Anchi durcheilt der Zug drei Tunnels in ganz kurzen Zwischenräumen. Zwischen Tunnel 31 und 32 überschreitet eine Brücke den 500 m tiefen Abgrund Puente de los Infernillos. Bei Anchi, 120 km von Lima, hat die Bahn eine Höhe von 3700 m erreicht. Hier befindet man sich so recht im Herzen des Hochgebirges. Die Bahn geht wiederholt aus dem Thal des Rimac in das seiner Nebenflüßchen über, um später wieder in das Hauptthal zurückzukehren. An einer Stelle ist die Bahn genötigt, solche Kurven zu beschreiben, daß man fünf parallele über einander laufende Tracen erblickt, obwohl deren vertikale Entfernung kaum 170 m beträgt. Eine besonders großartige Scenerie er-

öffnet sich im Thale des Chin-Chan, eines Nebenflusses des Rimac, in welchem die Bahn eine Zeitlang läuft, um dann, den Felssteig wieder betretend, in das Thal des Rimac zurückzukehren. Darauf bezieht sich unsre zweite Abbildung.

In dieser Höhe beginnt der Reisende bereits unter einem Blutandrang nach den Lungen und einem der Seekrankheit ähnlichen mit allgemeinem Gefühl der Schwäche verbundenen Mißbehagen zu leiden, und doch sind noch 1300 m Steigung zu überwinden.

Endlich sind die Quellen des Rimac erreicht, welcher der vorwärts strebenden Dampfkraft ein treuer Begleiter war, und hier ist es, wo in einer Seehöhe von 5057 m die Bahn mittels eines 1173 m langen Tunnels den Kamm der Anden durchbricht. Der Tunnel führt daher auch den Namen de la Cima. Jenseits desselben beginnt die Bahn sich zu senken und erreicht endlich ihren Endpunkt, das in 4050 m Seehöhe liegende Oroya.

Die Zahl der Tunnels, welche die Bahn durchläuft, beträgt 61, mit einer Gesamtlänge von nur 7000 m. Brücken gibt es über hundert. Die Gesamtkosten der Bahn belaufen sich auf über 125 Millionen Mark, was also auf den Kilometer etwas über 600 000 Mark ausmacht. Dieselbe Strecke kommt bei den englischen Bahnen auf durchschnittlich 430 000, bei den nordamerikanischen aber nur auf 150 000 Mark zu stehen. Die deutschen Bahnen stehen mit 220 000 Mark für den Kilometer in der Mitte.

Schmetterlinge am Amazonas.

II.

Durch die schwarze Grundfarbe der Flügel stehen die genannten Falter in Harmonie mit dem Schatten und Ernst der Wälder — eine Erscheinung, die sich auch in unsrer deutschen Heimat findet. Denn unsre Eisfalter, diese echten Waldschmetterlinge, haben tiefschwarze oder braunschwarze Schwingen, die von einer grellweißen Querbinde unterbrochen sind; unser Pappelvogel, ebenfalls ein echter Waldbewohner, ist schwarz, mit weißen eckigen Flecken im Oberflügel und — beim Männchen — mit einer erloschen grauen Querbinde, beim Weibchen mit einer grellweißen Querbinde in den Hinterflügeln; unser Schillerfalter, der um die Wipfel der Waldbäume gaukelt, zeigt bräunliche oder schwärzliche Flügel, die — beim Männchen — je nach ihren Wendungen zum Lichte prächtig ins Veilchenblaue schillern.

Dieser blaue Schiller des heimatlichen Falters findet sich in gesteigertem Glanze, in reicherer Pracht bei nicht wenigen Urwaldschmetterlingen des Amazonenstrom-Gebietes wieder. Es sind die Morphos, die hoch in der Luft fliegen, langsam mit ihren Flügeln schlagend. Der große Morpho Achilles, welcher mit ausgebreiteten Flügeln 16 cm mißt und in wellenförmigem Fluge zwischen den Zeilen der Bäume schwebt, ist glänzend blau und schwarz. Er, wie die meisten ebenfalls blau gefärbten Morpho-Arten, lieben den Schatten der Wälder, während Morpho Rhetenor die breiten sonnigen Waldwege vorzieht. Im Heransegeln schlägt er dann und wann mit den Flügeln, und dann glänzt ihre blaue Oberfläche, daß man den Schmetterling wohl eine englische Viertelmeile weit sehen kann. Die am Ufer von Teichen in großer Menge vorkommende Callithea Leprienrii hat herrlich dunkelblaue Flügel mit einem breiten silbergrünen Bande. Callithea Markii ist saphirblau und orangefarbig. Viele Arten von Cybdelis zeichnen sich durch glänzend blaue und purpurrote Farbe aus. Auch eine Spezies Catagramma, welche der englische Naturforscher Bates zuerst entdeckte und die seitdem den Namen C. excelsior erhielt, weil sie alle vorher bekannten Arten dieses besonders schönen Geschlechtes an Größe und Schönheit übertrifft, zeigt auf der oberen Fläche der Flügel das schönste Blau, dessen Schattierung mit der Beleuchtung wechselt und das an beiden Seiten von einem breiten und krummen orangegelben Bande durchsetzt ist; der Flug dieses Schmetterlings ist sehr schnell.

Neben diesen beiden Hauptgruppen der Urwaldschmetterlinge mit schwarzer oder blauer Grundfarbe, die ganz eigentümlich für den tiefernsten, ruhigen Wald geschaffen ist, gibt es allerdings eine große Anzahl von Faltern, die auf ganz andre Weise mit dem Walde oder bestimmten Teilen desselben in Harmonie gesetzt sind. So scheuchte Bates auf dem gelben Sande der Flußufer ganze Scharen schwefelgelber und orangefarbiger Schmetterlinge auf, deren größter Teil zu dem Geschlechte Callidryas gehörte; sie sammelten sich in dichten Massen, zuweilen zwei bis drei Ellen im Umfang, die Flügel alle aufrecht haltend, so daß der Strand wie mit Krokus besäet schien. Der Strand eines kleinen Kanals, den Bates besuchte, zog wegen seiner Feuchtigkeit einen der schönsten von den vielen schönen Schmetterlingen an, deren sich ausschließlich das Innere des Kontinents von Südamerika rühmen kann, nämlich Papilio Columbus. Er ist milchweiß mit schwarzen Rändern und hat einen karmesinroten Flecken nahe am Anfange seines langen Schwanzes. Ueber den Spitzen der Bäume zeigt sich bei Tagesanbruch, während die Vögel munter werden und die Cikaden ihre Musik erschallen lassen, scharenweise eine eigentümliche schöne gelbe Motte, die Urania Leilus; sie trägt gewissermaßen die Farbe des aufgehenden Sonnenlichts auf ihren Flügeln. Die schmelzend weißen Helicopis-Arten mit geschwärzten Hinterflügeln halten sich gern an feuchten schattigen Stellen auf und rasten dort in der Kühle unter den herzförmigen Blättern der Photosgewächse, ihre Flügel zusammenschlagend und die silberne Unterseite zeigend. Diese Falter scheinen fast zu zart zu sein für das grelle Tageslicht und die Hitze. Hetaira Esmeralda hat glasdurchsichtige Flügel, die nur mit einem violetten oder rosenfarbigen Fleck betupft sind; der Schmetterling hält sich allein im düstern Schatten auf und wenn er über das braune Laub des Bodens flattert, erblickt man nichts von ihm als diese Flecken, so daß er aussieht, wie ein dahinfliegendes Blumenblatt. Wenn sich im Januar die Orangenbäume mit Blüten bedecken und diese eine große Menge von Kolibris

anlocken, so befindet sich in der Gesellschaft der winzigen, wie Gold und Edelstein leuchtenden Vögelchen fast immer eine Motte, Macroglossa Titan, welche eine höchst auffallende Aehnlichkeit mit den gefiederten Genossen hat. Auch den Eingeborenen ist das nicht entgangen und sie hegen die feste Ueberzeugung, daß sich die Motte in den Vogel verwandle, oder umgekehrt.

Wenn der Zweck und die Bedeutung der schönen Tagschmetterlinge zum Teil diese ist, den Mangel der auffälligen Blüten in den Urwäldern zu ersetzen, so erklärt es sich leicht, weshalb die grüngeflügelten Arten so äußerst selten sind. Bates, welcher zehn Jahre, von 1848 bis 1858, forschend und sammelnd in den schönen Wildnissen am Amazonenstrom zubrachte, erwähnt, soviel wir uns erinnern, nur folgende Arten: besonders bemerkbar machte sich eine prachtvolle grasgrüne Spezies Colaenis Dido; Alesa Prema ist von einer blendend smaragdgrünen Farbe, mit Schwarz gesprenkelt; zwei andre Arten, Symmachia Trochilus und Colubris haben ein goldiges Grün, mit dem sie die kahlen sandigen Ufer der Flüsse beleben.

Pelikan und Krokodil.

Eine Scene, bei deren Anblick man sich eilends in dem Besitz eines guten Hinterladers wünschen möchte, um dem blutgierigen Ungeheuer seinen verdienten Lohn zu geben! Arglos war der Pelikan damit beschäftigt, am Ufersaum im Rohre sein Nest herzurichten, da rauschte es in der Nähe, und pfeilschnell stürzt aus dem Wasser mit fürchterlich geöffnetem Rachen das Krokodil hervor, und in demselben Augenblick ist der arme Vogel auch schon ein Opfer des Todes.

Der Pelikan ist in Nordafrika der charakteristische Standvogel. Er belebt dort das Ufer der Flüsse und Seen in ganzen Scharen; er ist aber gezwungen, der Nahrung halber seinen Stand häufig zu wechseln, denn obwohl er schwimmt, ist ihm merkwürdigerweise die Fähigkeit des Tauchens versagt, so daß er seinen Unterhalt nur an seichten Stellen suchen kann, was ihm bei seiner Gefräßigkeit wenig zu statten kommt. Wahrscheinlich besucht er aus diesem Grunde auch die Hafenstädte, wo er sich oft mitten zwischen den arbeitenden Menschen herumtreibt, spähend, ob er nicht hie und da einen Brocken erhaschen kann. Seine Zahmheit mag aber auch darin seinen Grund haben, daß der Koran den Vogel dem Schutze der Gläubigen anempfiehlt, weil er beim Bau der Kaaba zu Mekka, als das Wasser den Maurern ausgegangen war, solches mit seinen Genossen in seinem Kehlsack herbeigeholt habe. Da nun auch der Nubier und Sudanese den Pelikan mit abergläubischer Scheu betrachtet, so ist es natürlich, daß die wenigen Exemplare, welche von Europäern geschossen oder von Krokodilen verzehrt werden, zu ihrer Verminderung nicht beitragen.

Reiseabenteuer eines Obertertianers.

Der Obertertianer des Gymnasiums zu Seeburg, Karl Schulze, war eben aus dem Vormittagsunterricht heimgekehrt und nach einem fragenden Blick in das Eßzimmer in seine Bude gestiegen, um sich seiner Bücher zu entledigen und bis zum Mittagessen von den Strapazen der Unterrichtsstunden ein wenig auszuruhen. Zu diesem Zwecke brachte er seinen „unübertroffenen Universal-Triumphstuhl“ in die richtige Stellung und streckte seinen langen Körper darauf aus.

„Ah,“ stöhnte er über eine Weile behaglich, „wenn man es in der Schule doch auch so bequem haben könnte — aber — haha, haha! möchte am Ende doch sonderbar aussehen, wenn unsre ganze Klasse auf solchen Stühlen herumräkelte und unser Ordinarius von seinem Katheder auf uns herabschaute. Alberner Einfall! — hahahaha! — Doch, ob denn noch immer kein Brief aus Eulenbude eingetroffen sein mag? Muß doch Mütterchen fragen, aber sie wirtschaftet jetzt in der Küche umher und dann ist es immerhin ein Wagnis, bei ihr einzutreten. Na, sie wird ja nicht gleich bös werden, kommt auf den Versuch an,“ beruhigte er sich.

Und er versuchte es wirklich, der kühne Obertertianer, die Mutter in ihrem Reiche aufzusuchen, aber nur ein klein wenig öffnete er die Thür und fragte durch den Spalt: „Guten Tag, Mutter! Noch kein Brief vom Onkel Oberförster da?“

„Weiß nicht, der Vater ist noch nicht vom Komptoir herauf — Thür zu!“ schallte es von drinnen zwischen Tellergeklapper und sonstigem Küchengeräusch.

„Wieder nicht und übermorgen haben wir Schulschluß,“ seufzte Karl, in das Familienzimmer eintretend, derweil in demselben Augenblicke die Klingel der Entreethür schrillte, ein Zeichen, daß der Hausherr, der Großkaufmann Schulze, in Firma Wilhelm August Schulze sel. Wwe., sein Heim betreten. Gleich darauf erschien auch dieser im Zimmer, von Karl artig begrüßt.

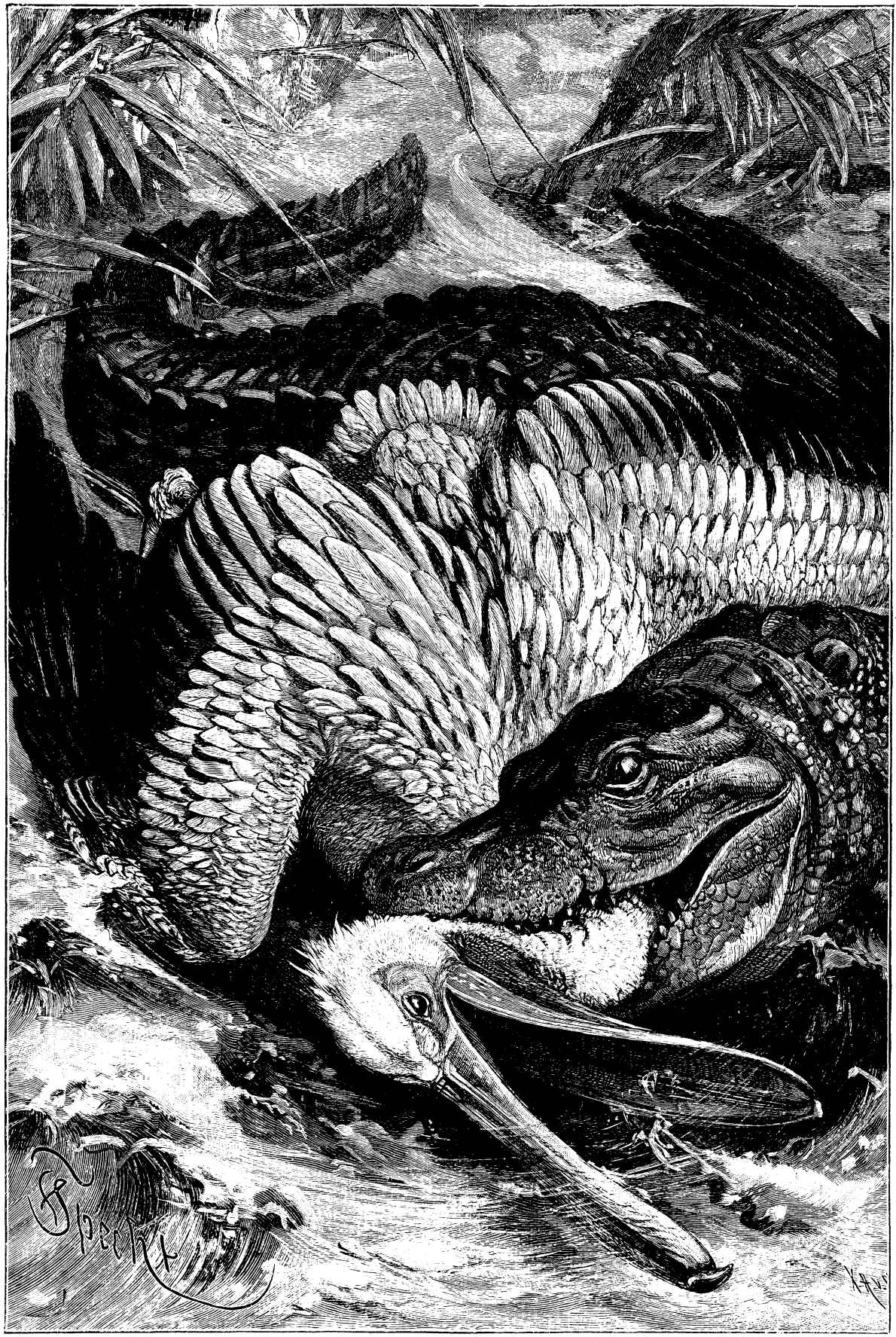
„Guten Tag, mein Junge, bist heut früh zu Haus, hofftest wahrscheinlich auf diesen da, — na ja, es ist ein Brief von Onkel Robert, habe ganz vergessen ihn zu öffnen,“ begann Papa Schulze, indem er es sich auf dem Sofa bequem machte und die ihm von seinem Sohne gereichte lange Pfeife in Brand setzte, „mach ihn auf und lies ihn mir vor.“

Eilig befolgte Karl das willkommene Gebot und den Brief entfaltend, las er:

„Forsthaus Eulenbude, den 16. Mai 18 . .

Alter Schwede!“

„Unsinn! steht das wirklich da, Junge? wahrlich!



Ueberfallen!

Was für 'ne unpassende Anrede," schalt Herr Schulze, „— lies weiter."

„Alter Schwede!"

„Brauchst die alberne Anrede nicht zu wiederholen, Karl, hast ja eben gehört, daß ich mich darüber ge—geär—gewundert habe!"

„Nun, wenn ihr so lange Zeit nötig habt, über die Anrede eures Briefes hinwegzukommen, werdet ihr mit dem ganzen Briefe vor Tisch wohl nicht mehr fertig werden, denn ich lasse auftragen," fiel die Mutter ein, die unbemerkt von beiden eingetreten war.

„Sieh da, die Mutter!" sagte Herr Schulze, indem er seiner Gattin die Hand reichte, „setz dich zu mir und laß den Jungen weiter lesen, die Suppe wird wohl noch ein paar Minuten warten können. Also, Karl — — —"

„Al — —

Beinahe hätte sich Karl noch einmal des Fehlers schuldig gemacht, den Vater durch das Vorlesen der als unpassend gerügten Anrede zu ärgern. Zum Glück besann er sich noch rechtzeitig und las nun den eigentlichen Text des Briefes, welcher wie folgt lautete:

„Habe nichts dagegen, wenn Dein Junge, der Karl, die Pfingstferien bei uns verlebt, wird sich auch ganz gut unterhalten, denn wir haben ein kleines Pfingstschießen veranstaltet, dazu abends Tanz im Holze, und der Forsteleve v. Mettel wird ein großartiges Feuerwerk verpuffen. Meinen Wagen kann ich aber leider nicht schicken, denn meine beiden Pferde stehen lahm — der Richdorfer Schmied, den das Mäusle beißen soll, hat sie mir vor einigen Tagen verschlagen. Karl wird die 6½ Meilen hierher auch wohl einmal auf Schusters Rappen zurücklegen, zum mindesten wird er doch an einem Tage bis Windweiler marschieren können, dort soll er im ‚weißen Roß' übernachten und am andern Morgen mit dem Schlegelschen Milchwagen, der an meinem Hause vorbeifährt, nach hier kommen. Eine Anweisung für den Roßwirt in Windweiler, den Jungen mit der einem Obertertianer gebührenden Hochachtung zu empfangen und nach Wunsch zu verpflegen, habe ich beigelegt.

Gruß an Deine Frau und an Dich, von Eurem

Robert.

P. S. Karl soll nicht etwa einen schwarzen Anzug mitbringen, würde sich schlecht ausnehmen unter all den Grünröcken; Eleve v. Mettel wird ihm eine seiner Joppen leihen, er ist ebenso lang und dürr wie Karl. D. O."

„So, so," sagte Herr Schulze, „nun dann kann's ja losgehen, ich denke auch, der kleine Marsch wird dir ganz gut thun, mein Junge, sehr gut; also rüste dich nur, ist auch 'ne ganz gute Idee die mit der Jagdjoppe, sehen vortrefflich aus die Dinger. Uebrigens wollen wir der Mutter keinen Aerger bereiten und die Suppe kalt werden lassen — können noch immer über das Nötige zu Rate sitzen — darum jetzt vorwärts zu Tisch!"

* * *

Der geneigte Leser hat aus der eben erzählten kleinen Familienscene ersehen, um was es sich handelt. Der Obertertianer Karl Schulze sollte die Pfingstferien in der Familie seines Onkels, des Oberförsters v. Kernbach auf Forsthaus Eulenbude verleben, ein erstes Mal, daß dies geschah, denn der Oberförster hatte früher in einer fernen Provinz im Osten des Reiches seinen Amtswohnsitz gehabt und war erst vor nicht ganz zwei Jahren an seine gegenwärtige Stelle versetzt. Freilich, „auf Schusters Rappen 6½ Meilen zu leisten," wie der Onkel verlangte, war eine etwas starke Zumutung, denn Karl Schulze zeichnete sich durch eine für sein Alter mehr als gewöhnliche Körperlänge aus, mit der das Wachstum in die Breite und Fülle durchaus nicht Schritt gehalten hatte; zumal seine langen Beine ließen an Umfang und Muskelstärke viel zu wünschen übrig und waren daher leicht zu ermüden.

Aber die Ferienfahrt zu Onkel und Tante war doch gar zu verlockend, warum sollte er also nicht 6½ Meilen der Landstraße unter die Füße nehmen, einen Weg, der obendrein meist durch kühlen und schattigen Wald führte.

So war der Donnerstagmittag und mit ihm der Ferienbeginn gekommen, und nach beendeter Mahlzeit Karl bei Mutterchen erschienen, die er mit wichtiger Miene bat, ihm die mitzunehmenden Sachen herauszugeben, da er den Nachmittag „zum Packen" benützen müsse.

„Zum Packen? — den Nachmittag benützen?" fragte erstaunt die Mutter, „das hört sich ja beinahe so an, als wenn du die Welt umsegeln wolltest! Drei Hemden, dein schwarzes Beinkleid und ein Paar Hausschuhe ist alles was du brauchst, und diese Sachen werden in einen großen festen Bogen Papier oder auch in ein Stück Wachstuch gebunden, und das soll den ganzen Nachmittag in Anspruch nehmen? Laß dich doch nicht auslachen, mein Junge!"

Tief gekränkt schaute der lange Obertertianer der Mutter in das lachende Antlitz. Es war ja doch die „erste Fußreise", die er ohne jede Begleitung unternehmen sollte und, durchdrungen von der großen Bedeutung dieser Thatsache, hatte er ein halbes Dutzend seiner Mitschüler durch das Versprechen „zweier Seidel verwerflichen Cerevisiae für jeden" dazu vermocht, ihn am „Morgen der Abreise" ein Stückchen Weges, d. h. bis zu der vielleicht eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Brauerei zum Storchen zu geleiten, wo er die gelobten Seidel „ponieren" wollte, und dies alles sollte er unternehmen, ohne „gepackt" zu haben und allerhand Reisebedürfnisse an sich herumzuhängen? So konnte er seine Reise doch nicht antreten, wie sollte man ihm denn sonst den Wanderer ansehen? Da würden ihn seine Kameraden schön auslachen! — Nein, nimmermehr ging das an, ein richtiger Torniſter gehörte dazu und sein Freund Rudolf Wilke hatte versprochen, ihm den seinigen zu „pumpen", wollte ihn sogar selbst bringen, was man doch nur dankbar anerkennen mußte. Eine „Feldflasche" hatte Karl bereits angeschafft und ein „Brotbeutel" zur Aufnahme des Reiseproviants war von der kundigen Hand des Hausmädchens aus einem ausrangierten Handtuch hergestellt worden; ja, der Obertertianer war noch nicht einmal mit sich darüber im reinen, ob es nicht gut sei, die alte

doppelläufige Pistole, welche auf der Bodenkammer hing, ebenfalls mitzunehmen! Man konnte ja nicht wissen — und — „besser bewahrt als beklagt."

Die Jammermiene ihres Einzigen rührte indes das Herz der guten Frau, und als sie gar eine Thräne in den Augen des Sohnes glänzen sah, war sie sogleich entschlossen, ihm volle Genugthuung zu geben.

„Hm, hm," machte sie, „wenn ich es mir recht überlege, mein Junge, geht es doch wohl nicht an, daß ich dich mit einem so einfachen Pakete dahin ziehen lasse, das du am Ende gar am Stocke über der Schulter trägst, wie die Burschen vom Dorfe ihr Bündel, wenn sie zur Stadt kommen."

„Nicht wahr, Mütterchen, das siehst du doch selbst ein," sagte Karl, verstohlen die Thräne trocknend.

„Ja, ja, mein Sohn, zudem dachte ich im Augenblick nicht daran, daß du in solcher Weise nicht in das Eulenbuder Forsthaus einrücken kannst."

„Nimmermehr, liebe Mutter, lieber möchte ich auf die Reise verzichten."

„Freilich, Karl, freilich — nun, ich glaube, ich darf dir des Vaters wasserdichten, braunen Leinentornister mitgeben — — —"

„Den schönen neuen Tornister? Das wäre ja weit mehr, als ich wünschen könnte!"

„Und wenn du außerdem den Gummimantel des Vaters mitnimmst, — es könnte ja immerhin Regenwetter eintreten. Bei schönem Wetter hängst du ihn zusammengerollt, wie es das Militär macht, über die Schultern — — —"

„O du gutes Mütterchen!" jubelte Karl, die Mutter umhalsend, „dann wäre ich ja ganz famos ausgerüstet, wie noch nie einer aus der Obertertia!"

„Nun, nun, Junge, nur gemach, du zerdrückst mir ja die neue Haube. Gut, wenn du mir versprichst, die Sachen recht in acht zu nehmen, werde ich sie dir anvertrauen; doch noch eins, laß mich dein Geldtäschchen sehen."

Zögernd holte der Obertertianer sein schon ziemlich abgenütztes Portemonnaie hervor und überreichte es der Mutter.

„Dachte ich's mir doch," sagte diese, indem sie ihrer Schlüsseltasche ein kleines versiegeltes Päckchen entnahm, „ein recht unsauberes defektes Ding, darum schenke ich dir hiermit ein neues Geldtäschchen, aber unter der Bedingung, daß du es erst morgen, unterwegs, öffnest! So, mein Sohn, so packe denn und rüste dich zu deiner Weltreise, vergiß auch nicht, die neuen Schnürstiefel mitzunehmen, du könntest sie nötig haben."

Mit verständnisvollem Lächeln auf dem langen Gesicht — es war eben alles sehr lang bei dem jungen Gelehrten — dankte Karl der sich entfernenden Mutter und begann, nachdem ihm das Hausmädchen die „Reisebedürfnisse" gebracht, das schwierige Geschäft des „Packens". Aber — es wollte auch in der That nichts Rechtes werden, die schönen weißen Hemden vertrugen sich mit den besagten Schuhen nicht und die Toilettengegenstände konnten sich mit der übrigen Nachbarschaft nicht vertragen.

Es war ein schwieriger Fall!

Doch — ein rettender Gedanke blitzte durch Karls Kopf! In der oberen Etage des Hauses wohnte ein Infanterieoffizier, dessen Bursche war Sachverständiger, denn fast täglich sah man ihn mit dem „gepackten Tornister" zum Exerzieren ausrücken, der mußte helfen, und ohne Zaudern, immer drei Stufen auf einmal nehmend, stieg er die vier Treppen zum Bodenkämmerchen des Burschen empor, fand denselben zu Haus und zur Hilfe sehr gerne bereit.

„Sehen Sie, Friedrich," sagte Karl, „dies Zeug hier möchte ich gern in den Tornister verpackt haben, denn ich trete morgen eine längere Fußreise an, aber die Stiefel, Bürsten, Flaschen und so weiter würden mir die schönen weißen Hemden beschmutzen, wie kann man dies vermeiden?"

„Jotte doch, is det 'n Jeschäft! Haben Sie keen Papier nich?"

„Papier? Freilich, massenhaft, große reine Bogen Packpapier."

„Na, denn 'mal her damit, Bindfaden haben Sie wohl ooch?"

„Gewiß, eine ganze Rolle."

„Na, denn den ooch her. Und wat is in die vier kleenen Jlaspullen?"

„Mund- und Haarwasser, Zahntinktur, Pomade."

„Also, nu sehen Sie 'mal, die Hemden und die Schnupdücher schlagen wir in zwee so 'ne jroße Bogens — so —, binden eenen kreuzweisen Bindfaden drum, so, nun sind se in de Umfallversicherung; die Pullekens und Pomenadenbüchsen kriegen eenen Hut von Papier, unterm Hals fest zujebunden; die Kämme und Bürschten behandeln wir dito jrade ebenso, und nun kommt det Jescheidtste, wat wir dhun: die Jlasware stecken wir in die Stiebel, in jeden zwee Stück, jeder Stiebel wird eenzeln injewickelt, zujebunden, die Pantoffeln ooch und det schwierige Jeschäft ist zu jrößter Zufriedenheit besorgt. Schade, det Sie keen Holzjestell zu den Tornister haben."

„Holzgestell ist vorhanden, Friedrich, ich dachte nur, ohne dasselbe trägt sich der Tornister leichter."

„Det mag sind, Herr Karl, aber nach eener Viertelstunde Marsch sackt det janze Kram natierlich nach unten, weil es keenen Halt nich hat, und denn sieht et aus wie'n Bündel, mit das die Rekruten injerückt kommen!"

„Da haben Sie wieder recht, Friedrich, also nehmen wir das Holzgestell."

Friedrich entledigte sich seiner Aufgabe bestens und zu Karls großer Zufriedenheit.

„Sehen Sie, Herr Karl, so sieht det Ding jut aus, beinah wie een keeniglich milletärisches, und trägt sich ooch leichter, als wenn det wie so'n Sack uf'n Buckel hängt. Na, haben Sie sonst noch wat zu besorjen?"

„Ach ja, lieber Friedrich, sehen Sie diesen Gummimantel, ihn möchte ich gern zusammengerollt haben, damit ich ihn tragen kann, wie Sie den Mantel — so über der Schulter."

„Verstehe, Herr Karl, na det is leicht zu machen, objleich zu eenen vorschriftsmäßig jewickelten Mantel fünf

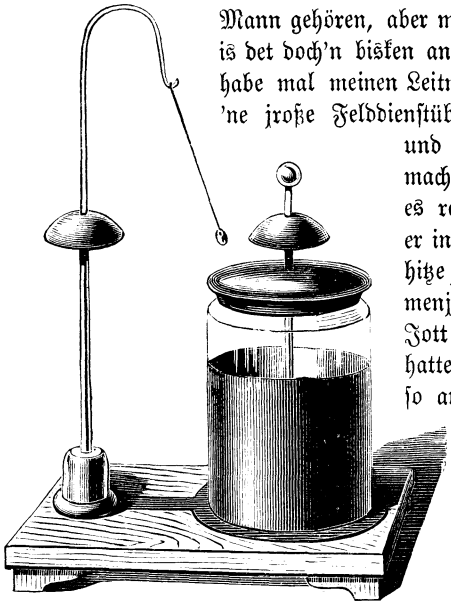


Fig. 1: Apparat für Klingelentladung.

Mann gehören, aber mit den Jummi is det doch'n bisken anders, denn ick habe mal meinen Leitnant seinen zu 'ne jroße Felddienstübung jewickelt, und wie er'n uf-machen will, als es rejnet, da war er in die Sonnenhitze jänzlich zusammenjeklebt. Na, Jott sei Dank, er hatte det Wickeln so anjeordnet und selbst dabei jeholfen, sonst hätte ich schön wat abjekriegt; also, damit es uns nich ooch so jeht, lejen wir een paar Bogen Zeitungspapier zwischen, wenn die dann ooch ankleben, een juter Rejen wäscht sie wieder runter."

Auch der Gummimantel ward mit Friedrichs sachkundiger Hilfe alsbald in tragfähigen Stand gesetzt, und als Karl seine Ausrüstung anprobiert und vortrefflich gefunden hatte, gab er dem Soldaten ein ganzes Fünfzigpfennigstück, wogegen dieser versprach, am andern Morgen herunterzukommen und dem jungen Herrn beim „Anziehen" zu helfen.

* * *

Pünktlich um sechs Uhr am nächsten Morgen stand unser Held vollständig marschfertig — Tornister und Mantel auf den Schultern, „Feldflasche und Brotbeutel" umgehängt, einen Stock des Vaters in der Hand — vor den Eltern. Selbst ein Paar Gamaschen von grauem Stoff hatte ihm der Bursche Friedrich noch aufzuschwatzen gewußt, dieselben aber, da sie für Karls Beine bedeutend zu weit waren, etwas viel einnähen müssen, wozu in der Eile und in Ermangelung andern Materials schwarzer Zwirn verwendet worden war.

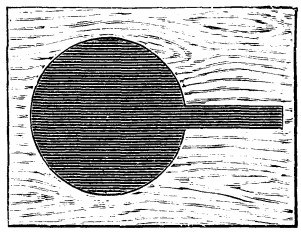


Fig. 3: Das Fußbrett.

„Alle Wetter," lachte der Vater, „hast dich ja herausstaffiert wie ein weitgereister Tourist — na, dann kann ja die Reise in Gottes Namen vor sich gehen — hast du auch die Anweisung des Onkels für den Roßwirt in Windweiler sorgfältig verwahrt? Ist eine sehr gescheite Idee vom Onkel, findest dort jedenfalls die beste Aufnahme; nun — und wie steht es mit der Kasse, hast wohl noch reichlich, wie?"

Karl erklärte, daß er zwar noch bare sieben Mark von seinem Monatsgelde besitze — „daß man aber nicht wissen könne" — „es wäre doch möglich" — „es könne der Fall eintreten, daß" — „man habe Beispiele" — bis ihn der Vater lachend unterbrach: „Hahaha, was der Junge für Möglichkeiten aufzuzählen weiß, hör nur auf und nimm diese Doppelkrone, ich hoffe, damit wirst du alle die gedachten möglichen Verlegenheiten überwinden! Und nun adieu, mein Junge, bestell auch viele Grüße an Oberförsters und hab acht auf dich! Adieu!"

Mutterchen aber sagte gar nichts, sondern stopfte Karls Brotbeutel mit Mundvorrat aus, bis er ganz prall war, füllte die Feldflasche mit einem Gemisch von Wasser und Himbeersaft und geleitete alsdann ihren „Einzigen" bis an die Hausthür und sah ihm nach, bis er um die nächste Ecke verschwand.

Karl strebte indes eiligen Schrittes dem Marktplatze zu, den er als Sammelplatz für die Kameraden bestimmt hatte, aber keiner hatte sich eingefunden, nur die Hökerweiber waren schon da, die ihren Grünzeugkram herrichteten und dabei lachten und zankten.

„Hm," murmelte Karl, „'s sind doch kommune Bengels, nun hat mich kein einziger gesehen — erzähle ich später davon, so heißt es: der Junge renommiert — übrigens verdenken kann man's ihnen nicht, es ist der erste Ferientag und da wird natürlich bis neun oder zehn Uhr geschlafen; hätt' es selbst so gemacht, wenn nicht der Reisemarsch wäre. Wenn man recht überlegt, ist es einfach dumm, daß nach Eulenbude keine Eisenbahn geht, nicht einmal die Post, ein simpler Omnibus! Vier Meilen zu marschieren — acht Stunden weiter nichts zu thun, als einen Fuß vor den andern setzen, ist, glaube ich, keine Kleinigkeit!"

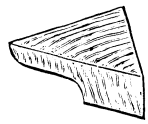


Fig. 2: Fuß zum nebenstehenden Apparat.

Kopfschüttelnd ging er weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Elektrisches Kabinett.

VI.

Im vorigen Aufsatze betrachteten wir zuletzt die allmähliche Entladung einer Leydener Flasche durch eine künstliche Spinne; wir können den Versuch auch hörbar herstellen, indem wir eine Klingelentladung einrichten (Fig. 1). Auf vier Füßen von der in Fig. 2 dargestellten Form ruht ein poliertes oder gefirnißtes Fußbrett (Fig. 3) von 30 cm Länge und 23 cm Breite. Auf ihm leime man einen Stanniolkreis von 15 cm Durchmesser, 3 cm von der einen kürzeren Seite aus, auf, der mit einem 10 cm langen Fortsatze versehen ist (Fig. 3). Auf den Stanniolkreis stellen wir eine Leydener Flasche, auf das Ende des Fortsatzes leimen wir einen völlig durchbohrten Holzfuß auf, in dessen Durchbohrung, bis zu dem Stanniol herab, ein krummstabähnlich gebogener Messingdraht gesteckt wird (Fig. 1). Dieser Draht soll nach oben spitz zugehen und an diesem Ende einen Haken tragen. Man verschaffe sich nun die Glocken von zwei elektrischen oder Tischklingeln und bringe sie in gleichen Höhen an der Flasche und dem messingenen Krummstab an, indem man an den betreffenden Stellen je einen Ring zum Tragen

der Glocke anlötet. Hängt man jetzt eine kleine Metallkugel mittelst eines Seidenfadens an dem Haken derartig auf, daß sie sich gerade zwischen beiden Glocken befindet, und ladet die Flasche, so springt der Klöppel hin und her und die Glocken ertönen.

Wir erwähnten im vorigen Aufsatz auch das elektrische Glockenspiel; es hat folgende Einrichtung (Fig. 4). An einem starken Metalldrahte von 15 cm Länge sind die Enden hakenförmig umgebogen. Ein dünnerer Draht ist in der Mitte zu einem Ringe geschlungen und dann ebenfalls an beiden Enden mit Haken versehen, in denen der erste Draht ruht und, um nicht gleiten zu können, festgelötet wird. An den äußeren Enden hängt man mittelst 18 cm langer Ketten oder (A) Drähte zwei Glocken auf, ferner in der Mitte an einem Seidenfaden eine dritte Glocke, aus der eine Kette zur Erde herabhängt. An den Lötstellen endlich werden mit Seidenfäden kleine Messingkugeln aufgehängt. Nun befestige man das Glockenspiel mit der Ringschlinge an dem Konduktor der Elektrisiermaschine und drehe deren Kurbel ganz langsam, so fängt das Glockenspiel an zu läuten.

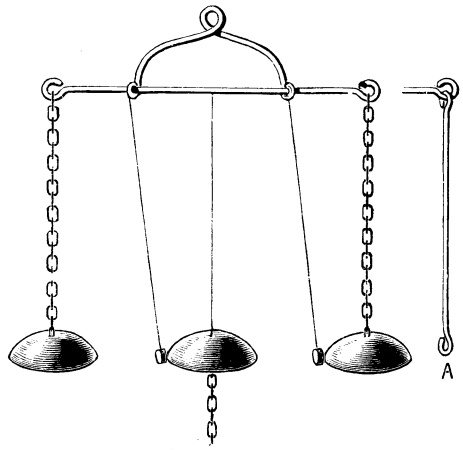


Fig 4: Elektrisches Glockenspiel.

Ebenso wie der Klöppel zwischen den Glocken sich hin und her bewegt, kann man Figuren zwischen zwei Platten auf und ab springen lassen. Die Vorrichtung zu diesem elektrischen Figurentanz zeigt Fig. 5. Eine Metallscheibe, an der in der Mitte eine Aufhängevorrichtung A oben aufgelötet ist, wird mit einer Kette am Konduktor der Elektrisiermaschine aufgehängt. Darunter steht eine gleiche Metallplatte, die auf einem Holzständer ruht und am besten durch eine Kette zur Erde abgeleitet wird. Mit einem scharfen Messer schnitze man aus Holundermark kleine Figuren und setze sie auf die untere Platte; sowie dann die Maschinenscheibe gedreht wird, beginnen sie zu tanzen.

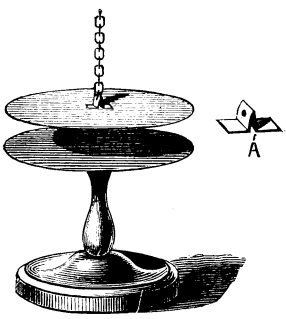


Fig. 5: Elektrischer Figurentanz. (A Aufhängevorrichtung.)

Eine etwas umständlichere Einrichtung hat eine andre Art von Figurentanz (Fig. 6). Auf einem quadratischen Brette von 30 cm Seitenlänge sind an zwei gegenüberliegenden Seiten Holzfüße aufgeleimt, von denen aus sich zwei mit aufgekitteten Messingkugeln versehene 25 cm lange Glasständer erheben. Zwischen den Holzfüßen ist auf das Fußbrett ein Stanniolkreis von 23 cm Durchmesser mit Leim befestigt; der Kreis wird am besten zur Erde abgeleitet. In die Messingkugeln löte man die Enden eines 30 cm langen Messingdrahtes, den man in der Mitte ringförmig zur Aufnahme eines Korkes geschlungen und dann zu einem Bogen geformt hat. Auf eine 10 cm große Messingscheibe wird in der Mitte ein 15 cm langer Messingstab gelötet, man sticht diesen von unten durch den eingeklemmten Kork und versieht ihn oben mit einer Messingkugel, die mit dem Konduktor der Elektrisiermaschine zu verbinden ist. Im übrigen ist die Anwendung des Apparates dieselbe wie die des vorigen.

Ein unentbehrlicher Apparat ist der Isolierschemel (Fig. 7), z. B. um bei Anwendung der Maßflasche (im vorigen Aufsatze) die Batterie isoliert aufzustellen. Man braucht dazu ein Brett aus trockenem Holze, 30 cm lang, 25 cm breit und 3 cm dick, dessen Kanten und Ecken man rund hobelt. Auf der Unterseite werden vier Holzsockel eingezapft zur Aufnahme von vier 15 cm langen Glasstäben, die etwa 2 cm dick sein sollen und in entsprechend weite Höhlungen der Holzsockel eingekittet werden. Die Glasfüße mag man vorher an ihren unteren Enden mit Hilfe eines Schleifsteines glatt schleifen. Der so fertige Isolierschemel ermöglicht mancherlei Experimente. Stellt man sich z. B. neben der Elektrisiermaschine auf den Schemel und legt eine Hand auf den Konduktor, so bildet der Körper jetzt einen (isolierten) Teil des letzteren und wird beim Drehen der Maschinenscheibe mitgeladen. Man kann durch Annähern des eigenen Fingerknöchels Funken aus seiner Hand, seinem Ohr, seiner Nase u. s. w. ziehen, man kann mit dem Finger Spiritus oder Leuchtgas entzünden lassen, und hält man die flache Hand über seinen Kopf, so sträubt sich das Haar.

Das Handwerkerspiel.

Die Spielgenossen teilen sich in zwei Hälften. Eine Hälfte stellt die reisenden Handwerker dar. Diese entfernt sich eine Strecke und bespricht sich, als welche Handwerker sie anreisen wollen. Sie wählen sich z. B. das Schustergewerbe. Alle dieser Partei angehörenden Kameraden sind also Schuster. Ist dieses geordnet, dann kehren sie zur andern, zu der Ratepartei, zurück; einer tritt

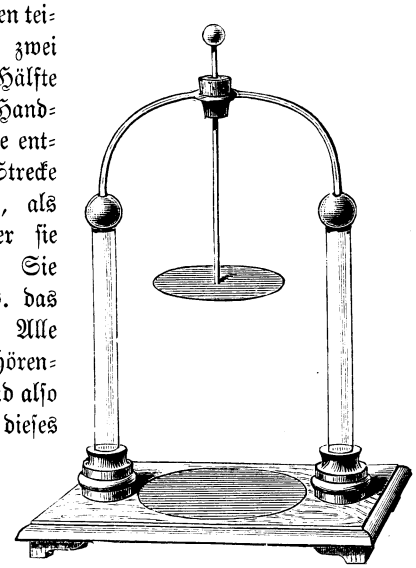


Fig. 6: Ein zweiter Apparat für den Figurentanz.

vor und spricht: „Hier kommen reisende Handwerker!“ Ein Kamerad der Ratepartei fragt ihn: „Wo kommen Sie denn her?“ Daraufhin antwortet der Wortführer der Handwerker:

„Von Sixen und Sachsen,
Wo die Würste auf den Bäumen wachsen;
Hätt' ich nur dran gedacht,
So hätt' ich Ihnen einige mitgebracht!“

Darauf wird gefragt: „Was treibt ihr denn für ein Handwerk?“

Die Antwort lautet: „Ein recht schönes!“

Darauf spricht die ganze Ratepartei: „So zeigt es einmal!“

Nun fangen sämtliche Handwerker an, nach Art der Schuster über dem Knie den Pechdraht zu ziehen. Die

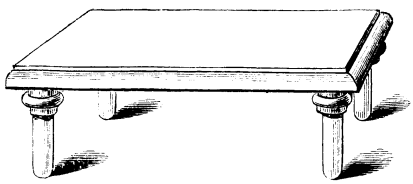


Fig. 7: Der Isolierschemel.

Ratepartei hat aus dieser Pantomime das Handwerk zu erraten. Rät sie falsch, so muß sie mit den Handwerkern wechseln und selbst Handwerker sein, während die vorigen Handwerker zur Ratepartei werden. Wird dagegen das Handwerk geraten, so werfen die Handwerksburschen pantomimisch ihr Handwerkszeug fort und laufen dem vorher bestimmten Ziele zu; die Ratepartei jagt hinter ihnen her. Wird auch nur ein Handwerksbursche auf dem Wege gefangen, so muß die ganze Handwerkspartei im nächsten Spiele wieder Handwerker sein; kommen aber alle glücklich beim Ziele an, so hat die Ratepartei verspielt und sie muß im nächsten Spiele Handwerker sein.

Zur Abwechselung kann statt des obigen Verses auch der nachfolgende Reim zur Antwort gegeben werden:

„Wir kommen aus dem Mohrenland,
Die Sonne hat uns schwarz gebrannt,
Wir sind die echten Mohren
Und haben schwarze Ohren.“

Eine Million viel und — wenig.

Wer eine Million zu erwarten hat und sie in Tausendmarkscheinen ausgezahlt erhält, kann mit dem Zählgeschäft schon in einer Viertelstunde fertig sein. Bei der Zahlung in Hundertmarkscheinen dauert das Zählen schon 2½ Stunden, bei Zwanzigmarkscheinen 12½ Stunden u. s. w. Die Fortschaffung verursacht dann auch schon einige Unbequemlichkeiten, die sich aber bei der Zahlung in Münze bedeutend vermehren. Ein Zwanzigmarkstück wiegt acht, ein Zehnmarkstück 4 g. Eine Million in Gold wiegt also 400 kg. Ein Fünfmarkstück in Silber wiegt 27½, ein Zweimarkstück 11, ein Markstück 5½ g. Eine Million in Silber hat mithin ein Gewicht von 5500 kg. Ein Zehnpfennigstück wiegt 4, eine Mark in Nickel also 40 g und eine Million 40000 kg. In Kupfer ist das Gewicht sogar 200000 kg. Ein Bettler, der sich eine Million pfennigweise zusammenbetteln wollte, würde dazu bei zehnstündiger Arbeitszeit und vorausgesetzt, daß er in jeder Minute einen Pfennig erhielte, 555 Jahre brauchen und dann nach Beendigung der Arbeit einen Güterzug von 20 Doppelladern zur Fortschaffung der Last bestellen müssen. Aber auch mit seiner Hände Arbeit erwirbt man nicht leicht eine Million. Bei einem Tagelohn von 5 Mark, der immerhin schon sehr anständig ist, würde man bei jährlich 300 Arbeitstagen 666 Jahre arbeiten müssen, um sie zu verdienen. Es gibt aber Leute, z. B. Börsenfürsten und Eisenbahnkönige, die eine solche Summe häufig genug in ebensoviel Tagen, zuweilen gar in so viel Stunden, in einzelnen Fällen sogar „im Handumdrehen“ und ohne Mühe gewinnen. Freilich kommt es auch vor, daß sie im Börsenspiel diese Summe ebenso rasch verlieren. Auch in den Spielhöllen gewisser Badeorte — Monaco u. s. w. — kommen solche Fälle vor. Für das deutsche Reichsheer ist eine Million ebenfalls nur eine Kleinigkeit. Da es im Jahr zu seinem Unterhalt über 700 Millionen Mark benötigt, so kommen auf einen Tag fast 2 Millionen. Da sage einer noch, daß eine Million Mark viel ist!

Wechselrätsel.

Als sollt' es trotzen einer Welt,
Wird's oft in Reih und Glied gestellt
Mit Brüdern, die ihm gleichen.
Doch kommt es selbst auf ebner Bahn
Mit umgetauschtem Laut heran,
So fallen sie wie Leichen.

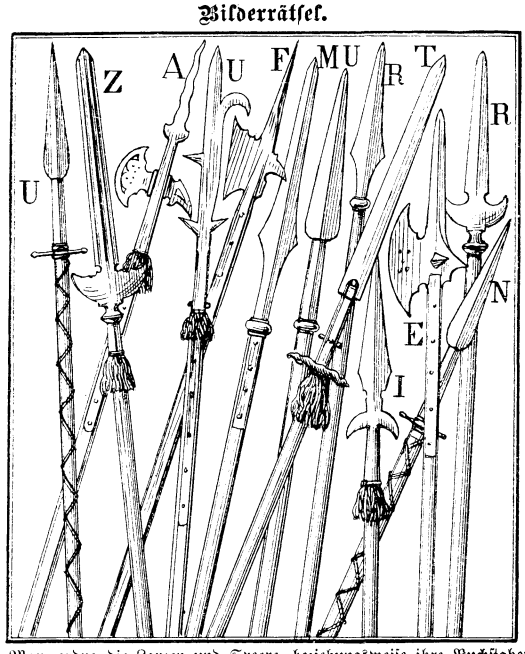
Auflösung des Turnrätsels auf Seite 504.

„Mantel, Hantel.“

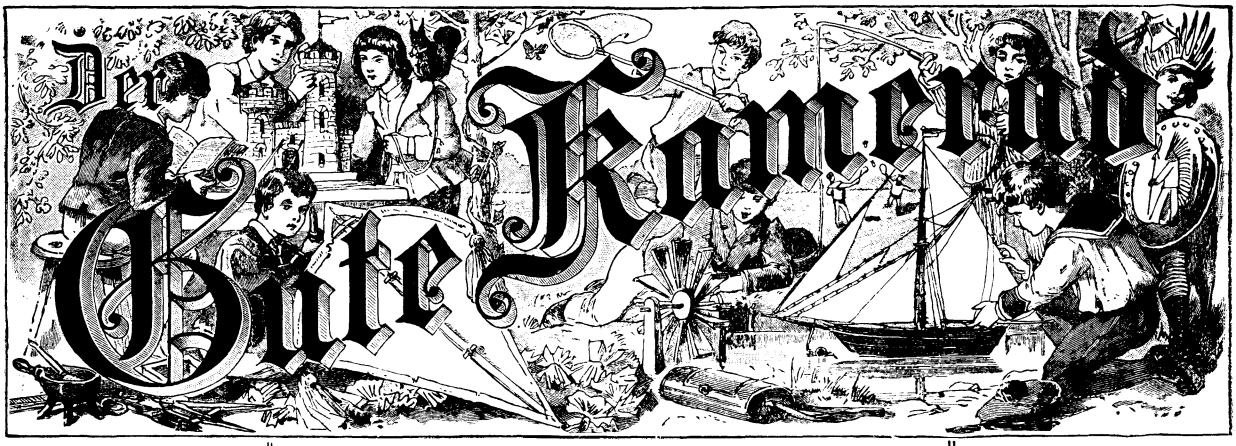
Auflösung der Logogriphaufgabe auf Seite 504.

1. Finder, 2. Behaarung, 3. Last, 4. Laden, 5. Meise, 6. Kore, 7. Nord, 8. Vase, 9. Oase, 10. Zinn, 11. Kurde, 12. Schiefer, 13. Nachen, 14. Gitter, 15. Ball, 16. Hero, 17. Genick, 18. Kleie (das Lied von der Glocke) = 1. Finger, 2. Beharrung, 3. Laut, 4. Baden, 5. Messe, 6. Korb, 7. Nora, 8. Hase, 9. Nase, 10. Zion, 11. Kurve, 12. Schiffer, 13. Nachen, 14. Ritter, 15. Balg, 16. Herr, 17. Genie, 18. Kleid (der Graf von Habsburg).

Bilderrätsel.



Man ordne die Lanzen und Speere, beziehungsweise ihre Buchstaben so, daß die Buchstaben drei Worte ergeben. Welche sind es?



8. Jahrgang.
№ 38.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Sam Hawkens und der Hobble hatten wohl zwei Drittel ihres Weges zurückgelegt, ohne eine Spur des Gesuchten zu finden, da vernahmen sie plötzlich einen lauten Kriegsschrei von Winnetou, und nur einen Augenblick später erklang die Stimme Old Shatterhands: „Wacht auf, der Feind ist — — —“

Weiter kam er nicht; die Worte endeten in einem Gurgeln, welches bis zu ihnen drang.

„Herrgott, nun sind wir überfallen worden! Schnell hin!“ rief Frank und machte eine Drehung, um sich nach dem Lager zurückzuwenden. Da wurde er von Sam ergriffen und zurückgehalten.

„Bist du toll?“ raunte ihm dieser mit unterdrückter Stimme zu. „Horch! Es ist schon vorbei. Wir können nichts mehr thun.“

Es ertönte jetzt ein vielstimmiges indianisches Siegesgeheul. Der Hobble-Frank versuchte, sich loszureißen und rief: „Ich muß aber hin, ich muß! Wollen wir unsre Freunde abmurksen lassen, ohne ihnen beizustehen?“

„Leise, leise, du Unglücksrabe!“ ermahnte Sam. „Ich sage dir, daß wir ihnen nur nützen können, wenn wir nicht hingehen. Es hat gar keinen Kampf gegeben; sie sind im Schlafe überfallen worden; das kann uns beruhigen.“

„Beruhigen? Bist du denn bei Troste und Verschtand? Daß unsre Kameraden überfallen worden sind, das soll uns beruhigen? Soll ich ihnen nich zu Hilfe kommen? Laß mich los, sonst kannst du eene Kugel durch deine Phrenologie kriegen!“

Er rang mit Sam; dieser hielt ihn aber fest und belehrte ihn: „Bedenke den Mondschein! Die Feinde sehen uns doch kommen und schießen uns nieder, ehe wir für unsre

> Hast du einem Verachtung offenbart,
> Weil er andern Standes oder andrer Art,
> Um etwas, das er nicht ändern kann,
> Verächtlich bist du selber dann.
>
> Alb. Roderich.

... Poller, Buttler und der Oelprinz hatten sich plötzlich von ihren Plätzen erhoben und rannten fort, dorthin, wo sich die Pferde der Indianer befanden. ...

Kameraden auch nur einen Finger rühren können. Es ist ihnen nichts geschehen, grad weil sie im Schlafe überrumpelt worden sind; sie liegen gefesselt dort bei einander, und wenn wir es klug anfangen, können wir sie wahrscheinlich retten."

„Retten? Das läßt sich eher hören. Ich gebe mein Leben hin, sie wieder frei zu machen!"

„Das ist hoffentlich gar nicht notwendig. Jetzt freut es mich, daß du mich geweckt hast, um den Kantor zu suchen. Wäre dies nicht geschehen, so lägen wir auch mit bei den Gefährten, an Händen und Füßen gebunden. So aber sind wir frei, und wie ich den alten Sam Hawkens kenne, wird er nicht eher ruhen, als bis sie wieder losgekommen sind, wenn ich mich nicht irre, hihihihi!"

Der Hobble war noch nicht überzeugt. Er befand sich in großer Aufregung und stand, nach dem Lager hinhorchend, mit vorgebeugtem Oberkörper da, wie bereit, augenblicklich fortzurennen. Darum hielt Hawkens ihn noch immer fest und redete auf ihn ein, bis Frank sich endlich beruhigte. Sam zog ihn dann mit sich fort. Am Walde angekommen, schlichen sie im Dunkel desselben längs des Randes hin; aber sie waren noch nicht weit gekommen, so blieben sie stehen, denn es erscholl ein sehr lauter Ruf: „Ustah arku etente — kommt herauf, ihr Männer!"

„Halt, wir müssen stehen bleiben," flüsterte Hawkens. „Die Leute, welche der Häuptling ruft, werden da am Abhang heraufkommen, und wir stoßen mit ihnen zusammen, wenn wir weitergehen. Horch!"

Die Stimme des Anführers war bis hinab in das Thal gedrungen. Bald hörte man das Rollen von Steinen, das Brechen und Knacken von Zweigen und das Geräusch von vielen kletternden Fußtritten. Die so plötzlich Ueberfallenen und Ueberwundenen sollten hinab in das Thal geschafft werden, wozu mehr Indianer erforderlich waren, als sich oben befanden. Um solche Leute, wie hier gefangen genommen worden waren, zu transportieren, genügten fünfzig oder sechzig Krieger nicht. Es mußten doch auch alle ihnen abgenommenen Sachen und ihre Pferde hinabgeschafft werden.

Nun gab es ein Gewirr von befehlenden, fragenden, antwortenden Stimmen; dann hörten die beiden Lauscher Huftritte und Menschenschritte näherkommen. Sie sahen einen langen Zug von Menschen und Pferden vorübergehen; da er vom Monde beleuchtet wurde, konnten sie die einzelnen Gestalten deutlich unterscheiden. Ihre Freunde waren alle an den Händen und Füßen gefesselt, an den letzteren so, daß sie kurze Schritte machen konnten; keiner außer dem Kantor fehlte. Winnetou ging ebenso wie Old Shatterhand zwischen vier stämmigen Indianern.

Als dieser Zug vorüber war, drohte der Hobble mit der Faust hinter ihm her und knirschte: „Wenn ich nur könnte, wie ich wollte, da riß ich diese roten Halunken in Schtücke, daß sie wie Sägeschpähne durch alle Lüfte flögen! Aber ich werde ihnen schon noch een Licht darüber offschtecken, was der Hobble-Frank zu bedeuten hat, wenn sein Grimm zornig und sein Zorn grimmig geworden is! Da sind sie hin, und wir schtehen hier wie zwee zerbrochene Regenschirme oder als ob uns die Filzschuhe an die Beene gewachsen wären! Wollen wir ihnen denn nich nach?"

„Nein."

„Warum denn nich?"

„Weil das ein Umweg wäre. Sie mußten sich zum Transporte der Gefangenen den bequemsten Weg auswählen, sind darum längs der Höhe hin und werden dann an einer geeigneten Stelle hinuntergehen. Wir aber schleichen uns den Abhang hier hinab, da, wo sie heraufgekommen sind."

„Und nachher?"

„Nachher werden wir ja sehen, was wir thun können."

„Schön, also vorwärts, Sam! Es juckt mich in allen Fingern, die Kerls bei der Parabel festzunehmen."

Sie stiegen langsam und vorsichtig geraden Weges in das Thal hinab. Als sie unten angekommen waren, wurde ihnen das Anschleichen durch die brennenden Feuer erleichtert, nach denen sie sich richten konnten. Sie bewegten sich ein wenig oberhalb des Indianerlagers hin, bis sie an eine Stelle kamen, wo zwei hohe, flache und dünne Felsenstücke so gegeneinander lagen, daß sie eine Art Feldhütte oder ein Dach bildeten, unter welchem leidlich Platz für zwei Personen war. Vorn standen einige kleine Koniferen, deren niedrige Zweige den Eingang fast ganz verdeckten. Sie krochen hinein und legten sich so, daß sie sich mit den Köpfen unter den Bäumchen befanden und zwischen den Stämmen derselben hervorblicken konnten.

Als sie es sich so bequem wie möglich gemacht hatten, stieß Frank seinen Gefährten an und flüsterte ihm zu: „Siehst du, daß sich meine große Komprimationsgabe nich geirrt hat! Dort sitzt der Pflaumentoffel am Feuer. Er is es also wirklich gewesen, der uns verraten hat, dieser zwölfaktige Emeritikus!"

„Ja, du hast recht gehabt; er ist es wirklich gewesen."

„Aber er scheint nich gefangen zu sein. Warum haben sie ihn nich gefesselt?"

„Das ist auch mir unbegreiflich."

„Siehst du, wer dort liegt?"

„Ah, der Oelprinz! Und die beeden andern werden Buttler und Poller sein.

Außerdem konnten die beiden etwa hundertfünfzig Indianer zählen; also waren ebensoviele nach oben gestiegen, um die Weißen festzunehmen und dann herabzuschaffen. Am Flusse schliefen oder grasten die Pferde; sie waren abgezäumt, und man hatte die Sättel in mehrere Haufen zusammengelegt. Jetzt waren die lagernden Roten aufgesprungen; sie blickten erwartungsvoll thalaufwärts. Von dorther erscholl ein Jubelgeheul, und sie beantworteten es. Der oben erwähnte Zug näherte sich dem Lager.

Erst erschien ein kleiner Trupp von Roten; dann kamen Old Shatterhand und Winnetou mit ihren acht Wächtern. Diesen beiden Männern sah man es nicht an, daß sie sich gefangen oder gar gedemütigt fühlen müßten. Ihre Haltung war stolz und aufrecht, und mit freien, offenen Blicken musterten sie den Platz und die Personen, welche an den Feuern standen oder lagen. Auch den

andern Westmännern sah man keine Niedergeschlagenheit an; die deutschen Auswanderer jedoch blickten ängstlich um sich her, und noch niedergedrückter sahen ihre Frauen aus, welche alle Mühe hatten, das Weinen der Kinder zu unterdrücken. Eine Ausnahme machte Frau Rosalie Ebersbach, welche auch gebunden war, aber in ihren Fesseln stolz einherschritt und mit geradezu herausfordernder Miene um sich blickte.

Dem Kantor mochte jetzt doch endlich ein Licht über den Fehler aufgehen, den er begangen hatte; sobald er die Situation einigermaßen übersah, trat er auf Old Shatterhand zu und sagte: „Herr Franke klagte über Durst; darum kletterte ich hier herunter, um ihm heimlich eine Freude — — —“

„Schweigen Sie!“ herrschte ihn der Jäger an und wendete sich von ihm ab.

Einige Indianer nahmen den Emeritus zwischen sich, denn er sollte nicht mit seinen Reisegefährten sprechen. Die Nijoras bildeten einen Kreis um die Gefangenen; ihr Häuptling stand mit den bedeutendsten Kriegern in demselben und ergriff nun das Wort, indem er sich an Winnetou wendete: „Winnetou, der Häuptling der Apachen, ist gekommen, uns zu töten; er wird dafür am Marterpfahle sterben müssen.“

„Pshaw!“

Nur dieses eine Wort antwortete der Apache; dann setzte er sich nieder. Er war zu stolz, sich zu verteidigen. Der Häuptling zog die Brauen zornig zusammen und richtete sein Wort nun an Old Shatterhand: „Die weißen Männer werden alle mit dem Apachen sterben müssen; das Kriegsbeil ist ausgegraben und sie haben uns töten wollen.“

„Wer hat das gesagt?“ fragte Old Shatterhand.

„Dieser Mann.“

Dabei zeigte er auf den Kantor.

„Er spricht eine Sprache, welche du nicht verstehst; wie hast du da mit ihm reden können?“

Der Häuptling deutete auf Poller und antwortete: „Durch diesen, welcher den Dolmetscher gemacht hat.“

„So ist der Dolmetscher ein Lügner und Fälscher gewesen. Du weißt, wer ich bin. Darf jemand Old Shatterhand einen Feind der roten Männer nennen?“

„Nein; aber jetzt ist der Kampf ausgebrochen, und ein jedes Bleichgesicht ist unser Feind.“

„Auch ohne euch beleidigt zu haben?“

„Ja.“

„Gut, so wissen wir, woran wir sind! Schau diese drei Bleichgesichter, welche du vor uns gefangen hast; sie sind Lügner, Betrüger, Diebe und Mörder. Nur um sie zu ergreifen, sind wir in diese Gegend gekommen, nicht um euch zu belästigen oder gar zu bekämpfen. Gib sie heraus, so ziehen wir weiter, ohne uns in eure Angelegenheiten zu mischen!“

„Uff! Ist Old Shatterhand plötzlich ein Kind geworden, daß es ihm in den Sinn kommt, ein solches Verlangen an uns zu stellen? Diese Bleichgesichter sollen wir ihm ausliefern? Sie gehören uns, sollen unsern Siegeszug schmücken und dann am Marterpfahle sterben. Dasselbe soll mit Old Shatterhand geschehen und allen, die jetzt mit ihm von uns ergriffen worden sind. Welcher Häuptling der roten Männer gibt solche Gefangenen heraus! Und wenn ich es thun wollte, würde Old Shatterhand noch viel mehr von uns verlangen.“

„Was?“

„Wir haben eure Pferde erbeutet und alles, was ihr bei euch hattet. Das gehört nun uns. Das köstlichste aber, was wir erhalten haben, ist Winnetous Silberbüchse, dein berühmter Bärentöter und das Zaubergewehr, mit welchem du, ohne laden zu brauchen, so viele Male schießen kannst, wie du willst. Würdest du nicht das alles von uns fordern, wenn wir euch ziehen ließen?“

„Allerdings.“

„So siehst du, daß ich recht hatte. Wir geben die Beute nicht heraus und werden auch euch festhalten, denn euer Tod am Marterpfahle wird unsern Stamm berühmter machen, als jemals ein Stamm der roten Männer gewesen ist, und wir werden nach unserm Tode in den ewigen Jagdgründen zu den obersten der Seligen gehören, weil eure abgeschiedenen Seelen uns dort bedienen müssen.“

Old Shatterhand machte trotz seiner enggefesselten Hände eine geradezu unnachahmlich stolze Armbewegung und fragte: „Pshaw! Ist dies dein fester Entschluß?“

„Ja.“

„Aber wir sind nicht eure Feinde!“

„Wir halten euch dafür, folglich seid ihr es!“

„So hast du gesprochen, und ich werde auch mein letztes Wort sagen. Höre es: Ihr könnt uns nicht festhalten und werdet auch die Beute herausgeben. Unsre Seelen werden die eurigen nicht bedienen, denn wenn es uns beliebt, senden wir euch jetzt, in diesem Augenblicke, in die ewigen Jagdgründe, wo ihr dann uns bedienen müßt, anstatt wir euch. Ich habe gesprochen.“

Er wollte sich abwenden; da trat der Häuptling ihm um einige Schritte rasch näher und herrschte ihn an: „Wagst du, so mit mir, dem obersten Häuptlinge der Nijoras zu reden! Seid ihr unsre Gefangenen oder sind wir die eurigen? Zähle deine Leute; sie sind gefesselt und nur wenige Männer; wir aber sind frei, bewaffnet und zählen über dreimal zehn mal zehn tapfere Krieger!“

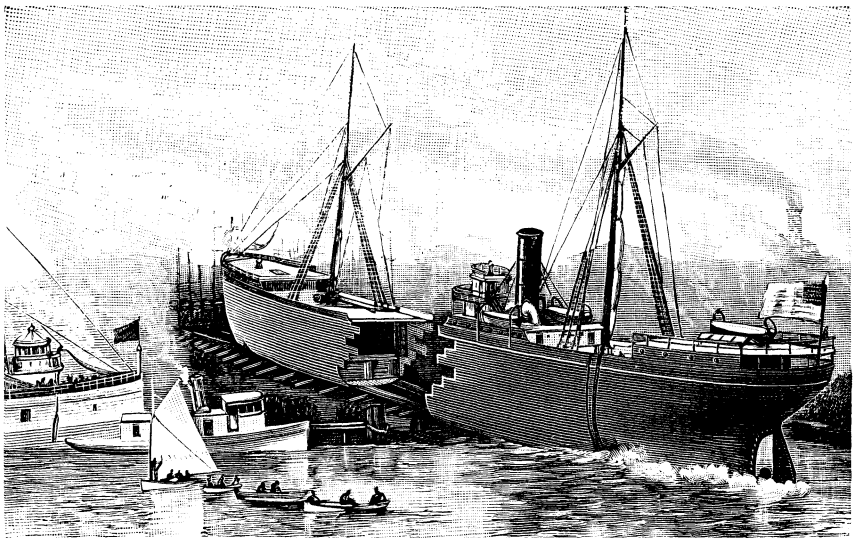
„Pshaw! Old Shatterhand und Winnetou sind nicht gewöhnt, ihre Feinde zu zählen, und ob wir gefesselt sind oder nicht, das ist uns gleich. Wir haben nicht eure Feinde sein, sondern friedlich von euch ziehen wollen; du aber hast uns die Feindschaft aufgezwungen. Wohlan, wir nehmen sie an. Das Kriegsbeil mag ausgegraben sein zwischen mir und dir, zwischen uns und euch. Nicht die Zahl der Köpfe oder die gefesselten Hände werden entscheiden, sondern die Vortrefflichkeit der Waffen und die Macht des Geistes!“

Er warf einen kurzen Blick auf Winnetou und dieser neigte zustimmend, doch kaum bemerkbar, das Haupt. Die beiden verstanden sich ohne Worte. Der Häuptling der Nijoras beachtete dies in seinem Zorne nicht; er rief mit vor Wut bebender Stimme: „Wo sind eure Waffen und

wo ist der Geist, von dem du sprichst? Eure drei berühmten Gewehre hängen hier an meiner Schulter, und — — —"

„Der Geist, von dem ich sprach, wird sie dir nehmen!" fiel Old Shatterhand ihm in die Rede.

In diesem Augenblicke stand er bei ihm, erhob die gefesselten Hände und schmetterte ihn mit einem Hiebe der beiden Fäuste besinnungslos zu Boden. Schon stand auch Winnetou bei ihm, riß dem Leblosen das Messer aus dem Gürtel und schnitt mit demselben die Armriemen Old Shatterhands durch, worauf dieser ihm die seinigen zerschnitt. Nun hatten sie die Hände frei. Noch etwa zwei Schnitte und auch ihre Fußriemen fielen. Das war so schnell geschehen, daß die Roten gar keine Zeit gefunden hatten, eine Bewegung zu machen, es zu verhindern; sie standen vielmehr ganz starr vor Staunen darüber, daß zwei Männer es wagten, mitten zwischen dreihundert Feinden in dieser Weise aufzutreten. Es galt, den Augenblick zu benutzen und sie abzuhalten, von allen Seiten heranzudringen. Darum riß Old Shatterhand ihren Häuptling mit der linken Hand von der Erde zu sich empor, zückte mit der Rechten das Messer und rief: „Weicht zurück! Wenn ein einziger Nijora es wagt, nur einen Fuß gegen uns zu bewegen, so wird mein Messer augenblicklich in das Herz eures Häuptlings fahren! Und seht Winnetou, den Häuptling der Apachen, an! Soll er euch die Kugeln meines Zaubergewehres in die Köpfe geben?"



Stapellauf eines in zwei Teile getrennten Schiffes auf der Werft zu Buffalo.

Winnetou hatte nämlich den Henrystutzen ergriffen und hielt ihn schußbereit in den Händen. Die Macht solcher Persönlichkeiten ist eine außerordentliche, zumal auf wilde, abergläubische Menschen. Dennoch war es ein höchst gefährlicher Augenblick. Wenn nur ein einziger Nijora den Mut besaß, zum Angriffe zu schreiten, so mußte er erschossen werden, und dann war die Rache sicherlich entfesselt und es mußte ein Niedermetzeln der Gefangenen folgen. Noch waren aller Mienen starr vor außerordentlicher Betroffenheit, und noch wollte keiner eine Bewegung wagen; aber schon in der nächsten Sekunde konnte dieser Zauber seine Macht verlieren; da erschien eine Hilfe, die der kühne Jäger wohl kaum für möglich gehalten hätte, denn unter den Bäumen des Waldes heraus erscholl eine laute Stimme: „Zurück, ihr Nijoras! hier stehen auch noch Bleichgesichter. Weicht ihr nicht sofort, so fressen euch unsre Kugeln. Um euch zu warnen, holen wir uns zunächst die Feder des Unterhäuptlings! Dann aber treffen wir die Köpfe. Also Feuer!"

Der Unteranführer, welcher gemeint war, stand in der Nähe von Old Shatterhand; er trug als Zeichen seiner Würde in seinem Schopfe eine Adlerfeder; die finstern, kampfeslustigen Blicke, welche er auf die beiden kühnen Männer warf, sagten mehr als deutlich, daß er nicht willens war, sich einschüchtern zu lassen. Aber da krachte in dem Dunkel des Waldes, da, wo die beiden erwähnten Steine lagen, der Schuß, und die Kugel riß ihm die Feder vom Kopfe. Das wirkte augenblicklich. Die Drohung, welche er gehört hatte, konnte in der nächsten Sekunde in Erfüllung gehen: jetzt war es nur auf seine Feder abgesehen gewesen; nun aber galt es seinem Leben. Er ahnte nicht, daß es nur zwei Personen waren, welche dort im Dunkel steckten; es mußten vielmehr, da sie so keck auftraten, ihrer viele sein. Darum stieß er einen Schrei des Schreckens aus und sprang vom Feuer weg. Die andern Nijoras folgten seinem Beispiele, indem sie sich ebenso rasch entfernten.

„Gott sei Dank!" raunte Old Shatterhand dem Apachen zu. „Wir haben gewonnen. Das war Sam Hawkens, den wir hörten. Der Hobble-Frank wird bei ihm sein. Ziele du auf den Häuptling; ich brauche das Messer, um die andern von den Fesseln zu befreien."

Er ließ den Häuptling, auf welchen Winnetou die Mündung des Gewehres richtete, zur Erde fallen und wendete sich zu seinen Gefährten, um ihnen die Riemen zu durchschneiden. Das geschah außerordentlich schnell, so daß die Indianer gar keine Zeit zu dem Gedanken fanden, ihn daran zu hindern. Sie hatten alles, was den Gefangenen abgenommen worden war, mit heruntergebracht, also auch die Waffen, und hier beim Feuer auf einen Haufen geworfen; die Weißen brauchten sich also nur zu bücken, um in den Besitz ihrer Messer und Gewehre zu kommen. Sie standen nun frei und bewaffnet da, noch ehe zwei Minuten seit dem Beginne der gefährlichen Scene vergangen waren.

„Jetzt die Pferde, und dann mir nach in den Wald!" gebot Old Shatterhand.

Er selbst nahm sein und Winnetous Pferd beim Zügel, während der Apache den Häuptling der Nijoras aufhob, um mit ihm in das Dunkel zu verschwinden, dahin, von wo sie Sam Hawkens Stimme vernommen hatten. Der Platz am Feuer war leer; die Roten starrten auf denselben hin, kaum im stande, sich selbst zu begreifen, daß sie sich so hatten überraschen lassen.

Die beiden Helden dieser befreienden That hatten nicht Zeit gefunden, auf ein Vorkommnis zu achten, dessen Folgen ihnen später sehr ärgerlich werden sollten. Dem Kantor emeritus war nämlich plötzlich eingefallen, daß er in der oberen Westentasche, welche ihm nicht geleert worden war, sein Federmesser stecken hatte. Er wollte den Fehler, den er begangen hatte, wieder gut machen und ging, während alle andern nur für Old Shatterhand und Winnetou Augen hatten, zu Poller hin, setzte sich neben denselben nieder und sagte: „Eben denke ich daran, daß ich ein Federmesser habe. Sie wollen meinen Kameraden mit helfen. Hier ist es."

„Schön, schön!" antwortete Poller ganz entzückt. „Legen Sie sich lang neben mich her, und schneiden Sie mir die Riemen an den Händen entzwei, doch so, daß niemand es sieht. Wenn Sie mir dann das Messer geben, besorge ich das weitere selbst."

„Aber Sie müssen dann auch meine Gefährten von ihren Fesseln befreien!"

„Natürlich, natürlich! Also machen Sie nur schnell, schnell!"

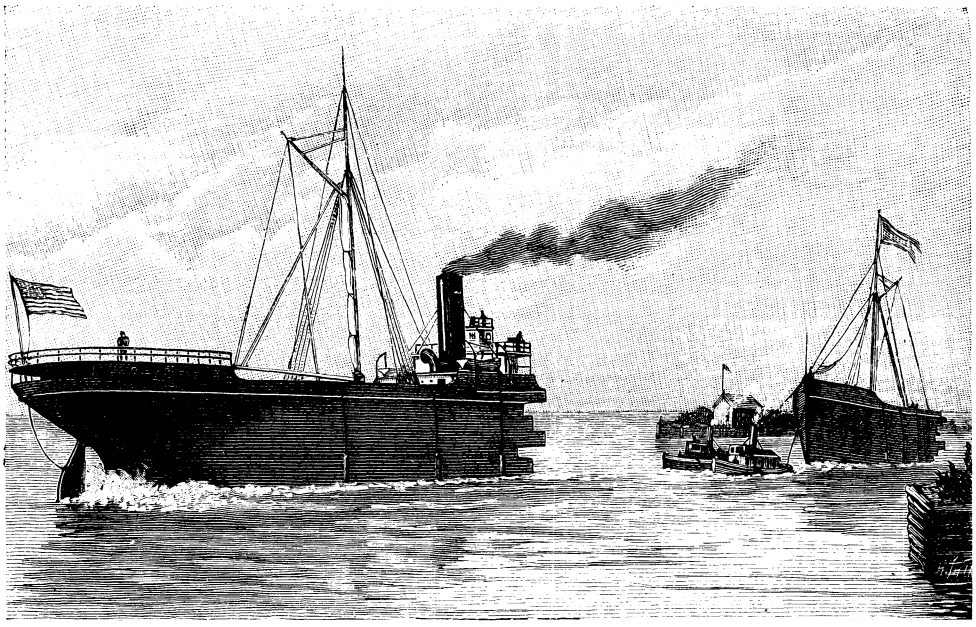
Der Kantor kam dieser Aufforderung nach und gab Poller das Messer in dem Augenblicke, in welchem Old Shatterhand das Durchschneiden der Riemen, mit denen die Weißen gefesselt waren, selbst in die Hand nahm. Darum sagte er: „Sehen Sie dorthin! Nun ist Ihre Hilfe nicht nötig. Shatterhand wird Sie auch frei machen. Sie können mir mein Messer wieder geben."

„Fällt mir nicht ein!" antwortete Poller. „Machen Sie sich schnell wieder zu Ihren Leuten hin; wir drei kommen dann gleich nach!"

Der Kantor stand also auf und sprang, als er sah, was die andern auf Old Shatterhands Befehl machten, zu seinem Pferde, um dasselbe auch schnell fortzuziehen.

Jetzt nun war die Situation so, daß nur Buttler, Poller und der Oelprinz am Feuer lagen; die Indianer hatten sich, um ihren Feinden keine sicheren Ziele zu bieten, gegen den Fluß hin in das Dunkel zurückgezogen, während die Weißen am Fuße der Thalwand unter den Bäumen steckten. Aus diesem Verstecke heraus rief Old Shatterhand den Roten zu: „Die Krieger der Nijoras mögen sich ja ruhig verhalten. Beim geringsten Zeichen der Feindseligkeit oder wenn auch nur einer von ihnen es wagen wollte, zu uns herüberzuspähen, werden wir ihren Häuptling töten. Wenn es Tag geworden ist, soll über denselben verhandelt werden. Wir sind Freunde aller roten Männer und werden uns nur dann an ihm vergreifen, wenn wir gezwungen werden, uns zu verteidigen."

Die Indianer nahmen als ganz natürlich an, daß er Wort halten würde, obgleich es ihm selbst dann, wenn



Ueberfahrt der beiden einzelnen Teile eines Schiffes über den Ontario.

sie angegriffen hätten, nicht eingefallen wäre, einen Mord zu begehen. Und für einen Mord hielt er es selbst in diesem Falle, einem wehrlosen Gefangenen das Leben zu nehmen, denn wehrlos war jetzt der Häuptling, weil man ihn an den Händen und Füßen gefesselt hatte.

Sam Hawkens und der Hobble-Frank waren unter

den Steinen hervorgekrochen. Der erstere sagte in seiner eigentümlichen Weise: „Das haben die roten Gentlemen wohl nicht gedacht! Dreihundert solche Kerle lassen sich von zwei Männern in das Bockshorn jagen. So etwas ist noch gar nicht dagewesen! Aber selbst dann, wenn es nicht gelungen wäre, hätte es dasselbe Ende genommen, nur ein wenig später, denn wir lagen hier, um euch zu befreien, hihihihi!"

„Ja," stimmte der Hobble bei, „wir hätten euch herausgeholt, das schtand bei uns bombenfest. Ob es zehn oder dreihundert Indianer waren, das hielten wir ganz ebenso für Wurscht als wie für Schnuppe."

„Ja, ihr seid zwei außerordentliche Helden," meinte Old Shatterhand, halb zornig und halb belustigt. „Wo habt ihr denn gesteckt? Mir scheint, ihr seid spazieren gegangen, während ihr schlafen solltet?"

„Schpazieren gerade nich. Ich hatte eenen Troom, der meine physikalische Seele in innere Offregung versetzte; ich wachte darum off und bemerkte zu meinem Erschtaunen, daß der Herr Kantor fort war. Da weckte ich meinen Busenfreund Sam, und wir gingen, den abwesenden Herrn in die Anwesenheet zurückzuführen. Inzwischen geschah der Ueberfall, den wir nich verhindern konnten. Wir verschteckten uns und sahen, daß ihr an uns vorübergeschafft wurdet. Da schtiegen wir ins Thal herunter und verschteckten uns, um euch im Momente des geeigneten Oogenblickes aus der Gefangenschaft zu befreien. Es war een Glück für uns, daß der Herr Emeritus sich entfernt hatte, denn wäre dies nich der Fall gewesen, so hätten wir ihn nich gesucht und wären doch mit gefangen genommen worden."

„Das wird wohl ein Irrtum sein," entgegnete Old Shatterhand. „Ich bin überzeugt, daß der Ueberfall gar nicht hätte stattfinden können, wenn dieser Unglücksmann ruhig liegen geblieben wäre. Wo steckt er denn jetzt? Ich bemerke ihn nicht."

„Hier bin ich," antwortete der Kantor hinter einem Baum hervor.

„Schön! Sagen Sie mir doch um aller Welt willen, wie es Ihnen einfallen konnte, sich von unserm Lagerplatze zu entfernen!"

„Ich wollte Wasser holen, Herr Shatterhand."

„Wasser! Hier unten vom Flusse?"

„Ja."

„Sollte man so etwas für möglich halten! War denn Ihr Durst gar so groß, daß Sie ihn nicht bis morgen früh bezwingen konnten?"

„Aber nicht für mich."

„Für wen denn?"

„Für meinen guten Freund Herrn Hobble-Frank. Er klagte über Durst, und ich hatte mich mit ihm im Streite überworfen; das wollte ich wieder gut machen, indem ich ihm behilflich war, seinen Durst zu löschen."

„Welch ein Unsinn! Eines ganz und gar albernen Zankes wegen haben Sie unser aller Leben in Gefahr gebracht! Wahrlich, wenn wir uns nicht hier mitten in der Wildnis befänden, würde ich Sie auf der Stelle fortjagen. Das kann ich aber leider nicht, weil Sie da unbedingt zu Grunde gehen würden."

„Ich? Glauben Sie das ja nicht! Wer eine so hohe, künstlerische Mission zu erfüllen hat, wie die meinige ist, welche zwölf volle Akte betragen wird, der kann nicht zu Grunde gehen."

„Lassen Sie sich doch nicht auslachen! Ich werde Sie in Zukunft des Abends anbinden müssen, damit Sie keine ferneren Dummheiten machen können. Und an dem ersten zivilisierten Ort, den wir erreichen, lasse ich Sie sitzen. Dann dürfen Sie meinetwegen nach Stoff für Ihre berühmte Oper suchen, bei wem und so viel Sie wollen. Ist es Ihnen denn gelungen, den Fluß hier unten zu erreichen?"

Der Emeritus verneinte und berichtete seine Festnahme, wie es ihm ergangen, bis zu dem Umstande, daß er Poller sein Messer geliehen habe.

„Alle Wetter!" rief Old Shatterhand, ist dieser Mann ein Unglücksrabe, da müssen wir schnell dafür sorgen, daß sie uns nicht entkommen. Ich werde es wagen, an das Feuer zu gehen, um sie wieder zu binden. Ich will dabei nur hoffen, daß es den Nijoras nicht einfällt, mich — — —"

Er wurde durch ein lautes Geschrei unterbrochen, welches die Nijoras in diesem Augenblicke erhoben. Als er nach dem Feuer blickte, sah er die Ursache desselben. Nämlich Poller, Buttler und der Oelprinz hatten sich plötzlich von ihren Plätzen erhoben und rannten fort, dorthin, wo sich die Pferde der Indianer befanden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein geteiltes Schiff.

Wir verdanken unsre beiden Bilder, die auf den ersten Blick in der That einen recht befremdlichen Anblick gewähren, dem „Neuen Universum", einem Jahrbuche, das sich, wie schon öfter in diesen Spalten erwähnt, die Sammlung und Darstellung aller interessanten Erfindungen und Entdeckungen zur Aufgabe gemacht hat. Geradezu abenteuerlich klingt die Nachricht, so berichten uns seine Gelehrten, daß man ein großes Seeschiff auf Wunsch in zwei Teile zerlegen und solcher Weise von der Stelle schaffen kann. Und doch ist es geschehen. In Saginaw am Michigansee lief im Oktober 1890 der Seedampfer „Mackinaw" vom Stapel, welcher für einen Rheder in New York bestimmt war und seine Reise nach dort antreten sollte. Die Schiffsbauwerften an den großen amerikanischen Binnenseen scheuen nun vor keiner Anstrengung zurück, um im Bau von Seeschiffen mit den an der Seeküste gelegenen Werften in Wettbewerb treten zu können und lassen sich selbst von den gewagtesten und kostspieligsten Mitteln nicht abschrecken, dieses Vorhaben durchzuführen. Der von Wheeler u. Co. in West-Bay-City erbaute Dampfer ist nun bei seiner Länge von 87 m viel zu lang für die Schleusen des Wellandkanals und der die Stromschnellen des oberen Lorenzstromes um-

gehenden Kanäle, die das Schiff passieren mußte, um Montreal am St. Lorenzstrom zu erreichen, von wo es dann ungehindert die Fahrt nach New York fortsetzen konnte. Man brachte es deshalb in Buffalo ins Dock und zerlegte es kurz entschlossen in zwei Teile, wie es auf unsern beiden Abbildungen dargestellt ist. Das Hinterschiff konnte sich mit Hilfe der in ihm stehenden Dampfmaschine selbständig, jedoch mit dem Heck und der Schraube nach vorne, fortbewegen, der vordere Teil wurde durch zwei kleine Dampfer über den Ontariosee und durch die Kanäle geschleppt. Buffalo liegt 180 m höher als Montreal (der Wasserspiegel des Eriesees liegt 98,5 m über dem des Ontariosees) und es waren im ganzen 43 Schleusen zu passieren, bevor die Schiffsteile, die ein Gewicht von 2573 Tonnen hatten, nach Montreal gelangten. Die Reise von Buffalo bis hier wurde in 11 Tagen ausgeführt. In Montreal wurden die Schiffsteile wieder in ein Dock geschleppt und in alter Weise vereinigt.

Insekteneier.

Es ist bekannt, daß die Insekten ihre Eier zweckmäßig immer genau an demjenigen Orte ablegen, an welchem allein die Larven ihre Nahrung finden, obgleich das Insekt nicht dieselbe Nahrung zu sich nimmt. Diese auffallende Erscheinung ist mit Recht Gegenstand der höchsten Bewunderung. Die Seejungfer z. B. schneidet in verschiedenen Wasserpflanzen von oben nach unten Ritzen und legt die Eier hinein, eine Arbeit, wobei sie vom Männchen immer am Hinterleibe festgehalten wird. Die Wanderheuschrecke macht kleine Erdlöcher, legt die Eier klumpenweise in dieselben und scharrt sie wieder zu. Das ist eine sehr komplizierte Fürsorge. Die Maulwurfsgrille und der Ohrwurm bewachen ihre Eier, der letztere trägt sie sorgsam zusammen, wenn sie durch irgend einen Zufall zerstreut wurden. Die Stechmücken, deren Larven sich nur im Wasser entwickeln, setzen sich zur Eierablage an schwimmende Gegenstände oder an Wasserpflanzen, so daß die Hinterleibspitze das Wasser erreicht. Der Getreideverwüster, dessen Larven sich von Getreide nähren, legt die Eier zwischen zwei Längsnerven des Blattes. Die Magenbrehme des Pferdes, deren Larven nur im Darm dieser Säugetiere zur Entwickelung kommen, legt die Eier an die Haare derselben und die Schafdasselfliege solche an die Nasenlöcher der Schafe. Diese Larven bleiben neun Monate lang in der Nase und lassen sich dann herausniesen, worauf sie zur Verpuppung in die Erde kriechen, das Nasenloch ist von diesem Insekt also seltsamerweise als der einzig passende Ort für seine Eier befunden worden. Die Stubenfliegen legen ihre Eier an Mist, Fleisch, Brot, die Schweißfliegen an Fleisch, Käse oder Aas. Die Bohrfliege bringt ihre Eier an Disteln unter, deren Samen ihre Larven fressen. Die Buckelfliege kriecht in die Bienenstöcke und legt die Eier in den noch nicht gedeckten Zellen unter die Haut der Larven, von denen die Buckelfliegenlarve dann lebt. Die Schmetterlinge werden immer vom Anblick oder vom Geruch derjenigen Pflanzen zum Eierlegen gereizt, von denen sich ihre Larven ernähren. Die Eier des Kohlweißlings z. B. findet man auf dem Kohl, die des Fichtenschwärmers an den Fichtennadeln. Das Weibchen des Kolbenwasserkäfers legt sich unter einem schwimmenden Blatte auf den Rücken und spinnt eine Decke, dreht sich dann um und spinnt eine zweite, so daß ein Sack entsteht, diesen legt es voll Eier, näht ihn zu und läßt ihn dann weiter schwimmen. Die Aaskäfer, darunter z. B. der Totengräber, lockt der Anblick oder der Geruch des Aases. Hat er es gefunden und erreicht, dann entsteht in ihm der Trieb zum Vergraben desselben. Ist es einige Centimeter tief eingesunken, dann legt das Weibchen die Eier in dasselbe und schließlich wird das Loch wieder zugescharrt. Die Larven können sich nur im Aase entwickeln.

Hochinteressant ist die Fürsorge des Pillendrehers und bemerkenswert dabei, daß je ein Männchen und ein Weibchen zusammen die schwierige Arbeit ausführen. Ist Mist gefunden, dann wird zunächst mit dem gezahnten Kopfschilde ein Klumpen abgetrennt und dieser mit den Beinen dann geballt. Ist das geschehen, so packt von den beiden Tieren eins vorn und eins hinten die Kugel an, das vordere zieht mit den Hinterbeinen, das hintere schiebt mit den Vorderbeinen und mit dem Kopfschilde, und so wird nun die Kugel fortgerollt, bis weiche Erde gefunden ist. Dort graben die Tiere ein tiefes Loch, das Weibchen legt ein Ei in die Kugel, dann wird sie ins Loch gerollt und dieses wieder zugeworfen.

In den Pflasterkäfern oder der sogenannten spanischen Fliege wird durch Wahrnehmung von Blumen der Trieb erweckt, seine Eier in die Blumenkrone zu legen. Das ist eine unerläßliche Bedingung zur Arterhaltung, denn die ausgekrochene Larve ist so organisiert, daß die Berührung einer Biene, welche die Blume besucht, in ihr wie in der Larve des Maiwurmes den Trieb erweckt, diese zu beklettern. Sie bleibt dann auf dem Rücken derselben und läßt sich gemütlich in den Bienenstock tragen und erst die Wahrnehmung einer Zelle und des in derselben enthaltenen Honigs veranlaßt sie, vom Rücken herab in die Zelle zu gleiten, wo sie die ihr zusagende Nahrung findet. Der Maiwurm oder Oelkäfer gräbt ein Loch etwa 1 cm tief, legt es voll Eier, wirft es wieder zu und verwischt jede Spur. — Der Haseldickkopfkäfer macht zwei Einschnitte in ein Blatt, so daß ein Fetzen zum Teil abgeschnitten ist und infolge dessen welkt, wickelt diesen Fetzen kunstvoll zu einer hübschen Rolle zusammen, schlägt ihn auf beiden Seiten zum Verschluß der Rolle ein und legt nun durch eine Oeffnung zwei Eier hinein, und die aus diesen auskriechenden Larven nähren sich dann von der Rolle.

Ebenso sucht der Rebenstecher einen jungen Rebenzweig aus, sticht ihn an, dieser welkt infolge dessen, dann nimmt er ein junges Blatt oder er schabt bei Mangel eines solchen von einem alten Blatte nur eine Blatthaut ab, macht eine schöne zigarrenförmige Rolle

daraus und legt 1—2 Eier hinein. Das ist eins der seltenen Beispiele, in welchen ein Insekt eine Gewohnheit, sobald es auf Schwierigkeiten stößt, abändert, und es ist wahrscheinlich, wenn auch nicht unbedingt notwendig, daß diese Abänderung auf einem gewissen Grade der Ueberlegung beruht. Rhynchites cupreus schneidet, wenn sie die Zeit des Eierlegens kommen fühlt, den Stiel einer Pflaumenfrucht fast ganz ab, bohrt ein Loch mit möglichster Schonung der Oberhaut in die Frucht, legt ein Ei hinein, schiebt es mit dem Rüssel zurecht, drückt die Oberhaut auf die Wunde und beißt noch weiter am Stiel, so daß der leiseste Wind die Frucht abweht.

Der Haselnußrüßler beißt ein Loch in das Herz der halberwachsenen Haselnuß, legt ein Ei in dasselbe und schiebt es tief hinein. Orchestes quercus (Eichenrüßler) frißt ein kahnförmiges Stückchen aus der Mittelrippe auf der Unterseite des Blattes, legt ein Ei in die Vertiefung und bedeckt es mit Stückchen der Oberhaut.

Der Fichtenborkenkäfer macht einen Gang in den Fichtenstamm und legt zu beiden Seiten desselben in bestimmten Abständen die Eier in genagte Höhlungen, welche die jungen Larven nachher zu langen Gängen erweitern. Der Erbsenrüßler klebt die Eier an den Fruchtknoten der Erbsenblüte, in den sich die Larven einfressen. Innerhalb der Hautflügler sind die Gewohnheiten zur Brutpflege sehr verschieden. Die Gallwespen bringen ihre Eier an bestimmten Pflanzen und zwar meist an den noch unentwickelten Knospen derselben unter, in denen die Larven dann leben und durch ihren Reiz die Gallenbildung verursachen. Die Bienen, Hummeln und viele Wespen bauen Zellen und legen in je eine ein Ei, nachdem sie mit dem passenden Futter gefüllt ist. Die Kiefernkammhornwespe schließt die Oeffnung, wo das Ei hingelegt ist, mit einem ausfließenden Safte gemischt mit Sägespähnen.

Der Kotkäfer, der im Miste lebt, gräbt unter demselben Löcher in die Erde, steckt in jedes Loch einen Pfropfen Mist und legt dann in jeden ein Ei.

Der Blattschneider zwickt Stücke von Rosenblättern ab, biegt sie zusammen, trägt sie in ein Raupen- oder Mäuseloch in Bäumen oder in der Erde, legt sie dort zurecht, bedeckt die Fugen wieder mit andern Stücken und macht so eine fingerhutartige Hülle, füllt sie mit Honig und legt ein Ei hinein.

Die Schlacht bei Aspern.

Siegreich war Napoleon I. Anno 1809 auf deutschen Boden vorgedrungen, Schlacht um Schlacht hatte er gewonnen. Preußen war früher schon durch den Frieden von Tilsit, der am 9. Juli 1807 abgeschlossen ward, wehrlos gemacht und die süddeutschen Staaten hatten ihre Truppen leider im Rheinbund unter Napoleons Befehl gestellt, so daß dieselben gegen deutsche Brüder kämpften. Einzig und allein Oesterreich stand noch im Kampfe gegen den gewaltigen Feind im Felde. Aber auch ihm versetzte der Welteroberer Schlag auf Schlag. Blutige Gefechte brachten in einer Aprilwoche des Jahres 1809 auf bayerischem Boden (bei Regensburg) das zersplitterte österreichische Heer zum Wanken und wenige Tage später rückte der Franzosenherrscher in Oesterreichs Kaiserstadt, das schöne Wien ein. Aber noch stand Erzherzog Karl, der tüchtige österreichische Heerführer kühn auf dem Plane. Er sammelte seine Truppen auf dem nördlich von der Donau sich ausbreitenden Marchfelde, um diesen Kreuzungspunkt der ins Böhmerland, nach Mähren und Ungarn führenden Straßen zu verteidigen. Napoleon eilte, auch diesen Gegner zu zerschmettern. Aber sein Vorhaben sollte ihm nicht gelingen. Zwar brachte er seine Armee über die Donau und besetzte die Dörfer Aspern und Eßling, aber in wütender Schlacht gelang es den Oesterreichern, die Franzosen wieder aus Aspern zu vertreiben. Das geschah am 21. Mai. Am andern Morgen rückte Napoleon mit 60 000 Mann, die er auf das linke Donauufer übersetzen ließ, von neuem in den durch die Nacht unterbrochenen Kampf und schon schien es, als ob die an Zahl gleiche österreichische Armee ins Wanken geriete, als Erzherzog Karl selbst eine Fahne ergriff und mit ihr in der Hand auf den Feind einstürmend, seinen Truppen neuen Mut einflößte. Die wankenden Bataillone stürmten von neuem vorwärts und siehe da, die Franzosen wurden mit einem Verluste von 44 000 Mann über die Donau zurückgeworfen. Leider waren die österreichischen Truppen derart erschöpft, daß sie, um den Feind noch empfindlicher zu treffen, ihn nicht weiter verfolgen konnten. Dadurch ward Napoleons Armee in den Stand gesetzt, sich wieder zu kräftigen und es kam dann etliche Wochen später zu der für Oesterreich so ungünstigen mörderischen Schlacht von Wagram.

Reiseabenteuer eines Obertertianers.

(Fortsetzung.)

Bald war das Stadtthor passiert und auf der Landstraße marschierte es sich leidlich, zudem herrschte draußen eine andre, ordentlich belebende Luft und, seinen Stock in allerlei Fechterhieben schwingend, schritt der lange Obertertianer flott auf der Straße dahin — aber die Sonne stieg höher und höher, und die Bäume, welche die Landstraße einfaßten, hatten ihren vollen Blätterschmuck noch nicht ausgebreitet, so daß sie nur wenig Schatten spendeten, und unsrem Wanderer wurde bald warm, sehr warm. Dazu drückte der, wenn auch nur leichte, Tornister den solcher Last ungewöhnten Rücken, und der Regenmantel lag auch schwer genug auf der nicht sonderlich kräftigen Brust des langen Menschenkindes. Karl nahm ihn ab und trug ihn auf dem Arme, aber nicht lange

Episode aus der Schlacht bei Aspern.

und er erlahmte durch das fortwährende Halten im rechten Winkel.

„Ist doch nicht so ganz einfach, solch ein Marsch," sprach er, „und doch bin ich erst eine Stunde unterwegs, zum Glück beginnt dort hinten der Lindenholzer Busch, da wird's nicht so heiß sein, wie auf der Straße."

So waren zwei Stunden seit seinem Abmarsche vergangen und die langen Beine ganz bedenklich ermüdet, so daß Karl beschloß, eine kurze Rast zu machen und den von der Mutter fürsorglich eingepackten Proviant einer Musterung zu unterziehen.

„Hätte es mir doch leichter vorgestellt, das Marschieren," sprach er, als er unter einem schattenden Busch lagerte und den Brotbeutel öffnete, „bah, unsereiner ist das bloß nicht gewöhnt, will es aber später doch öfter üben, mich überhaupt am Turnen fleißiger beteiligen — sie alle sagen, es mache stark und kräftig — und es muß etwas Wahres daran sein, denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß Hugo Winzer, der kleine Bengel, zu Ende der Osterferien mehr als sechs Meilen von seinem Heimatsorte nach Seeburg an einem Tage hätte zurücklegen können. Und dabei war der Junge am andern Morgen frisch und munter in der Schule! — Aber famose Butterbrote hat Mutterchen mir mitgegeben, nehmen wir noch eins. Doch halt, nun darf ich ja auch das Packetchen öffnen, ein ehrlicher Gymnasiast hält immer sein Wort! Ah sieh, ein feines Portemonnaie mit Kugelverschluß — und — alle Wetter, ein Zehnmarkstück darin! 's ist doch die beste Mutter in ganz Seeburg, die meinige, na thun wir's zu den andern — vom Vater zwanzig Mark, von der Mutter zehn Mark, dazu mein Kassenbestand von beinahe sieben Mark, ganze siebenunddreißig Mark. Hurra! Damit kann ich in Eulenbude den Großartigen spielen!"

„Das kannst du, alter Junge," rief plötzlich eine Stimme durch das Buschwerk, in dessen Schatten es sich Karl bequem gemacht, „na du brauchst nicht zu erschrecken," fuhr der unsichtbare Redner fort, als Karl aufspringend seinen Schatz in der Tasche barg, „ich fresse dich nicht, sind ja Kommilitonen, wie ich an deiner Mütze sehe, heiße Alfred v. Wetterhardt, Student der Rechts- und Staatswissenschaften —"

„A — a — aber, wie kommen Sie denn hierher, und — und — —"

„Wahrscheinlich auf dieselbe Weise wie du," lachte Herr v. Wetterhardt, „per pedes apost — apost — apost —, nun, ist denn dabei etwas so Wunderbares, daß du mich so anstierst?" und näher tretend, fuhr er fort: „Sehe allerdings nicht besonders kommentmäßig aus, hahahaha! Wenn ich dir aber die Ursache davon erzähle, wirst du es leicht begreifen."

In der That hatte der Student der Rechte, Herr Alfred v. Wetterhardt die reine Wahrheit gesprochen, wenn er sein Aussehen als wenig kommentmäßig bezeichnete, denn in seinen schwarzen, vor Alter fast glänzend gewordenen Hosen, einem ehemals schwarz gewesenen, mit zahllosen Flecken bedeckten Frack, der, an allen Nähten abgeschabt, jetzt unterschiedliche Farben zeigte, einer Weste und Halsbinde, die früher vielleicht einmal weiß gewesen waren, glich er freilich eher einem der alten Aufwärter, die in den Kaffeegärten unteren Ranges in Seeburg die Gäste bedienten, als einem adligen Herrn und stud. jur. Sein Vorhemd dagegen war tadellos weiß, erweckte aber selbst bei dem in dieser Hinsicht nur wenig erfahrenen Obertertianer den Verdacht, daß der Grundstoff desselben dem Gewerk einer Papiermühle entstamme. Auch seine Fußbekleidung war nicht fein genug für einen Herrn seines Standes, sie bestand aus einem Paar derber rindslederner Schuhe, deren Sohlen dicht mit Nägeln beschlagen sein mußten, wie ein Abdruck derselben auf der Erde eines frisch aufgeworfenen Maulwurfshaufens bewies. Nur die Mütze, eine echte Studentenmütze, war neu und zeigte die Farben einer bekannten Verbindung.

„Will dir auch den Grund erzählen, weshalb du mich in komplettem, allerdings jetzt sehr mitgenommenem Gesellschaftsanzuge auf der Landstraße antriffst. Stelle dir vor, Fuchs, sind bei unsrem Professor, Herrn v. Czttzceczkitzky — Name spricht sich nicht besonders leicht aus —, also sind etwa zwanzig Kollegen bei v. Czttzceczkitzky eingeladen, Hausball mit Souper, sitzen bei Tisch, mir vis-à-vis ein Lieutenant, naseweiser Mensch, Schwadroneur, lache ihn aus wegen bodenlos alberner Behauptung, erbost sich darüber, sagt, müsse Erklärung fordern, natürlich konnte nur mit Blut gesühnt werden. Ich sage also meinem Freunde, dem Grafen Blitzwitz, ein paar Worte ins Ohr, dieser nickt einfach mit dem Kopfe, begibt sich zum Lieutenant — na, um es kurz zu machen, eine halbe Stunde später stehen wir uns in dem Kastanienwäldchen hinter dem Stadtpark — zehn Schritte Distanz — gegenüber, v. Natzenohr zählt eins, zwei, drei, ein Blitz, ein Knall — mein Gegner liegt erschossen im Grase!"

„Und im Dunkel der Nacht?" fragte Karl.

„Unsinn, Fuchs, jeder von uns hielt eine Laterne in der linken Hand, die wir unsrer Equipage entnommen, die rechte führte die Waffe! Natürlich mußte ich auf der Stelle flüchten, gab also Blitzwitz die Schlüssel zu meiner Wohnung, nahm seine Mütze, und ließ mich wie ich ging und stand nach der nächsten Eisenbahnstation fahren, denn in der Stadt würden sie mich im Augenblick abgefaßt haben. Auch auf der Station wäre mir dies beinahe passiert, denn der Telegraph hatte bereits gearbeitet. Zum Glück war der Kutscher ein schneidiger Bursche, sah von weitem die Pickelhauben der Gendarmen, avertierte mich, ließ mich aussteigen, kehrte um. Was blieb mir übrig als zu Fuß zu flüchten, überall fand ich die Bahnhöfe besetzt und beschloß deshalb geraden Weges nach H. zurückzukehren und mich selbst dem Gerichte zu stellen. Selbstverständlich paßt mir dazu die Begleitung der Gendarmen nicht, ziehe deshalb vor, auf Umwegen durch diese reichbewaldete Gegend mein Ziel zu erreichen. Siehst du, Fuchs, das ist meine Geschichte und der Grund, aus welchem ich im Gesellschaftsanzuge auf der Straße herumlaufe. — Was treibt denn dich, bepackt wie ein rauher Kriegsknecht, aus dem Vaterhaus?"

„Ich — o ich — ich bin auf der Reise nach Forst-

haus Eulenbude, die Pfingstferien bei meinen Verwandten zu verleben."

„Eulen — Eulen — Eulenbude? Der Name ist mir doch bekannt, hm, hm, ist dein Onkel vielleicht ein Oberförster — na — hm — Herr — Herr — —"

„v. Kernbach."

„Richtig, v. Kernbach! Mein Gott, der ist ja gut Freund mit meinem Alten, haben zusammen ihr Jahr bei den Gardejägern gedient! Freilich, freilich, Kernbach war ja oft genug bei uns zum Besuch auf Schloß Fliegenklappe, na weißt du, Fuchs, da werde ich getrost mit dir wandern und auf eine Stunde in Eulenbude einkehren. Doch nun laß uns aufbrechen, alter Junge, ich verspüre so etwas wie einen grausigen Frühstückshunger und gleich hinter dem Walde muß ein Dorf liegen, in dem doch jedenfalls ein Wirtshaus anzutreffen ist; mit Geld bin ich überreich versehen, sieh her," dabei zog er eine seidene Geldbörse hervor, durch deren Maschen man gelbes Metall blitzen sah, „werde ein Frühstück ponieren, Fuchs, und ein großartiges, darum vorwärts — es winkt eine gedeckte Tafel! Doch halt — täuschte ich mich, oder sah ich nicht, daß du vor einigen Minuten ein Paketchen öffnetest, welches dem Anscheine nach vielversprechende Butterbrote enthielt? Heraus damit, krasser Fuchs, ich werde dir die Ehre erweisen, eins davon zu kosten!"

Ohne Zögern überreichte Karl dem Studenten den Rest seines Reiseproviants, Herr v. Wetterhardt geruhte denselben huldvollst entgegenzunehmen und als er mit wenigen Bissen eins der appetitlichen Brötchen mehr verschlungen als verzehrt hatte, sagte er, ein zweites zum Munde führend: „Nicht übel — Fuchs — die Butterbrote ähneln — fast denjenigen — die unser Koch — auf Schloß Fliegenklappe — mir zum Thee zu servieren pflegt, wenn ich daheim bin. Eine einsichtsvolle Frau, Fuchs, deine Mutter, hier hat sie zur Abwechslung — Lachs aufgelegt — wirklich famos — wäre schade, die Dinger noch weiter mitzuschleppen, würden in dem Sonnenbrand nur vertrocknen; schlage deshalb vor, Fuchs, 's sind noch eins, zwei, drei, vier, wir essen sie auf der Stelle, nachher haben wir für das folgende Frühstück wenigstens eine richtige sogenannte Unterlage."

Und die Worte zur That machend, ließ er den von lieber Mutterhand sorglich bereiteten Mundvorrat so schnell und so gründlich hinter seinen Kauwerkzeugen verschwinden, daß Karl in der That nicht wußte, was staunenswerter sei, Herrn v. Wetterhardts gesegneter Appetit oder seine Unverschämtheit.

Dieser machte indessen ein seelenvergnügtes Gesicht, putzte den Mund fein säuberlich mit dem Seidenpapier, in welchem die Brötchen — schade, daß keine mehr da waren — verpackt gewesen, steckte dies in die Tasche und sagte lachend: „So, Fuchs, der Fall wäre erledigt, sehr zur Zufriedenheit erledigt, wenn du nun, woran zu zweifeln ich durchaus nicht wagen will, eine gute Zigarre bei dir hast, so können wir uns eine bewilligen!"

„O, es sind nur ganz leichte Damenzigarren," entschuldigte sich Karl, „ich weiß nicht, ob Sie —"

„Thut nichts, Fuchs, können auch von Herren geraucht werden, in der Not, behauptet das Sprichwort, frißt der Gottseibeiuns Fliegen," und Karls Zigarrentasche nehmend, fuhr er fort: „Hm, freilich, 's sind leichte Dinger, werde mir im nächsten Dorfe einen Vorrat von Havannas kaufen. Doch was soll's mit dem Zettel, der hier steckt?"

„Eine Anweisung —"

„Wahrlich, eine in aller Form Rechtens ausgestellte Anweisung auf leibliche Atzung — famose Idee von deinem Onkel — prächt'ger Kerl, der Oberförster, verlier dies wichtige Dokument nur ja nicht, so, ich stecke das Ding wieder hinein, der Sicherheit wegen nehme ich die Zigarren heraus, könnte sonst leicht geschehen, daß man unachtsamer Weise das Papier mit einer solchen herauszieht, und nun, Fuchs, sind wir gestärkt, item, wir können aufbrechen!"

Mit einem Gemisch von Staunen und Aerger hatte Karl gesehen, wie der Reisegefährte mit seinem Eigentum schaltete und waltete; aber — er durfte diesen Gefühlen einem „wirklichen Studenten" gegenüber doch keinen Ausdruck geben, um so weniger, als dieser ihn selbst für einen solchen — wie die Anrede „Fuchs" bewies — hielt, was des Obertertianers Eitelkeit nicht wenig schmeichelte. Deshalb gab er jenen unmutigen Gedanken auch nicht weiter Raum, zumal der Student versprochen hatte, im nächsten Dorfe sich in jeder Weise zu revanchieren.

Rüstig schritt er deshalb neben Herrn v. Wetterhardt einher, der eine Zigarre nach der andern rauchte, allein das Wort führte und von allerlei „Ulk" erzählte, den er mit gleichgesinnten Kommilitonen in den drei oder vier Universitätsstädten verübt, die er seither „mit seinem Besuche beehrt". Da er sich auch freundschaftlich erboten hatte, Karls Regenmantel zu tragen, was diesen wesentlich erleichterte, so verging die Stunde schnell genug, welcher sie bedurften, um das nicht unbedeutende Dorf Waldbusch zu erreichen.

„Brauchen keinen von den Knoten nach einem Wirtshause zu fragen, Fuchs," sagte der Student, „die beste Kneipe liegt stets neben der Kirche und wenn wir auf den Turm lossteuern, gehen wir niemals fehl."

Er hatte recht, der Student, wenige Schritte von der Kirche entfernt fanden sie das stattliche Wirtshaus „Zum Rautenkranz", in dessen gastlich weit geöffnete Thür sie eintraten. In der sehr geräumigen Gaststube waren nur vier oder fünf Bauern anwesend, welche um eine Kuh feilschten.

„Hallo, Frau Wirtin!" rief der Student, mit Karl an einem der Tische Platz nehmend, „edle Herrscherin und Gebieterin dieses Hauses, allwo man Atzung und kühlen Trunk für schnöden Mammon haben kann. Frau Wirtin, kommen Sie mal näher und —"

„Der Herr braucht gar nicht so arg zu schreien," sagte die Wirtin, an den Tisch tretend, „wir sind nicht taub, also, was wünschen die Herren?"

„Würdigste Frau, ehrenwerteste Priesterin dieses bacchusgeweihten Tempels —"

„Ach! spart das Gewäsch, das dumme. Sagt, was ihr begehrt, dann wird man euch bedienen!"

„Scharmant, holde Hebe, also —"

„Ich heiß' nicht Hebe, ich bin die Frau Eva Kranzler, die Wirtin zum Rautenkranz, und da ist die Thür, wenn ihr mit euren Albernheiten nicht aufhören könnt!"

„Gemach, gemach, verehrte Frau Kranzler, seht Ihr nicht, wen Ihr vor Euch habt? Studenten sind wir, die Hüter und gottbegnadeten Pfleger aller Wissenschaft!"

„Na ja, dann wunder' ich mich freilich nicht mehr; Studenten sind allweil ein wenig ausgeartet, haben im Dorfe selbst so ein Früchtchen, was den Eltern Haus und Hof verstudiert hat und jetzt zu nichts nutze ist, also was befehlen die Herren Studenten?"

Fig. 8: Das Haarsträuben.

„Zuerst, liebe Frau, bewilligen wir uns pro Nase einen Rum, der vertreibt die Hitze, dem lassen wir ein Seidel jenes auch du, o Fuchs, deinen Mammon — — —"

„Genug, wenn einer von euch Geld hat; also, Resi, bring zwei Rum und zwei Seidel! — Nun, und was soll's jetzt noch?"

„Essen."

„Warm?"

„Sehr, sehr warm sogar, edle Frau von Rautenkranz!"

„Und was?"

„Ja, was kann denn Ihre Speisekammer bieten?"

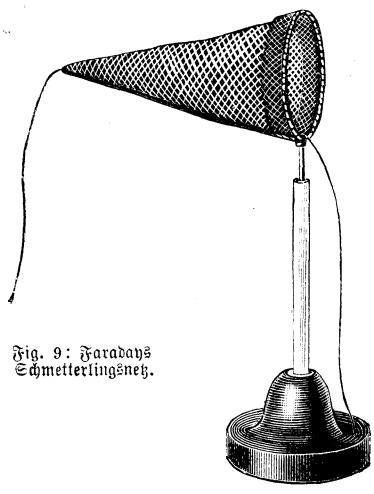


Fig. 9: Faradays Schmetterlingsnetz.

„Na, man könnte euch ein Huhn rupfen lassen."

„Eins? Ein Huhn für zwei Hungernde? Hm, das müßte schon ein sehr großes Exemplar sein, oder ihm müßte eine gut gebratene Gans folgen. Würde auch zu lange dauern."

„Na, wie wär's denn mit gebackenem Schinken."

„Hm, darüber ließe sich reden. — Also sagen wir, schneiden Sie ein Pfund oder lieber einundeinhalbes Pfund Schinken in die Pfanne und schlagen Sie ein Dutzend frische Eier darüber, dann wird es langen."

„Das langt ja für ein ganzes halbes Dutzend solcher Studenten, wie ihr seid!"

„Wollen sehen, liebe Frau, wollen sehen!"

„Na meinetwegen, in einer Viertelstunde sollt ihr bedient sein!"

„Recht so, Frau Wirtin, und nun, Fuchs, prosit, ich komm dir zuerst den Rum."

Nur widerstrebend brachte Karl das Glas mit dem starken Getränk an seine Lippen, aber es half nichts, als „Student" mußte er „nachkommen", aber dem „Ganzen" (das heißt dem Seidel Bier), den sein Gegenüber ihm in langen Zügen „vortrank", ohne abzusetzen, „nachzukommen", das ging über sein Können und energisch protestierte er dagegen, obgleich ihm der Student drohte, „ihm einen Bierjungen aufzubrummen" — er kannte übrigens nicht einmal die Bedeutung dieser Drohung.

Nach kurzer Zeit erschien die Wirtin mit einer großen Platte, welche sie auf den sauber gedeckten Tisch setzte.

„So, ihr Herren, hier — und Gott gesegne's euch, wenn ihr's bezwingt — ich meine, daran hätten zwei Knechte genug, wenn sie von morgens früh bis abends spät geschafft haben."

„Hm," erwiderte der Student kopfschüttelnd, „so ohne etwas Nasses wird es freilich schwierig sein, darum bringt uns zwei oder drei Flaschen von Eurem guten Landwein, Frau von Rautenkranz, dann werden wir, denke ich, die Gottesgabe bezwingen, meinst du nicht, Fuchs?"

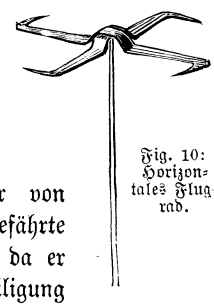


Fig. 10: Horizontales Flugrad.

Und es gelang wirklich.

Der Obertertianer freilich war von der ersten Portion, die ihm sein Reisegefährte vorgelegt, vollständig gesättigt, und da er mit Bestimmtheit jede weitere Beteiligung zurückwies, sagte der Student: „Na, weißt du, alter Junge, zwingen kann ich dich nicht zu deinem Glücke, wenn du nicht mehr mitthun willst, muß ich allein versuchen, unser Wort einzulösen. Dann sehe ich aber auch nicht ein, weshalb ich ewig von der Schüssel auf den Teller löffeln soll, ich esse einfach von der ersteren!"

Und so that er und ruhte nicht, bis er die große Platte geleert und zum Schlusse mit Brotstückchen sauber abgeputzt hatte.

„So," sagte er mit einem Seufzer der Befriedigung, „sehen Sie, Frau Eva Kranzler, es ist gelungen, nun halten wir hoffentlich bis zum Mittagessen aus."

„Gott steh mir bei, Herr Student, ich mein', Euer Magen muß anders beschaffen sein, wie der meinigt," lachte die Wirtin, „ich hätt' das ganze Gedings nicht in einer Woche verputzen können; Herr du meine Güte, wie mögt Ihr das nur vertragen!"

„Hm, es macht sich schon, würdigste Frau Wirtin zum Rautenkranz, aber Durst gibt es danach, darum

füllen Sie noch einmal diese Literflasche mit demselben süßen Weine, und haben wir diesen intus — du schweigsamer Fuchs! —, dann wollen wir diese gastliche Schwelle verlassen und unsre Wanderung fortsetzen, aber was ist das? Ich glaube, der Junge schläft den Schlaf der Gerechten!"

Allerdings saß Karl mit geschlossenen Augen, den Kopf auf die Hand gestützt, wie ein Schlafender auf seinem Stuhle und sein hochgerötetes, mit großen Schweißtropfen bedecktes Antlitz verriet, daß sein bisheriges Wohlbefinden einem entgegengesetzten Zustande gewichen war. Indes öffnete er auf des Studenten Anruf die Augen und sagte: „Ich weiß nicht, wie mir ist, der Kopf ist mir schwer und das ganze Zimmer scheint sich im Kreise zu drehen, lassen Sie uns eilen, ins Freie zu kommen!"

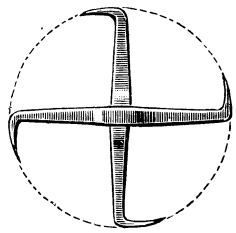


Fig. 11: Vorlage für Herstellung des Flugrades.

„Auf der Stelle, mein Junge, werde sogleich unsre Rechnung bezahlen — oder weißt du" — hier sank seine Stimme zum Flüsterton herab — „lege du lieber hier aus, man kann nicht wissen, welches Schlages jene vier Männer sind, und ob sie nicht der Anblick meiner goldgefüllten Börse verführt, uns zu folgen — du verstehst mich — dein kleines Geldtäschchen fällt nicht so auf und im nächsten Dorfe erstatte ich dir die Auslage!"

(Fortsetzung folgt.)

Elektrisches Kabinett.

VII.

Der haarsträubende Kopf kann übrigens auch künstlich im kleinen dargestellt werden (Fig. 8). Ein hölzerner Puppenkopf wird auf einen Messingstab gesteckt, der bei Nichtbenutzung seinen Platz in einem Holzfuße hat. In den Puppenkopf macht man oben querüber mit einem scharfen Messer einen tiefen Einschnitt von Ohr zu Ohr und leimt einen Streifen Karton hinein, um den man vorher einen Büschel Haar mit dem einen Ende etwas aufgewickelt hat. Soll der haarsträubende Anblick vorgeführt werden, so steckt man den Messingstab oben in den Konduktor und setzt die Maschine in Thätigkeit.

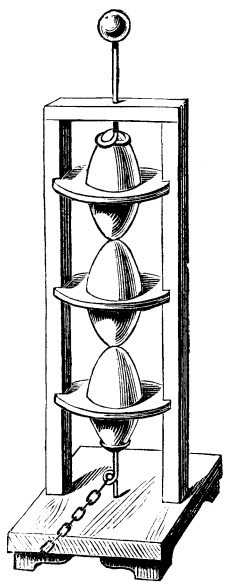


Fig. 13: Leuchtende Eier.

Faradays Schmetterlingsnetz (Fig. 9) soll zeigen, daß die Elektrizität sich immer nur auf der Außenfläche der Körper befindet. Ein 37 cm langer Messingdraht wird zu einem 10 cm weiten Ringe mit einem 5½ cm langen Stiele gebogen. Letzteren kittet man in eine 15 cm lange Glasröhre und diese in einen Holzfuß. Nun näht man aus steifem Musselin einen kegelförmigen Beutel von 20 cm Länge und befestigt seine Oeffnung an dem Ringe, versieht auch seine Spitze innen und außen je mit einer 30 cm langen Seidenschnur, so daß man den Beutel mittelst der Schnüre abwechselnd link und recht machen kann. Elektrisiert man den Musselinstoff, so zeigt sich die Elektrizität auch nach Umstülpung des Beutels immer nur auf seiner jeweiligen Außenseite.

Das elektrische Flugrad (Fig. 11) kann man horizontal (Fig. 10) oder vertikal (Fig. 12) sich drehen lassen. Aus Messingblech schneide man die beiden Flügel des Rades in der Form von Fig. 11, mit recht spitzen Enden. Beide Flügel werden rechtwinkelig aufeinander gelötet. Soll sich das Rad horizontal drehen, so bringt man in seinem Mittelpunkt eine Vertiefung an und biegt wohl auch die Flügel in der Weise, wie es Fig. 10 andeutet, worauf man das Rad auf die Spitze einer auf dem Konduktor befestigten Nadel setzt. Das vertikale Flugrad dagegen ist mit einer einzulötenden Messingachse von 15 cm Länge zu versehen, die in zwei Kugeln endigt. Jetzt befestigt man mittelst Holzfüßen vier Glasständer auf einem 30 cm langen und 15 cm breiten Fußbrette, zwei von je 12 cm, zwei von je 8 cm Höhe, versieht sie mit Messingknöpfen und verbindet diese durch zwei Messingstäbe entlang den größeren Seiten des Fußbrettes. Legt man jetzt das Flugrad mit seiner Achse oben an den höher gelegenen Kugeln auf die Stäbe und leitet Elektrizität zu, so rollt es die schiefe Ebene herab.

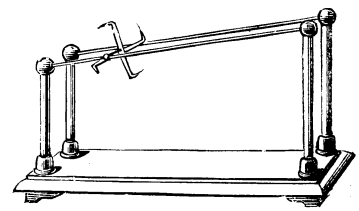


Fig. 12: Senkrecht stehendes Flugrad.

Um leuchtende Eier herzustellen, bedarf man eines besonderen Eierständers (Fig. 13). Von einem quadratischen Fußbrette von 15 cm Seitenlänge erheben sich zwei 20 cm hohe Holzständer von quadratischem Querschnitte, 13 mm dick. Sie sind oben durch einen Querbalken verbunden. Aus dickem Drahte biege man den oberen (Fig. 14) und den unteren (Fig. 15) Halter, so wie es die Abbildungen zeigen. Der obere wird von unten durch eine Oeffnung im Querbalken gesteckt u dann mit einer Kugel versehen; der untere, der am gebogenen Ende zugespitzt ist, wird mit dieser Spitze in der Mitte des Fußbrettes eingebohrt. Danach schneide man aus Zigarrenbrettchen drei ovale Querboden, entsprechend lang, um mit ihren Einkerbungen die Ständer zu umfassen. Jeder bekommt in der Mitte eine 3¾ cm weite kreisförmige Oeffnung. Diese drei mittleren Halter oder Querboden werden schräg zwischen die Ständer eingeführt und hoch gehalten. Nun setzt man das erste Ei auf den unteren Halter, läßt einen Querboden kragenförmig darauf herab und setzt das zweite Ei auf das erste, läßt wieder einen Kragen herab und wiederholt das Gleiche mit dem dritten Ei, worauf man den hochgezogenen oberen Halter soweit herabschiebt, daß er das oberste Ei festhält. Jetzt

verbindet man den Knopf oben mit dem Innenbelege, die Schlinge unten mit dem Außenbelege einer Leydener Flasche und ladet diese. Findet der Versuch im Dunkeln statt, so sieht man, wie die Elektrizität von oben nach unten strömt und dabei die Eier herrlich erleuchtet.

Alles schon dagewesen!

In dem holländischen Badeorte Scheveningen zeigte man noch in unsrem Jahrhundert einen zur Zeit des Prinzen Moritz von einem Ingenieur Namens Steven erfundenen Wagen mit Segeln, in welchem 28 Personen Platz hatten und in dem man längs der Küste ungefähr fünf Meilen in zwei Stunden zurücklegen konnte. Man erzählt, derselbe Fürst habe einen ähnlichen, mit eisernen Schienen beschlagenen Schlitten bauen lassen, mit dem er während des starken Frostes im Jahre 1610 die ganze Küste von Scheveningen bis Putten binnen anderthalb Stunden befahren habe.

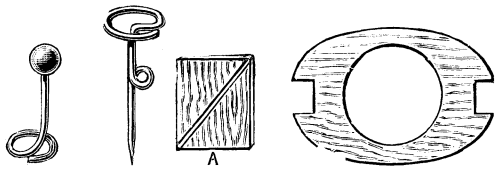


Fig. 14. Fig. 15. Fig. 16.

Die verschiedenen Halter für die leuchtenden Eier.

Ein armer Student.

König Ludwig I. von Bayern liebte einsame Spaziergänge, besonders auch im Englischen Garten, und ließ sich dabei von der Jahreszeit wenig anfechten. Als er nun einmal an einem schönen, aber kalten Februartage um Mittag in der Gegend des Monopteros dahinschritt, sah er einen dürftig gekleideten, verfroren aussehenden Menschen rasch auf und ab gehen und dabei in einem Buche lesen, das er abwechselnd mit der einen und der andern Hand erfaßte, um die, welche vorher zum Halten gedient hatte und dabei erstarrt war, zur Erwärmung in die Tasche seines dünnen Flauses zu stecken. Ludwig gefiel das intelligente Aussehen des frostigen Spaziergängers, weshalb er sich zu ihm gesellte und ihn nach dem Grunde frug, warum er hier in der Kälte einsam wandle, während andre Leute in der warmen Stube beim Mittagsmahle säßen. Der Gefragte erzählte ihm darauf, daß er Student, aber arm sei und kein Geld zur Heizung seines Dachstübchens habe, in welchem es deshalb noch kälter als hier sei, wo doch wenigstens die matten Sonnenstrahlen Zutritt hätten und wo er sich durch schnelles Gehen etwas erwärmen könne; sein Mittagessen aber trage er in Gestalt eines Stückes Brot und einer Knackwurst bei sich. Nachdem Ludwig den armen Studiosen wegen seiner Ausdauer, unter solchen Verhältnissen den Mut nicht zu verlieren, belobt und ihn zu fernerem Ausharren ermahnt und nach seinem Namen und seiner Wohnung sich erkundigt hatte, riet er ihm, sich an den König Ludwig zu wenden, der ja alle edlen Bestrebungen unterstütze und gewiß auch ihm helfen würde. Da schlug der Musensohn, der in dem unscheinbaren Männchen vor sich wohl alles andre eher als seinen König vermuten konnte, eine helle Lache auf und erwiderte: „Nun, lieber Herr, Sie sind gewiß nicht von hier, denn sonst redeten Sie nicht so. Von dem Knicker könnt' einer auch was kriegen!" Ludwig hatte genug gehört und entfernte sich unter einem gedehnten „So, so" mit kurzem Gruße von dem offenherzigen Jüngling, der nicht üble Lust zu haben schien, in seinen Ausdrücken weiter fortzufahren. Als unser Student aber nach besuchtem Nachmittagskolleg abends in seine ungemütliche Behausung heimkehrte, eilte seine Hausfrau auf ihn zu mit der freudigen Mitteilung, daß unten im Hofe eine Klafter Holz für ihn abgeladen und dabei ein Brief übergeben worden sei. In dem schleunigst geöffneten Couvert aber fand der erstaunte Student eine Zehnguldennote und einen Zettel mit den Worten: „Von König Ludwig, dem Knicker." — Der betreffende Student, ein geborener Württemberger, wurde später Pfarrer, ganz in der Nähe seines hart an der bayerischen Grenze gelegenen Geburtsstädtchens, auf einer Fürstlich Taxisschen Pfarrei, und hat seine Geschichte oft selbst erzählt.

Zahlenrätsel.

Ein Maß ist 1 und 2; ein schlauer Schalk erscheint,
Wenn man zu einem Wort 3 4 5 6 vereint.
Doch nimmt man 3 hinweg, so strömt es in den Rhein;
Ergänzt man 7 8, so schluckt's die Donau ein.
Wenn sich zu 7 8 noch 9 mit 10 gesellt,
So ist's ein Binnensee, fern in der Neuen Welt.
Was 1 bis 10 uns nennt, hat schon in mancher Schlacht
Als wackrer Teil des Heers Entscheidung rasch gebracht.
Nimmt man den Fluß heraus, der nach dem Rheine fließt,
So wird ein Ding daraus, das unser Leib umschließt.

Wechselrätsel.

Ich bin ein kluges und treues Tier,
Das von lästigen Mäusen das Haus befreit.
Vertauscht man den Kopf, so wird aus mir
Ein deutscher Dichter der früheren Zeit.

Dreisilbige Scharade.

Zur Zeit, als sich durch unser Land
Vereinzelt nur die Erste wand
Und Dorf wie Stadt im ganzen Jahr
Vor Ueberfall nicht sicher war,
Erbaute man als Schutz und Wehr
Die Letzten auf den Höh'n umher
Und hielt darauf bei Tag und Nacht
Zum Wohl des Landes treue Wacht.

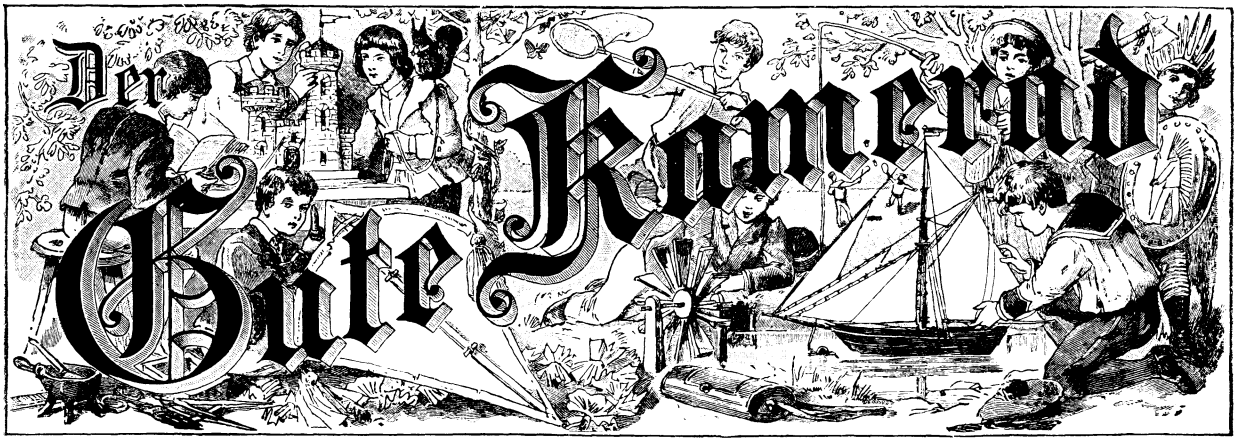
Gesichert ist fast überall
Die Erste jetzt vor Ueberfall.
Das Ganze steht an ihrem Rand
Der goldnen Sonne zugewandt.
Es kehrt ihr bis zur Abendruh
Die leuchtend blauen Sterne zu,
Und von den Letzten blicken wir
Zum Himmel auf und seiner Zier.

Auflösung des Wechselrätsels auf Seite 518.

„Kegel, Kugel."

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 518.

Wenn man die Lanzenspitzen mit ihren Buchstaben so abliest, daß man bei jeder Lanze vom Fußende (Schaft) beginnt und die Reihenfolge einhält, die diese Schaftenden von links nach rechts zu einnehmen, so geben sämtliche Buchstaben die Worte: Auf zum Turnier!



8. Jahrgang.
№ 39.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Welprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Sie reißen aus; sie reißen aus!" schrie der Hobble-Frank. „Rasch off die Pferde und ihnen nach, sonst — — —"

Er vollendete seinen Satz nicht, in der Eile, seinen Worten die That folgen zu lassen, doch Old Shatterhand hielt ihn fest und gebot: „Hierbleiben! Und still! Horcht!"

Man sah und hörte, daß die Indianer nach ihren Pferden rannten; aber die drei Flüchtlinge waren rascher als sie, denn man vernahm trotz des Wutgeheules ganz deutlich den Hufschlag der Pferde, deren sie sich bemächtigt hatten und auf denen sie davongaloppierten.

> Streb rastlos nach der Vollendung Preis!
> Des Genius Bruder ist der Fleiß.
> Das Größte, was die Götter leih'n,
> Glückt nur den beiden im Verein.
> Ernst Eckstein.

„Da sind sie fort, futsch, für uns verloren in alle Ewigkeit!" lamentierte Frank. „Ich wollte ihnen nach. Warum sollte ich denn nich?"

„Weil es nichts genützt hätte und auch sehr gefährlich war," antwortete Old Shatterhand.

„Gefährlich? Meenen Sie etwa, daß ich mich vor diesen drei Halunken fürchte? Da kennen Sie mich, wie es scheint, noch immer nich!"

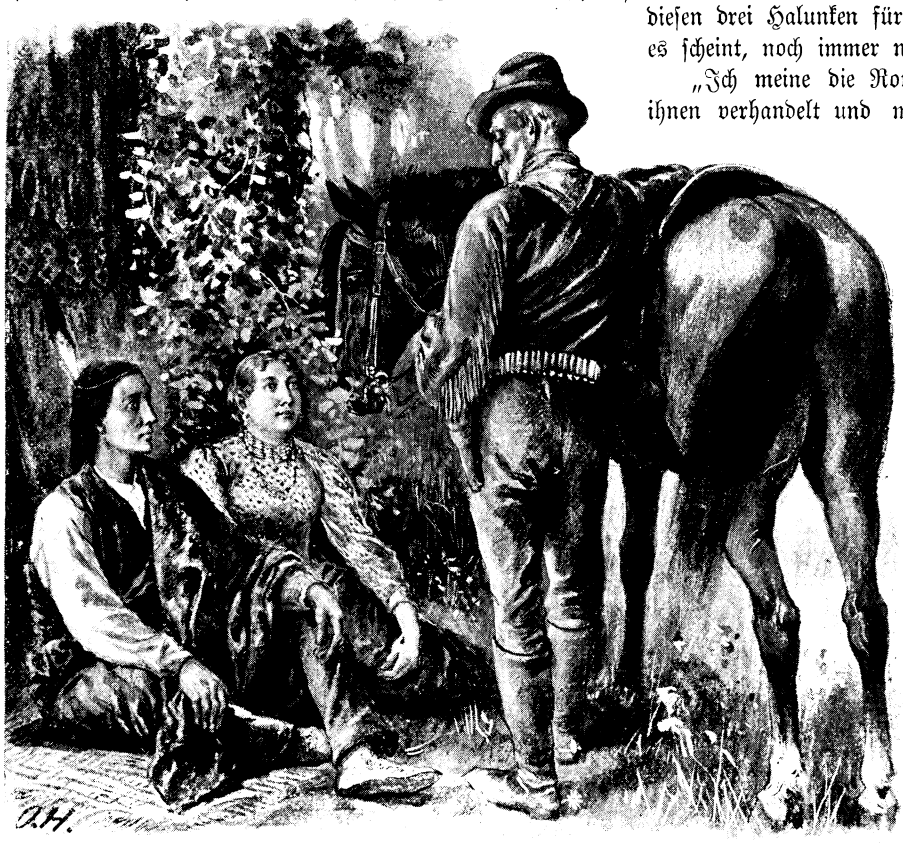
„Ich meine die Roten. Wir haben noch nicht mit ihnen verhandelt und müssen also sehr vorsichtig sein. Wollten wir die Fliehenden jetzt verfolgen, so fielen wir wahrscheinlich den Nijoras in die Hände. Wir müssen hier verborgen bleiben, bis wir uns mit ihnen auseinandergesetzt haben."

„Und die drei Schurken entkommen lassen?"

„Würde es uns gelingen, sie jetzt, in der Nacht, zu ergreifen? Wenn die Möglichkeit dazu vorhanden ist, so können wir dies den Roten überlassen. Hört! Sie reiten den Entkommenen nach. Wir brauchen uns also nicht zu bemühen."

„Ach was! Selber is der Mann! Diese Indianer werden sich keine große Mühe geben."

„Damit würden sie nur beweisen, daß sie klug sind.



. . . „Ich beginne nun auch Sorge zu haben," sagte der Eisgraue. „Unsre Kundschafter sind so lange fort, daß wir nun endlich eine Nachricht von ihnen haben müßten." . . .

Wenn wir warten, bis es Tag geworden ist, können wir die Spuren sehen und ihnen folgen."

„Aber der Vorschprung, den die Kerls dann haben!"

„Den holen wir wohl ein. Es ist dann ganz leicht, sie festzunehmen, weil sie sich nicht verteidigen können; sie haben nur das Federmesser, welches unser sehr pfiffiger Herr Kantor ihnen geborgt hat, und das ist doch wohl nicht als eine sehr furchtbare und gefährliche Waffe zu betrachten."

Alle sahen ein, daß er recht hatte, und auch Frank gestand dies zu. Nach einiger Zeit hörte man wieder den Hufschlag von Pferden; dann war es still. Die Indianer kamen resultatlos von der Verfolgung zurück, denn wenn sie die Flüchtlinge ergriffen gehabt hätten, wären sie jedenfalls sehr laut gewesen.

Da es voraussichtlich morgen einen anstrengenden Tag gab, mußte sich die Gesellschaft wieder schlafen legen; Winnetou und Old Shatterhand aber blieben wach, um die Nijoras zu beobachten, da ein Versuch ihrerseits, ihren gefangenen Häuptling zu befreien, doch immerhin möglich war. Aber sie blieben während der ganzen Nacht ruhig und als es Morgen wurde und die Schläfer erwachten, sah man sie drüben am Ufer des Flusses sitzen; sie waren wahrscheinlich alle munter geblieben.

Bis jetzt hatte niemand ein Wort mit Mokaschi gesprochen, und auch er hatte den Mund nicht geöffnet; ja, er hatte so still und unbeweglich gelegen, als ob Old Shatterhands Hieb ihn getötet habe. Aber er lebte und blickte mit sehr scharfen Augen um sich her; es war Zeit, ihm zu sagen, was man von ihm verlangte. Darum wollte Old Shatterhand das Wort nehmen. Winnetou erriet dies, bat ihn durch einen Wink zu schweigen, und wendete sich, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, selbst an den Häuptling Mokaschi: „Der Häuptling der Nijoras ist ein starker Mann, ein großer Jäger und ein sehr tapferer Krieger; er hat die stärksten Büffel mit einem einzigen Pfeile getötet; darum wird er Mokaschi genannt. Ich möchte gern als sein Freund und Bruder zu ihm sprechen und bitte ihn, mir zu sagen, wer ich bin!"

Das war scheinbar eine sonderbare Aufforderung, doch hatte sie ihren guten Grund und Zweck; das mochte Mokaschi denken, und darum antwortete er bereitwillig: „Du bist Winnetou, der Häuptling der Apachen."

„Du hast ganz richtig gesprochen. Warum hast du nicht einen besondern Stamm der Apachen genannt, zu dem ich gehöre?"

„Weil alle Stämme dieses großen Volkes dich als Häuptling anerkennen."

„So ist es. Weißt du, zu welchem Volke der Stamm der Navajos gehört?"

„Sie sind Apachen."

„Und was sind die Nijoras, die dich ihren Häuptling nennen?"

„Auch Apachen."

„Dein Mund sagt die Wahrheit. Wenn aber diese ebenso wie jene zu dem großen Volke der Apachen gehören, so sind sie Brüder. Hat ein Vater mehrere Kinder, so sollen sie sich lieben und einander beistehen in jeder Sorge, Not und Gefahr, aber sich nicht zanken oder gar bekämpfen. Da unten im Südosten wohnen die Komanchen, die Todfeinde der Apachen; ihre Krieger ziehen alljährlich aus, die Apachen zu bekämpfen; darum sollten unsre Stämme fest zusammenhalten gegen diese Diebe und Mörder. Aber sie thun dies nicht; vielmehr entzweien sie sich untereinander, reiben sich gegenseitig auf und sind dann zu schwach, wenn es gilt, den gemeinschaftlichen Feind zurückzuweisen. Wenn meine Seele daran denkt, wird mir mein Herz schwer von Sorgen wie ein Fels, der nicht von dannen zu wälzen ist. Die Nijoras und die Navajos nennen mich einen Häuptling der Apachen; sie sind auch Apachen; darum sollten ihre Ohren auf die Worte meines Mundes hören. Du hast mich und meine weißen Brüder gefangen genommen, obgleich wir euch nichts gethan haben und obwohl ich eines Stammes oder Volkes mit dir bin. Kannst du mir einen Grund angeben, den ich anerkennen muß?"

„Ja."

„Welchen?"

„Dein Herz hängt mehr an den Navajos als an meinem Stamm."

„Du irrst. Ich bin euer aller Bruder."

„Aber deine Seele gehört den Bleichgesichtern, welche unsre Feinde sind."

„Auch das ist ein Irrtum. Ich liebe alle Menschen, gleichviel ob sie eine rote oder eine bleiche Farbe haben, wenn sie das Gute thun. Und ich bin der Feind aller bösen Menschen, ohne zu fragen, ob sie Indianer oder Weiße sind. Das Beil des Krieges ist ausgegraben und nun zieht der Bruder gegen den Bruder, um sein Blut zu vergießen; das ist nicht gut, sondern bös, und darum bin ich heute nicht euer Freund. Doch dürft ihr auch nicht meinen, daß ich euer Feind sei. Ich helfe weder euch noch den Navajos, sondern ich möchte euch mahnen, den Tomahawk des Krieges wieder zu vergraben und Frieden walten zu lassen."

„Das ist nicht möglich. Das Beil, welches die Hand des Kriegers einmal ergriffen hat, darf nicht eher zur Ruhe kommen, als bis es Blut gekostet hat. Wir hören auf keinen Mund, welcher vom Frieden redet."

„Auch auf den meinigen nicht?"

„Nein."

„So sehe und höre ich, daß jedes meiner Worte vergeblich sein würde; Winnetou aber pflegt nicht unnütz zu reden; ich will also schweigen. Fechtet euren Streit mit den Navajos aus; aber hütet euch, mich und meine weißen Brüder mit hineinzuziehen! Du hast uns als Feinde behandelt; das wollen wir vergessen. Nun befindest du dich in unsern Händen; dein Leben ist in unsre Gewalt gegeben. Soll man in den Zelten eurer Feinde erzählen: Old Shatterhand und Winnetou, diese beiden Männer, haben Mokaschi gefangen genommen, obgleich er dreihundert Krieger bei sich hatte? Sollst du mit deinen Kriegern an allen Lagerfeuern verlacht und verspottet werden? Willst du, daß man von dir sage: Er hat

die weißen Squaws und Kinder, welche sich in Gewalt befanden, wieder hergeben müssen?"

Winnetou sprach diese Fragen mit sehr gutem Grunde. Es war für Mokaschi unbedingt eine große Schande, solchen Verhältnissen und trotz seiner großen Krieger- festgenommen worden zu sein. Er sollte seine vor- n Gefangenen ungehindert ziehen lassen und dafür freigegeben werden. Ging er nicht darauf ein, so dann das Versprechen, daß seine Schande ver- gen bleiben solle, ihn doch noch willfährig machen. ch jetzt finster vor sich hin und antwortete nicht. m fuhr Winnetou fort: „Deine Krieger haben ver- nen, daß du sofort getötet wirst, wenn sie uns an- n. Hast du es auch gehört, als mein Bruder terhand es ihnen hinüberrief?"

Mokaschi nickte.

„So weißt du also, was du zu erwarten hast. Du aber dein Leben behalten und deine Freiheit zurück- nmen. Dafür verlangen wir freien Abzug von hier alle Sachen zurück, welche uns genommen worden und die wir noch nicht wieder haben."

„Die gehören nun uns!"

„Nein. Wir werden nicht eine einzige Nadel in r Händen lassen."

„So mag es zum Kampfe kommen!"

„Aber du wirst zuerst sterben!"

„Ich bin ein Krieger und fürchte den Tod nicht. ne Leute werden mich rächen!"

„Du irrst. Wir befinden uns hier unter dem Schutze Felsen und Bäume; auch haben wir nie die Zahl er Feinde gezählt; ob ihr dreihundert seid oder iger, das ist uns gleich, und deine Krieger wissen, für Gewehre wir besitzen. Ich sage dir, daß wir gewiß nicht unterliegen werden."

„So mögen meine Leute mit mir sterben. Sie tragen benso wie ich die Schande, von welcher du vorhin rochen hast."

„Wenn du klug bist und sie dir gehorchen, wird Schande nicht auf euch liegen bleiben. Wir ver- chen dir, nicht davon zu sprechen."

Da leuchteten die Augen Mokaschis freudig auf, und ief: „Das versprichst du mir?"

„Ja."

„Und wirst Wort halten?"

„Hat Winnetou sein Wort jemals gebrochen?"

„Nein. Aber sage mir, wie ihr euch dann gegen verhalten werdet, wenn wir euch ziehen lassen!"

„So, wie ihr euch gegen uns verhaltet. Folgt ihr , um uns von neuem zu bekämpfen, so werden wir wehren."

„Wohin werdet ihr euch wenden?"

„Das wissen wir noch nicht."

„Etwa zu den Navajos?"

„Wir müssen den drei entflohenen Gefangenen folgen. diese hingeritten sind, dahin reiten wir auch. Sind zu den Navajos, so suchen auch wir diese auf."

„Und steht ihnen gegen uns bei?"

„Wir werden sie zum Frieden ermahnen, so wie ich es bei dir gethan habe. Ich sagte dir ja schon, daß wir nicht eure Feinde sind, aber auch nicht die ihrigen. Entscheide dich schnell! Wir müssen bald aufbrechen, sonst bekommen die drei Bleichgesichter einen zu großen Vorsprung."

Mokaschi schloß die Augen, um alles für und wider zu überlegen; dann schlug er sie wieder auf und erklärte: „Ihr sollt alles zurückbekommen, was euch gehört, und dann fortreiten können."

„Ohne daß ihr uns verfolgt?"

„Wir werden nicht mehr an euch denken; dafür aber werdet ihr nicht davon reden, wie ich hier in eure Hände geraten bin!"

„Einverstanden! Ist mein Bruder Mokaschi bereit, mit uns hierüber die Pfeife des Friedens zu rauchen?"

„Ja."

„Halt!" fiel da Old Shatterhand ein. „Mein Bruder Winnetou hat etwas Wichtiges vergessen. Er hat nicht an die acht Navajos gedacht, welche sich in den Händen der Nijoras befinden."

„Ich habe an sie gedacht," antwortete der Apache.

„Wir müssen auch ihre Freiheit verlangen."

Da fuhr Mokaschi zornig auf: „Was gehen diese euch an? Sind sie eure Gefährten? Haben wir sie in eurer Gesellschaft gefangen? Ihr sagt, daß ihr weder ihre noch unsre Feinde seid, und ich habe das geglaubt. Soll ich nun daran irre werden? Ich habe euch den Willen gethan, soweit es eure Personen und eure Sachen betrifft. Diese Navajos aber, unsre Feinde, sind euch fremd: sie gehen euch nichts an, und ihr habt sie nicht von uns zu fordern. Wenn ihr dies dennoch thut, so nehme ich mein Versprechen zurück, und der Kampf zwischen uns und euch mag beginnen, obgleich ihr mir gedroht habt, daß ich der erste sein werde, welcher sterben muß."

Die Menschlichkeit trieb Old Shatterhand, dennoch auf seinem Verlangen zu beharren; Winnetou aber glaubte, auf eine andre Weise zu demselben Ziele kommen zu können; er gab ihm daher einen heimlichen Wink und sagte zu dem Nijora: „Mein Bruder Mokaschi hat recht; wir dürfen diese Navajos nicht von euch verlangen, denn sie sind nicht unsre Gefährten gewesen; aber du weißt, daß ich sie ebenso wie euch als meine Brüder betrachte, und darum werde ich eine Bitte für sie aussprechen."

„Winnetou mag reden, und ich werde hören."

„Was beabsichtigt ihr, mit diesen Gefangenen zu thun?"

„Sie werden am Marterpfahle sterben, gerade so wie alle andern Navajos, die noch in unsre Hände fallen."

„So bitte ich dich, sie nicht schon jetzt sterben zu lassen."

„Wann?"

„Wenn der Kampf beendet und das Kriegsbeil wieder vergraben worden ist."

„Das würde auch geschehen, ohne daß du es erbittest. Du bist der berühmteste Krieger der Apachen und mußt also den Gebrauch aller Stämme kennen. Kein Gefangener wird während des Kriegszuges gemartert, sondern erst

dann, wenn die Sieger in ihre Dörfer heimgekehrt sind. So wird es auch bei uns geschehen."

„Ich wußte es. Wir sind nun einig und werden die Pfeife des Friedens und der Besiegelung darüber rauchen."

„So bindet mich los und kommt mit mir unter den Bäumen hervor und in das Freie hinaus, damit meine Krieger sehen, daß wir das Calumet rauchen. Da werden sie wissen, daß sie für mich nichts zu fürchten haben und daß der Friede zwischen uns und euch geschlossen worden ist."

Sein Wunsch wurde sogleich erfüllt. Man löste ihm die Fesseln und dann setzten sich alle hinaus ins Freie, wo gestern die Feuer gebrannt hatten. Dort stopfte Winnetou seine Friedenspfeife, zündete sie an und ließ Mokaschi die ersten Züge aus derselben thun. Dann ging sie von Hand zu Hand weiter. Sogar die Frauen und die Kinder mußten sie wenigstens in den Mund nehmen, sonst hätte sich nach indianischen Begriffen der Vergleich nicht mit auf sie erstreckt und sie hätten überfallen oder gar getötet werden können, ohne daß man das Recht gehabt hätte, deshalb auf die Roten den Vorwurf der Treulosigkeit zu schleudern.

Als diese Zeremonie vorüber war, reichte Mokaschi allen, selbst auch den Kindern, die Hand und ging dann zu seinen Leuten hinüber, um ihnen das Uebereinkommen mitzuteilen.

In der Tropfsteinhöhle.

„Ich hätte die acht Navajos zu gern frei gehabt," sagte Old Shatterhand. „Nun müssen wir sie in den Händen der Nijoras lassen!"

„Mein Bruder mag sich nicht um sie sorgen; es wird ihnen nichts geschehen," versicherte Winnetou.

„Das ist nicht so sicher, wie du zu denken scheinst."

„Es ist sicher. Die Nijoras werden gezwungen sein, auch diese Gefangenen frei zu geben."

„Wer soll sie zwingen? Die Navajos?"

„Ja."

„Wieso denn?"

„Wir werden sie dazu auffordern."

„So denkst du, daß wir uns nun direkt zu den Navajos wenden werden?"

„Wir werden das thun müssen, weil der Oelprinz zu ihnen ist."

„Hm! Es gibt allerdings Gründe, dies anzunehmen. Die drei Kerls haben keine Waffen; sie können kein Wild erlegen; Feuerzeug fehlt ihnen auch; sie werden hungern müssen und also gezwungen sein, Menschen aufzusuchen; andre Menschen als die Navajos gibt es aber da, wohin sie kommen, nicht. Freilich fragt es sich, wie sie von diesen aufgenommen werden."

„Gut."

„Das ist zu bezweifeln und doch auch möglich. Wenn sie sagen, daß sie Feinde der Nijoras, bei diesen gefangen gewesen, ihnen aber entflohen sind, so wird der Empfang ein leidlicher sein."

„Mein Bruder mag berücksichtigen, daß sie auch noch

andres sagen können. Sie werden von den Navajo-kundschaftern sprechen und vielleicht erzählen, daß Khastitine, der Anführer derselben, von den Nijoras ermordet worden ist. Sie werden dich und mich erwähnen und alles versuchen, um sich bei den Navajos einzuschmeicheln."

„Und von ihnen Hilfe zu erlangen, nämlich Waffen und alles, was sie sonst noch brauchen. Denkst du, daß sie das bekommen werden?"

„Es kommt darauf an, was sie erzählen werden. Nitsas-Jni aber, der große Häuptling der Navajos, ist ein sehr kluger Mann; er wird jedes Wort, was er von ihnen hört, prüfen, ehe er es glaubt. Doch, schau hinüber zu den Nijoras! Sie besteigen ihre Pferde."

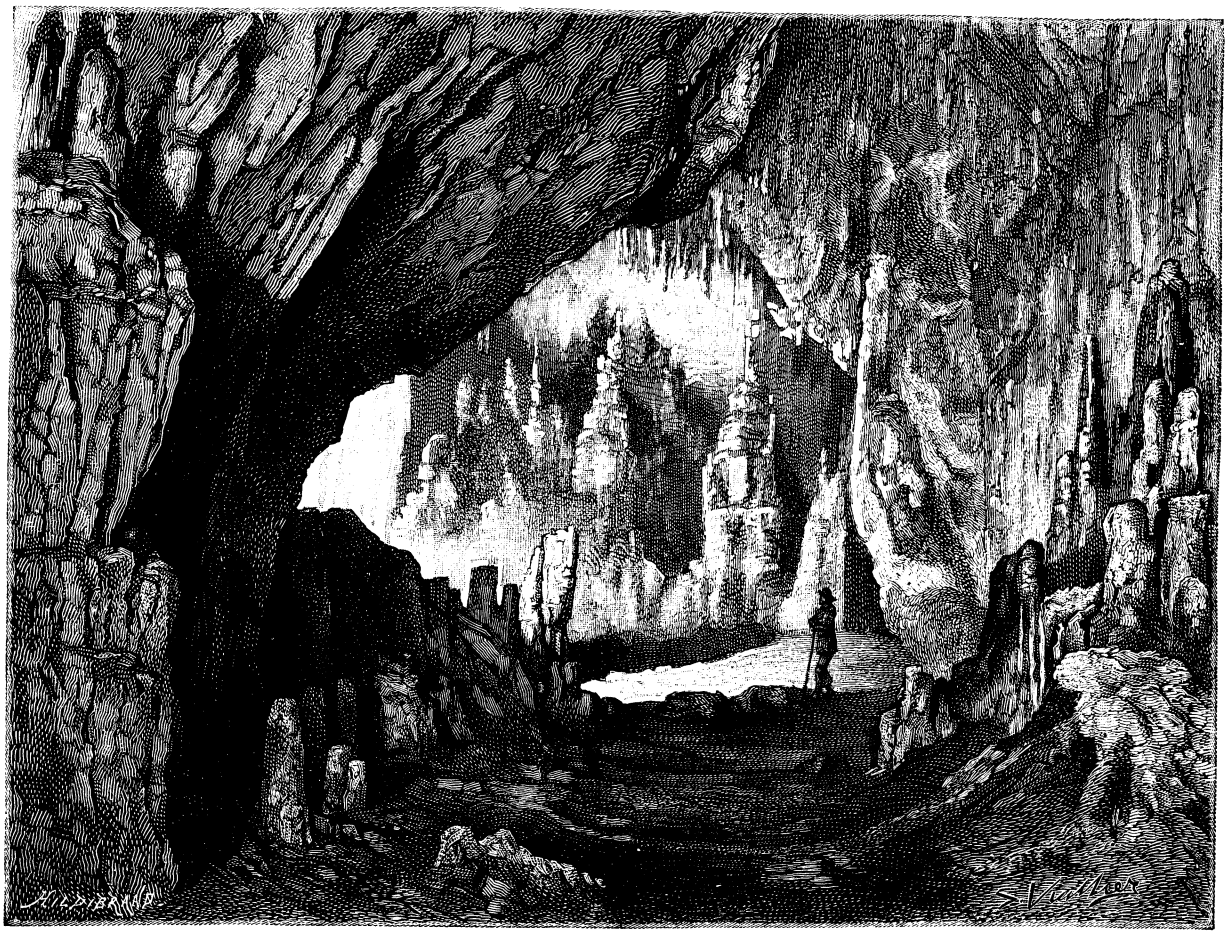
Es war so, wie er sagte. Mokaschi hatte seinen Leuten gesagt, daß Friede geschlossen sei. Sie waren zwar nicht sehr damit einverstanden, mußten sich aber fügen, weil das Calumet darüber geraucht worden war. Aus Aerger über diesen für sie gar nicht glänzenden Abschluß des Abenteuers wollten sie am liebsten jetzt gar nichts mehr sehen; sie stiegen also auf ihre Pferde und ritten davon. Einige aber waren zurückgeblieben und brachten alle Gegenstände, welche die Weißen noch zu verlangen hatten. Es fehlten zwar einige Kleinigkeiten, doch hatten dieselben einen so geringen Wert, daß gar kein Wort darüber verloren wurde. Warum solche Nichtigkeiten erwähnen, wo es sich vorher um ganz andre Dinge, sogar um Tod und Leben gehandelt hatte!

Viertes Kapitel. Gerechte Strafe.

Es war zwei Tage später. Da, wo der Chelly-Arm sich in den Rio San Juan ergießt, welcher auch den Namen Rio del Navajos führt, gab es auf der Landzunge zwischen diesen beiden Flüssen ein ganz bedeutendes Indianerlager. Es mochten da wohl an die sechshundert Navajos versammelt sein, und zwar nicht zur Jagd, weil man da Zelte mitgebracht haben würde, die jetzt aber fehlten, sondern es handelte sich um einen Kriegszug, denn alle Gesichter waren mit den Kriegsfarben bemalt.

Die Stelle war außerordentlich gut zum Lager geeignet. Sie bildete ein Dreieck, welches an zwei Seiten von den beiden Flüssen eingefaßt und beschützt wurde und also nur von der dritten Seite angegriffen werden konnte. Gras gab es mehr als genug, Bäume und Sträucher auch, und an Wasser war nun vollends gar kein Mangel.

An langen Riemen, welche von Baum zu Baum gezogen worden waren, hingen lange, dünn geschnittene Fleischstücke zum Trocknen, der notwendige Proviant für den beabsichtigten Kriegszug. Die Roten lagen entweder unbeschäftigt im Grase oder sie badeten in einem der Flüsse.



Domartige Formation einer Tropfsteinhöhle.

Andre dressierten ihre Pferde und noch andre übten sich im Gebrauche ihrer Waffen.

In der Mitte des Lagers stand eine Hütte, welche aus Strauchwerk errichtet worden war. Eine lange Lanze, welche neben der Thür in der Erde steckte, war mit drei Adlerfedern geschmückt; die Hütte war also die Wohnung von Nitsas-Jni, dem obersten Häuptlinge des Navajovolkes. Er befand sich nicht im Innern, sondern saß vor derselben. Er war wohl noch nicht ganz fünfzig Jahre alt, von kräftiger, ebenmäßiger Gestalt und hatte, was wohl auffallen mußte, sein Gesicht nicht mit Farbe bestrichen. Daher waren die Züge desselben deutlich zu sehen. Man konnte das Resultat einer Betrachtung dieser Züge in das eine Wort zusammenfassen: edel. In seinem Blicke lag eine ungewöhnliche Intelligenz, eine Ruhe und Klarheit, welche man an Indianern sonst nicht zu beobachten pflegt. Er machte keineswegs den Eindruck eines wilden oder auch nur halbwilden Menschen. Wenn man nach der Ursache davon suchte, so brauchte man nur auf die Person zu blicken, welche an seiner Seite saß und sich mit ihm unterhielt — — eine Squaw.

Das war unerhört! Eine Squaw im Kriegslager, und noch dazu an der Seite des Häuptlings! Man weiß ja, daß selbst die geliebteste Indianerfrau es nicht wagen darf, öffentlich an der Seite ihres Mannes zu sitzen, falls derselbe eine nur einigermaßen hervorragende Stellung einnimmt. Und hier handelte es sich um den obersten Häuptling eines Stammes, welcher noch heutigen Tages im stande ist, fünftausend Krieger zusammenzubringen. Aber diese Frau war keine indianische Squaw, sondern eine Weiße, ja sogar eine Weiße von deutscher Abstammung; sie war — kurz sei es gesagt, Schi-Sos Mutter, welche den Häuptling der Navajos zum Manne genommen und einen so glücklichen, bildenden Einfluß über ihn gewonnen hatte, wie schon früher einmal erwähnt worden ist.

Vor diesen beiden stand, an den Sattel seines Pferdes gelehnt, ein langer, hagerer, aber sehr kräftig aussehender Mann, dessen Vollbart eine glänzend eisgraue Farbe angenommen hatte. Man mußte es ihm auf den ersten Blick ansehen, daß er nie gewohnt gewesen war, die Hände in den Schoß zu legen, und wohl mehr erfahren und erlebt hatte als tausend andre. Diese drei Personen sprachen miteinander, und zwar in deutscher Sprache. Auch der Häuptling bediente sich derselben, was sich freilich nur dadurch erklären ließ, daß seine Frau eine Deutsche war.

„Ich beginne nun auch, Sorge zu haben," sagte soeben der Eisgraue. „Unsre Kundschafter sind so lange fort, daß wir nun endlich eine Nachricht von ihnen haben müßten."

„Es muß ihnen ein Unglück begegnet sein," nickte die Frau.

„Das befürchte ich nicht," meinte der Häuptling. Khasti-tine ist der beste Kundschafter des ganzen Stammes und hat neun erfahrene Späher mitbekommen; da kann mir nicht bange um sie sein. Wahrscheinlich sind sie nicht auf Nijoras gestoßen und müssen nun lange suchen, um Spuren von ihnen zu finden. Dabei haben sie sich zu teilen, um verschiedene Richtungen abzustreifen und da ist es nicht leicht, sich wieder zusammenzufinden; wenigstens vergeht eine längere Zeit dabei."

„Wollen hoffen, daß es so ist! Also ich reite jetzt und darf mir einige Krieger mitnehmen?"

„Soviel wie du willst. Wer die Antilope jagen will, darf nicht allein reiten, sondern muß genug Leute haben, um sie müde zu treiben."

„So lebe wohl, Nitsas-Jni!"

„Lebe wohl, Maitso!"

(Fortsetzung folgt.)

Tief unter der Erde.

Zu den interessantesten geologischen Erscheinungen gehören unzweifelhaft die Höhlen, in denen wir zum großen Teil die Wirkung einer unterirdischen Erosion zu erblicken haben. Es sind unterirdische Thäler, die freilich eine weit mannigfaltigere Gestaltung aufweisen, als die oberirdischen. Sie finden sich in allen Weltteilen, in unserm engern Vaterlande aber zumeist in Württemberg, dann in Westfalen, im Harz u. s. w. An ausgedehnten Dimensionen und Schönheit der Tropfsteingebilde sind die Höhlen des Karstgebietes, obenan diejenigen der Adelsberger Grotte bei Adelsberg in Krain. Es sind dies weithin sich ziehende Gänge von stets wechselnder Höhe und Breite und oft meilenweiter Ausdehnung (Mammutshöhle im nordamerikanischen Unionsstaate Kentucky); sie wechseln ab mit schachtartigen Vertiefungen, aus deren Abgründen oft das Rauschen stygischer Gewässer schauererregend heraustönt. Das charakteristische Merkmal dieser Höhlen machen die stalaktitischen und stalagmitischen Gebilde aus, die meist von zapfen- und säulenartiger Gestaltung, oft zu den herrlichsten und phantastischsten Gruppen vereinigt sind. Wer eine solche Höhle besucht, gewinnt Eindrücke, die nie mehr verlöschen und die er sich stets gern in das Gedächtnis zurückrufen wird. Die Tropfsteine sind das Ergebnis der einsickernden Tages(Regen)wasser. Dieses Wasser löst auf seinen Wegen durch die zahlreichen Spalten des Gebirges Kalkteilchen auf und führt sie mit sich fort. Kommt es an eine Luft oder Höhle, so sammelt es sich tropfenweise an [illegible]. Während die Tropfen sich bilden, verdunstet ein[illegible] dem Wasser, wobei sich der in ihm enthaltene Kalk feines Kryställchen niederschlägt. So reiht sich allmählich Kryställchen an Kryställchen und es entsteht auf diese Weise im Laufe der Zeit, die man aber nach Jahrhunderten, oft nach Jahrtausenden, nicht selten sogar nach Jahrmillionen zu bemessen hat, der Tropfstein, der, immer länger werdend, den Boden erreicht oder vielmehr sich mit einem nach oben wachsenden Tropfstein vereinigt; denn von den niederfallenden, unten zerstäubenden Tropfen setzen sich ebenfalls Kryställchen ab, und so entsteht denn schließlich eine Säule. Unsre Abbildungen versetzen uns in zwei dieser geheimnisvollen Werkstätten der auch in diesen dunkeln Tiefen nie ruhenden, stete Veränderungen und Neubildungen hervorbringenden Naturkräfte.

Das Handwerk auf dem Throne.

Handwerk hat goldenen Boden!" sagt bekanntlich ein altes Sprichwort, dessen Wahrheit mancher schon erfahren hat; oft aber hat das Handwerk in der menschlichen Gesellschaft auch den Weg sogar schon hoch hinauf genommen, bis zum Throne!

In der königlichen Familie der Hohenzollern ist es ja noch heute nach altem Brauch üblich, daß ein jeder Prinz sein eigenes Handwerk lernt, und ähnlich hat so mancher Fürst, König und Kaiser der Vergangenheit aus besonderer Neigung irgend ein Handwerk, dessen Ausübung ihm Freude bereitete, erlernt und es darin mitunter zu achtenswerter Fertigkeit gebracht.

Kaiser Karl V. (1519—1556) besaß z. B. eine so große Vorliebe für Mechanik, daß dieser mächtige Beherrscher zweier bedeutender Reiche — Deutschlands und Spaniens —, als er, auf beide Kronen Verzicht leistend, abgedankt und ins Kloster St. Just sich zurückgezogen hatte, sehr eifrig die Uhrmacherei betrieb! — Da es ihm aber nicht gelingen wollte, zwei Uhren ganz gleichgehend herzustellen, soll er ausgerufen haben: Nicht einmal diese beiden kleinen Uhren könne er in gleichen Schritt bringen, und doch habe er zwei so große Reiche einst regieren wollen!

Zar Peter der Große von Rußland (1682—1725), der Begründer der russischen Kultur, begnügte sich gar nicht mit einem einzigen Handwerk, sondern verstand sich auf mehr wie ein Dutzend, die er sämtlich — so verschieden sie auch waren — sehr gründlich kannte und ausüben konnte, um seinem Land und Volk dadurch zu nützen! Vor allem aber war er ja bekanntlich Zimmermann, als welcher er längere Zeit hindurch in Holland auf dem Schiffswerft von Saardam gelernt und im Schweiße seines Angesichts gearbeitet hatte, wie jeder andre schlichte Gesell und mitten unter all den andern! — Zum Schrecken seiner Höflinge betrieb Zar Peter jedoch auch eine große Fertigkeit im — Zähneausziehen, und so große Neigung für Ausübung derselben, daß sogar kein gesunder Zahn sicher vor ihm war. — Als der große Peter einst wegen einer Kur auf dem Landgut Olonetz befand, bestand seine Erholung darin, daß er in den daselbst befindlichen Eisenwerken schmelzen und schmieden mußte, zum größten Entsetzen seines vornehmen Gefolges, das allerlei Handlangerdienste hierbei verrichten mußte. Als er Istia — so hieß der Ort — verließ, hatte er innerhalb von vier Wochen 720 Pfund Eisen geschmiedet und eine nicht geringe Fertigkeit erlangt. Außerdem ließ er sich ganz ruhig von dem Besitzer des Hüttenwerkes seinen Lohn auszahlen, so gut wie jeder andre Arbeiter. „Dafür will ich mir ein Paar Schuhe kaufen!" meinte er vergnügt, indem er auf seine allerdings schon sehr abgetragene Fußbekleidung zeigte, „die kann ich gerade brauchen!" Und das that er auch, der sehr sparsame Kaiser von Rußland; er kaufte sich sofort neue Schuhe, bezahlt mit dem selbsterworbenen Gelde, das ihn kindisch freute. War er doch stolz auf die harten Schwielen, die er stets an den Händen trug, weil er überall selbst mit zugriff.

Der glänzende, prachtliebende Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August der Starke, bekannt durch seine ungewöhnliche Körperkraft, die es ihm ermöglichte, Thalerstücke zu zerbrechen und schwere Silberteller wie Papierrollen zu biegen, liebte und verstand das Drechslerhandwerk auszuüben; der Landgraf Philipp von Hessen aber pflegte Jagdgerät zu schnitzen, ebenso wie der Kurfürst und Erzbischof Hermann von Köln.

Auch der unglückliche König von Frankreich Ludwig XVI. (1774—1792) gehört mit zu jenen Herrschern, die ganz besonders gern ein Handwerk ausübten. Er war ein tüchtiger, geschickter Schlosser, welcher in seiner vollständig eingerichteten Werkstätte die Schlosserei so emsig und eifrig betrieb, wie ein richtiger Schlossermeister, bis die blutige Revolution vor hundert Jahren ihn des Throns beraubte, und der königliche Handwerker auf dem Blutgerüst sein vielgeprüftes Leben enden mußte!

Der Dorfheld.

Alles in der Welt wiederholt sich. Die Kämpfe und Lanzenwürfe der Helden von Troja werden unbewußt von des Dorfes Jugend mit höchster Leidenschaft und unter Anwendung aller dazu gehörigen Redensarten wiederholt, wobei unter den Bohnenstangen des Gartens, die als Lanzen dienen müssen, so arge Verwüstungen angerichtet werden, daß sich die Mütter oft genötigt sehen, dem kriegerischen Wüten ihrer Söhnchen durch die Drohung Einhalt zu thun, dem Herrn Lehrer von dem wilden Treiben Anzeige zu machen. Meistens sind diese homerischen Kämpfe nur Spaß, bisweilen jedoch treten auch Umstände ein, welche die Sache in bitteren Ernst verwandeln. Erzählen wir solchen Umstand:

Der schwarze Peter, des Erlenbauers Junge, welcher bei den Griechen vielleicht Hektor geheißen hätte, hat ein Schwesterchen, das blonde Mariechen, das er über alles liebt. Marie hat eine Puppe, die sie wieder über alles in ihr liebendes Herz geschlossen. Nun ist da des Schulzen Junge, der rothaarige Anton, der bei den Griechen vielleicht Achilles geheißen hätte. Als einmal mehrere Kinder des Dorfes, Knaben und Mädchen, aus der Schule kommend, beisammen stehen, reißt der rote Anton der kleinen blonden Marie die Puppe weg und wirft sie hoch in die Luft, worauf sie, der Anziehungskraft der Erde gehorchend, wieder herunterkommt und platsch! auf dem steinigen Boden in Stücke zerspringt. Da ist des Mädchens Jammer groß. Kaum sieht der schwarze Peter, ihr Bruder, die frevle That, kaum hört er das Schluchzen seiner Schwester, als er sich auf den roten Anton stürzt. Wenn der große Friedrich Schiller in seiner Nadowessischen Totenklage fragt: „Doch wo ist die Kraft der Fäuste?" so hätte er angesichts dieses Kampfes der beiden Dorfjungen sich eine solche Frage ersparen können: die Kraft der Fäuste

ist da, sie lebt, sie macht sich fühlbar, hier wie dort! Aber das Recht ist in dieser Welt nicht immer auf der rechten Seite: der schwarze Peter scheint zu unterliegen. Das denken auch die kleinen Zuschauer, die sofort eine Corona um die homerischen Kämpfer geschlossen haben. Ihr Gerechtigkeitsgefühl empört sich, daß der rote Anton, der doch an der ganzen Geschichte schuld ist, Sieger bleiben soll. Plötzlich springt der krause Felix dem bedrohten schwarzen Peter zu Hilfe. Aber schwapp! hat ihn der rote Anton platt auf die Erde geschleudert. Diesen Moment benutzt der schwarze Peter, sich aus seiner Bedrängnis zu befreien; er zieht sich einige Schritte weit zurück und reißt dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, seinen Holzschuh vom Fuße, um diesen als Waffe zu gebrauchen, falls der Kampf erneuert werden sollte vom roten Anton. Der steht breitbeinig über seinem wehrlos am Boden liegenden Opfer, dem krausen Felix, ballt die Fäuste und steckt den rothaarigen Kopf mit dem kecken Federhütchen herausfordernd gegen Peter vor — in jeder Linie seiner Positur ein Dorfheld! Aber, aufrichtig gestanden, kein Held, der unser Herz gewinnt, weil sein Heldentum nur auf rohe Gewalt, auf brutale Körperkraft gestellt ist. Es wär' uns recht, wenn der Herr Lehrer plötzlich um die Ecke böge und sich das Wort des Dichters (mit kleiner Variation) erfüllte: „Und wie vom Sturm zerstoben, ist all der Kämpfer Schwarm."

Reiseabenteuer eines Obertertianers.

(Fortsetzung.)

Bereitwillig zog Karl seinen Schatz hervor und bezahlte die Rechnung, welche die Wirtin auf neun und eine halbe Mark bezifferte. Seufzend schob er das von der Mutter erhaltene Zehnmarkstück hin, bekam aber nicht einmal den Rest zurück, denn der Student ließ sich dafür noch einige Zigarren geben und als er eine solche angezündet und die zuletzt erhaltene Flasche Wein in die Brusttasche seines schäbigen Fracks versenkt hatte, verließen die beiden Wanderer das Wirtshaus.

Schweigend und mit halbgeschlossenen Augen schritt Karl neben seinem Gefährten einher. Letzterer befand sich trotz (vielleicht darf man auch sagen „wegen") der überreichen Mahlzeit und der vielen starken Getränke sehr wohl, er blies den Rauch seiner Zigarre nach allen Himmelsrichtungen und summte sogar ein Lied vor sich hin. Karls Gang dagegen wurde immer langsamer und schleppender, so daß der Student ihn stützen mußte.

„Hallo, Fuchs!" sagte er, „was ist's mit dir, daß du schleichst wie eine Schnecke? Hier, nimm noch einen herzhaften Schluck von dem süßen Weine, der wird dir die Grillen vertreiben."

„O, ich glaube, ich bin krank — wenn ich nur ein Stündchen ruhen dürfte — ich glaube — ich komme — nicht — mehr — von der Stelle —"

„Wär' nicht übel, wenn du dich hier auf die Landstraße legtest, nein, nein, daraus wird nichts, gib her den Tornister, so, nun hänge deinen Arm in den meinen, den Stock nimm in deine biedere Rechte, und dann vorwärts, alter Junge, jenem Walde zu, es sind kaum hundert Schritte dahin, dort sollst du schlafen nach Herzenslust!"

Mit Aufbietung aller Kräfte und mehr getragen als gestützt von dem Studenten, gelang es dem armen Jungen, das bezeichnete Ziel zu erreichen. Dort aber ließ er sich in das weiche Gras gleiten und war augenblicklich fest eingeschlafen.

„Hahaha!" lachte Herr v. Wetterhardt, „der Bengel ist ein Waschlappen, gewiß so ein Muttersöhnchen — kann nicht das geringste Getränk vertragen, scheint die erste Bebuselung in seinem jungen Leben zu sein! Thut mir eigentlich leid, aber — jeder ist sich selbst der Nächste!"

* * *

Wüste Träume waren es, welche in dem Kopfe des Schläfers dort am Waldesrand ihr Wesen trieben. — Einmal sollte er sich mit jenem Professor, dessen Namen, wie der Student behauptete, man am besten aussprach, wenn man nieste, duellieren, weil er sich geweigert hatte, dessen Papagei im Griechischen zu unterrichten, und die Duellanten standen sich auch schon, mit den Pistolen in der Hand, auf dem Marktplatze in Seeburg gegenüber, beleuchtet von den Strahlen zahlreicher Sterne, welche berittene Gendarmen an den Spitzen ihrer Helme trugen, als plötzlich die Wirtin vom Rautenkranz erschien, sich zwischen die Kampflustigen stellte und erklärte: das Duell dürfe nicht stattfinden, weil die Zeche noch nicht bezahlt sei. — Endlich befand er sich gar in einer brennenden Scheune und der Student goß unaufhörlich Wasser über ihn aus der Brause einer ungeheuer großen Gießkanne, so daß er, Karl, laut und zornig schrie: „So höre doch nur einmal auf, siehst du nicht, daß ich bereits bis auf die Haut durchnäßt bin?" und über diesen Ausruf plötzlich erwachte.

Verstört blickte er um sich. In einer brennenden Scheune steckte er nun zwar nicht, wohl aber befand er sich thatsächlich in jenem Zustand von Nässe, den er geträumt, denn es regnete, der ganze Himmel war dicht mit dunkeln Wolken bedeckt und die Nacht nicht mehr fern.

„Allmächtiger Gott!" rief er aus, „was ist mit mir geschehen — und wie kam ich hierher, es muß spät abends sein — wo hab' ich denn nur meine Uhr?"

Aber die Tasche war leer, die Uhr verschwunden, ebenso das Portemonnaie, der Tornister und der Regenmantel — man hatte ihm, während er schlief, alles weggenommen! Nur ein wenig Kleingeld, eine Mark und einige Pfennige, welches er heute morgen bei einem kleinen

Der Dorfheld.

Einkauf zurückbekommen und in die Rocktasche gesteckt hatte, war ihm geblieben, und damit stand er allein, verlassen auf der Landstraße, denn auch der Herr v. Wetterhardt gab auf lautes Rufen keine Antwort, gewiß hatte er nicht länger warten mögen, sondern seine Wanderung allein fortgesetzt, weil Karl im tiefsten Schlummer lag und er ihn darin nicht stören wollte. Das war nun allerdings nicht kameradschaftlich gehandelt, vielleicht hatten ihn aber auch andre Umstände gezwungen, seinen Reisegefährten zu verlassen, Gendarmen konnten sich gezeigt und den Studenten zur Flucht genötigt haben. Aber das alles änderte an seiner eigenen verzweifelten Lage nichts, die Dunkelheit brach herein und er mußte sich beeilen, ein Obdach zu erreichen, denn es regnete immer noch, und unbekannt mit Weg und Steg konnte er sich noch obendrein verirren und schließlich elend zu Grunde gehen.

Völlig niedergeschlagen schritt er deshalb so eilig als ihn die Füße trugen, auf der Landstraße dahin, aber es wurde dunkel und dunkler, und obgleich er die Mitte des Weges einhielt, um nicht seitlich in die Gräben zu geraten, stolperte er doch oft über Steine oder ausgefahrene Geleise und stürzte in den Schlamm der durch den Regen aufgeweichten Landstraße.

„O du lieber Gott," stöhnte der arme Junge, „wie gut sind doch die Leute daran, welche bei diesem Unwetter unter ihren schützenden Dächern weilen; in Seeburg, glaube ich, ist um diese Zeit schon alles zur Ruh gegangen! Nur ich muß in finstrer Nacht dahinwandern, und weiß nicht einmal, ob ich mich auf dem richtigen Wege befinde — o, wenn das meine Mutter wüßte!"

Aber alles Klagen half nichts, Karl mußte weiter, ein Obdach zu erreichen suchen, sei es auch die erbärmlichste Hütte — für das Geld, welches er noch besaß, würden ihm mitleidige Menschen gewiß nicht versagen, bis zum Tagesanbruch unter ihrem Dache zu verweilen. Da plötzlich drang ein Laut wie Schellengeklingel an sein Ohr, das mußte von einem Gefährt herrühren, welches denselben Weg verfolgte, den er selbst ging. Vielleicht war der Führer ein mitleidiger Mann, der ihn eine Strecke weit mitnahm, und that er dies nicht, so konnte der bedauernswerte Junge ihm doch wenigstens folgen, er war ja dann nicht mehr allein. Indessen nahte der mit Holz beladene Wagen, an dessen Deichselspitze eine trübbrennende Laterne hing, und Karl trat zur Seite, um den Fuhrmann anzurufen. Dieser schritt vor den Pferden einher und schien trotz des Regens wohlgemut und guter Dinge zu sein, denn er rauchte sein kurzes Pfeifchen und summte sogar ein Lied vor sich hin.

„O lieber Herr," rief Karl, als das Gespann seinen Standort erreicht hatte, „hören Sie mich doch an, ich bitte Sie!"

„Holla!" sagte dieser, indem er seine Pferde anhielt, die Laterne von der Wagendeichsel nahm und das Licht auf die Jammergestalt Karls fallen ließ, „wer bist du und wie kommst du bei dunkler Nacht auf die Landstraße?"

„Ach lieber, guter Herr, haben Sie doch Mitleid mit mir," sprach Karl schluchzend, „ich kann ja nicht mehr weiter!" Und nun erzählte er dem Manne seine traurige Geschichte, die derselbe kopfschüttelnd anhörte.

„Ei, ei, mein Junge, das ist ja ein nichtswürdiger Streich, den man dir da gespielt hat. Aber nach Windweiler wirst du heut schwerlich mehr kommen, denn der Weg ist bei dem Regen zu schlecht und die Nacht zu finster. Der Mond wird zwar in einer Stunde aufgehen, aber die Wolken sind zu dicht und außerdem wirst du schwerlich noch so lange marschieren können. Leider kann ich dich nicht weit mitnehmen, denn nach einer kleinen halben Stunde biege ich rechts ab, um nach Rohrbach zu fahren, aber an derselben Stelle steht ein Gasthaus, dort kannst du übernachten und morgen am Tage magst du deine Reise fortsetzen. Jedoch auf dem Wagen darf ich dich nicht sitzen lassen, denn naß und erhitzt wie du bist, würdest du dich gewiß arg erkälten. Darum gehe hinter denselben und ergreife mit beiden Händen den Leiterbaum, das wird dir das Weiterschreiten viel leichter machen. Und nun: Hüh, Weißfuß! Hüh, Brauner!"

Karl befolgte den vernünftigen Rat des Fuhrmanns und glücklich gelangte er auf diese Weise bis zu dem bezeichneten Hause. Hier hielt der brave Mann seine Pferde an und führte seinen Schützling in die Gaststube, ihn der Sorgfalt der Wirtin mit einigen Worten empfehlend.

„Ja, Meister Rothe," sagte diese, „ein Bett habe ich nicht frei für den jungen Menschen, aber eine gute Schütte Stroh und eine wollene Decke will ich ihm gern geben, es ist meines Hausknechts gewöhnliches Nachtlager, der ist nun mit Holz über Land, und ich denke, auch so ein junger Stadtherr wird darauf eine Nacht nicht schlecht ruhen. Jemine! Das Bürschchen trieft ja von Wasser, Kathrin, richte doch gleich eine Schüssel warme Milch und bring des Vaters Schafpelz, führ auch den jungen Herrn in Franzens Kämmerchen, da mag er seine nassen Kleider ablegen und bis sie trocken sind — wir breiten sie auf dem warmen Backofen aus, sind dann in einer Stunde wieder brauchbar — solange kann er in den Pelz kriechen!"

„Recht so, Frau Willmann, Sie thut auch mir einen Gefallen, daß Sie sich seiner annimmt, ich kenne des jungen Menschen Vater, 's ist der reiche Kaufmann Schulze in Seeburg, der wird schon erkenntlich sein."

„'s ist nicht deswegen, Meister Rothe, verdiene mir auch gern einen Gotteslohn — ah, da ist ja schon der junge Herr im Schafpelz, sieht drollig genug aus! So, nun nehm Er nur Platz am Tisch, hier kommt Kathrin mit der warmen Milch, die wird Ihm gut bekommen nach dem Regenguß!"

In der That sah Karl komisch genug aus in dem weiten Schafpelze, allein dieser erwärmte den fröstelnden Körper des armen, vom Regen durchkälteten und von Angst und Aufregung erschöpften Knaben, der, stets von liebender Elternsorgfalt umgeben, noch niemals in einer, der heutigen auch nur entfernt ähnlichen Lage gewesen war. Frischer Mut zog in sein junges Herz! Mit Tagesanbruch wollte er weiter wandern, ohne Rast, bis er das Heim des Onkels erreicht hatte. Dort war er ja geborgen,

und — die gestohlenen Sachen? — Nun, die wurden ersetzt, wenn dies auch ohne eine derbe Strafpredigt nicht abgehen würde.

Prächtig schmeckte ihm die unverfälschte Milch und das grobe Schwarzbrot, er glaubte in seinem Leben noch nie so gut gespeist zu haben, und nahm sich vor, seine Mutter zu bitten, ihm öfter ein gleiches Abendbrot aufzutischen. Und als nach Verlauf einiger Zeit die Wirtin ihm die getrockneten und vom Straßenschmutz gereinigten Kleider brachte und er diese mit dem schweren Pelze vertauscht hatte, war alle Not und Sorge vergessen, und gern folgte er dem Rate der guten Frau, nunmehr sein Lager aufzusuchen, damit er am nächsten Morgen frühzeitig aufbrechen könne. Das Lager war in einem Kämmerchen neben der Gaststube bereitet, und behaglich streckte er sich auf demselben aus, war auch — trotz des lauten Gesprächs später Gäste in dem Wirtszimmer — in wenigen Minuten sanft und süß entschlummert.

Ein Stündchen mochte Karl wohl geschlafen haben, als er plötzlich erwachte, vielleicht weil der volle Strahl des Mondes, der durch das kleine Fenster in die Kammer schien, sein Auge traf. Verwundert über die fremde Umgebung richtete er sich von seinem Lager auf. In der Wirtsstube brannte noch Licht, wie eine breite Spalte in der Thür zeigte, und einige Männer drinnen führten ein Gespräch, von dem zuweilen einzelne Worte an Karls Ohr drangen.

„Redet, was ihr wollt," hörte er eine tiefe Baßstimme sagen, „bis morgen am Tage können wir den langbeinigen Burschen nicht —" Die weiteren Worte des Sprechers blieben dem Lauscher jedoch unverständlich.

„Wahr ist's," sprach ein andrer, „es regnet nicht mehr und der Mond ist aufgegangen, brauchen also nicht zu übernachten und wenn wir dem Alten den Burschen morgen in der Frühe bringen, zahlt er gern zwanzig bis dreißig Mark mehr, was reinen Verdienst für uns bedeutet."

Von den Worten eines Dritten verstand Karl nur wenige „— reicher Filz — muß den Burschen auslösen — oder einem andren — mit muß er! —" Aber — was in aller Welt sollten diese Reden bedeuten? War er am Ende gar mit dem „langbeinigen" Burschen gemeint, wollte man ihn entführen, um alsdann von seinem Vater ein Lösegeld zu erpressen? Er erinnerte sich dunkel, einmal etwas dergleichen gelesen zu haben, war es nicht möglich, daß man mit ihm, dem einzigen Sohne des reichen Kaufmannes ein gleiches vorhatte? Leise näherte er sich der Thür und legte sein Ohr an die Spalte.

„Gut denn," sprach die Baßstimme, „so wollen wir ihn noch in dieser Nacht fortschaffen; trocken ist der Kerl auch wohl schon, brauchen deshalb nicht zu fürchten, daß er uns die Säcke mit dem feinen Weizenmehl durchnäßt. Binden seine langen Beine an den Leiterbaum, breiten unter und über ihm Stroh aus, dann die wasserdichte Plandecke darüber und kein Mensch sieht, daß wir einen blinden Passagier mitführen. Wer hat ihn denn eigentlich mit hierhergebracht?"

„O, der alte Meister Rothe, der Holzfuhrmann."

„Kenne ihn, fährt immer mit einer alten Hornlaterne am Wagen, wenn auch der Mond hell vom Himmel scheint. — Also es bleibt dabei. Du, Christian, kannst den Pferden erst noch ein Bund Heu aufstecken und wenn sie das hinunter haben, wollen wir anspannen."

Den Lauscher an der Thürspalte überlief es eiskalt! Nun war nicht im geringsten mehr zu zweifeln, daß die Männer da drinnen es auf ihn abgesehen hatten, nur er konnte mit dem langbeinigen Burschen gemeint sein, war er doch mit dem Holzfuhrmann, Meister Rothe, in das Wirtshaus gekommen.

Du lieber Himmel, zu was war der arme Junge ausersehen, daß man ihn auf den Wagen laden, mit den Beinen anbinden und unter Stroh und Decken versteckt als „blinden Passagier" mitnehmen wollte! Blinder Passagier! am Ende stachen sie ihm gar die Augen aus!

Da blieb natürlich nichts weiter übrig als die Flucht, schleunigste Flucht zum Fenster hinaus, denn durch die Gaststube konnte er seinen Weg nicht nehmen, er wäre ja den Banditen gerade in die Arme gelaufen. Leise öffnete er das Fenster, gottlob! es war breit und hoch genug, um seinen schmächtigen Körper hindurch zu lassen, und eines Sprunges hinaus bedurfte es ebenfalls nicht, da das Kämmerchen zu ebner Erde lag. Nun war er frei, und leise umschlich er das Haus, die Landstraße zu gewinnen. Als diese erreicht war, lief er, so schnell ihn seine Beine tragen wollten, dahin und mäßigte erst dann seinen Lauf, als die keuchende, nach Atem ringende Brust ihn dazu zwang. Zum Glück führte die Straße jetzt wieder durch den Wald und da der Mond sein volles Licht auf die Erde strahlte, konnte er am Waldesrand unter den Bäumen seinen Weg nehmen und, falls man ihn verfolgte, sich verstecken.

„O," seufzte Karl, „womit habe ich denn nur all dies Ungemach verschuldet, und was werden die Eltern sagen, wenn sie es erfahren. Soviel steht fest, daß sie mich nie wieder allein reisen lassen — na, ich möcht' es auch gar nicht, denn wenn ich daran denke, was ich seit gestern erlebt habe, vergeht mir auf immer die Lust dazu! Daß mich aber der Student so schmählich im Stich gelassen hat, kann ich ihm nie verzeihen! Warum weckte er mich nicht, wenn ihm mein Schlaf zu lange währte. Habe ich mich nicht furchtbar nobel gegen ihn gezeigt? Meine Butterbrote — hätte ich jetzt nur eins davon —, im Wirtshaus muß ich bare zehn Mark auslegen, obgleich er selbst die Taschen voll Geld hat, und trotz alledem geht er mir zum Schluß einfach durch. — Infolgedessen werde ich all meines Eigentums beraubt, muß in finstrer Nacht bei strömendem Regen auf der Heerstraße meinen Weg suchen und wäre endlich ganz gewiß vor Ermattung liegen geblieben und gestorben, wenn nicht der mitleidige Fuhrmann sich meiner angenommen hätte. Und nun gar die entsetzlichen Banditen, die mich Gott weiß wohin schleppen wollten! — Das soll eine Vergnügungsreise sein? Nun, ich will froh sein, wenn ich sie erst hinter mir habe und keiner von meinen Kameraden etwas davon erfährt; die würden mich nicht schlecht aufziehen und mir bald einen netten Spitznamen aufhängen!"

Nun, man konnte ihm recht geben, viel Elend war in der kurzen Zeit von noch nicht vierundzwanzig Stunden über den Aermsten hereingebrochen! Wirkliche Abenteuer, wie solche seine kühnste Phantasie sich nicht hätte träumen lassen, und wie sie doch, seiner Meinung nach, bei den so überaus geordneten Verhältnissen des Vaterlandes nicht vorkommen durften. Wozu waren denn die Polizei und die vielen Tausende von Soldaten da, wenn sie nicht verhindern konnten, daß ein junger Mensch nicht eine kurze Tagereise zurücklegen konnte, ohne Strauchdieben und Menschenräubern in die Hände zu fallen. Das konnte wohl vor Zeiten geschehen, als das Faustrecht noch herrschte und die hochadligen Ritter von ihren Zwingburgen herniederstiegen und raubten und um sich stachen und schlugen mit Lanze und Schwert, aber in das Zeitalter des Dampfes, der Elektrizität und der Bildung paßten solche Erlebnisse doch sicherlich nicht! — Karl nahm sich deshalb auch fest vor, den Onkel zu bitten, er solle dafür sorgen, daß die Missethäter der gerechten und strengsten Strafe nicht entgingen. Ach, wenn er nur — erst dort wäre!

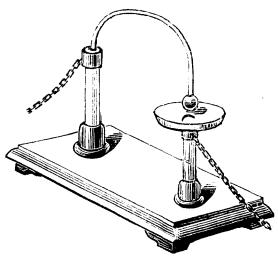


Fig. 17: Der Aetherzünder.

Inzwischen war die Mondscheibe mehr und mehr erblaßt und ein rosiger Streif im Osten des Horizontes verkündete den anbrechenden Tag, den unser Wanderer mit lebhafter Freude begrüßte. Die Nacht ist keines Menschen Freund, wenn man sie nicht ihrer Bestimmung gemäß benützen kann, das hatte er zur Genüge erfahren, nun, am hellen Tage, konnte ihm ja nichts mehr geschehen, deshalb gab er auch das ermüdende Marschieren auf dem aufgeweichten Boden des Waldrandes auf und schritt nach der festen Landstraße hinüber. Nicht mehr beladen mit seinem vielen Gepäck, ermüdete Karl auch nicht so leicht als gestern, dafür stellte sich aber ein andrer, unwillkommener Gast ein, der Hunger, und dabei nirgends ein Zeichen zu entdecken, das auf die Nähe einer menschlichen Wohnung schließen lassen konnte. Wie gut wäre ihm jetzt sein Mundvorrat aus Seeburg bekommen, den der Student gestern — richtig deutsch gesagt — verschlungen hatte, indes was nützte alles Klagen, jetzt hieß es, in Geduld sich fügen und abwarten.

Eine weitere Stunde war mit Grübeln und flottem Marschieren vergangen, als Karl endlich zur Seite der Landstraße ein Gehöft erblickte, welches durch ein an rostiger Eisenstange hängendes Schild als „Gasthof zum weißen Hirsch" gekennzeichnet wurde.

„Gott sei Dank, hier werde ich doch für Geld und gute Worte ein Stückchen Brot und vielleicht etwas Milch erhalten können," dachte Karl, als er das Haus betrat.

In der Gaststube hantierte eine robuste Magd mit dem Kehrbesen. Sie nahm auch nicht die geringste Notiz von dem Gaste, sondern fuhr im Aufwirbeln dichter Staubwolken unverdrossen fort. Trotzdem nahm derselbe an einem Tische Platz und fragte: „Kann ich wohl etwas Milch und Brot haben?"

„Weiß nicht, werde die Frau fragen," und eine im Hintergrunde des Zimmers befindliche Thür ein wenig öffnend, rief sie: „Frau, hier ist einer, der Milch und Brot will!"

„Haben keine Milch übrig, wenn er Brot will, schneid' ihm ein Stück herunter und laß ihn weiter gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Elektrisches Kabinett.

VIII.

Die entzündende Wirkung des elektrischen Funkens leicht brennbaren Stoffen gegenüber kann man mit dem elektrischen Aetherzünder (Fig. 17) demonstrieren. Auf einem Fußbrette von 18 cm Länge und 13 cm Breite befestige man mittelst eingezapfter Holzfüße zwei Glasständer, einen von 10 cm und einen von 7 cm Höhe. Um den kürzeren Glasständer schlinge man ein Stückchen Blech und löte es zu einem Ringe zusammen in der Form von Fig. 18; der Fortsatz mit der Durchbohrung dient zum Anhängen einer zum Außenbeleg einer Leydener Flasche führenden Kette. Auf den Ring löte man eine kleine Metallschale, in die man in der Mitte eine schwache Vertiefung gedrückt hat. Nun setzt man auf den höheren Glasständer eine Gasrohrkappe (Fig. 19), die seitlich einen Haken trägt, während oben ein langer Draht mit einer Kugel am Ende eingelötet ist. Den Draht biege man in einem Bogen herab, so daß die Kugel sich in Funkenschlagweite über der Vertiefung in der Metallschale befindet. Ist nun die Leydener Flasche geladen, so gießt man wenige Tropfen Aether in die Schale, hängt eine zweite Kette an den Kappenhaken und bringt diese mittelst eines Handausladers schnell in Berührung mit dem Knopfe der Flasche. Hat man so eilig verfahren, daß der Aether nicht unterdessen verdunstet ist, so wird er durch den elektrischen Funken entzündet werden. Daß mit dem feuergefährlichen Aether vorsichtig umgegangen werden muß, wollen wir zum Schlusse warnend erwähnen.

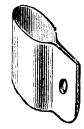


Fig. 18: Kettenhalter.

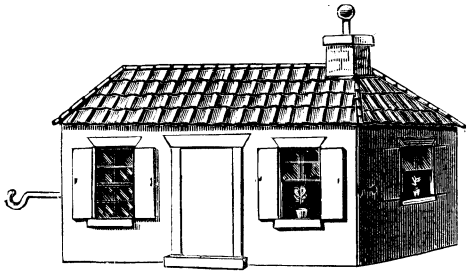


Fig. 20: Das Blitzhaus.

Verlegt man den Aetherzünder in das Innere eines kleinen Hauses, wie man es billig beim Spielwarenhändler kauft, so wird dieses zum Blitzhaus (Fig. 20), dessen innere Einrichtung, nach Entfernung der wegnehmbaren Vorderwand, Fig. 21 zeigt. Die Zuleitung geschieht vom Schornstein aus durch einen mehrmals gebogenen Draht, der außen und innen in einer Kugel endigt.

Die innere Kugel befindet sich dicht über einer kleinen Metallschale, die von einem Drahte getragen wird. Letzterer führt seitwärts nach außen und endigt hier in einem Haken, an den eine zum Außenbeleg einer Leydener Flasche führende Kette gehängt wird. Man ladet die Flasche, legt ein mit Aether getränktes Wattebäuschchen in die Schale, hängt an den Knopf des Schornsteins eine zweite Kette und bringt diese durch den Handauslader mit dem Knopfe der Flasche in Verbindung. Sofort schlägt der Blitz ein, das Haus steht in Flammen und das Feuer muß schnell gelöscht werden.

Zum Blitzhause gehört endlich das Donnerhaus (Fig. 22), ein niedriges Gebäude mit hohem Fabrikschornstein. Die Langseiten des Hauses sind rechteckig, 23 cm lang und 10 cm hoch, die Giebel sind 10 cm breit und bis zum Gipfel 15 cm hoch, aber von der Mitte aus bis zu einer Höhe von 10 cm abgeschrägt. Das Dach besteht aus zwei Rechtecken von je 23 cm Länge und 7 cm Breite. Am einen Ende des Daches ist am unteren Rande der Schornstein aufgeleimt, der auf der Drehbank 25 cm hoch hergestellt und am unteren Ende etwas abgeschrägt wird. Nun bemalt man das Haus mit Thür und Fenstern, und eins der letzteren, das sich gerade unter dem Schornstein befindet, wird mit der Stichsäge herausgeschnitten. Die entstandene Fensteröffnung wird dann durch einen Fensterladen (Fig. 22) verschlossen, der etwas größer als das Fenster ist, aber trotzdem hineinpaßt, da seine Ränder nach innen zu hinreichend abgeschrägt sind. Jedenfalls sitzt er aber ziemlich locker in der Oeffnung und fällt bei der geringsten Erschütterung heraus. Nunmehr ist der Blitzableiter an dem Haus anzubringen. Ein Messingdraht, den man mit kleinen hufeisenförmigen Krampen an dem Holze befestigt, wird vom Gipfel des Schornsteins bis zum rechten Ende des oberen Randes des Fensterladens geführt; ein zweites Stück Draht wird in der Richtung der Diagonale auf den Fensterladen genagelt, von dem linken Ende des unteren Ladenrandes geht ein kurzes Stück Draht herab und endigt in einem Haken. Setzen wir jetzt den Laden so ein, wie es Fig. 22 zeigt, so ist die Leitung von oben bis unten geschlossen, die Elektrizität kann ungehindert hindurch, und wenn wir das untere Ende (den Haken) durch eine Kette mit dem Außenbeleg einer geladenen Flasche verbinden, das obere Ende (den Knopf) aber durch eine Kette mit Hilfe des Handausladers mit dem Innenbelege der Flasche in Berührung bringen, so bleibt der Laden im Fenster sitzen. Nehmen wir ihn aber heraus und setzen ihn verkehrt ein, so wird er bei einer Wiederholung des Experimentes „hurtig mit Donnergepolter" herausfliegen, weil die Leitung unterbrochen war. Man sagt in diesem Falle: es hat kalt eingeschlagen.

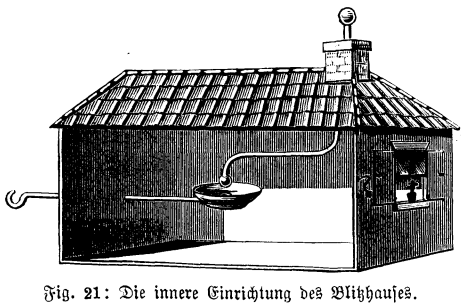


Fig. 21: Die innere Einrichtung des Blitzhauses.

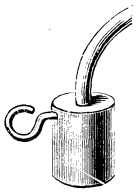


Fig. 19: Kettenhalter.

Soweit bei den vorerwähnten Apparaten Glasständer vorkommen, ist es zu empfehlen, diese mit einem Firnisüberzuge zu versehen, um sie gegen Feuchtigkeit zu schützen. Gewöhnlicher Schellackfirnis, wie er käuflich zu haben ist, läßt sich sehr wohl verwenden, vorausgesetzt, daß er gut ist. Andernfalls bereite man sich ihn selbst, indem man Methylalkohol auf guten Schellack gießt und die Mischung in einem mäßig warmen Raum etwa einen Tag lang bis zur Auflösung stehen läßt, wobei man sie wiederholt schüttelt. Zum Schlusse mag man noch etwas Spiritus nachgießen und das Ganze in eine Flasche füllen. Man soll die Glasständer vor dem Firnissen erst etwas erwärmen, damit der Firnis nicht sofort eine nachher abspringende Haut auf dem kalten Glase bilde. Andrerseits darf aber auch das Glas nicht heiß sein, weil sonst der Firnis, wenn man ihn darauf bringt, zischend verdampft und übrigens das Glas womöglich infolge der Abkühlung zerspringt. Endlich sei noch bemerkt, daß man eine soeben gefirnißte Glasstelle ja nicht noch einmal mit dem Firnispinsel überstreichen darf, man würde sonst nur den ersten Firnisüberzug damit wieder entfernen.

Radfahrkünste.

Der Radfahrersport hat sich mit der Zeit zu einer Art Kunst ausgebildet, der jeder geübte Fahrer in einem höheren oder geringeren Grade huldigt. Es ist dies nicht nur vom ästhetischen, sondern auch vom gymnastisch-gesundheitlichen Standpunkt zu billigen, ja zu loben. Gewähren doch diese Künste mit ihren teils graziösen, teils kühnen Wendungen für den Zuschauer einen genußreichen Anblick, während die Gewandtheit und Kraft, mit welcher sie ausgeführt werden, den Ausführenden mit Genugthuung erfüllen. Aequilibristen von Beruf haben es auf dem Rade zu den erstaunlichsten und wahrhaft wagehalsigen Leistungen gebracht. Unsre Abbildung bezieht sich auf die Vorstellungen, welche die deutschen Radkünstler Hacker und Lestner in größeren Städten in letzter Zeit veranstaltet haben. Sie produzieren Stücke, welche hinsichtlich der Kraftleistung sowohl, als auch der Aequilibristik selbst die geschulten Radfahrer unter den Kameraden mit Staunen und Bewunderung erfüllen werden. Ja, wenn man sich zu entscheiden hätte, welchem von diesen Stücken man den Preis zuerkennen sollte, so würde man ernstlich in Verlegenheit geraten, denn jedes einzelne ist ein Meisterstück in seiner Art. Zwei davon sind sogar

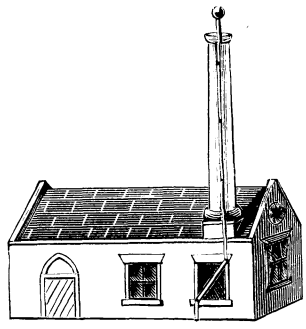
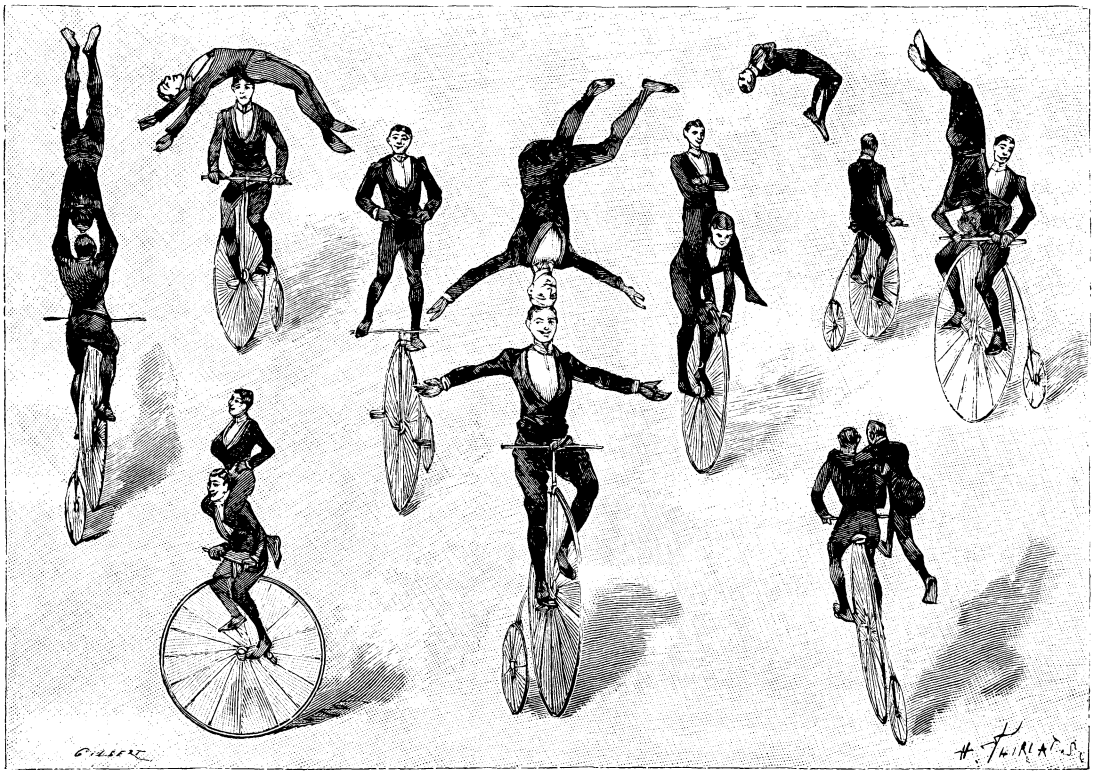


Fig. 22: Das Donnerhaus.

auf dem Einrad ausgeführt. Die Kameraden mögen selbst das Preisrichteramt ausüben.

Belohnte Gastfreundschaft.

Es begab sich im Jahre des Herrn 855, daß der Kaiser Ludwig II., auch der Deutsche genannt, sich auf der Jagd verirrte und, von der Nacht überrascht, den Rückweg zu seiner Burg nicht finden konnte. Da kam er spät abends an einen Flecken, Namens Katzenhausen, wo er in die Wohnung eines armen Landgeistlichen trat, welcher Wulfhelm (Wilhelm) hieß und einen frommen, gottgefälligen Lebenswandel führte. Wulfhelm kannte den Kaiser nicht und, obgleich er ihn für einen gemeinen Weidmann hielt, so nahm er ihn doch freundlich und liebreich auf, ließ ihm ein Lager bereiten und erquickte ihn mit allem, was seiner Armut zu Gebote stand. Als nun der Kaiser am andern Morgen unerkannt Abschied von ihm nahm und den Geistlichen fragte, womit er ihm für seine Gastfreundschaft wieder einen Dienst erweisen könne, da antwortete dieser ganz treuherzig: „Ich habe nur des Herrn Willen an Euch erfüllt, der uns alle zu dem reichen



Die Radfahrkünste der beiden deutschen Radfahrer Hacker und Lestner.

Gastmahle dieses Erdenlebens mit gleicher Gnade geladen hat. Wenn Ihr mir aber, zum Andenken an Euch, von dem nächsten Hirsche, den Ihr erlegen werdet, ein Stück Leder zu einem Gürtel senden wollet, so soll es mich sehr erfreuen.“ Der Kaiser versprach solches, drückte ihm freundlich die Hand und zog frohen Sinnes von dannen. — Schon waren mehrere Wochen vergangen und Wulfhelm gedachte des fremden Weidmannes nicht mehr. Da kam ein glänzender Herold bei ihm an, welcher ehrerbietig in der einen Hand einen goldenen, mit Edelsteinen gezierten Gürtel trug, in der andern Hand aber einen großen Brief mit dem kaiserlichen Siegel darauf. Erstaunt erbrach Wulfhelm den Brief und las, daß der Kaiser ihn auserwählt habe zum Bischofe über die damals mächtige Stadt Münster und wie er nun ein reicher Fürst werden und über Land und Leute regieren solle. Mit Thränen des Dankes und der Wehmut nahm er kurz darauf von seiner treuen Gemeinde Abschied und zog gen Münster, wo die Vornehmen ihn mit großem Gepränge in die Stadt führten, und wo er lange glücklich und friedlich im Geiste des Herrn regierte, bis er in einem hohen Alter starb und in der dortigen Domkirche begraben wurde.

Vierſilbige Scharade.

Hoch ehrt man die wackre Kriegerſchar,
Die, gedrängt um das flatternde erſte Paar,
Den Gegner bekämpft mit Mut und mit Liſt,
Bis das zweite Paar er geworden iſt.
Doch wer der Gefahr als das Ganze entrann,
Der gilt uns mit Recht als verächtlicher Mann.

Rätſel.

Mit D am Kopf ſei auf der Hut
Vor ihm mit deinem Hab und Gut,
Und auch mit H mag's niemand leiden,
Wird's oft gefährlich doch beim Streiten,
Mit S da ſcheidet's das, was echt,
Von dem, was leer iſt, ſchal und ſchlecht.

Auflöſung des Zahlenrätſels auf Seite 532.

„Artillerie“ (Ar, Till, Ill, Iller, Erie, Arterie).

Auflöſung der dreiſilbigen Scharade auf Seite 532.

„Wegwarte.“

Auflöſung des Wechſelrätſels auf Seite 532.

„Spitz, Opitz.“

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 40.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Der Eisgraue bestieg sein Pferd und forderte im langsamen Fortreiten einige Indianer auf, mit ihm zu kommen. Sie waren gern bereit dazu, denn die Antilopenjagd ist ein Vergnügen, welches die Indianer jener Gegenden mit Leidenschaft betreiben. Er war von dem Häuptlinge Maitso genannt worden. Dieses Wort bedeutet in der Navajosprache so viel wie Wolf, woraus sich auch schließen ließ, daß dies der ursprüngliche deutsche Name dieses Mannes war. Denkt man daran, daß der junge Freund und Kamerad Schi-Sos Adolf Wolf hieß, so wird man leicht zu der Ahnung kommen, daß dieser Maitso der Onkel war, den Adolf aufsuchen wollte.

Der Graue ritt mit seinen indianischen Begleitern weit in die Ebene hinein, und es gelang ihnen, einige Antilopen zu erlegen. Auf dem Heimwege bemerkten sie, noch lange bevor sie das Lager erreicht hatten, drei Reiter, welche langsam aus östlicher Richtung geritten kamen; die Pferde derselben mußten einen langen und anstrengenden Weg zurückgelegt haben, denn man sah ihnen schon von weitem an, daß sie außerordentlich ermüdet waren.

> Menschen kühn die Wahrheit sagen,
> Handeln wie es treu und rein,
> Für das Rechte alles wagen,
> Fürchten sollt ihr Gott allein!
>
> A. Graf v. Westarp.

Diese drei Reiter hielten, als sie den Trupp erblickten, ihre Pferde an, um zu beraten, ob es geraten sei, demselben zu trauen; dann kamen sie vollends herbei. Diese Leute waren Poller, Buttler und der Oelprinz.

„Guten Abend, Sir!“ grüßte der letztere, da die Sonne schon tief im Versinken war. „Ihr seid ein Weißer, und darum kalkuliere ich, daß Ihr uns eine wahrheitstreue Auskunft geben werdet. Zu welchem Stamme gehören die Roten, welche da bei euch sind?“

„Zu den Navajos,“ antwortete Wolf, indem er die ihm Unbekannten mit nicht eben günstiger Miene musterte.

„Wer führt sie an?“

„Nitsas-Jni, der oberste Häuptling.“

„Und Ihr? Wer seid Ihr? Ihr könnt doch unmöglich zu den Navajos gehören!“

„Warum nicht?“

„Weil Ihr ein Weißer seid.“

„Pshaw! Es kann auch weiße Navajos geben. Ich wohne

... Da legte die Frau die Hände auf Schulter und Arme ihres roten Mannes und bat ihn in dringendem Tone: „Sei freundlich mit ihnen! Sie haben uns benachrichtigen wollen und also nicht verdient, daß du sie als Feinde behandelst.“ ...

schon lange Jahre in ihrer Nähe und rechne mich auch zu ihnen."

„Wo sind sie jetzt?"

„Hm? Warum fragt Ihr so?"

„Weil wir es wissen müssen."

„Müssen? Das heißt, ich muß es Euch sagen? Kein Mensch muß, und ich muß erst recht nicht."

„Und dennoch werdet Ihr mir Auskunft geben. Wir wollen Nitsas-Ini aufsuchen, um ihm eine sehr wichtige Nachricht zu bringen."

„Von wem?"

„Von seinen Kundschaftern."

Wenn er geglaubt hatte, den Alten damit sofort zu ködern, so hatte er sich geirrt. Dieser sah ihn vielmehr noch mißtrauischer als vorher an und sagte: „Kundschafter? Wüßte nicht, wo wir Kundschafter hätten!"

„Verstellt Euch nicht! Ihr dürft Vertrauen zu uns haben. Wir bringen wirklich eine sehr wichtige Botschaft von ihnen."

„Das von der Botschaft höre ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Ich setze den Fall, wir hätten wirklich einige Späher zu irgend einem Zwecke ausgesandt und diese hätten uns etwas zu berichten, meint Ihr, daß sie da auf den außerordentlichen Gedanken kommen würden, uns dies durch drei Bleichgesichter sagen zu lassen? Die würden uns wohl einen von sich schicken."

„Ja, wenn sie könnten!"

„Warum sollten sie nicht können?"

„Weil sie gefangen sind."

„Gefangen? Alle Teufel! Bei wem?"

„Bei den Nijoras."

„Hole Euch der Kuckuck! Leute, wie unsre Späher sind, nimmt man nicht so leicht gefangen."

„Sie sind es aber doch!"

„Wo?"

„Zwei Tagesritte von hier, aufwärts im Chellythale."

„Wie viele sind's?"

„Acht Mann."

„Stimmt leider nicht, stimmt wirklich nicht!"

„Donner und Doria, seid doch nicht so ungläubig! Ich weiß wohl, daß es zehn gewesen sind; aber es fehlen zwei, die von den Nijoras ausgelöscht worden sind."

„Ausgelöscht? Hört, Master, seht Euch vor! Keiner von euch dreien hat ein Gesicht, welches mir gefallen könnte. Wenn Ihr uns etwas sagt, so sorgt ja dafür, daß es wahr ist, sonst kann es Euch schlimm ergehen!"

„Ganz wie Ihr wollt! Wir sind gar nicht so sehr darauf erpicht, Euch einen solchen Dienst zu erweisen und dafür Grobheiten und Beleidigungen einzuernten!"

„Begehrt nicht so auf! Ihr habt keine Waffen und seid also ohne jede Hilfe. Es gehört gar keine übergroße Phantasie dazu, euch für Vagabunden zu halten."

„Weil wir Flüchtlinge sind!"

„Ach so! Woher kommt ihr denn?"

„Von den Nijoras, bei denen wir gefangen waren."

„Hm! Mitgefangene unsrer Kundschafter also?"

„Ja. Zuckt immerhin mit der Achsel! Ihr werdet es uns doch noch Dank wissen, daß wir zu Euch gestoßen sind. Ist Euch vielleicht das Gloomy-water jenseits des Chelly bekannt?"

„Ja."

„Nun, gar nicht weit davon ist Euer Khasti-tine von Mokaschi mit noch einem Kundschafter erschossen worden, und die acht übrigen wurden am Gloomy-water gefangen genommen und nach dem Chelly geschleppt. Dort gelang es uns dreien, die wir auch in die Hände der Nijoras geraten waren, zu entkommen. Nun glaubt mir oder glaubt mir nicht; es ist mir sehr egal!"

Jetzt, da Wolf den Namen Khasti-tine hörte, konnte er nicht länger zweifeln; er rief erschrocken aus: „Khasti-tine erschossen? Ist das wahr? Und die andern Gefangenen? Alle Wetter, da steht es schlimm um sie!"

„O, es gibt noch andre, um die es ebenso schlimm steht!"

„Noch andre? Wer denn?"

„Winnetou, Old Shatterhand, Sam Hawkens und noch andre Westmänner; dazu eine ganze Gesellschaft deutscher Auswanderer."

„Seid Ihr toll!" stieß Wolf hervor. „Old Shatterhand und Winnetou auch gefangen?"

Da nahm sich auch Poller des Gespräches an, indem er antwortete: „Noch mehr, viel mehr. Schi-So ist auch dabei; er kommt aus Deutschland mit einem andern jungen Manne, welcher Adolf Wolf heißt."

Da brüllte der Alte förmlich heraus: „Adolf Wolf? Ein Deutscher? Wißt Ihr das genau?"

„Natürlich weiß ich es. Ich bin ja der Führer der ganzen Gesellschaft gewesen; ich kann deutsch sprechen und habe mir ihr Vertrauen erworben."

„Mein Himmel! Da muß ich Euch sagen, daß ich der Oheim dieses Adolf Wolf bin. Er will zu mir. Also er gefangen, und Schi-So auch? Schnell, schnell, kommt zum Häuptling! Ihr müßt uns alles erzählen, und dann brechen wir sofort auf, um Hilfe zu bringen."

Er gab seinem Pferde die Sporen und goloppierte davon, dem Lager zu. Die drei Weißen folgten ihm, indem sie verstohlen befriedigte Blicke unter sich wechselten. Den Schluß bildeten die Indianer. Es lag Poller, Buttler und dem Oelprinzen nur daran, sich hier bei den Navajos Waffen und Munition zu holen und dann schleunigst weiter zu reiten. Sie sagten sich natürlich, daß sie verfolgt würden, und hegten keineswegs die Absicht, sich ergreifen zu lassen. Da hatten sie nur mit zwei Möglichkeiten zu rechnen. Entweder gelang es ihnen, den Navajos bald, nachdem sie von diesen ausgerüstet worden waren, wieder zu entwischen, das war das Wünschenswerteste, oder man ließ sie nicht fort, sondern zwang sie, wieder umzukehren und mit gegen die Nijoras zu ziehen. In diesem Falle galt es vor allen Dingen, Zeit zu gewinnen, um eine passende Gelegenheit zur Flucht abzuwarten. Dies konnte aber nur dadurch geschehen, daß das Zusammentreffen der Navajos mit Old Shatterhand und seinen Leuten verhindert wurde. Wie dies anzufangen war, darüber dachte der Oelprinz jetzt während

des Rittes nach dem Lager nach. Erst wollte ihm nichts einfallen, schließlich aber kam ihm doch ein passender Gedanke: Old Shatterhand und Winnetou befanden sich mit ihren Begleitern auf der linken Seite des Chellyflusses; wenn man die Navajos veranlaßte, auf dem rechten Ufer zu bleiben, so wurde das Zusammentreffen jedenfalls um mehrere Tage hinausgeschoben, und es stand zu erwarten, daß sich während dieser Zeit eine Gelegenheit zum Entrinnen finden werde. Darum instruierte der Oelprinz seine beiden Freunde mit gedämpfter Stimme, so daß der voranreitende „Wolf" es nicht hören konnte: „Laßt mich reden, wenn wir gefragt werden, und merkt euch vor allen Dingen das eine: Wir haben uns nicht am linken, sondern am rechten Ufer des Flusses befunden, und auf derselben Seite befindet sich auch Old Shatterhand mit seinen Leuten."

„Warum das?" erkundigte sich Buttler.

„Werde es dir später erklären; jetzt ist keine Zeit dazu."

Er hatte recht, denn die Reiter näherten sich eben jetzt dem Lager. Die in demselben befindlichen Indianer blickten verwundert auf die drei fremden Weißen, denn sie hatten in dieser abgelegenen Gegend und jetzt, wo das Kriegsbeil ausgegraben worden war, keine Bleichgesichter vermuten können. Wolf ritt mit diesen bis an das Zelt des Häuptlings, welcher wie vorher vor dem Eingange saß, stieg da von seinem Pferde und meldete: „Ich habe diese weißen Männer getroffen und zu dir gebracht, weil sie eine sehr wichtige Botschaft für dich haben."

Nitsas-Ini, der „Große Donner", betrachtete die drei Ankömmlinge, welche auch aus ihren Sätteln sprangen, und fragte dann den Wolf: „Hast du sie als Freunde begrüßt?"

„Ja."

Da zog der Häuptling seine Stirn in Falten und meinte: „Ein geübtes Auge sieht es schon dem Baume an seiner Rinde an, wenn er innerlich faul ist. Du hast deine Augen nicht offen gehabt."

Die drei Weißen hatten also keinen guten Eindruck auf ihn gemacht; sie hätten taub sein müssen, um dies seinen Worten nicht anzuhören. Der Oelprinz trat nahe zu ihm heran und sagte in halb höflichem und halb vorwurfsvollem Tone: „Es gibt Bäume, welche innerlich gesund sind, obgleich ihre Rinde krank zu sein scheint. Der ‚Große Donner' mag erst dann über uns urteilen, wenn er uns kennen gelernt hat!"

Die Falten in der Stirn des Häuptlings vertieften sich, und seine Stimme klang streng abweisend, als er antwortete: „Es sind mehrere hundert Sommer vergangen, seit die Bleichgesichter in unser Land gekommen sind; wir haben also Zeit genug gehabt, sie kennen zu lernen. Es gab nur wenige unter ihnen, welche Freunde der roten Männer genannt werden konnten."

„Zu diesen gehören wir; das werden wir Euch beweisen."

„Wenn ihr dies könnt, so wird es zu eurem Glücke sein!"

„Zu unserm Glücke? Ich denke, wir haben hier bei Euch nichts zu befürchten, weil Mr. Wolf uns freundlich aufgenommen hat!"

„Was er gethan und gesprochen hat, bindet die roten Männer nicht. Ich bin der oberste Häuptling der Navajos, bei denen ihr euch befindet, und euer Schicksal hängt nicht von seinem Willen ab, sondern von dem, was ich über euch bestimme."

Bei diesen Worten wurde es den drei Männern bange; der Oelprinz ließ sich dies aber nicht merken, sondern fuhr in zuversichtlichem Tone fort: „Ich habe gehört, daß der ‚Große Donner' ein gerechter und weiser Anführer ist; er wird Krieger, welche zu ihm gekommen sind, um ihn und seine Leute zu retten, nicht feindlich behandeln."

„Ihr uns retten?" fragte der Häuptling, indem er sein Auge abermals geringschätzig über ihre Gestalten gleiten ließ. „Wer gerettet werden soll, muß sich in einer Gefahr befinden."

„Dies ist freilich der Fall."

„So sagt, was für eine Gefahr es ist, aus welcher ihr uns erlösen wollt!"

„Die Gefahr vor den Nijoras."

„Pshaw!" rief er unter einer wegwerfenden Handbewegung aus. „Die Nijoras sind Männer, welche wir zertreten werden!"

„Das denkest du, aber sie sind euch an Zahl weit überlegen."

„Und wenn sie zehnmal hundert zählten, wir würden sie doch vernichten, denn ein Navajo ist so viel wie zehn Nijoras zusammen. Und ihr wollt uns helfen, ihr, die ihr keine Waffen habt? Nur ein Feigling kann sich sein Gewehr nehmen lassen."

Das war eine Beleidigung. Hätte der Oelprinz sich dieselbe gefallen lassen, so wäre er allerdings feig gewesen, das sah er gar wohl ein, und darum antwortete er in zornigem Tone: „Wir sind gekommen, euch Gutes zu erweisen, und du vergiltst uns diese Absicht mit beleidigenden Worten? Wir werden euch augenblicklich verlassen."

Er trat zu seinem Pferde und gab sich den Anschein, als ob er wieder in den Sattel steigen wolle. Da aber sprang der Häuptling auf, streckte seine Hand gebieterisch aus und rief: „Herbei, ihr Navajo-Krieger; laßt diese Bleichgesichter nicht von der Stelle!"

Diesem Rufe wurde augenblicklich Folge geleistet; als die drei Weißen von den Roten ringsum eingeschlossen waren, fuhr er fort: „Meint ihr, daß man zu uns kommen und von uns gehen darf wie ein Prairiehase von und zu seinem Baue? Ihr befindet euch in unsrer Gewalt und verlaßt diesen Ort nicht eher, als bis ich es euch erlaube. Beim ersten Schritte, den ihr gegen meinen Willen thut, treffen euch die Kugeln meiner Leute!"

Das klang drohend und sah nicht weniger bedrohlich aus, denn eine Menge Gewehre waren auf die drei gerichtet. Doch auch jetzt ließ der Oelprinz seine Besorgnis nicht erkennen; er nahm den Fuß wieder aus dem Bügel

und die Hand vom Sattel weg und sagte in möglichst ruhigem Tone: „Ganz, wie du willst! Wir sehen ein, daß wir in eure Hände gegeben sind, und müssen uns fügen; aber alle eure Gewehre sollen uns nicht zwingen, euch die Botschaft mitzuteilen, welche wir euch bringen wollten.“

„Die Botschaft? Ich kenne sie.“

„Nein!“

„Pshaw! Ihr wolltet mir sagen, daß die Hunde von Nijoras das Kriegsbeil gegen uns ausgegraben haben.“

„Nein. Das brauchen wir dir nicht zu sagen, denn das weißt du schon.“

„So wolltet ihr mir melden, daß sie schon aus ihren Hütten aufgebrochen sind. Aber dazu brauche ich euch nicht, denn ich habe Kundschafter ausgesandt, welche mich zur rechten Zeit benachrichtigen werden.“

„Da irrst du dich. Deine Kundschafter können dir keine Nachricht bringen.“

„Warum?“

„Weil sie gefangen sind.“

„Gefangen? Bei wem?“

„Eben bei den Nijoras.“

„Das ist eine Lüge! Ich habe die erfahrensten, die klügsten Männer ausgewählt, denen es nicht einfallen wird, sich ergreifen zu lassen. Ich durchschaue dich; ich errate alle deine Gedanken!“

„So? Wärst du wirklich so klug, dahin blicken zu können, wo meine Gedanken wohnen?“

„Ja. Du weißt, daß man Kundschafter aussendet, und kannst dir denken, daß wir dies auch gethan haben. Darum redest du von unsern Spähern, ohne aber etwas von ihnen zu wissen.“

„Meinst du? Es wäre allerdings besser für euch, wenn das, was ich weiß, nicht geschehen wäre. Ich will dir zeigen, in welchem Irrtum du dich befindest. Du hast zehn Späher ausgeschickt, deren Anführer Khasti-tine war. Ist es so oder nicht?“

„Uff! Es ist so,“ gestand der Häuptling erstaunt.

„So höre weiter! Khasti-tine wurde mit noch einem Krieger erschossen — — —“

„Uff, uff! Von wem?“

„Von Mokaschi, dem Häuptling der Nijoras, eigenhändig; die andern acht wurden gefangen genommen, gerade so wie wir.“

„Gerade so wie ihr? Auch ihr seid in die Hände der Nijoras gefallen gewesen?“

„Ja. Es gelang uns, zu entfliehen, doch ohne Waffen, die man uns abgenommen hatte. Darum sind wir unbewaffnet hier angekommen. Du hältst uns aus diesem Grunde für Feiglinge. Wie nennst du da deine Kundschafter, die ihre Waffen auch hergeben mußten und nicht die Klugheit und Thatkraft besaßen, sich einen Weg zur Flucht zu öffnen?“

„Uff, uff, uff!“ rief der Häuptling. „Meine Späher gefangen und Khasti-tine erschossen! Das erfordert Rache! Wir müssen sofort aufbrechen, um diese Hunde von Nijoras zu überfallen. Wir — —“

Er war außerordentlich aufgeregt, ganz gegen die sonstige Indianerruhe, und wollte in sein Zelt, um seine Waffen zu holen. Da ergriff Wolf, welcher bisher geschwiegen hatte, ihn beim Arm und sagte: „Halt, warte noch! Du mußt doch erfahren, wo die Nijoras sich befinden, wenn du sie überfallen willst. Das werden dir diese Männer sagen. Sie wissen auch noch andre Dinge, welche sogar noch viel, viel wichtiger sind.“

„Noch wichtiger?“ fragte der Häuptling, indem er sich wieder umwendete. „Was kann wichtiger sein, als daß Khasti-tine tot ist und unsre Kundschafter gefangen genommen worden sind.“

„Schi-So ist auch gefangen!“

„Schi — — — Schi — — — Schi — — —“

Er wollte den Namen seines Sohnes vollständig aussprechen, brachte aber nur die erste Hälfte desselben über die Lippen. Dann stand er steif, als ob er zu Stein geworden sei, und nur seine rollenden Augen zeigten, daß Leben in ihm war. Seine Krieger drängten sich näher herbei, doch ließ keiner einen Laut hören. Der Oelprinz sah ein, daß er den jetzigen Augenblick für sich ausnützen müsse, und sagte also mit weithin hörbarer Stimme: „Ja, so ist es; Schi-So ist auch gefangen. Er soll am Marterpfahle sterben.“

„Und mein Neffe Adolf, welcher mit ihm aus Deutschland gekommen ist, befindet sich auch in der Gewalt der Nijoras!“ fügte Wolf hinzu.

Da kehrte dem Häuptling die Fassung zurück. Er besann sich, daß es doch unter seiner Würde sei, merken zu lassen, wie sehr die Nachricht ihn getroffen hatte; darum zwang er sich zu äußerlicher Ruhe und fragte: „Schi-So gefangen? Wißt Ihr das genau?“

„Sehr genau,“ antwortete der Oelprinz. „Wir haben nicht nur in seiner Nähe gefesselt gelegen, sondern sogar mit ihm und allen seinen Begleitern gesprochen.“

„Wer befand sich bei ihm?“

„Ein junger Freund von ihm, welcher Wolf heißt, mehrere deutsche Familien, welche von drüben ausgewandert sind, und sodann eine ganze Schar berühmter Westmänner, von denen Ihr gewiß nicht denken werdet, daß sie sich so leicht gefangen nehmen lassen.“

„Wer sind diese Männer?“

„Old Shatterhand — — —“

„Old Shat — — — uff, uff!“

„Ferner Winnetou.“

„Der größte Häuptling der Apachen? Uff, uff, uff!“

„Sam Hawkens, Dick Stone, Will Parker, Droll, der Hobble-Frank, gewiß lauter Leute, welche du nicht zu den Feiglingen zählen wirst.“

Es erklangen rundum laute Rufe des Erstaunens, ja des Schreckens; dadurch fand der Häuptling Zeit, sich zu fassen, denn die Selbstbeherrschung hatte ihm abermals vergehen wollen. Er schob die ihm im Wege Stehenden auseinander und eilte in sein Zelt. Man hörte seine Stimme und diejenige seiner weißen Frau; dann kamen beide heraus, und die letztere rief, sich an die drei Bleichgesichter wendend: „Ist es möglich, ist es wahr? Mein

Sohn befindet sich in den Händen der feindlichen Nijoras?"

„Ja," antwortete der Oelprinz.

„So muß er schnell, schnell gerettet werden! Erzählt, was Ihr davon wißt, und sagt, wo sich die Feinde befinden! Wir müssen eilen. Also macht, redet, sprecht!"

Sie als Frau konnte ihre Aufregung natürlich viel weniger beherrschen, als der Häuptling. Sie hatte Grinleys Arm ergriffen und schüttelte denselben, als ob sie die gewünschte Auskunft dadurch beschleunigen könne; der Oelprinz aber antwortete in einem ruhigen Tone: „Ja, wir sind allerdings gekommen, um Euch von dem, was geschehen ist, zu benachrichtigen; aber der Häuptling hat uns wie Feinde empfangen, und so wollen wir das, was wir wissen, doch lieber für uns behalten."

„Hund!" fuhr ihn da der „Große Donner" an. „Du willst nicht sprechen? Es gibt Mittel, dir den Mund zu öffnen!"

„Nein," behauptete der Oelprinz mit einem siegesgewissen Lächeln.

„Wir braten euch am Feuer!"

„Pshaw!"

„Wir binden euch an den Marterpfahl!"

„Pshaw! Wir sind tapfere Männer und wissen zu sterben."

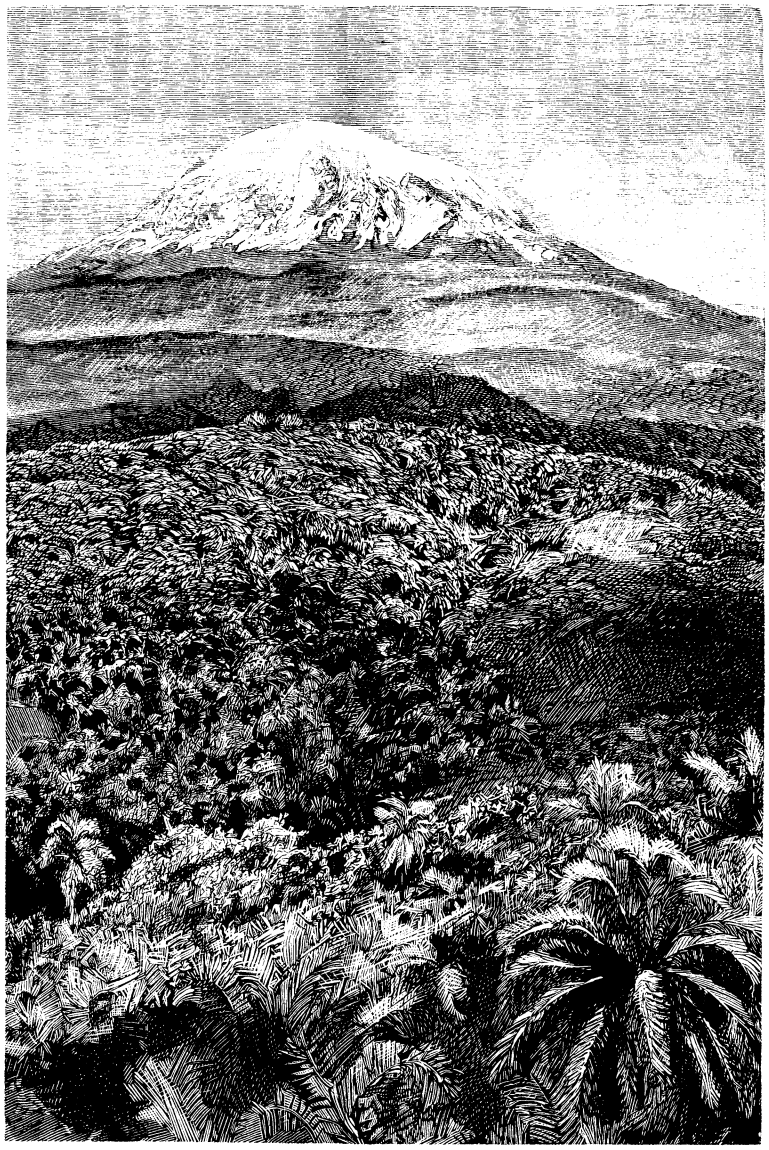
Da legte die Frau die Hände auf Schulter und Arme ihres roten Mannes und bat ihn in dringendem Tone: „Sei freundlich mit ihnen! Sie haben uns benachrichtigen wollen und also nicht verdient, daß du sie als Feinde behandelst."

„Ihre Gesichter sind nicht die Gesichter guter Männer; ich traue ihnen nicht," antwortete er finster.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Besteigung des Kilimandscharo.

Daß in Afrika Schnee- und Eisberge sein sollten, galt bei uns nur als eine Legende, bis am 11. Mai 1848 zuerst von dem deutschen Missionar Herrn Rebmann die Kunde kam, derselbe habe den Berg Kilimandscharo mit vom Schnee bedeckten Gipfel erblickt. Die Nachricht wurde damals viel bezweifelt. Als zweiter sah den afrikanischen Riesenberg bald darauf der Missionar Krapf auf einer Reise, auf welcher er den zweitgrößten Berg Afrikas, Kenia, entdeckte. Die Engländer bezweifelten jedoch, ja verhöhnten auch diese Entdeckung. Den ersten ernstlichen Versuch, den Kilimandscharo zu besteigen, unternahm hierauf der Deutsche Baron Claus von der Decken im August 1861, erreichte jedoch nur die Höhe von 2400 m, da ihn die Träger verließen. Nun fingen auch die Engländer an, nachdem jedoch schon am 29. November 1862 der Deutsche Doktor Kersten bis zu einer Höhe von 4200 m emporgestiegen war, wo ihn ebenfalls die Träger verhinderten, noch weiter aufwärts zu steigen, da sie zu folgen sich weigerten. Die Engländer gelangten dann, als der Missionar Charles New 1871 eine Besteigung ausführte, ebenfalls nicht bis zum Gipfel, sondern nur auf der Nordseite bis zur Schneegrenze in einer Höhe von 2700 m; endlich sandte die englische geologische Gesellschaft Herrn Johnston ab, die Besteigung zu versuchen. Dieser gelangte bis zur Höhe von 4900 m, weil auch ihn die Träger im Stiche ließen. Damit beruhigten sich die Engländer; es hat also noch niemand den eigentlichen Gipfel des Kilimandscharo erreicht, den höchsten Aufstieg vollbracht zu haben, gebührt jetzt unstreitig den Deutschen.



Palmen und Schnee.

Wir entnehmen dem am 7. September 1887 gegebenen Berichte des Vereins der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin über diese von Dr. H. Meyer ausgeführte Besteigung das Folgende:

„Vorgestecktes Ziel erreicht. Der oberste Rand des Kibokraters erreicht. Dort noch eine 40—50 m hohe Wand. Eine Gletscherwand, noch über mir liegend, erschien unersteigbar. Mein Begleiter Mhuri nur 300 m tiefer wegen Schwachheit liegen geblieben. Ob der Gletscher nur den Rand überzieht oder ob er den ganzen inneren Krater ausfüllt, weiß ich daher nicht. Sonst war die Partie sehr ergebnisreich. Vom Morealisdorfe im Lande Marungo aus am ersten Tage bis zur unteren Urwaldgrenze; am zweiten Tage durch den Urwald zur oberen Waldgrenze nach dem Lager Johnstons; am dritten Tage über baumlose, mit wenig Ginster und Erika bestandene Grasmatten bis zum ersten Schnee; am vierten Tage über ganz vegetationslose Lava- und Aschenströme zum Fuße des eigentlichen Kibo; am fünften Tage Aufsteigung zum oberen Kraterrande und Rückkehr zum Kraterfuße. Hierbei wurde 14 Grad C. beobachtet. Am sechsten Tage photographierte ich das höchst eigentümliche Hochplateau zwischen Kibo und Kamawagi mit der dasselbe durchziehenden vulkanischen Hügelreihe, machte oft geologische Sammlungen, Kartencroquis und kehrte zum ersten Schnee zurück. Von da sammelte ich mehrere Tage und kehrte dann nach Morealisdorf zurück." Erst zwei Jahre später, im Oktober 1889, gelang es Meyer im Verein mit dem Alpinisten Purtscheller, die höchste Spitze zu erreichen und auf ihr — rund 6000 m hoch — die deutsche Flagge zu entfalten.

Ein merkwürdiger Hund.

Der berühmte Schlachtenmaler Albrecht Adam (1786 bis 1862) erzählt in seiner Selbstbiographie folgendes. — Es war auf der Reise durch die Schweiz nach Italien im Jahre 1811. Ueber den Splügen war damals die Reise noch sehr beschwerlich, da bloß ein Saumweg, der an manchen Stellen zudem noch gefährlich aussah, über ihn führte. Man konnte diesen nur mit Saumtieren oder Pferden, welche an ihn gewöhnt waren, passieren. Hier ereignete sich unter andrem ein Vorfall, welcher verdient, erwähnt zu werden. Ich hatte einen schönen schwarzen Pudel größerer Art, von ganz ungewöhnlichen Anlagen, den ich seiner Wachsamkeit wegen Cerberus nannte. Er bewachte seinen Herrn und dessen Gut mit einer unbeschreiblichen Aufmerksamkeit, ebenso wußte er Verlornes auf unglaubliche Weise zu finden. Am eigentümlichsten aber war, daß er, so oft ich in Gesellschaft reiste, dieselbe Aufmerksamkeit jedem von meinen Gefährten zuwandte. Auf einem der schmalen Pfade, wo nur ein Pferd hinter dem andern gehen konnte, geschah es, daß Cerberus mit wildem Gebell um den ganzen Zug herumsprang, die Pferde aufzuhalten suchte, besonders das Pferd des Kuriers, welcher als Führer voranritt. Dieser wurde zuletzt ungeduldig, hieb mehrmals mit der Peitsche nach dem Hunde und rief mir zu: „Wehren Sie Ihren Hund ab, wir können ja nicht weiter kommen!" Allein so gehorsam dieser sonst war, mein Rufen war vergeblich, er leistete nicht Folge, so daß ich bedenklich wurde und fragte, ob jemand etwas verloren habe oder fehle. Zugleich sah ich mich nach meinem Bruder um, welcher weit zurückgeblieben und auf seinem Pferde fest eingeschlafen war. Seinen Mantel, den er, ohne ihn zu befestigen, leicht über das Pferd geworfen, hatte er verloren. Jetzt wußte ich, woran ich war. Mühsam wandte ich mein Pferd auf dem schmalen Wege und ritt zurück. Kaum hatte dies der Hund bemerkt, so lief er mir weit voraus; mein Bruder war aus seinem Mittagsschlaf indessen auch erwacht, und wir beide folgten jenem, der immer weit voraus war und von Zeit zu Zeit sich geschäftig umsah, ob wir nachkämen. Wir mußten eine ziemliche Strecke zurückreiten, bis wir dahin kamen, wo der Mantel lag. Cerberus, welcher lange vor uns angelangt war, versuchte den Mantel fortzuschleppen, aber alle Anstrengungen blieben umsonst; der Mantel war zu groß, der Hund trat im Gehen auf ihn, verwickelte sich und purzelte jedesmal ganz komisch über und über.

Man könnte von diesem merkwürdigen Tiere, bei dem diese und ähnliche Eigenschaften nicht eingeprügelt, sondern Naturanlagen, fast möchte man sagen, eine Art Hundegenialität waren, eine eigene Biographie schreiben, wenn es hier am Platze wäre.

Der Kurier sagte nach dem soeben erzählten Vorfalle: „Fordern Sie für diesen Hund, was Sie wollen, wenn ich die Summe bezahlen kann, kaufe ich ihn!" —

Ein Jahr später, 1812, erzählt Adam weiter, machte ich den Feldzug nach Rußland mit. Es war auf dem Hinmarsch. Bei der Abreise von Thorn nach Plock hatte ich das Unglück, meinen getreuen Cerberus in einem großen Gedränge bei dem Uebergang über die Weichsel zu verlieren. Trotz aller Mühe konnte ich ihn nicht wieder finden und sah mich genötigt, ohne denselben von Thorn einen schmerzlichen Abschied zu nehmen. —

Nach wechselvollen Abenteuern aus Rußland heimkehrend, traf ich, bei einer Kälte von 22 Grad, am 22. Dezember morgens in München ein. Das erste lebende Wesen, das mir in meinem Hause begegnete, war mein Pudel, den ich zu Thorn verloren hatte: er stand oben auf der Treppe und protestierte gewaltig gegen meinen Eintritt. Ich war nämlich in einen großen Pelz gehüllt, was mich ihm für einige Augenblicke unkenntlich machte — um so lustiger war die Erkennungsscene.

Franklin und der Müßiggänger.

Als einstens der große Benjamin Franklin eben beschäftigt war, seine Zeitung druckfertig zu machen, trat ein Müßiggänger in den Laden und verbrachte wohl eine Stunde damit, Bücher zu durchblättern und Bilder anzusehen. Endlich nahm er dann ein Buch in die Hand und fragte den anwesenden Gehilfen nach dem Preise.

„Ein Dollar," war die Antwort.

„Ein Dollar?" fragte jener. „Können Sie es mir nicht billiger lassen?"

„Nein, ein Dollar ist der feste Preis."

Beinahe eine zweite Stunde war vergangen, als der Müßiggänger fragte: „Ist Mr. Franklin zu Hause?"

„Ja, er ist in der Druckerei!"

„Ich wünsche ihn zu sprechen."

Der Kommis unterrichtete seinen Chef von dem Vorgange, und als Mr. Franklin kaum hinter dem Ladentische stand, richtete der Müßiggänger, das Buch in der Hand, die Frage nun an ihn: „Mr. Franklin, was ist das Niedrigste, das Sie für dieses Buch nehmen wollen?"

„Ein und ein viertel Dollar!" war die rasche Antwort.

„Was? Ein und ein viertel Dollar? Verlangt Ihr Gehilfe doch nur einen Dollar!"

„Das ist richtig," sagte Franklin, „und ich hätte mehr an dem einen Dollar vorhin verdient, als jetzt, da ich von der Arbeit abgerufen wurde."

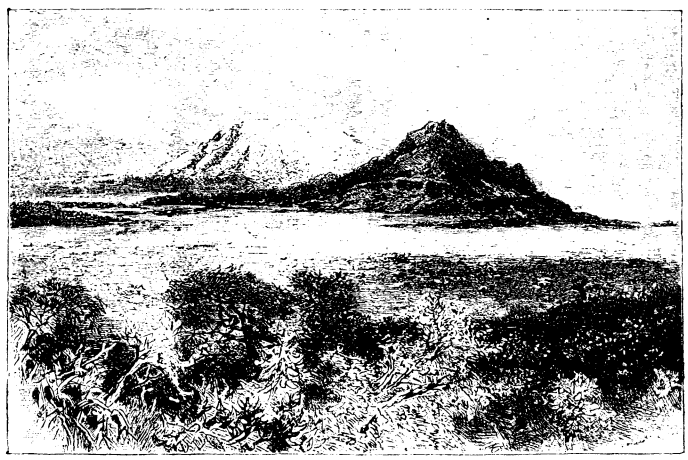
Der Müßiggänger schien überrascht und um das Geschäft zu Ende zu bringen, sagte er: „Im Ernst, Mr. Franklin, was ist der niedrigste Preis hierfür."

„Ein und ein halben Dollar!"

„Ein und ein halben Dollar! Aber, Mr. Franklin, Sie haben es mir ja selbst für ein und ein viertel Dollar offeriert!"

„Ja," sagte Franklin, „und ich hätte vorhin mehr an diesem Preise verdient, als jetzt an anderthalb Dollar."

Franklin kehrte mit diesen Worten in seine Druckerei zurück. Der Müßiggänger aber verstand erst jetzt, wo Mr. Franklin hinaus wollte, daß er nämlich bei der Steigerung den Wert an Zeit betonte, die er durch ihn verloren hatte, und bezahlte den Preis.



Der Kilimandscharo von ferne.

Im Lancierraum eines Torpedobootes.

Auf keinem Felde der Technik sind in kurzer Zeit so viele Veränderungen vor sich gegangen, als beim Kriegswesen, wo förmlich eine Erfindung die andre vertreibt, eine Neuerung die andre hetzt und jagt. Die größte Revolution aber ist erfolgt und geht noch beständig vor sich auf dem Gebiet der Kriegsmarine durch die Erfindung und Einführung der Torpedos. Diese Erfindung ist aber jedenfalls ein Glück zu nennen, denn die Kriegsmarinen befanden sich durch die immer schwerer werdende Panzerung auf dem besten Wege nach dem panzerfröhlichen Mittelalter. Wie diesem die Feuerwaffe ein Ende bereitete, so wird der Torpedo, zwar nicht ohne heftige Gegenwehr der Panzerautoritäten, mit diesem modernen Mittelalter aufräumen und der Marine die einzige bleibende Stärke, welche sie erlangen kann, gewährleisten, nämlich die Geschwindigkeit der Bewegungen und die unbehinderte Manövrierfähigkeit. Das schwere Schlachtschiff, obwohl immer noch an der Tagesordnung, beginnt doch gegen die leichteren Schiffe, namentlich die flinken Kreuzer, immer mehr in den Hintergrund zu treten, vor allen Dingen sind die Kriegsmarinen aber darauf bedacht, sich mit einer möglichst großen Zahl von Torpedobooten, dieser fliegenden Artillerie des Meeres, zu versehen.

Unsre Abbildung führt uns in den Lancierraum eines solchen Kriegsfahrzeuges. Neben dem Steuermann steht im Kommandoturm der „Kaptain", späht in die Ferne und erteilt mit dem Telegraphenapparat Befehle nach den verschiedenen Teilen des Bootes. Dies ist notwendig, weil im Toben der See leicht ein Wort verhallen oder mißverstanden werden könnte. Unten sind zwei „Torpeder" mit dem Laden der beiden rechts und links vom Vordersteven des Bootes ausmündenden Lancierrohre beschäftigt. Das Abschießen des Torpedos erfolgt nicht durch Pulver, sondern durch Preßluft, zu deren Hervorbringung ein Apparat vorhanden ist. Die Explosion des Torpedos erfolgt erst durch Anstoßen der Spitze gegen einen harten Gegenstand mittels Selbstzünders. Bekanntlich ist die Gewalt einer solchen Explosion so stark, daß davon die Wand eines jeden Panzerschiffes durchschlagen wird, sobald sie in unmittelbarer Nähe derselben erfolgt. Neuerdings versieht man sie daher mit netzartigen Schutzvorrichtungen von starkem Eisendraht, die aber wiederum nur geeignet sind, die Schwerfälligkeit dieser Kolosse zu vermehren. Der Hauptbauort für Torpedoboote in Deutschland ist Elbing, die Torpedos selbst werden größtenteils in Berlin hergestellt.

Gerechtigkeit.

Der griechische Weltweise Aristoteles erzählt in einem seiner Bücher: Ein gewisser Theogampus regierte als König zu Sparta und entsagte einem Teile des Reiches, weil dieser vor Zeiten unrechtmäßigerweise erworben und ohne Rechtstitel bisher besessen worden war. Als Theogampus darüber von seinem eigenen Weibe bitter getadelt

Im Lancierraum eines Torpedobootes.

wurde, daß er sich nicht scheue, das Reich, welches er von seinem Vater ererbt habe, seinem Sohne zu schmälern, antwortete er: „Ich werde ihm ein seinem Umfange nach kleineres, der Dauer nach aber noch weit größeres Reich hinterlassen, denn daß ich es nur sage: Gerechtigkeit besteht, Ungerechtigkeit vergeht!“

Reiseabenteuer eines Obertertianers.

(Fortsetzung.)

Ohne etwas zu erwidern, trat die Magd an einen Schrank, aus dem sie den Rest eines Brotlaibes entnahm und Karl mit den Worten reichte: „Hier hat Er Brot, Milch haben wir keine, und nun kann Er weiter gehen, es kostet nichts.“

Dagegen sträubte sich aber der Stolz des Sohnes reicher Eltern, und zwei Zehnpfennigstücke auf den Tisch legend, sagte er: „Ich bin kein Bettler, ich will Milch und Brot gern bezahlen.“

„Frau!“ rief die Magd wieder nach der bezeichneten Thür, „der Mensch will bezahlen, er hat zwanzig Pfennig hergethan!“

„So gib ihm den schwarzen Topf Milch, der oben im Schranke steht.“

„Hier hat Er auch Milch,“ sprach die Magd, indem sie Karl den Topf und einen Blechlöffel reichte, dann aber ihre staubaufwirbelnde Arbeit mit dem besten Erfolg wieder aufnahm, so daß ihr Gast es doch vorzog, draußen vor der Hausthür sein Frühstück zu verzehren.

„Wie weit habe ich noch nach Windweiler?“ fragte er nach beendigter Mahlzeit die Magd, welche gerade ihren Besen zum Fenster hinaus abklopfte und unsren Helden damit beinahe auf den Kopf getroffen hätte.

„Nu, in zwei guten Stunden kann Er's zwingen, wenn er lange Schritte macht.“

Zwei volle Stunden! Das war noch ein ganz hübscher Marsch und es gehörte dazu noch manch „langer Schritt“, allein Karl hatte seinen Hunger gestillt und rüstig schritt er aus, dem ersehnten Ziele entgegen, welches er auch in der angegebenen Zeit erreichte.

Windweiler war ein reiches Dorf, die durchweg zweistöckigen Häuser, unter ihnen nicht wenig massive, sahen sauber aus, die Straßen waren gut gepflastert und reinlich gehalten, und eine prächtige Kirche mit zwei schlanken Türmen gereichte dem Orte zur besonderen Zierde. Der Weisung des Studenten eingedenk, daß man das beste Wirtshaus eines Dorfes stets in der Nähe der Kirche suchen solle, lenkte Karl seine Schritte dorthin, fand sich auch nicht getäuscht, denn an der einen Seite des großen, die Kirche umgebenden freien Platzes, stand ein ansehnliches Haus, über dessen Thür ein Schild mit einem sehr gut gemalten Pferde und großen goldenen Buchstaben verkündete, daß man das „Gasthaus zum weißen Roß“ vor sich habe.

Das Erdgeschoß des Hauses enthielt zwei Gastzimmer, von denen das eine sehr geräumige für Fuhrleute und Reisende gewöhnlichen Schlages, das andre für die „Honoratioren“ bestimmt war.

Karl betrat das erstere, in welchem bereits eine nicht geringe Zahl von Gästen anwesend war, und ließ sich ein Glas Bier reichen.

„Kost't zwölf Pfennig,“ sagte die Aufwärterin, welche dasselbe brachte und es sehr eilig zu haben schien.

„Hier sind fünfzehn, behalten Sie nur den Rest, aber sagen Sie mir, kann ich den Wirt sprechen?“

„Dann müssen's 'nüber gehen ins Herrenstübel, hier 'nein kommt er nur zum Ruhestiften, wenn die Gäste zanken oder gar raufen wollen.“

Das war nun für das Gasthaus allerdings keine besonders günstig lautende Empfehlung, aber Karl wollte ja auch nur des Wirtes Hilfe insoweit erbitten, daß er mit dem Schlegelschen Milchwagen fahren konnte, ließ sich dies heut nicht mehr thun, nun dann wollte er seine Reise zu Fuß fortsetzen, besaß er doch noch eine ganze Mark, und damit hinlängliche Mittel, um Mundvorrat einzukaufen und unterwegs einen kühlen Trunk zu thun.

Karl ging also hinüber ins „Herrenstüble“, in dem sich nur einzelne Gäste befanden. Und er brauchte niemand nach dem Hausherrn zu fragen, denn kein andrer als jener Riese konnte es sein, der dort in Hemdärmeln am oberen Ende der langen Tafel saß und aus einer Meerschaumpfeife dichte Rauchwolken gegen die Decke des Zimmers blies. Der Mann wog sicherlich nicht weniger als dreihundert Pfund, auch der Stuhl, der die gewaltige Masse trug, bewies dies, ihn konnte nur ein Zimmermann mit Axt und Schrotsäge hergestellt haben, Beine, Seiten- und Rücklehne bestanden aus förmlichen Balken, der Sitz, wohl noch einmal so breit wie der eines Stuhles für gewöhnliche Sterbliche, aus dicken Bohlen, und überall waren Eisenbeschläge angebracht, um dem Bauwerk möglichsten Halt zu verleihen. Trotzdem ächzte und stöhnte dasselbe bei jeder Bewegung des Riesen wie ein schwertragendes Lasttier.

„Guten Morgen, Herr Wirt,“ sagte Karl, seine Hände vorsichtig auf dem Rückteil seines langen Körpers bergend, um einem etwaigen Händedruck des derben Mannes auszuweichen.

„'Morgen, junger Herr,“ erwiderte der Hausherr mit seiner „fettigen Stimme“, „was bringen's?“

„Ich bringe nichts, möchte Sie vielmehr um eine gefällige Auskunft bitten.“

„Na, dann schießen's nur los.“

„Ich heiße Karl Schulze, bin der Sohn des Kaufmanns Schulze in Seeburg und im Begriff, zum Besuche meines Onkels, des Oberförsters v. Kernbach, nach Forsthaus Eulenbude zu reisen. Gestern auf dem Wege hierher,

als ich ermüdet vom Marsche mich am Rande eines Waldes gelagert hatte und eingeschlafen war, sind mir alle meine Effekten gestohlen worden, darunter meines Onkels Brief, mit dem ich mich hätte legitimieren können, und eine Anweisung an Sie, Herr Wirt, mir Nachtquartier zu geben. Ich bin durch diesen Diebstahl sehr in Verlegenheit geraten — —"

„Ja, ja, das glaub' ich wohl, junger Mensch, doch warten's nur einen Augenblick, ich will" — hier steckte der Wirt zwei seiner dicken Finger in den Mund, denen er einen so gellenden Pfiff entlockte, daß Karl, heftig erschreckend, einen Schritt zurücktrat.

„Der Herr Petermann soll mit dem Weibel so schnell als möglich herkommen!" rief der Wirt dem jungen Burschen zu, welcher auf jenes Zeichen den Kopf zur Zimmerthür hereinsteckte. „So, junger Mensch, jetzt nur weiter, Sie sind also in Verlegenheit gekommen?"

„Gewiß, in sehr große, doch hat dies mit meiner Bitte an Sie nichts zu thun. Mein Onkel schrieb in dem vorhin erwähnten Briefe, ich solle zur Weiterreise von Windweiler nach dem Forsthause den Schlegelschen Milchwagen benützen, und ich möchte Sie deshalb fragen, ob Sie mir Auskunft geben können, wie dies möglich ist?"

„Möglich ist's schon, junger Mensch, aber für heute wird's wohl zu spät sein, der Wagen geht morgens um vier Uhr hier ab — aber jetzt, junger Mensch, sagen's mir doch, hat der Kaufmann Schulze in Seeburg zwei Söhne?"

„Nein, er hat nur einen und der bin ich."

„Und der bist du? Der bist du?" schrie der Wirt, kirschrot vor Zorn im Gesicht, „ich will dir sagen, wer du bist, ein Erzhalunke bist du! Hier, hier," fuhr er fort, indem er einem vor ihm liegenden Buche ein Blatt entnahm, das Karl sogleich als die von seinem Onkel ausgestellte Anweisung erkannte, „hier ist der Wisch, von dem du lügst, er gehöre dir, gestern ist der Karl Schulze in meinem Hause gewesen und hat gute Verpflegung von mir erhalten, und heute morgen fünfundzwanzig Mark bar Geld, weil er Extrapost nach Eulenbude nehmen wollte, da er den Abgang des Milchwagens verschlafen hatte! — Aber da kommt schon der Gendarm, der wird dich nach einer Eulenbude bringen, aber nicht zum Oberförster Kernbach. — Hier, Herr Petermann, hier habe ich einen Fang für Euch, da, der Bengel hat sich falscher Namensangabe schuldig gemacht, gibt sich für den Karl Schulze aus, und Ihr wißt doch, daß der gestern selbst hier gewesen ist!"

„Freilich, Herr Wormser, freilich, hat ja die ganze Gesellschaft frei gehalten, 'n netter junger Mann war's."

„Na denn nehmt ihn nur gleich mit, Petermann, könnt ihn meinetwegen auch auf der Stelle examinieren, ehe ihn der Weibel ins Loch steckt!"

„Ganz recht, Roßwirt, wird das beste sein, laßt mir nur einen Bogen Papier reichen, dann wollen wir sogleich die Sache zu Protokoll bringen."

Der Bogen Papier ward dem Gendarmen gebracht, er setzte sich an den Tisch, und die ernsteste Amtsmiene annehmend, sprach er: „Jetzt, Weibel, stellt Euch mit dem Arrestanten auf jene Seite und gebt wohl acht, denn Ihr müßt das Protokoll mit dem Roßwirt und mir unterschreiben. Also, Angeklagter, wie heißt du?"

„Ich heiße Karl Schulze — und wenn ich auch noch —"

„Du hast nur die Fragen zu beantworten, die man an dich richtet, Musje!" schnarrte der Gendarm, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog und sich bestrebte, seine grimmigste Amtsmiene aufzusetzen. „Wie alt?"

„Im Januar fünfzehn Jahre vollendet."

„Was bist du?"

„Schüler der Obertertia am Gymnasium zu Seeburg."

„Vater?"

„Ja!"

„Was ja?"

„Nun, ich habe wie jeder Mensch einen Vater."

„Wie er heißt und seinen Stand will ich wissen!"

„Karl Wilhelm Schulze, Kaufmann in Seeburg."

„Die Mutter?"

„Wilhelmine, geborene v. Kernbach."

„Also du behauptest und bleibst dabei, der Sohn des Kaufmanns Karl Wilhelm Schulze in Seeburg zu sein?"

„Gewiß!"

„Und wie kamst du hierher?"

Karl erzählte wahrheitsgetreu seine Erlebnisse und betonte ganz besonders, seit er die erwähnte Anweisung in des Wirtes Händen gesehen, sei es ihm klar, daß kein andrer als der Mensch, der sich ihm als Reisebegleiter aufgedrängt, ihn bestohlen haben könne; er beschrieb genau dessen Kleidung und Aussehen, worauf der Wirt rief: „Da sieht man's, daß der Bursche dort lügt wie gedruckt! Einen Regenmantel hat der Karl Schulze getragen und barhäuptig ist er hier angekommen, weil der Sturmwind ihm den Hut vom Kopfe, gerade unter die Räder eines daherfahrenden Wagens getrieben hat, so daß der Filz natürlich nicht mehr zu gebrauchen war. Hab' ihm ja selbst einen Hut geliehen von meinem Jakob, den er mit der Extrapost zurückschicken wird!"

„Gut, Roßwirt, setzen wir das ins Protokoll — aber, bunte Mütze? Studentenmütze? — Hm, hm, wie ist mir doch — kommt nicht so eine im letzten Steckbrief vor? Roßwirt, laßt mich einmal Euer Amtsblatt nachschlagen."

„Dort neben Euch liegt es."

Der Gendarm breitete das Blatt vor sich aus.

„Hm," machte er, „Holzauktion — gestohlenes Pferd — abhanden gekommenes Kind — Zwangsversteigerung — Diebstahl — ah, jetzt kommen die Steckbriefe — da — hier haben wir ihn — hört:

Steckbrief. Der Kellner Louis Kaspar Grimbart, bisher im Kaffee ‚Taubenschlag' hierorts bedienstet, hat sich des Diebstahls von einem hellgrauen Ueberzieher mit Sammetkragen, einer goldenen Uhr, eines Portemonnaies mit etwa hundert Mark in Gold und einigem Silbergeld Inhalt und einer goldenen Brille dringend verdächtig gemacht. Alle Behörden u. s. w.

Die alte Geschichte, aber jetzt kommt die Hauptsache, das Signalement:

Name: Louis Kaspar Grimbart.
Alter: 21 Jahre.
Größe: 1,51 Meter.
Haare: rötlich-blond, kurz geschnitten.
Stirn: hoch.
Nase: etwas dick.
Mund: gewöhnlich.
Besondere Kennzeichen fehlen.

Bekleidet war derselbe mit schwarzem Frack, dito Hosen und weißer Weste. Kopfbedeckung: Studentenmütze von rosafarbenem Tuche mit schwarz-weiß-gelbem Rande.

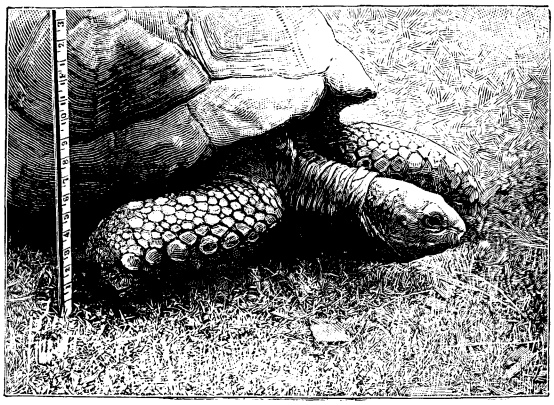
H., den 13. Januar 18..

Der Staatsanwalt.

(Fortsetzung folgt.)

Riesenlandschildkröten.

Wie so viele andre, zum Teil sehr nützliche Tiere, so gehen auch die Riesenlandschildkröten ihrem völligen Untergang entgegen; ausgerottet durch die Habgier, den Wahnwitz und die Vernichtungssucht ihres größten Feindes — des Menschen. Einige Arten, die größten, sind bereits völlig vernichtet, und die noch lebenden sind sehr



Kopf der Riesenschildkröte.

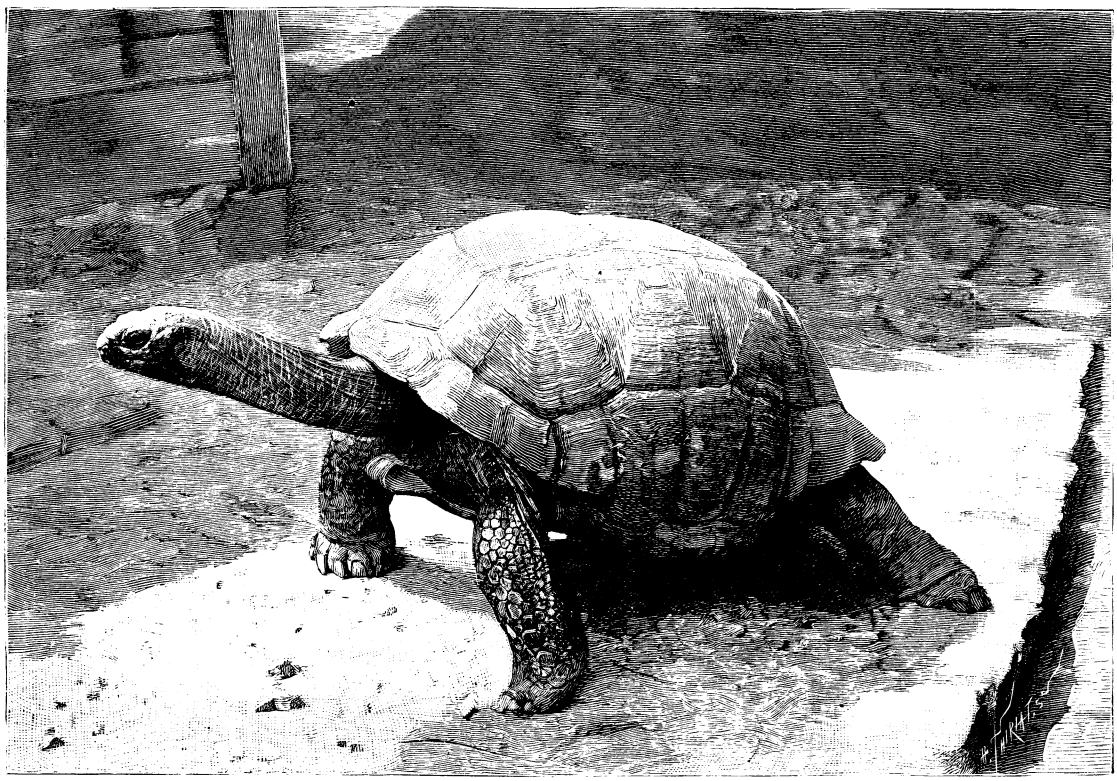
selten und über verschiedene kleine Inseln verstreut, zum Teil werden sie in Gefangenschaft gehalten. Kein Wunder, daß der Mensch sie so arg verfolgte, gaben doch viele dieser riesigen Tiere 100 kg zartes, wohlschmeckendes Fleisch. Infolge ihrer Unbehilflichkeit waren sie leicht zu fangen und ließen sich ihrer Lebenszähigkeit wegen ohne Mühe lange erhalten. In früheren Zeiten legten nach Indien ꝛc. fahrende Schiffe an den von diesen Riesenschildkröten bewohnten Inseln an, um sich mit lebendem Fleisch zu versorgen. In wenigen Tagen wurden Hunderte dieser Riesentiere gefangen und im Schiffsraum verstaut, wo sie dann ohne Nahrung monatelang aushalten mußten, bis das Beil des Schiffskoches sie von ihren Leiden erlöste.

Die Riesenschildkröten bewohnten die Galapagosinseln, Aldabra, die Seschellen- und die Maskareneninseln (Reunion, Mauritius und Rodriguez). Sie verteilten sich demnach auf zwei bestimmt begrenzte Verbreitungsgebiete, welche räumlich weit voneinander liegen, wodurch schon ihre verschiedenartige Rassenzugehörigkeit bedingt wird. Selbst die in einem Verbreitungsgebiete lebenden gehören verschiedenen Arten an, wie z. B. dies bei den Galapagosschildkröten deutlich ausgesprochen ist, indem sich sowohl in der Größe, wie auch im Bau und in der Beschildung deutliche Unterschiede bemerkbar machen. Ohne hier näher auf die Unterscheidungsmerkmale einzugehen, sei nur erwähnt, daß die Galapagosschildkröten nach Günther fünf verschiedenen Arten angehörten. Die größten lebten auf Porterseiland und wurden über $1\frac{1}{2}$ m lang und fast ebenso breit. Die Maskarenenschildkröten erreichten dieselbe Größe (einzelne Tiere wurden über 2 m lang) und unterschieden sich hauptsächlich von den Galapagosschildkröten durch das Vorhandensein einer Nackenplatte. Mit den übrigen Landschildkröten können die Riesenlandschildkröten schon ihrer außerordentlichen Größe wegen nicht verwechselt werden. Außerdem zeichnen sie sich noch durch einen langen, schlangenartigen Hals, hohe Füße und die dunkle Farbe ihrer Schale aus.

In früheren Zeiten, als viele dieser Inseln noch nicht von Menschen bewohnt waren, konnten sich diese Schildkröten ungestört vermehren, so daß ihre Anzahl eine ungeheuerliche wurde, indem sie vorerst nur in einem bussardartigen Raubvogel, welcher den Jungen nachstellte, einen Feind hatten. Später wurden Seefahrer auf sie aufmerksam, aber auch diese hätten ihre Vernichtung so schnell noch nicht herbeigeführt, da ihre Vermehrung eine sehr starke war. Bald wurden aber mehrere Inseln besiedelt, es wurden Strafkolonien gegründet, und diese Menschen wüteten unter den Schildkröten auf eine schauerliche, sinnlose Weise. Was von diesen Schildkröten ihren menschlichen Mördern noch entging, wurde von den inzwischen eingeführten Schweinen vernichtet. 1813 fanden sich auf den Galapagosinseln z. B. die Riesenschildkröten noch in großer Zahl, 1846 waren sie auf den meisten dieser Inseln vernichtet. Nur auf einigen kleinen Eilanden dieser Gruppe finden sich noch einige dieser Tiere. Auf den Maskarenen ging die Ausrottung noch schneller vor sich. Dort finden sich, wie auch auf Aldabra und den Seschellen nur noch einige, auf Mauritius noch eine, aber alle gehegt und in gezähmtem Zustande. Wie viele jedoch dieser an die vorweltlichen Geschöpfe erinnernden Riesentiere auf den beiden andern Maskarenen gepflegt werden, entzieht sich unsrer Kenntnis. Auf Aldabra sollen auch noch einige dieser Schildkröten frei lebend vorhanden sein, welche sich an schwer zugängliche Orte dieser Insel zurückgezogen haben. Englische Naturfreunde bieten viel auf, um diese dem Aussterben nahen Tiere zu schützen, was aber wohl wenig nützen dürfte, da ihre Zufluchtsstätten doch nicht ständig bewacht werden.

Welch riesige Formen und Größen diese Schildkröten haben, ist im Zusammenhang mit den unten gegebenen zifferischen Größenverhältnissen aus unsern Abbildungen zu entnehmen. Die Photographien sind einem noch heut auf Mauritius im Hofe der dortigen Artilleriekaserne lebenden Tier entnommen. Abb. 2 zeigt uns die Gesamtansicht

der Schildkröte, wie sie auf dem Kasernenhofe spazieren geht. Abb. 1 zeigt die Vorderansicht des Tieres mit etwas eingezogenem Hals, Abb. 3 die Hinteransicht. Wie lange sich diese Schildkröte schon auf der Insel befindet, ob sie von der Insel stammt oder eingeführt ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Die ältesten Leute der Insel fanden sie schon im gegenwärtigen Zustande vor (1810) und wollen ein Wachsen während der 82 Jahre nicht bemerkt haben. Das heute halbblinde Tier, dessen Schale mit der Zeit grau geworden ist, mißt in der Länge 2,59 m, in der



Die Riesenschildkröte der Insel Mauritius.

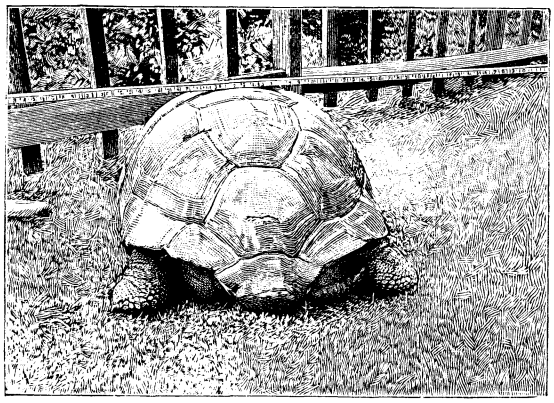
Breite 2,15 m. Ein Vorderfuß ist 45 cm lang, ein Hinterfuß 30 cm; Hals und Kopf messen zusammen 39½ cm, der Schwanz 30½ cm. Das gehende Tier mißt vom Erdboden bis zur höchsten Stelle des Rückenschildes 63½ cm, wobei zwischen Brustschild und Erdboden ein Raum von 15½ cm bleibt. Das Alter des Tieres wird auf über 200 Jahre geschätzt, was auch durchaus nicht zu hoch gegriffen erscheint. Das Tier wäre also der älteste Bewohner der Insel Mauritius. Trotz dieses hohen Alters entwickelt dasselbe noch eine große Kraft, so daß es sich nicht stören läßt, wenn sich zwei Männer auf seinen Rücken setzen, sondern unbehindert weiter geht. Freilich ein flüchtiger Renner ist dies Reitpferd nicht, doch sollen diese Schildkröten immerhin täglich vier englische Meilen zurücklegen können. Man hätte also auf solchem Reittier genügend Muße, sich die Gegend zu betrachten. Ihre Schritte sind langsam, schwer und unregelmäßig, so daß man Mühe hat, auf der gerundeten Schale zu balancieren.

Im freien, wilden Zustande lebten die Riesenschildkröten an den höher gelegenen feuchteren Orten der Inseln, doch wurden auch die niedrigen trockenen Orte aufgesucht. Die Schildkröten nahmen stets denselben Weg, wenn sie von der trockenen Niederung nach den Tränkplätzen der Höhe sich begeben wollten. Infolgedessen wurden breite Pfade ausgetreten. Als die ersten Seefahrer, um Wasser zu fassen, an einigen Inseln landeten, hatten sie es diesen Pfaden zu verdanken, daß sie Trinkwasser fanden. Sie entdeckten denn auch alsbald die Wegmacher. Die Tiere fanden sich häufig in solcher Zahl beisammen, daß man über hundert Schritte weit auf ihren Panzern gehen konnte. Unter ihnen gab es welche, die so schwer waren, daß acht Mann sie kaum aufzuheben vermochten. An den Quellen verweilten sie mehrere Tage und kehrten, wenn sie sich vollgetrunken hatten, in die Niederung zurück. Es fanden sich jedoch auch auf solchen Inseln, die keine Quellen haben, Schildkröten in Menge vor. Auf wasserlosen Inseln ernährten sie sich hauptsächlich von saftigen Kakteen. Die Tiere, welche auf den mit Quellen versehenen Inseln lebten, fraßen in der trockenen Niederung Kakteen, die in den feuchteren Höhen lebenden ernährten sich von allerlei Blättern, Beeren und Flechten. Den auf den quellenlosen Inseln lebenden stand höchstens hin und wieder etwas Regenwasser zur Löschung ihres Durstes zu Gebote. Es dürfte daher schwerlich genügsamere Tiere geben.

Es wird allgemein angenommen, daß diese Schildkröten taub seien, der größte Lärm, selbst ein Kanonenschuß, soll keinen Eindruck auf sie machen. Am Tage sind sie scharfsichtig und furchtsam, des Nachts jedoch scheinen sie von dem, was um sie her vorgeht, wenig wahrzu-

nehmen. Wie alle Schildkröten, so legen auch diese Riesen Eier. Diese sind weiß, rundlich und sollen bis 18 cm im Umfang messen. Die Zahl der von einem Weibchen gelegten Eier kann 7—14 Stück betragen; sie werden von denselben, wo es geht, in den Sand vergraben, an felsigen Orten, in Felsenrisse und Spalten abgelegt.

Werden diese Schildkröten am Tage überrascht, so zischen sie dumpf, ziehen Kopf und Beine ein, so daß der Panzer mit hartem Schlag auf den Boden aufschlägt.



Rückenansicht der Riesenschildkröte.

Zu Zeiten sollen die Männchen, welche sich durch den längeren Schwanz von den Weibchen unterscheiden, ein heiseres Brüllen oder Blöken hören lassen.

Auf den meisten von den Riesenlandschildkröten bewohnten Inseln hat man auch Ueberreste von zum Teil noch viel größeren ausgestorbenen Arten gefunden. Interessant sind besonders die Funde auf Mauritius, im Moor von Songes und in den Höhlen auf Rodriguez. Neben riesigen Panzern und Skeletten von Riesenschildkröten wurden dort auch Skelette des ausgestorbenen Vogels „Dodo" und andrer ausgestorbener Vogelarten gefunden, welche zum Teil noch völlig unbekannt waren. Die Nachforschungen sind bisher nur ungenügend betrieben worden, so daß zu erhoffen steht, daß weitere Nachgrabungen noch viel Neues zu Tage fördern werden.

Vom Hirtenknaben zum Gelehrten.

Der Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, Franz I., sammelte gern Medaillen, Münzen, wertvolle Steine und ging gern mit Gelehrten um. Sein Liebling war der Direktor des Münz- und Antikenkabinetts, Duval, den er aus Not und Elend emporgehoben und dessen schönem Talente er die Laufbahn eröffnet hatte. Valentin Duval war der Sohn armer Eltern, geboren zu Artonnay in der Champagne 1695, und hütete einem Pächter das Vieh. Eines Tages bekam er während einer Fußreise ins Lothringische die Blattern, ein barmherziger Schäfer gewährte dem Kranken einen Platz in seinem Stalle, wofür er ihm nachher zwei Jahre die Schafe hütete. Die Bekanntschaft mit einem Einsiedler Palemon in den Vogesen erweckte in ihm den Vorsatz, gleichfalls Einsiedler zu werden. Doch die Stelle wurde durch einen andern besetzt und Duval blieb Hirte. Aber in der Einsamkeit verkam er nicht, seine edel angelegte Natur rang nach geistiger Nahrung. Kaum hatte er lesen gelernt, als er seinen Dienstlohn, den Erwerb auf der Jagd, für Bücher verwendete. Der Fund eines kostbaren Petschaftes brachte ihn mit dessen Eigentümer, einem Engländer, in Berührung, der ihm Bücher lieh und Anleitung gab. Eines Tages ward der Hirtenknabe über Büchern von einer Jagdgesellschaft überrascht. Franz von Lothringen (später Kaiser Franz I.) war darunter. Der Geist und die Kenntnisse des Hirten setzten in Erstaunen, und bei dem Prinzen stand der Entschluß fest, dieses Talent nicht ersticken zu lassen. Duval erhielt in dem Jesuitenkollegium zu Pont-a-Mousson eine glänzende Ausbildung, machte riesige Fortschritte und durfte dann Frankreich, Italien, Belgien, die Niederlande bereisen, um sich für den Lehrstuhl der Numismatik und der Weltgeschichte vorzubereiten. 1719 eröffnete er seine Vorlesungen in Luneville, zu seinen Schülern gehörte auch der ältere Pitt. Duvals Schicksal schien fortan mit dem des Hauses Lothringen verkettet zu sein, mit dem Herzog Franz kam er nach Florenz und später nach Wien. Er hatte ein dankbares Herz, er wurde am Hofe nie ein Schmeichler und lebte nur seiner Wissenschaft. „Wissen Sie, welche Damen soeben an Ihnen vorübergingen, ohne daß Sie dieselben beachteten?" sagte eines Tages Erzherzog Joseph zu ihm. „Meine Schwestern — allerdings sind sie noch keine Antiken." — Duval mußte in der Burg in der Nähe des Kaisers wohnen; er starb 1775.

Rätsel.

Als Tier ist es viel Geldes wert,
Wenn schön es ist und jung an Jahren;
Als Pflänzchen niemand es begehrt;
Denn sein Genuß erweckt Gefahren,
Entdeckt du es auf einem Bissen,
So wirst du diesen gerne missen.

Turnrätsel.

In dumpfer Stube muß der Weber sitzen,
Beim Lampenlichte muß der Aermste schwitzen
Vor einem Worte, das mit W beginnt;
Doch wir besteigen froh und ohne Zagen
Dasselbe Wort an schönen Sommertagen,
Wenn ihm drei Zeichen vorgestellt noch sind.

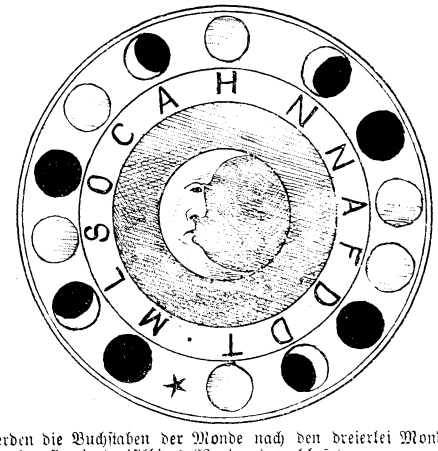
Auflösung der viersilbigen Scharade auf Seite 546.

„Fahnenflüchtig."

Auflösung des Rätsels auf Seite 546.

„Dieb, Hieb, Sieb."

Bilderrätsel.



Werden die Buchstaben der Monde nach den dreierlei Mondphasen geordnet, ergeben sie ein dreisilbiges Wort und welches?

8. Jahrgang. № 41.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Curs ausschließlich Stempel.

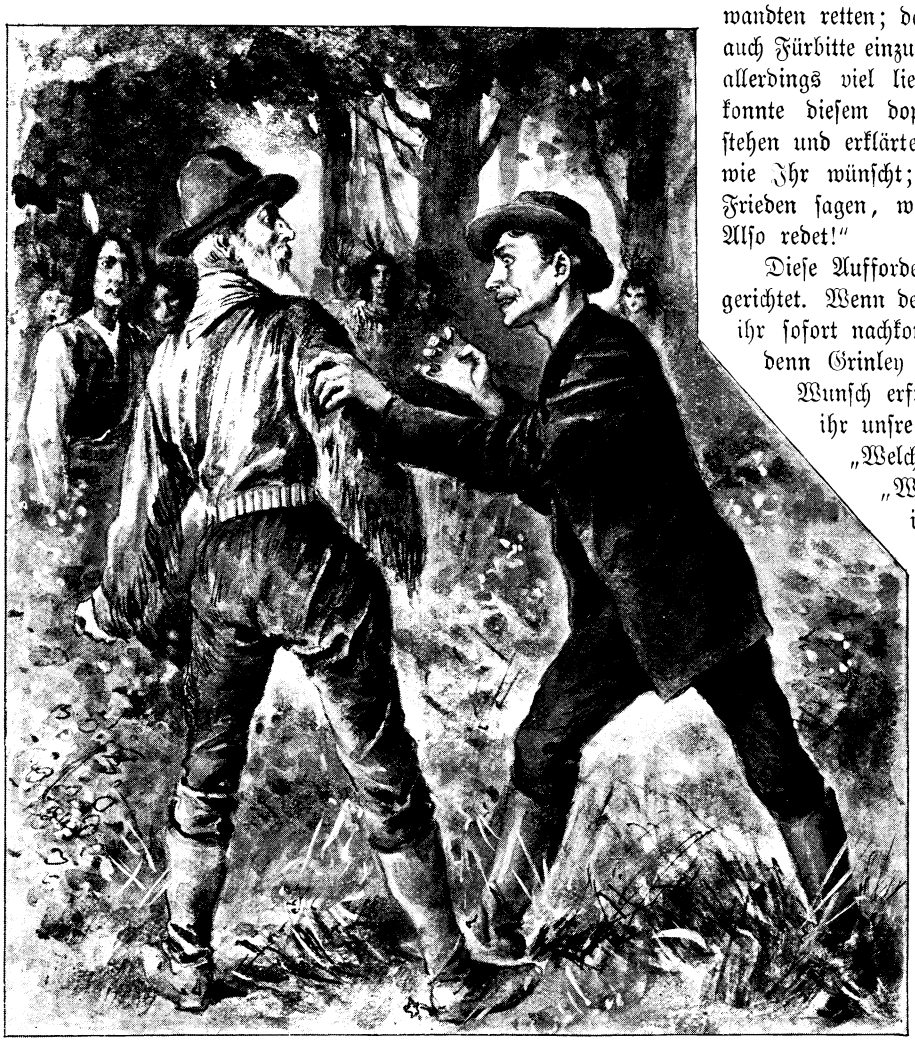
Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Die Frau des roten Mannes aber fuhr fort zu bitten, und Wolf vereinigte seine Vorstellungen mit den ihrigen, weil ihm um seinen Neffen bange war. Auch ihm gefielen diese drei Weißen desto weniger, je öfter er sie anschaute; aber sie hatten ihm nichts Böses gethan, und er konnte auf Grund ihrer Aussage seinen Verwandten retten; das war für ihn Grund genug, auch Fürbitte einzulegen. Der Häuptling, welcher allerdings viel lieber Strenge angewendet hätte, konnte diesem doppelten Drängen nicht widerstehen und erklärte schließlich: „Es soll so sein, wie Ihr wünscht; die Bleichgesichter mögen in Frieden sagen, was sie uns mitzuteilen haben. Also redet!"

> Wer klugem Wort verschließt die Ohren,
> Der zählt sich selber zu den Thoren.
> Otto Weddigen.



... Wolf stand auf und wollte sich entfernen. Da packte ihn der Oelprinz am Arme und schrie ihn an: „Das Papier heraus, oder ich erwürge Euch!" ...

Diese Aufforderung war an den Oelprinzen gerichtet. Wenn der Häuptling glaubte, daß dieser ihr sofort nachkommen werde, so irrte er sich, denn Grinley antwortete: „Ehe ich deinen Wunsch erfülle, muß ich erst wissen, ob ihr unsre Wünsche erfüllen werdet."

„Welche Wünsche habt ihr?"

„Wir brauchen Waffen. Werdet ihr uns welche geben, wenn wir euch den Dienst leisten, den ihr von uns verlangt?"

„Ja."

„Jedem ein Gewehr und ein Messer?"

„Ja."

„Auch Munition?"

„Ja."

„Auch einen Vorrat von Fleisch, da wir nicht wissen, ob wir bald auf ein Wild treffen werden?"

„Auch das, obgleich es nicht notwendig ist, denn so lange ihr bei uns seid, werdet ihr nicht Not leiden."

„Davon sind wir ja fest

überzeugt; aber wir können leider doch nicht lange bleiben."

„Wann wollt ihr fort?"

„Nachher, sobald wir euch erzählt haben, was geschehen ist."

„Das ist unmöglich."

„Warum?"

„Ihr müßt bei uns bleiben, bis wir uns überzeugt haben, daß alles, was ihr uns erzählt habt, die Wahrheit ist."

„Das ist ein Mißtrauen, welches uns beleidigen muß. Was für einen Grund hätten wir, euch zu täuschen?"

„Das weiß ich nicht. Es kann da viele Gründe geben."

„Keinen einzigen. Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder sind wir eure Freunde oder eure Feinde. Im ersteren Falle kann es uns nicht einfallen, euch zu belügen, und im letzteren würden wir es niemals gewagt haben, euer Lager aufzusuchen."

„Das klingt freilich so, als ob ich euch trauen dürfte; aber die Bleichgesichter haben doppelte Zungen; mit der einen reden sie so und mit der andern anders."

„Das ist bei uns nicht der Fall. Wir waren Gefangene der Nijoras; sie wollten uns töten, und wir sind ihnen mit vieler Mühe und unter großen Gefahren entkommen. Du mußt uns glauben, wenn ich dir sage, daß wir uns an ihnen rächen wollen. Wir können dies aber nicht, weil wir zu schwach dazu sind. Darum sind wir zu euch gekommen."

Der Häuptling wollte noch immer Widerspruch erheben; seine weiße Squaw aber bat ihn im dringenden Tone: „Glaube ihnen, glaube ihnen doch, sonst vergeht die kostbare Zeit und wir kommen zur Rettung unsres Sohnes zu spät."

Da Wolf sich dieser Bitte anschloß, so antwortete der „Große Donner": „Der Wind will nach seiner Richtung gehen, aber wenn er durch hohe Berge aufgehalten wird, muß er sich in eine andre Richtung wenden. Der Wind ist mein Wille und ihr seid die Berge; es soll so sein, wie ihr wollt."

„Also wir dürfen fort, wann es uns beliebt?" fragte der Oelprinz.

„Ja."

„Ihr legt uns kein Hindernis in den Weg?"

„Keins."

„So ist unser Uebereinkommen getroffen und wir wollen die Pfeife des Friedens darüber rauchen."

Da verfinsterte sich das Gesicht des Häuptlings plötzlich wieder und er rief aus: „Glaubt ihr mir nicht? Haltet ihr mich für einen Lügner?"

„Nein. Aber in der Zeit des Krieges braucht man kein Versprechen zu halten, welches ohne den Rauch des Kalummets gegeben wurde. Ihr könnt die Friedenspfeife getrost anbrennen, denn wir meinen es ehrlich. Wir reden die Wahrheit und können es euch beweisen, wenn ihr es verlangt."

„Beweisen? Womit?"

„Schon durch unsern Bericht an sich selbst. Sobald ihr ihn vernommen habt, werdet ihr überzeugt sein müssen, daß jedes Wort die Wahrheit enthält. Dann aber kann ich euch auch sogar ein Papier zeigen, dessen Inhalt alles bestätigen wird."

„Ein Papier? Ich mag nichts vom Papiere wissen, denn es kann mehr Lügen enthalten, als ein Mund auszusprechen vermag. Auch habe ich nicht gelernt, mit den Zeichen zu sprechen, welche auf euren Papieren stehen."

„So kann Mr. Wolf jedenfalls lesen; er wird dir sagen, daß wir ehrlich und offen sind. Willst du nun die Pfeife des Friedens mit uns rauchen?"

„Ja," antwortete der Häuptling, als er den bittenden Blick seiner Frau bemerkte.

„Für dich und alle die Deinen?"

„Ja, für mich und für sie."

„Dann nimm dein Kalummet, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Er hatte die Friedenspfeife an seinem Halse hängen, nahm sie herab, füllte den schön geschnittenen Kopf mit Tabak und brannte denselben an. Nachdem er die vorgeschriebenen sechs Züge gethan hatte, reichte er sie dem Oelprinzen, von dem sie an Buttler und dann an Poller überging. Als dies geschehen war, glaubte der Oelprinz sicher zu sein. Er dachte nicht daran, daß Wolf das Kalummet nicht erhalten hatte und also nicht an den Vertrag gebunden war.

Jetzt setzten sich alle auf den Boden nieder und Grinley begann zu erzählen. Er berichtete von dem Petroleumfunde, aber ohne den Ort zu nennen, von dem Verkaufen an den Bankier und von seiner Reise in die Berge. Natürlich verschwieg er die Wahrheit. Er sagte, er sei schon auf Forners Rancho mit Buttler und Poller und den Auswanderern zusammengetroffen, auch mit Winnetou, Old Shatterhand und den andern Jägern; dann seien sie alle den Nijoras in die Hände gefallen, und bei diesen hätten sie die gefangenen Navajokundschafter vorgefunden und von diesen gehört, daß Khastitine von Mokaschi erschossen worden sei.

Die Navajos hatten bis jetzt schweigend zugehört, doch läßt sich denken, daß sowohl der Häuptling als auch seine Squaw innerlich nicht so ruhig waren, wie sie sich äußerlich zeigten; sie wußten ja ihren Sohn in großer Gefahr. Auch Wolf hing mit gespannter Aufmerksamkeit an den Lippen des Erzählers. Sie ahnten nicht, daß die Gefangenen sich befreit hatten und daß der Oelprinz um seines Vorteiles willen so arg log. Jetzt machte er eine Pause und der Häuptling benutzte dieselbe, zu fragen: „Wie ist es euch denn gelungen, zu entfliehen?"

„Mit Hilfe eines kleinen Federmessers, welches die Nijoras nicht bemerkt hatten. Unsre Hände waren zwar gebunden, trotzdem aber konnte einer meiner beiden Gefährten mir in die Tasche greifen und das Messerchen herausnehmen und öffnen, und als er mir meine Fesseln zerschnitten hatte, konnte ich dies dann auch mit den ihrigen thun."

Der „Große Donner" blickte eine Weile vor sich

nieder; dann hob er rasch den Kopf und fragte: „Und dann?“

„Dann sind wir schnell aufgesprungen und zu den Pferden gerannt; wir bestiegen die drei ersten besten und jagten davon.“

„Wurdet ihr verfolgt?“

„Ja, aber nicht eingeholt.“

„Warum machtet ihr nur euch frei und nicht auch die andern?“

Das war eine verfängliche Frage, bei welcher er sein Auge scharf auf den Oelprinzen richtete. Dieser sah ein, daß er sich jetzt zusammennehmen müsse und antwortete: „Weil wir keine Zeit dazu fanden. Einer der Wächter sah, daß wir uns bewegten; er kam herbei; da konnten wir natürlich nichts anders thun als davoneilen.“

Er glaubte eine genügende Erklärung gegeben zu haben und betrachtete es darum gar nicht als Hinterlist, als sich der Häuptling weiter erkundigte: „Du hast das kleine Messer noch?“

„Ja.“

„Ihr habt neben den andern Gefangenen gelegen?“

„Ja.“

Er hätte jetzt viel lieber „nein“ gesagt, das war aber nun nicht mehr möglich, da er vorhin das Gegenteil behauptet hatte. Er begann, die Absicht zu ahnen, welche der „Große Donner“ verfolgte, und wirklich meinte dieser nun in einem sehr strengen Ton: „Hätte ich nicht die Pfeife des Friedens mit euch geraucht, so würde ich euch jetzt in Fesseln legen lassen!“

„Warum?“ fragte Grinley erschrocken.

„Weil ihr entweder Lügner oder feige Schurken seid.“

„Wir sind keins von beiden!“

„Schweig! Entweder belügt ihr jetzt uns, oder ihr habt euch gegen eure Mitgefangenen wie Schufte benommen!“

„Wir konnten sie nicht retten!“

„O doch! Und wenn nichts andres möglich war, so konntest du dem Nächsten, der bei euch lag, das kleine Messer geben.“

„Dazu war die Zeit zu kurz.“

„Lüge nicht! Und wenn du recht hättest, so mußtet ihr die Nijoras überlisten. Während sie euch verfolgten, mußtet ihr heimlich zurückkehren und die Gefangenen befreien.“

„Das war uns unmöglich. Wenn uns nun auch zwanzig oder dreißig folgten, die übrigen zweihundertsiebzig waren doch zurückgeblieben.“

Kaum hatte er dieses Wort gesagt, so bereute er es. Es zeigte sich auch gleich, daß er einen großen, einen unverzeihlichen Fehler begangen hatte, denn der Häuptling fragte: „Also waren es dreihundert?“

„Ja.“

„Du siehst, daß wir viel mehr sind, und doch sagtest du vorhin, daß sie uns weit überlegen seien. Du hast zwei Zungen, hüte dich!“

„Ich hatte euch nicht genau gezählt,“ entschuldigte sich Grinley.

„So öffne deine Augen besser! Wenn du bei Nacht siehst, wie groß die Zahl der Nijoras ist, mußt du jetzt am Tage doch viel besser wissen, wie viele Krieger hier beisammen sind. An welchem Ufer lagerten die Nijoras?“

„Am rechten.“

„Wann wollten sie aufbrechen?“

„Erst nach einigen Tagen,“ log der Oelprinz, „weil sie noch weitere Krieger erwarteten.“

„Beschreib uns die Stelle genau!“

Er that es, so gut er konnte und fügte dann hinzu: „Jetzt habe ich alles gesagt, was ich sagen konnte, und ich hoffe, daß du dein Wort halten wirst. Gebt uns Waffen und laßt uns weiter ziehen!“

Der „Große Donner“ wiegte seinen Kopf bedenklich hin und her und antwortete nach einer Weile: „Ich bin Nitsas-Ini, der oberste Häuptling der Navajos, und habe noch nie mein Wort gebrochen. Aber habt ihr denn auch bewiesen, daß eure Worte die Wahrheit enthalten?“

„Du mußt doch zugeben, daß alles stimmt, was ich gesagt habe!“

„Es stimmt, aber du kannst trotzdem ein Schurke sein.“

„So will ich euch den unumstößlichen Beweis liefern, welcher euer Mißtrauen vollständig zerstreuen wird.“

Er bemerkte oder beachtete nicht die warnenden Blicke, welche Buttler und Poller auf ihn richteten. Er griff in die Tasche und zog die Anweisung auf San Franzisko hervor, welche er von dem Bankier erhalten hatte. Indem er sie dem „Wolf“ hingab, sagte er: „Hier, werft einmal einen Blick auf dieses Wertpapier! Eine solche Summe wird, zumal unter solchen Umständen, doch nur einem ehrlichen Menschen angewiesen. Meint Ihr nicht?“

Wolf überflog das Dokument mit prüfendem Blicke und las es dann dem Häuptlinge vor. Dieser blickte, wie vorher schon einige Male, sinnend zu Boden und sagte dann: „So ist also dein Name Grinley?“

„Ja.“

„Wie heißen diese deine beiden Gefährten?“

„Dieser hier Buttler und dieser andre Poller.“

Wolf wollte jetzt dem Oelprinzen die Anweisung zurückgeben, da aber nahm der Häuptling sie ihm schnell aus der Hand, legte sie in ihre Falten zusammen, schob sie sich in den Gürtel und fuhr in einem Tone, als ob er da gar nichts Besonderes gethan hätte, fort: „Ich habe von einem Bleichgesichte gehört, welches Grinley heißt und der Oelprinz genannt wird. Kennst du den?“

„Der bin ich,“ antwortete Grinley.

„Und ich hörte ferner von einem Bleichgesichte, welches Buttler heißt und der Anführer der Finders war. Kennst du den Mann?“

„Nein.“

„Dieser hier ist es nicht?“

„Nein.“

„Wo liegt die Oelquelle, welche du verkauft hast?“

„Am Chelly.“

„Das ist nicht wahr, dort gibt es keinen Tropfen Oel.“

„Das ist richtig; ich wollte sagen in der Nähe des Chelly."

„Aber wo?"

„Am Gloomy-water."

„Ist auch nicht wahr."

„O doch!"

„Sprich nicht dagegen. Es gibt keine Stelle, so groß wie meine Hand, die ich nicht betreten hätte. Es gibt kein Oel in dieser Gegend. Du bist ein Betrüger!"

„Donner und Wetter!" fuhr da der Oelprinz auf. „Soll ich mir — — —"

„Schweig!" fiel der Häuptling ihm in die Rede. „Ich habe es euch gleich angesehen, daß ihr keine ehrlichen Männer seid, und habe nur darum das Kalummet geraucht, weil ich dazu gedrängt wurde."

„So willst du wohl eine Ausrede machen, um dein Wort brechen zu können?"

Der „Große Donner" machte eine unnachahmlich stolze Handbewegung und antwortete, indem ein höchst geringschätzendes Lächeln über sein Gesicht glitt: „Solcher Menschen wegen, wie ihr seid, soll mir kein Mann nachsagen, daß ich mein Wort nicht gehalten habe."

„So gebt uns Waffen, Munition und Fleisch, und laßt uns ziehen! Und gib mir mein Papier zurück! Warum hast du es eingesteckt?"

„Ich habe es nicht dir zurückzugeben, sondern dem, von welchem ich es genommen habe. Du hast das Bleichgesicht, welches die Oelquelle kaufte, in der kein Oel vorhanden ist, um dieses Geld betrogen. Der ‚Wolf' wird wissen, was er zu thun hat."

Er zog das Papier aus dem Gürtel und gab es Wolf mit einem bezeichnenden Winke zurück. Dieser schob es schnell in seine Tasche.

„Halt!" rief Grinley, indem seine Augen zornig blitzten. „Das Papier gehört mir!"

„Ja," nickte Wolf, indem er ein sehr behagliches Lächeln zeigte.

„Also her damit!"

„Nein," antwortete Wolf mit demselben behaglichen Lächeln.

„Warum nicht? Wollt Ihr an mir zum Diebe werden?"

„Nein."

„Dann heraus damit!"

„Nein."

„So seid Ihr ja ein Dieb, und ich — — —"

Da fiel Wolf ihm in einem ganz andern Tone in die Rede: „Mäßigt Euch, Mr. Grinley! Wenn Ihr mich beleidigt, ist's um Euch geschehen. Ich bin kein Dieb."

„Warum behaltet Ihr denn diese Anweisung, welche mir gehört?"

„Weil uns manches in eurer Erzählung nicht einleuchten will und weil ihr gar so rasch von hier fort wollt. Leute, welche mit genauer Not der Gefangenschaft und dem Tode entronnen sind, bedürfen der Ruhe und der Pflege. Dies könntet ihr hier haben; ihr wollt aber fort. Sodann würde jeder andre an eurer Stelle sich uns auf unserm Zuge gegen die Nijoras anschließen, um sich zu rächen; auch das wollt ihr nicht. Ihr wollt nur fort, nur fort, und zwar sehr schnell. Das sieht natürlich ganz so aus, als ob ihr vor jemand, der hinter euch her kommt, eine gewaltige Angst hättet."

„Was wir denken und wollen, das geht Euch nichts an," antwortete der Oelprinz protzig. „Ich habe mit dem Häuptling und durch ihn mit allen den Seinen die Pfeife des Friedens geraucht; er muß seine Versprechungen erfüllen, und es darf mir nichts genommen werden."

„Ganz richtig, Sir! Der ‚Große Donner' wird sein Wort ganz gewiß halten."

„So gebt das Papier heraus!"

„Ich? Fällt mir nicht ein! Ich will es keineswegs stehlen, sondern nur aufheben."

„Hölle und Teufel! Für wen?"

„Für diejenigen, welche nach euch kommen." Und als der Oelprinz zornig aufbrausen wollte, schnitt er ihm das Wort mit dem sehr energischen Zurufe ab: „Haltet den Mund! Glaubt ja nicht, daß Ihr der Mann seid, von dem ich mich einschüchtern lasse? Wenn ihr ehrliche Leute seid, so könnt ihr ruhig bei uns bleiben. Ob ihr euch das Geld drei oder vier Tage früher oder später auszahlen laßt, das kann euch nicht an den Bettelstab bringen. Ich will euch sagen, was ich denke. Im ersten Augenblicke habe ich euch für Gentlemen gehalten; damit ist es aber vorüber, seit ich eure famose Erzählung gehört habe."

„Sie ist wahr!"

„Unsinn! Ihr sagt, Old Shatterhand, Winnetou, Sam Hawkens und andre seien mit euch gefangen gewesen? Und ihr seid allein entkommen! Mr. Grinley, das ist außerordentlich auffällig. Ihr habt da Männer genannt, welche weit eher entkommen würden, als ihr. Vielleicht habt ihr sie in die Hände der Nijoras gespielt. Das mag nun freilich sein, wie es will; Winnetou und Old Shatterhand sind Leute, die für sich selber sorgen werden. Für mich ist die Hauptsache jetzt diese Anweisung. Wir werden die Gefangenen befreien und also mit ihnen zusammen kommen; oder sie befreien sich selbst und kommen hinter euch her; auch in diesem Falle treffen wir auf sie. Da werden wir natürlich diesen Bankier Mr. Rollins sehen und ihm die Anweisung zeigen. Ist Eure Sache eine ehrliche, so könnt Ihr getrost bei uns bleiben; seid Ihr aber ein Betrüger, so habt Ihr Euch dieses Mal umsonst bemüht."

Da sprang der Oelprinz vom Boden auf und schrie: „Das wollt Ihr thun? Das sagt Ihr mir? So wollt Ihr an mir handeln? Was geht es Euch an, daß ich schnell weiter muß! Habe ich nötig, Euch meine Gründe zu sagen? Ich bleibe dabei: die Friedenspfeife ist geraucht worden und niemand darf mich hier festhalten!"

„Das wird auch kein Mensch thun," antwortete Wolf ruhig.

„Und ich muß bekommen, was man mir versprochen hat!"

„Waffen, Pulver, Blei und Fleisch? Ja, das werdet Ihr erhalten.“

„Und mein Papier zurück! Es ist mein Eigentum!“

„Wenn dies erwiesen ist, erhaltet Ihr es allerdings zurück.“

„Nein, jetzt, sofort! Es darf uns nichts genommen

Linus, das Haarwunderpferd.

werden, denn der Häuptling hat mit uns für sich und all die Seinen das Kalummet geraucht.“

„Das stimmt. Aber, Mr. Grinley, haltet Ihr mich etwa auch für einen Indianer, für einen Navajo?“

„Fragt nicht solchen Unsinn!“

„Schön! Ich gehöre also nicht zu dem ‚Großen Donner‘ und den Seinen. Oder habe ich mit Euch das Kalummet geraucht?“

Grinley starrte ihm ins Gesicht und fand keine Antwort.

„Ja, so ist es,“ nickte Wolf mit einem überlegenen Lächeln. „Ihr mögt sonst ein schlauer Fuchs sein; heute aber seid Ihr das Gegenteil gewesen. Man läuft hier im wilden Westen nicht mit Hunderttausenden in der Tasche herum und wenn man es dennoch thut, so behält man sie drin stecken und zeigt sie nicht vor. Nun habt Ihr gehört, was ich Euch zu sagen hatte: wir sind fertig.“

Er stand auf und wollte sich entfernen. Da packte ihn der Oelprinz am Arme und schrie ihn an: „Das Papier heraus, oder ich erwürge Euch!“

Wolf schleuderte ihn mit einem kräftigen Rucke von sich ab, zog seinen Revolver, hielt ihm denselben entgegen und antwortete drohend: „Wagt Euch noch einen einzigen Schritt an mich heran und meine Kugel fährt Euch in den Schädel! Bleibt bei uns, oder macht Euch fort, mir ist es ganz gleich; aber dieses Papier gebe ich nicht eher wieder her, als bis ich meinen Neffen befreit und mit dem Bankier gesprochen habe. Jetzt ist's genug!“

Er ging nun wirklich fort. Der Oelprinz mußte dies zähneknirschend sehen, ohne ihn halten zu können. Er wendete sich wutschnaubend an den Häuptling; dieser hörte ihn lächelnd an und antwortete dann in größter Seelenruhe: „Der ‚Wolf‘ ist ein freier Mann, er kann thun, was ihm beliebt. Wenn du bei uns bleibst, so bekommst du dein Papier wieder.“

„Ich muß aber fort!“

„So mag es dir der Bankier nachsenden. Du hast uns eine Botschaft gebracht, und ich gebe dir Waffen, Munition und Fleisch dafür, obgleich sie wohl nicht wahr ist. Verlange nicht mehr von mir. Willst du bei uns bleiben?“

„Nein.“

„So sollst du jetzt gleich erhalten, was ausbedungen ist; dann könnt ihr weiter reiten.“

Er ging, um die nötigen Befehle zu erteilen, und auch seine Navajos zogen sich von den drei Weißen zurück wie Tauben, die auf dem Felde vor den Krähen weichen. Die Betrüger standen allein. Niemand hörte auf sie; darum konnten sie gegenseitig ihren Gefühlen ganz ungeniert Luft machen.

„Verfluchter Kerl, dieser Wolf!“ knirschte Grinley. „Er gibt die Anweisung wirklich nicht heraus!“

„So etwas habe ich mir gleich gedacht, als ich sah, daß du sie vorzeigen wolltest,“ antwortete Buttler. „Bist ein Dummkopf gewesen, wie es keinen zweiten gibt!“

„Schweig, Esel! Ich konnte nicht anders. Sie wollten mir nicht glauben, und da mußte ich mich legitimieren.“

„Legitimieren! Mit einer erschwindelten Anweisung! Hat man jemals so etwas gehört! Nun siehst du, wie schön dir diese Legitimation gelungen ist!“

„Das konnte ich nicht vorher wissen!“

„Aber ich hab's gewußt! Wo ist nun der Lohn für alle Mühe, die wir uns gegeben, für alle Gefahren, die wir durchgemacht haben? Ein einziger Augenblick hat uns um alles gebracht!“

So ging es eine ganze Weile fort, aber als Poller auch anfing, Vorwürfe zu machen, brachte Grinley ihn durch einige Grobheiten zum Schweigen und fuhr dann fort: „Ich mag unvorsichtig gewesen sein, doch ist noch lange nicht alles verloren. Wir werden die Anweisung wiederbekommen.“

„Von diesem Wolf?“ fragte Buttler mit einem Lachen des Zweifels.

„Ja.“

„Willst du etwa hierbleiben und warten, bis die Nijoras kommen oder gar Old Shatterhand und Winnetou?“

„Fällt mir nicht ein! Wir reiten fort.“

„Aber da geben wir doch das Papier auf!“

„Nein. Ich sage, wir reiten fort, aber nicht eher, als bis wir Wolf gezwungen haben, es herauszugeben.“

„Wie willst du ihn zwingen?“

„Denke daran, daß wir Waffen erhalten.“

„Also mit ihm kämpfen?“

„Ja, wenn er uns dazu zwingt.“

„Und die Roten? Wie werden die sich dazu verhalten?“

„Sie werden sich nicht einmischen. Wir haben die Friedenspfeife mit ihnen geraucht, und solange wir ihr Lager nicht verlassen, dürfen sie nicht Partei gegen uns und für ihn nehmen. Er hat ja erklärt, daß er nicht zu ihnen gehört. Etwas andres wäre es, wenn wir das Lager verließen und dann vielleicht zurückkehrten; dann hätte das Kalummet seine Kraft verloren. Seht, da bringt man uns das Fleisch! Die Gewehre und Messer werden bald folgen, und dann suche ich diesen Wolf auf. Ihr haltet doch zu mir?“

„Natürlich! Für eine solche Summe kann man schon etwas wagen. Wir können ja probieren, wie es geht. Wenn es gefährlich für uns werden will, ist es doch noch Zeit, von dem Kampfe abzusehen. Dort steigen mehrere Rote zu Pferde. Wohin mögen sie wollen?“

„Kann uns gleichgültig sein. Uns geht es wohl nichts an.“

Buttler irrte sich, als er dies dachte. Der Häuptling näherte sich mit einem Roten, welcher lange, dünne Stücke getrockneten Fleisches trug.

„Wann wollen die Bleichgesichter uns verlassen?“ fragte er.

„Sobald wir bekommen haben, was uns versprochen worden ist.“

„Und wohin werdet ihr die Schritte eurer Pferde lenken?“

„Hier zum Bette des Rio Navajos hinab. Wir wollen den Colorado hinunter.“

„So könnt ihr sofort aufbrechen. Hier ist Fleisch.“

„Und das andre?“

„Werdet ihr auch erhalten. Seht ihr die Reiter dort?“

„Ja.“

„Sie haben drei Gewehre, drei Messer und Pulver und Blei für euch. Sie werden eine Stunde lang mit euch reiten und dann, wenn sie euch diese Sachen gegeben haben, wieder zu uns zurückkehren.“

Die drei sahen sich enttäuscht an. Der Häuptling bemerkte dies sehr wohl, that aber so, als ob es ihm entgangen sei.

„Warum bekommen wir das denn nicht jetzt?“ fragte Buttler.

Da ging ein ganz eigentümliches Lächeln über das Gesicht des „Großen Donners“, und er antwortete: „Ich habe vernommen, daß die Bleichgesichter die Gewohnheit haben, lieben Gästen das Ehrengeleite zu geben. Dies soll hier mit euch geschehen.“

„Wir nehmen es dankbar an; aber die Waffen können wir ja doch selber tragen.“

„Warum sollt ihr euch diese Mühe geben? Ihr braucht sie doch jetzt nicht. Seht, meine Leute brechen auf! Sie pflegen schnell zu reiten. Macht, daß ihr ihnen nachkommt, sonst erreichen sie vor euch die Stelle, an welcher sie euch die Waffen übergeben sollen, und wenn ihr dann nicht da seid, bekommt ihr sie nicht.“

Er machte mit der Hand die Bewegung des Abschiedes und wendete sich davon, indem sein Gesicht vor Schadenfreude förmlich glänzte. Er hatte sein Versprechen erfüllt und zugleich das Vorhaben der Weißen verhindert.

„Schlauer Fuchs, diese Rothaut!“ stieß Grinley hervor. „Er scheint geahnt zu haben, was wir uns vorgenommen hatten.“

„Ja," stimmte Buttler bei. „Dieser rote Spitzbube ist eben auch ein Freund von Old Shatterhand und Winnetou, und wenn man es mit einem solchen Kerl zu thun hat, kann man gewiß sein und darauf schwören, daß man übertölpelt und betrogen wird. Nun ist für uns nichts mehr zu hoffen."

„Pshaw! Ich gebe die Hoffnung noch lange nicht auf."

„Wirklich? Denkst du, daß es möglich ist, noch etwas zu erreichen?"

„Ja."

„Auf welche Weise?"

„Wir warten, bis die sechs Kerls fort sind und kehren dann um."

„Um mit Wolf anzubinden?"

„Ja."

„Das wäre wieder dumm, denn die Roten würden ihm alle helfen. Du hast ja selbst gesagt, daß wenn wir das Lager verlassen haben, das Kalummet keine Kraft mehr besitzt."

„Ja, das wäre freilich eine Dummheit, wenn wir ihn offen anpacken wollten."

„Also heimlich?"

„Ja. Ihr könnt euch denken, daß sie baldigst aufbrechen werden, um die vermeintlichen Gefangenen zu befreien, und wir wissen, daß sie am rechten Ufer aufwärts ziehen werden. Wir reiten ihnen nach, bis wir den Platz erreichen, wo sie für die Nacht lagern. Da belauschen wir sie, und es sollte mich wundern, wenn wir keine Gelegenheit fänden, uns an diesen Wolf zu machen."

„Das mag richtig sein. Das ist ein Gedanke, welcher mir wieder Leben gibt. Hoffentlich hat der Kerl die Anweisung bei sich!"

„Wo sollte er sie sonst haben? Hier im Westen gibt es keine feuerfesten Tresors, in denen man das Geld, welches man nicht besitzt, aufbewahren kann."

Sie stiegen auf ihre Pferde und ritten ohne Abschied davon. Wem hätten sie ade sagen können? Es schien sich kein Mensch um sie zu bekümmern; aber es schien auch nur so, denn in Wirklichkeit waren alle Augen heimlich auf sie gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Linus, das Haarwunderpferd.

Das amerikanische Pferd „Linus", Eigentum eines Millionärs, darf sich rühmen, den längsten Schweif, die längste Mähne und das längste Schopfhaar der Welt zu besitzen. Unsre Abbildung gibt einen ungefähren Begriff von diesem Haarwunder, das auch wegen seiner prachtvollen Färbung die Bewunderung aller Pferdeliebhaber in hohem Grade erregt, um so mehr als auch der Bau des Tieres nicht nur tadellos, sondern sogar elegant und bei aller Völligkeit zierlich genannt werden kann. Es ist von französischer oder Percheronrasse und von Clydesdalegeblüt. Seine Heimat ist das County Marion im nordamerikanischen Unionsstaate Oregon. Die Grundfarbe des Tieres ist ein prachtvolles Kastanienbraun, die vier Füße, wie auch die Vorderseite des Kopfes sind schneeweiß, Schweif, Mähne und Schopfhaar dagegen von einer satten hellblonden Färbung, so daß also die Gesamtfärbung des Tieres eine angenehme harmonische Abwechslung zeigt. Schon im dritten Lebensjahr hatte das Haar des Linus ungefähr seine jetzige Länge erreicht, die beim Schweif neun, bei der Mähne beinahe acht und beim Schopfhaar fünf und einen halben Fuß beträgt. Daß dieses Pferd in keiner Weise zu irgend einer Arbeitsleistung herangezogen wird, brauchen wir kaum zu versichern. Linus hat sozusagen seinen besonderen Kammerdiener, der nichts andres zu thun hat, als sich mit der Wartung zu beschäftigen und ihn jeden Tag mehrere Stunden spazieren zu führen, was bei ungünstiger Witterung in der Reitbahn geschieht. Daß dieses Tier seinem Eigentümer auch um keinen Preis feil ist, ist ebenfalls außer Zweifel, er soll sich geäußert haben, daß er das Tier, sobald es das Zeitliche segnet, wird ausstopfen lassen.

Treu und standhaft.

Der berühmte englische General Elliot, welcher von 1779 bis 1782 als Kommandant die Festung Gibraltar gegen die Franzosen und Spanier verteidigte, ritt eines Tages, als die Festung gerade heftig beschossen wurde, selbst umher, um die Posten zu besichtigen, und traf bei dieser Gelegenheit einen hannoverschen Soldaten an, der weder sein Gewehr ergriff noch dasselbe präsentierte, sondern unbeweglich wie eine Bildsäule dastand. „Kennst du mich nicht, mein Sohn?" redete der General den Soldaten an, „oder warum beobachtest du sonst deine Pflicht nicht?" Der Soldat erwiderte mit aller Fassung: „Ich kenne Ew. Excellenz und meine Pflicht sehr gut; aber soeben sind mir die Finger der rechten Hand abgeschossen worden, und ich bin daher außer stande, meiner Pflicht nachzukommen." — „Warum gehst du denn nicht, um dich verbinden zu lassen?" entgegnete der General mitleidsvoll. — „Weil es in meinem Vaterlande Hannover nicht erlaubt ist, seinen Posten eher zu verlassen, bis man abgelöst wird." — Der General flüsterte leise in sich hinein: „Wo solche Wächter an den Grenzsteinen eines Landes stehen, da lasse jeder Feind seine Nase weg," stieg dann mit sichtbarer Rührung augenblicklich vom Pferde und sagte zu dem Braven: „Gib mir dein Gewehr und deine Patronentasche, ich will dich ablösen, damit du dich verbinden lassen kannst!" Der Soldat gehorchte, ging aber zuerst in die nächste Wache, zeigte an, daß der General auf seinem Posten stände, bat, man möchte denselben ablösen, und ließ dann erst seine verstümmelte Hand verbinden. Da er aber zu ferneren Kriegsdiensten nicht mehr tüchtig war, wurde er verabschiedet und erhielt bei seinem Abgange von dem General, der den Vorfall unverzüglich nach London berichtet hatte, ein ansehnliches Geschenk. Als nun die

Invaliden und mit ihnen auch unser Hannoveraner in London ankamen, verlangte König Georg III. den braven Hannoveraner zu sehen; als er ihm vorgeführt wurde, beschenkte er ihn wahrhaft königlich und verlieh ihm zugleich eine Fähnrichsstelle unter den hannoverschen Landtruppen.

Reiseabenteuer eines Obertertianers.

(Fortsetzung.)

Der Gendarm fuhr in seinem Monolog weiter: „Aha! Das ist der Steckbrief, den ich meine; nun wollen wir ihn doch einmal mit dem Arrestanten vergleichen:

Name: Nun den Namen bestreitet der Angeschuldigte von vornherein, ist ja in der Regel so, wollen ihn aber schon herauskriegen.

Alter: 21 Jahre. Wird zwar bestritten, kann aber stimmen.

Größe: 1,51 Meter. Muß auf ein Millimeter passen, habe darin Kennerblick, nicht umsonst Tausende von Rekruten gemessen.

Haare: rötlich-blond, kurz geschnitten. Hm, die des Angeschuldigten sind zwar mehr braun als blond, können aber gefärbt sein, natürlich sind sie auch seit Januar wieder lang gewachsen.

Nase: etwas dick. Die dort etwas lang, kann sich jedoch in den Monaten, die der Mensch sich bereits herumtreibt, recht wohl verändert haben.

Mund: gewöhnlich. Stimmt.

Augen: grau. Angeklagter hat zwar braune Augen, die Staatsanwaltschaft kann sich aber darin geirrt, der Sekretär auch verschrieben haben.

Daß der Arrestant nicht mehr dieselbe Kleidung trägt, das ist nicht auffällig, er hatte ja Geld und Wertsachen, sich andre Sachen anzuschaffen; aber die Mütze, meine Herren, die Mütze! Da ist sie, von rosarotem Tuch mit schwarzweißem Tuchrand, genau wie beschrieben!“ schloß der Gendarm seine lange Auseinandersetzung, indem er triumphierend um sich blickte. „Und deshalb, Herr Wormser, werdet Ihr den Delinquenten in Eurer Eigenschaft als Gerichtsschöffe und Gemeinderat wohl festnehmen lassen müssen, bis der Richter weiter über ihn verfügt!“

„Versteht sich, Gendarm, versteht sich — darum führt den Burschen ab, Weibel, sperrt ihn in das Ortsgefängnis, wollen doch sehen, ob solche junge Strolche im Lande herumlaufen dürfen, um ehrliche Leute zu bestehlen und zu betrügen!“

„Schon recht, Herr Wormser, mit dem Einsperren, aber wohin? Ich habe nur zwei Zellen und darin sitzen die sieben Taugenichtse, welche bei der Rauferei im roten Haus alles demoliert und die beiden Arbeiter halb totgeschlagen haben.“

„Mir einerlei, steckt ihn zu denen!“

„Geht nicht, Herr Wormser, darf ich nicht, ist gegen das Reglement, aber, wissen Sie, ich werde ihn auf meine Bodenkammer sperren, die ist ebenso fest, wie die Zellen. Kommen Sie, junger Mensch.“

Die in dem Herrenstübchen anwesenden Gäste hatten dem wunderlichen Verfahren, welches sich vor ihren Augen abspielte, anscheinend keine Teilnahme geschenkt, als aber Karl von dem Ortspolizisten abgeführt worden war und der Gendarm, sich erhebend, sprach: „Ohne Zweifel ein nettes Früchtchen — wird's noch weit bringen — schlechte Erziehung — ja, ja —“ sagte einer der Herren:

„Soll mich wundern, ob Sie sich nicht getäuscht haben, Herr Petermann, ich wette tausend Mark gegen einen Pfennig, daß der Junge nur die Wahrheit redet. Er hat, ehe Sie den Steckbrief zur Verlesung gebracht haben, die Person, welche ihn bestohlen, genau so beschrieben, wie der Steckbrief dieselbe schilderte.“

„Ich diene jetzt achtundzwanzig Jahre, Herr Rentmeister, davon neunzehn Jahre als Gendarm, und habe mich in dieser langen Zeit noch nie getäuscht,“ erwiderte der Beamte, sich stolz in die Brust werfend und mit einem kurzen „Adieu“ das Zimmer verlassend.

„Was, Rentmeister,“ schrie nun auch der Wirt, „Ihr glaubt nicht, daß der Bursche ein Halunke ist? Weshalb habe ich denn aber hier den Wisch mit der Quittung des wahren Karl Schulze? Und habt Ihr den flotten jungen Mann nicht gestern abend selbst gesehen? Hat er nicht —“

„Gewiß habe ich ihn gesehen und mich über sein Maulwerk gewundert, denn so wie der kann ein Schulknabe, der er doch sein sollte, nicht schwatzen, und dann, Roßwirt, habt Ihr auch nur einen Zipfel von seiner Kleidung zu Gesicht bekommen? Ebensowenig wie ich, und ich frage Euch, welcher vernünftige Mensch steckt sich denn bei jetziger Jahreszeit und in einem heißen Gastzimmer in einen Gummimantel und zieht den erst ab, wenn er schlafen geht? Und ich wette hundert gegen eins, daß er heut morgen das Gummifell auch schon auf dem Leibe hatte, und doch steht kein Wölkchen am Himmel!“

„Das — stimmt — allerdings — Rentmeister,“ sagte der Wirt gedehnt, „den Mantel hat er nicht abgelegt.“

„Da seht Ihr's, Wormser, drum denkt' mal ein bissel nach, vielleicht findet Ihr, daß Eure Weisheit Euch diesmal doch im Stiche läßt. Was ich aber dazu thun kann, die Sache aufzuklären, soll sogleich geschehen, denn ich kenne den Kaufmann Schulze persönlich, werde ihm also schreiben, um zehn Uhr geht der Landbriefträger nach Kathendorf, der kann meinen Brief mitnehmen, dann geht

Uebende Trommler.

er mit dem Einuhrzuge nach Seeburg und um drei Uhr hat ihn der Adressat bereits in Händen. Daß dann aber der Vater kommen und für die seinem Sohne zugefügte Unbill jede Genugthuung heischen wird, dessen bin ich sicher!"

Der Rentmeister entfernte sich und ließ den Wirt in nichts weniger als rosiger Stimmung zurück, die sich noch mehr verdüsterte, als auch die übrigen Gäste der Auffassung des Rentmeisters beitraten und jeder von ihnen einen oder den andern Umstand anzuführen wußte, der klar bewies, daß Meister Wormser, der Wirt „zum weißen Roß" in Windweiler, von einem Schwindler hinters Licht geführt worden sei und einen völlig Unschuldigen hatte einsperren lassen.

Unwirsch erhob er sich, um in eigener Person den Gendarmen aufzusuchen und die Freilassung des Gefangenen zu fordern, aber der Beamte war bereits auf dem Wege nach dem Städtchen Mostleben, dem Sitze des Amtsgerichts, und wurde erst spät am Abend zurück erwartet.

* * *

Karl war indessen, wie betäubt durch diesen neuen Schicksalsschlag, neben dem Weibel einhergeschritten, gefolgt von einer wahren Meute von Weibern, Kindern und Faulenzern, die sich die schrecklichsten Nachrichten über die Unthaten zuschrieen, welche der junge Mensch ausgeführt haben sollte.

„Gott steh' uns bei, hat der junge Sünder doch ganz Dahldorf abbrennen wollen!"

„Und vier Kinder hat er ins Wasser geworfen, grad als wenn's junge Katzen gewesen wären!"

„Ach, ach! Die unschuldigen Würmer!"

„Beim Steimödler Pfarrer hat er einen Einbruch verübt . . ."

„Und den Pfarrer fast erschlagen!"

„Narren, alle zusammen, die ihr seid," schrie der Schmied, der, als der Zug bei seinem Hause vorüberkam, verschiedenes derartiges Getuschel gehört hatte, „dem Roßwirt hat er den Hals umdrehen wollen, halb herum hat er ihn schon und Wormser muß jetzt über die linke Schulter gucken!"

Die Unmöglichkeit dieser Thatsache, besonders wenn man sich den schmächtigen Knaben dort an der Seite des Polizeimannes neben der riesenhaften Gestalt des Roßwirts vergegenwärtigte, leuchtete aber selbst dem Janhagel ein, und lautes Gekreisch und Gelächter aus großen und kleinen Kehlen belohnte den „Witz" des Schmieds.

Inzwischen hatte der Weibel mit dem Arretierten das „Amtshaus" erreicht, in welchem sich auch seine Dienstwohnung befand, und die Thür von innen schließend, brummte er: „Nichtsnutziges Pack, wenn ich euch samt und sonders einlochen sollt, thät' ich's mit Freude," und zu Karl gewendet, fuhr er fort: „Komm nur mit mir hier hinauf, vor den Zellen habe ich dich bewahren können und was ich sonst noch für dich thun kann, soll gern geschehen, freilassen darf ich dich jedoch nicht, aber, vor allen Dingen, hast du auch schon etwas genossen heut morgen, mein Sohn?"

„Bei Tagesanbruch in einem Wirtshaus an der Landstraße Milch und Brot."

„Das ist schon lange Zeit her für einen solch jungen Magen. Darum tritt nur hier ein."

Es war ein unendlich sauberes und behagliches Stübchen, in welches der alte Polizist seinen Gefangenen führte. Die Möbel, obwohl nur von Tannenholz, waren blank poliert, die Stühle weich gepolstert und selbst ein zwar altmodisches, aber bequemes Sofa fehlte nicht.

Am Fenster vor einem äußerst kunstreich mit eingelegter Arbeit gefertigten Mahagoninähtischchen saß eine ältere, nur einfach, aber sorgfältig gekleidete Frau mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt.

„Da bin ich wieder, Mutter," sagte der Beamte, „bring' dir auch einen neuen Arrestanten mit."

„Was sprichst du, das junge Blut ein Arrestant? Bist wohl nicht bei Sinnen, Alter!"

„Ist kein Spaß, Mutter, frag ihn selbst, den Delinquenten, zuvor aber schaff 'mal ein kleines Frühstück daher, der junge Herr ist arg hungrig!"

„Nun, das konntest du doch zu allererst sagen, Mann, bist mir auch einer; na kommen Sie nur mit mir, mein Söhnchen, meine Küche ist unser Speisezimmer, dort essen wir, das heißt mein Alter und ich, jetzt aber auch mein Sohn, der ist Kunsttischler; das Nähtischchen in der Stube hat er gefertigt, o, er ist ein so geschickter Junge, hat aber das Unglück gehabt, den Arm zu brechen, drum trägt er ihn noch in der Binde, ist aber fast ganz ausgeheilt, doch da stehe ich und plaudere — so, hier ist Brot, Butter und Käse, auch ein Glas Dünnbier, nehmen Sie fürlieb damit und Gott gesegne es Ihnen; nachher sagen Sie mir: ist's denn wirklich wahr, was mein Alter schwatzt, sind Sie gewiß ein Gefangener?"

Karl erklärte, daß der Weibel die Wahrheit geredet, erzählte aber der guten Frau zugleich auch seine Abenteuer und schloß mit den Worten: „Sehen Sie, liebe Frau, so ist's mir ergangen, und wenn ich nur einen Boten nach Eulenbude senden könnte, mein Onkel käme gewiß sofort her und würde mir mein Recht verschaffen! Aber ich besitze außer einer Mark kein Geld mehr, mir ist ja alles genommen worden, und ohne Bezahlung wird sich niemand finden, der den Weg übernimmt!"

„Doch, mein Söhnchen, ich weiß einen, darum kommen Sie 'mal wieder mit in meine Stube, zuvor zeigen Sie mir aber einmal Ihr Nastuch oder Schnupftuch, wie's manche nennen, oder hat man Ihnen auch das entwendet?"

„Nein, das hat mir der Räuber gelassen, liebe Frau."

Mit kundigem Blicke betrachtete die Frau das feine weiße Tuch.

„Ist schon recht," sagte sie, in das Wohnzimmer tretend und ihrem Manne das Tuch zeigend, „da, sieh 'mal her, Alter, das ist des jungen Menschen Nastuch, hier in der Ecke ein K. S. gar zierlich gestickt; hast du schon einmal einen Gefangenen hinter Schloß und Riegel gehabt, der so etwas Feines aufweisen konnte? Dieser arme Junge ist guter Eltern Kind und kein Vagabond!"

„Brauchst dich nicht zu ereifern, Mutter; meinst du, ich hätte den Burschen in meine eigene Wohnung geführt, wenn ich ihn für einen Verbrecher hielt? Nein und abermals nein, und darum sitze ich hier auf deinem Platze am Fenster und schaue nach unserm August aus, der soll einen Spaziergang nach Eulenbude unternehmen und dem Oberförster erzählen, wie sie hier mit seiner Schwester Sohn umgehen."

„Das wollten Sie thun, bester Herr?" rief Karl, „o, dann hätte ja alle meine Not ein Ende!"

„Und ich wollte gerade denselben Vorschlag machen," sagte die mitleidige Frau, den Schürzenzipfel ins Auge drückend, „nun bist du mir zuvorgekommen."

„Hat nichts zu bedeuten, Mutter; wir sind halt immer einerlei Willens, wie es sich für gute Eheleute geziemt. Indes, ich will nun gehen, würde für die Polizei schlecht passen, mit zu raten und mit zu thaten, wie man einen Gefangenen los und ledig macht!"

O wie froh war nun Karl, daß sich endlich eine Aussicht zeigte, den über ihn hereinbrechenden Verlegenheiten zu entgehen; ein Brief an den Onkel Oberförster war schnell geschrieben, und August, der inzwischen heimgekehrt war, versprach pünktlichste Besorgung. Ein glücklicher Zufall fügte es außerdem, daß ein leerer Kornwagen nach Bielstedt fuhr, einem Dorfe in der Nähe der Oberförsterei, welche Gelegenheit der Bote benützen konnte, um sein Ziel möglichst bald zu erreichen.

Somit war denn begründete Hoffnung vorhanden, daß Karls Haft nur wenige Stunden dauern würde, und er bat selbst, daß man ihn in das für ihn bestimmte Gefängnis, die Bodenkammer, führen möge, damit dem guten Weibel nicht etwa Verlegenheiten aus der nachsichtigen Behandlung seines Arrestanten entständen. Und dies Gefängnis war keineswegs abschreckend. Ein heller Raum mit Tisch, Stuhl und eisernem Bett mit weicher Matratze nahm den Insassen auf, und auf dieser Matratze lag es sich bequem genug, um die Bücher, welche August dem Obertertianer zugesteckt hatte, mit Muße zu lesen.

An Speise und Trank ließ es Frau Werner ebenfalls nicht fehlen, und als es Abend wurde, brachte sie einiges Bettwerk und bereitete ihrem Pflegling ein prächtiges Lager, auf welchem er gar bald in den festen gesunden Schlaf der Jugend versank.

Allerlei Stimmen von Menschen und Tieren erweckten den Schläfer in aller Frühe des nächsten Morgens. Kühe, Schafe, Ziegen und Schweine wurden auf die Weide getrieben und gaben in allen Tonarten ihre Genugthuung darüber zu erkennen, daß sie dem engen Stalle entronnen seien; dann kam eine Gänseherde dahergewatschelt, die mit einem das Gehör betäubenden Geschnatter und Geschrei den nahen Teich begrüßte und mit Sturm einnahm; dazwischen Peitschenknallen, Schreien, Rufen und Zanken in allen Tonarten.

Was half's, dabei konnte ein Städter nicht ruhig schlafen, Karl beschloß deshalb aufzustehen und sein Buch zu Ende zu lesen. Gedacht, gethan; indes er war kaum mit seiner Morgenwäsche zu stande gekommen, wobei er die von dem braven Friedrich in die „Stiebeln verpackten Pullekens und Pomenadenbüchsen" sehr vermißte, als die Thür geöffnet wurde und das gutmütige Gesicht des Weibels hereinschaute.

„'n Morgen, junger Herr!" sprach er, „hm, schon heraus aus den Federn? Dachte Euch wecken zu müssen, aber das laute Wesen auf der Straße hat Euch bereits wachgemacht. Ja, ja, auf dem Lande steht man früher auf als in der Stadt, zumal heut, wo wir Markttag und Gerichtssitzung haben; das Amtsgericht von Mostleben kommt nämlich jede Woche einmal nach Windweiler, weil wir eine gar große Gemeinde sind. — Fertig? Na, dann steigt nur mit mir hinunter, dürft aber nicht erschrecken, wenn Ihr in meine Stube tretet; habe eine Ueberraschung für Euch — aber eine gute!"

(Schluß folgt.)

Ueber Quadrat- und Kubikwurzeln.

Ein Rechenkunststück.

Vor etwa fünfzehn Jahren erregte ein kleiner Rechenkünstler, der Deutschland bereiste, allgemeines Aufsehen durch seine mit großer Schlagfertigkeit im Kopf ausgeführten Rechenkunststücke. Hinter dem Ganzen steckte außer etwas gutem Gedächtnis im wesentlichen ein schlauer Kunstgriff, aber durchaus nicht eine besondere mathematische Begabung; hat doch auch niemand gehört, daß aus dem kleinen Rechner von damals später ein mathematisches Genie geworden wäre. An diesen Zahlenkünstler wurden wir erinnert, als kürzlich ein Kamerad bei uns anfragte, wie man im Kopfe rationale Wurzeln ausziehen könne; denn das gehörte mit zu den Hauptkunststücken des kleinen Mannes. Indem wir also hiermit die geschilderte Anfrage beantworten, glauben wir, allen andern Lesern, die sich für derartige arithmetische Kunststücke interessieren, eine anregende Unterhaltung zu bieten. Wir betrachten zunächst:

I. Quadratwurzeln.

A. Liegen ein- oder zweistellige Zahlen vor, so muß vorausgesetzt werden, daß die Wurzeln aus diesen gedächtnismäßig bekannt sind, daß also jeder weiß: $\sqrt{1}=1$, $\sqrt{4}=2$, $\sqrt{9}=3$ u. s. w., $\sqrt{64}=8$, $\sqrt{81}=9$. Andre als diese neun Fälle können hier, wenn die Rechnung aufgehen soll, nicht vorkommen. Hier wäre also auch nichts weiter zu bemerken.

B. Es mögen nun drei- oder vierstellige Zahlen gegeben sein. Für diesen Fall hat man sich folgende zwei Tabellen zu merken, deren erste eigentlich schon in unsrem Fall A enthalten ist:

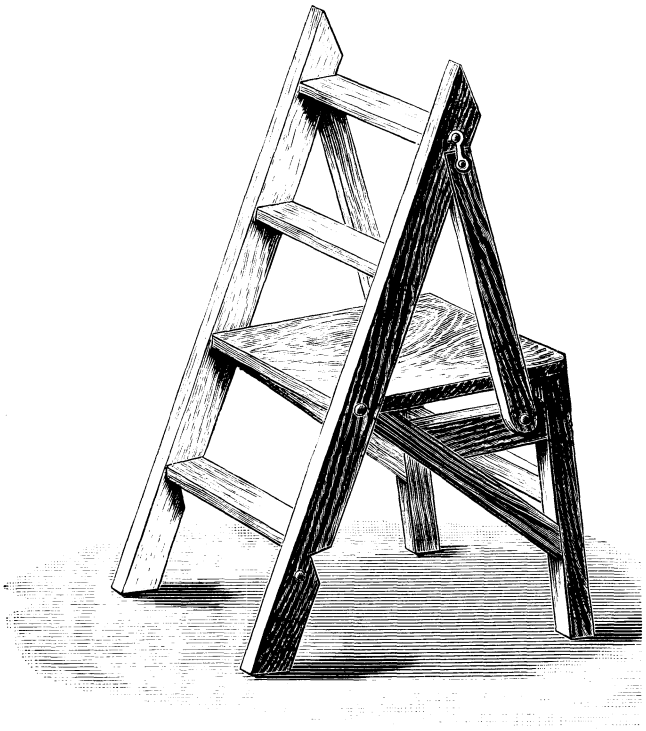
Erste Tabelle.

Zahl:	1–3	4–8	9–15	16–24	25–35	36–48	49–63	64–80	81–99
Wurzel:	1	2	3	4	5	6	7	8	9

Zweite Tabelle.

Endziffer der Zahl:	1	4	9	6	5	6	9	4	1
Endziffer d. Wurzel:	1	2	3	4	5	6	7	8	9

Die zweite Tabelle ergibt sich so, wie sie hier steht, wenn man die zweite Zeile zuerst schreibt, jede Zahl mit



Verstellbare Treppenleiter.

sich selbst multipliziert und die Endziffern der Resultate in die erste Zeile setzt. Für unsren Zweck ziehe man nun noch folgendermaßen zusammen:

Endziffer der Zahl:	1	4	5	6	9
Endziffer der Wurzel:	1 od. 9	2 od. 8	5	4 od. 6	3 od. 7

(Ergänzend läßt sich noch als selbstverständlich bemerken, daß in der zweiten Tabelle der Null die Null entspricht.) Man teile nun die drei- oder vierstellige Zahl dadurch in zwei Gruppen, daß man ihre letzten beiden Ziffern durch einen Strich abtrennt, so daß z. B. 225 oder 1849 sich als 2|25 und 18|49 darstellen. Die erste Gruppe behandelt man alsdann nach der ersten Tabelle, die zweite nach der zweiten, und erhält so aus den beiden Gruppen der Zahl die beiden Ziffern der Wurzel; z. B. liefert bei 2|25 die 2 nach der ersten Tabelle (1—3) eine 1, die Endziffer 5 der 25 nach der zweiten Tabelle eine 5; also ist $\sqrt{225} = 15$. Und bei 18|49 gibt 18 (16—24) eine 4, die Endziffer 9 der 49 eine 3 oder 7; also ist $\sqrt{1849} = 43$ oder 47. Hier bleibt noch die Frage, ob 43 oder 47 das Richtige ist. Dies entscheidet sich aber ganz einfach so: 43 ist näher an 40, dagegen 47 näher an 50; daher ist $\sqrt{1849} = 43$, wenn 1849 näher an 1600, dagegen 47, wenn 1849 näher an 2500 liegt, d. h. je nachdem 18 der 16 oder der 25 näher ist. Hier gilt offenbar das erstere, also ist $\sqrt{1849} = 43$.

C. Es sei eine Zahl von mehr als vier Stellen gegeben. In diesem Falle bedarf es lediglich einer Erweiterung der ersten Tabelle, und man wird das Gebiet der zu stellenden Aufgaben je nach der Gedächtniskraft ausdehnen können. Es wird z. B. für viele ganz leicht sein, noch folgendes dazu zu merken:

Zahl:	100—120	121—143	144—168	169—195	196—224	225—255
Wurzel:	10	11	12	13	14	15
Zahl:	256 288	289—323	324—360	361—399	400—440	
Wurzel:	16	17	18	19	20	

Teilt man wiederum durch Abtrennen der letzten beiden Ziffern die Zahl in zwei Gruppen, so liefert die zweite Gruppe mit Hilfe der zweiten Tabelle wie bisher die Endziffer der Wurzel, die erste Gruppe vermittels der erweiterten ersten Tabelle die übrigen Ziffern der Wurzel, wobei etwa vorhandene Zweideutigkeiten in der gleichen Weise wie bei B entschieden werden. Die gegebene Zahl sei z. B. 35721 oder in Gruppen geteilt 357 21. Dann ergibt 357 nach der erweiterten ersten Tabelle 18, ferner 21, also 1 nach der zweiten Tabelle (1 oder 9), so daß man beim Resultate zwischen 181 und 189 schwankt. Da aber 357 näher der 361 als der 324 liegt, so ist also $\sqrt{35721} = 189$.

II. Kubikwurzeln.

A. Rationale Wurzeln aus ein- bis dreistelligen Zahlen soll man auswendig wissen, also $\sqrt[3]{1} = 1$, $\sqrt[3]{8} = 2$, $\sqrt[3]{27} = 3$ u. s. w., $\sqrt[3]{512} = 8$, $\sqrt[3]{729} = 9$.

B. Für vier- bis sechsstellige Zahlen bedarf man folgender beiden Tabellen, die man leicht selbst findet:

Erste Tabelle.

Zahl:	1—7	8—26	27—63	64—124	125—215
Wurzel:	1	2	3	4	5
Zahl:	216—342	343—511	512—728	729—999	
Wurzel:	6	7	8	9	

Zweite Tabelle.

Endziffer der Zahl:	1	2	3	4	5
Endziffer der Wurzel:	1	8	7	4	5
Endziffer der Zahl:	6	7	8	9	
Endziffer der Wurzel:	6	3	2	9	

Man verfährt alsdann im übrigen wie bei den Quadratwurzeln, nur sind bei der Gruppenbildung die drei letzten Ziffern abzutrennen. Beispiel: $\sqrt[3]{474552}$. Man trenne 552 ab, also 474|552, dann liefert 474 nach der ersten Tabelle 7, dagegen die 2 der 552 nach der zweiten Tabelle 8. Daher ist die gesuchte Wurzel 78.

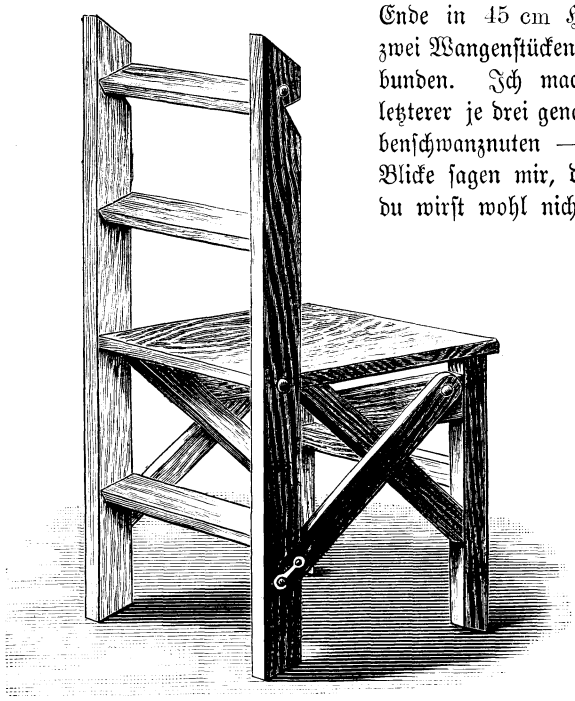
C. Bei Zahlen von mehr als sechs Stellen ist wiederum die erste Tabelle zu erweitern, doch mag man sich bei Kubikwurzeln lieber auf sechsstellige Zahlen beschränken.

Zum Schlusse noch einige praktische Betrachtungen. Nach der Beschreibung sieht das Verfahren weitläufiger und schwieriger aus, als es thatsächlich ist; ein fixer Rechner beherrscht es nach ganz kurzer Uebung vollkommen. Ferner bemerkt man leicht, daß bei den Kubikwurzeln die Doppeldeutigkeit der Endziffer nicht vorhanden ist, daß man also, da sie andrerseits in ihren Tabellen das Gedächtnis nicht wesentlich mehr belasten als die Quadratwurzeln, Kubikwurzeln schneller als diese berechnen kann. Dies verblüfft den Zuhörer um so mehr, als doch die aufgegebenen Zahlen allda größer sind. Bei Quadratwurzeln tritt die Doppeldeutigkeit nur dann nicht auf, wenn die Endziffer 5 oder 0 ist. Solche Quadratwurzeln sind daher am schnellsten auszuziehen. Demnächst kommen die auf 1 endigenden Zahlen, weil hier die Doppeldeutigkeit (1 oder 9) wegen des großen Unterschiedes am schnellsten zu entscheiden ist. Am schwersten sind Aufgaben, die auf 6 endigen; denn die Entscheidung zwischen 4 und 6 ist nicht so leicht wegen des geringen Unterschiedes. Zwischendurch gibt wohl auch einmal ein ungeschickter Rechner bei Quadratwurzeln eine Zahl auf, die auf 2, 3, 7 oder 8 endigt, also etwa $\sqrt{173267}$. Dem kann man dann auf Grund der zweiten Tabelle sofort erwidern: „die geht nicht auf“, und diese Schlagfertigkeit wird den Uneingeweihten nicht minder verblüffen.

Die verstellbare Treppenleiter.

Es würde mich nicht wundern, wenn du eines schönen Tages wirklich zum Tischlerhandwerk greifst, um dereinst ein ehrsamer Meister zu werden,“ bemerkte Rudolf seinem Kameraden Ludwig, der soeben an der Hobelbank beschäftigt war.

„Thäte ich das wirklich, so wäre es lange nicht das Schlimmste, denn ein tüchtiger Tischler kann es auch vorwärts bringen,“ entgegnete Rudolf mit Gleichmut, indem er den Hobel zur Seite legte; „doch ist hiervon nicht die Rede; als Hauptsache gilt mir dabei immer, daß diese Arbeiten nach stundenlangem Stillsitzen und Studieren meine Muskeln stählen und ich genieße dabei die Freude, auch nach andrer Seite hin Nützliches geschaffen zu haben. Ein jeder vergnügt sich nach seiner Weise.“



Verstellbare Treppenleiter als Stuhl.

„Du wirst doch meine harmlos hingeworfenen Worte nicht übel deuten,“ beschwichtigte Ludwig; „ich bewundere geradezu deinen Fleiß und deine Geschicklichkeit.“

„Nicht im geringsten nehme ich dir's übel,“ entgegnete Rudolf, der wieder seine Arbeit aufnahm. „Sieh, das Sprichwort sagt nicht umsonst: ‚Die Axt im Hause erspart den Zimmermann!‘ Es mangelt uns eben eine bequeme Treppenleiter, die überall aufzustellen und auch sonst im Hause verwendbar ist. Da habe ich neulich bei unserm Freund Willi eine derartige gesehen, die mir sogleich ihrer praktischen Verwendbarkeit wegen sehr gefiel; ich zeichnete sie sogleich ab und gehe nun an die Herstellung. Wie du aus beiden Zeichnungen ersehen kannst, ist sie verstellbar und kann zugleich als Schemel benutzt werden. Da es dich zu interessieren scheint, will ich sie genauer erklären.

„Sämtliche Teile stelle ich aus Fichtenholzbrettern her, die auf beiden Seiten glatt gehobelt und zugerichtet werden müssen. Die zwei langen Leiterteile oder Wangenstücke erhalten 125 cm Länge, 15 cm Breite, 2,5 cm Dicke und werden an beiden Enden im ungefähren Winkel von 45 Grad abgeschrägt. Von den drei Trittbrettchen wird jedes 40 cm lang, 15 cm breit und 2 cm dick, das Stuhlbrett bekommt bei gleicher Dicke 40 cm im Geviert.

„Wie die zwei Zeichnungen ergeben, werden die Tritte, eingerechnet des Stuhlbrettes, das vom unteren Ende in 45 cm Höhe anzubringen ist, mit den zwei Wangenstücken in gleichmäßigen Abständen verbunden. Ich mache daher auf den Innenseiten letzterer je drei genau gegenüber befindliche Schwalbenschwanznuten — — ach so! Deine fragenden Blicke sagen mir, daß du diese Dinger nicht kennst; du wirst wohl nicht die seinerzeit im ‚Guten Kameraden‘ enthaltenen Anleitungen für Tischlerarbeiten beachtet haben! Es sind dies mindestens 1 cm tiefe, schräg geführte Einschnitte, welche, der Dicke des einzuschiebenden Teiles entsprechend, oben enger, unten weiter sind. Das zwischen den Schnitten liegende Holz wird mit dem Stemmeisen ausgehoben, wodurch diese Form ⟨ ⟩ entsteht. Selbstverständlich müssen dann diesem entsprechend auch die Enden der Schiebebrettchen zugerichtet werden, damit sie genau in diese Nuten passen und auch mit den Wangenstücken fest verbunden werden können.

„Nun säge ich die zwei Stuhlbeine aus 3 cm im Gevierte messenden Pfosten, gebe ihnen 45 cm Länge, zapfe sie an den Ecken des Stuhlbrettes ein und versteife sie horizontal durch eine schwächere, 2,5 cm breite Mittelleiste, die ebenfalls eingelassen wird.

„In gleicher Breite und Dicke ist dann seitlich je eine Schrägleiste unter einem Winkel von 45 Grad anzusetzen, welche die Stuhlbeine mit dem Brette rechtwinklig verbinden, wobei aber am letzteren die Wangenbreite abgerechnet werden muß. Zur weiteren Verstärkung werden dann oben nahe dem Brette zwei Querleisten angebracht.

„Es sind nun noch zwei bewegliche Leisten anzufertigen, um die Treppe nach Bedarf schräge und senkrecht stellen zu können. Sie werden etwas länger gemacht, als die Schrägleisten, an einem Ende abgerundet und mit starken Schrauben an den oberen kurzen Querleisten angeschraubt. In der Zeichnung sind diese beweglichen Teile deutlich zu sehen.

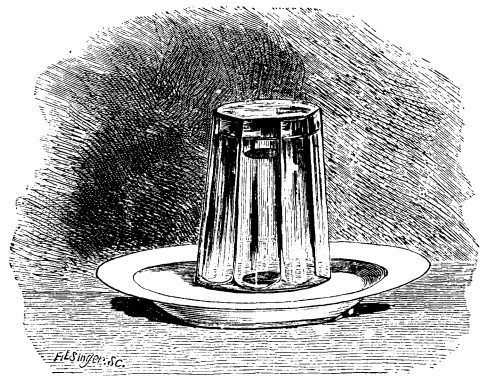
„Nun werden Stuhl und Leiter unter senkrechter Stellung letzterer durch Schrauben vereinigt, an den Wangenseiten die Enden der beweglichen Leisten vorgezeichnet, wodurch sich die Einsätze für letztere ergeben, und mit der Säge die Ausschnitte gemacht. Das Nämliche hat auch oben zu geschehen, nachdem die Leiter in einem Winkel von 45 Grad gestellt ist und die beweglichen Leisten nach oben gerichtet wurden. Zum Anschlusse werden an deren Enden starke Haken angebracht, die an den Wangenseiten in eingeschraubte Oesen eingreifen und so der Treppe eine unverrückbare Stellung sichern.

„Ich bin überzeugt, daß diese Treppe recht gute Dienste leisten wird und empfehle sie daher nicht nur dir, sondern will auch dem ‚G. K.‘ eine Anleitung einsenden, daß auch die andern Kameraden davon hören.“

Die Verdoppelung eines Geldstückes.

Eine optische Täuschung.

Auf einen Suppenteller lege man ein beliebiges Geldstück, fülle ein Trinkglas mit Wasser und gieße den Inhalt über das Geldstück auf den Teller. Nachdem man das Glas ausgetrocknet hat, halte man es verkehrt über ein Licht. Dadurch wird sein Luftinhalt erwärmt, also ausgedehnt und bald zum großen Teil aus dem Glase hinausgetrieben. Ehe nun das Glas selbst anfängt heiß zu werden, entferne man es von dem Licht und stürze es über das im Wasser liegende Geldstück. Jetzt kühlt sich die Luft im Glase allmählich ab und zieht sich dementsprechend zusammen, infolgedessen der äußere Luftdruck das Wasser im Glase steigen läßt. Dann sieht man nicht nur das Geldstück an der bisherigen Stelle, durch die Lichtbrechung etwas vergrößert, sondern auch an der oberen Wasserfläche im Glase das durch totale Reflexion entstandene Spiegelbild der Münze, letzteres nicht vergrößert, aber bei jeder Erschütterung sich bewegend.



Verdoppelung eines Geldstückes.

Lasse jedem das Seinige.

Im siebenjährigen Kriege ward der Rittmeister von Steinville ausgeschickt, um Fourage für die Pferde zu suchen. Er begab sich an der Spitze seiner Soldaten nach der ihm angewiesenen Gegend, einem einsamen Thale, wo man nichts als Buschwerk erblickte. Er ward indes einer armseligen Hütte ansichtig, und als er anpochte, trat ein Mann mit einem eisgrauen Kopfe heraus. „Vater,“ redete ihn der Offizier an, „zeigt mir ein Feld, wo meine Leute Futter holen können.“ — „Sogleich,“ erwiderte der Alte und ging als Wegweiser voran. Nachdem sie etwa eine Viertelstunde weit gekommen waren, trafen sie ein schönes Gerstenfeld an. „Hier ist das, was wir suchen,“ rief der Rittmeister. „Noch einen Augenblick Geduld,“ sagte der Greis. Sie marschierten weiter und kamen bei einem andern Gerstenfelde an. Die Reiter stiegen von den Pferden, mähten das Feld ab, banden die Gerste auf die Pferde, saßen wieder auf und ritten davon. Darauf sagte der Rittmeister: „Guter Vater! Ihr habt uns unnötiger Weise weiter marschieren lassen; das erste Feld war besser als dieses.“ „Das kann wohl sein,“ versetzte der Alte, „aber es gehörte nicht mir.“

Rätsel.

Mit a wird fett es in Gras und Kraut,
Bis man's zum Verkauf bei dem Fleischer schaut;
Mit u da ist's eine Bienenart,
Die einzeln lebt, nicht zu Haufen geschart.

Rätsel.

Der Griechen Tapferkeit glänzte einst sehr
Bei einer Insel im Mittelmeer;
Benimm ihr den Fuß, und mancher Esser
Bearbeitet gern es mit Gabel und Messer.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 6 5: Den Nadelhölzern zugezählt
Zum Schmuck für Gräber sehr gewählt.
3 4 5 6 6 5: Schaffst du dir ein Herbarium,
Siehst du nach ihr zuerst dich um.
5 6 6 5: Wo man den Weltmarkt viel beschickt,
Man es in Massen oft erblickt.
1 2 3 5 4 7: Ein Eiland ist's im Mittelmeer,
Seit alter Zeit gepriesen sehr.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 560.

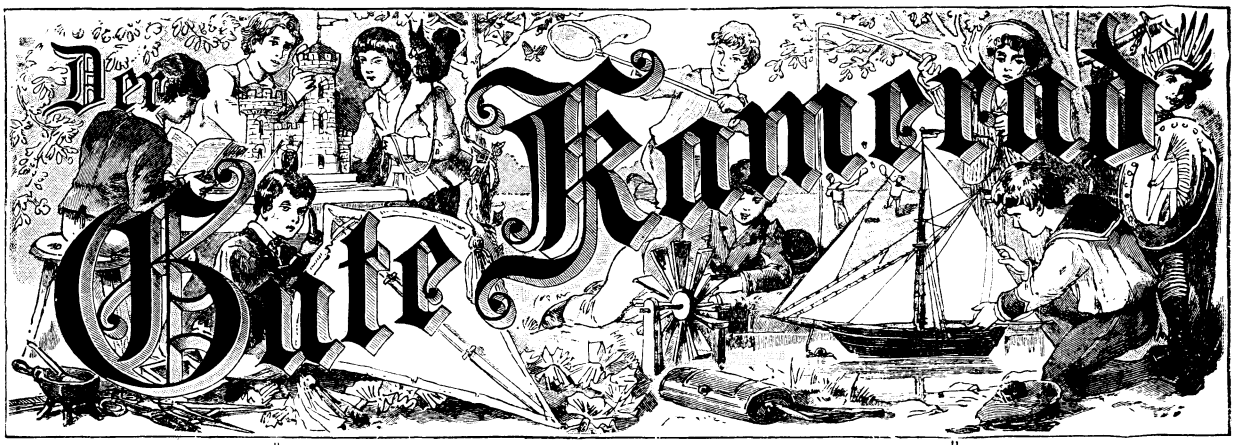
Die bei den Neumonden (schwarzen) stehenden Buchstaben geben die erste, die bei den Viertelmonden die zweite und bei den Vollmonden (weiße Scheibe) stehenden Buchstaben die dritte Silbe, jedesmal vom Stern angefangen in der Runde gegen rechts gelesen. Das Ganze lautet: 1. Mond- 2. Land- 3. schaft.

Auflösung des Rätsels auf Seite 560.

„Schimmel.“

Auflösung des Turnrätsels auf Seite 560.

„Webebaum, Schwebebaum.“



8. Jahrgang.
№ 42.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

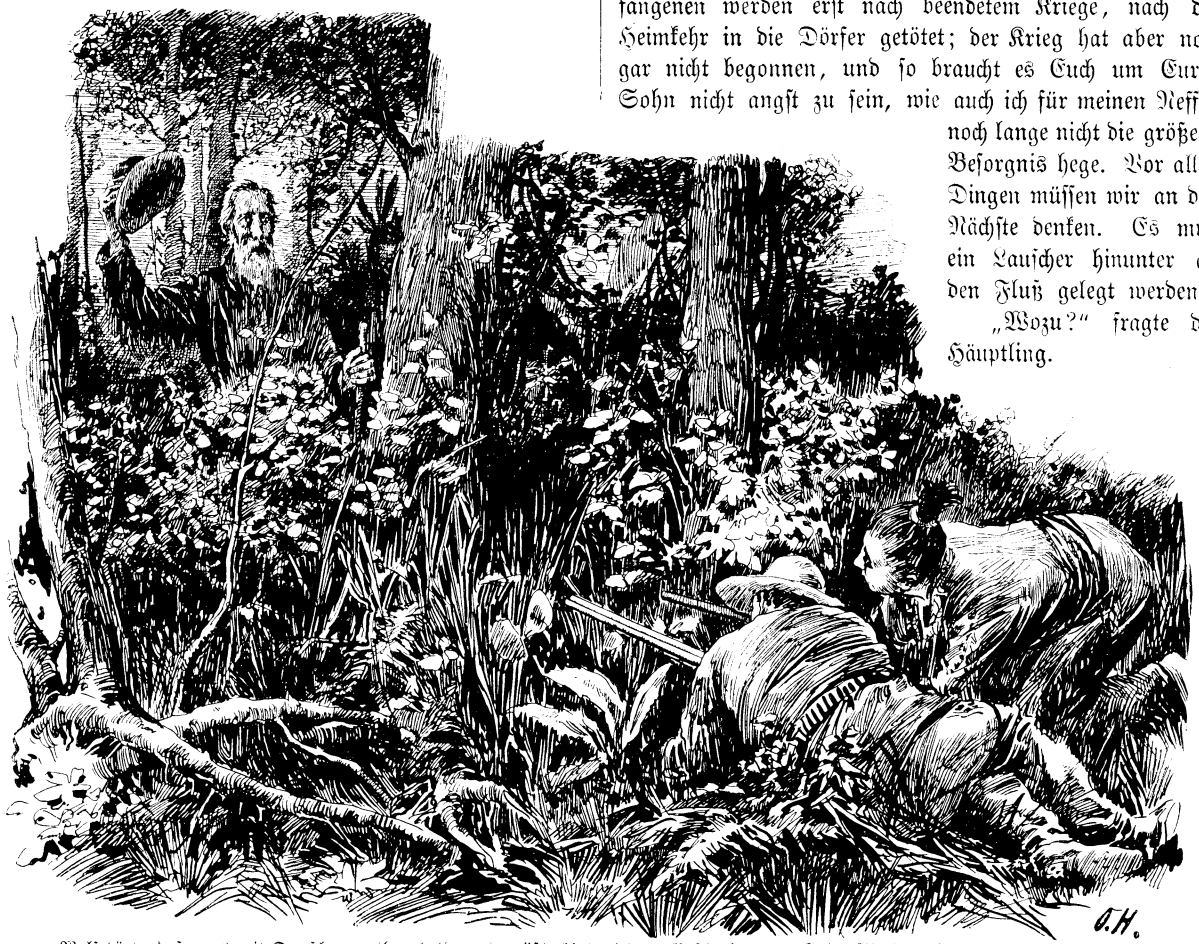
(Fortsetzung.)

Als der Oelprinz und seine beiden Genossen hinter der Böschung des Ufers verschwunden waren, kam Wolf wieder zum Vorschein. Er hatte sich hinter eine Baumgruppe zurückgezogen gehabt und schritt jetzt auf das Häuptlingszelt zu, vor welchem der „Große Donner" die hervorragendsten seiner Krieger zur Beratung zusammenkommen ließ. Die weiße Squaw befand sich in großer Sorge um ihren Sohn und trieb ihren Mann zum schleunigen Aufbruche, um die Nijoras zu überfallen. Er tröstete sie damit, daß Schi-So sich in Gesellschaft so berühmter, tapferer und erfahrener Krieger befände.

„Und," fügte Wolf zur Beruhigung hinzu, „die Gefangenen werden erst nach beendetem Kriege, nach der Heimkehr in die Dörfer getötet; der Krieg hat aber noch gar nicht begonnen, und so braucht es Euch um Euren Sohn nicht angst zu sein, wie auch ich für meinen Neffen noch lange nicht die größeste Besorgnis hege. Vor allen Dingen müssen wir an das Nächste denken. Es muß ein Lauscher hinunter an den Fluß gelegt werden."

„Wozu?" fragte der Häuptling.

Richtig handeln, niemand scheuen,
Sich der Gegenwart erfreuen,
Freien Blickes rückwärts schauen,
Ruhig auf die Zukunft bauen. —
Wer das ungehindert kann,
Der wird stets ein ganzer Mann.
M. Werner.



. . . Wolf hörte, daß er es mit Deutschen zu thun hatte, und grüßte hinter seinem Busche hervor: „Guten Abend, meine Herren, es freut mich sehr, Landsleute hier zu treffen." . . .

„Wenn mich meine Vermutung nicht trügt, so kehren die drei Weißen, nachdem sie die Waffen bekommen haben, wieder um und folgen uns nach. Eine so hohe Summe gibt man nicht auf, ohne geradezu alles zu versuchen, sie wieder zu erhalten.“

„Du meinst, daß sie dich zwingen wollen, das Papier herauszugeben?“ fragte der Häuptling.

„Ja.“

„Sie mögen kommen! Sie haben unser Lager verlassen, und der Rauch des Kalummets kann sie also nicht mehr schützen. Sie würden unsre Kugeln schmecken.“

„Wenn wir sie sähen, ja. Sie werden sich aber hüten, sich sehen zu lassen, sondern uns im Verborgenen nachschleichen, um mich zu überfallen, wenn sich eine passende Gelegenheit dazu ergibt. Ich muß aus diesem Grunde zu meiner Sicherheit wissen, ob sie überhaupt umkehren. Darum bitte ich dich, einen berittenen Späher hinunter an den Fluß zu postieren.“

„Warum beritten?“

„Weil wir doch bald von hier aufbrechen und er uns ohne Pferd nicht leicht einholen könnte.“

Der Häuptling folgte diesem Rate, und dann konnte die Besprechung über den durch die Not so beschleunigten Zug gegen die Nijoras beginnen.

Eigentlich gab es gar nicht viel zu verhandeln. Es war zwar anzunehmen, daß Grinley, Buttler und Poller nicht die Wahrheit gesagt hatten in Beziehung dessen, was ihre Personen, ihre Absichten und Thaten betraf, aber daß sie gefangen gewesen waren, mußte geglaubt werden, weil sie keine Waffen gehabt hatten. Auch daß die Kundschafter der Navajos, Old Shatterhand und Winnetou nebst ihren Begleitern in die Hände der Nijoras geraten waren, durfte als wahr angenommen werden. Jedenfalls hatten die Nijoras auch Kundschafter ausgeschickt, und diese hatten das Lager der Navajos sicher erspäht, da sie von den Gegenkundschaftern nicht daran verhindert worden waren. Auf alle Fälle hatten die Nijoras beschlossen, zum Angriffe überzugehen, und diese Absicht war bestärkt worden durch die Flucht der drei Bleichgesichter, von denen die Nijoras sich sagen konnten, daß sie jedenfalls die Navajos aufgesucht hatten, um bei diesen Schutz zu suchen und sie zu benachrichtigen. Dies konnte nur durch einen schnellen Angriff wett gemacht werden, und so waren die Nijoras jedenfalls sofort gegen die Navajos aufgebrochen. Diese letzteren glaubten hinwiederum, den Angriff nicht abwarten zu sollen, sondern ihm zuvor- oder wenigstens entgegenzukommen. Darum rüsteten sie sich zum Aufbruche, welcher gerade in dem Augenblicke geschah, als die sechs Reiter zurückkehrten, welche Grinley, Buttler und Poller fortgeschafft hatten. Als sie befragt wurden, wie dieselben sich verhalten hätten, erklärten sie, daß die drei Weißen nach Empfang der Waffen und der Munition ruhig weiter geritten wären, ohne durch irgend etwas zu verraten, daß sie die Absicht hegten, umzukehren. Dennoch blieb der Späher unten am Flusse stehen und erhielt die Weisung, falls die Bleichgesichter zurückkehrten, sie erst vorüber zu lassen, eine Weile zu beobachten und sie dann in einem weiten Bogen zu umreiten, um seinen Kameraden nachzufolgen.

Der Zug ging natürlich am rechten Flußufer aufwärts, denn man hatte der Aussage des Oelprinzen, daß die Nijoras sich an diesem befänden, Glauben geschenkt; in Wirklichkeit kamen sie aber am linken herunter. Als der Tag sich zu Ende neigte, kam der Späher nach und meldete, daß die drei Weißen in der That umgekehrt seien und den Navajos auf deren Fährte folgten. Da man dies nun wußte, waren sie nicht zu fürchten.

Es wurde den ganzen Abend weiter geritten und erst gegen Mitternacht angehalten, da man nun, wie man fälschlicherweise annahm, jeden Augenblick auf die Nijoras treffen konnte. Man lagerte sich, brannte aber keine Feuer an, da diese zur Entdeckung führen konnten.

Eigentlich beabsichtigte man, nach rückwärts einige Posten auszustellen, um die drei Weißen abzuhalten; aber Wolf, auf den allein es diese doch abgesehen hatten, riet davon ab, da es nicht notwendig sei. Es stand mit Gewißheit zu erwarten, daß Buttler, Poller und Grinley nicht kommen würden, da es ihnen unmöglich gewesen war, in der Dunkelheit der Spur der Navajos zu folgen; der Mond war erst später aufgegangen.

Nach vorwärts aber wurden Wachen ausgestellt, denn das erforderte die allgemeine Sicherheit. Das Zelt des Häuptlings war aufgeschlagen worden, damit seine weiße Squaw in demselben schlafen könne. Sie hatte sich wohl auf die Decke hingestreckt, konnte aber aus Sorge für ihren Sohn keine Ruhe finden. Die Luft wurde ihr so schwül im Innern, daß sie nach einiger Zeit wieder aufstand und hinaus in das Freie ging.

Der Mond stand über den Uferbäumen und belächelte sein Bild, welches ihm aus dem hier schmalen, aber ziemlich tiefen Wasser des Flusses entgegenglänzte. Tiefe Stille herrschte ringsumher; nur zuweilen schnaubte eines der Pferde oder schlug mit dem Schwanze nach den Stechmücken, die es hier am Flusse gab; weiter war nichts zu hören. Wirklich weiter nichts? O doch, denn plötzlich klang es im Sechsachteltakte vom andern Ufer herüber: „Fitifitifiti, fitiii, fitiii, fitiii, fitiii, fitifitifiti, fitiii, fitiii, ti!“

Die Indianer fuhren aus dem Schlafe empor und lauschten erstaunt. War das eine menschliche Stimme oder ein Instrument gewesen? Der Häuptling trat leise zu seiner Frau und fragte: „Hast du es gehört. So etwas habe ich noch nie vernommen. Was mag es gewesen sein?“

„Es hat jemand die Violine nachgeahmt und einen Walzer geträllert,“ antwortete sie.

„Violine? Walzer? Was ist das? Ich weiß es nicht.“

Sie wollte Auskunft geben, kam aber nicht dazu, denn es tönte von drüben herüber: „Clililililili, lilili, lilili, Clililililili, lilili, lilili, lilili, li!“

„Das ist ja wieder anders!“ flüsterte der Häuptling.

„Das war die Klarinette, welche nachgeahmt wurde.“

„Klarinette? Kenne ich nicht. Ich denke, daß da drüben — — —“

„Trärärä tä — — tä — — tä — — trärärä tä — — tä — — tä — —!“ wurde er drüben unterbrochen.

„Das war die Trompete,“ erklärte die Squaw, welche auch nicht wußte, was sie denken sollte. Und ehe noch der Häuptling antworten konnte, erklang es weiter: „Tschingtschingtschingtschingbumbum, tschingbumbum, tschingbumbum, tschingtschingtsching tschingbumbum, tschingbumbum bum —!“

„Das war die große Trommel mit dem Messingbecken,“ sagte die Squaw, deren Erstaunen von Minute zu Minute gewachsen war.

„Trompete, Trommel, Becken?“ fragte der „Große Donner“. „Das sind lauter Worte, welche ich nicht verstehe. Ist vielleicht ein böser Geist da drüben?“

„Nein, es ist kein Geist, sondern ein Mensch.“

„Weißt du das gewiß?“

„Ja. Er ahmt den Klang verschiedener Musikinstrumente mit der Stimme nach.“

„Aber das ist doch nicht Musik der roten Männer!“

„Nein, sondern der Bleichgesichter.“

„Sollte es ein Bleichgesicht sein?“

„Möglich.“

„Aber die sind doch gefangen! Ich werde einige Späher hinübersenden, welche dieses sonderbare Wesen beschleichen sollen.“

Eine Minute später schwammen weiter unten, wo sie von dem sonderbaren Instrumentisten nicht bemerkt werden konnten, vier Navajos über den Strom, stiegen drüben an das Ufer und schlichen sich dann flußaufwärts. Nach kurzer Zeit ertönte ein unterdrückter Schrei und hierauf kamen die Vier, einen menschlichen Körper halb über Wasser haltend, wieder herübergeschwommen. Als sie den Körper auf die Beine gestellt hatten, meldete einer von ihnen dem Häuptlinge: „Dieses Bleichgesicht ist es gewesen; es lehnte an einem Baume und trommelte sich mit den Fingern auf den Bauch.“

Der „Große Donner“ trat an die fremde Gestalt heran, betrachtete sie und fragte: „Was treibst du hier mitten in der Nacht? Was bist du, und wer sind die, zu denen du gehörst?“

Er hatte halb englisch und halb indianisch gesprochen; der Gefragte verstand ihn nicht, ahnte aber, was man wissen wollte, und antwortete in deutscher Sprache: „Guten Abend, meine Herren! Ich bin der Herr Kantor emeritus Matthäus Aurelius Hampel aus Klotzsche bei Dresden, was ein berühmter Sommerluftkurort ist. Es liegt an der Dresden-Zittauer und Dresden-Königsbrücker Eisenbahn und hat eine Restauration, in welcher es während der großen Sommersaison jede Woche einen Vortragsabend gibt. Warum haben Sie mich denn in meinem Studium gestört? Ich bin wahrhaftig ganz pudelnaß geworden!“

Die Roten verstanden kein Wort; aber man kann sich das freudige Erstaunen der weißen Squaw denken, als sie die bekannten Laute ihrer Muttersprache hörte. Sie trat eiligst auf den Emeritus zu und rief aus: „Sie sprechen deutsch? Sie sind ein Deutscher, ein Kantor aus der Dresdener Gegend? Wie in aller Welt kommen Sie denn hierher an den Chellyfluß?“

Nun war das Erstaunen auf der Seite des Herrn Kantors. Er trat einige Schritte zurück und rief aus, indem er die Hände zusammenschlug: „Die Laute meiner Muttersprache aus diesem Munde! Eine Indianerin, eine echte Indianerin, welche deutsch redet!“

„Sie irren sich; ich bin zwar jetzt die Frau eines Indianers, nämlich des Häuptlings der Navajos, aber von Geburt eine Deutsche.“

„Und Sie haben einen Indianer zum Manne genommen? Wie heißt denn Ihr Herr Gemahl?“

„Nitsas-Ini, der ‚Große Donner‘.“

„‚Großer Donner‘? Zu dem wollen wir ja!“

„Wirklich? Sie sagen ‚wir‘; also sind Sie nicht allein?“

„Bewahre! Wir sind eine ganze Gesellschaft tüchtiger Westmänner und Helden beisammen, Winnetou, Old Shatterhand, Sam . . .“

„Kann ich erfahren, wo ihre Gefährten sich jetzt befinden?“

„Sie sind den Nijoras nach.“

„Die wollen uns doch überfallen.“

„Ja, wenn ich mich nicht täusche, glaube ich, dies gehört zu haben.“

„Sie sagen mir da etwas für uns ganz außerordentlich Wichtiges. Wir sind nämlich den Nijoras entgegengezogen, um ihrem Ueberfalle zuvorzukommen.“

„Wie? Ihnen entgegen? Ich glaube, daß Sie sich da auf dem falschen Wege befinden, verehrteste Frau Häuptling.“

„Wieso?“

„Wieso? Weil die sich drüben am linken Ufer befinden.“

„Nicht hier am rechten?“

„Nein.“

„Wirklich nicht? Wissen Sie das auch gewiß? Es kommt uns nämlich sehr viel darauf an, daß Sie sich nicht etwa in einem Irrtum befinden.“

„Ein Irrtum ist gar nicht möglich. Wenn wir Jünger der Kunst einmal etwas wissen, so wissen wir es auch ordentlich und richtig. Wir sind ja eben von den Nijoras überfallen worden.“

„Das weiß ich. Drei von Ihnen haben sich gerettet.“

„Drei? Da denken Sie höchst wahrscheinlich an Buttler, Poller und den Oelprinzen. Die sind uns leider durchgebrannt.“

„Durchgebrannt? Also entflohen? Etwa Ihnen?“

„Ja.“

„Aber sie wollen doch Ihre Gefährten gewesen sein. Wie ist es da möglich, daß sie Ihnen entflohen sein können?“

„Es ist so. Glauben Sie es mir.“

„Das werden Sie mir noch deutlicher erklären müssen. Diese drei Männer erzählten, daß Old Shatterhand mit seiner Gesellschaft noch gefangen gewesen sei, als es ihnen gelang, sich zu retten.“

„Das ist entweder eine Lüge oder ein Irrtum in der Zeitrechnung. Als sie sich davonmachten, waren wir schon längst wieder frei. Haben Sie denn diese drei Personen gesehen?“

„Sogar gesprochen haben wir mit ihnen.“

„Da will ich hoffen, daß Sie sich in acht genommen haben!“

„Warum?“

„Weil das Menschen zu sein scheinen, denen man nicht weiter trauen darf, als man sie sieht. Die haben den Schalk im Nacken, ja ja, den Schalk im Nacken. Es ist ihnen sogar gelungen, mich zu täuschen, mich, der ich ein Sohn der Musen bin. Das will doch gewiß viel heißen, sehr viel! Ich werde Ihnen das schon noch erzählen, Frau Häuptling.“

„Ja, später. Für jetzt möchte ich zunächst wissen, wo Old Shatterhand und Winnetou sich befinden.“

„Das weiß ich nicht.“

„Nicht? Aus Ihren früheren Worten schien aber doch hervorzugehen, daß Sie es wissen müssen!“

„Das mag sein. Aber einesteils bekümmere ich mich nicht eingehend um solche Sachen, weil meine Heldenoper alle meine Gedanken in Anspruch nimmt, und andernteils verhalten sich meine Gefährten nicht so mitteilsam gegen mich, wie Sie anzunehmen scheinen. Es ist dies eine sehr zarte Rücksichtnahme von ihnen, für welche ich ihnen wirklich dankbar sein muß. Sie wollen mich nicht mit diesen profanen Sachen belästigen, da ich weit Höheres zu schaffen habe. Ich weiß also nicht, wo Old Shatterhand und Winnetou sich in diesem Augenblicke befinden; ich kann nur sagen, daß sie hinter den Nijoras her sind. Wenn sie mich mitgenommen hätten, könnte ich Ihnen den Ort, wo man sie jetzt zu suchen hat, genau sagen.“

„Wann sind sie denn von Ihnen fort?“

„Noch vor Mittag heut. Sie haben niemand als nur Schi-So mitgenommen.“

„Schi-So? Was? Meinen Sohn?“

„Ihren Sohn? Wie? Er ist Ihr Sohn?“

„Ja. Wußten Sie das nicht?“

„Nein. Ich wußte nur, daß er der Sohn von Nitsas-Jni sei, ob aber auch der Ihrige, das war mir bis zum gegenwärtigen Augenblicke unbekannt.“

„Aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich die Frau des Häuptlings bin!“

„Das stimmt; aber wissen Sie, es ist für einen Jünger der Kunst nicht so leicht, sich in die Verhältnisse einer Familie hineinzudenken, bei der die Mutter weiß, der Vater aber von kupferner Farbe ist. Ich werde es mir aber sehr genau überlegen, und dann ist es sehr wahrscheinlich, daß Sie in meiner Oper einen Platz bekommen, etwa als rote Heldenmutter, denn eine weiße habe ich schon in der Person von Frau Rosalie Ebersbach.“

Der Kantor kam ihr etwas sonderbar vor. Sie schüttelte leise den Kopf und erkundigte sich dann: „Was thaten Sie denn eigentlich vorhin da drüben, wo Sie sich befanden?“

„Ich komponierte.“

„Das heißt, Sie arbeiteten an Ihrer Oper?“

„Ja. Ich komponierte den Heldeneinzugsmarsch.“

„Aber so laut!“

„Das muß so sein; das geht nicht anders. Ich muß doch hören, wie die einzelnen Instrumente klingen.“

„Aber das kann Ihnen doch sehr leicht das Leben kosten!“

„Fällt ihm nicht ein!“

„O doch! Wie nun, wenn Feinde in der Nähe gewesen wären?“

„Es waren keine da.“

„Wußten Sie das?“

„Ja.“

„Woher?“

„Sam Hawkens hat es gesagt. Darum paßte er auch nicht sehr auf mich auf, und so gelang es mir, mich zu entfernen, ohne daß man acht darauf hatte. Ich ging so weit fort, daß sie mich nicht hören konnten, und probierte da die einzelnen Stimmen des Orchesters durch. Da wurde ich leider plötzlich unterbrochen. Man packte mich von hinten, schnürte mir die Kehle zu, so daß es mit dem Komponieren rein alle war, und transportierte mich hierher. Ich hoffe, daß man mich wieder hinüberschafft!“

„Das wird geschehen. Ist es weit bis zu Ihrem Lager?“

„Nun, eine tüchtige Viertelstunde wird man zu gehen haben, da ich mich so weit entfernen mußte, um nicht gehört zu werden.“

„Und wer befehligt dort?“

„Sam Hawkens hat den Oberbefehl. Old Shatterhand hat nur die Weisung gegeben, daß wir ihnen möglichst schnell auf ihrer Fährte nachfolgen sollten. Bei Anbruch des Abends mußten wir natürlich Lager machen, weil in der Dunkelheit die Fährte nicht zu sehen war.“

„So ist es gut für einstweilen; ich werde jetzt mit meinem Manne sprechen.“

Sie wollte sich nach diesen Worten von ihm abwenden; da hielt er sie am Arme zurück und bat: „Vergessen Sie nicht, ihm zu sagen, daß ich ein Jünger der Kunst und ein Sohn der Musen bin! Man soll mich ja nicht wieder so durch das Wasser schleppen, wie es vorhin geschehen ist!“

Da trat Wolf, der von fern gestanden und zugehört hatte, zu ihm heran und sagte in barschem Tone: „Da hätten Sie hübsch daheim bleiben sollen. Musensöhne gehören nicht hierher nach dem wilden Westen!“

„Warum?“ fragte der Kantor.

„Weil sie, wenn sie Ihnen nur einigermaßen ähneln, ganz konfuse und verrückte Menschen sind.“

„Oho! Da muß ich denn doch bitten, in einem andern Tone mit mir — — —“

„Schweigen Sie! Was Sie gethan haben, ist eine ganz unverzeihliche Unvorsichtigkeit. Wenn Sam Hawkens geglaubt hat, daß keine Feinde hier sein können, so ist das ein Irrtum gewesen. Daß Sie sich aber aus dem Lager entfernt haben, ohne um Erlaubnis zu fragen, das konnte Ihnen allen leicht das Leben kosten. Wie nun,

wenn an unsrer Stelle sich die Nijoras hier befunden hätten?"

„Die sind drüben am linken Ufer!"

„Sie könnten auch herübergegangen sein. Dann wären Sie verloren gewesen. Uebrigens können wir Ihre Aussagen gar nicht als maßgebend betrachten. Wir sind gezwungen, einige Kundschafter fortzuschicken, um zu erfahren, was von Ihren Darlegungen falsch und was richtig ist."

„Es ist alles richtig! Ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Ihr Wort gilt gar nichts. Sie kommen mir so verworren vor, daß ich diejenigen nicht beneide, welche sich mit Ihnen zu befassen haben. Wer weiß, was für Unheil schon von Ihnen angerichtet worden ist!"

„Nicht das geringste! Von der Kunst kann überhaupt nur Heil und Segen kommen."

„Aber von ihren Jüngern nicht, wenn sie Ihnen gleichen."

. . . Die Andenkarawane rastet. Im Vordergrunde sitzt, auf seine langläufige Flinte gestützt, die malerische Gestalt des indianischen Peon. . . .

„Das ist eine Beleidigung, Herr! Wer sind Sie denn eigentlich. Sie reden deutsch. Sind Sie etwa ein Landsmann von mir?"

„Ja."

„So sollten Sie höflicher sein. Wenn sich Landsleute so fern von der Heimat treffen, so sollten sie sich freuen, aber nicht einander ärgern!"

„Da haben Sie recht. Aber wer sich über so einen Konfusionsrat, wie Sie sind, nicht ärgert, der muß ein Engel sein. Sie bringen nicht nur die Sicherheit, sondern das Leben Ihrer Gefährten in Gefahr, und das geht mich auch etwas an, denn, wenn ich mich nicht irre, befindet sich bei Ihnen eine Person, welche meinem Herzen sehr nahe steht."

„Wer könnte das sein? Etwa Frau Rosalie Ebersbach?"

„Unsinn! Ist nicht ein junger Deutscher bei Ihnen, welcher Wolf heißt?"

„Jawohl, Adolf Wolf."

„Nun, ich heiße auch Wolf."

„Ah, da sind Sie vielleicht gar der Onkel?"

„Woher vermuten Sie das?"

„Weil ich weiß, daß er zu seinem Onkel will. Sie heißen auch Wolf und sagen, daß er Ihrem Herzen nahe steht; da denke ich natürlich, daß er der Neffe ist."

„So ist es auch. Da haben Sie gezeigt, daß Sie doch auch einmal logisch denken können, und das soll mich mit Ihnen aussöhnen. Setzen Sie sich nieder! Sie werden hier warten müssen, bis die Kundschafter zurück sind. Ich gehe selbst mit ihnen."

Nun verdolmetschte er den Indianern, was er von dem Kantor erfahren hatte, und es wurde dann beschlossen, daß er mit noch zwei Roten über den Fluß schwimmen sollte, um das Lager der Weißen aufzusuchen.

Die drei waren gute Schwimmer; sie kamen leicht und schnell hinüber und wendeten sich dann links, um leise am Wasser hinschleichend, sich dem Lager zu nähern. Sie waren noch gar nicht weit gekommen, so hörten sie Schritte, welche sich ihnen näherten. Schnell versteckten sie sich hinter einige Büsche. Die Personen, welche kamen, sprachen miteinander, doch nicht laut. Wolf sah, als sie herangekommen waren, daß es zwei waren; sie blieben halten und lauschten.

„Das is doch wirklich een schrecklicher Mensch," sagte der eine. „Der hat wahrhaftig gar keen bißchen Sitzefleesch; sobald wir Lager machen, schleicht er sich off und davon. Nu müssen wir uns in alle Richtungen kom-

primieren, um ihn zu finden, und dürfen doch nich laut nach ihm rufen, weil een Ohr da herum schtecken könnte, was keene angenehmen Gesinnungen für uns im Busen trägt. Wenn wir ihn gefunden haben, so hängen wir ihn an. Meenste nich ooch, alter Droll?"

„Ja," stimmte der andre bei. „Die Oper, die er mache will, is verrückt, und er selber is noch viel verrückter. Der kann uns noch in großen Schaden bringe. Es wird wirklich nich anders; wir müsse ihn anhänge!"

Wolf hörte, daß er es mit Deutschen zu thun hatte, und grüßte hinter seinem Busche hervor: „Guten Abend, meine Herren, es freut mich sehr, Landsleute hier zu treffen."

Aber er sah die beiden schon nicht mehr, er hörte nur das Knacken ihrer Gewehrhähne. Sie waren gleich beim ersten Worte, welches er gesprochen hatte, wie in den Erdboden hinein verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Fuß über die Anden.

Ein Uebergang zu Fuß über die Anden, diesen riesigen Gebirgswall Südamerikas, von dem wir wiederholt schon gesprochen haben, ist selbst in der guten Jahreszeit ein höchst gewagtes Unternehmen. Die Höhe der Bergpässe ist mitunter beträchtlicher als die Spitze der Jungfrau oder des Finsteraarhorns in der Schweiz, die Ausdehnung vieler Pässe in die Länge ist, gegen die Pässe in unsern Alpen gehalten, riesig; dabei ist von bequemen Straßen und Stationen, von Gasthäusern und Hospizen in jenen Bergeinöden keine Rede; selbst frisches Quellwasser ist oft gar nicht zu haben, und das Futter für die Maultiere muß von diesen selber mitgeschleppt werden. Und doch wird der Uebergang von kühnen Reisenden gewagt; J. v. Tschudi unternahm denselben sogar zur Winterszeit, und das Wagstück gelang.

Keuchend müssen die Maultiere von einem Berg zum andern steigen. Ist der Rücken eines Gebirgszuges erreicht, so kann es geschehen, daß die Karawane in so dichte Wolken gehüllt wird, daß sie selbst die nächste Umgebung nicht zu erkennen vermag. Die Gesellschaft lagert sich um ein Feuer und verbringt, trotzdem frierend, die Nacht. Am nächsten Morgen führt eine schmale, steile und steinige Schlucht jäh bergab. Die Reisenden steigen von ihren Tieren, um dieselben zu erleichtern und sich selbst durch Gehen zu erwärmen. Der Saumpfad läuft dicht an scharfkantigen Felswänden vorüber und ist so schmal, daß man kaum begreift, wie ein beladenes Maultier, ohne anzustoßen und in den Abgrund zu stürzen, dahinwandern kann. Die Ladungen der Maulesel rutschen an den jähesten Stellen so auf den Hals vor, daß man jeden Augenblick fürchten muß, die Tiere würden kopfüber eins auf das andre stürzen.

Dann geht es wieder bergauf, gleichfalls ein hartes Stück Arbeit. Schnee und Eis bedecken den steilen, kaum kenntlichen Saumpfad, der bald in enge Schluchten, bald über steile Felskanten aufwärts führt. Ungefähr auf halber Höhe ist die Steigung neben einem Abgrund so stark, daß die Tiere auf dem Glatteis, trotz ihrer großen Stollen, nicht mehr festen Fuß fassen können. Sie stürzen zusammen, rutschen Strecken des zurückgelegten Weges zurück und werden endlich so verzagt, daß sie gar nicht mehr aufzustehen wagen. Sie bleiben fast regungslos liegen und müssen abgeladen werden. Nach langem Suchen entdeckt einer der Peone (so heißen die zum persönlichen Dienste der Reisenden bestimmten Maultiertreiber) eine Seitenschlucht und unter unsäglichen Beschwerden gelingt es endlich, die Tiere durch diese zu führen und die Höhe zu erreichen. Da bietet sich ein wildromantischer Anblick dar. Zwischen dem Rücken des eben erstiegenen Gebirgszuges und der gegenüberliegenden Kette türmt sich Berg auf Berg, gähnt Abgrund an Abgrund mit den steilsten Abhängen und den schärfsten Zacken, ein Gebirgschaos von unbeschreiblich unheimlicher Pracht. Hier ist der Aufenthalt des Puma oder amerikanischen Löwen, und hoch in den Lüften wiegt sich der Kondor, der stolze majestätische Vogel, um, wenn ein Lasttier verendet, sich darauf zu stürzen und es mit unglaublicher Gier zu zerfleischen.

Die Karawane rastet. Im Vordergrunde sitzt, auf seine langläufige Flinte gestützt, die malerische Gestalt des indianischen Peon. Spähend richtet er seine Falkenaugen in die Gegend, überlegend, wo am besten der Abstieg zu nehmen sei. Die Maultiere, ihres Gepäcks entledigt, nagen an den dürren Stoppeln des Ichugrases. Der reisende Herr hat das harte Felsgestein zum Ruhelager genommen, die Hände unter den Hinterkopf gelegt und das Gesicht mit dem breitkrempigen Hute beschattet. So genießt man nach übermenschlicher Anstrengung ein Stündchen Ruhe, um dann das mühselige Werk des Andenüberganges fortzusetzen. Mögen die kühnen Reisenden glücklich zum Ziele gelangen!

Der Rabe von St. Jakob.

Um das Jahr 1840 besaßen die Benediktiner des Schottenklosters zu St. Jakob in Regensburg einen gezähmten Raben, der einige Worte nachsprechen konnte. Dieser Vogel war der Liebling des ganzen Klosters. Im Winter war sein gewöhnlicher Platz vor dem Empfangszimmer oder auch in diesem, im Sommer dagegen im Garten bei der Kegelbahn. Am deutlichsten pflegte der Rabe, wenn ein Fremder ins Kloster trat, zu rufen: „Pater Joseph, Pater Joseph!" oder auch: „Was willst du?" Da geschah es eines Abends, daß ein befreundeter Gutsbesitzer, der einen Hühnerhund bei sich hatte, durch die Gartenthür bei der Kegelbahn eintrat. Bevor noch die freundlichen Klosterbrüder die Anwesenheit des Hundes bemerkten, hatte dieser den Raben schon jagdgerecht gestellt. Indem der Rabe sich niedersetzte, that der Hühnerhund ein Gleiches, ohne ihn aus dem Auge zu verlieren. Die Klosterbrüder hatten Sorge, es möchte ihrem Lieblinge etwas widerfahren, und baten den Besucher, seinem Hunde

zu rufen. Dieser aber entgegnete, es geschähe dem Raben sicherlich nichts. Da diese Fixierung auf die Dauer dem Raben nicht zusagte, so stand er endlich auf und ging dem Hunde entgegen, indem er plötzlich fragte: „Was willst du?“ Mit einem Satze machte der Hühnerhund kehrt, schlich mit eingezogenem Schweife in einen Winkel des Gartens und war lange nicht zu bewegen, wieder hervorzukommen.

Wasserspitzmaus, einen Karpfen überfallend.

Man wäre sehr im Irrtum, wenn man glauben wollte, die großen Raubtiere seien verhältnismäßig die blutgierigsten und gefräßigsten. Wenn ein Löwe oder ein Tiger eine Mahlzeit gehalten hat, so denkt er einstweilen nicht mehr an den Fraß, sondern pflegt eine gewisse Zeit der Ruhe. Das winzige Raubtierlein aber, mit dem wir es hier zu thun haben, die Wasserspitzmaus nämlich, geht sozusagen beständig auf Raub aus. Hier erwischt sie eine Wasserschnecke, dort einen Wasserkäfer, hier wieder einen Krebs, dort einen Fisch, ja man kennt sogar Fälle, daß sie zweipfündige Karpfen überfallen und sich auf ihrem Kopf festgebissen hatte, um ihnen das Gehirn und die Augen auszufressen, sie dann aber unbeachtet zu lassen. Eine solche Scene stellt unser Bild dar. Der Karpfen mag sich tummeln und bewegen wie er will, es gelingt ihm nicht, den unheimlichen kleinen Mörder loszuwerden, da dieser sich nicht nur auf seinem Rücken festkrallt, sondern ihm sofort die messerscharfen Zähne ins Fleisch eingräbt. Das vorzüglich schwimmende und tauchende Tier kann daher besonders in Fischteichen einen recht fühlbaren Schaden anrichten.

Reiseabenteuer eines Obertertianers.

(Schluß.)

Raschen Schrittes eilte Karl die Treppe hinab und öffnete die Thür zum Wohnzimmer des alten Werner, um — — in die ausgebreiteten Arme der Mutter zu fliegen!

„Mutter! Liebe Mutter!“

„Karl! Mein armer lieber Junge!“

Ja! sie war selbst gekommen, die liebe gute Mutter, ihren Einzigen zu erlösen, denn der Rentmeister hatte Wort gehalten und sein Brief war auch wie berechnet in Seeburg eingetroffen. Auf der Stelle nahm Frau Schulze eine Extrapost, und nun war sie da und alle Not ihres Karl hatte damit ein Ende.

Und kein Wort des Tadels sprach der Mund der liebenden Mutter, als Karl seine Erzählung beendet und nun, laut weinend, vor ihr niedersank und das Gesicht in ihren Schoß barg!

„Mein armer lieber Junge,“ sprach sie, „sieh, das war allerdings eine bittere Lehre, brauchst aber trotzdem nicht an der Menschheit zu verzweifeln und in Zukunft jeden für einen Betrüger zu halten, der dich auf der Landstraße anredet, es sind ja doch die guten Menschen — Gott sei's gedankt — in der Mehrzahl! Aber, wie ist's, mein bester Herr Werner, darf ich denn nun mit meinem Jungen abreisen, oder ist er noch Ihr Gefangener?“

„Zuerst müßte der junge Herr wohl seinen Kaffee trinken, gnädige Frau,“ erwiderte der Alte, „inzwischen gehe ich hinunter, um dem Herrn Amtsrichter Meldung zu machen, und sowie die Klingel dort an der Thür ertönt, führt meine Frau den Herrn Sohn in den Sitzungssaal, damit das Gericht ihn gehörig freispricht.“

„Und darf ich nicht dabei sein?“

„Sicherlich, ebenso der Herr Rentmeister und der Roßwirt, welche der Gendarm — wie sie beim Gericht sagen — bereits sistiert hat.“

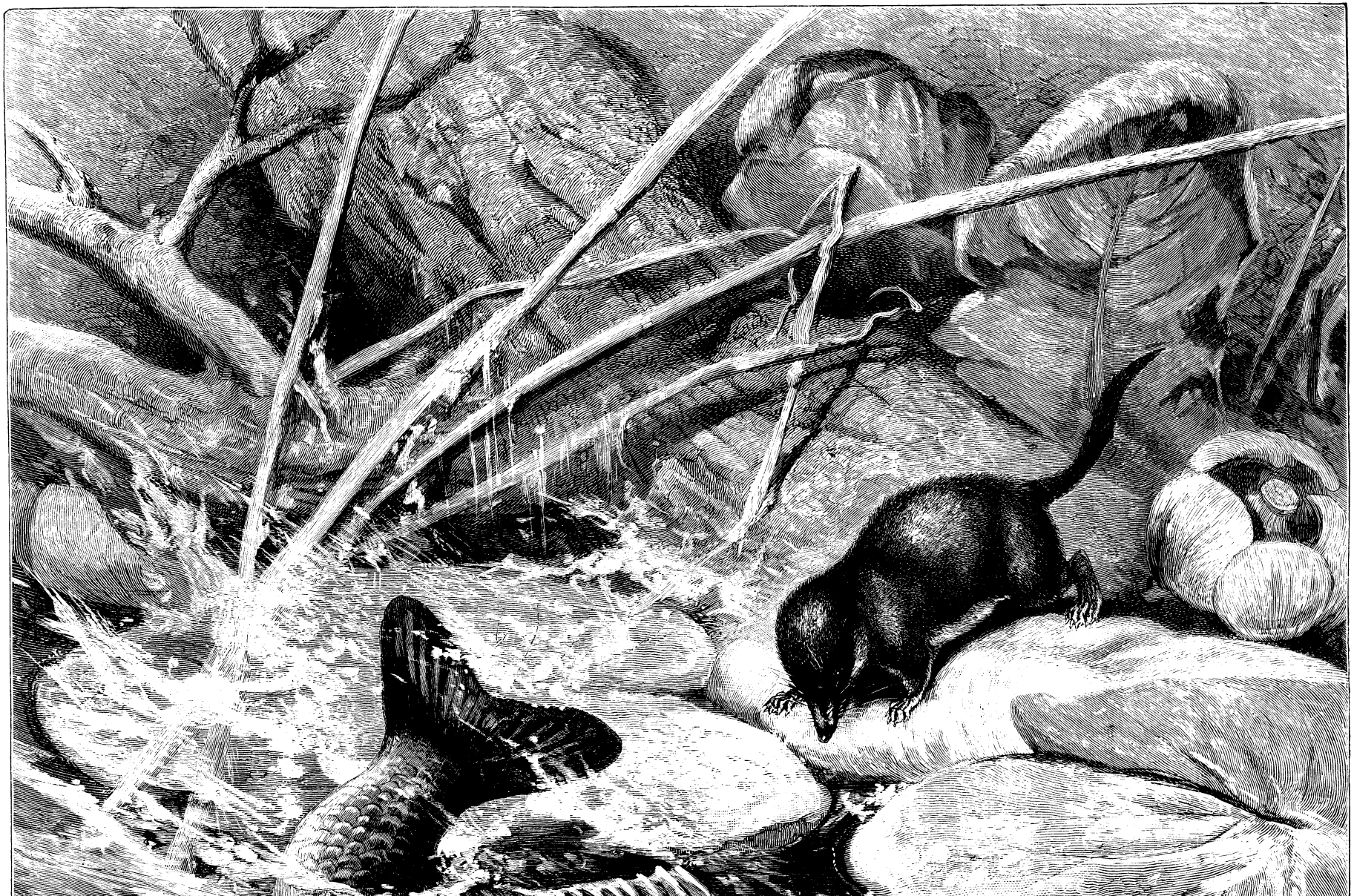
Und der alte Polizist hatte recht.

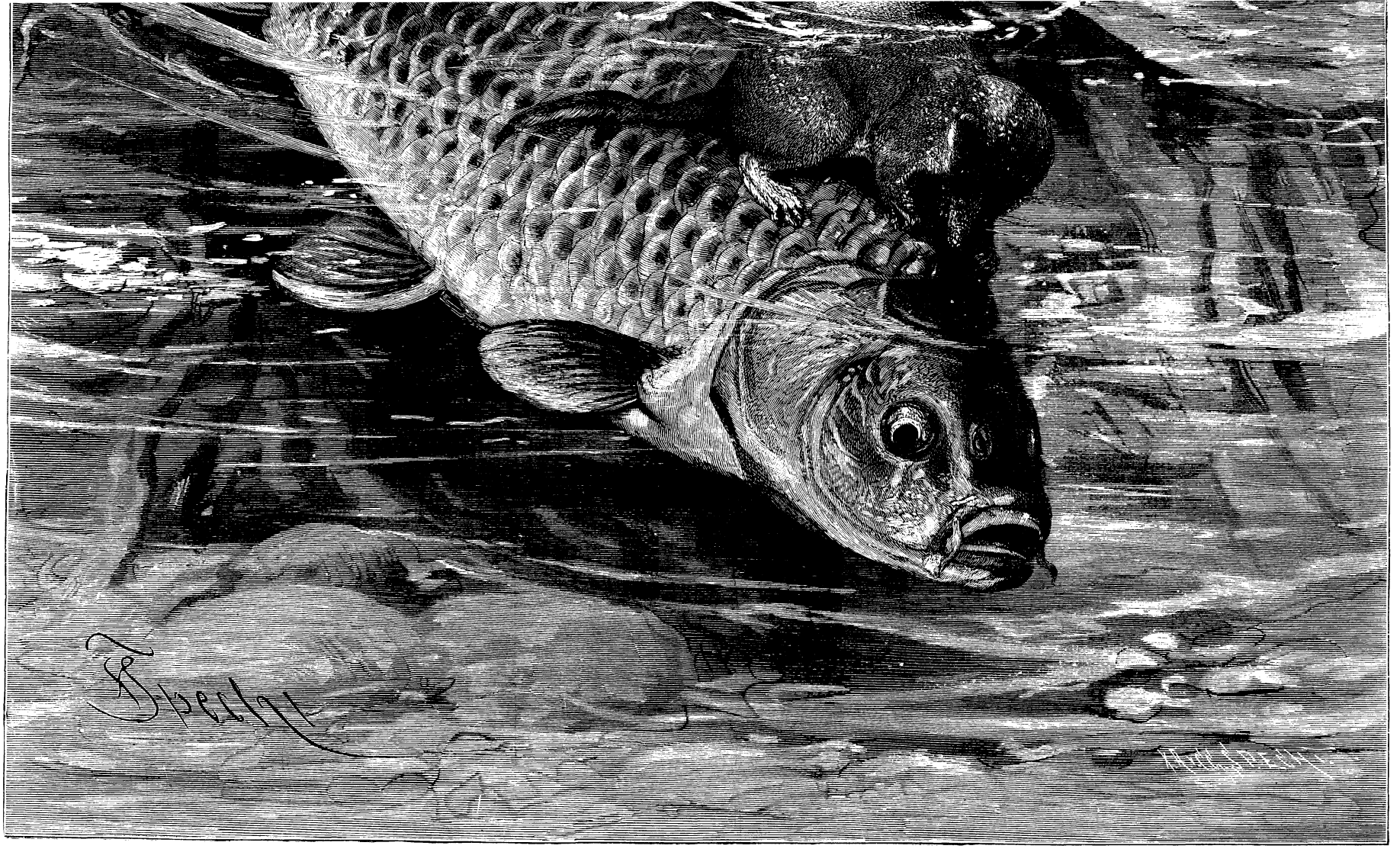
Es bedurfte nur einer Erklärung des Rentmeisters, daß die vor Gericht erschienene Frau die Gattin des Kaufmanns Schulze in Seeburg sei, welche den fälschlicherweise beschuldigten Knaben als ihren Sohn reklamiere, um Karl sofort in Freiheit zu setzen, wobei der Amtsrichter bemüht war, die Handlungsweise des Roßwirts und des Gendarmen als einen leicht möglichen Irrtum zu entschuldigen und zu erklären, daß beide Herren zu jeder Genugthuung bereit seien.

Herr Wormser bestätigte diesen Ausspruch auch sofort mit einem so freundlichen Lächeln, wie es seinem stets grimmig dreinschauenden Riesengesicht nur irgend zu Gebote stand, und bat die „gnädige Frau und den Herrn Sohn“, ihm nichts nachzutragen und zum Zeichen dessen seinem Hause die Ehre ihres Besuches zu erweisen und dort ein kleines Frühstück anzunehmen, so schlecht und recht, wie es ein „armer Bauersmann“ einer so vornehmen Dame bieten könne.

Ueber so praktische Mittel, sein Bedauern durch die That zu beweisen, hatte der Gendarm freilich nicht zu verfügen, er vermochte nur in Worten auszudrücken, wie sehr es ihn betrübe, einen Unschuldigen für einen Verbrecher gehalten zu haben; leider aber war ihm die Gabe nicht zu teil geworden, seine Gedanken in schöne passende Worte zu kleiden. Indes — wozu auch? — Ein alter Soldat weiß sich immer zu helfen, kurz und bündig, aber schneidig ist dessen Rede, und so dachte auch Herr Petermann, als er sich in strammer militärischer Haltung vor Karls Mutter aufpflanzte und sprach: „Melde gehorsamst, daß ich ein — ein — Kamel gewesen bin, soll aber nicht wieder vorkommen!“

Daß ob dieser Rede das im Saale anwesende Publikum in ein lautes Gelächter ausbrach und selbst die ernsten Gerichtsbeamten ein Lächeln nicht unterdrücken





Waſſerſpitzmaus, einen Karpfen überfallend.

konnten, kümmerte den braven Wächter der öffentlichen Sicherheit blutwenig, er hatte nach seiner Meinung mehr als genug gethan, ja von Rechts wegen sich auch gar nicht zu entschuldigen brauchen: verdächtig sei der „dumme Junge“ gewesen, das stand fest; nun hatte sich dessen Unschuld herausgestellt und man ließ ihn laufen, kam so etwas nicht alle Tage vor und war es nicht ganz in der Ordnung so? Darum nahm er das „alberne Gelächter“ in Seelenruhe hin, nur prägte er einige der lautesten Lacher seinem Gedächtnisse ein und verewigte sie später in seinem Notizbuche — es kam wohl einmal eine Gelegenheit, wo ihnen der Beamte etwas am Zeuge flicken konnte, und dann? — „Dann sollten sie es gut haben, dann würde er lachen!“

Und Frau Schulze? Nun, sie hatte in die allgemeine Heiterkeit eingestimmt, aber des Gendarmen Entschuldigung mit einigen passenden Worten erwidert, während sie dem Roßwirt versprach, seiner Einladung zu folgen, da sie ohnehin ein paar Stunden rasten müsse, damit die Pferde, welche sie nach Windweiler gebracht hatten, gefüttert werden und ruhen konnten, bevor sie die Rückfahrt nach Seeburg antraten.

In der That erschien auch Frau Schulze, nachdem sie sich von dem Wernerschen Ehepaar unter Zurücklassung eines reichen Geschenkes verabschiedet hatte, bald darauf im Gasthaus zum weißen Roß, freundlich empfangen von der Frau Wirtin und von derselben in ihre Staatsstube im oberen Stockwerk des Hauses geführt, während Karl mit der Mutter Erlaubnis eine Promenade durch die sehr belebten Straßen des Dorfes unternehmen wollte. Langsam dahin schlendernd hatte er Gelegenheit zu vernehmen, daß die Bewohnerschaft, welche ihn gestern zum mindesten für einen Rinaldo Rinaldini gehalten, heut eine ganz andre Meinung von ihm hegte.

„Nachbarin! Da geht er hin, der junge Bursch, den sie gestern eingesperrt haben, hab' ich's nicht gleich gesagt: der sieht nicht aus wie 'n Räuberhauptmann, der arme Junge!“

„Freilich, freilich, habt Ihr's gesagt, ich aber auch, als Ihr meintet, dies wäre am Ende gar der Rabenvater, der seine vier Kinder ersäuft hat. Du lieber Gott, er ist ja selbst noch ein Kind!“

„Ja wohl, ja wohl, Gott segne ihn, er ist reicher Leute Kind, die Mutter hat — sie ist in aller Frühe heut morgen in einer Staatskutsche angekommen — einen Scheffelsack voller Goldstücke mitgebracht, mein Heinrich hat den Sack selbst gesehen, als ihn der Kutscher ins Roß tragen mußte.“

„Ei der Tausend! Nu denk' Sie 'mal an und der Sohn — unschuldig wie 'n neugebornes Kind — wird eingesteckt! Was muß man nicht alles erleben in dieser Welt!“

Indessen hatte der, dem diese Betrachtungen galten, fast den Ausgang des Dorfes erreicht, als er plötzlich lautes Peitschenknallen und das Rasseln eines schnell daherfahrenden Wagens vernahm, hinter dem die martialische Gestalt eines berittenen Gendarmen sichtbar wurde.

„Onkel! Onkel Oberförster!“ rief Karl, als das Gefährt nähergekommen war. „Halt! Halt an, ich bin's, der Karl!“

„Alle Wetter! Karl, Junge!“ schrie der Oberförster, indem er die Pferde zügelte, „da bist du ja heil und gesund auf der Landstraße, während ich denke, sie haben dich ins Loch gesteckt!“

„Haben sie auch, aber die Mutter ist heut morgen angekommen und —“

„Daß dich das Mäuslein beiß! — Nun, dann sitz' nur mit auf und erzähl' mir die Mordsgeschichte — wirst dich übrigens freuen, hier oben einen guten alten Bekannten anzutreffen.“

Behende erstieg Karl den Wagen, wäre aber vor Schreck beinahe wieder herabgestürzt, denn dort im Hinterteil des Wagens, auf einem Bund Stroh lag — sein Reisegefährte, der Student!“

„Herr v. Wetterhardt!“

„Fuchs, lieber Junge, ich grüße dich, kann dir aber leider meine Pfote nicht reichen, denn, wie du siehst, sie haben mich!“

„Herr v. Wetterhardt?“ lachte der Gendarm, „nennt sich der Kunde so auch noch? Muß ich mir doch gleich notieren. Und Sie erkennen den Kerl wieder, junger Herr, ist's der —“

„Lassen Sie's vorläufig nur unterwegs, Ihr Verhör, lieber Wachtmeister,“ unterbrach der Oberförster den Beamten. „Alles das machen wir vor Gericht ab, wohin wir unsre Fracht sogleich bringen wollen.“

„Meinen Sie nicht, daß wir unsren Gefangenen erst dem weisen Herrn Roßwirt zeigen sollten, glaube, wird sich sehr freuen, ihn wiederzusehen.“

„Hol's der Kuckuck, da haben Sie recht, Wachtmeister, das Vergnügen wollen wir uns doch nicht versagen! — Darum hüh, Brauner! Hüh, Schecke!“

Wenige Minuten genügten, das „Gasthaus zum weißen Roß“ zu erreichen, vor dessen Hausthür der riesenhafte Wirt stand und mit einem Händler um ein Rind feilschte.

„'Morgen, Roßwirt,“ rief der Oberförster, dem herbeieilenden Hausknecht Zügel und Peitsche zuwerfend und vom Wagen springend, „da bin ich, mich persönlich bei Euch zu bedanken, daß Ihr meinen Neffen so gut aufgenommen habt. Bring' ihn auch gleich wieder mit, weil es ihm gar so gut bei Euch gefallen hat; da hinten im Stroh liegt er, könnt das liebe Kind 'mal herunterholen, denn unser Wachtmeister Menzel ist so unhöflich gewesen, seine Hände mit dauerhaften Manschetten zu versehen!“

„Der Kujon!“ sagte der Wirt, indem er an den Wagen trat und den Studenten — ihn wie ein Kind unter die Achseln fassend — leicht emporhob und vor sich auf den Boden stellte, „der Kujon, der neunhäutige! Soll man's denn wirklich glauben, daß solch ein Bürschchen einen ehrlichen Menschen so kannibalisch an der Nase herumführen kann? Wenn ich nicht fürchten möchte, daß ihm dabei seine Schurkenseele aus dem Leibe fährt, möcht' ich ihn gar zu gern einmal recht herzhaft schütteln!“

„Den schütteln? Warum nicht gar!“ schalt der Ober-

förster, „wenn einer 'ne solche Liebkosung verdient hat, seid Ihr's selbst, Wormser! Ihr — Ihr — hätte beinahe etwas gesagt — der Ihr dies Exemplar für einen Schulknaben angesehen habt. Beim St. Hubertus! geschenkt ist Euch die Dummheit nicht, denn geraden Wegs gehe ich zum Gericht und verklage Euch wegen widerrechtlicher Freiheitsberaubung!"

„Bester Herr Oberförster, alles, was Sie wünschen, will ich als Sühne thun, aber härter kann ich wirklich nicht mehr gestraft werden, als ich es jetzt schon bin durch das Gehänsel meiner Gäste. Es gehört — weiß Gott — eine Lammsgeduld dazu, — also — lassen Sie's gut sein, die Frau Mama von dem jungen Herrn ist's ja auch zufrieden!"

„Nun, wenn die Gnade für Recht ergehen lassen will, darf ich auf meinem Vorhaben natürlich nicht bestehen. Darum, lieber Wachtmeister, wenn es Ihnen recht ist, können wir jetzt nach dem Gericht, möchte nur einen Augenblick hinauf, meine Schwester zu begrüßen, die mir dort am Fenster fortwährend winkt, nehmen Sie inzwischen einen Steigbügeltrunk, sind natürlich heut mein Gast!"

„Das heißt der meinige," rief der Wirt dem die Treppe hinaufeilenden Oberförster nach, „hat er mir nicht den saubern Vogel dort eingefangen, darum herunter von der Mähre, Wachtmeisterchen — Johann bringt das Roß in den Stall — und schnell einen kühlen Trunk."

Im Amtshause wurden unsre Bekannten sofort von dem Richter empfangen. Der Wachtmeister berichtete, er habe seinen Arrestanten in einem Gebüsch überrascht, als er im Begriffe stand, sein zerrissenes Hemd mit einem der in dem gestohlenen Torniſter vorgefundenen zu wechseln, bei welcher Gelegenheit er auch die in dem Steckbriefe beschriebene Studentenmütze im Grase liegend wahrgenommen habe. Auf seine Frage nach Reisepapieren habe der Mensch die gewöhnliche Ausrede vorgebracht, er hätte sie just verloren — Grund genug für ihn, den Sicherheitsbeamten, den Verdächtigen zu arretieren, um ihn dem heute in Windweiler tagenden Gerichte vorzuführen. Beim Forsthause Eulenbude angelangt, hätte er den ihm bekannten Sohn des Weibels Werner angetroffen, welcher den Gefangenen sofort als den Menschen bezeichnete, welcher den Roßwirt in Windweiler vorgestern beschwindelt und betrogen. Der Herr Oberförster v. Kernbach, welcher gerade im Begriff gewesen sei, nach Windweiler zu fahren, habe den Delinquenten mitgenommen und so sei derselbe hiermit dem Gericht übergeben.

Auf Befragen des Richters versuchte der Gefangene — die Beweise sprachen ja zu laut gegen ihn — gar nicht erst zu leugnen, sondern gestand, daß er der steckbrieflich verfolgte Kellner Grimbart sei, die in dem Steckbriefe angegebenen Sachen besaß er nicht mehr, dagegen fanden sich bei der Visitation seiner Taschen Karls Eigentum, sowie die dem Roßwirt abgeschwindelten fünfundzwanzig Mark richtig vor. Auch die seidene Börse mit dem Goldinhalt, welche er dem „Fuchs" und der Rautenkranzwirtin gezeigt, kam hierbei zum Vorschein. Sie enthielt natürlich nur Spielmarken aus Messingblech, die gar keinen Wert hatten.

Der Betrüger wurde dem Landgericht zugeführt und mußte seine Vergehen mit längerer Gefängnisstrafe büßen.

Somit waren denn die „Abenteuer" Karls zu einem guten Ende geführt, und der Roßwirt lud seine Freunde ein, ihn nach dem „weißen Roß" zu begleiten, da das bestellte Frühstück jedenfalls bereits auf sie warte, vorher aber nahm er den Weibel Werner beiseite und, ihm die wiedererhaltenen fünfundzwanzig Mark in die Hand drückend, sprach er: „Weibel, Euch muß ich erst noch besonders danken, Ihr habt verständig gehandelt, daß Ihr den Jungen bei Euch aufgenommen und nicht zu den wüsten Kerlen in die Zellen stecktet, wie ich alter Narr es haben wollte. Da nehmt das Lumpengeld — nicht für Euch — bewahre! — Eurem Jungen, dem August, sollt Ihr's geben, und — wenn Ihr in Zukunft an meinem Hause vorbeigeht, vergeßt nicht einzukehren, für Euch steht von heut an stets ein voller Krug bereit."

Vor dem Gasthaus zum weißen Roß war eben ein hochbeladener Wagen eingetroffen, als unsre Bekannten dorthin zurückkehrten, den eine Menge neugieriger Gaffer umstanden.

„Holla!" rief der Wirt. „Da seid Ihr ja, Gevatter Schwenke, was ist denn geschehen, daß das dumme Volk hier Maulaffen feilhält?"

„Ja denkt nur, Wormser, auf halbem Weg von der Rohrbacher Chaussee nach hier bricht mir bei schwer beladenem Wagen eine Axe! Was blieb übrig, wir mußten auf offener Straße abladen; zum Glück waren wir zu viert, haben aber mit der Flickerei und dem Wiederaufladen sechs volle Stunden versäumt! Ist das nicht ein Malheur? Aber — wie ist mir denn, sollte der junge Bursch mit der roten Mütze nicht der Außreißer von der Frau Wilmann sein? Ei freilich, ich erkenne ihn ganz sicher wieder!"

„Ausreißer, Frau Wilmann? Na höre, Karl, was hat denn das zu bedeuten?"

„Ach, Onkelchen, ich glaube, ich bin recht dumm gewesen, aber die vorher ausgestandene Angst und Not mögen mich wohl aufgeregt haben, so daß ich wohl einen recht albernen Streich gemacht," sagte Karl errötend und sein nächtliches Abenteuer erzählend.

„Hahaha!" lachte der Fuhrmann aus vollem Halse, „da haben Sie sich freilich mit unnötiger Sorge gequält; der ‚langbeinige Bursche' war ein Hirsch, den der Förster in Rudorf für den Wildprethändler Kocher in der Kreisstadt geschossen und dem Fuhrmann Rothe mitgegeben hatte, um ihn durch passende Gelegenheit weiter zu schaffen. Wir nahmen ihn als ‚blinden Passagier' mit, weil er nicht zu unsrer Fracht gehörte, aber einige Mark Extraverdienst brachte!"

So erklärte sich auch dieser Irrtum auf das natürlichste, wurde aber bei dem nun folgenden delikaten Frühstück, das der Küche und dem Keller des Roßwirts alle Ehre machte, weidlich belacht.

* * * *

„Weil wir da mit den Nijoras zu thun bekommen werden.“

„Hm, das ist wahr. Möchte wissen, was diese Halunken vornehmen werden, wenn sie euer voriges Lager erreichen und da sehen, daß die Vögel, die sie fangen wollten, ausgeflogen sind.“

„Das ist doch leicht zu denken.“

„Meint Ihr? Ich glaube es nicht.“

„Sie werden natürlich über den Fluß gehen und uns folgen.“

„Für so dumm halte ich Mokaschi nicht.“

„Dumm? Wieso würde dies eine Dummheit sein?“

„Weil ihr ihm weit überlegen seid. Er hat dreihundert Krieger bei sich und wird Kundschafter voransenden, welche euer Lager beobachten sollen. Wenn sie sehen, daß es verlassen ist, werden sie hinreiten, um das Terrain genau in Augenschein zu nehmen. Sie müßten blind sein, wenn sie da nicht sähen, daß ihr die doppelte Anzahl von Männern seid. Das melden sie dem Häuptling, und da wird er sich wohl hüten, seine Absicht, euch anzugreifen, auszuführen.“

„Und was meint Ihr, was er dann thun wird? Verzichten?“

„Nein. Er wird sich zurückziehen und eilende Boten heimsenden, welche Nachschub holen müssen. Ist dieser angekommen, dann geht er wieder angriffsweise vor.“

„Und uns soll er da die Dummheit zutrauen, so lange zu warten, bis er seine Krieger verdoppelt hat? Nein, nein, Mr. Hawkens; ich bin da ganz andrer Ansicht als Ihr.“

„So laßt sie hören! Nur wenn jeder seine Meinung sagt, kann man zur richtigen Klarheit kommen.“

„Die Sache liegt ganz anders, als Ihr annehmt. Euer Oelprinz hat uns belogen, indem er sagte, daß die Nijoras am rechten Flußufer abwärts kämen; die Absicht, die ihn dabei geleitet hat, ist leicht zu durchschauen.“

„Well. Er hat den Kampf zwischen den Navajos und Nijoras hinausschieben wollen, um Zeit zur Ausführung seines Vorhabens zu bekommen.“

„So ist es. Die Nijoras reiten am linken Flußufer hinab, um die Navajos zu überrumpeln, und diese reiten am rechten Ufer aufwärts, um jenen zuvorzukommen. Das ergibt ein Such- und Versteckensspiel, bei welchem gewiß so viel Zeit vergeht, als er braucht, um wieder zu seiner Anweisung zu kommen. Davon wissen aber die Nijoras nichts. Sie ahnen nicht, daß der Oelprinz bei uns gewesen ist und uns diese Lüge gesagt hat. Sie finden unser Lager verlassen; sie sehen unsre Fährte und werden derselben ungesäumt folgen, um plötzlich, wenn wir dies gar nicht ahnen, von hinten über uns herzufallen. Ein so ungeahnter Angriff, ein solcher Ueberfall vom Rücken her gleicht den Zahlenunterschied vollständig aus. Das werdet Ihr mir zugeben.“

„Kann nichts dagegen sagen; denke aber doch, daß sie sich hüten werden, das zu thun, was Ihr von ihnen annehmt. Uebrigens gibt es hier einen Umstand, den wir mehr als alles andre in Berechnung ziehen müssen.“

„Und der ist?“

„Old Shatterhand und Winnetou, welche uns mit Schi-So vorangeritten sind.“

„Daß dies geschehen ist, das habe ich erfahren; aber warum sie es gethan haben, das weiß ich noch nicht. Sie wollten wohl die Nijoras beobachten?“

„Eigentlich nicht. Einer solchen Beobachtung bedurfte es nicht, weil es als sicher anzunehmen war, daß sie direkt zu den Navajos reiten würden. Diese mußten von dem bevorstehenden Ueberfalle benachrichtigt werden.“

„Ah, so wollten die drei zu uns?“

„Ja.“

„Da mußten sie aber doch von den Nijoras gesehen werden, die sich zwischen uns und den dreien befanden!“

„Nein, denn Old Shatterhand beabsichtigte, einen Bogen zu reiten. Er und Winnetou haben die besten Pferde des ganzen Westens, und für Schi-So wurde von den andern Tieren das schnellste ausgewählt. Es stand also zu erwarten, daß sie die Nijoras rechtzeitig überholen würden.“

Da machte Wolf ein bedenkliches Gesicht und sagte: „Es ist mir nicht lieb, daß sie auf den Gedanken gekommen sind, dies zu thun. Es war gar nicht notwendig, uns zu benachrichtigen.“

„Aber doch gewiß! Eure Kundschafter waren ergriffen worden; sie konnten euch also keine Nachricht bringen.“

„Aber unsre Posten waren aufmerksame Leute; sie hätten den anrückenden Feind gewiß bemerkt. Nun müssen wir grad auf die beiden Männer, auf welche wir uns sonst am meisten hätten verlassen können, verzichten, auf Winnetou und auf Old Shatterhand.“

„Verzichten? Das sehe ich denn doch nicht ein.“

„Aber gewiß. Wenn es ihnen auch gelingt, die Nijoras zu umreiten und ihnen zuvorzukommen, so treffen sie uns nicht an; sie finden das Lager verlassen und wissen nicht, was sie nun thun sollen. Hinter sich haben sie die Feinde, und wir sind fort. Sie werden dastehen und sich ansehen und ganz verwundert mit den Köpfen schütteln.“

Da lachte Sam Hawkens laut auf und rief: „Dastehen, sich angucken, die Köpfe schütteln? Hihihihi! Was fällt Euch denn ein, Mr. Wolf! Ihr behauptet, diese beiden berühmten Männer zu kennen, und kennt sie doch ganz und gar nicht. Ich sage Euch, sie werden nicht dastehen, sich auch nicht ansehen und noch viel weniger verwundert die Köpfe schütteln. Ich möchte wissen, wann oder von wem sich einer von ihnen jemals hätte verblüffen lassen! Wenn Ihr das von ihnen denkt, so könnt Ihr mir leid thun, herzlich leid!“

„Ihr nehmt das, was ich gesagt habe, viel zu scharf, Mr. Hawkens. Ja, ich kenne diese beiden Männer, das darf ich gar wohl behaupten; und ich weiß, was sie geleistet haben und noch leisten können; es kommt eben kein andrer Westmann über sie. Aber sie sind doch auch nur Menschen, und es gibt Lagen, in denen selbst ein Ausbund von Klugheit Fehler machen würde.“

„Diese zwei aber nicht; das sage ich Euch. Man

hätte wirklich oft denken mögen, daß sie allwissend seien. So eine Divinationsgabe, wie sie besitzen, habe ich noch nie bei einem andern Menschen bemerkt. Sie besitzen ein Ahnungsvermögen, welches fast an das Hellsehen streift. Das ist ihnen natürlich angeboren und durch viele, viele Uebung vergrößert und verfeinert. Ich bin überzeugt, daß sie trotz der vielen Eindrücke, welche eure Pferde beim Verlassen des Lagers gemacht haben, doch noch die Spuren von Grinley, Poller und Buttler entdecken. Sie werden sehen, daß diese hinter euch her sind, und wer weiß, was sie dann thun. Vielleicht etwas, woran kein andrer Mensch denken würde. Doch, da fällt mir ein: wir haben noch nicht von Khasti-tine und dem andern fehlenden Kundschafter gesprochen. Wißt ihr nicht, wo sie eigentlich stecken?"

Eine Ausfahrt: Gaukler auf der Veranda des Hotel Shepheard zu Kairo.

„Ja."

„Nun?"

„Es wurden zehn Kundschafter ausgesandt; acht sind bei den Nijoras gefangen; die beiden übrigen aber wurden ermordet."

„Von wem?"

„Von den Nijoras natürlich."

„Das vermutet ihr?"

„Wir vermuten es nicht bloß, sondern wir wissen es."

„Von wem?"

„Von eurem Oelprinzen."

„Ah! Der hat es euch gesagt?"

„Ja."

„Und ihr habt es geglaubt?"

„Gewiß. Warum sollten wir es nicht glauben? Sie sind als Späher gegen die Feinde ausgezogen und von ihnen ertappt und erschossen worden. Das ist doch sehr einfach."

„Nicht so einfach, wie ihr denkt. Ich habe doch gehört, daß besonders Khasti-tine ein ausgezeichneter Späher gewesen sein soll?"

„Nicht nur das. Er war trotz seiner Jugend ein Meister im Kundschaften."

„So! Und da ist es euch nicht aufgefallen, daß er jetzt, wo er sich nicht allein befand, sondern neun Gefährten bei sich hatte, so unvorsichtig gewesen sein soll, sich erwischen zu lassen?"

Wolf sah Sam forschend in das Gesicht und fragte dann: „Was beabsichtigt Ihr denn eigentlich mit Euren Worten?"

„Euch auf die Wahrheit zu bringen. Die Nijoras haben Eure Späher nicht getötet."

„Wer denn?"

„Der Oelprinz."

„Der — Oelprinz?" wiederholte Wolf im Tone des absolutesten Unglaubens.

„Ja, der Oelprinz," bestätigte Sam.

„Das ist ein Irrtum. Wer hat Euch das weisgemacht?"

„Hört, Mr. Wolf, Sam Hawkens läßt sich nicht so leicht etwas weismachen!"

„Mag sein; so seid Ihr erbittert gegen den Oelprinzen, und diese Erbitterung hat Euch auf eine ungerechtfertigte Vermutung, auf eine falsche Berechnung gebracht."

„Ich habe weder etwas vermutet noch etwas berechnet, sondern meine Behauptung gründet sich auf Thatsachen."

„Alle Donner! So redet doch! Was sind das für Thatsachen?"

„Khasti-tine hat seine Sache ganz ausgezeichnet gemacht. Er beschlich den Häuptling der Nijoras so vortrefflich, daß dieser unbedingt in seine Hände fallen mußte; da aber kam ein andrer, ein ganz Unbeteiligter dazu und schoß ihn und seinen Gefährten hinterrücks nieder."

„Und dieser Mörder soll — soll — euer Oelprinz gewesen sein?"

„Soll es nicht gewesen sein, sondern ist es gewesen."

„Beweist es mir; beweist es!"

„Nichts ist leichter als das. Es waren Zeugen dabei, zwei Männer, die es verhindern wollten, aber nicht verhindern konnten, weil es zu schnell geschah. Und diese Zeugen sitzen hier bei uns."

„Hier?" fragte Wolf, indem sein Blick suchend im Kreise herumging.

„Ja. Mr. Rollins und Mr. Baumgarten sind's. Fragt sie nur; laßt es Euch von ihnen erzählen."

Er wollte es doch noch nicht glauben; aber als der Ban-

hier ihm den Vorgang genau und bis in das Einzelnste berichtet hatte, konnte er nicht länger zweifeln und rief nun um so grimmiger aus: „Also dieser Kerl, dieser Schurke ist es wirklich gewesen! Und den haben wir bei uns gehabt! Er hat sich in meiner unmittelbaren Nähe befunden, so daß ich ihm das Messer in das Herz hätte stoßen können. Und wir haben nichts geahnt, nichts, gar nichts!“

„Ja, sogar bewaffnet habt ihr die Leute, hihihihi!“ lachte Sam in seiner sonderbaren Weise. „Habt das sehr gut gemacht, wirklich außerordentlich gut!“

„Schweigt, Mr. Hawkens! Konnte man an so etwas denken? Ist so eine Frechheit für möglich zu halten? Kann ein Mensch, der unsre Kundschafter ermordet, sich dann zu uns wagen und Unterstützung von uns verlangen?“

„Daß es möglich ist, habt Ihr soeben erfahren. Gut nur, daß Ihr die Anweisung zurückbehalten habt. Den Kerl selbst freilich habt Ihr laufen lassen, ihn mit samt seinen beiden Helfershelfern.“

„Ja, das habe ich leider; aber ich bin überzeugt, daß dies nur für einstweilen gilt. Sie werden uns, und zwar vielleicht schon morgen, wieder in die Hände laufen.“

„Hm!“ brummte Sam.

„Was brummt Ihr dazu?“

„O, ich wollte damit nur sagen, daß oft nicht alles so geschieht, wie man es wünscht.“

„Pshaw! Die Kerle sind ja hinter uns her und wir brauchen also nichts, gar nichts zu thun, als auf sie zu warten.“

„Ganz richtig! Aber wenn ihr nun nicht warten könnt? Es kann leicht etwas geschehen, was euch anderweit vollständig in Anspruch nimmt. Oder der Oelprinz kann sich besinnen und umkehren.“

„So jagen wir ihm nach und ruhen nicht eher, als bis wir ihn erwischen! Ich werde ihm morgen einige Kundschafter entgegenschicken, um darüber Gewißheit zu bekommen, ob er uns wirklich folgt oder nicht.“

„Und er sieht diese Kundschafter und macht sich aus dem Staube.“

„Das gewiß nicht, denn ich suche die besten meiner Leute aus. Also der, der ist der Mörder von Khastitine! Das muß der Häuptling erfahren, und zwar sofort! Er wartet überhaupt auf Nachricht. Ich muß ihn mit Euch zusammenbringen, damit wir uns wegen morgen beraten können. Wollt Ihr mitgehen?“

„Nein,“ antwortete Hawkens. „Er mag kommen.“

„Aber bedenkt, daß er ein bedeutender Häuptling ist! Er darf wohl erwarten, daß Ihr so höflich seid, ihn aufzusuchen!“

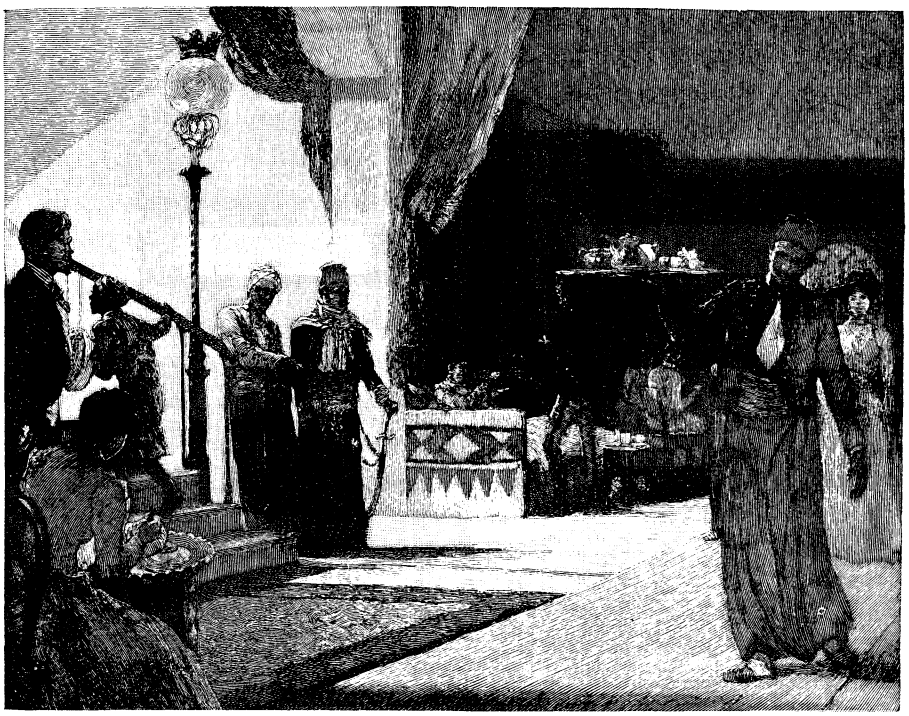
„Wie? Was? Seid Ihr so weit verindianert, daß Ihr einen Roten für höher und besser erachtet, als einen Weißen?“

„Das nicht, aber er ist Häuptling.“

„Schön! Er ist der Anführer seiner roten Männer, und ich bin heut Anführer dieser weißen Ladies und Gentlemen. Ich darf überhaupt nicht fort, selbst wenn ich wollte.“

„Warum nicht?“

„Als Old Shatterhand heut mit Winnetou und Schi-So fortritt, sagte er mir, er würde mir den Ort, wo wir des Nachts lagern sollten, durch das Umknicken von drei jungen Baumstämmchen bezeichnen. Wir sind seiner Spur gefolgt und gegen Abend auf dieses Zeichen getroffen. Da haben wir zu bleiben.“



Eine Nilfahrt: Die Kaffeehalle in Shepheards Hotel.

„Aber warum?“

„Er hat gewünscht, daß wir uns in dieser Nacht hier befinden. Nach seinen Gründen habe ich ihn nicht gefragt; jedenfalls aber hat er welche, und wenn so ein Mann Gründe hat, so sind sie gewiß gut und man hat sie zu achten. Es ist vielleicht gar möglich, daß er kommt.“

„Heute nacht?“

„Ja.“

„Das kann er nicht.“

„O, der kann, was er will!“

„Aber wenn er nach unserm letzten Lager geritten ist und dabei gezwungen war, einen Bogen um die Nijoras zu schlagen, so kann er in dieser Nacht nicht hier sein.“

„Geht mich gar nichts an. Er hat seinen Grund gehabt, mir diesen Ort hier anzuweisen, sonst wäre es ja gar nicht nötig gewesen, mir eine Stelle zu bezeichnen. Wir dürfen nicht von hier fort. Schickt also nach dem ‚Großen Donner‘; er mag kommen!“

„Wie Ihr wollt; ich will nicht in Euch dringen.“

Er erteilte den beiden Indianern, welche mit ihm gekommen waren, den Auftrag, ihrem Häuptlinge die betreffende Meldung zu machen, und sie huschten vom Lagerfeuer fort, um diesen Befehl auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nilfahrt im Segelboot.

Eine Nilfahrt sollen die Kameraden mit uns machen — in effigie hätten wir beinahe gesagt, obwohl es ja so ganz falsch auch nicht wäre — nein im Geiste, in einer Dahabiye, wie man in Aegypten die großen Segelboote nennt, die vor der Zeit der Cookschen Dampfer, und nebenbei auch der Eisenbahn, die Hauptreisegelegenheit auf dem Nil oder, was dasselbe heißt, in Aegypten waren (denn der Nil ist Aegypten und Aegypten der Nil), jetzt aber auf dem Aussterbeetat stehen und nur noch von excentrischen Engländern und deutschen Gelehrten benutzt werden, die sich nicht an die modernen Fahrgelegenheiten mit ihren nach kaufmännischen oder gar gewinnsüchtigen Gesichtspunkten festgesetzten Stationen binden mögen, sondern ihre Launen oder Liebhabereien, soweit sie sich mit einem so schwerfälligen Ding, wie eine Dahabiye es ist, vereinbaren lassen, zur alleinigen Richtschnur nehmen.

Was ist denn die größte Schattenseite unsres modernen Reisewesens? Der Zwang und die Gebundenheit. Man muß zu einem genauen Zeitpunkt zur Stelle sein, wenn man nicht gewärtigen will, daß einem der Zug oder der Dampfer vor der Nase abfährt, man ist an die Route gebunden, wenn man nicht den ganzen Reiseplan über den Haufen werfen oder fallen lassen will — und das könnten nur ganz reiche Leute. — Man sieht auf der ganzen Strecke alles nur im Fluge und von einer Seite, und bei Nacht fährt man oft an den schönsten Gegenden vorbei. Wie viele herrliche Punkte, die man in seinem Leben nicht wiedersieht, gehen da verloren! Deshalb möchte ich euch, lieben Kameraden, als die einzig vernünftige Reiseart bei dieser Gelegenheit, das Reisen zu Fuß anempfehlen. Da ist man an keine Zeit, keinen Fahrplan, keine Stationen, keine bestimmte Richtung gebunden. Man kann so früh oder spät aufbrechen, als man will, kann seinen Neigungen und Liebhabereien freien Lauf lassen, hier einen Wald betreten, der am Wege liegt, dort einen Hügel oder Berg besteigen, wenn er auch etwas abseits läge, dann wieder an einer Quelle oder einem andern geeigneten Plätzchen Rast machen. Man bleibt überall, solange es einem gefällt, kümmert sich nicht um das Ziel, denn das Ziel ist es ja meist, das den Zweck des Reisens verdirbt. Auf einer solchen Reise erholt man sich auch in der That, während man das von den andern Reisen nicht immer behaupten kann.

Beim Reisen ist Freiheit und Ungebundenheit eine Hauptsache, das galt bei uns als ausgemacht, als wir — eine kleine Gesellschaft befreundeter Herren und Damen — es uns in den Kopf setzten, eine Nilfahrt zu unternehmen. Zur Ermöglichung dieses Zweckes kamen uns die Reiseeinrichtungen der Neuzeit allerdings zu statten. In drei Tagen mit dem Eilzuge durch einen Teil Deutschlands; durch die Schweiz und Italien nach Brindisi, in weiteren drei Tagen mit dem Lloyddampfer nach Alexandrien, dann in wenigen Stunden nach Kairo — allen Respekt! In Kairo rasteten wir einige Tage von unsrer Hetztour und trafen die Vorbereitungen zu unsrer Nilfahrt. Alexandrien imponierte uns wenig, obwohl das orientalische Leben uns hier zum erstenmal voll entgegentrat, aber es ist zu sehr Handelsstadt, und zwar Handelsstadt in dem übeln modernen Sinne, wobei es nur einen einzigen, einen absolut ausschließlichen Gesichtspunkt gibt: den Gelderwerb. Dazu bietet Alexandrien architektonisch auch nicht sehr viel. Um so mehr waren wir entzückt von Kairo. Entzückt sage ich? Nein, förmlich berauscht, wie plötzlich versetzt in die Märchenwelt von Tausend und Eine Nacht, wenn nicht, ja wenn nicht das vollständig auf europäischem Fuße eingerichtete Hotel gewesen wäre. Doch das hatte ja auch sein Gutes, denn der leibliche Mensch ist ja vom geistigen Genuß einmal nicht zu trennen und beides läßt sich ja auch recht gut vereinbaren, wenn man vernünftig zu Werke geht und diesem armen, stets bedürftigen Wesen seine Verpflegung zu teil werden läßt. Und die Verpflegung war gut im Hotel Shepheard, wenn sie auch — gesalzen und gepfeffert war. Aber bei einer solchen Gelegenheit darf es auf ein paar hundert Mark nicht ankommen, sonst soll man lieber daheimbleiben.

Nun aber Kairo! Man findet wahrlich keine Worte, um die ersten Eindrücke wiederzugeben, welche diese Königin aller Städte auf den Fremden hervorbringt. Ich habe Wien, Paris, Rom und Neapel gesehen, Kairo aber gebe ich unbedenklich die Palme. Von Neapel heißt es: „sieh und stirb“, von Kairo läßt sich das gewiß auch sagen. Es fehlt hier zwar die unvergleichliche Meeresbucht mit den wundervollen Inseln, welche Neapel erst zu dem macht, was es ist, hier aber ist der Nil, dort liegt Gizeh mit den drei mächtigen Pyramiden und dahinter breitet sich goldschimmernd endlos die Wüste aus, die freilich nur aus respektvoller Entfernung einen erhebenden Eindruck hervorbringt. Wie Neapel, so baut sich auch Kairo amphitheatralisch auf; am Hügel der Zitadelle, und darüber ragt noch mehrere hundert Fuß das felsige Mokkatamgebirge empor. Ueber vierhundert Moscheen, darunter, wenn auch nicht die größten, so doch die schönsten der Welt, sind in dem ungeheuren Häusermeer verteilt und recken daraus ihre schlanken, zierlichen Minarets, über tausend an der Zahl, in die klare, sonnige Luft empor. Eine besondere Moscheenstadt bilden die Mameluckengräber, welche ebenfalls zahlreiche Perlen der arabischen Baukunst enthalten, leider aber zum Teil im Verfall begriffen sind. Und

nun der Blick von der hochgelegenen Zitadelle über all diese Herrlichkeiten — keine Feder ist im stande, davon eine Schilderung zu entwerfen, die dem Bilde auch nur annähernd gleich käme.

Die Muße, welche uns durch die Vorbereitungen zu unsrer Nilfahrt auferlegt wurde, benutzten wir auch zu verschiedenen Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung. Vor allem besuchten wir das ägyptische Museum in der Vorstadt Bulak, um unsre ägyptologischen Kenntnisse etwas aufzubessern. Wie kläglich es damit aussah, kam uns hier recht lebhaft zum Bewußtsein, auch mußten wir uns sagen, daß es wenigstens eines achttägigen Studiums bedurft hätte, um uns über alles Vorhandene zu unterrichten. Immerhin blieb der Tag, den wir darauf verwendeten, dank der belehrenden Führung des Kustos, nicht ohne Früchte. Wir gewannen so wenigstens eine gute Uebersicht über alles und versäumten nichts, was uns vielleicht für unsre bevorstehenden eigenen Forschungen dienlich werden konnte.

Das Ziel unsres nächsten Ausfluges waren die Pyramiden von Gizeh. Ich will die Kameraden mit einer Beschreibung derselben verschonen; eine solche hieße ja doch Eulen nach Athen oder Bücher nach Leipzig oder Stuttgart tragen. Nur will ich bemerken, daß wir männlichen Individuen uns das „Vergnügen" nicht versagen konnten, die Pyramide des Cheops zu besteigen. Ein eigentliches Vergnügen war es aber kaum, denn als wir schweißbedeckt und mit zitternden Gliedern wieder herunterkamen, dankten wir unserm Schöpfer, denn so an dreihundert Fuß über kolossale Steine auf und nieder zu hüpfen, war keine Kleinigkeit und erforderte eine größere Anstrengung, als die Ersteigung eines tausend Fuß hohen Berges. Wir wurden denn auch von unsern Damen, die uns im Restaurant zu Gizeh erwarteten, weidlich ausgelacht. Wir waren aber keine Unmenschen und luden sie freundlichst ein, ein Glas von dem Champagner, den wir zu unsrer Erholung vorfahren ließen, mitzutrinken. Solche Großmut war übrigens nicht zu verwundern bei Leuten, die noch soeben mit 6000 Jahren auf sie herniedergeblickt hatten. Als ich diese Anspielung auf das bekannte Wort Bonapartes vor der Schlacht bei den Pyramiden zum besten gab, verwies mir dies meine Schwägerin als eine Verspottung des größten aller Feldherren.

Eine Nilfahrt: Die Ruderarbeit an Bord der Dahabiye.

Größten aller Feldherren? erwiderte ich. Und der griechische Alexander? Und der punische Hannibal? Und der römische Cäsar? Und der savoyische Eugen? Und der schwedische Karl? Und der preußische Friedrich, an dessen Grabe jener „größte aller Feldherren" bekanntlich sagte: „Lebtest du noch, so stände ich nicht hier!" d. h., dann wäre ich nicht so weit gekommen. Ferner der österreichische Radetzky, der russische Suworow und endlich der deutsche Moltke, unter dessen Leitung keine einzige Schlacht verloren gegangen ist?

(Fortsetzung folgt.)

König Ottokar und Rudolf von Habsburg.

Zur Zeit, als es dem Erzbischof Werner von Mainz gelang, die Kaiserwahl auf den ihm befreundeten Grafen Rudolf von Habsburg zu lenken (1273), war der gewaltthätige König Ottokar II. von Böhmen der mächtigste Reichsfürst, indem er mit seinem Lande außer Mähren noch Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain teils durch Verträge und Erbschaft, teils durch sein gutes Schwert vereinigt hatte, wobei ihm die gesetzlose Zeit des Interregnums (1254—1273) trefflich zu statten gekommen war. Er hatte selbst nach der Kaiserkrone gestrebt, wie sehr er auch als Beherrscher eines slavischen Reiches deutschem Wesen und deutscher Art feindlich entgegenstand. Seine stolze Seele konnte den Gedanken nicht ertragen, in Rudolf von Habsburg einen Oberherrn anzuerkennen; er legte daher Verwahrung ein gegen die Wahl „eines Mannes ohne Ruhm, ohne Macht und niedergedrückt von Armut"; auch verweigerte er die Huldigung und erschien nicht auf dem angekündigten Reichstag. Da sprach Rudolf zu Augsburg die Reichsacht über den ungehorsamen König aus und erklärte dazu Oesterreich und alle Länder südwärts der Donau für heimgefallene Reichslehen; und als Ottokar im Widerstand beharrte, rückte der Habsburger, unterstützt von mehreren Fürsten, die er durch Verheiratung mit seinen zahlreichen Töchtern und Verwandten an sein Haus geknüpft, und im Vertrauen auf die Hilfe der abtrünnigen Vasallen des gewaltthätigen Mannes, mit Heeresmacht in Oesterreich ein und nötigte den geächteten und gebannten König zur Abtretung aller Länder bis auf Böhmen und

Mähren, für die er im Lager zu Wien knieend die Belehnung nachsuchte. Dieser Akt fand am 21. November 1276 auf der Donauinsel Kaumberg statt. Die beiderseitigen Heere lagerten auf beiden Ufern, und ausgewählte Mannschaften der böhmischen wie der deutschen Streitkräfte umgaben das auf jener Insel aufgeschlagene Zelt, welches für die Zusammenkunft der beiden Fürsten bestimmt war. Ottokar erschien, umgeben von seinen Großen, in dem glänzenden Schmucke eines böhmischen Königs, Rudolf dagegen in schlichter Reiterkleidung. Als nun der stolze Böhmenkönig im Zelte vor Rudolf niederkniete und ihm den Eid der Treue leistete, da gingen auf einen Wink des Habsburgers plötzlich die bis dahin von allen Seiten verschlossenen Wände des Zeltes in die Höhe, so daß alle draußen versammelten Mannen König Ottokar in seiner demütigen Haltung erblickten. Diese Scene, welche unser Holzschnitt veranschaulicht, hinterließ in der hochstrebenden Seele des Böhmenkönigs einen Stachel. Kaum hatte Rudolf das Reichsheer entlassen, als Ottokar, im schmerzlichen Gefühl gebeugten Stolzes und gereizt durch die Vorwürfe seiner herrschsüchtigen Gemahlin Kunigunde von Ungarn, mit überlegenen Streitkräften den Krieg erneuerte. Allein Rudolf erfocht, hauptsächlich unter dem Beistande der Mannen aus seinen Stammgütern im Elsaß und in der Schweiz, den glorreichen Sieg auf dem Marchfelde am 26. August 1278, wo Ottokar nach tapferem Kampfe, als er, die Todeswunde in der Brust, den Helm abnahm, um Luft zu schöpfen, von einem österreichischen Kriegsmann aus Rache erschlagen wurde. Damit war Böhmens Uebermacht für immer gebrochen. Mit Bewilligung der deutschen Fürsten verlieh der Kaiser nunmehr Oesterreich, Steiermark und Krain seinen Söhnen und wurde dadurch der Gründer des habsburgisch-österreichischen Hauses; Kärnten erhielt sein Bundesgenosse Meinhard von Tirol, und Böhmen verblieb dem (nachmals mit einer Tochter Rudolfs vermählten) Sohne Ottokars, Wenzeslaus.

Schmetterlingsjäger auf dem Kriegspfade.

„Ich weiß eine Menge Seifenkraut stehen — wer geht heute abend mit dahin?“ äußert Johann Richter, genannt „Wachtel“, in der Obertertia.

„Damit wir uns mit dem Seifenkraut waschen?“ fragt Jakob Busch, genannt der „Barde“.

„O du heilige Einfalt!“ ruft Wachtel. „Willst ein Schmetterlingsjäger sein, Barde, und weißt nicht 'mal, daß das Seifenkraut, Saponaria, ebenso wie Linden- und Geißblattblüte, eine große Anziehungskraft auf die Dämmerungs- und Nachtfalter ausübt!“

„Nun, wenn ich auch ein Schmetterlingsjäger bin,“ erwidert der Barde gedehnt, „so dreht doch all mein Denken, all mein Fühlen sich nicht ausschließlich um diese Achse — wie bei gewissen Leuten. Ich hab' auch für andre Dinge noch Raum im Kopfe.“

„Ich weiß, ich weiß!“ lacht Wachtel. „Zum Beispiel für Bardengesänge eigenen Fabrikates. Der alte Klopstock hat dir's angethan, und nun wandelst du in den Bardenstiefeln einher, die jener abgelegt, und singst in mehr oder minder verstauchten Versfüßen von Thuiskon und Braga, von Wodan und Walhalla.“

„Bardenstiefel, der Ausdruck beleidigt mein Ohr!“ ruft Jakob Busch. „Ein Barde in Stiefeln, welcher Anachronismus!“

„Nun, ich weiß nicht, wie ich die rindsledernen Doppelsohlen, die gekreuzten Riemen und all den andern Plunder nennen soll, womit ich mir die Gehwerkzeuge der alten Barden ausstaffiert denke,“ lacht Wachtel; und dann singt er, ganz schauerlich durch die Fistel, einige Verse, die unzweifelhaft von unserm jungen Barden herstammen:

„Und wenn zum Himmel voll und rein
Des Sanges Wellen steigen,
Wird lächelnd vor Walhalla sich
Der alte Barde neigen.“

Die umsitzenden Mitschüler lachen, weniger über diese Poesie, als über den schauerlichen Vortrag. „Aber wir kommen ja ganz von unserm Seifenkraut ab,“ ruft Heinrich Blanke, genannt „Baldur“; „oder gedenkt ihr den alten Barden mit Seifenkraut zu waschen? Es ist heute Samstag, und ein reiner Hals —“

„Ach, nun kommt mir nicht wieder mit dem Unsinn!“ ruft Johann Richter, alias Wachtel. „Das Seifenkraut ist eine Anziehungskraft für Nachtschmetterlinge, und damit basta! Ich frage, wer heute abend mitgeht?“

Auf diese kategorisch vorgetragene Frage melden sich sechs bis acht Mitschüler, welche in Schmetterlingssammlungen „machen“. „Papilioindianer“ nennt man sie scherzhaft auf dem Gymnasium. Sie wollen sich von Wachtel, dem Häuptling, nach der Stelle vor dem Thore führen lassen, wo das Seifenkraut seine weißen bis blaßroten, nelkenartigen Blüten entfaltet; ihre Netze wollen sie selbstverständlich mitbringen, und punkt acht Uhr wollen sie sich vor Richters Wohnung sammeln und durch Flöten das Signal ihrer Anwesenheit geben.

Dieses Gespräch findet, wie oben bereits gesagt, in der Obertertia statt und zwar während der Nachmittagspause zwischen drei und vier Uhr. Der Eintritt des Geographieprofessors beendigt die interessante Unterhaltung. In der Geographiestunde hat Wachtel das Malheur, dem Herrn Professor auf die Frage, welches die Grenzen des Mittelmeeres sind, zu antworten: „Südlich trifft man Afrika, Schmetterlinge gibt es da“ — was ein unbändiges Gelächter der Klasse erregt. Denn erstens hat das Dasein der Schmetterlinge nichts mit der gestellten Frage zu thun; zweitens verrät die Antwort, wovon Wachtel während der Stunde geträumt hat.

Die Schule ist aus. Von fünf bis sieben Silentium. Dann Abendessen. Punkt acht Uhr stehen unsre Papilioindianer mit wehenden Netzen — grünen, weißen, grauen,

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 44.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 Mk. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Die Unterhaltung war bis jetzt in englischer Sprache geführt worden und da die deutschen Auswanderer derselben nicht mächtig waren, wußten sie nicht, wovon die Rede gewesen war. Darum bat Frau Rosalie den Hobble-Frank, ihr das Nötige mitzuteilen. Er that dies in deutscher Sprache. Als Wolf dies hörte, ging er auch vom Englischen auf das Deutsche über und machte hier und da einige Bemerkungen zu Franks Erklärungen.

Der Hobble schien ihm überhaupt zu gefallen. Es flogen Fragen und Antworten zwischen ihnen hin und her; das ernste Gesicht Wolfs erheiterte sich bei den sonderbaren Ausdrücken Franks immer mehr und endlich rief er lachend aus: „Sie sind also wirklich das Original, wie es mir beschrieben worden ist. Ich wollte es nicht glauben."

„Beschrieben worden? Von wem denn?" fragte der kleine Mann.

„Von Old Shatterhand."

„Hat er sich dabei eenes mündlichen oder eenes schriftlichen Tones bedient?"

„Mündlich natürlich, mündlich."

„Und wie hat er mich da genannt? Een Original?"

„Ja, oder wenigstens so ähnlich."

„Aehnlich? Danke sehr vor Wurschtfett ohne Majoran! Ich bin nich ähnlich; ich bin überhaupt keenem Menschen ähnlich. Was ich bin, das bin ich ooch richtig, das bin ich ganz. Und wenn mein verehrter Old Shatterhand mich een Original genannt hat, so will ich es ooch sein, denn das is eene Ehre für mich. Es gibt unter zehn Menschen kaum drei oder viere, die man Origina-

. . . Da ertönte eine tiefe, männliche Stimme unter den nächsten Bäumen hervor: „Recht so, Sam Hawkens! Man soll die Ehre und den guten Namen seiner Kameraden stets verfechten." . . .

lerſch nennen könnte, denn nich jedermann hat den Origines ſchtudiert."

Da blickte Wolf verwundert auf und fragte: „Sie bringen den mit dem Worte Original zuſammen?"

„Selbſtverſchtändlich!"

„Das iſt ein Irrtum, Herr Franke!"

„Bitte, bewegen Sie ſich ja nich in tiefern Luftſchichten, während ich mit meiner Wiſſenſchaft am höchſten Firmamente hinſegle! Ich kenne den Origines ganz genau — — —"

„Origenes wollen Sie ſagen," unterbrach ihn Wolf.

„Fällt mir nich im Troome ein!"

„Aber es heißt doch ſo, Origenes!"

„Das is eene ganz grundloſe Vermutung Ihres irrtümlichen Gedankenſyſtems. Origines war zur Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft der berühmteſte Brillenfabrikant und zugleich noch das berühmteſte Original. Seit jener Zeit werden alle originale Menſchen nach ihm benannt, ohne daß ſie gerade ooch Brillenmacher oder Optikuſſe zu ſein brauchen."

„Ich glaube aber behaupten zu müſſen, daß Origenes ein berühmter Kirchenlehrer geweſen iſt. Es gab auch noch einen andern Origenes, welcher Philoſoph war."

„So? Gab es denn nich ooch noch eenen dritten Origines, der Velocipediſt geweſen iſt? Es is doch höchſt eegentümlich, daß, ſobald zwee Deutſche ſich zum erſchten Male treffen, allemal die gelehrten Reibereien losgehen! Das is wirklich nur bei den Deutſchen der Fall, denn es is mir noch niemals vorgekommen, daß mir een Araber oder Chineſe widerſprochen hat. Die haben mich ſchtets reden laſſen!"

„Gut, ſo werde ich dasſelbe thun," lachte Wolf.

„Das is ſehr weiſe von Ihnen gehandelt, denn dadurch erſchparen Sie ſich wiſſenſchaftliche Demütigungen, denen Ihr kindlicher Geiſt noch nich gewachſen is. Schpäter, wenn wir uns erſcht 'mal über die Schöpfung im allgemeenen und im beſondern geeenigt haben werden, werde ich Ihnen een paar Bücher borgen, aus denen Sie die Anfangsgründe der diätetiſchen Weltanſchauung kennen lernen können, wenn Sie Anlage dazu beſitzen und ſich die gehörige Mühe geben. Bis dahin aber wollen wir lieber von Dingen ſchprechen, welche nich ſo angreifend für Ihr ſanftes Gehirn ſind. Wenn Sie ſich mit mir unterhalten wollen, ſo bin ich gar nich abgeneigt dazu, denn die wahre Bildung und Improvidenz beſchteht darin, daß man ſich mit Vergnügen zu dem geiſtig Schwächeren herunterläßt; aber da müſſen wir een Thema ſuchen, wozu Ihr Nervenſyſtem mehr heitere Minorität beſitzt, als zu ſolchen hohen metalliſchen Konflikten."

„Gut, Herr Franke," lächelte Wolf.

„Iſt es Ihnen recht, wenn wir von dem reden, was uns am nächſten liegt, alſo von den Indianern?"

„Da ſchtimme ich bei, obwohl ich ooch da überzeugt bin, daß Sie mit Ihren Anſichten in die Käſe fliegen."

„In die Käſe? Wieſo oder warum?"

„Weil es Ihnen jedenfalls ooch da an der ausgedehnten Erfahrung und Expanſation mangelt."

„Expanſion, meinen Sie?"

„Nee, ich meene Expanſation. Sie müſſen ſich das een für alle Male merken, daß ich es ſchtets ſo meene, wie ich es ſage. Wer es anders meent, der is keen Ehrenmann, ooch in Beziehung off die Fremdwörter nich!"

„Gut! Alſo Sie behaupten, daß es mir in Beziehung auf die Indianer an der Erfahrung mangelt?"

„Ja."

„Ich weiß aber, daß ich mich ſchon weit länger im Weſten befinde, als Sie."

„Das thut niſcht. Schtecken Sie heut eenen fein dreſſierten arabiſchen Hengſt in eenen Eſelsſchtall, ſo wird der Eſel ooch denken oder gar ſagen, er is länger da. Die Zeit thut's nich, ſondern der Geiſt, das is die Hauptſache. Sie ſind nur körperlich hier geweſen; ich aber habe meinen ganzen Geiſt in die indianiſchen Verhältniſſe verſenkt, und zwar ſo tief, daß ich ihn beinahe nich wieder herausgebracht hätte."

„Er wollte alſo darin ſtecken bleiben?"

„Unſinn! Mein Geiſt bleibt niemals ſchtecken! Nee, er wollte durch, ganz durch, mitten durch und off der andern Seite wieder 'naus. Das wollte ich aber nich, weil ich doch nich wußte, wo ich da hingeraten würde. Ja, ſo is es; ich habe die Indianer förmlich ſchtudiert. Was für welche kennen denn Sie?"

„Alle Stämme, die hier in dieſer Gegend wohnen."

„Nur? Da reichen Sie mir mit Ihrer ganzen, langen Geſchtalt nich 'mal 'rauf bis an meine Hoſentaſche. Ich bin bis hinauf zum Nationalpark geweſen, nämlich mit Old Shatterhand und Winnetou. Da haben wir ganz andre Schtudien machen können und ganz andre Indsmen kennen gelernt."

„Ja, ich weiß es; ich habe es gehört. Sie haben es damals mit den Sioux zu thun gehabt."

„Sogar mit den Ogallellah!"

„Die ſind wohl ſchlimmer als die hieſigen Roten?"

„Schlimmer? Hm! Dieſes Ausdruckes mag ich mich überhaupt nich bedienen. Für eenen tüchtigen Weißen is überhaupt keen Indianer ſchlimm; er haut ſie alle in die Pfanne, wenn er nämlich wilde wird. Unſereenem gegenüber is es ganz gleich, ob's een Apache oder een Comanche oder een Dakota is, ſie ſind doch alle weiter niſcht als bloße Senfindianer."

„Senfindianer? Wieſo?"

„Das wiſſen Sie nich?"

„Nein."

„Na, da ſagen Sie nun nich mehr, daß Sie die Indianer kennen!"

„Aber, Herr Franke, von einem Senfindianer habe ich wirklich noch nichts gehört."

„Nich? Da hört doch alles off! Es gibt nich nur eenen, ſondern ſogar zwee Senfindianer. Und da kennen Sie wirklich keenen davon?"

„Nein."

„Weder den alten noch den jungen?"

„Nein. Vielleicht ſind Sie ſo gut, mich aufzuklären."

„Ja, ich will die Güte haben."

„Wo leben denn diese beiden Senfindianer?“

„Das thut gar nischt zur Sache; es genügt für Sie, zu wissen, daß sie in Washington gewesen sind.“

„In Washington? So?“

„Ja, beim großen, weißen Vater. Sie wissen vielleicht, wer mit diesen Worten gemeent sein soll?“

„Ja. Die Indianer pflegen den Präsidenten der Vereinigten Staaten den ‚großen, weißen Vater‘ zu nennen.“

„Richtig! Wie ich höre, sind Sie doch nich ohne alle Anlage zur Wissenschaft. Also diese beeden Indianer waren von ihrem Schtamme nach Washington gesandt worden, um dem großen, weißen Vater eenige Wünsche des Schtammes vorzutragen. Als Gesandtschaft mußten sie nobel und rücksichtsvoll behandelt werden, und darum wurden sie des Abends zum Supper, zum Abendessen beim Präsidenten eingeladen. Sie saßen da nebeneenander ganz unten an der Tafel, die fast zusammenbrach vor Flaschen, Schüsseln und Tellern, die darauf schtanden. Da gab's Schpeisen, die sie im Leben noch nich gesehen, noch viel weniger aber gegessen hatten; dabei lagen die Messer, Gabeln und Löffel, und sie mußten achtgeben, wie sie sich dabei zu benehmen hatten. Da raunte der Alte dem Jungen listig zu: ‚Mein junger Bruder mag mit mir offpassen, wovon die weißen Gäste am wenigsten nehmen; das ist die teuerste und köstlichste Schpeise; da langen wir tüchtig zu.‘

„Sie gaben also acht und bemerkten, daß am allerwenigsten genommen wurde von einer braunen Schpeise, die auf silbernen Untersetzern in kleenen, feinen Gläsern schteckte. In jedem Gläschen gab es eenen kleenen Löffel, der aus Schildkrötenschale gemacht war. Da meente der Alte wieder zu dem Jungen: ‚In diesen Gläsern befindet sich das teuerste und köstlichste Gericht. Mein junger Bruder kann een solches Glas mit seiner Hand erreichen; er mag sich zuerst von der Schpeise nehmen.‘

„Der junge Indianer zog sich das Glas herbei, nahm eenen gehäuften Löffel voll und rasch darauf noch eenen zweeten. Dabei blickte er sich um, ob man wohl bemerkt habe, daß er gleich zwee Löffel voll genommen hatte. Keen Mensch guckte her. Erscht nun begann er, die köstliche Schpeise mit der Zunge zu zerdrücken, und der Alte sah ihm dabei voller Schpannung in das Gesicht. Dieses Gesicht wurde nach und nach gelb, rot und blau, sogar grün, aber es blieb schtarr und unbewegt, denn een Indianer darf selbst bei den ärgsten Schmerzen nich mit der Wimper zucken. Die Oogen wurden schtarr und immer schtarrer und fingen an zu thränen, bis das Wasser schtromweise über die Backen runterlief. Da machte der junge Indsman eenen fürchterlichen, todesmutigen Schluck, und — hinunter war der Senf und es wurde ihm wieder besser, nur daß das Wasser noch immer in Schtrömen aus den Oogen lief. Darum fragte der alte Indsman neugierig: ‚Warum weint denn mein junger, roter Bruder?‘

„Dieser hätte um alles in der Welt nich eingestanden, daß ihm die köstliche Schpeise so off die Nerven und an das Leben gegangen sei, und darum antwortete er: ‚Ich dachte eben daran, daß mein Vater vor fünf Jahren im Mississippi ertrunken is; darum weine ich.‘

„Bei diesen Worten schob er dem Alten das Glas hin. Dieser hatte gesehen, wie schlau sein junger Bruder gewesen war, und machte es ebenso: er schob schnell hinter eenander zwee volle Löffel in den Mund und klappte ihn dann rasch zu. Aber dann gingen mit eenem Male die Lippen wieder auseenander und klappten auf und zu wie bei eenem Karpfen, der keene Luft bekommen kann oder wie wenn man eenen brennend heeßen Bissen in den Mund gesteckt hat und doch nich wieder herausnehmen kann. Dann zog es dem Alten die Schtirnhaut in die Höhe, und in der Gurgel quirlte es höchst verdächtig. Die Farbe seines Gesichtes veränderte sich wie bei eenem Chamäleon; der Schweeß sickerte aus allen Poren; die Oogen wurden rot und füllten sich mit eenem See von Thränen, welcher bald überlief und seine Fluten über die Backen herniedergoß. Das sah der Junge und fragte ihn: ‚Warum weint mein alter, roter Bruder?‘

„Da schluckte dieser mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft den Senf hinunter, holte tief und schtöhnend Atem und antwortete: ‚Ich weine darüber, daß du damals vor fünf Jahren nich ooch gleich mit ersoffen bist!‘

„So, Herr Wolf, das is die berühmte Geschichte von den zwee Senfindianern, die Sie noch nich kennen. Ich hoffe, daß Sie nun überzeugt sind, daß ich Ihnen ooch in diesem Fache weit überlegen bin!“

Ein allgemeines Gelächter war die Folge, ein Gelächter, in welches er selbst sehr kräftig einstimmte und welches bei der nächtlichen Stille, die rundum herrschte, wohl eine Viertelstunde weit zu hören war. Darum durfte es kein Wunder genannt werden, als vom Wasser her eine laute Stimme erschallte, welche im indianischen Englisch rief: „Haben die Bleichgesichter den Verstand verloren, oder sind sie Weiber geworden, daß sie sich nicht beherrschen können? Jeder Baum kann einen Feind verbergen, wenn man nicht daheim in seinem Zelte ist.“

Es war Nitsas-Ini, welcher kam, gefolgt von einigen seiner besten Krieger. Auch seine weiße Squaw brachte er mit, wohl deshalb, weil die Boten gesagt hatten, daß hier auch Frauen seien. Die Lagernden erhoben sich, ihn zu begrüßen. Er blieb vor ihrem geöffneten Kreise stehen und ließ, jedem einen scharfen, musternden Blick zuwerfend, sein Auge in die Runde gehen. Als er Sam Hawkens sah, nahm sein ernstes Gesicht einen milderen Ausdruck an und er sagte, ihm die Hand reichend: „Mein weißer Bruder Sam ist dabei? Dann weiß ich, daß diese laute Lustigkeit uns keinen Schaden bringen wird, denn Sam Hawkens läßt seine Stimme nicht hören, wenn ein Feind in der Nähe ist.“

Auch Dick Stone und Will Parker bekamen eine Hand, und dann wurden ihm die Namen der übrigen genannt. Von den Frauen nahm er nicht die geringste Notiz. Als ihm Adolf Wolf genannt wurde, legte er ihm die Hand auf den Kopf und sagte: „Du bist der

Freund meines Sohnes und der Neffe meines weißen Bruders. Sei willkommen unter den Zelten der Navajos! Du wirst wie ein Kind unsres Stammes sein."

Beim Anblicke des Hobble-Frank, dessen Name ihm auch genannt wurde, lächelte er ein wenig und sagte: „Mein Bruder Frank kennt alle Geheimnisse des Himmels und der Erde. Wir werden sehr viel von ihm lernen können."

„Das ist wahr," antwortete Frank sehr ernst. „Es freut mich, daß der große Häuptling der Navajos dies weiß und anerkennt; darum werde ich ihm meine ganze Wissenschaft zur Verfügung stellen."

Darauf machte der Hobble der weißen Squaw eine Verbeugung und sprach, indem er sich seiner Muttersprache bediente: „Verehrte Dame, ich preise mich sehr glücklich, Ihre ergebenste Bekanntschaft zu machen. Wenn ich wüßte, daß Sie noch nischt von mir gehört hätten, so würde ich so freundlich sein, mich Ihnen mit meinem ganzen Namen zu — — —"

„Ist nicht nötig, Herr Franke," unterbrach sie ihn mit einem heiteren Lächeln. „Ich kenne Sie schon sehr genau."

„Wohl aus den Erzählungen meines Freundes Old Shatterhand?"

„Ja. Auch Winnetou hat zuweilen von Ihnen gesprochen."

„Freut mich ungemeen; trotzdem aber gebe ich Ihnen parlamentarisch zu bedenken, daß die richtige Wirklichkeet oder die wirkliche Richtigkeet niemals von eener bloßen Erzählung oder Beschreibung erreicht werden kann. Was Sie jetzt von mir wissen, das is, sozusagen, een kleenes Laternenlicht. Lassen Sie mich aber erscht acht Tage bei Ihnen sein, so wird Ihnen in mir eene Sonne leuchten, bei deren Schtrahlen alle Fixschterne erbleichen müssen. Erlooben Sie mir gehorsamst, Sie mit den hiesigen Herrschaften bekannt zu machen! Hier is vor allen Dingen unsre wackere Frau Rosalie Eberschbach. Nachher —"

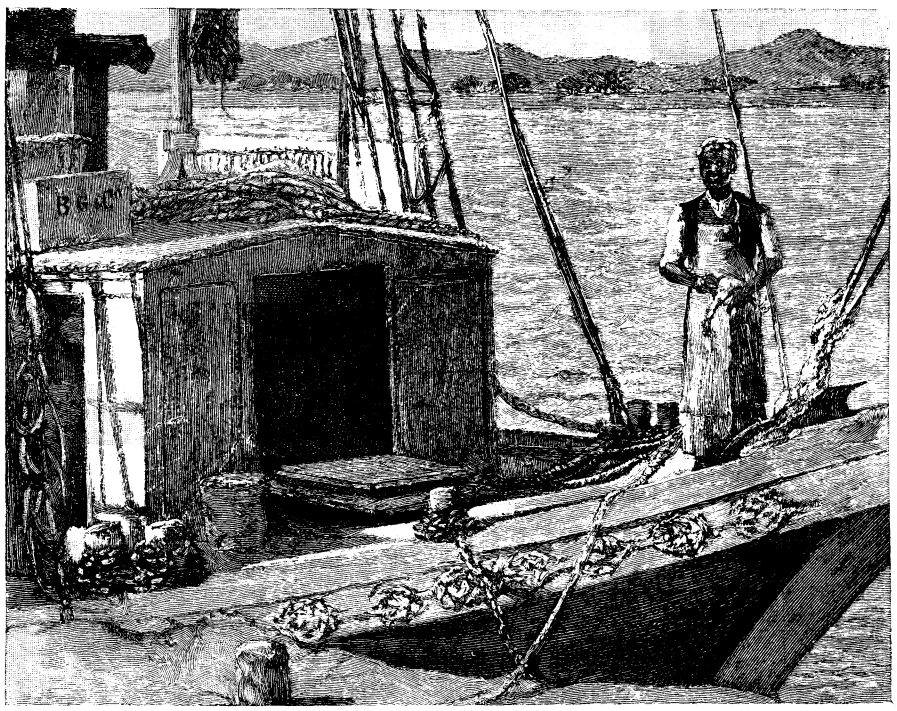
Er wollte zu einer andern Person übergehen; aber Frau Rosalie schob ihn mit den Worten fort: „Was man eenmal macht, das muß man ooch richtig machen. Verschtehn Se mich! Ich werde die Vorschtellung selber besorgen. Dazu brauchen wir keenen Herrn, der zwar gelehrt sein will, sich aber nich 'mal eenen vollschtändigen Namen merken kann."

„Na," meinte er, „wollen Sie mir etwa gar zumuten, alle Ihre Namen herunterzuleiern, die Sie von der Wiege bis zum Grabe gehabt haben? Ich habe den richtigen genannt und der wird wohl genügen!"

„Genügen? I, was Sie nich sagen! Gewöhnlich genügt er, ja; aber bei eener Vorschtellung, wo off den Eindruck des erschten Oogenblicks so viel und alles ankommt, kann man nich ausführlich genug sein."

Und sich zu der weißen Squaw wendend, fuhr sie fort: „Also ich bin Frau Rosalie Eberschbach, geborene Morgenschtern, verwittwete Leiermüllern, aus Heimberg in Sachsen, und hier is Julius, mein zweeter Gatte und Schmiedemeester — — —"

In dieser Weise nannte sie die Namen aller Personen der vier Auswandrerfamilien und lud dann die Frau des Häuptlings ein, sich bei ihr niederzusetzen. Die Squaw folgte bereitwillig dieser Aufforderung und bald befanden sich die Damen in einer sehr angeregten Unterhaltung, welche aber auf die Bitte der Squaw leise geführt wurde, denn bei den Indianern haben die Frauen in Gegenwart der Männer zu schweigen, selbst wenn diese nicht sprechen.



Eine Nilfahrt: Küche und Bug der Dahabiye. Das Porträt des Kochs.

Dieses letztere war hier zunächst auch der Fall. Der Häuptling hatte sich zu Sam Hawkens gesetzt und blickte lange Zeit, ohne ein Wort zu sagen, finster vor sich hin. Die indianische Höflichkeit verbot den andern, sein Schweigen mit einem Worte zu brechen. Dann, nach ungefähr einer Viertelstunde, sagte er endlich: „Mein Bruder Sam mag mir sagen, wohin Old Shatterhand mit Winnetou ist!"

„Sie sind hinter den Nijoras her, um, wenn es sich als notwendig erweisen würde, euch zu warnen."

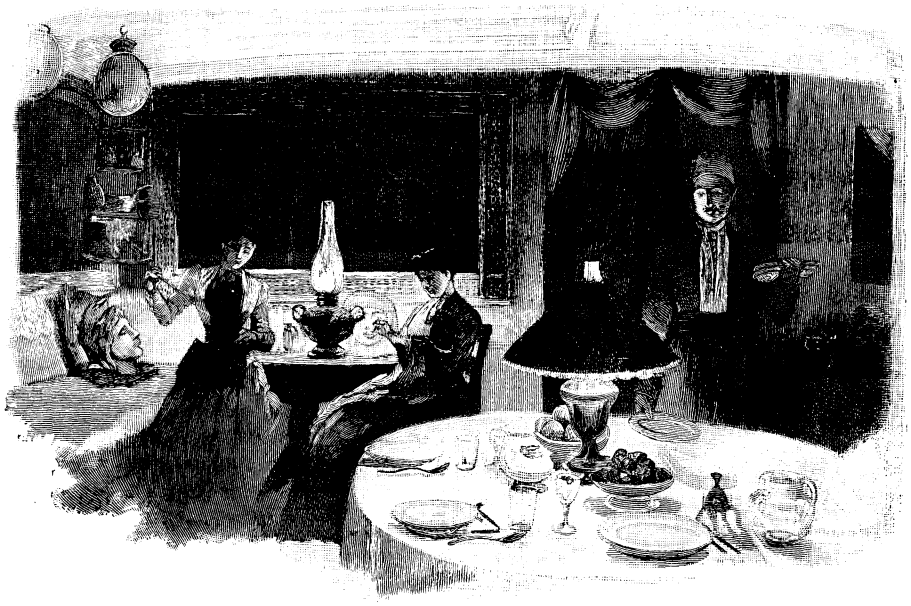
„So mag mir Sam erzählen, was geschehen ist!"

Hawkens kam dieser Aufforderung nach. Er unterrichtete den Häuptling von allem, ohne aber viel Worte zu machen. Als er geendet hatte, blickte Nitsas-Jni wieder eine Weile still vor sich hin und sagte dann: „Morgen wird die Strafe kommen. Sind meine weißen Brüder bereit, uns zu helfen?"

„Ja," antwortete Sam. „Eure Feinde sind unsre Feinde, und unsre Freunde mögen auch die eurigen sein!"

„Sie sind es. Wir wollen das Kalummet darauf rauchen."

Er nahm die Friedenspfeife von der Schnur, mittelst welcher sie an seinem Halse hing, öffnete den Tabaksbeutel und stopfte sie. Als er sie in Brand gesetzt hatte, erhob er sich, blies den Rauch nach dem Himmel und nach der Erde, dann nach den vier Himmelsrichtungen und sagte: „Alle Bleichgesichter, welche hier versammelt sind, sollen unsre Brüder und Schwestern sein. Ich spreche im Namen des ganzen Stammes der Navajos. Howgh!"



Eine Nilfahrt: Der Speiseraum auf der Dahabiye.

Er hätte eigentlich dem Gebrauche gemäß eine lange Rede halten sollen, aber die Umstände waren heut so, daß er es für besser hielt, so kurz wie möglich zu sein. Bei dem letzten indianischen Worte Howgh, welches eine Bekräftigung wie unser Amen bedeutet, gab er die Pfeife an Sam und setzte sich wieder nieder. Dieser stand auf, that dieselben sechs Züge und sagte: „Ich rauche und spreche im Namen meiner weißen Brüder und Schwestern, die sich hier befinden. Wir wollen wie Söhne und Töchter der Navajos sein und im Kampf und Frieden bei Euch bleiben. Ich habe gesprochen. Howgh!"

Er setzte sich auch wieder nieder und reichte dem Häuptlinge die Pfeife, der sie nun nicht weiter gab, sondern bis zu Ende rauchte. Als sie ausgegangen war, hing er sie wieder an die Schnur und sagte: „Morgen, noch ehe die Sonne hoch gestiegen ist, wird das Blut des Mörders und seiner beiden Begleiter fließen."

„Denkst du, daß sie bis zu dieser Zeit hier angekommen sein werden?" fragte Sam.

„Sie werden hier sein."

„Sie werden aber nicht offen geritten, sondern heimlich geschlichen kommen. Man wird gut aufpassen müssen, um sie zu sehen."

„Ich werde ihnen zwei Männer entgegensenden, welche die Augen des Adlers haben; die werden es mir melden, wenn sie kommen und an welcher Stelle sie eintreffen."

„Was das betrifft, so ist diese Stellung sehr leicht zu erraten."

„Was meint mein Bruder Sam?"

„Sie werden natürlich eurer Fährte folgen und also an den Ort kommen, an welchem ihr jetzt lagert. Ihr braucht ihn nur zu verlassen und euch in der Nähe zu verstecken, so müssen sie in eure Hände fallen."

„Mein Bruder hat sehr richtig gesprochen; aber dennoch werde ich ihnen die beiden Späher entgegensenden, damit sie mir ganz sicher sind und ich sie auf alle Fälle ergreife."

„Aber wenn du nicht Zeit dazu hast?"

„Wer könnte mich hindern?"

„Die Nijoras."

„Die werden mich nicht hindern, sondern mir im Gegenteile förderlich sein, die Mörder zu ergreifen. Sie sind nach unserm Lager; sie finden dieses verlassen und werden uns folgen. Sie haben also die Mörder vor sich, die wir hinter uns haben. Sie bringen sie uns zugetrieben."

„Wenn du dich nicht irrst, soll es mich freuen."

„Ich irre mich nicht. Was könnten die Nijoras anders thun, als uns folgen."

„Old Shatterhand schien diese Ansicht nicht zu haben."

„Und doch ist er fort, um uns zu warnen?"

„Das hat er vielleicht nur vorgeschützt, um nicht das Richtige sagen zu müssen."

Der Häuptling schien einige Augenblicke über das Gehörte nachdenken zu müssen und fragte sodann, aber mit unterdrückter Stimme, da ihm sein Scharfsinn das Richtige beinahe ahnen ließ: „Glaubt er vielleicht, daß die Nijoras nicht direkt nach unserm Lager sind?"

„Es schien fast so," antwortete Sam ebenso leise.

„Dann könnten sie es nur auf andre abgesehen haben?"

„Ja."

„Auf euch?"

„Ich vermute es. Gesagt hat Old Shatterhand nichts."

„Er hat geschwiegen, weil unter meinen weißen Brüdern Leute sind, welche Angst bekommen hätten."

„Das vermute ich."

Wolf war auch wieder mitgekommen. Er hatte, da er auch neben dem Häuptling saß, die letzten leisen Sätze gehört und gab jetzt seine entgegengesetzte Meinung zu hören: „Was Ihr da gesagt habt, halte ich für grundfalsch. Es wird den Nijoras nicht einfallen, ihre Zeit damit zu verschwenden, daß sie euch abfassen, nachdem ihr ihnen schon vorher entkommen seid und sie sich sagen müssen, daß ihr euch in acht nehmen werdet. Das einzig Richtige, was sie thun können und auch thun werden, ist, daß sie erst uns angreifen, die wir stärker sind, als ihr seid, und erst dann, wenn sie uns besiegt haben, euch vornehmen."

„Diese Ansicht hat ihre volle Berechtigung, wenn ich mich nicht irre," sagte Hawkens; „aber wir befinden uns in ihrem Rücken, und es ist eine alte, bewährte Regel, daß man sich stets und vor allen Dingen den Rücken freihalten soll."

„Ich habe aber schon bereits gesagt, daß Old Shatterhand und Winnetou gar nicht wissen werden, woran sie sind. Sie befinden sich jenseits der Nijoras, die sie überholt haben, um uns zu warnen. Nun sind wir fort und da ist guter Rat für sie schwer."

Er hatte, um seiner Ansicht mehr Nachdruck zu geben, lauter als vorher gesprochen, so daß alle seine Worte hören konnten. Daher kam es, daß Sams darauf folgende Entgegnung unwillkürlicher auch vernehmbarer wurde: „Und ich wiederhole, was ich euch bereits gesagt habe: Für Winnetou und Old Shatterhand ist niemals guter Rat schwer. Sie wissen stets, was sie zu thun haben. Ich habe noch keinen von ihnen jemals im Zweifel darüber gesehen, was im nächsten Augenblicke geschehen soll."

„Aber es gibt dennoch Augenblicke, in denen der Verstand des Klügsten nicht ausreichen will!"

„Für diese beiden nicht. Sie werden auch heute ganz genau gewußt haben, warum sie uns voranritten und warum wir hier lagern sollen."

Da ertönte eine tiefe, männliche Stimme unter den nächsten Bäumen hervor: „Recht so, Sam Hawkens! Man soll die Ehre und den guten Namen seiner Kameraden stets verfechten. Wir haben allerdings sehr wohl gewußt, was wir thaten und warum wir es thaten."

Old Shatterhand war es, der diese Worte gesprochen hatte. Er kam jetzt herbei, schüttelte den Navajos allen, auch Wolf und der weißen Frau die Hände und sagte dann zu dem Häuptlinge: „Warum haben meine Brüder keine Posten ausgestellt? Es war zwar nichts zu befürchten, weil ich mit Winnetou vorangewesen bin, aber man soll diese Vorsicht nie versäumen."

Er that nicht im geringsten verwundert darüber, daß die Navajos sich hier anstatt in ihrem früheren Lager befanden. Und ebenso gleichgültig that Nitsas-Jni. Er wußte, daß Old Shatterhand seinen Sohn Schi-So mitgenommen hatte. Er brachte ihn aber nicht wieder. Warum? Er hätte gern gefragt. Sein Vaterherz sehnte sich nach dem Kinde; aber er durfte als Krieger und gar Häuptling sich dies nicht merken lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nilfahrt im Segelboot.

(Fortsetzung.)

Es entspann sich nun eine weitläufige und zum Teil sehr lebhafte kriegsgeschichtliche Erörterung, in welche auch noch andre tüchtige Heerführer hineingezogen wurden. Der Tertius gaudens war dabei unser Wirt, in dem vielleicht auch ein Stück von einem Strategen steckte, denn er schleppte unvermerkt eine Flasche des prickelnden Trankes nach der andern herbei — er goß also gewissermaßen Oel ins Feuer —, so daß, als ich endlich die „Addition", d. h. die Rechnung forderte, diese sehr ernüchternd auf unsern kriegsgeschichtlichen Eifer wirkte und wir das Gefecht Knall und Fall abbrachen.

Da wir noch einen Tag vor Abfahrt der Dahabiye vor uns hatten, benutzten wir diesen zu einem Abstecher nach den südlich von Kairo gelegenen Schwefelbädern von Heluan, wohin eine Eisenbahn führt. Es ist ein europäisches Modebad in orientalischer Einfassung, d. h. die Bauart und das Leben ist orientalisch, obwohl es nicht an Franzosen, Engländern, Amerikanern und heute auch Deutschen fehlte; die Einrichtungen sind europäisch, ja man hat hier Gelegenheit, noch tüchtiger geschnitten und gerupft zu werden, als in Karlsbad, Wiesbaden oder Baden-Baden. Da wir noch von der Schlacht (oder Niederlage?) bei den Pyramiden gewitzigt waren, so entgingen wir glücklich dieser Gefahr und kehrten am Abend sehr zufrieden mit uns selbst in unser Hotel zu Kairo zurück.

Ich muß hier einschalten, daß wir ein Mitglied unsrer Reisegesellschaft, einen Gastwirt seines Zeichens, mit der Verproviantierung und endgültigen Ausrüstung der unter der vorhandenen Flotte gemeinschaftlich und, wie die Abbildungen bezeugen, nicht übel von uns ausgewählten Dahabiye betraut hatten. Dieser war heute zu Hause, oder vielmehr im Hafen geblieben, um sich von der vollständigen und pünktlichen Ausführung seiner Anordnungen durch Augenschein zu überzeugen. Er meldete, daß alles in „bester Konfusion" sei, und so lichteten wir denn am andern Morgen mit dem Frühesten die Anker, unter den Klängen des im gemischten Chor vorgetragenen Liedes:

„Auf, Matrosen, die Anker gelichtet,
Die Segel gespannt und den Kompaß gerichtet" u. s. w.,

welches die Ruderer mit „taktgemäßen Schlägen" kräftig begleiteten, so daß wir uns bald auf der Mitte des majestätisch dahinflutenden Stromes befanden. Bald stellte sich auch eine leichte Brise ein, so daß die Segel „gespannt" werden konnten und auch in dieser Hinsicht dem deutschen Matrosenliede Gerechtigkeit widerfuhr.

So glitten wir denn bald mit merklicher Geschwindigkeit auf den Fluten des historischsten aller Ströme dahin (die Kameraden mögen mir diesen etwas gezwungenen Superlativ zu Gute halten), fröhlich wie die Kinder und in dem erhebenden Bewußtsein, auf einige Zeit eine Welt für uns zu bilden. Diese Welt bestand in erster Linie aus unsrer sieben Köpfe — drei Damen und vier Herren — zählenden Gesellschaft, dem Kapitän, der leidlich französisch und englisch sprach und auch einige Brocken deutsch verstand, dem Steuermann, der aber nur arabisch verstand, dem Steward, der ein Franzose von Geburt war, dem Koch, der die Versicherung gegeben hatte, des Englischen und Französischen vollständig mächtig zu sein, aber in beiden Sprachen fürchterlich radebrechte, nichtsdestoweniger aber seine Behauptung hartnäckig aufrecht hielt, und endlich der Schiffsmannschaft, bestehend aus zehn Ruderknechten, meist dunkelbronzefarbigen Nubiern, und zwei bewaffneten Wächtern. Wir selbst, d. h. die vier männlichen Mitglieder der Reisegesellschaft, waren mit Jagdgewehren und Revolvern versehen, denn wer mochte wissen, was eintreten konnte. Eine Schiffsrevolte, ein räuberischer Ueberfall — gerüstet waren wir auf alle Fälle, und so kam denn auch in dieser Hinsicht nicht die geringste Besorgnis auf.

Mit einer Beschreibung der Dahabiye wollen wir die Kameraden nicht behelligen, doch müssen wir sie wenigstens mit ihrem Namen bekannt machen, der ihnen freilich ebenso merkwürdig vorkommen wird, wie er uns im Anfang vorkam. Er lautete in englischer Sprache Seven Hathors, die sieben Hathors. Da der Kapitän über die Bedeutung, bezw. den Zusammenhang dieser Benennung keine Auskunft geben konnte, so machten wir uns selbst an die Deutung und reimten uns den Namen wie folgt zusammen. Hathor ist eine Gestalt der altägyptischen Mythologie. Sieben ist die astronomische Zahl wegen der im ägyptischen Altertum bekannten sieben Planeten. Möglicherweise wurde Hathor auch in sieben Städten verehrt. Einigen derselben werden wir auf unsrer Fahrt begegnen.

Von dem Fahrzeug geben die Abbildungen eine hinreichende Vorstellung. Die Kameraden werden daraus ersehen, daß es ein ganz schmuckes Fahrzeug war, auf dem man schon eine Zeitlang gemütlich hausen konnte, besonders da für die Verpflegung in ausgezeichneter Weise gesorgt war. Der Speiseraum ermangelte sogar nicht einiger Eleganz. Er konnte sich freilich nicht mit denen auf den Cookschen Modedampfern vergleichen; dafür wurde man in ihr auch nicht durch das Geräusch der Maschine belästigt, das für manche Nerven eine beständige Qual ist. Die Kabinen waren sauber und mit guten Lagerstätten (Diwanen) versehen. Ueber den Kabinen befand sich ein erhöhtes Verdeck, eine Art Veranda, mit guten Schutzvorrichtungen gegen die Sonnenstrahlen. Dort brachten wir während der Fahrt den größten Teil des Tages, aber auch einen Teil der Nacht zu. Wir hätten sogar dort schlafen können, denn das wunderbar gleichmäßige und warme ägyptische Klima gestattete dies ohne die geringste Gefahr.

Ueber das ägyptische Klima muß ich hier gleich noch einige Worte sagen, damit dieser Punkt erledigt ist. Heiß ist es im Lande der Pharaonen, ja, aber die Hitze läßt sich ertragen, wenn man sich einige Mühe gibt, d. h. das nötige Entgegenkommen zeigt, sein Verhalten und seine Lebensweise danach einrichtet. Eine Besteigung der Cheopspyramide möchte ich z. B. nicht ein zweites Mal unternehmen. Gesundheitsgefährlich ist die ägyptische Hitze bei vernünftigem Zuwerkegehen aber nicht. In Algier, das unter derselben Breite liegt, ist es damit schon anders. Dies kommt daher, weil das algerische Klima bei weitem nicht so gleichmäßig ist als das ägyptische, das in dieser Hinsicht zu den günstigsten der Welt gehört. Auch besteht ein Unterschied in der Reinheit der Luft, die in Algier besonders in den Tellgegenden Fieber erregend ist. Fieber kennt man aber in Aegypten kaum dem Namen nach. Dies hat darin seinen Grund, daß das Land zwischen zwei mächtigen Luftfiltern liegt, einerseits (westlich) der libyschen, andrerseits (östlich) der arabischen Wüste. Von dieser Reinheit der Luft können wir Europäer uns keine Vorstellung machen, wenn wir sie nicht selbst geatmet haben. Aegypten gilt daher auch als das Dorado der Lungenkranken. Freilich ist es mit all diesen Herrlichkeiten mit einemmal aus, wenn der Chamsin weht oder vielmehr angestürmt kommt. Dann springt das Thermometer plötzlich um 5, 6 bis 10 Grad in die Höhe und, was das schlimmste ist, die Luft ist angefüllt mit einem unsäglich feinen Sandstaub, der durch alle Ritzen dringt, den Atem beschwert und das Gemüt in einen unbeschreiblichen Zustand der Schwermut und Verzweiflung versetzt. Wir blieben von dieser nichts weniger als angenehmen Beigabe des ägyptischen Klimas auch nicht verschont. Glücklicherweise aber hatten wir uns für den Fall vorgesehen und aus Europa Schnüre zum Verdichten der Fenster mitgebracht, die wir mit Erlaubnis des Kapitäns gleich daran befestigten und dafür auch seine Kabine damit versahen. Diese Vorrichtung leistete uns ausgezeichnete Dienste, wenn auch die Wirkung nicht ganz paralysiert wurde.

Der Abschied von Kairo war uns nicht leicht geworden. Dies kam uns so recht zum Bewußtsein, als wir uns merklich von der Stadt entfernten. Unsre Blicke hingen denn auch an diesem zauberischen Bilde, bis bei einer Krümmung des Nils nach Osten endlich auch die letzte Minaretspitze am Horizont verschwunden war und nur noch das Mokkatamgebirge in Sicht blieb, bis auch dieses, von farbigen Luftlinien übergossen, in der Ferne versank.

Die Ufer des Nil sind anfangs flach und bieten wenig Abwechslung. Nur selten, daß ein Hügel die gleichmäßige Linie unterbricht, welche der erhöhte Wüstensaum zu beiden Seiten bildet. Trotzdem bleibt das Bild ungemein fesselnd. Der mächtige, ruhig dahinflutende Strom, die überaus üppige Vegetation des Ufergeländes, Durrafelder, Gemüsegärten, Palmenhaine, Fellahdörfer in steter Abwechslung, deren sattes Grün seine natürliche Grenze allerdings sehr bald in dem Wüstensaume fand, der in der Regel in einem goldfarbigen Schimmer erschien, so daß es uns vorkam,

als sei das farbige lebensvolle Bild in der Mitte von einem breiten goldenen Rahmen umgeben. Und darüber gespannt der wundervoll blaue Himmel! Dabei fühlten wir uns so wohl und glücklich, wie wir es bisher noch nicht gekannt hatten. Ein Gefühl des Friedens und der Ruhe beherrschte unser ganzes Wesen, so daß selbst meine streitbare Schwägerin ihre ganze Kriegslust eingebüßt hatte und durch nichts aus ihrer beschaulichen Ruhe herauszubringen war. Diese Dolce-far-niente-Stimmung verließ uns während unsres ganzen Aufenthaltes in Aegypten nicht mehr, war aber bald verschwunden, als wir ihm wieder den Rücken gekehrt hatten. Dies zeigte uns in unsrer eigenen Erfahrung, welch tiefeinschneidenden Einfluß die klimatischen Verhältnisse auf die Sinnesart des Menschen haben, und gab uns zugleich den Schlüssel an die Hand zu dem Wesen des Orientalen, mit seiner Neigung zur Beschaulichkeit, zu mystischer Träumerei, dann aber auch seiner regen bilderreichen Phantasie, seinem ausgezeichneten Geschmack, der sich praktisch in allerlei Kunstfertigkeit äußert, zugleich aber auch, in Verbindung mit der Phantasie, seinen erfinderischen Geist bedingt. Hier haben wir auch den Schlüssel zur Erklärung der so eigenartigen altägyptischen Kultur, die mit ihrer durchaus friedlichen Richtung nur den Zweck verfolgte, das Leben ruhig und angenehm zu gestalten, überall das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und auch der Tugend und dem Edlen gerecht zu werden. Da aber der Nützlichkeitssinn bei ihnen überwog, so wurden sie mehr praktische Handwerker und Erfinder, als ideale Künstler. Sie ordneten die Kunst überall dem Leben unter. Die Massigkeit ihrer Baukunst hatte gewiß auch den Zweck, kühle Räume zu schaffen, die scheinbare Unbeholfenheit ihrer Malerei ging gewiß aus dem Bedürfnis hervor, das Leben in seinen kleinsten Aeußerungen möglichst naturgetreu wiederzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Moxos-Indianer

sind ein hübscher kräftiger Menschenschlag des tropischen Südamerika, die schon frühzeitig durch Missionare und Jesuitenväter zum Christentum bekehrt wurden, aber in ihre kirchlichen Handlungen einzelne heidnische Gebräuche aufgenommen haben, denen man anfänglich mit Duldung begegnete, im Laufe der Zeit aber den katholischen Zeremonien so gut als möglich anzupassen suchte. Daher auch die tanzende Haltung des seltsam aufgeputzten jungen Indsman auf unserm Bilde vor dem Altare seines besonderen Schutzheiligen, dessen Segen er mit dem Tanze zu erflehen sucht. Es sind harmlose, und im allgemeinen schwache und willenlose Eingeborene, die auf persönliches Eigentum verzichten, dagegen aber mit Stolz für den Gemeindebesitz und ihre kirchlichen Interessen arbeiten und dieselben habsüchtigen Eingriffen gegenüber mit Aufopferung verteidigen.

Hans, der lieber Ajax sein wollte.

Es war an einem Samstag Abend gegen zehn Uhr. Hans saß mit der Mutter am Familientische und las. Er war schon Quintaner und durfte daher an dem letzten Abend der Woche länger aufbleiben, als die jüngeren Geschwister.

Mit leuchtenden Augen und geröteten Wangen sah er oft von seinem trojanischen Kriege auf und pries der Mutter den Mut und die Kraft der herrlichen Helden.

Er schwärmte für sie mit jugendlicher Begeisterung, wenn dieselbe auch häufig wechselte. Erst war Achill, dann Odysseus sein Ideal gewesen, jetzt hatte er sein ganzes Herz Ajax dem Aelteren zugewendet.

„Ach Mutter," rief er, „hätte ich doch nur zur Zeit des trojanischen Krieges gelebt, wie herrlich wäre das gewesen!"

„Aber Kind," fiel ihm die Mutter ins Wort, „dann wärst du schon längst tot und —"

„Ach, das schadete nichts," rief der Junge; „Schiller hat ganz recht!" Und nun deklamierte er mit großem Pathos und falscher Betonung:

„Von des Lebens Gütern allen
Bleibt der Ruhm das Höchste doch!
Ist der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!"

„und wenn ich nun Ajax gewesen wäre —"

„Na, na, mein Junge," ließ sich die Stimme des Vaters aus dem Nebenzimmer vernehmen, „wer weiß, ob dir das gefallen hätte. Deine Helden waren in der Nähe besehen am Ende auch nur Menschen und vielleicht sogar recht rohe. Jede Zeit stellt andre Anforderungen und urteilt daher auch anders."

Der Vater war hereingekommen, strich dem Knaben lächelnd über den Kopf und fuhr fort: „Versteh mich recht, Hans! Bei dieser Ansicht bin ich doch ein begeisterter Verehrer Homers und will wünschen, daß auch du es bleibst, wenn er dir erst ‚griechisch' kommt. Jetzt aber, mein Junge, geh ins Bett; es ist hohe Zeit."

„Der Vater hat recht," sagte die Mutter. „Und träume nicht von deinen völkermordenden Helden, sondern schlafe ruhig und friedlich."

„Aber Mutter, gerade das möchte ich ja," rief Hans, „den Homer, den leg' ich deshalb unter mein Kopfkissen!" Damit küßte er Vater und Mutter und ging in sein Zimmer.

Nach wenigen Minuten lag er im Bett; aber er konnte nicht einschlafen, er war zu aufgeregt. Dazu schien der Mond ins Zimmer und beleuchtete den großen Ajaxkopf auf seinem Bücherschrank, den er auf vieles Bitten zu Weihnachten bekommen. Im Museum hatte er eine Gruppe gesehen, die Menelaos darstellte, wie er den Patroklos aus der Schlacht trug; da hatte ihm die Mutter

erzählt, nach der Meinung andrer stelle es Ajax vor, den Leichnam des Achill tragend, und da war ihm der Wunsch gekommen, den Kopf seines Lieblings zu besitzen.

Er erhob sich jetzt etwas vom Bett, um die Figuren auf dem Helm deutlicher betrachten zu können, dabei rutschte der Homer unter dem Kopfkissen hervor und fiel zur Erde. Er bückte sich, ihn aufzuheben, verlor das Gleichgewicht und fiel aus dem Bett.

Nur mühsam konnte er sich aufrichten, Arme und Beine waren ihm merkwürdig schwer und als er sie prüfend betastete, da berührte er etwas Kaltes, Eisernes. Er riß die Augen weit auf — er hatte ja Arm- und Beinschienen, wie kam denn das? Ganz verwirrt faßte er sich an den Kopf — auch da Eisen! Und plötzlich hielt er einen großen Helm in der Hand. Kopfschüttelnd blickte er sich um — weites Feld, Zelte; in der Ferne das blaue Meer und vor ihm — da lag eine Stadt mit vielen Thoren! Die kam ihm bekannt vor. War das nicht Troja, wie es auf dem Bilde seines Griechenspiels aussah? Kein Zweifel, sein sehnlichster Wunsch war erfüllt, er stand vor Troja, war ein Grieche, war — ein Blick auf den Schild mit den sieben Häuten zu seinen Füßen belehrte ihn — Ajax, Ajax der Telamonier! Wunderbar!

Nachdenklich betrachtete er den Helm in seiner Hand. Na, von kunstreichen Figuren war da eigentlich nicht viel zu sehen, er machte mehr den Eindruck eines alten Kessels voller Beulen, und wenn er seine mageren Arme befühlte, so nahm es ihn auch wunder, daß Ajax damit hatte solche Wunderthaten verrichten können. Zudem fror ihn jämmerlich, denn außer den Schienen, die ihn drückten, war er mangelhaft bekleidet, aber — ach was! er war nun einmal Ajax, der Held, nun mußte er sich auch dementsprechend benehmen!

In den Zelten wurde es lebendig. Sein Herz schlug höher! Jetzt würde er sie sehen von Angesicht zu Angesicht, seine Helden, die Erhabenen! Mein Gott, nun konnte er aber noch nicht griechisch, wie würde das mit der Sprache werden? Da kam auch schon einer auf ihn zu, ein älterer Mann, etwas klapperig sah er aus und redete auf ihn ein: „wie stark er gewesen sei in seiner Jugend, wie hochberühmt und geehrt, wie gepriesen vor allen Helden in Pylos". — Hans, der nun Ajax war, verstand ihn zwar, meinte aber innerlich, das ganze Gerede habe eigentlich keinen rechten Zweck und klänge sehr eingebildet. Am Worte „Pylos" wurde ihm klar, daß er Nestor vor sich habe, Nestor den Weisen, den erfahrenen Greis. Den hatte er sich ehrwürdiger und weniger schwatzhaft vorgestellt.

Nun kamen auch all die andern, Agamemnon mit Menelaos, Diomedes mit Epeios, Odysseus, Ajax der Kleine, Idomeneus und Patroklos. Er unterschied sie ja so ziemlich, aber einer leisen Enttäuschung konnte er sich doch nicht erwehren. Wenn er ehrlich war, so sahen sie eigentlich mehr einer Räuberbande als göttlichen Helden gleich. Alle sprachen und schrien durcheinander, jeder redete nur von sich und prahlen thaten sie sämtlich furchtbar. Stentor brüllte über alle hinweg: „Kämpfen, kämpfen!" Odysseus wollte aber lieber essen und schließlich blieb es dabei und er wurde ob seines guten Rates überschwenglich als „der Klügste der Griechen" gepriesen.

„Jetzt wird es kommen," dachte Hans-Ajax und freute sich, denn er gedachte der herrlichen Stelle: „und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle".

Na, aber „lecker bereitet" erschien ihm das Mahl nun nicht — riesige Stücke gebratener Hämmel lagen da aufeinandergeschichtet, alle fielen darüber her und griffen mit den Händen danach — ja, gab's denn nicht Teller, nicht Messer und Gabeln? Aber was half's, ihn hungerte und er bequemte sich zu gleicher Vertilgung. Plötzlich wurde ihm sein Stück vom Munde weggerissen. Odysseus, der Witzige, verschlang es vor seinen Augen und alle Helden lachten, daß Hans meinte, sein Trommelfell müsse platzen. So arg geistreich konnte er Odysseus' Benehmen nun gerade nicht finden, aber mit dem Lachen, das stimmte, das war das bekannte „homerische Gelächter". Erfreut, endlich etwas mit seinen Erwartungen Uebereinstimmendes gefunden zu haben, überwand er nun auch seinen Widerwillen gegen das Hammelfleisch; zu Haus zwar war es ihm stets eine Strafe erschienen, wenn es auf den Tisch kam, aber als Held durfte er nicht mehr so wählerisch sein. Mit Mühe zerriß er ein noch halb rohes Stück — es blieb ihm größtenteils zwischen den Zähnen stecken. Hilfesuchend sah er sich um. Da saß ihm gegenüber sein früheres Ideal — Achill, der göttliche Jüngling.

„Ach, hättest du wohl einen Zahnstocher für mich, herrlicher Pelide," wandte er sich schüchtern an diesen. Ja, was hatte er denn angerichtet? Erst starrte ihn dieser sprachlos an; dann sprang er wütend auf und schrie: „Willst du mich uzen, mich, den Sohn der Göttin?" Schon schickte er sich an, wieder eine lange Aufzählung seiner Heldenthaten loszulassen, da stürzte der riesenhafte Epeios auf Hans los, und mit den lachenden Worten: „Furchtbar erscholl der Fäuste Geklatsch um die Kiefer", schlug er ihn ins Gesicht. Sämtliche Zähne flogen ihm heraus, Blut stürzte ihm aus dem Munde, Thränen aus seinen Augen. Nein, diese Schmerzen! Wie unrecht hatte er doch dem Zahnarzt in Berlin stets gethan, wenn er ihm schmerzhaftes Ausziehen eines Milchzahnes vorgeworfen! Was war das gewesen gegen diese Qualen! Und dazu lachten sämtliche Helden, daß sie sich am Boden wälzten. Nein, das ging ihm doch über den Spaß. Er würde sich wohl kaum in das Heldenleben hineinfinden, wie ganz anders hatte er sich's vorgestellt!

Da erschollen plötzlich laute Rufe vom Lager her: „Zum Kampf! Hektor naht!"

Alles sprang erregt auf und griff nach den Waffen. Himmel, jetzt ging's wirklich los; endlich eine Schlacht, wie er's so oft geträumt! Aber merkwürdig, so gern er sich doch sonst geprügelt, hier hatte er plötzlich eine schauderhafte Angst. Er wollte sich drücken und seine Zähne unter dem Tisch zusammensuchen, aber Menelaos und der kleine Ajax rissen ihn mit sich fort und behaupteten, gerade ihn habe das Los getroffen, mit Hektor

zu kämpfen! Er war starr und da — o Schrecken — erblickte er auch noch die Schafherde. Himmel! Unter die mußte er ja fahren, nachdem er „rasend" geworden! Denn der „rasende Ajax" wurde er nun mal, und das kam gleich nach der Schlacht, er kannte seine griechischen Sagen nur zu gut! Der Angstschweiß brach bei ihm aus. Wie das nur anfangen? Im „Rasendwerden" hatte er doch gar keine Uebung?! Und kein Gott kam ihm beizustehen! Wo waren denn überhaupt alle die Götter, die in der Ilias oft alles aufs bequemste ordneten? Wo war Zeus' blauäugige Tochter Athene, wo war der männermordende Ares? Keiner zu sehen weit und breit!

Also auch damit nichts? Nein, dann wollte er überhaupt nicht mehr mitthun, absolut nicht, er wollte weg von Troja — all das Heldentum und die tapferen Griechen, nein, sie reizten ihn gar nicht mehr!

Aber — entsetzlich — da stand Hektor schon vor ihm, also keine Rettung! Furchtbar war er anzuschauen. Ob er nicht durch Freundlichkeit umzustimmen war?

Hans verbeugte sich tief und sagte zitternd, aber mit unendlicher Höflichkeit: „Verehrtester Hektor, niemals würde ich's mir herausnehmen, gegen Sie zu kämpfen; ich bewundere Sie viel zu sehr — meine Hochachtung."

Weiter kam er nicht, denn wütend fuhr Hektor auf ihn los und donnerte:

„Und ich sage dir an und das wird wahrlich vollendet,
Find' ich noch weiter vor Angst dich babbern wie jetzo,
Dann soll keiner hinfort den herrlichen Hektor mich heißen,
Wenn ich nicht schnell, dich ergreifend, dir alle Waffen entreiße,
Und dich Heulenden fort zum Styx, zu den Toten entsende!" —

Damit ergriff er seine gewaltige Lanze. Hans sank vor Schrecken in die Knie — krach! flog dieselbe aus der furchtbaren Hand gerade gegen seinen Leib — er stürzte nieder.

„Gottlob, jetzt bin ich tot," dachte er und fühlte sich ordentlich erlöst und glücklich. Zum letztenmal wollte er um sich schauen — — — — — — — — — — da lag er vor seinem Bett platt auf der Erde, mit dem Magen gerade auf dem Homer.

Mit zitternden Knieen erhob er sich und kroch schnell in sein Bett. Das Buch ließ er liegen, im Augenblick graute ihm beinahe davor. Ja, wenn der Vater recht hätte, wenn es so ausgesehen bei den „herrlichen Helden", wie war er dann dumm gewesen, sich zu ihnen zu wünschen! Homer hatte die Sache wohl nur mit seinem Dichterauge angesehen und sehr ausgeschmückt!

Noch ganz betäubt, kuschelte er sich in sein Kissen; der Mund that ihm weh. Angstvoll fühlte er nach seinen Zähnen, Gott sei Dank, die waren noch alle d'rin.

Da schlug es zwölf Uhr und beim letzten Schlag trat die Mutter herein, ein Licht in der Hand.

„Was seh' ich, mein Junge," rief sie, „du bist noch wach? Das kommt wohl von der aufregenden Lektüre. Aber das ist nicht recht, du mußt tüchtig schlafen, sonst kannst du kein Ajax werden an Mut und Stärke."

„Ach, Mutter," meinte Hans etwas kleinlaut, „ich glaube, ich bleibe doch lieber, was ich bin. Jeder lebt wohl in seiner Zeit am besten und zufriedensten."

„Sieh, sieh," lächelte die Mutter, „du wechselst ja schnell! Aber," und sie beugte sich herab und küßte ihn, „mir ist's auch lieber, du bleibst mein Junge! Und nun schlaf gut hinüber in den Sonntag!"

Damit ging sie hinaus. Das Buch am Boden hatte sie nicht gesehen, schnell sprang Hans auf und steckte es in den Bücherschrank; dann schlief er fest und traumlos bis zum andern Morgen.

Den Homer hat Hans später immer noch sehr gern gelesen, aber Ajax wollte er doch nie wieder sein.

Ein zu kostspieliges Experiment.

Der sehr sparsame preußische Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. liebte es, gelegentlich die Gelehrten aufzuziehen. Einmal gab er der Berliner Akademie der Wissenschaften auf, die Ursache des Champagnerbrausens wissenschaftlich zu begründen. Dieser offenbare Spott verdroß die Mitglieder dieser gelehrten Körperschaft und sie beschlossen, mit gleicher Münze zu dienen. Die Akademie erklärte unterthänigst: Sie werde dem allerhöchsten Befehl sogleich nachkommen, sofern ihr fünfzig Flaschen Champagner aus dem königlichen Keller zu den nötigen Versuchen geliefert würden. Das Verlangen war dem Monarchen doch zu kostspielig und er zog vor, auf die gelehrte Erklärung zu verzichten.

Uhrständer in Schildform.

Eine Arbeit für Kerbschnittfreunde.

Es könnte die Frage am Platze sein, ob ein Ständer für eine Taschenuhr wirklich ein notwendiges Ding sei, da doch die Uhr den ganzen Tag über in der Tasche getragen wird und nachts einfach an einen Nagel an der Wand gehängt oder auf den Nachttisch gelegt werden kann. Allein wenn wir bei unsern Gebrauchsgegenständen alles vom nüchternsten Nützlichkeitsstandpunkte aus beurteilen wollten, so würden sich gar viele Dinge als überflüssiger Luxus erweisen, Dinge, denen wir gern Bürgerrecht in unserm Heim gewähren, und die dazu beitragen, dasselbe zu verschönern und anheimelnd zu gestalten.

Freilich darf nicht verhehlt werden, daß viele Gebrauchsgegenstände heutigentags arge Geschmacksverirrungen bekunden und weder zweckentsprechend sind, noch dem eigentlichen Schönheitsgefühl Rechnung tragen. Tausend und abertausend Sachen, welche die gegenwärtige Industrie hervorbringt, müßte der Weg in unsre Wohnungen und die Einstellung in den täglichen Gebrauch versagt werden, wollte man sie daraufhin prüfen, ob sie nützlich, zweckentsprechend und zugleich gefällig und schön sind.

Unser Uhrständer könnte diesen Fragen gegenüber wohl seine Existenzberechtigung nachweisen. Zunächst ist er für eine Damenuhr bestimmt. Damenuhren werden

aber von ihren Besitzerinnen nicht so viel getragen als dies mit Herrenuhren geschieht. Den größten Teil des Tages oder gar der Woche liegen sie eingeschlossen in dem Schube eines Toilettentisches und werden infolge dessen gewöhnlich unregelmäßig aufgezogen. Bietet sich ihnen in einem geschmackvollen Ständer ein bestimmter Platz, so tragen sie auf diese Weise bei zur Schmückung einer Konsole oder eines Schreibtischaufsatzes, fallen öfter in die Augen und erinnern dadurch eher an die Pflicht des regelmäßigen Aufziehens. Damit wäre die Nützlichkeit erwiesen. Praktisch dürfte der Gegenstand sein, weil durch seine Verwendung der Uhr stets die gleiche hängende Lage, welche dieselbe auch beim Gebrauch inne hat, gesichert wird, ein Umstand, der zum gleichmäßigen Gange eines Uhrwerkes viel beiträgt.

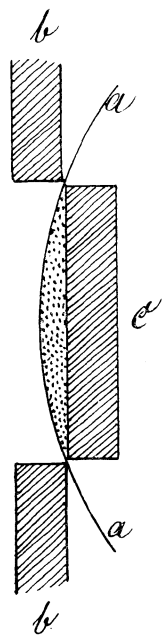


Fig. 1: Detail zum Uhrständer.

Ist die Form gefällig und schön? Nun gegen die Verwendung des Schildes als Schönheitsform dürfte sich doch wohl so leicht ein Einwand nicht erheben lassen. Dieselbe der Uhr als Relief zu geben, kann auch um so weniger beanstandet werden, als der Schild der Ritter immer in der Mitte durch ein Kleinod geziert war. Hier ist die goldene Uhr das ursprüngliche Kleinod. Die Lanze und die Hellebarde als Träger zu verwenden, ist darum unbedenklich, weil diese Waffen gleichzeitig mit dem Schild zur Ausrüstung eines mittelalterlichen Kriegers hinzugehörten.

Wegen der schildförmigen Gestalt, die nicht in den Rahmen der rein geometrischen Figuren gehört, hätten wir von einer vollständigen Ornamentierung im reinen Krystallschnitt abzusehen, wir beschränken die Verwendung desselben vielmehr auf die Kreisform im oberen und die Herzform im unteren Teile. Die übrigen Verzierungen sind ebenfalls im Kerbschnitt gehalten, ahmen aber Blatt- und Blütenformen nach.

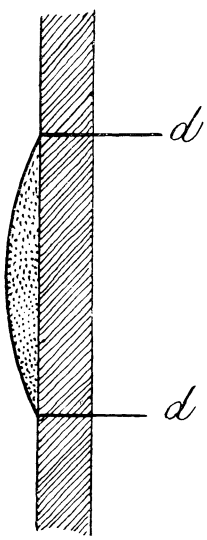
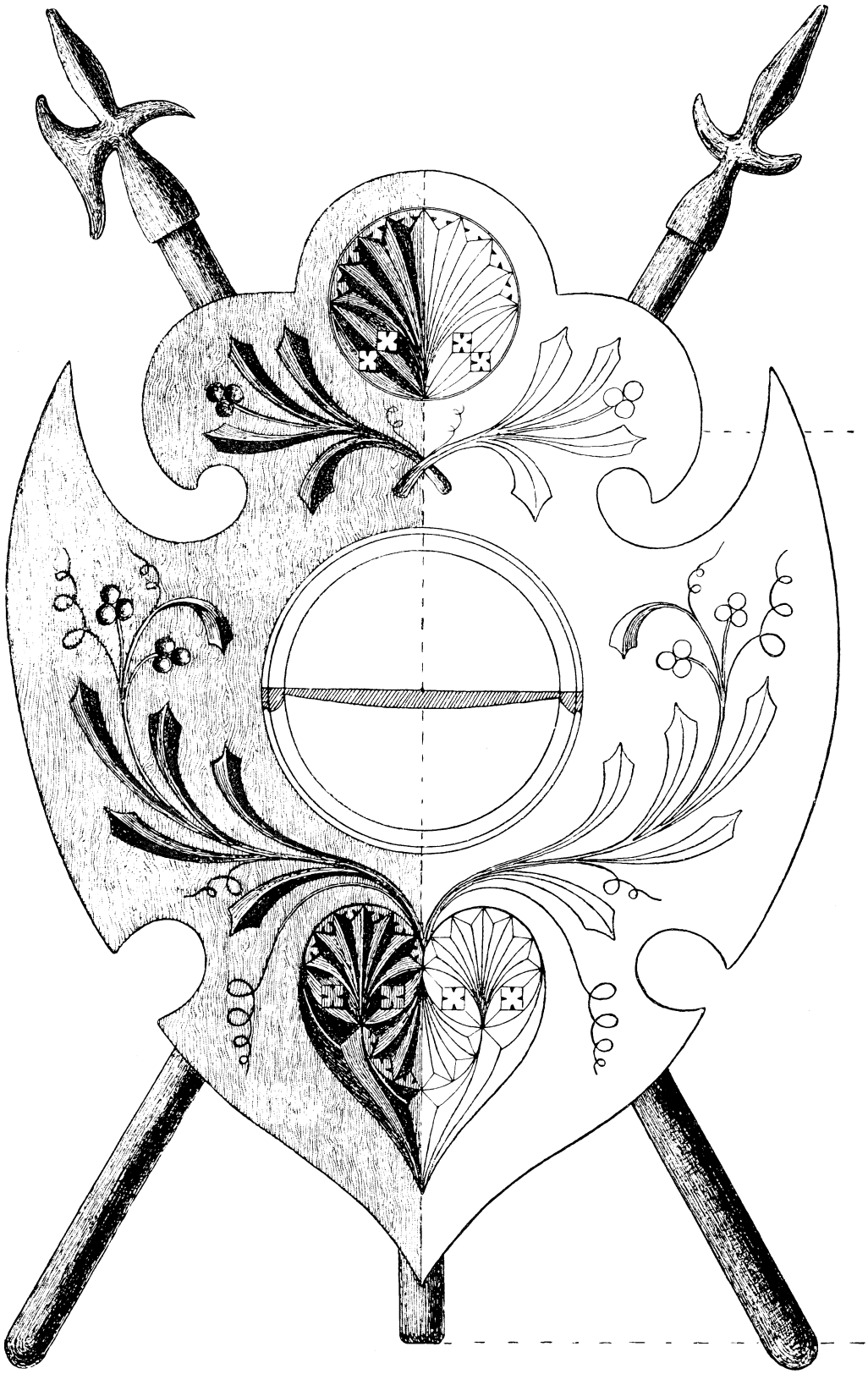


Fig. 2: Detail zum Uhrständer.

Die Ausführung ist folgende. Nachdem die Zeichnung sorgfältig auf das Holz aufgetragen worden ist, werden die Stengel durch sogenannte Furchenschnitte ausgehoben. Zur Herstellung einer Furche sind zwei Schnitte unter einem Neigungswinkel des Eisens von 45 Grad erforderlich. Die beiden Flachschnitte kommen in der Mitte zu einer Rinne zusammen, deren Tiefe gleich der ganzen Furchen-, hier der Stengelbreite ist. Da die Linien oft eine starke Biegung aufweisen, so bediene man sich eines schmalen, höchstens 4—5 mm breiten Stechbeitels. Bei einer breiteren Schnittfläche des Eisens kann keine gleichmäßige Rundung erzeugt werden, sondern es entstehen Absätze. Zur Herstellung der Ranken bediene man sich des kleinen, flach gebogenen Geißfußes, mache aber die Einschnitte nicht zu tief, da sonst in den scharfen Biegungen vorspringende Ecken und Winkel entstehen. Hierauf wird der Rand der Blätter senkrecht umstochen. An den langen Seiten kann das mit einem regelrechten schwedischen Schnitzer, beziehungsweise einem scharfen Taschenmesser geschehen. Zur Markierung der kurzen, von den Spitzen ausgehenden Seiten verwendet man ein entsprechendes Flacheisen. Nunmehr werden von den Mittelrippen aus, welche dachfirstenartig erhaben bleiben, Flachschnitte nach den Seiten ausgeführt, so daß die tiefste Stelle der Auskerbung an den Blattrand zu liegen kommt. Die traubenartigen Früchte werden durch halbkugelförmige Vertiefung nachgebildet. Ein kleines Hohleisen ist mit schräger Neigung nach außen hin auf den Kugelrand aufzusetzen und unter kreisförmiger Bewegung einmal herumzudrehen. Mit Leichtigkeit springt dann die Halbkugel heraus.

Wem es einen besonderen Anreiz gewährt, sich den Gegenstand selbst herzustellen, möge folgende Anweisung beachten. Die Schildform ist aus 8 mm starkem Ahornholz mittelst der Laubsäge sorgfältig auszusägen, wobei nicht verabsäumt werden darf, den Sägeschnitt sorgfältig nachzufeilen. Es geschieht dies mit einer halbrunden Holzfeile. Wer keine solche zur Verfügung hat, leime auf ein abgerundetes Stäbchen ein Stück Sand- und Glaspapier auf und operiere damit, beziehentlich an den zugänglichen Stellen schabend mit der scharfen Kante eines Glasstückchens. Dies sorgfältige Nacharbeiten ist notwendig, damit die treppenartig aneinandergereihten Sägeschnitte verschwinden, und damit nach dem Beizen die zusammengequetschten Holzfasern nicht hervorquellen, wodurch die Entstehung eines matten Glanzes nach dem Wachsen zur Unmöglichkeit wird. Das kreisförmige Mittelstück, das, mit einem farbigen Stück Plüsch, Sammet oder dergleichen überzogen, zur Lagerstätte für die Uhr bestimmt ist, kann durch den Drechsler ausgedreht oder vertieft werden.

Ein andres Verfahren, welches dabei beobachtet werden kann, ist folgendes. Nachdem das Mittelstück ausgesägt worden ist, schneidet man, am besten aus farbigem Tuch, weil dieses am haltbarsten ist, einen Kreis, dessen Durchmesser um 3 cm größer ist, als der Ausschnitt. Dieses Tuchstück Fig. 1 a a wird mit gleichmäßig überstehendem Rande auf die kreisförmige Oeffnung des Schildes b b gelegt und in der Mitte mit einer kleinen Menge feiner Sägespäne zur Erzeugung eines Polsters bestreut. Hierauf setzt man das ausgeschnittene kreisförmige Stück des Schildes, den Ausschnitt c, darauf und drückt diesen kräftig in die Oeffnung hinein, wodurch, wie Fig. 2 zeigt, an der Vorderseite des Schildes ein flachgewölbtes Polster entsteht. Den hervorstehenden Saum d d zieht man möglichst straff an und verteilt durch Drücken mit den Fingern die Sägespäne gleichmäßig über die ganze Fläche. Zum Schluß macht man mit der Schere in diesen vorstehenden Saum



Uhrständer in Schildform.

ringsherum lauter kleine Einschnitte, bestreicht dieselben mit heißem Leim und klebt immer abwechselnd einen Lappen auf den innern Schildrand, den andern auf das Kreisstück, wodurch eine ganz feste Verbindung hergestellt wird, Fig. 3. Zur Verdeckung des Ganzen kann endlich noch ein kreisförmiges Stück Kaliko hinten aufgeklebt werden.

Die beiden als Träger dienenden Waffen (Lanze und Hellebarde) sind aus 10 mm starkem Holz zu schneiden und soweit sie hinter dem Schild hervorragen, mit Schnitzmesser, Feile und Sandpapier auszuarbeiten. An der Kreuzungsstelle werden sie gegenseitig überplattet und dann mittelst kleiner Schräubchen am Schild befestigt.

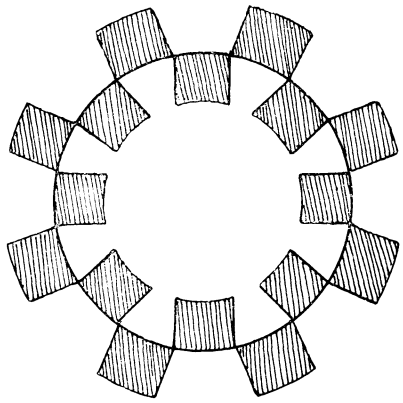


Fig. 3: Detail zum Uhrständer.

Die Metallteile imitiert man am besten durch Bestreichen mit Silbertusche. Zur Befestigung der Stütze ist es notwendig, auf die Rückseite des Schildes noch ein kleines Stück Holz aufzuleimen. Das zur Verbindung dienende Scharnier zwischen Schild und Stütze wird auseinander genommen, indem man mit Hilfe eines dünnen Spitzbohrers die Spindel herausschlägt. Ein Flügel wird dann an die Stütze, der andre aber an die verdickte Stelle auf der Rückwand des Schildes angeschraubt. Hierauf werden beide Flügel ineinander gepaßt und durch die seitwärts eingesetzte Spindel wieder verbunden. Oben muß, wie das an Fig. 4 ersichtlich ist, die Stütze eine kleine Abschrägung erhalten.

Ueber der Polsterstelle auf der Vorderseite des Schildes ist zum Aufhängen der Uhr ein Messinghaken einzuschrauben.

Taktfest.

Matth. Claudius, der Dichter des Liedes „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben", besuchte an einem Festtage eine Dorfkirche in Thüringen, in welcher eine Messe mit Fuge aufgeführt wurde. Er wunderte sich über die Präzision der Musiker und ihre Taktfestigkeit und bat den Lehrer, die Orgel spielen zu dürfen. Dieser sah den Fremden argwöhnisch an und wich nur allmählich von der Orgelbank. Claudius versuchte nun, die Musikanten aus dem Takte zu bringen. Sie merkten aber augenblicklich, daß ihr Schulmeister nicht spiele. Jeder blickte aufmerksam auf seine Noten und schielte nur bisweilen mit einem verächtlichen Lächeln auf den Orgelspieler. Als alles vorüber war, trat Claudius zu dem alten Manne, der die erste Violine gespielt hatte, und fragte ihn, wie sie so taktfest geworden wären. „Durch das Dreschen," entgegnete er, „wenn zwei dreschen, geht es in $^2/_4$ Takt, unter dreien in $^3/_4$ oder $^3/_8$ Takt, unter vieren in $^4/_4$, unter sechsen in $^6/_4$ oder $^6/_8$, und wenn auch einmal," setzte er mit einem anzüglichen Lächeln hinzu, „ein Flegel nicht richtig einfällt, so lassen wir uns doch nicht irre machen."

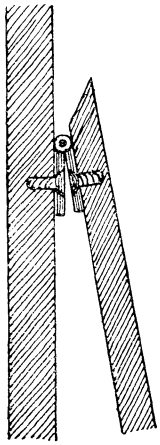


Fig. 4: Die Stütze des Uhrständers.

Gut geantwortet.

Bei dem im Jahre 1864 in Lyon veranstalteten großen Musikfeste trug die Musikkapelle des 34. preußischen Infanterieregiments den ersten Preis davon. Louis Napoleon, der zu dem Feste sich eingefunden hatte, unterhielt sich eine Zeitlang mit dem Kapellmeister Parlow und meinte, auf die mächtigen Blasinstrumente deutend, deren sich einige seiner Hautboisten bedienten, daß solche doch sehr schwierig zu transportieren seien. Wie könne man sie beispielsweise bei einem Rückzuge schnell fortschaffen? — „Sire," antwortete der preußische Kapellmeister ruhig, „cela n'est pas exercé chez nous!" (Majestät, dergleichen übt man bei uns nicht!)

Buchstabenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7,
Deutsche Stadt wird so geschrieben;

5 1 4 6 2 7 3,
Liegt im Süd an einer Bai.

Rätsel.

Männlich wird es gar viel verspeist,
Sächlich es Baum und Strauch aufweist.

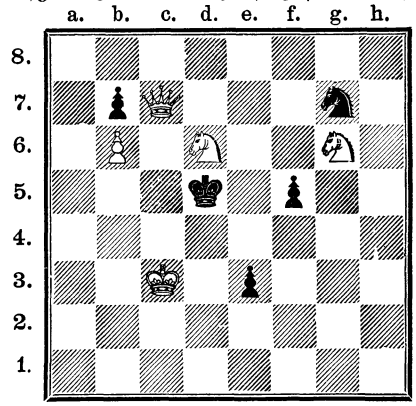
Auflösung des Rätseldistichons auf Seite 602.

„Donegal, Onega."

Auflösung des Anagramms auf Seite 602.

„Modena, Nomade."

Schachaufgabe Nr. 9 von Ernst Schober in Leipzig.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.
(5 + 5 = 10).

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 8.

1. S h 7 — f 6 — K e 7 — f 6 :
2. L e 1 — h 4 #.
1. . . . . — K e 7 — d 6 :
2. L e 1 — b 4 #.
1. . . . . — K e 7 — d 8
2. S e 5 — c 6 #.
1. . . . . — K e 7 — f 8
2. L e 1 — b 4 #.

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 45.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Die weiße Squaw war, als sie Old Shatterhand sah, aufgesprungen. Sie wagte es nicht, eine Frage an ihn zu richten. Aber — wo war ihr Sohn? Mit dem Instinkte der Liebe wendete sie sich nach der Richtung, aus welcher der große Jäger gekommen war. Ihr Auge versuchte, die Dunkelheit zu durchdringen; dann eilte sie mit dem lauten, jubelnden Ausrufe: „Schi-So, mein Stern!“ zwischen den nächsten Bäumen hinein.

Die Anwesenden harrten still, ohne ein Wort zu sprechen. Der Häuptling saß mit unbeweglichem Angesichte da, als ob er eine steinerne Statue sei. Da, vielleicht nach zehn Minuten, hörte man leichte Schritte aus dem Dunkel kommen. Die Squaw brachte ihren Sohn an der Hand geführt. Als sie mit ihm in den Kreis des Lichtes getreten war, ließ sie diese Hand los und setzte sich ruhig wieder an ihren Platz. Dem Herzen war Genüge geschehen, still, ohne laute Worte und Ausrufe, doch mit nicht weniger Zärtlichkeit; nun aber mußte dem indianischen Stolze auch Rechnung getragen werden.

Schi-So ging zu seinem Vater und reichte ihm die Hand entgegen. Der Häuptling sah seinen Sohn kommen; er erblickte die jugendkräftige Gestalt, das frische Gesicht, die intelligenten Züge, die gewandten Bewegungen. Einen Augenblick lang, aber auch nur einen einzigen Augenblick, leuchteten seine Augen in stolzer Freude auf; dann war sein Gesicht wieder so unbeweglich wie vorher; er ergriff nicht die dargereichte Hand des Sohnes, sondern that, als ob er ihn gar nicht sähe. Schi-So wendete sich um und

. . . Jetzt richtete Old Shatterhand das Fernrohr auf das Strauchwerk des Winterwassers und blieb eine Zeitlang in unbeweglicher Haltung auf dem Aße sitzen. . . .

setzte sich dann neben Adolf Wolf nieder. Es fiel ihm gar nicht ein, sich gekränkt zu fühlen. Er wußte, wie sehr sein Vater ihn liebte; er kannte die indianischen Anstandsregeln und bereute es, seinem Vater die Hand angeboten zu haben. Er hatte dies gethan, weil er aus Europa kam; nach der Sitte seiner Heimat war es nicht erlaubt. Er war ein Knabe und durfte in Gegenwart von Männern nichts thun, was in der gegenwärtigen Lage nicht unbedingt nötig war.

Old Shatterhand hatte diese Scene mit einem Lächeln der Befriedigung betrachtet. Er wußte, daß in dieser Familie mehr Liebe und Glück wohnte, als in mancher vornehmen, weißen, deren Glieder in Gegenwart andrer sich Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten erweisen, aber dann, wenn sie sich unbeobachtet wissen, einander wie Hund und Katze behandeln. Jetzt wurde er von dem Häuptlinge gefragt: „Mein Bruder Old Shatterhand war in unserm früheren Lager?"

„Nein. Wäre ich dort gewesen, so könnte ich jetzt noch nicht wieder hier sein. Aber der Oelprinz war mit Buttler und Poller dort?"

„Ja."

„Ihr habt ihnen Waffen und Munition gegeben?"

„Ja."

„Sie haben gesagt, sie seien mit uns geritten, mit uns von den Nijoras ergriffen worden, aber so glücklich gewesen, zu entkommen?"

„So ist es. Woher weiß mein Bruder dies alles? Hat er vielleicht mit diesen drei Mördern gesprochen?"

„Nein," lächelte Old Shatterhand. „Was ich soeben sagte, vermutete ich. Diese Mörder brauchten Waffen; sie mußten also zu euch, denn weiter war niemand da, von dem sie welche erhalten konnten. Um euch gutwillig zu machen, mußten sie euch belügen und euch sagen, daß sie Begleiter und Beschützer von Schi-So gewesen seien. Das ist ja alles so selbstverständlich, daß ein jedes Kind es sich denken kann. Und selbst wenn ich Zeit gehabt hätte, so wäre es mir nicht eingefallen, nach eurem früheren Lagerplatze zu reiten, denn ich erfuhr gegen Abend, daß ihr ihn verlassen hattet."

„Von wem?"

„Von meinen Augen."

„Uff! So hast du uns gesehen?"

„Ja. Ich saß diesseits des Flusses auf einem hohen Baum, um nach den Nijoras auszuschauen, und sah euch am jenseitigen Ufer aufwärts gezogen kommen."

„So haben die Nijoras uns vielleicht auch gesehen?"

„Nein."

„Weißt du das genau?"

„Ja."

„Von wem?"

„Von ihnen selbst. Sie haben es gesagt, und ich hörte es, denn ich habe sie belauscht. Schi-So war mit uns; er hielt die Pferde, während Winnetou und ich uns an die Feinde schlichen. Ich bin mit Schi-So zurückgekehrt, um meinen weißen Brüdern Nachricht zu geben und meine roten Brüder aufzusuchen; Winnetou aber blieb zurück, um die Feinde auch weiter zu beobachten. Ich bin sehr erfreut darüber, daß ich meinen Bruder Nitsas-Jni hier finde und die Krieger der Navajos nicht aufzusuchen brauche."

„Auch ich freue mich sehr, meinen Bruder Shatterhand nach so langer Trennung wiederzusehen. Die Feinde werden morgen in unsre Hände fallen."

„Das ist auch meine Ansicht, obgleich ich weiß, daß diejenige meines Bruders auf einer falschen Voraussetzung beruht."

„Old Shatterhand irrt sich. Ich denke ganz dasselbe wie er."

„Unmöglich."

„Nein. Die Nijoras werden unsern Lagerplatz verlassen finden und unsern Spuren folgen."

„Die Nijoras werden zunächst nicht nach euerm Lagerplatze reiten, sondern uns überfallen. Sie ahnen nicht, daß die Krieger der Navajos ihr Lager verlassen haben."

„Uff! Meine weißen Brüder sollen überfallen werden?"

„Ja."

„Wo?"

„Sie denken, daß wir ihnen folgen, um die Navajos aufzusuchen, und haben sich am Winterwasser festgesetzt, um uns dort ganz unerwartet einzuschließen."

„Am Winterwasser? Dieser Plan ist sehr klug von ihnen ausgesonnen, denn es gibt keinen Platz, der sich so gut zu einem Ueberfalle eignet, wie dieser. Meine Brüder werden ihn vermeiden?"

„Wir werden im Gegenteile hingehen."

„Und kämpfen?"

„Ja. Vielleicht aber ist ein Kampf gar nicht notwendig. Es ist möglich, daß sich die Nijoras ohne allen Kampf ergeben müssen."

„Uff! Wie sollte das möglich sein?"

„Die Krieger der Navajos werden uns dabei helfen. Das denke ich doch!"

„Wenn du es wünschest, werden wir es thun. Aber wir wollten die Feinde jenseits des Flusses an unserm heutigen Lagerplatze erwarten."

„Ich weiß nicht, wo ihr lagert; aber das Winterwasser eignet sich für unsern Zweck jedenfalls viel besser."

„Mein Bruder hat recht. Wir werden mit ihm nach dem Winterwasser gehen. Aber wie sollen wir nun den Oelprinzen und seine beiden Mordgesellen erwischen?"

„Ihr wollt sie fangen?" fragte Old Shatterhand, auf dessen Gesicht jetzt ein leichter Ausdruck des Erstaunens zu sehen war, eine außerordentliche Seltenheit bei diesem Manne, dessen Divinationsgabe Sam Hawkens noch vor kurzem so gerühmt hatte.

„Ja," antwortete der Häuptling.

„Aber ihr habt sie doch mit Gewehren und Munition ausgerüstet!"

„Weil sie uns belogen."

„Und sie ungehindert ziehen lassen!"

„Weil ich ihnen mein Wort darauf gegeben hatte."

„Ah, jetzt errate ich! Du wußtest ja noch nicht,

daß der Oelprinz deine beiden Kundschafter ermordet hat!"

„Nein, das wußte ich nicht."

„Hast es aber nun von meinen Gefährten erfahren?"

„Du hast es erraten."

„Und nun willst du ihnen nach, um den Tod der Kundschafter zu rächen?"

„Rächen will und muß ich ihn, aber ich brauche sie nicht zu verfolgen, denn sie kommen uns nach."

„Wirklich? Sonderbar! Sie sollten doch froh sein, euch und uns entkommen zu sein!"

Da fiel Wolf schnell ein, indem er ein höchst befriedigtes und selbstbewußtes Gesicht zeigte: „Ja, wenn sie die Unterschrift, die Anweisung noch hätten!"

„Besitzen sie die nicht mehr?"

„Nein. Ich habe sie ihnen abgenommen und behalten."

„Ah! Wie ist das zugegangen?"

Wolf erzählte es und fügte dann hinzu: „Wir haben sie dann beobachten lassen und erfahren, daß sie uns folgen. Wir wollten sie, um ganz sicher zu gehen, morgen erwarten und ihnen zwei Späher entgegenschicken."

„Hm! Das ist nicht ungefährlich. Sie werden ganz von selbst kommen. Durch Späher aber könnt ihr sie leicht vertreiben."

„Das ist richtig, und ich hätte auch von den Kundschaftern abgesehen," sagte der Häuptling. „Aber wann denkst du, daß wir morgen nach dem Winterwasser aufbrechen müssen?"

„Wenn der Tag beginnt."

„Da sind sie noch nicht da. Du siehst also ein, daß wir einige Leute zurücklassen müssen."

„Leider ja. Ich würde das am liebsten selbst übernehmen, aber ich bin nicht zu entbehren. Wolf und du ganz ebenso. Es geht also nicht anders; wir müssen Späher zurücklassen. Aber suche ja die besten, listigsten und zuverlässigsten Leute dazu aus!"

„Das werde ich thun. Du brauchst keine Sorge zu haben."

„Sag ihnen, daß sie sie lieber niederschießen als entkommen lassen sollen; ich hasse das Blutvergießen, aber diese Mörder sind wie wilde Tiere; sie werden sich an unsre Fersen heften, um, wenn sie das Papier nicht wieder bekommen, sich blutig an uns zu rächen. Aber noch eins: Ich vermisse den Kantor. Wo ist er?"

„Bei mir im Lager. Er war von hier entflohen und eine große Strecke flußabwärts gegangen. Dort sang er und machte großen Lärm. Ich sandte einige Krieger über den Fluß, welche ihn fangen und herüberschaffen mußten."

„Dieser unvorsichtige und unverbesserliche Mensch! Er muß wirklich angebunden werden!"

„Vergib es ihm! Durch sein Lärmen und Schreien habe ich euch gefunden."

„Das ist keine Entschuldigung für seine Thorheit. Er hat uns schon viel Schaden gemacht."

„Er hat den Verstand nicht am richtigen Platze."

„Aber auch nicht am unrichtigen, denn er scheint leider gar keinen zu haben!"

„Soll ich ihn holen lassen?"

„Ja. Da er nicht mit deinen Kriegern reden kann, stellt er dort vielleicht noch größere Dummheiten an, als er bei uns hier ausführen könnte."

Es wurde ein Roter fortgeschickt, der ihn bringen sollte. Dann erst begann Old Shatterhand, von seinem heutigen Ritte zu erzählen.

Seinen und auch Winnetous scharfen Augen war es nicht entgangen, daß die Nijoras, deren Fährte sie gefolgt waren, nach und nach ein viel langsameres Tempo eingeschlagen hatten. Welchen Grund hatten sie dazu?

Es war nicht Gepflogenheit der beiden berühmten Männer, zu etwas, was sie selbst erforschen konnten, den Rat oder die Meinung andrer einzuholen; darum hatten sie keinem ihrer Gefährten, auch Sam Hawkens nicht, etwas von dieser ihrer Beobachtung gesagt. Sie paßten nun nur schärfer auf, und erkannten, daß sie sich nicht getäuscht hatten.

„Was sagt mein Bruder Shatterhand dazu?" fragte Winnetou.

„Daß sie keine Eile mehr zu haben scheinen, an die Navajos zu kommen," antwortete dieser.

„Mein Bruder denkt genau so wie ich. Sie scheinen ihren Angriff auf diese verschieben zu wollen. Da ist nur ein Gedanke möglich, auf wen sie es abgesehen haben können."

„Auf uns natürlich."

„Ja, doch warum? Sie können doch nichts Klügeres thun, als schleunigst über die Navajos herzufallen, die nicht genau unterrichtet sind, weil ihre Kundschafter teils gefangen genommen und teils ermordet wurden."

„Aber mein Bruder Winnetou mag bedenken, daß wir ihnen hart im Rücken sind und einige sehr gute Pferde haben. Wir können, wenigstens einige von uns, durch einen Parforceritt um sie herum- und ihnen vorauskommen und die Navajos benachrichtigen."

„Uff!" nickte der Apache. „Das wird es sein."

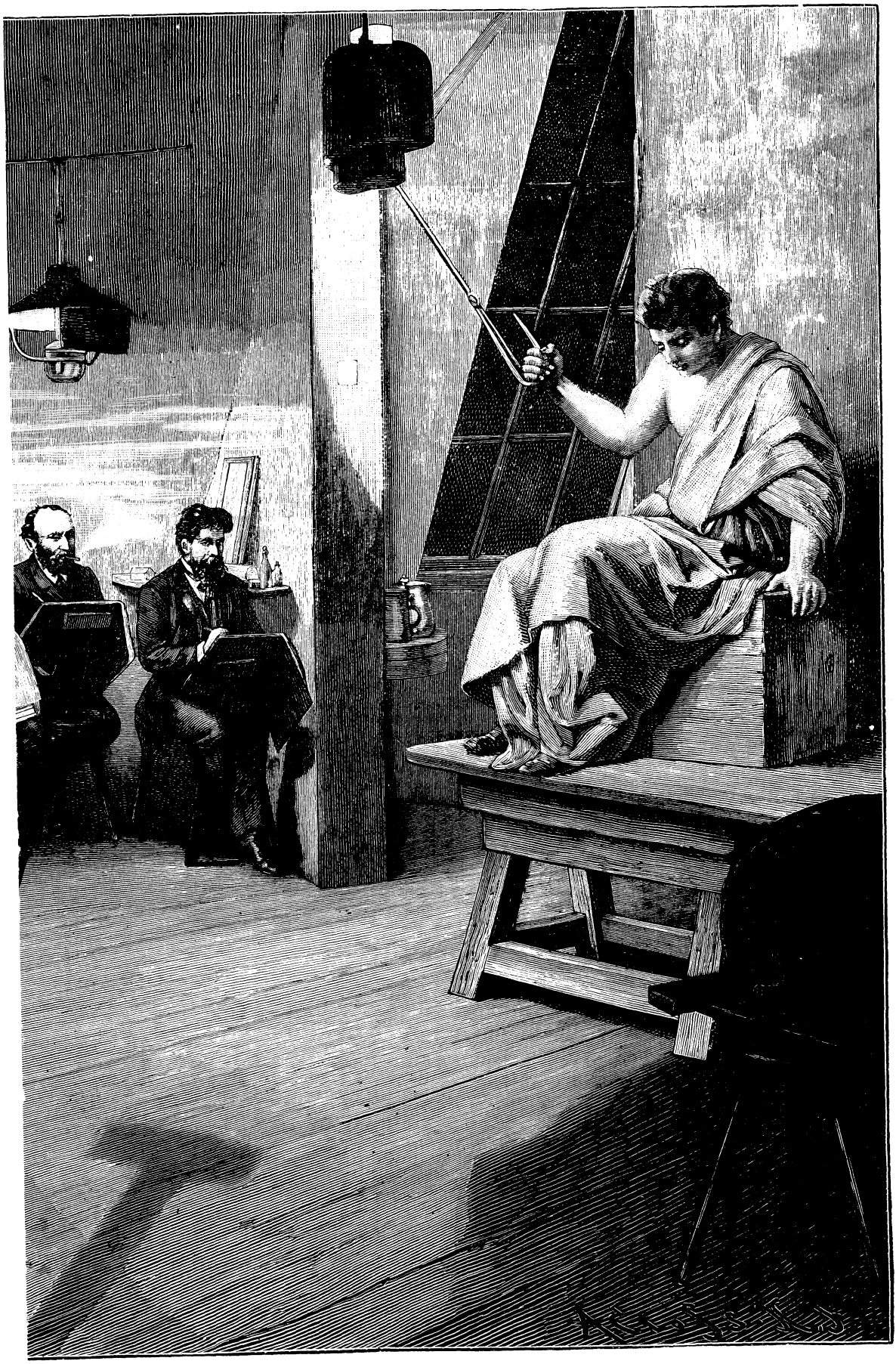
„Ja, das ist es wahrscheinlich. Sie wollen dies verhüten und sich überhaupt den Rücken frei machen. Ein solcher Gedanke ist Mokaschi, ihrem Häuptlinge, sehr wohl zuzutrauen. Darum reiten sie jetzt langsamer, um uns näher bei sich zu haben, und, wenn sich eine geeignete Gegend dazu findet, nicht lange auf uns warten zu müssen. Wenn diese unsre Vermutung richtig ist, brauchen wir nur darüber nachzudenken, welcher Ort von hier aus ihnen am bequemsten zu einem Ueberfalle gelegen ist. Mein roter Bruder kennt die Gegend ja sehr genau."

„Mein weißer Bruder auch."

„So laß uns nachdenken!"

„Uff!" meinte Winnetou nach einer kleinen Weile, „es gibt einen, den sie noch heut vor Abend erreichen werden."

„Ich denke ganz dasselbe. Du meinst das Winterwasser?"



lerischen Leistungen sicherlich immer wieder auf kleinen Sünden ertappen können, während dem Maler und Bildhauer umgekehrt, der Bau des menschlichen Körpers, die richtige plastische Wiedergabe der Muskelgruppen etwas ganz Geläufiges geworden ist. Unser Bild gewährt uns Einblick in einen sogenannten Aktsaal. Rechts sitzt, von einer besonderen Lampe beleuchtet, auf erhöhtem Platz, ein junger Mann mit malerisch angeordnetem Ueberwurf als Modell. Seine Rechte ruht in einer Hängestütze, da der emporgehaltene Arm sonst allzufrüh erlahmen würde, denn mindestens zweimal je eine Stunde hat das Modell in der ihm zugewiesenen Stellung bewegungslos auszuhalten, eine keineswegs beneidenswerte Aufgabe. Im Hintergrunde des Saales haben sich die Künstler gruppiert, die nun in den verschiedensten Manieren, der eine mit diesem, der andre mit jenem Material, das sich ihnen darbietende Bild mit möglichster Schnelligkeit auf das Papier oder die Leinwand festzubannen suchen, wobei es ihnen zunächst weniger auf detaillierte Ausführung, als mehr auf das flotte und richtige Aufzeichnen des Ganzen, auf das schnelle und richtige Erfassen der Totalität ankommt; erst wenn das ganze Bild des Mannes „steht", wie der Maler zu sagen pflegt, dann widmet er je nach der Zeit, die ihm noch zu Gebote ist, diesem oder jenem Teil des Körpers, dem einen oder andren Teil der Gewandung, der ihn besonders interessiert, noch ein liebevolles Eingehen.

Der Radieronkel.

Der Radieronkel war für uns Kinder eine beliebte, aber auch zu gleicher Zeit gefürchtete Persönlichkeit. Schon wenn wir ihn von weitem erblickten, warfen wir einen besorgten Blick in den Spiegel, fuhren glättend über unser Haar und suchten hastig alle bemerkbaren Unordnungen an unsrer Toilette zu beseitigen, denn hinsichtlich der Garderobe war der Radieronkel ein großer Kritiker und legte auf solche Aeußerlichkeiten ein großes Gewicht. Er selber sah stets wie die personifizierte Sauberkeit aus. Da war nie ein Stäubchen auf seinem untadelhaft sitzenden Rock zu entdecken; der breite Stehkragen und die weiten Manschetten waren von schneeweißer Farbe und in seinen schönen, schwarzglänzenden Stiefeln konnte man sich ordentlich spiegeln. Bei seinem Eintritt pflegte er uns Kinder stets freundlich zu begrüßen und ließ keinen Besuch vorübergehen, ohne es zu versäumen, einen Blick in unsre Schulhefte zu werfen. Es schien eine wahre Manie von ihm zu sein, Kinderschulhefte zu besichtigen, denn jedesmal, sobald er es sich erst bei uns ein wenig gemütlich gemacht hatte, ertönte die stereotype Redensart: „Und jetzt, ihr Buben, zeigt mir mal fix eure Hefte!"

Nach der Altersrangordnung mußten wir ihm dieselben auf Kommando überreichen. Er öffnete dann mit Wichtigkeit das betreffende Büchlein, setzte sich einen großen Klemmer auf die Nase und begann die Durchsicht. Fiel dieselbe, was Ordnung und Sauberkeit anbetraf, zu seiner Zufriedenheit aus, so verschönerte ein schmunzelndes Lächeln sein breites, gutmütiges Gesicht, und er legte dann wohl liebkosend seine Hand auf das Haupt des gelobten Neffen und versah bei solchen Gelegenheiten seinen Liebling reichlich mit Näschereien, oder beschenkte ihn mit einem nagelneuen Geldstücke, welches dann von dem Betreffenden mit großer Wichtigkeit in die Sparbüchse versenkt wurde. Doch wehe, wehe, wenn die Musterung besagter Hefte schlecht ausfiel, dann verfinsterte sich zusehends das Antlitz des sonst so lieben Onkels, die buschigen Augenbrauen zogen sich fast zusammen, die Augen sprühten wahre Blitze und mit Stentorstimme stieß er ebenfalls die stereotypen Phrasen hervor: „Ei, ei, was ist denn das!" — Ja, was war es denn eigentlich, was regelmäßig des guten Onkels Galle zu erregen pflegte? Nichts weiter als — eine kleine Sudelei, ein kleines Schweinchen (wie man sich in der Schulsprache auszudrücken pflegt), das sich im Eifer des Gefechtes, das heißt in der Hast, mit der wir leider gewöhnlich dergleichen Arbeiten anfertigten, eingeschlichen hatte.

Ueber den Frevler wurde dann ein strenges Strafgericht gehalten. Nicht nur, daß er sich an solchen Tagen des Onkels Gnade verwirkte und auf jede Näscherei- und Geldauszeichnung verzichten mußte, sondern er wurde dann auch förmlich in die Acht gethan, das heißt er mußte, abgesondert von den übrigen, eine Reihe Ermahnungen des lieben Alten über sich ergehen lassen: „Ei, ei, ein Fleck!" leitete er gewöhnlich seine Strafpredigt ein, „das ist traurig, das darf nicht sein, das läßt tief blicken! Ein Fleck! Nichts ist abscheulicher als ein Fleck! Wie würden deine strammen Höschen, mein Junge, aussehen, wenn du dieselben in der ersten besten Pfütze besudeltest! Ein Fleck darf weder im Hauptbuche des Geschäftsmannes, noch im Leben eines Ehrenmannes vorkommen! Ein Tintenfleck im Hauptbuche würde richtig eingetragene Posten unleserlich und nichtig machen; Flecken im Menschenleben vernichten häufig ein solches, oder trüben es derart, daß Sonnenstrahlen es dann nicht mehr zu erhellen vermögen. Darum hütet euch vor Flecken, ihr Kinder, und vermeidet dieselben von Jugend auf, dann nur werdet ihr ordentliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft!"

Nach dergleichen Einleitungen pflegte dann der Onkel hastig in die Tasche zu greifen und aus derselben eine lange Radierstange hervorzuholen. Mit fabelhafter Fixigkeit fuhr er dann mit derselben auf dem unseligen Schweinchen umher und machte ihm bald den Garaus; dann betrachtete er aufatmend das gesäuberte Augiasheft, überreichte es gravitätisch seinem vor Reue schier zerknirschten Besitzer und fuhr in seinen Ermahnungen fort: „Siehe, mein Sohn, welcher Mühe und Kraftanstrengung es be-

durfte, um diesen schwarzen Fleck auszutilgen; fast auszutilgen, müßte man eigentlich nur sagen, denn er verschwindet nie mehr ganz, sondern hinterläßt, wenn auch feine, so doch deutliche Spuren seines einstigen Daseins! Die schlimmsten Flecken aber, mein Kind, sind unsre Charakterflecken! Kein Mensch ist von denselben gänzlich frei, daher muß ein jeder ja beizeiten fleißig auf sich achtgeben und rechtzeitig das Radieren nicht unterlassen! — Da kann ich euch auch manches Histörchen aus meiner eigenen Jugendzeit berichten!" — Jetzt war der Onkel da, wo wir ihn so gern haben wollten; und wir bevölkerten, um es nur gleich zu gestehen, oft absichtlich unsre Hefte mit kleinen Schweinchen und ertrugen geduldig alle die durch diese Missethat heraufbeschworenen Demütigungen, wenn wir dadurch nur unsern Zweck erreichten und Onkel zur Erzählung eines seiner Histörchen veranlassen konnten, denn unser Onkel regalierte uns nur notgedrungen mit solchen Geschichten, welche er folgendermaßen einzuleiten pflegte: „Glaubt nur nicht, ihr Buben, daß ich von Jugend auf ein Ausbund von Tugend war! Auch ich hatte meine menschlichen Fehler und Schwächen, und es hat erst vieler Anstrengung bedurft, ehe sie aus meinem Charakter gründlich herausradiert worden sind! Nur von einigen dieser Radierungen werde ich euch heute berichten! Ihr alle wißt, wie viel ich auf die Sauberkeit des Aeußeren gebe! Nichts ist mir widriger als eine unordentliche Persönlichkeit, mit schmutzigem Gesichte, zerzaustem Haare und beflecktem, zerrissenem Gewande! Läßt doch das Aeußere des Menschen oft auf sein Inneres schließen! Und doch ist eine schlechte Außenseite einem schlechten Innern stets vorzuziehen! Wohl dem, der äußere Vorzüge in Harmonie mit den inneren zu bringen weiß. Trotzdem ich in meiner Jugendzeit ein wilder Range war, auf Ordnung und Sauberkeit hielt ich stets; aber nicht aus wahrem Hang zu allem Guten und Schönen, sondern (es fällt mir schwer, es einzugestehen) aus purer Eitelkeit und Prahlsucht, aus Stolz und Hochmut! Ihr schüttelt ungläubig die Köpfe? Ja, ja, euer jetzt so guter Onkel war damals so etwas wie ein Taugenichts. Ich lebte nur in einfachen Verhältnissen und wollte es trotzdem den reichsten Knaben meiner Vaterstadt gleichthun; ich war sozusagen ein wahrer Prahlhans und hielt die Armut für eine Schande; ich schämte mich, daß meine Eltern nicht ebenso reich wie die des X. waren. Ich ärgerte mich über meine dürftige Umgebung, über mein einfaches, obwohl reichliches Mahl und suchte durch Ordnung und Sauberkeit meiner schlichten Kleidung mehr Ansehen zu verleihen. Das gelang mir! Ich stand in betreff der Kleidung selbst hinter dem reichen X. nicht zurück, der kein großes Gewicht auf Eleganz zu legen schien und längst seinen Schulrock abgenutzt hatte, wenn der meinige noch wie neu aussah. Da ich immer reinlich und adrett gekleidet war, so galt ich bei meinen Kameraden als bemittelt und that mein Bestes, sie in diesem Glauben zu erhalten. So nährte ich beständig die in mir wohnende Eitelkeit und Prahlsucht, bis diese Untugenden schließlich Steine des Anstoßes für mich wurden. Mein Vater, ein strenger, rechtlicher Mann, versah mich, unsern Verhältnissen gemäß, nur knapp mit Taschengeld, und oft zerbrach ich mir den Kopf darüber, auf welche Weise ich es dem X., der mit vollen Händen Geld ausgab, gleichthun konnte. Eines Tages, als ich die elterliche Wohnung betrat, wurde mir eine schöne Ueberraschung zuteil. Eine reiche Tante hatte mir eine ansehnliche Summe übersandt, welche ich zu einer Ferienreise zu ihr verwenden sollte. Die Eltern versagten mir ihre Einwilligung nicht, und reich wie ein König traf ich — ein fünfzehnjähriger Bursche — meine Reisevorbereitungen. Meine Angehörigen waren geschäftlich und wirtschaftlich sehr in Anspruch genommen und ließen mir, der ich übrigens ihr ganzes Vertrauen besaß, viele Freiheit. Auf diese Weise entging ihnen manche Untugend, und da ich ihnen wenig Veranlassung zu Klagen gab, so hielten sie mich für einen wahren Musterknaben. Doch sie wurden aus diesem süßen Wahne unsanft aufgeschreckt. Die Einladung meiner Tante bot mir wieder einmal so recht Gelegenheit zur Fröhnung meiner Untugenden. Mit wichtiger Miene betrat ich am Morgen meine Klasse, klimperte in protzenhafter Weise mit dem Reisegelde, welches ich mir zu diesem Zwecke eingesteckt hatte und erregte durch einige Andeutungen die Neugierde und den Neid meiner Schulkameraden. Ei, wie jene die Ohren spitzten, als ich mit Wärme meiner lieben, guten und kolossal reichen Tante Erwähnung that und durchblicken ließ, daß ich allem Anscheine nach deren einziger Erbe werden würde. „Potztausend, das nenne ich Glück haben!" tönte es mir von allen Seiten entgegen, „diese glänzenden Erbschaftsaussichten und die wahrscheinlich damit jetzt in Verbindung stehende herrliche Reise! Ach, wer es doch auch so hätte!" Das war es, was ich zu hören wünschte! War doch somit meiner Eitelkeit und Prahlsucht wieder einmal gebührend Genüge geschehen! Ich schwelgte förmlich in einem Eitelkeitsrausche, wurde aber aus demselben plötzlich durch meinen Freund X. gerissen. „Wie wäre es, alter Junge," sagte derselbe recht kordial zu mir, „wenn wir vor deiner Abreise eine kleine Abschiedsfeier veranstalten würden! Ein zukünftiger reicher Erbe kann sich ja solch ein kleines Extravergnügen wohl gestatten, und übrigens kommen wir so jung nicht wieder zusammen!"

Eine Ablehnung dieses Vorschlages meinerseits wäre eine Unmöglichkeit gewesen, dieselbe hätte mich ganz einfach in den Augen meiner Kameraden herabgesetzt. „Du darfst dich jetzt durchaus nicht lumpen lassen!" raunte mir die falsche Scham heimlich zu, „das könnte sonst dem dich umgebenden Nimbus des Reichtums Einbuße thun!" Diese heimliche Erwägung gab schließlich in dieser Angelegenheit den Ausschlag. Ich klimperte nur noch eifriger mit dem Gelde und sagte in recht verbindlichem Tone: „Ich stehe ganz zu deinen Diensten, Freund X.!" Im stillen aber überlegte ich, daß ich wohl durch eine teilweise Reise auf Schusters Rappen ein Drittel meines Reisegeldes zur Bestreitung dieses Banketts verwenden konnte, welches ich in einem gerühmten Café kurz vor meiner Abfahrt zu veranstalten beschloß.

Wir fanden uns dort zur festgesetzten Zeit pünktlich

ein; vorher hatte ich einem Dienstmann mein Reisegepäck übergeben, dasselbe hinderte mich also nicht, meinem Vergnügen nachzugehen, so feierten wir denn in ungeniertester Weise den Abschied.

„Kellner, zwei Gläser Eiercognaks und diverse Butterteigschnitten!“ rief ich wichtig und warf mich nachlässig in einen Fauteuil. Freund X. that ein gleiches und bald aßen und tranken wir nach Herzenslust. Dann wurden diverse Portionen Gefrorenes zur Kühlung der durch den Cognak erzeugten Wärme verwandt; unzählige Windbeutel, Mohrenköpfe u. s. w. mußten wiederum die Eiseskälte dämpfen. Den kompakten Genüssen folgten dann noch mehrere Täßchen Kaffee und von dem lukullischen Schmause ganz echauffiert, rief ich schließlich mit Stentorstimme nach dem dienstbaren Geiste, dem ich mit Grandezza eine große Banknote hinwarf. In diesem Augenblick legte sich eine schwere Hand auf meine Schulter. Ein Polizist, welcher uns einige Zeit beobachtet hatte, und in uns Defraudanten witterte, verhaftete uns im Namen des Gesetzes. Unfähig, uns zu legitimieren, mußten wir uns nolens volens auf die Polizeiwache begeben!

Phoenix reclinata.

Mein Freund wagte wohl einen Fluchtversuch; aber der Diener des Gesetzes bewachte ihn scharf, holte ihn ein und expedierte ihn ebenfalls unbarmherzig nach Numero Sicher. Es waren recht trübe Stunden, die wir dort in unfreiwilliger Haft zubringen mußten, doch auf mich wirkten sie recht segensreich! Ich erkannte auf einmal die Häßlichkeit meiner Fehler, schämte mich aufrichtig derselben und gelobte mir feierlich Besserung. Das verblüffte und zu gleicher Zeit schmerzlich verzerrte Gesicht meines armen Vaters, der durch persönliches Einschreiten unsre Befreiung bewirkte, ist mir unvergeßlich. Damals mochten ihm wohl die Augen in Betreff des eigentlichen Wertes seines Mustersöhnchens aufgegangen sein! Zu Hause versuchte man vermittelst des spanischen Röhrchens meine guten Vorsätze noch gründlich zu befestigen. Ein günstiges Resultat blieb demgemäß nicht aus. Anfangs glaubte ich die Schande meiner Verhaftung nicht überleben zu können. Dann aber wurden die schwarzen Gedanken von dem Verlangen verdrängt, meinen Angehörigen und Bekannten eine bessere Meinung von mir beizubringen und meinen angestrengten Bemühungen gelang dies auch schließlich. Nach und nach radierte ich die Eitelkeit, Prahlsucht, Ueberhebung und andre schlechte Eigenschaften aus mir fort und eroberte durch aufrichtige, sichtbare Reue die Liebe und Achtung meiner Angehörigen wieder zurück. —

Der Radieronkel atmete nach diesem Geständnis tief auf, während wir ihn mit offenen Mäulern und großer Verwunderung anstarrten, was ihn dann noch zu folgender Schlußfolgerung veranlaßte: „Wohlan, ihr Knaben, laßt euch dieses Histörchen zur Belehrung dienen und beherzigt dasselbe. Vor allen Dingen aber hütet euch vor Flecken! Und schleicht sich doch einer ein, so laßt ihn ja nicht stehen! Nur frisch darauf losradiert.“ Hierauf steckte der Radieronkel die gefürchtete Radierstange in die Westentasche, drohte uns noch warnend mit dem Finger und schlug dann den Weg nach seiner entlegenen Junggesellenwohnung ein.

Pflanzen für erwärmte Terrarien.

Diese Terrarien dienen zur Pflege der subtropischen Fauna und Flora, weshalb wir hier schon zum größten Teil auf deutsche Pflanzen verzichten müssen, um uns den fremden Kindern Floras zuzuwenden, davon die Gärtnereien eine große Auswahl bieten. Auf eine nähere Beschreibung müssen wir des Raumes wegen verzichten und uns darauf beschränken, die brauchbarsten namentlich anzuführen.

Für die Felsgrotte der feuchten Terrarien und Terra-Aquarien lassen sich verwenden kanadischer Haarfarn (Adiantum pedatum), welcher mäßig feucht zu halten ist, einen schattigen Stand verlangt und in mit Moos bedeckte Heideerde zu pflanzen wäre. Eine gleiche Pflege verlangen die Asplenium-Arten, jedoch ist es gut, der Erde etwas Holzkohle (zerstoßen) zuzusetzen. Die meisten Asplenium-Arten, sofern sie nicht tropische sind, können hier ebenfalls Aufnahme finden. Die brauchbarsten sind: Asplenium nigrum, A. Ceterarch, A. Nidus, A. attenuatum, A. viride, A. septentrionale, A. angustifolium, A. obtunatum, A. incisum, A. bulbiferum, A. flaccidum, A. dimorphum, A. lanceum u. a. Gleiche Behandlung und ein Gemisch von gleichen Teilen Heide- und Laberde verlangen: Polypodium vulgare, P. vulgare var. serratum. Von Lycopodien und Selaginellen haben wir hier eine große Auswahl zur Bekleidung der Felsgrotte

sowohl als auch zur Rasenbildung auf der Bodenfüllung des Terrariums. Die Pflanzen werden feucht und etwas schattig gehalten. Um den sich ausbreitenden Ranken Nahrung zu geben, schüttet man unter dieselben Heideerde. Hübsche und nicht zu teure Pflanzen sind ferner: Lycopodium stoloniferum, L. umbrosum, L. caesium, L. mertense, Selaginella atroviridis, S. africana, S. apoda, S. belluta u. a. Für gleichen Zweck lassen sich außer Ficus stipularis noch zwei kleine reizende, kriechende Fuchsien verwenden: Fuchsia procumbens und Fuchsia pumila. Beide werden in Gartenerde gepflanzt und feucht gehalten. Außer ihren schönen Blüten tragen auch die lange haltenden karmoisinroten Beerenfrüchte viel zur Zierde bei. Beide können auch als Ampelpflanzen benutzt werden, wie denn alle der bisher genannten Pflanzen in Töpfe gepflanzt und in die Bodenschicht des Terrariums eingesenkt werden können. Zur Rasenbildung, sowohl auf dem Felsen als auch auf der Bodenschicht, eignet sich vorzüglich die allerliebste Nertera depressa, welche in kurzer Zeit den ganzen Felsen mit ihrem dunkelgrünen Laub, aus welchem die kleinen hochroten Beeren hervorleuchten, überzieht. Sie verlangt Heideerde und ist mäßig feucht zu halten. Für das Einsenken in die Bodenschicht gut geeignet, aber in die sogenannten Kulturtöpfe zu pflanzen, ist die hochinteressante Venusfliegenfalle (Dionaea muscipula), welche zu den sogenannten insektenfressenden Pflanzen gehört. Sie verlangt ein Gemisch von Moor- und Torferde mit verwesenden Pflanzenresten gemengt, halbschattigen Stand und gleichmäßige Feuchtigkeit. Mittels ihrer stachligen zusammenklappenden Blattanhängsel fängt diese Pflanze Insekten, welche sie dann in dem zusammengerollten Blatt-

Cocos flexuosa.

Phoenix rupicola.

teil aussaugt. Eine sehr hübsche Blattpflanze ist die Colocassia (Caladium) antiquorum, um so wertvoller für dieses Terrarium, als sie dem stärksten Sonnenlicht ausgesetzt werden kann, und infolge ihrer großen Blätter andern Pflanzen Schatten spendet. Verlangt Komposterde. Ebenfalls insektenfressende Pflanzen sind die zu den Kannenträgern gehörigen Sarracenien, von welchen wir hier Sarracenia purpurea und S. flava aufnehmen können. Ferner gedeihen hier unter Umständen recht gut verschiedene Liliaceen, Strand- und Uferpalmen, sofern das Terrarium recht warm steht. Die Aufnahme einiger dieser Pflanzen kann uns um so erwünschter sein, als wir dieselben mehr dem vollen Licht aussetzen können.

Für Terra-Aquarien und größere Wasserbecken können wir viele von den beim kalten Terrarium genannten Wasser-, Schwimm- und Sumpfpflanzen verwenden. Außer diesen können noch aufgenommen werden: Valisneria spiralis, Aponogeton distachium, Trianaea bogotensis, Trapa natans, Isolepis gracilis, Cyperus papyrus, C. alternifolius, C. distans, C. laxus, Carex japonica, Limnocharis Humboldtii; von den sich gut haltenden Marsilien können aufgenommen werden: Marsilia quadrifolia, M. aegyptiaca, M. crenata, M. Drummondi, M. elata, M. macra, M. salvatrix, M. unicinata; ferner Pontederia elegans, Sagittaria japonica flore alba plena, S. montevidensis, Villarsia Humboldtiana, V. Milensis, V. reniformis, V. parnassiaefolia, Nelumbium speciosum u. a. Alle im Boden der Becken wurzelnden Pflanzen gedeihen in einem Gemisch von Moor-, Schlamm- und Heideerde, viele brauchen nur mit dem Wurzelstock im Wasser zu stehen. Einige können auch mit ihren Töpfen in die Bodenfüllung des Terrariumraumes eingelassen werden und sind dann gut feucht zu halten.

Zur Bepflanzung der Felsgrotte der trockenen Terrarien sind geeignet: Cissus discolor, C. antarctica, Delaira scandens, Cobaea scandens, alle verlangen Heideerde,

viel Luft und Licht, und wollen mäßig feucht gehalten sein. Eine gleiche Behandlung, jedoch sandige Heideerde mit etwas Lehm vermischt verlangen die Fragaria-Arten, von welchen wir hier zur Bekleidung des Felsens oder als Ampelpflanzen verwenden können: Fragaria indica, F. vesca var. muricata, F. grandiflora var. foliis variegata. Auch mit der schon genannten Fuchsia procumbens können wir einen Versuch machen, doch dürfen wir diese hübsche Pflanze nicht zu trocken halten. Für den gleichen Zweck eignen sich noch recht gut verschiedene Winden, welche infolge ihrer hübschen Blüten ein schöner Schmuck dieser Terrarien sind. Sehr gut halten sich von diesen Convolvulus mauritanicus, C. var. flore alba, C. var. flore variegata, C. argenteus. Letztere nahrhafte Laub- und Mistbeeterde; die vorgenannten Convolvulusarten begnügen sich mit leichter Gartenerde. Alle verlangen viel Luft und Licht, und sind mäßig feucht zu halten. Die Winden sowohl als auch Ipomaea purpurea und Campanula garganica können mit in die größeren Töpfe andrer Pflanzen, besonders der Palmen gepflanzt werden, wo sie dann an den hochstämmigen Pflanzen emporranken, während sich Saxifraga sarmentosa vorzüglich zur Unterbringung auf dem Gipfel der Felsgrotte eignet.

Chamaerops excelsa.

(Schluß folgt.)

Kommißbrot und Käse.

Der alte Küchenmeister Laras erzählte zum öfteren folgende Anekdote vom Kaiser Friedrich: Eines Tages im Jahre 1882 erklärte der Kronprinz dem Küchenmeister: „Heute abend essen wir Kommißbrot und Käse!" — „Kommißbrot, kaiserliche Hoheit?" wandte Laras ein. — „Na, seien Sie nur ruhig, ein guter Hausvater sorgt für alles; ich habe schon eins mitgebracht!" Und nun erfuhr der Küchenmeister den Zusammenhang. Der Kronprinz war nämlich kurz zuvor in Zivil durch die Straßen spaziert und hatte dort Soldaten bemerkt, die ihr Brot zum Verkauf ausboten. In Berliner Mundart hatte er einen gefragt: „Wat kost' denn det?" und das Brot gekauft unter der Bedingung, daß es zu seiner Frau gebracht werde. Unterwegs wurde dem Soldaten schon unheimlich, als sein Begleiter von allen Seiten gegrüßt wurde; als er aber die Rampe zum Palais hinaufschreiten sollte, weigerte er sich mit den Worten: „Nee, da jeh ick nich rin, da wohnt der Kronprinz." Das half jedoch nichts; er mußte mit und folgte zagend, hörte aber wie der joviale Herr seiner Gemahlin zurief: „Vikki, ick hawe dir 'n Kommißbrot jekooft!" Der Soldat bekam einen Thaler für sein Brot und freute sich, als er wieder draußen war.

Wie die Insel, so die Kost.

In der Umgebung von Kopenhagen liegt der Farumsee. Mitten in diesem See liegt eine kleine Insel, kaum 80—100 Fuß im Geviert. Diese Insel schenkte, wie die Sage erzählt, einst König Waldemar Atterdag seinem Narren Klaus, als dieser ihn gebeten hatte, der König möge ihm doch auch ein Stückchen Landes geben, wo er König sein könnte. Der enttäuschte Narr rächte sich, indem er seinen König zu einer Aalsuppe einlud; als der König bei ihm eintraf, zeigte er auf den See ringsum und sagte: „Da ist die Suppe mit Aalen in Hülle und Fülle." Der König machte ein saures Gesicht, der Narr aber lachte und sagte: „Wie die Insel, so die Kost."

Rätsel.

Der Tod durch D, wie gräßlich!
Mit M ein Tier, wie häßlich!

Logogriph.

Ich nenn' ein hurtiges, flinkes Tier,
Doch wenn ich den Kopf samt dem Halse verlier',
So bleib' ich, trotz häufiger Schläge,
Beständig langsam und träge.

Turnrätsel.

1 2 3 4: So oft der Ruf des Lehrers erschallt.
1 3 2 4: So fallen im Herbste die Blätter im Wald.
2 4 3 1: Ein berühmter Berg in dem Alpenland.
4 3 2 1: Dran klimmen wir gern mit kräftiger Hand.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 616.

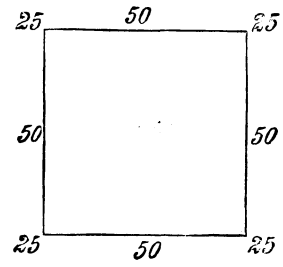
„Arolsen, Salerno."

Auflösung des Rätsels auf Seite 616.

„Reis."

Auflösung der arithmetischen Aufgabe Seite 602.

Die Besetzung des Festungsvierecks geschieht wie folgt:



Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 46.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Old Shatterhand folgte dieser Aufforderung und richtete das Fernrohr nach der Blöße. Auf den Wink des Spähers kamen seine Leute hinter dem Gebüsch hervor, eine lange, lange Reihe von Reitern, welche mit den Kriegsfarben bemalt waren; darum konnte Old Shatterhand ihre Gesichter nicht erkennen; aber dennoch wollten ihm viele der Gestalten bekannt vorkommen. Am Schlusse des Zuges kamen zwei, von denen er sofort wußte, wer sie waren, nämlich Nitsas-Jni und seine weiße Squaw, deren Gesicht natürlich unbemalt war. Als sie alle hinter dem Gesträuch auf der andern Seite der Lichtung verschwunden waren, sagte der Apache: „Das müssen die Krieger der Navajos gewesen sein; etwas andres ist kaum möglich. Da es zu weit bis dort hinüber ist, konnte ich sie nicht erkennen, aber es war mir, als ob sich am Ende des Zuges eine Squaw befunden habe. Mein Bruder konnte durch sein Rohr besser sehen. Hast du jemand erkannt?"

> Von Halbheit halte deinen Pfad rein!
> Der ganze Mann setzt ganze That ein,
> Und wahre Ehr' muß ohne Naht sein.
> Ernst Ziel.

„Ja. Nitsas-Jni und seine Squaw ritten hinterdrein."

„So sind es also die Navajos gewesen, wie ich vermutete. Sie haben jedenfalls unten an der Mündung des Flusses gelagert. Warum haben sie diesen Ort verlassen?"

„Und warum halten sie sich da drüben am rechten Ufer?"

„Ja, das ist sonderbar. Sie wissen doch, daß sie die Nijoras auf dieser Seite des Flusses zu suchen haben, da deren Gebiet auf derselben liegt."

„Sollten sie durch irgend eine falsche Nachricht dazu veranlaßt worden sein?"

„Das ist nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich."

. . . „Uff, uff!" rief der Alte, „Winnetou und Old Shatterhand mit unsern Kriegern auf Tod und Leben kämpfend! Das würde ein Schauspiel sein, wie es die Krieger der Nijoras noch nie erlebt haben!"

„Dann müssen wir uns fragen, wer ihnen diese Nachricht gebracht hat.“

„Ein Kundschafter nicht, denn ihre Späher können ja nicht zu ihnen, weil sie gefangen sind.“

„Es gibt nur einen einzigen möglichen Fall.“

„Welchen?“

„Daß sie von dem Oelprinzen irre geleitet worden sind.“

„Richtig! Der ist jedenfalls zu ihnen, um sich und seine beiden Begleiter ausrüsten zu lassen, weil sie jetzt unbewaffnet waren.“

„Aber was können diese drei für Gründe haben, die Navajos da drüben heraufzuschicken?“

„Wir wollen uns darüber nicht die Köpfe zerbrechen. Jedenfalls werden wir diese Gründe erfahren. Steigen wir jetzt herab! Es will dunkel werden, und wir können nun bald an die Nijoras kommen.“

Sie stiegen von den Bäumen, da sie unten sicherer waren. Es konnte aus irgend einem Grunde ein Nijora an diese Stelle kommen und da mußte er sie, wenn sie oben saßen, weit eher entdecken, als wenn sie sich unten befanden und sich vor ihm verbergen konnten. Als sie nun wieder nebeneinander standen, sagte Old Shatterhand: „Unsre Freunde mögen da drüben den Weg eingeschlagen haben, aus welcher Ursache es immer sei, so können sie den Zweck, welchen sie dabei verfolgen, sehr leicht verfehlen.“

„Warum?“ fragte der Apache.

„Weil es möglich ist, daß sie von den Nijoras gesehen worden sind.“

„Uff! Das ist wahr. Diese liegen hüben am Ufer und die Navajos kamen drüben am Ufer!“

„Diese Ufer sind zwar mit Büschen und Bäumen besetzt, aber unsre Freunde haben über die Lichtung gemußt, wo sie von jedem, der hüben am Wasser stand, gesehen werden mußten.“

„Die Nijoras tränkten vorhin ihre Pferde. Hoffentlich sind sie jetzt damit fertig gewesen und es hat keiner von ihnen mehr unten am Flusse gestanden. Ich will noch einmal auf den Baum klettern und die Stelle dort betrachten.“

Er kletterte wieder hinauf, hielt eine kurze Weile scharfen Ausguck, kam dann wieder herab und sagte: „Es ist niemand am Wasser, und so denke ich, daß die Navajos nicht gesehen worden sind.“

„Das beruhigt mich. Uebrigens werden wir es erfahren, wenn wir die Nijoras nachher belauschen. Wenn sie unsre Freunde gesehen haben, werden sie ganz gewiß davon sprechen.“

Die Dämmerung trat jetzt ein, und so machten sich die beiden Männer auf den Weg, welcher gar nicht ungefährlich für sie war. Man konnte noch ungefähr sechs bis acht Schritte weit sehen, doch wurde es so schnell dunkel, daß es, als sie in der Nähe des Winterwassers ankamen, so finster war, daß sie sich nicht mehr allein auf ihre Augen verlassen konnten, sondern auch den Tastsinn zu Hilfe nehmen mußten. Hierbei kam es ihnen sehr zu statten, daß sie schon öfters hier gewesen waren und also die Oertlichkeit genau kannten.

Der Chelly floß hier fast genau von Ost nach West und es ist bereits gesagt worden, daß das Winterwasser von Süd nach Nord, also rechtwinklig, auf ihn stieß. Die Ufer beider waren hier mit Wald und Busch bestanden und sehr hoch. Von der Höhe bis hinab zum Wasser des Chelly konnte man recht gut sechzig Fuß rechnen. Im Winterwasser befanden sich in der gegenwärtigen Jahreszeit nur einige Pfützen, welche dem Uebergange nicht im mindesten hinderlich waren. Das Terrain war an der Mündung des Winterwassers sehr felsig und die Ufer fielen so steil ab, daß man da zu Pferde nicht hinunter konnte. Wer hinüber wollte, mußte vielmehr eine Strecke am Winterwasser hinauf bis zu einer Stelle, wo beide Ufer sich einander flacher zuneigten. Diese Stelle war aber auch die einzige, welche sich zum Uebergange eignete. Ebenso geeignet war sie natürlich auch zu einem Ueberfalle. Da man sonst nirgends hinüber konnte und also unbedingt gezwungen war, diesen Ort aufzusuchen, so brauchte der Feind nur hier zu warten. Man mußte ihm, wenn er es nicht ganz und gar ungeschickt anfing, unbedingt in die Hände fallen, vorausgesetzt natürlich, daß er zahlreich genug auftreten konnte.

Die Nijoras lagerten nicht an dieser Furt. Sie waren da hinüber und hatten das jenseitige linke Ufer abwärts bis zur Mündung verfolgt und dort oben ihr Lager aufgeschlagen. Dort gab es kein Wasser. Wer sein Pferd tränken oder für sich selbst Wasser holen wollte, der mußte nach der soeben beschriebenen Furt zurück und hinunter auf den Grund des jetzt trockenen Winterwasserbettes steigen und, diesem abwärts folgend, bis zur Mündung desselben gehen, wo der Chelly vorüberfloß.

Das war beschwerlich genug. Die Nijoras hätten es viel bequemer gehabt, wenn sie sich unten an der Mündung gelagert hätten; aber das war unmöglich, ohne daß Spuren entstanden, welche nicht vollständig auszulöschen waren, und dies sollte vermieden werden.

Soviel über das Terrain, welches für beide Teile so überaus wichtig war.

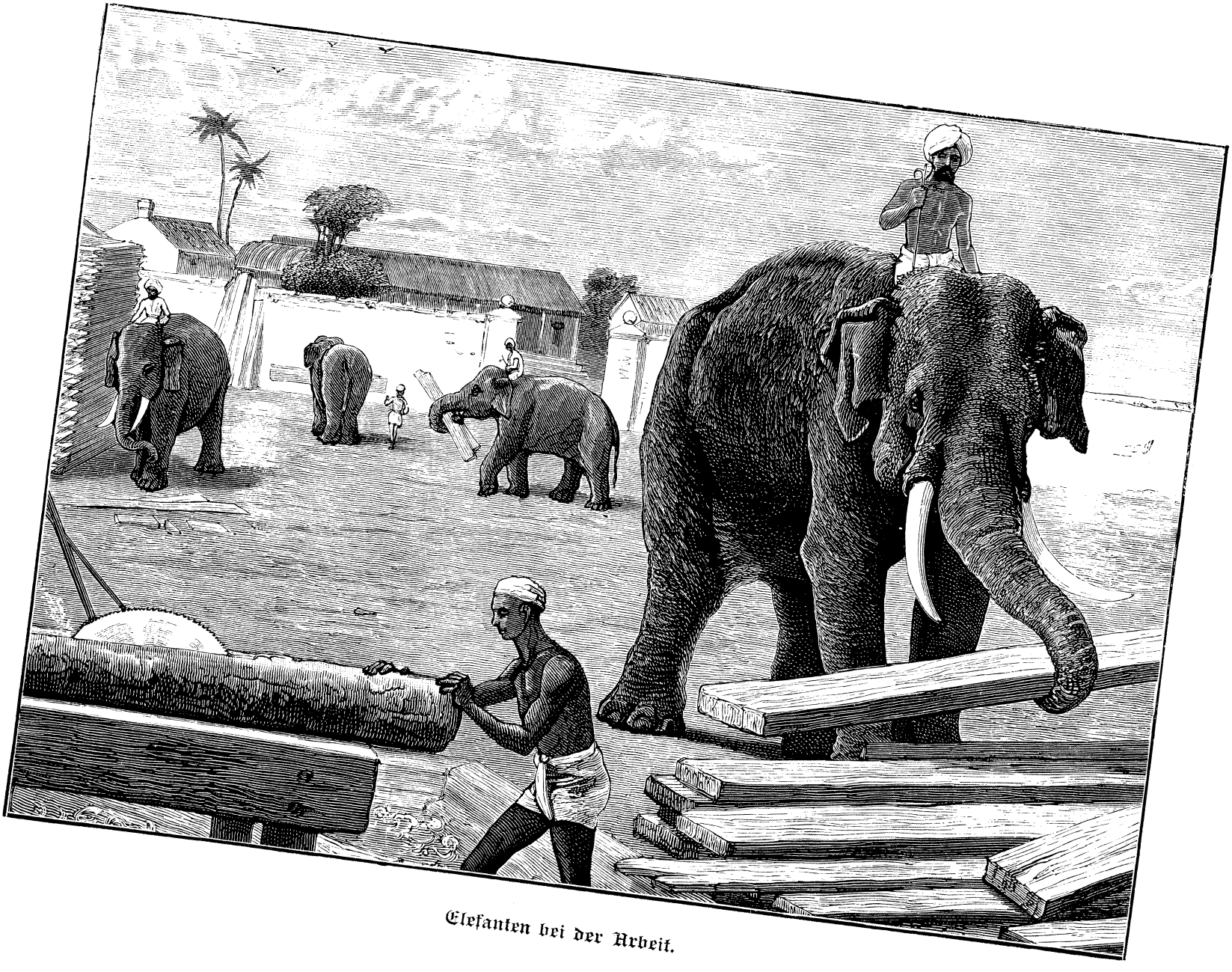
Da die Nijoras drüben lagerten, mußten Winnetou und Old Shatterhand natürlich auch hinüber. Als sie das hohe Ufer des Winterwassers erreicht hatten, sahen sie von drüben die Lagerfeuer zwischen den großen Felsstücken, die es dort gab, herüberleuchten.

„Wie unvorsichtig!“ sagte Winnetou.

„Ja,“ stimmte Old Shatterhand bei. „Diese Kerls müssen es für ganz sicher halten, daß wir noch zu weit zurück sind, um diese Stelle noch heut erreichen zu können.“

„Das ist noch nicht alles. Ihre Feuer leuchten doch auch drüben weit in die Ebene hinaus. Wie leicht könnten sie da von den Navajos bemerkt werden.“

„Das läßt mich eben vermuten, daß die Nijoras die Navajos vorhin gesehen haben. Sie wissen, daß diese jenseits des Flusses sind und also nicht hierherkommen können.“



Elefanten bei der Arbeit.

schien bald und fragte den Knaben: „Wie heißt dein Vater?“

Er nannte einen Namen, den der Wärter, wie er versicherte, niemals gehört hatte.

Nach einigem Nachsinnen fuhr er fort: „Ist es ein alter Arbeiter, der aus England gekommen ist?“

„Ja,“ erwiderte der Knabe . . . „Der Vater ist in England gewesen . . . Er ist aber nicht alt.“

„Wann soll dein Vater in unser Krankenhaus gekommen sein?“ fragte der Wärter weiter.

„Vor fünf Tagen,“ sagte der Junge.

„Dann ist es der Kranke, der im vierten Saal liegt. Folge mir!“ rief der Wärter.

Während beide durch Flur und Gänge schritten, fragte der Knabe: „Ist der Vater schwer krank?“

Der Wärter gab ihm keine Antwort.

Sie traten in einen großen Saal, in welchem viele Betten standen und durchwandelten ihn, bis der Wärter vor einer Lagerstätte stehen blieb, den Vorhang, der sie von allen Seiten umgab, öffnete und sagte: „Hier liegt der, den du suchst!“

Der Knabe kniete neben dem Bett nieder, küßte die Hand des Kranken, die auf der Decke lag und rief unter Thränen: „Vater, lieber Vater!“

Der Kranke aber rührte sich nicht.

Jetzt brach der Junge in Klagen aus, hob das Haupt, das er bisher gesenkt und über die Hand des Vaters gebeugt hatte, und starrte in dessen bleiches Antlitz. Er glaubte am Bette eines Fremden zu sein, denn kein Zug an demselben glich dem Bilde, das er vom Vater in der Erinnerung trug. Die Haare und der lange Bart schimmerten silbergrau.

„Vater!“ rief er, als der Kranke endlich aus langer Ohnmacht wieder zurückkam, „erkenne mich doch. Ich bin dein Sohn Klaus!“

Der Mann atmete schwer, schlug die Augen auf und blickte ihn starr an. Auch die Augen des Kranken hatten einen fremden Ausdruck, und Klaus entsann sich nicht, daß er jemals in solche Augen geblickt hätte.

Er setzte sich, da der Kranke keinen Laut von sich gab und bald wieder einschlummerte, auf den Stuhl, der neben dem Bett stand. Wie weh wurde ihm jetzt ums Herz.

Er dachte an den Tag, wo der Vater gesund und kräftig von Mutter und Kindern zärtlichen Abschied nahm.

„Betet für mich und bleibt brav!“ hatte er zu ihnen gesagt. „Ich werde in der Fremde fleißig arbeiten und jeden Pfennig sparen, damit ich viel verdiene und bald heimkehren kann!“ Und in jedem Briefe, den er zwei- oder dreimal im Jahre schrieb, hieß es immer: „Ich bin Gott sei Dank gesund und bei guten Kräften.“

Jetzt aber, da der gute Vater endlich in die Heimat zurückgekehrt war, mußte er ihn als einen Sterbenden wiedersehen!

Nach einer Stunde ertönte leise eine Glocke, bei deren Schall die meisten Kranken erwachten und sich in ihren Betten aufrichteten, denn es war die Zeit, wo die Aerzte im Saal erschienen und die Kranken besuchten. Einer, den eine Schwester der christlichen Liebe begleitete, trat an das Bett, in welchem der Vater des jungen Klaus lag, fühlte dessen Puls, prüfte Atem und Aussehen und sprach leise ein paar Worte zur Schwester.

Dann wandte er sich zum Knaben, der ihn angsterfüllt und zitternd anblickte, und sagte: „Aengstige dich nicht, mein Kind. Die Krankheit deines Vaters ist schwer, wir haben aber die Hoffnung, daß er wieder gesund wird. Bleib hier; das wird ihm wohl thun.“

„Der Vater erkennt mich nicht!“ jammerte Klaus.

„Warte bis morgen,“ tröstete ihn der Arzt. „Verliere nur nicht den Mut!“

Er ging aus dem Saal, und jetzt begann der Knabe sein Amt als Krankenpfleger. Er glättete die Kissen, wenn sie der Vater, vom Fieber gerüttelt, zerwühlte, faltete und legte die Bettdecke zurecht, die derselbe im heftigen Hin- und Herbewegen von sich warf, und lauschte auf jeden Atemzug oder Seufzer, der aus dessen Lippen drang.

Ab und zu erwachte der Kranke aus seinen wilden Träumen oder Ohnmachten und schaute dann mit einem Blicke, aus dem Liebe und Dankbarkeit leuchteten, in das Gesicht seines Krankenpflegers, der im stillen darüber jubelte.

Während der Nacht schlief Klaus in einer winzig kleinen Kammer, die neben dem Saal lag, und den Tag über wich er nicht vom Bett des Vaters.

Dieser konnte ihn bald nicht mehr entbehren; wenn er aus Bewußtlosigkeit oder Schlaf erwachte, suchten seine müden Augen nur ihn. Seine fahlen Lippen bewegten sich, um etwas zu sagen, das aber weder Klaus noch die Schwester verstanden und sein abgemagertes Gesicht hatte einen zufriedenen, ja glücklichen Ausdruck.

Der Arzt sagte, als er die Veränderung in Mienen und Blick des Kranken bemerkte, zu Klaus: „Es geht deinem Vater besser. Das macht die Freude, daß du bei ihm bist!“

Als eines Morgens der Kranke eine Zeitlang wach blieb, erzählte er ihm vom Hause, von der Mutter und den Geschwistern; es schien aber, daß der Vater immer nur auf den Ton seiner Stimme horchte und das, was er plauderte, nicht verstand. Dies betrübte Klaus sehr. —

So vergingen fünf Tage, während deren er niemals vom Bette wich und auch dort sein Mittagbrot verzehrte.

Am sechsten Tage sagte der Arzt, nachdem er den Kranken wieder untersucht hatte, zur Schwester: „Es geht zu Ende!“

Klaus, der diese ganz leise gesprochenen Worte gehört hatte, brach in Thränen aus und war dem Verzagen nahe. Es gab nur einen Trost für ihn. Der Vater verstand jetzt, obwohl er immer mehr hinsiechte, alles, was er ihm zuflüsterte, und seine Augen ruhten jetzt mit viel zärtlicherem Ausdrucke, als am Tage des Wiedersehens, auf ihm.

Einmal öffnete er die Lippen, hob sich mühsam aus den Kissen und versuchte ein Wort zu sprechen, es war ihm aber vor Schwäche nicht möglich.

Klaus beugte sich über ihn und sagte, um ihn zu

trösten: „Mut, Mut, lieber Vater, du wirst bald gesund werden! Dann wollen wir zusammen nach Hause wandern."

In diesem Augenblick wurde die Thüre des Saales geöffnet und ein Mann, der ein großes Bündel trug, trat ein, neben ihm ging eine Schwester der christlichen Liebe.

Er ging hastig zum Bett, an dem der Knabe saß, und rief: „Klaus!"

Dieser wandte sich um, starrte den Mann lange an und stürzte sich mit dem Schrei: „Vater!" in dessen Arme.

„O, mein Kind," fuhr der Mann fort, „der Wärter, den du an der Pforte trafst, hat dich an das Bett eines Fremden geführt. Ich lag, während du hier bliebst, in einem andern Saal. Als mir die Schwester von einem Knaben erzählte, der seit sechs Tagen seinen sterbenden Vater pflegte, fragte ich: ‚Wie heißt der brave Junge?' Sie sagte ‚Klaus'. Darüber hatte ich allerlei Gedanken und schrieb an deine Mutter, welche mir gestern antwortete: ‚Ich habe unsern Klaus zu dir ins Krankenhaus gesandt.' — Jetzt wußte ich alles. Was hast du während dieser Tage gelitten und dies wegen eines Fremden. Gott sei gepriesen, daß ich dich gefunden habe. Folge mir sogleich. Wir wollen, da ich genesen bin, jetzt ohne Aufenthalt nach Hause."

Klaus erwiderte kein Wort. Er schaute auf den Kranken, der während des lauten Gespräches erwacht war und ihn zärtlich anblickte. Dieser Blick drang ihm tief ins Herz und er sagte leise zum Vater: „Ich kann nicht mit dir gehen. Der gute alte Mann soll nicht allein sterben. Laß mich bei ihm bleiben. Wenn ich fortgehe, wird er traurig sein, denn er hat sich während der sechs Tage über meine Stimme, meinen Anblick und die kleinen Dienste, die ich ihm erwies, gar so sehr gefreut. Es wäre grausam von mir, ihn, der nur wenige Stunden mehr leben wird, zu verlassen."

Der Vater des Klaus fragte, während er wenig freundlich auf den Sterbenden blickte, die Schwester: „Wer ist der Mann?"

„Ein Arbeiter wie Ihr," erwiderte sie, „der in derselben Stunde wie Ihr bewußtlos in unser Krankenhaus gebracht wurde. Er besitzt vielleicht in seinem Heimatsorte einen Knaben, nach dem er sich sehnt und hat ihn in Eurem Klaus wiedergefunden."

Der Vater des Klaus sagte zu diesem nichts als: „Bleib bei ihm!" und ging allein aus dem Saal und heimwärts.

Der Knabe aber pflegte jetzt den Fremden mit derselben Geduld und Zärtlichkeit wie bisher und weinte nicht mehr, denn er sagte sich im stillen: „Mein Vater ist gesund und bei der Mutter und den Geschwistern."

Als die Nacht hereinbrach, breiteten sich die Schatten des Todes über das Gesicht des alten Mannes und Klaus faßte dessen Hand. In diesem Augenblick fühlte er, daß der Sterbende ihm leise die Hand drückte und daß er den letzten Atemzug gethan hatte. Das war wie ein Dank und ein letzter Gruß an Klaus.

„Er ist verschieden!" bestätigte die Schwester. Dann wandte sie sich zu Klaus und sagte: „Nun hält dich nichts mehr — gehe und lebe glücklich. Du hast ein gutes, ein echt christliches Werk vollbracht." Sie nahm ein Sträußchen blühender Veilchen, die in einem Glase auf einem kleinen Tische standen, gab es ihm und fügte hinzu: „Nimm diese Blumen — zum Andenken."

Der Knabe aber trug die Veilchen zum Toten, legte sie auf dessen Brust und sagte in zärtlichem Tone: „Armer Vater, ich werde für dich beten!"

Er nahm dann sein Bündel und wanderte, Saal und Krankenhaus verlassend, seiner Heimat zu.

Pflanzen für erwärmte Terrarien.

(Schluß.)

Für den übrigen Raum, zur Einsetzung mit den Töpfen in die Bodenschicht, stehen uns viele Pflanzen zur Verfügung, namentlich sind es die Palmen, welche dem Terrarium einen ganz eigenen Reiz verleihen. Die Dattelpalmen (Phoenix) sind meist recht hart und ausdauernd, manche lassen sich leicht aus Samen ziehen oder durch Teilung des Wurzelstocks vermehren. In sandiger Heideerde gedeihen: Phoenix dactylifera, Ph. humilis, Ph. reclinata, Ph. spinosa, Ph. acaulis, Ph. rupicola, Ph. farnifera, Ph. leonensis, Ph. tenuis; sie alle werden nur mäßig feucht gehalten. Gleiche Behandlung verlangen: Areca rubra, A. sapida, A. lutescens, A. Baueri; Cocos chilensis, C. flexuosa, C. butyracea. Sehr gut halten sich auch, selbst unter ungünstigen Verhältnissen: Chamaerops humilis, Ch. excelsa, Ch. gracilis, Ch. arborescens, Ch. Martiana, Ch. Hystrix, Ch. serrulata, Ch. Ritchina, Ch. macrocarpa, Ch. tomentosa. Mäßige Feuchtigkeit, Heideerde und reichliches Lüften verlangen: Morenia Lindeniana; Oreodoxa frigida; Iriartea andicola. Sofern das Terrarium recht warm steht, so gedeihen auch noch Sabal Adansonii, S. Palmetto, welche ziemlich feucht zu halten sind. Wenig empfindliche, ausdauernde Pflanzen sind die stets gleichmäßig feucht zu haltenden Dracänen, welche im allgemeinen den Palmen ähnlich sehen. Zu empfehlen sind: Dracaena Draco, D. australis, D. indivisa, D. cannaefolia u. a. Die Dracänen gedeihen in einem Gemisch von lockerer Rasenerde, halbverrotteter Lauberde und Sand, und sind öfters zu verpflanzen. Alle Palmen und Dracänen verlangen öfteres Bespritzen und Waschen ihrer Blätter, wobei darauf zu achten ist, daß kein Wasser lange in den Blattwinkeln stehen bleibt. Ferner lassen sich hier gut verwenden: Agapanthus umbellatus und Abarten, welche viel Luft, sandige Heideerde mit etwas Moorerde gemischt, und mäßige Feuchtigkeit verlangen. Sehr schöne Blattpflanzen sind die Croton-Arten, deren bunte Blätter einen hübschen Schmuck des Terrariums bilden. Sie verlangen Heide- und Lauberde gemischt, mäßiges Begießen und öfteres Bespritzen. Empfehlenswert sind: Croton undulatum, C. pictum, C. variegatum, C. concinnum, C. cornutum, C. grande, C. sebiferum, C. Andreanum, C. Cooperi, C. elegans, C. maximum,

C. longifolium. Sehr dekorative und ausdauernde Pflanzen sind die Philodendron, welche sich mit wenig Sonne begnügen. Sie gedeihen in Mistbeeterde und Sand gemischt, verlangen öfteres Bespritzen und Waschen der Blätter und sind mäßig feucht zu halten. Zu empfehlen sind: Philodendron pertusum, Ph. erubescens, Ph. digitatum, Ph. albo-vaginatum, Ph. imperiale, Ph. gloriosum, Ph. pinnatum, Ph. speciosum. Prachtvolle Pflanzen sind die bekannten Begonien, deren in herrlichen Farben prangende Blätter bisweilen wie gemalt erscheinen. Sie verlangen einen hellen Stand, jedoch nicht unmittelbar Sonne, ein Gemisch von Heide-, Damm- und Gartenerde; während des Wachstums sind sie häufiger mit erwärmtem Wasser (etwa 20 ° R.), während der Ruhe aber sehr wenig zu begießen. Bei den Blattbegonien darf kein Wasser auf die Blätter kommen, da diese sonst fleckig werden und faulen. Verwendbar sind u. a.: Begonia discolor, B. semperflorens, B. semperflorens var. rosea, B. boliviensis.

Einen recht hellen, sonnigen Stand, weniges Begießen und Heideerde verlangen: Euphorbia variegata, E. jaquiniflora, E. splendens. Noch weniger werden begossen, aber viel Sonne, sandige Laub-, Heideerde mit etwas Lehm gemischt, verlangen die ausdauernden Aloë- und Echeverienarten, von welchen besonders zu empfehlen sind: Aloë retusa, A. roseo-cinto, A. longicrista, A. nobilis, A. picta; Echeveria coccinea, E. grandiflora, E. imbricata, E. gilbiflora, E. scunda, E. rosea, E. glauca. Von diesen Fettpflanzen, zu welchen wir noch einige Kleinia und Mesembrianthemum hinzufügen können, lassen sich einige recht zierlich auf der Felsgrotte unterbringen, da manche einen sehr kleinen Wurzelstock haben und sich mit wenig Erde, welche in die Fugen des Felsens gedrückt wird, begnügen.

Die elektrische Weckuhr.

In den letzten Ferien hatte ich mit einigen meiner Schulkameraden einmal eine größere Fußpartie verabredet, der Abmarsch war auf fünf Uhr früh festgesetzt worden. Wir standen alle schon vor der festgesetzten Zeit an Ort und Stelle bereit, nur einer fehlte. Und das war Oberförsters Karl, ἄριστος πάντων, der beste der Kameraden, den wir auch diesmal stillschweigend zu unserm Oberhaupt erkoren hatten. Wir nannten ihn immer nur mit dem Epitheton „der Gelehrte", und er wußte auch in der Regel mehr als wir, ob es nun galt, ein schwieriges Rechenexempel zu lösen, oder einen Apparat zu konstruieren, oder ein neues Spiel ausfindig zu machen, immer war er uns über, und wir hegten fast gar schon alle die Ueberzeugung, daß, wollte man etwas Rechtes zustande bringen, ohne ihn überhaupt nichts unternommen werden könne.

Da meinte einer von uns, daß alle großen Gelehrten gerne etwas lange zu schlafen pflegen, und wir sollten einmal nachsehen, ob das auch hier zutreffe. Und richtig fanden wir unsren Helden noch in den Federn, der auf unsre Erinnerungen hin alsbald unter allgemeiner Heiterkeit eine Flut von Entschuldigungen zum besten gab.

Wir ließen das gelten, und der Marsch wurde trotz der Verspätung in der fröhlichsten Stimmung angetreten. Nur Karl war etwas verstimmt und schien über etwas nachzudenken, dermaßen, daß er selbst unsern witzigen Auseinandersetzungen über den „Schlaf des Gelehrten" kein Gehör schenkte.

Einige Tage darauf ließ uns Karl insgesamt zu sich bitten, da er uns etwas Neues zu zeigen hätte. Wir waren sehr neugierig, zu erfahren, was das wohl sein könnte.

Kurze Zeit hernach waren wir sämtlich auf seiner Bude. Wie wir, neugierig, was da kommen werde, um den großen Mitteltisch herumsitzen, ertönt plötzlich zu unsern Häupten ein schrilles, ohrenzerreißendes Geklingel; Karl sieht uns prüfend der Reihe nach an, und wir machen eine zeitlang in der That die merkwürdigsten Gesichter ob der unerwarteten und rätselhaften Störung.

Endlich erhebt sich unser Hauswirt, schreitet nach seiner Schwarzwälder Wanduhr und macht hier durch irgend eine Manipulation dem Spektakel ein Ende. Hierauf erklärt er uns, daß ihm sein Mißgeschick bei unsrem letzten Ausfluge sehr zu Herzen gegangen sei, und daß er sich einen Weckapparat konstruiert habe, um in künftigen Fällen nicht auf die Hilfe andrer angewiesen zu sein.

Unter seinen physikalischen und elektrischen Apparaten befand sich unter anderem auch eine elektrische Klingel nebst einem galvanischen Element und in seiner Stube hing die nicht mehr neue Schwarzwälder Uhr, die er einst in der Bodenkammer unter verschiedenen „Altertümern" vorgefunden und selbst in Stand gesetzt hatte. Diese beiden Sachen konnten, in entsprechende Verbindung gebracht, einen prächtigen Weckapparat ergeben, und er hatte auch bald das Richtige herausgefunden.

Der metallene Stundenzeiger der Uhr lief wie bei den meisten derartigen Uhren, unter dem Minutenzeiger hinweg, und es brauchte deshalb nur irgend eine metallene Feder oder ein Stift bei einer bestimmten Zahl des Zifferblattes angebracht zu werden, woran zur gewünschten Zeit die Spitze des Stundenzeigers vorüberstreifte und so den zum Stromschluß nötigen metallischen Kontakt herstellte, wodurch das Läutewerk in Bewegung gesetzt wurde.

Außen um die Ziffern der Uhr herum hatte er zu diesem Zwecke einen mit der Laubsäge geschnittenen schmalen Holzring aufgeleimt, und an diesem war ein entsprechend gebogenes Blech so festgeklemmt, daß es wie auf einer Schiene um das ganze Zifferblatt herumgeführt und auf einer beliebigen Ziffer festgestellt werden konnte. Das Messingblech ragte mit einer Spitze gegen die Mitte der Uhr und war hier so nach oben gebogen, daß es der Stundenzeiger beim Vorübergange eben noch berührte, während der Minutenzeiger ohne Berührung darüber hinwegging. An dieser Blechklammer war ein Leitungsdraht befestigt, welcher zur Klingel führte. Von der andern Klemmschraube der Klingel zweigte ein zweiter Draht ab zum positiven (Kohlen-) Pole des Elementes, während der

Zinkpol des letzteren mit der Achse der Uhrzeiger in leitender Verbindung war, ohne jedoch den Umlauf derselben irgendwie zu behindern.

Wenn nun zur bestimmten Stunde der Zeiger bei der Spitze der eingestellten Blechklammer vorbeikam, so wirkte dieser ebenso, wie wenn man den Taster einer Hausklingel niederdrückt, das heißt er schloß den Strom, und die Klingel alarmierte so lange, bis jemand die Blechfeder von dem Zeiger entfernte.

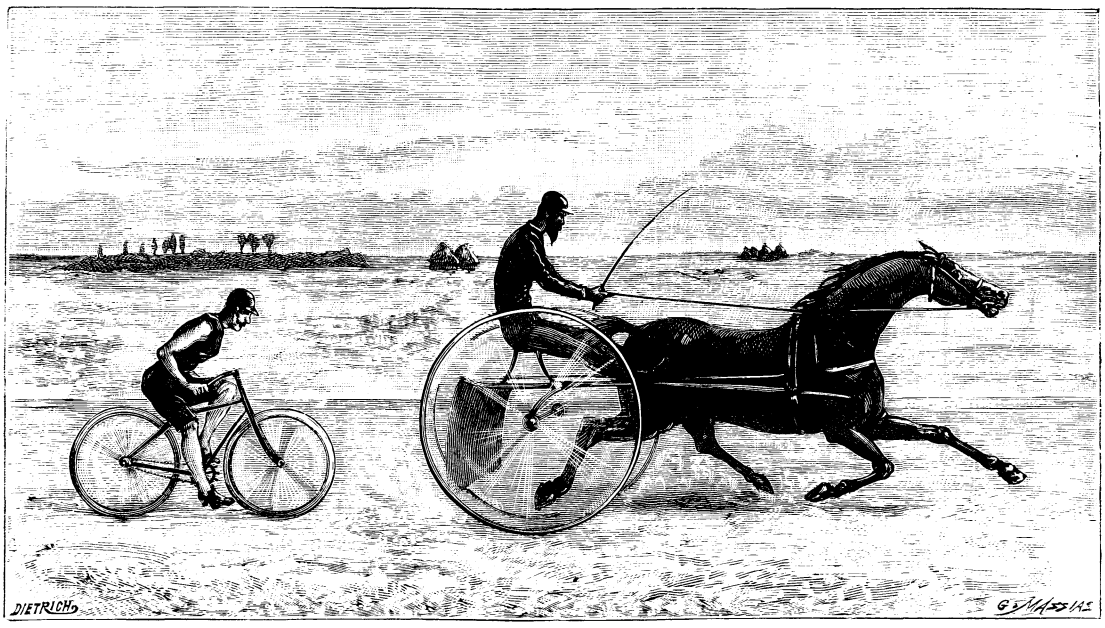
Karl erklärte dieses lange Fortläuten als einen besonderen Vorteil seiner Erfindung gegenüber den käuflichen Weckuhren, da man sich unbedingt erheben müsse, um den Lärm abzustellen, und somit nicht leicht in die Lage käme, wie es bei dem kurzen Läuten der gewöhnlichen Weckuhren gewiß schon oft der Fall war, sich einfach aufs andre Ohr zu legen.

Wir ließen uns noch alle Teile einzeln erklären, und es haben sich denn auch einige von uns solche Alarmapparate mit bestem Erfolge eingerichtet, und der Erfinder stieg wieder eine Sprosse höher in unsrer Achtung. Bei vielen von uns stellte sich der Ausführung noch immerhin ein Hindernis und zwar ein gar gewaltiges entgegen, insofern nämlich, als Papa und Mama sich mit dem Gelärm keineswegs einverstanden zeigten, trotz aller Hinweise auf den löblichen Zweck.

Der Luftwiderstand beim Radfahren und der Larüesche Luftschirm.

Daß die Luft beim Radfahren einen Widerstand leistet, ist eine Thatsache, die den Kameraden nicht erst lange bewiesen zu werden braucht. Sie war aller Welt von jeher bekannt, nur wußte man nicht, in welchem Grade dieser Widerstand sich geltend macht. Die nach dieser Richtung hin angestellten Versuche haben nun ergeben, daß er weit größer ist als man bisher geglaubt hat, und sich auch zum Teil in andrer Weise geltend macht, als man sich vorstellte. Der Radfahrer hat daher unter allen Umständen, sei es auf der Reise, sei es beim Wettkampf, mit diesem Element zu rechnen und um dieses Problem zu lösen, das heißt den Widerstand der Luft zu vermindern, ließ man es allenthalben an Versuchen nicht fehlen. So hat in neuerer Zeit ein amerikanischer Radfahrer ersten Ranges, dadurch, daß er sich eines Blechschirmes bediente, eine englische Meile oder 1609 m in 1 Minute 56,6 Sekunden zurückgelegt, was einer Geschwindigkeit von 13,8 m in der Sekunde oder 50 km in der Stunde gleichkommt, also einer Geschwindigkeit, welche die Mitte zwischen einem gewöhnlichen Eisenbahnzug und einem Schnellzug hält. Der Schirm war an einem leichten Fahrzeug befestigt, das von Rennern erster Klasse mit Aufbietung ihrer größten Geschwindigkeit gezogen wurde (Abbildung 1). Er bediente sich nämlich, so kurz die Strecke auch war, mehrerer Relais(Ersatz-)pferde.

Die Formel für den Widerstand, den die Luft einer vorwärts bewegten Platte entgegensetzt, ist $F = 0{,}07\ V^2 S$, wobei S die Oberfläche der Platte in Quadratmetern, V die Geschwindigkeit pro Sekunde in Metern, F der Kraftaufwand in Kilogrammen bedeutet. Daraus folgt, daß eine Oberfläche von 1 qm, welche mit einer Geschwindigkeit von 13,8 m bewegt wird, einen Widerstand von 13,33 kg erleidet und daß um diese Geschwindigkeit beibehalten zu können, man eines Kraftaufwandes von 184 kg in der Sekunde bedarf.

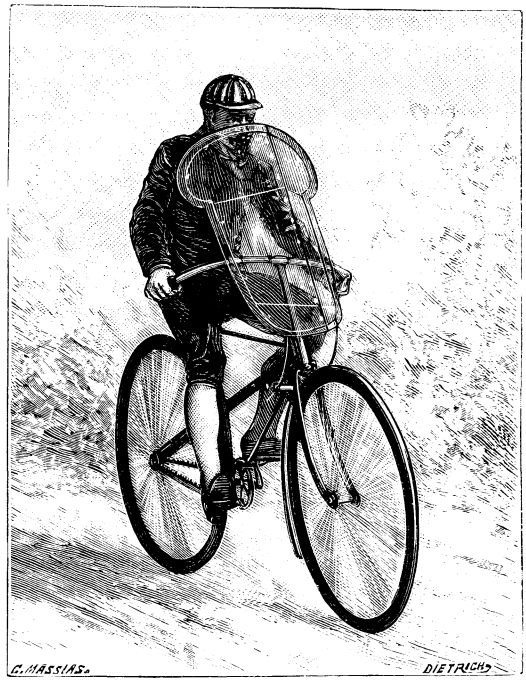


Radfahrer, durch vorausfahrenden Windschirm gegen Luftdruck geschützt.

Nun ist es allerdings ein großer Unterschied, ob es sich um eine ebene Fläche oder einen abgerundeten Körper handelt, wie der Radfahrer einen solchen darstellt. Der Unterschied ist nämlich, wie die Versuche ergeben haben, ein ganz gewaltiger und man kann annehmen, daß im letztern Falle, also beim Radfahrer, das zu überwindende Gewicht

nur etwas mehr als $^1/_5$ von dem durch die ebene Fläche zu überwindenden ausmacht. Außerdem ergibt sich ein Unterschied zwischen guten und schlechten Fahrern. Während man für einen guten Fahrer die Kraftleistung zu 42,59 kg berechnete, betrug sie bei einem schlechten 51,1 kg.

Die erwähnten Versuche haben gleich zu einer Erfindung geführt, deren Wichtigkeit durch die Angaben, die wir darüber machen wollen, einleuchten wird. Ein Techniker, Namens Larüe, hat einen Luftschirm konstruiert, der in der Weise, wie es unsre zweite Abbildung zeigt, an der Lenkstange befestigt wird und der den ganzen Oberkörper des Fahrers vollständig deckt. Er besteht aus einem Rahmen, der die Form eines Schiffsvorderteils (Vorderstevens) hat, wenn er auch nicht so scharf gebaut ist. Er kann der Länge nach zusammengeklappt werden. Dies geschieht, wenn man sich seiner nicht bedienen will. Man befestigt ihn dann mittelst Riemen am Gestell des Fahrrades. Die Füllung des Rahmens besteht aus durchsichtigen Celluloidblättern. Das Gewicht des ganzen Schirmes übersteigt nicht 400 gr.



Windschirm, den Luftdruck leichter zu überwinden.

Die Versuche, die mit dem Luftschirm angestellt worden sind, haben seine Vorzüge unzweifelhaft dargethan. Hinsichtlich der Geschwindigkeit wollen wir nur folgenden Versuch mitteilen. Ein Fahrer ließ sich ohne Benützung der Tretkurbel oder der Bremse eine schiefe Ebene hinabrollen, deren Neigung zwischen 0,15 bis 0,35 m auf den Meter schwankte, und zwar bei einer Serie von Versuchen ohne den Luftschirm, bei der andern mit diesem. Die Witterungsverhältnisse waren bei den jedesmaligen Versuchen dieselben. Ohne Luftschirm dauerte der Abstieg 132 Sekunden, während er mit dem Luftschirm nur 106 Sekunden erforderte. Der Gewinn war also 26 Sekunden oder 22 Prozent, was gewiß der Mühe wert ist.

Außerdem dürfte der Larüesche Luftschirm auch noch gesundheitliche Vorteile bieten, indem er Regen und Staub abhält.

Eine erfolgreiche Huldigung.

Nachdem der Eroberer Timur, Herr von Turan, das heißt der Länder jenseits des Oxus geworden war, wollte er auch Herr von Iran sein, das heißt der Länder diesseits des Oxus. In dreijährigem Feldzuge wurde Persien erobert. Auch Georgien ergab sich mit seiner Hauptstadt Tiflis, sein Fürst mußte den christlichen Glauben verleugnen. Nun sandte der Fürst von Schirwan als Zeichen der Huldigung, gemäß der bei den Tataren beliebten Neunzahl, neun Säbel, neun Bogen, neun Zelte, neun Baldachine, neun Schalen, neun reiche Stoffe, neun edle Pferde, neun Sklavinnen, aber nur acht Sklaven. „Wo ist der fehlende neunte?“ fragte Timur. „Hier ist er!“ antwortete der Fürst, indem er sich in ihre Reihe stellte. Dies gefiel dem Sieger, und er bestätigte den Fürsten in seinem Besitze.

Wandelrätsel.

Dem Inselchen im Mittelmeer,
Das hochromantisch liegt,
Setz du ein s nur hinterher:
Du bist vom Schmerz besiegt.
Für die zwei letzten setz' nun u,
So hast du einen Fluß,
Der fließt dem großen Irtysch zu,
Tobolsk ihm nah' sein muß.
Nochmals die letzten beiden fort,
Dafür ein l getauscht,
So hast du einen schönen Ort,
Daran die Traun hinrauscht.

Rätsel.

Mit R da gräbt's und nagt zugleich,
Mit W hält's warm und ist sehr weich.

Auflösung des Rätsels auf Seite 630.

„Dolch, Molch.“

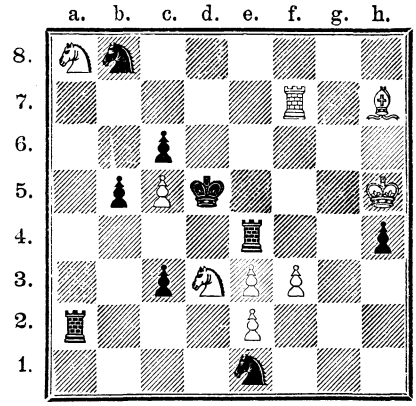
Auflösung des Logogriphs auf Seite 630.

„Wiesel, Esel.“

Auflösung des Turnrätsels auf Seite 630.

„Lies, Leis, Isel, Seil.“

Schachaufgabe Nr. 10 von Ernst Schober in Leipzig.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.
(9 + 9 = 18).

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 9.

1. S d 6 — e 4 K d 5 — e 4 :
2. D c 7 — b 7 : #
1. . . . . f 5 — e 4 :
2. S g 6 — f 4 #.
1. . . . . K d 5 — e 6
2. S g 6 — f 4 #.
1. . . . . f 5 — f 4 oder S zieht.
2. D c 7 — c 4 #.

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 47.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Die vier Indianer waren bei diesen Worten ganz entzückt. Wenn sie geahnt hätten, wer, fast mit den Händen zu ergreifen, da über ihnen lag und alle ihre Worte hörte! Winnetou schob sich ein wenig zurück und zog dann Old Shatterhand am Arme.

„Wollen wir fort?“ fragte dieser ihn leise.

„Ja. Wir haben genug gehört, und mehr brauchen wir nicht zu wissen. Mein Bruder mag kommen.“

„Sie krochen nach der hintern Seite des Felsens, wo Old Shatterhand den Apachen wieder am Lasso hinunterließ. Das Nachfolgen war für ihn wieder lebensgefährlich, gelang aber mit Winnetous Hilfe gut.

Nun galt es, den Ort ebenso unbemerkt zu verlassen, wie sie ihn erreicht hatten. Tief am Boden hinkriechend, schlugen sie genau denselben Weg ein, auf welchem sie herbeigekommen waren, und gelangten auch glücklich in eine solche Entfernung vom Lager, daß sie nicht mehr zu kriechen brauchten. Sie erhoben sich also und setzten ihren Rückzug in bequemerer Stellung fort, gingen dann nach der Furt und befanden sich, als sie dieselbe hinter sich hatten, wieder drüben am jenseitigen Ufer in vollständiger Sicherheit. Dort blieben sie stehen und Winnetou meinte: „Sie haben vor, uns eine Falle zu stellen und glauben wirklich, uns zu fangen.“

„Ja, die Falle ist gut, so gut, daß wir in dieselbe gehen werden.“

„Mein Bruder denkt so wie ich. Wir gehen hinein.“

„Dann mögen sie sehen, ob sie uns fangen werden! Wir holen natürlich die Navajos her, welche wir heute gesehen haben. Die werden die offene Falle hinter uns so verschließen, daß die Nijoras selbst darinnen stecken bleiben. Aber nun laß uns zu Schi-So zurückkehren! Es ist

> Nütze die Zeit, denn das Heute ist Dein,
> Suche die Wahrheit und meide den Schein;
> Goldene Ketten, sie ehren dich nicht,
> Besser die dornigen Fesseln der Pflicht.
>
> Frida v. Kronoff.

. . . „Well, bin dabei. Nehmt die Gewehre und zielt auf die Köpfe!“ . . .

nun nicht nötig, daß wir diesen jungen, wackeren Krieger zu seinen Navajos senden, denn wir werden sie selbst aufsuchen."

Er wollte fort. Da legte Old Shatterhand ihm die Hand auf den Arm und sagte: „Mein Bruder mag noch einen Augenblick warten! Wenn wir morgen in die uns gestellte Falle gehen wollen, ohne daß es uns schadet, so müssen wir vorher wissen, daß es auch wirklich und ganz genau dieselbe Falle ist, von der wir jetzt gehört haben."

„Mein Bruder meint, daß die Nijoras sich doch vielleicht noch eines andern besinnen könnten?"

„Ja. Dann würden wir in die Schlinge gehen, ohne sie öffnen zu können."

„So muß einer von uns beiden hierbleiben."

„Gewiß. Einer bleibt da, um die Nijoras scharf zu beobachten. Soll ich das sein?"

„Nein, ich bleibe hier. Mein Bruder Old Shatterhand versteht es besser als ich, mit seinen weißen Männern und Frauen umzugehen. Darum mag er fortreiten und sie benachrichtigen."

„Gut! Aber es ist nicht nötig, daß du während der ganzen Nacht hier am Winterwasser bleibst, sondern es genügt, wenn du morgen früh wieder hergehst."

„Wie denkt sich denn Old Shatterhand die Ausführung unsers Planes? Wir werden mit den weißen Leuten also nach dem Winterwasser reiten?"

„Ja."

„Und so in die Furt hinabsteigen, als ob wir nichts ahnten?"

„Ja."

„Und auch die Squaws und die Kinder mitnehmen?"

„Natürlich!"

„Aber sie werden sich fürchten und uns also sehr hinderlich sein!"

„Wir dürfen sie trotzdem nicht zurücklassen, weil ihr Fehlen den Nijoras auffallen müßte und sie vielleicht mißtrauisch machen würde."

„Das ist richtig. Sie dürfen also nicht zurückbleiben, doch mag mein Bruder sie sehr ermahnen, ja nichts zu thun, was uns schaden kann. Aber, wenn wir uns dann unten zwischen dem Wasser und den Felsen befinden und die Nijoras kommen, dann dürfen die Navajos keinen Augenblick zögern!"

„Nicht eine Sekunde! Sie werden da sein."

„Ohne von den Nijoras bemerkt zu werden?"

„Ja."

„Aber diese roten Männer werden uns beobachten,

reden, und dann sind ihnen die Navajos schon im Rücken."

„Werden wir schießen müssen?"

„Wenn es nicht anders geht, ja; wir wollen aber möglichst ihr Leben schonen. Doch, ich glaube, daß wir nun beinahe an Ort und Stelle sind."

Sein scharfes Auge hatte sich trotz der Dunkelheit zurechtgefunden. Die beiden näherten sich dem Saume des Ufers und riefen Schi-So's Namen; er antwortete und kam mit den Pferden aus den Büschen, zwischen denen er gesteckt hatte, heraus.

„Gute Nacht!" sagte Winnetou, indem er sein Pferd beim Zügel nahm und es in das Buschwerk zurückführte.

„Gute Nacht!" antwortete Old Shatterhand, indem er das seinige bestieg, um fortzureiten.

Beide hatten natürlich mit den Pferden auch ihre Gewehre von Schi-So zurückgenommen. Dieser mochte über die kurze Art und Weise dieser Verabschiedung erstaunt sein; er wagte es aber nicht, ein Wort darüber zu bemerken oder eine Frage auszusprechen; dies gab der Respekt nicht zu, den er für diese beiden berühmten Männer hegte. Er stieg auch auf sein Pferd und folgte Old Shatterhand.

Dieser hatte zunächst einen kurzen Trab eingeschlagen und verhielt sich einige Zeit lang still. Dann fragte er den Jüngling in seiner leutseligen Art und Weise: Schi-So wird gar nicht wissen, woran er mit uns ist?"

„Ich werde es erfahren," antwortete der Angeredete höflich.

„Ja, du wirst es erfahren. Wenn ich es dir jetzt sagen wollte, müßte ich es zweimal erzählen, und das möchte ich vermeiden. Aber eins will ich doch bemerken, worüber du dich freuen wirst: Ich habe deine Eltern gesehen."

„Wirklich, wirklich? Wo?" fragte Schi-So, freudig überrascht.

„Am jenseitigen Ufer. Sie ritten mit einer großen Kriegerschar aufwärts."

„Jedenfalls um nach den Nijoras zu suchen?"

„Ja."

„Da werden sie des Nachts lagern! Wenn ich sie aufsuchen dürfte!"

„Du darfst. Ich muß sie nämlich suchen, und da sollst du mich begleiten. Ich denke, daß du noch in dieser Nacht deinen Vater und deine Mutter begrüßen kannst. Wir haben Eile. Laß uns Galopp reiten!"

Ein kurzes Wort von ihm genügte, sein Pferd zum schnelleren Laufe anzutreiben, und Schi-So folgte ihm, in stiller Wonne an das Wiedersehen mit seinen Eltern, besonders mit seiner Mutter denkend.

Diesmal gehörte kein großer Scharfsinn dazu, den Ort, nach welchem sie wollten, zu entdecken. Als sie sich demselben näherten, sahen sie den Schein des Feuers zwischen den Bäumen hervorschimmern. Old Shatterhand hielt sein Pferd an und sagte: „Wie unvorsichtig, so ein Feuer zu brennen! Ich bin zwar überzeugt, daß diese Stelle hier jetzt ganz gefahrlos ist, aber man zündet doch nicht ein Feuer an, an welchem man einen Büffel braten könnte! Sam Hawkens muß sehr genau wissen, daß er sich hier in vollster Sicherheit befindet. Steigen wir ab und schleichen wir uns heimlich hin! Wollen sehen, was sie thun und reden. Man kann ja schon hier ihre lauten Stimmen hören."

Sie stiegen ab und führten ihre Pferde leise nach dem Rande des Buschwerkes, wo, wie sie bemerkten, die Gesellschaft die ihrigen stehen hatte. Dann schlichen sie sich näher. Da sahen sie zu ihrem Erstaunen den Häuptling der Navajos mit seiner weißen Squaw.

„Deine Eltern sind da," flüsterte Old Shatterhand seinem jungen Begleiter zu. „Siehst du sie?"

„Ja," antwortete der Gefragte.

Er sagte nur dieses eine Wort, doch das scharfe Ohr des Jägers hörte es, daß seine Stimme dabei vor freudiger Erregung zitterte.

„Wie mögen sie sich hierher gefunden haben? Und welche Freude, als sie hörten, daß du bei uns bist! Natürlich haben sie erfahren, daß ich dich mitgenommen habe. Ich denke, daß du sie sehr freudig begrüßen möchtest; aber das geht nicht; sie sind nicht allein gekommen, und du mußt auf die andern Navajos Rücksicht nehmen, bleib hier stehen! Ich will zunächst allein zu ihnen."

Old Shatterhand schlich sich noch weiter hinan und hörte, was gesprochen wurde. Dann folgte die Scene, welche bereits beschrieben worden ist.

Dann, als dieselbe vorüber war, setzte er sich zu Nitsas-Jni, um mit ihm über das, was morgen vorgenommen werden sollte, zu beraten. Er erklärte ihm den Plan, den er mit Winnetou entworfen hatte, und der Häuptling war mit demselben vollständig einverstanden.

Nachher wurde der emeritierte Kantor gebracht, und der Empfang, den er fand, war kein allzu freundlicher, denn Old Shatterhand sagte ihm tüchtig die Meinung, ohne ihn allerdings von seiner Thorheit zu überzeugen.

Dann riet Old Shatterhand den Anwesenden, sich zur Ruhe zu legen, weil morgen ein anstrengender Tag zu erwarten sei.

Der Häuptling der Navajos kehrte mit seiner weißen Squaw nicht nach seinem Lager zurück, sondern erklärte, daß er hierbleiben wolle. Dafür schickte er seine Roten zurück, welche seine Befehle nach dem Lager bringen sollten.

Es wurde eine Wache ausgestellt; man ließ das Feuer erlöschen, und dann wurde es ruhig. Schi-So lag neben seiner Mutter; sie hatten ihre Hände ineinander vereinigt.

Es war spät geworden und die kurze Zeit, welche bis zum Morgen übrig geblieben war, verging sehr schnell. Eben graute der Tag, als Old Shatterhand die Schläfer weckte. Als diese an den Fluß traten, um sich zu waschen, sahen sie die Krieger der Navajos, welche in einer langen Reihe am jenseitigen Ufer aufwärts geritten kamen und, als sie gerade gegenüber anlangten, ihre Pferde in das Wasser trieben, um das diesseitige Ufer zu erreichen.

Die Weißen machten sich nun auch schnell zum Aufbruche fertig; dann setzte sich der Zug flußabwärts in Bewegung, Old Shatterhand und Nitsas-Ini ritten an der Spitze. Dieser letztere hatte den Boten, welche von ihm in sein Lager geschickt worden waren, die Namen zweier Indianer genannt, welche nicht mitkommen, sondern als Späher dem Oelprinzen entgegenreiten und ihn und seine Begleiter beobachten sollten. Er glaubte, diese Aufgabe in die besten Hände gelegt zu haben, da sie zu den gewandtesten und verschlagensten Leuten seines Stammes gehörten.

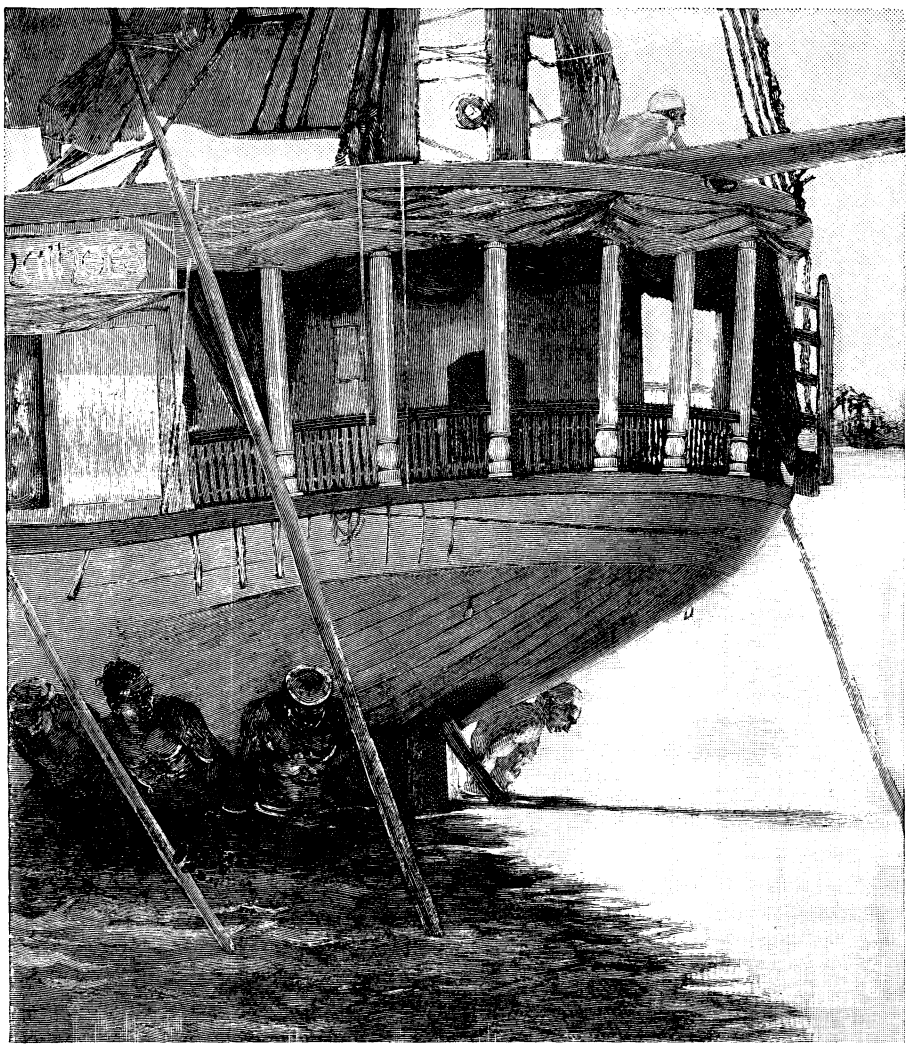
Diese beiden Indianer blieben also zurück. Sie hatten den Oelprinzen, Buttler und Poller zu beobachten und ihnen heimlich zu folgen. Sie sollten sie nicht aus den Augen lassen. Falls sie bemerken sollten, daß die Drei entwischen wollten, hatten sie den Befehl, sie lieber zu töten, als sie entkommen zu lassen.

Als es hell genug geworden war, ritten sie denen, die sie erwarteten, entgegen, denn das hatte der Häuptling befohlen. Es war anzunehmen, daß die drei Weißen auf der Fährte der Navajos kommen würden. Da, wo die letzteren gelagert hatten, konnte man ihre Annäherung nicht vorher bemerken, und so ritten die zwei Indianer lieber zurück, um sich an einer Stelle zu verstecken, an welcher sie die drei Weißen schon von weitem kommen sehen konnten.

Nach vielleicht schon einer halben Stunde sahen sie, daß das Buschwerk des Ufers in einer langen, schmalen Spitze hinaus in die offene Steppe trat. Nach dieser Spitze ritten sie nun, führten ihre Pferde in das Gebüsch, banden sie dort an und versteckten sich auch selbst in der Nähe. Nämlich jenseits dieser Spitze lag die Ebene auch weit offen da, und so konnten sie von hier aus den Oelprinzen und seine Begleiter schon sehen, wenn diese noch über eine englische Meile entfernt waren. Darum glaubten sie, eine sehr gute Wahl getroffen zu haben und ihrer Sache ganz sicher sein zu dürfen.

Dem war aber leider gar nicht so!

Grinley, Poller und Buttler hatten, wie schon früher bemerkt, den Navajos nicht bis zu deren Lager folgen können, weil die Nacht inzwischen angebrochen war und sie in der Dunkelheit die Fährte nicht sehen konnten. Sie waren da, wo sie sich gerade befanden, von den Pferden gestiegen, um den Morgen zu erwarten. Ehe sie einschliefen, unterhielten sie sich über die Ereignisse der letzten Tage, die ihnen so wenig Gutes gebracht hatten, und natürlich auch über die ihrer Ansicht nach schändliche Art und Weise, in welcher sie um die Anweisung gekommen waren. Sie waren wütend darüber und beschlossen, alles daran zu setzen, das Papier wieder in ihre Hände zu bekommen, und dabei keinen Menschen zu schonen, er sei, wer er wolle.



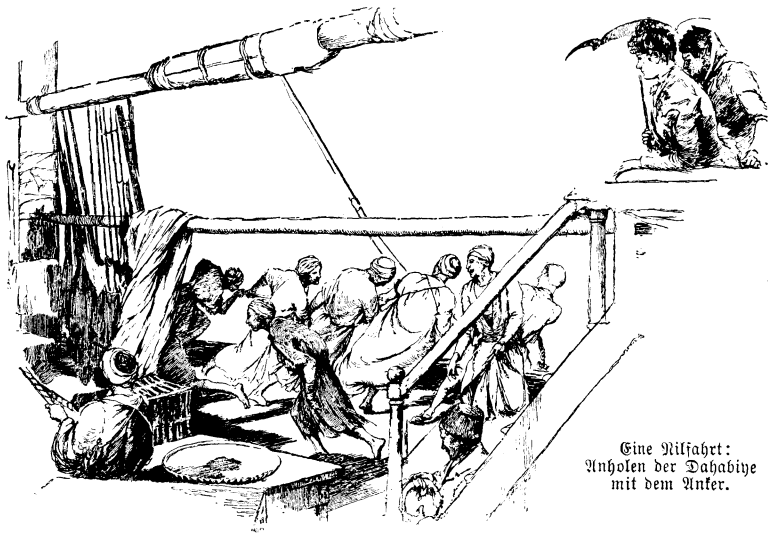
Eine Nilfahrt: Die Dahabiye auf Sand geraten. Das Flottmachen.

Dabei galt es, alle Vorsicht zu entwickeln. Sie überlegten alles, was zu thun war, ganz genau und gingen auch das Geschehene noch einmal mit großer Sorgfalt durch. Dabei kamen sie auch auf den Umstand, daß sie heute die Spur eines einzelnen Reiters gesehen hatten, welche von links her auf die Gesamtfährte der Navajos gestoßen war. Sie hatten ihr keine Bedeutung beigemessen; aber jetzt, wo sie nach reiflicher Ueberlegung zu dem Resultate gekommen waren, daß alle List, Sorg-

falt und Vorsicht anzuwenden sei, wollte ihnen diese Fährte doch wichtiger erscheinen.

Sie beschlossen, vorsichtig zu sein und wenn die Navajos ihnen einen Hinterhalt legten, sie entweder zu täuschen oder gar kalt zu machen.

Kaum dämmerte der nächste Morgen heran, so saßen sie schon wieder auf ihren Pferden und ritten weiter. Bei offenem Terrain hielten sie sich auf der Spur der Navajos; gab es aber Büsche, so machten sie einen Umweg über dieselben herum. Bald kamen sie so weit, daß sie die erwähnte Buschspitze vor sich liegen sahen.



Eine Nilfahrt: Anholen der Dahabiye mit dem Anker.

Buttler hielt sein Pferd an und musterte die Spitze mit nachdenklich zusammengekniffenen Augen. Dann sagte er: „Auf dieser Seite liegt eine weite Fläche und wenn ich recht vermute, auf der andern auch. Keine Oertlichkeit eignet sich also so vortrefflich dazu, uns schon von weitem kommen zu sehen, und wenn es wahr ist, daß man uns einen Hinterhalt gelegt hat, so stecken die Kerls dort und nirgends anders. Wir werden uns also sehr hüten, uns diesem Gebüsch von außen zu nähern oder um dasselbe herumzureiten. Nein, wir schleichen uns heimlich hin, und wehe den Hunden, die sich dort von uns finden lassen! Kommt!"

Er stieg ab und führte sein Pferd dem Flusse zu; die andern folgten ihm in derselben Weise. Unter den Bäumen des Flusses angekommen, gingen sie aufwärts, dem Wasser entgegen, immer durch die Sträucher gedeckt, so daß man sie von der Spitze aus nicht sehen konnte. Das ging natürlich sehr langsam, und es dauerte lange Zeit, ehe sie diejenige Stelle des Flußufers erreichten, von welcher aus sich die Buschwerksspitze in die freie Ebene hinauszog. Da banden sie die Pferde an und bogen vom Wasser in einem rechten Winkel ab, um, der Spitze folgend, dieselbe nach vorhandenen Indianern zu durchsuchen. Das war wenige Minuten, bevor die beiden Navajo-Indianer von der andern Seite herkamen.

Sie verfuhren mit aller nötigen und möglichen Vorsicht, ohne ein menschliches Wesen oder die Spur eines solchen zu entdecken. Fast hatten sie schon die äußerste Spitze erreicht, und eben wollte der Oelprinz den Vorschlag machen, zu den Pferden zurückzukehren und weiter zu reiten, da zeigte Buttler zwischen die Büsche hinaus und sagte: „Hallo, dort kommen zwei Rote! Wahrscheinlich sind es die, welche wir suchen. Wollen wir sie unbelästigt vorüberlassen?"

„Vorüber?" antwortete Poller. „Sie wollen wohl nicht vorüber. Wie mir scheint, halten sie gerade auf uns zu."

„Allerdings. Kommt zurück! Wir müssen sie beobachten."

Sie retirierten eine kleine Strecke und versteckten sich dann so gut, wie die Oertlichkeit es erlaubte. Die beiden Navajos kamen heran, zogen ihre Pferde, nachdem sie abgestiegen waren, in das Gesträuch herein und versteckten sich dann auch in dasselbe. Die beiden Parteien waren nicht mehr als etwa zehn Schritte von einander entfernt. Die Indianer waren überzeugt, allein zu sein, und hielten es infolge dessen nicht für nötig, leise miteinander zu sprechen; ihre Worte wurden von den Weißen daher deutlich gehört.

„Ob die Bleichgesichter kommen werden?" meinte der eine.

„Sie kommen," sagte der andre. „Sie wollen das Papier holen und werden also nicht zurückbleiben."

„So gehen sie in den Tod. Folgen sie unsern Kriegern, so werden sie gefangen und gemartert, und folgen sie ihnen nicht, weil sie Verdacht fassen, so erschießen wir sie."

„Hört ihr es?" flüsterte der Oelprinz Buttler und Poller zu. „Wir brauchen gar nichts weiter zu hören."

„Nein; wir wissen genug," stimmte Buttler bei. „Wie steht's?"

„In die Hölle mit ihnen!"

„Well, bin dabei. Nehmt die Gewehre und zielt auf die Köpfe!"

Er legte sein Gewehr auch an und zählte: „Eins — zwei — drei!"

Die drei Schüsse krachten. Die Büsche, in denen die Roten steckten, raschelten; es gab ein kurzes Röcheln und Stöhnen; dann war es still. Die Weißen verließen ihr Versteck und gingen hinüber; die Roten lagen, beide durch die Köpfe geschossen, tot in dem Gesträuch.

„So!" lachte der Oelprinz. „Die folgen uns nun nicht nach und schießen uns auch nicht nieder. Sie mögen hier für die Geier und Wölfe liegen bleiben. Poller nickte zustimmend und auch Buttler hatte nichts einzuwenden. Sie wandten sich, um zu ihren Pferden zurückzukehren, da blieb Buttler aber plötzlich stehen und meinte: „Wartet noch, was wir von ihren Sachen brauchen können, wollen wir doch mitnehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nilfahrt im Segelboot.

(Schluß.)

Unsre Hauptstation machten wir 100 km weiter, in Theben. Hier hielt unser Kapitän unaufgefordert an, wahrscheinlich um uns zu ärgern. Wir vergalten aber nicht Böses mit Bösem, sondern verweilten zu seiner Belohnung an dieser denkwürdigsten Stätte des alten Aegypten zwei Tage. Wir hätten es aber schlechterdings auch gar nicht anders einrichten können, denn Theben liegt zu beiden Seiten des Nil und jede Seite hat so viele Merkwürdigkeiten aufzuweisen, daß ein Tag zu ihrer Besichtigung kaum ausreicht. Wir begannen unsre Untersuchung mit der linken (westlichen) Seite, wo sich zwischen den arabischen Dörfern Medinet-Abu und Gurnah auf einer Strecke von 7 bis 8 km, außer den Ueberbleibseln von zwei Tempeln (einer davon der Isis), vier Palästen der Königin Hatasu, Seti I., Ramses II. und III., den Ruinen von hundert Sphinxen das berühmte Feld der Kolosse befindet, unter ihnen die halbzerstörten Memnonsbilder, die Ueberbleibsel eines 18 m hohen umgestürzten monolithischen Standbildes u. s. w. Die Memnonsbilder stellen den schon mehrfach genannten König Amenophis III. dar, jenen Regenten aus der 12. Dynastie, der sich nicht nur durch großartige Bauten, sondern auch durch nützliche Einrichtungen, namentlich hinsichtlich der Bewässerung berühmt gemacht hat. Sie bildeten die Wächter zum Eingang eines Tempels, der aber nicht mehr vorhanden ist. Diese Kolosse waren schon im Altertum durch die eigentümlichen Töne, welche sie bei Sonnenaufgang von sich gaben, bekannt. Dieses Tönen gab im Altertum zu allerlei abergläubischen Annahmen Veranlassung, die Sache hat aber ihre ganz natürliche Erklärung gefunden. Das Material, aus welchem diese Kolosse hergestellt sind, ist nämlich ein sprödes Konglomerat, in dem bei ungleichmäßiger Beleuchtung Sprünge entstehen, beziehungsweise Stückchen abspringen, daher ein mehr oder weniger akustisch vernehmbares Knistern. Westlich von den Ruinen, in der libyschen Hügelkette befindet sich die Nekropolis mit Grabhöhlen, die mit Malereien und Hieroglyphen geschmückt sind, welche Scenen aus dem Leben der hier Begrabenen darstellen. Durch Großartigkeit und Schönheit zeichnen sich darunter natürlich die Königsgräber aus. Auch Prinzessinnengräber sehen wir hier.

Die auf der rechten Seite des Nil bei den Dörfern Luksor und Karnak befindlichen Ruinen übertreffen die linksseitigen noch durch Schönheit und Großartigkeit. Unter den Ruinen von Luksor zeichnet sich besonders aus der von den Königen Amenophis III. und Ramses II. erbaute Tempel, vor dem sich die beiden berühmten Obelisken befanden, von denen der besterhaltene im Jahre 1831 nach Paris geschafft und dort auf dem Konkordiaplatz aufgestellt wurde. Nördlich davon die Ruinen von Karnak, welche den Glanzpunkt der Ruinen von Theben bilden und jedenfalls einst auch den prachtvollsten Stadtteil darstellten. Hier fallen vor allem die Ruinen eines Palastes und eines Tempels ins Auge. Ersterer war der größte Palast in ganz Aegypten und, abgesehen von den Pyramiden von Gizeh, überhaupt das großartigste ägyptische Bauwerk. Der Tempel, obwohl einer der ältesten, gehört zu den besterhaltenen ägyptischen Bauwerken. Das Thor hat eine Höhe von 40 m, der eigentliche Durchgang 18 m. Ihn schmückten 134, zum Teil 20 m hohe, 3 m dicke monolithische Säulen. Davor standen vier große Obelisken, von denen einer noch erhalten ist. Die Haupthalle mißt 134 m im Durchmesser. Alle diese Bauten waren mit Reliefarbeit, Malereien und Hieroglyphen von der vorzüglichsten Arbeit geschmückt, von denen aber nur noch traurige Reste vorhanden sind. Von diesem Haupttempel führte nach dem großen Palaste in Luksor eine zwei Kilometer lange Allee von Sphinxen. Dies deutet darauf hin, daß der Tempel dem Amun (bei den Griechen Jupiter Ammon), dem Hauptgott Thebens, der mit einem Widderkopf dargestellt wurde, geweiht war. So massenhaft ist der Schutt der Ruinen von Karnak, daß die ägyptische Regierung auf denselben Salpeterwerke betreibt.

Theben, altägyptisch Tape, später Diospolis, in der Bibel Na-Ammon genannt, war die Haupt- und Residenzstadt des alten Aegypten, Hauptsitz des Amunkultus, die größte und prachtvollste Stadt des Landes, von Homer das Hundertthorige genannt, was sich aber nicht auf Stadtthore, sondern auf die zahlreichen Tempelportale bezieht. Man könnte ihm auch den Namen des altägyptischen London beilegen, denn es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß es in seiner Blütezeit, welche in die seit 2380 v. Chr. regierende 12. bis 20. Dynastie fällt, mehrere Millionen Einwohner zählte. An seinen Mauern scheiterte auch der Angriff der Hyksos, die sonst fast ganz Aegypten eroberten und es von 2100 bis etwa 1600 beherrschten. Ihre Vertreibung erfolgte dann auch von Theben aus.

Der Rückgang dieser Riesenstadt hat mehrere Ursachen. Als die thebaische Dynastie erlosch, wurde die Residenz nach Memphis verlegt, das sich zugleich durch einen regen Handelsverkehr hob. Wie Memphis wurde auch Theben im Jahre 525 v. Chr. durch den persischen König Kambyses erobert. Auch dieser entschied sich für Memphis als Hauptstadt und wollte Theben zerstören, mußte aber wieder davon abstehen, da die feste Fügung und Massigkeit dieser Kolossalbauten einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzten. Dagegen ließ er die wertvollen Kostbarkeiten wegnehmen und nach Persien bringen. Nach dieser Beraubung hatte Theben seinen Reiz verloren und die Ptolemäer vernachlässigten es gänzlich. Was Kambyses verschont und an Wertgegenständen zurückgelassen hatte, schleppten später die Römer fort, als die Stadt ihnen den auferlegten Tribut nicht entrichtete. Strabon, der Theben auf seiner Reise nach Aegypten 30 v. Chr. besuchte, gibt seinen Durchmesser auf 15 km an. Drei Jahre später wurde die Stadt von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht, durch welches die Bauten mehr litten als vordem durch Menschenhand. Eine neue Periode der Zerstörung und Beraubung brachte die arabische Zeit seit dem 9. Jahrhundert. Den letzten Rest aber

gab der Stadt die seit etwa hundert Jahren eröffnete Periode der Altertumsforschung, welche die Araber verleitete, zum Zweck des Geldgewinnes das ganze Trümmerfeld zu durchwühlen. Schließlich benützte man es, wie schon bemerkt, zu industriellen Zwecken, indem Salpeterwerke darauf angelegt wurden. Und trotz alledem noch so viele herrliche und großartige Ueberbleibsel, daß sie allein eine archäologische Reise nach Aegypten lohnen.

Als wir uns bei Luksor wieder eingeschifft hatten, wurden wir durch den Besuch einiger Mitglieder des ägyptischen diplomatischen Korps überrascht. Die Herren waren auf einer Erholungsreise begriffen, und zwar bereits auf dem Rückwege. Sie hatten in Siut die Eisenbahn verlassen und waren dann nach orientalischer Sitte per Karawane gereist. Wir verlebten einige recht vergnügte Stunden mit diesen in der That feingebildeten Herren, die fließend französisch sprachen und nicht nur über europäische politische Zustände, sondern auch über die archäologischen Verhältnisse ihres Vaterlandes bestens unterrichtet waren. Wir schieden voneinander als die besten Freunde und mit dem Wunsche des Wiedersehens in Kairo. Dieser Besuch imponierte unserm Kapitän ungeheuer und gewiß um so mehr, als er sich bewußt war, mehreres bei uns auf dem Kerbholz zu haben, woran zu denken uns aber nicht einfiel. Jedenfalls hatte der Besuch die Wirkung, daß der Herr von nun an nicht nur mit der ängstlichsten Sorgfalt alles vermied, was uns hätte ungelegen sein können, sondern sich auch des größten Entgegenkommens befleißigte. Ob er aber dabei etwas gelernt hatte, namentlich in Hinsicht darauf, daß man bei der Beurteilung der Menschen nicht allzu rasch verfahren, sich vielmehr dazu etwas Muße auferlegen soll, möchte ich bezweifeln. Da müßte ich diese Art von Menschen, für die nur der Kamm der Mode maßgebend ist, nicht kennen.

Unsre nächste Station war Esneh, eine ansehnliche Stadt am linken Nilufer, Hauptkarawanenstation nach Kordofan, Darfur, Sennaar 2c., mit bedeutenden Kamelmärkten. Da ein solcher gerade abgehalten wurde, gingen wir in corpore hin. Ein handelslustiger Sudanese, der etwas englisch radebrechte, wollte uns absolut ein Kamel aufschwatzen, indem er beständig wiederholte: very fine, very cheaply! Als er bei uns männlichen Individuen kein Glück damit hatte, wandte er sich mit erneutem Eifer an die Damen. Es war eine köstliche Scene, bei der wir alles aufbieten mußten, um nicht mit lautem Gelächter herauszuplatzen. Wir verabschiedeten uns daher so rasch als möglich, indem wir dem Kamelhändler zum Andenken ein paar Zigarren schenkten. Dann begaben wir uns nach den in der Nähe befindlichen Tempelruinen, die aber größtenteils unter Flugsand begraben sind. Die veranstalteten Ausgrabungen haben besonders einen von 24 herrlichen 13 m hohen Säulen getragenen Portikus bloßgelegt. An der wohlerhaltenen Decke dieses Tempels, der ebenfalls der Hathor geweiht war, befindet sich ein vollständiger Tierkreis. Dieser Tempel steckt so tief in Schutt und Sand, daß man 32 Stufen abwärts steigen muß, um ihn bewundern zu können. Auf seinem Dache stehen verschiedene Hütten der Eingeborenen.

Eine Nilfahrt: Träumerischer Rückblick beim Nargileh.

Wir näherten uns dem Ziel unsrer Reise. Edfu war die letzte Station davor. Dieses Dorf zählt 2500 Bewohner, unter denen es viele Töpfer gibt, die ihren schönen roten Gefäßen bis auf die Jetztzeit noch dieselbe Form geben, wie sie vor 4000 bis 5000 Jahren üblich waren. Wir kauften daher eine Anzahl ein und rangierten dafür verschiedene in Minieh gekaufte aus. Eine archäologische Ueberraschung

wurde uns auf dem Ruinenfelde zu teil. Soviel wir auch bis jetzt des Herrlichen aus dem Altertum gesehen, so hatten wir doch nicht erwartet, einen wirklich vollständig erhaltenen ägyptischen Tempel zu Gesicht zu bekommen, wie es der hiesige Horostempel ist. Dieser Umstand erklärt sich daraus, daß dieser Tempel, ähnlich dem zu Esneh, unter Flugsand begraben war, so daß sich auf seinem Dache schon Araber angebaut hatten. Er ist aber vollständig freigelegt worden. Leider ist es aber kein wirklich altägyptischer Tempel, denn sein Erbauer ist Ptolemäus Philopator I., doch befinden sich an der Umfassungsmauer zahlreiche astronomische Darstellungen und wichtige Inschriften. Edfu bestand aber schon zu uralter Zeit und möglicherweise entdeckt man auch noch Tempelbauten aus jener Periode. Es hieß hieroglyphisch Hat, koptisch Atbo, griechisch Apollinopolis, weil Horos eben der ägyptische Sonnengott war.

Ohne Unfall sollte unsre Reise aber nicht ablaufen. Kaum waren wir eine halbe Stunde von Edfu abgefahren, als es plötzlich einen recht unsanften Stoß gab, auf den ein schlurfendes Geräusch folgte. Die „Sieben-Hathors" war auf eine Sandbank gefahren und saß nun darauf fest. Natürlich Angstrufe der Damen, wildes Wettern und Hin- und Herrennen des Kapitäns. Was war's? Wegen der hier merklich stärker werdenden Strömung hatte der Steuermann etwas nach dem Ufer zu gehalten und dabei des Guten zu viel gethan. Der Kapitän schimpfte noch immer und räsonnierte mit dem Steuermann. Da dies Gebaren gar kein Ende nahm, begaben wir uns in corpore zu dem Lenker unsrer Geschicke und machten ihm begreiflich, daß damit nichts gewonnen, vielmehr nur Zeit verschwendet sei. Was thun? Wir begaben uns mit dem Kapitän und dem Steuermann zunächst nach dem Bug des Fahrzeuges, um die Beschaffenheit und Ausdehnung der Sandbank kennen zu lernen. Sie bestand aus feinem Sand und erhöhte sich etwas gegen den Strom. Jedenfalls mußten wir daher wieder zurück. Erst wurde es mit Rudern versucht. Es half nichts. Der Kapitän ließ dann den Anker auswerfen, um das Fahrzeug auf diese Weise anzuholen. Gleichzeitig wurden einige Leute ans Heck ins Wasser geschickt, um dem Schiff eine schaukelnde Bewegung zu geben und so das Flottwerden zu erleichtern. Nach viertelstündiger Arbeit wurden wir endlich wieder flott.

Da ein günstiger Wind wehte und die Ruderer dabei tüchtig in Anspruch genommen wurden, langten wir am andern Mittag schon in Assuan, dem Ziel unsrer Reise an. Hier ist der eigentlichen Nilschiffahrt ein Ziel gesetzt wegen des Kataraktes, den der Nil hier bildet und auf welchen in verschiedenen Entfernungen oberhalb noch neun andre folgen. In der Nähe befinden sich die Ruinen und Katakomben des alten Syene, und die sogenannten Inseln des Wendekreises, unter denen die bekanntesten, Elephantine und Philä, Bauwerke tragen, in welchem sich Anmut und wuchtiger Aufbau in glücklichster Harmonie vereinigen.

So fand denn unsre Nilfahrt ihrem hauptsächlichsten Zweck nach einen höchst befriedigenden Abschluß und wir bestiegen am andern Tage unsre Dahabiye wieder in dem Bewußtsein, unsern Zweck voll und ganz erreicht zu haben. Unsre Thalfahrt ging rasch von statten, wobei wir Gelegenheit fanden, vom Hochdeck aus, beim dampfenden Nargileh oder einer Havanna und einer Schale Mokka, all die schönen Bilder und angenehmen Erinnerungen unsrer Bergfahrt an unsern Blicken und unsrer Seele noch einmal vorüberziehen zu lassen. Auf den Wunsch unsrer Damen, der übrigens auch unserm eigenen entsprach, stiegen wir hernach in Siut aus, um den Rest des Rückweges nach Kairo mit der ägyptischen Staatsbahn abzumachen. In Kairo verweilten wir noch einige Tage, von denen wir einen zum Besuche von Ismailia, beziehungsweise des Suezkanals, verwendeten und nahmen dann Abschied vom Lande der Pharaonen, in dem Bewußtsein, nicht nur die Summe unsrer Kenntnisse wesentlich vermehrt, sondern auch den Kreis unsrer Lebensanschauungen in fruchtbringender Weise erweitert zu haben.

Anderl Speckbacher.

„Hoch unser guter Kaiser Franz! Wir wollen gut österreichisch bleiben. Jagt die Franzosen aus unsrem Land'l!"

So tönte es im Frühling des Jahres 1809 durch die Straßen der Stadt Hall in Tirol. Aus den entlegensten Thälern, dem Duxer-, Ziller- und Innthal waren Männer und Jünglinge gekommen, und drängten sich am Marktplatz, wo das Landesbanner, das den roten Adler im weißen Felde zeigte, wehte.

Alle trugen die kleidsame Tracht der Aelpler; die kurze Jacke mit den breit ausgeschlagenen Klappen, welche das weiße Hemd sehen ließen, Kniehosen aus Ziegenleder, grüne oder rotweiße Strümpfe, welche die Knie frei ließen, einen breitkrämpigen Filzhut mit Spielhahnfeder oder Gemsbart, und schwere mit Eisen beschlagene Bundschuhe. Um den Leib schlang sich ein Gürtel aus Leder, in den mit bunten Seidenfäden der Name des Besitzers eingestickt war. Jeder hielt eine Büchse in der Faust.

Unter Jauchzen und Singen sammelten sie sich vor den Schranken des Marktplatzes, und plötzlich tauchte ein Mann auf, der alle an Leibesgröße überragte.

„Der Joseph Speckbacher ist da! Jetzt kann's losgehen!" ging der Ruf durch die Scharen der Schützen, und jeder wandte seine Blicke nach der Stelle, wo der „Mann vom Rinn", wie er unter dem Volke hieß, auf seinem „Stutzen", die Büchse, gelehnt, stand.

Kriegsgefangene von Ulanen eskortiert.

Es kam so, wie sie es sich gedacht hatten: ihr Ritt ging glatt von statten und niemand stellte sich ihnen in den Weg. Es ging immer auf dem hohen Ufer des Flusses in der Nähe des Baum- und Strauchsaumes hin, und die Fährte, welcher sie folgten, blieb sich immer gleich, bis sie an eine Stelle kamen, an welcher sie bedeutend breiter und viel ausgetretener war. Das mußte einen Grund haben. Sie hielten also an und stiegen ab, um die Spuren hier zu untersuchen. Sie befanden sich an dem Orte, an welchem Schi-So im Gebüsch gestern abend mit den Pferden auf Old Shatterhand und Winnetou gewartet hatte und wo der Apache heut früh die vereinigten Weißen und Roten hatte empfangen wollen.

„Hier haben die Kerle längere Zeit gehalten," sagte Buttler. „Das sieht man ganz genau. Die Pferde sind nicht über den Boden fortgelaufen, sondern sie haben dagestanden und ihn zerstampft und sogar mit den Hufen aufgescharrt."

„Welche Ursache mag da vorgelegen haben?" meinte der Oelprinz.

„Wer weiß das! Wahrscheinlich erfahren wir es später."

„Ich möchte es aber schon jetzt wissen. Seht, da führen Spuren von hier grad ins Gebüsch! Wollen einmal sehen, was es da drin gegeben hat!"

Sie ließen ihre Pferde stehen und gingen auf das Gesträuch zu. Da hörten sie eine Stimme in deutscher Sprache rufen: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Kommt her, kommt hier herein!"

Sie blieben stehen und horchten.

„Das war nicht englisch," sagte der Oelprinz.

„Es schien deutsch zu sein; ich verstehe es aber nicht," meinte Buttler.

„Aber ich verstehe es," erklärte Poller, der einstige Führer der Auswanderer. „Es ruft jemand um Hilfe und bittet uns, zu ihm hineinzukommen."

„Das können wir thun, denn wenn jemand unsre Hilfe braucht, da haben wir nichts zu befürchten."

„Aber wenn es eine Finte ist, wenn wir in eine Falle gelockt werden sollen!"

„Das glaube ich nicht. Kommt nur immer mit!"

Sie folgten den Fuß- und Hufstapfen, die in das Gebüsch führten, und sahen bald zwei gesattelte Pferde, welche im Gesträuche angebunden waren. Sie schienen dem um Hilfe Bittenden so nahe gekommen zu sein, daß er sie sehen konnte, denn er rief jetzt: „Hierher, hierher, Herr Poller! Haben Sie die Güte und schneiden Sie mich los!"

„Er ruft mich; er kennt mich!" sagte Poller.

„Kommen Sie doch, Herr Poller, kommen Sie schnell!" rief es wieder.

„Alle Teufel! Wenn ich mich da nicht irre, so ist das die Stimme des verrückten Kantors, der eine Oper von zwölf Akten komponieren will und dabei allerlei Dummheiten macht! Kommt! Da brauchen wir uns freilich nicht zu fürchten."

„Aber," meinte der Oelprinz vorsichtig, „er gehört jetzt zu Old Shatterhand und Winnetou, und wer weiß, ob das nicht eine Schlinge ist, in welche wir die Köpfe stecken sollen."

„Schwerlich, schwerlich! Ich bin vielmehr überzeugt, daß er abermals infolge eines dummen Streiches hier stecken- und zurückgeblieben ist. Kommt nur getrost mit mir weiter!"

Er drang tiefer in das Gebüsch ein, und sie folgten ihm. Da bewahrheitete sich die Vermutung Pollers allerdings, denn sie sahen den Kantor, dem die Hände auf den Rücken und dann an den Stamm eines Baumes festgebunden waren. Man hatte das allerdings in einer Weise gethan, daß er sich dabei in einer völlig schmerzlosen und ganz bequemen Lage befand, denn er saß in dem weichen Grase des ebenso weichen Bodens und lehnte mit dem Rücken an dem Baum.

„Sie, Herr Kantor?" fragte Poller. „Das ist doch sonderbar!"

„Kantor emeritus, wenn ich Sie bitten darf! Es ist sowohl der Vollständigkeit, als auch der Unterscheidung wegen, denn ein Emeritus ist nicht mehr aktiv, Herr Poller."

„Ihre Lage scheint allerdings eine mehr passive als aktive zu sein. Wie sind Sie denn in diese Passivität geraten?"

„Man hat mich hier angebunden."

„Das sehe ich. Aber wer?"

„Stone und Parker."

„Aber die können das doch nicht aus eigenem Antriebe gethan haben!"

„Nein. Old Shatterhand war es, der es ihnen befohlen hat."

„Warum?"

„Das — — das weiß — — das weiß ich eigentlich gar nicht," sagte er, weil er sich doch genierte, den Grund mitzuteilen.

„Aber Old Shatterhand thut doch nie etwas ohne Ursache!"

„Nein; er wird wohl auch hier eine gehabt haben; aber ich kenne sie wirklich nicht. Fragen Sie mich also nicht darnach, sondern schneiden Sie mich lieber los!"

„Das kann nicht so leicht und schnell geschehen, wie Sie denken."

„Warum?"

„Ich möchte wohl, aber — — — aber ich muß auch wissen, daß es angebracht ist und keinen Schaden macht."

„Was sollte es denn für Schaden bringen!"

„Das weiß ich nicht; aber Old Shatterhand wird es wissen. Er hat Sie jedenfalls hier anbinden lassen, um Sie an der Ausführung irgend einer Dummheit zu verhindern. Dennoch aber finde ich es sehr unrecht von ihm, Sie hier festknüpfen und in der Wildnis so allein und ohne Schutz zu lassen."

„Allein? Ich bin nicht allein."

„Nicht?"

„Nein. Es ist noch jemand da."

„Wer?“

„Herr Rollins, der Bankier.“

„Der?“ fragte Poller, indem es wie Befriedigung über sein Gesicht ging. „Nur dieser oder noch jemand?“

„Er allein.“

„Auch angebunden?“

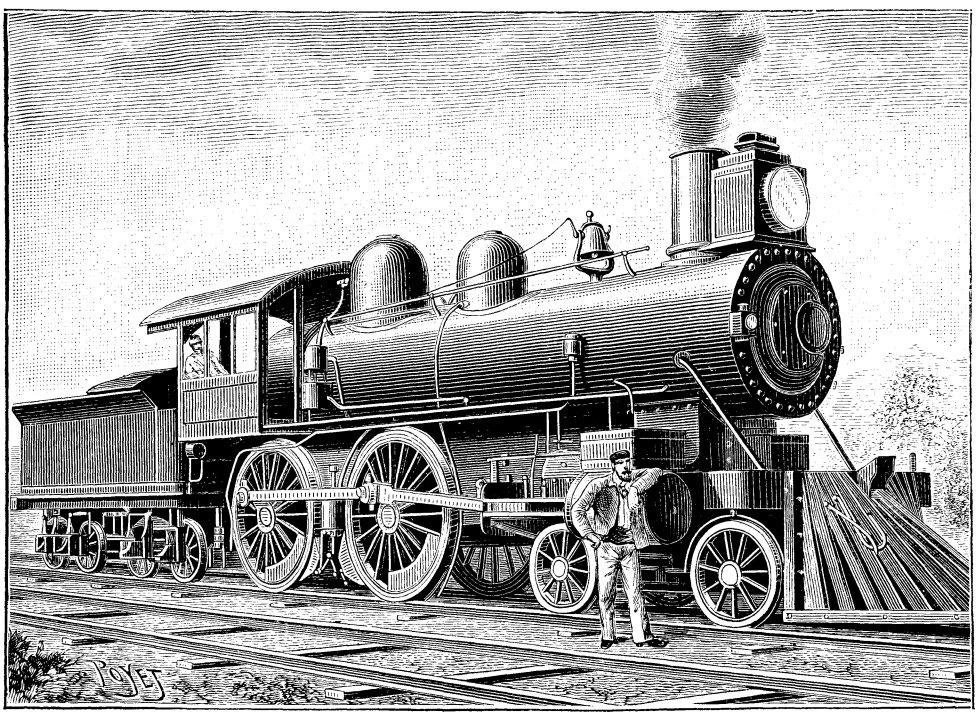
„Nein, sondern um mich zu bewachen. Er hat sich selbst dazu angeboten. Ich habe ihn ohne Unterlaß himmelhoch gebeten, mich loszumachen; aber er hat mir meinen Wunsch nicht erfüllt. Er ist ein gefühlloser, grausamer Mensch.“

Diese Ansicht des Kantors war Poller höchst willkommen; darum sagte er, ihn in derselben bestärkend: „Ja, das war allerdings grausam von ihm und verdient eine sehr nachdrückliche Strafe. Man sollte eigentlich Sie losmachen und ihn dafür anbinden!“

„Ja, das wäre ihm sehr recht! Ich würde mich sehr darüber freuen und ihn auch nicht losbinden, und wenn er mich noch so sehr darum bäte. Ich ließe ihn hängen und ginge fort, um seine Klagen oder Vorwürfe gar nicht zu hören.“

„Wohin würden Sie da gehen?“

„Den andern nach, hinunter nach dem Winterwasser.“



Neue amerikanische Schnellzugslokomotive.

„Ah, die andern sind am Winterwasser?“

„Ja.“

„Was wollen sie dort?“

„Die Nijoras angreifen und gefangen nehmen, die dort auf uns gelauert haben.“

„Ob ihnen das gelingen wird!“

„Gewiß! Old Shatterhand war ganz überzeugt davon und Winnetou auch. Dieser ist während der ganzen Nacht hier gewesen, um die Nijoras zu belauschen. Ich durfte nicht mit, weil sie glaubten, daß ich — daß ich — — hm; darum banden sie mich fest, und der Bankier erbot sich, bei mir zu bleiben, da sonst niemand sich dazu meldete. Er wollte lieber hier sein, als sich in die Gefahr begeben, während des Kampfes von den Wilden entweder blessiert oder gar ermordet zu werden.“

„Das war sehr, sehr klug von ihm. Können Sie vielleicht sagen, ob er mit dem Wolf gesprochen hat?“

„Mit dem Deutschen, der zu den Navajos gehört?“

„Ja.“

„Gewiß hat er mit ihm gesprochen.“

„Was?“

„Verschiedenes. Ich habe nicht aufgemerkt, weil ich meine Gedanken bei meiner Heldenoper haben muß.“

„Wenn Sie das nicht wissen, so haben Sie doch vielleicht erfahren, ob er ihm etwas gegeben hat?“

„Gegeben? Allerdings.“

„Was?“

„Die Anweisung, welche er Ihnen abgenommen hat.“

„So! Wissen Sie das genau?“

„Nein; ich war nicht dabei; aber ich habe es gehört, als sie davon sprachen.“

„Das ist mir lieb. Da befindet sich das Papier nun endlich einmal in den richtigen Händen.“

„Ja. Er wird es sich nicht wieder nehmen lassen.“

„So hat er es wohl vernichtet?“

„O nein. Er will es als Andenken aufbewahren.“

„Das glaube ich. Es wird ein gutes Erinnerungszeichen an die Abenteuer sein, welche er erlebt hat. Er hat es natürlich zu den andern Papieren in die Brieftasche gesteckt?“

„Nein, das hat er nicht gethan, denn er meinte, so eine Anweisung sei ein gefährliches Ding für ihn. Wenn es in falsche Hände gerät und in San Francisco präsentiert wird, so erhält der Betreffende das Geld und Rollins muß es dann einbüßen. Darum hat er das Papier sehr gut versteckt.“

„Versteckt? Hm, was heißt versteckt! Man glaubt zuweilen etwas sehr gut, ganz vorzüglich aufgehoben zu haben, und verliert es doch.“

„Dieser nicht. Er hat es zwischen das Futter seines Rockkragens geschoben. Dort sucht es niemand.“

„Das hat er allerdings schlau angefangen. Aber ich sehe ihn doch nicht. Wo ist er denn?“

„Fort. Er saß drüben am Rande des Gebüsches und sah Sie kommen. Da bekam er Angst und versteckte sich.“

„Erkannte er uns denn?“

„Nein. Sie waren zu weit entfernt. Aber da Sie von dieser Seite kamen und also nicht zu unsern Freunden gehören konnten, hielt er Sie für Feinde, denen man nicht trauen darf. Er wollte sich lieber gar nicht sehen lassen.“

„So ist er also fort und Ihnen ist sein Versteck unbekannt?“

„O, ich kenne es!“

„So sagen Sie es uns, damit wir ihn holen und ihm beweisen können, daß wir es gut mit ihm und Ihnen meinen!“

„Gut meinen?“ antwortete der Kantor mit dem Bestreben, seinem Gesicht einen pfiffigen, besserwissenden Ausdruck zu geben. „Da denken Sie wohl gar, daß ich Ihren Worten glaube, verehrter Herr Poller?“

„Natürlich.“

„Fällt mir gar nicht ein. Uns Jüngern der Wissenschaft macht man nicht so leicht etwas weiß.“

„Das ist gar nicht meine Absicht. Was ich sage, das ist wahr: ich meine es gut mit ihm und mit Ihnen.“

„Vielleicht mit mir, aber nicht mit ihm!“

„Warum?“

„Weil Sie schlecht an ihm gehandelt haben.“

„Das bildet er sich nur ein.“

„Nein. Das mit der Petroleumquelle ist nicht wahr gewesen. Sie haben ihn um das viele Geld bringen wollen.“

„Unsinn! Wenn er den See genau untersucht, so wird er finden, daß die Quelle wirklich vorhanden ist. Er versteht aber nichts davon und hat sich von andern Leuten gegen uns einnehmen lassen. Wie ehrlich wir sind, können Sie daraus ersehen, daß wir dem Wolf die Quittung gegeben haben, als wir bei den Navajos waren.“

„Hat er sie Ihnen denn nicht abgenommen?“

„Nein. Ein so wertvolles Papier läßt man sich nicht abnehmen. Er hat doch gar nicht gewußt, daß wir es hatten, also müssen wir es ihm doch gesagt haben.“

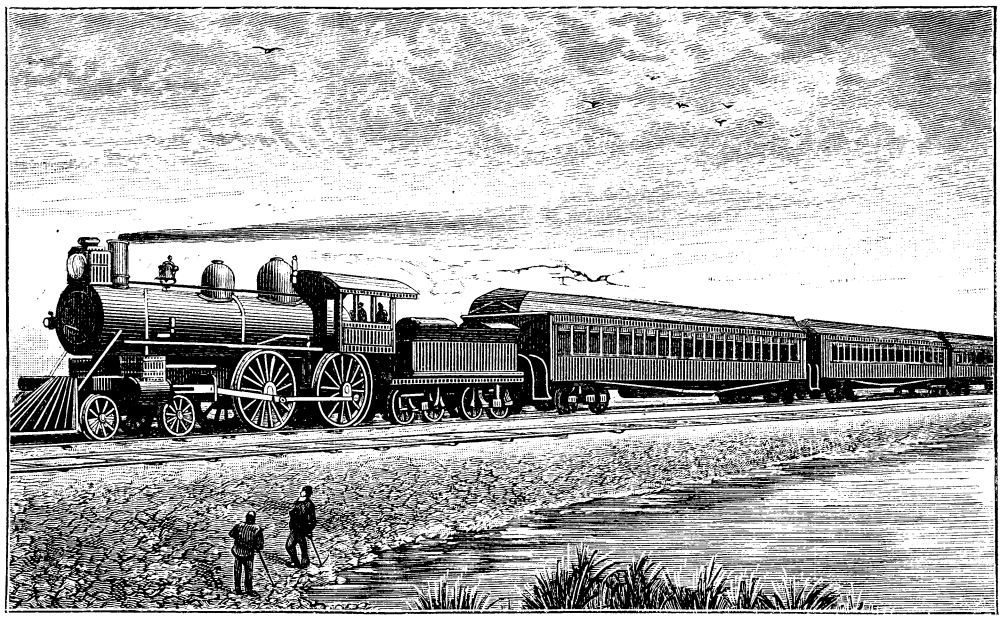
„Das stimmt allerdings.“

„Darum möchten wir jetzt gern einmal mit ihm sprechen und ihm sagen, was er zu thun hat, wenn er sich je noch in den Besitz der Quelle setzen und ein reicher Mann werden will. Also, wo steckt er?“

„Hm, ich weiß noch nicht recht, ob ich es sagen soll.“

„So behalten Sie es für sich! Uns kann es ja gleich sein. Aber ich dachte, es würde Ihnen Spaß machen, wenn wir ihn an Ihrer Stelle anbänden.“

„Ja, das würde mir Spaß machen, ungeheuren Spaß! Er hätte es verdient, weil er für meine Bitten nur taube Ohren hatte.“



Amerikanischer Schnellzug.

„Und Sie würden dann aus Ihrer Lage befreit!“

„Sonst nicht?“

„Nein.“

„Aber ich habe Sie doch auch befreit, als ich Ihnen mein Federmesser gab! Es würde höchst undankbar von Ihnen sein, wenn Sie mich hier hängen ließen.“

„Das sind zwei sehr verschiedene Fälle. Bei uns handelte es sich um das Leben. Wir waren von den Feinden gefesselt worden. Bei Ihnen aber handelt es sich nur um eine jedenfalls sehr begründete Vorsichtsmaßregel, und Sie sind von Ihren Freunden hier angebunden worden. Wenn ich Sie dadurch von Feinden befreien und vom Tode erretten könnte, würde ich Sie sofort abbinden, so aber werde ich mich hüten, etwas gegen den Willen Old Shatterhands zu thun. Höchstens thäte ich es, um den Bankier an Ihre Stelle zu setzen und ihn also für die Grausamkeit zu bestrafen, welche er Ihnen gegenüber gezeigt hat.“

„Ja, grausam war es, außerordentlich grausam!“

„Und bedenken Sie, welche Scene das für Ihre Oper ergeben würde! Der, welchen Sie vergeblich angefleht haben, muß dann Sie bitten, ihn loszumachen! Das ist die alles bestrafende Gerechtigkeit, auf welche es bei jedem Theaterstücke doch am meisten ankommt.“

„Ja, ja, da haben Sie recht!“ rief der Kantor wie elektrisiert. „Eine Scene für meine Oper, eine prächtige,

eine herrliche Scene! Erst flehe ich ihn an; das gibt eine Gnadenarie für Bariton. Er verweigert mir die Erfüllung meiner Bitte im zweiten Baß. Dann wird der Bariton frei und der zweite Baß wird angebunden. Das gibt wieder eine Gnadenarie, auf welche dann ein großes Duett für zweiten Baß und Bariton folgt. Das macht Effekt; das macht Effekt, ungeheuren Effekt! Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, daß Sie mich hierauf aufmerksam gemacht haben."

„Soll ich also den Bankier holen und an Ihrer Stelle anbinden?"

„Ja, holen Sie ihn!"

„Wo ist er aber?"

„Er sagte, es gebe hier hinter uns einen schmalen Riß im Felsen des Ufers, der mit Gesträuch überwachsen sei. Dort hinein wollte er sich verstecken."

„Gut, wir werden den Riß leicht finden; nur muß ich vorher hier meinen Gefährten sagen, um was es sich handelt, und sie fragen, ob sie damit einverstanden sind."

Er übersetzte ihnen den Inhalt des Gespräches. Sie hätten gar zu gern den Kantor auslachen mögen, hatten aber keine Zeit dazu vor Freude darüber, daß es ihnen so unerwartet gelingen solle, wieder zu der Anweisung zu kommen. Sie hatten auch ganz und gar nichts dagegen, daß der Bankier an des Kantors Stelle angebunden werden solle, denn dem letzteren mußten sie dankbar sein, während sie dem ersteren gern alles Böse gönnten.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Schnellzüge.

Kaum ein Land der heutigen Kulturgebiete ist dem Schnellzugsverkehr so günstig als Nordamerika, da dort die Schienenstränge bei verhältnismäßig wenigen Stationen von enormer Länge und die Profile der Bahnen zumeist fast horizontal sind. Gleichwohl konnte sich der amerikanische Schnellzug im allgemeinen mit den Geschwindigkeiten des englischen Schnellzugverkehrs nicht messen, da die Leistung auch von der Stabilität des Bahnkörpers abhängig ist, die amerikanischen Schienenstränge großenteils aber sehr leicht gebaut sind. Die Ueberlegenheit, welche England bis vor wenigen Jahren aufweisen konnte, hat aber die Amerikaner nicht ruhen lassen und sie haben auf einigen Strecken die englische Schnelligkeit seither vielfach übertrumpft; so hat der Extraschnellzug, den wir in unsern Bildern darstellen, auf der Hudson-River-Bahn, welche New York und Buffalo verbindet, bei nur dreimaligem Anhalten 702,5 Kilometer in 7 Stunden, 19 Minuten, 25 Sekunden zurückgelegt, während bisher höchstens 90 Kilometer in der Stunde erreicht wurden.

Der Zug, den unsre Abbildung darstellt, bestand aus drei großen sogenannten Pullmannwagen im Durchschnittsgewicht von je 40 Tonnen; dieselben sind von außergewöhnlicher Länge und ruhen nur an beiden Enden auf drehbaren Rädergestellen, so daß sie Kurven leicht durchfahren können. Ihre Form ist derartig, daß sie dem Winde, der dort oft orkanartig auftritt, möglichst wenig Widerstand darbieten.

Die für diesen Dienst eigens erbauten Lokomotiven haben unter dem hinteren Teile zwei Paar doppelte Treibräder, unter dem vorderen Teile ein drehbares Rädergestell (Boggin) mit vier kleineren Rädern.

In der neuesten Zeit sind die Fahrgeschwindigkeiten auf amerikanischen Bahnen versuchsweise noch erhöht worden; im Hinblick auf die Konkurrenz der elektrischen Bahnen, denen die Zukunft zu gehören scheint, hofft man für die Dampfschnellzüge Fahrgeschwindigkeiten bis zu 120 Kilometer in der Stunde erreichen zu können.

Schonung den Eidechsen!

Als ich neulich, an einem heißen Sommertage, einen einsamen Feldweg verfolgte, der auf beiden Seiten mit alten Schwarzpappeln eingefaßt war, sah ich einige Knaben, die um die besonnten grauen Baumstämme herumschlichen, bis einer plötzlich mit seinem Spazierstöckchen zuschlug und lebhaft ausrief: „Ich hab' sie getroffen! Da liegt sie!" Hierauf bückten sich die andern und betrachteten etwas im Grase.

Ich schritt auf die Knaben zu und fragte: „Was habt ihr getroffen? Was liegt da?"

„Wir schlagen die Eidechsen tot, dies ist unsre neunte!" antwortete mir voll Unbefangenheit der größte der Knaben, ein schwarzer Krauskopf mit dunklen Augen.

„Warum thut ihr das?" fragte ich weiter.

„Weil die Eidechsen giftig sind!" erwiderte die ganze Gesellschaft wie aus einem Munde.

„Da seid ihr aber schön im Irrtum," entgegnete ich; „unsre gemeine Eidechse, Lacerta agilis, ist nicht giftig. Ich weiß, daß ungebildete Leute aus dem Volke diese durchaus harmlosen Tierchen wohl für giftig halten; aber ihr, Besucher des Gymnasiums, wie ich an euern grünen und roten Mützen sehe, solltet doch wissen —"

„Aber die Eidechsen," fiel mir hier der schwarze Krauskopf ins Wort, „haben doch eine lange, schmale, in zwei Zipfel gespaltene Zunge, die weit vorgestreckt werden kann, ganz wie bei den Schlangen!"

„Da hast du recht!" erwiderte ich; „aber eine derartige Zunge ist durchaus kein Beweis für die Giftigkeit der Eidechse. Unter unsern einheimischen Schlangen sind doch auch die meisten nicht giftig, obschon sie eine gespaltene, züngelnde Zunge haben. Nein, meine Jungen, ich versichere es noch einmal: unsre gemeine Eidechse oder Zauneidechse ist nicht giftig, im Gegenteil, sie ist ein unschuldiges Geschöpf, das niemand beleidigt, keinem schadet. Wenn man die Eidechse fängt, versucht sie zwar zu beißen, aber ihre kleinen Zähne durchdringen kaum die Haut und ihr Biß ist durchaus nicht gefährlich. Sie wird leicht zahm und sehr zutraulich. Dem Landmann ist sie sehr nützlich, indem sie sich von allerlei kleinen Kerbtieren, Regenwürmern, Landschnecken oder sogenanntem Ungeziefer nährt. Einen ängstlichen oder schuldbeladenen Wanderer

kann sie freilich erschrecken, wenn sie plötzlich neben ihm im dürren Grase raschelt. Ihr aber, meine jungen Freunde, gehört doch nicht zu jenen Menschen mit bösem Gewissen, von deren einem der Dichter singt:

Der Wind im Hein, das Laub am Baum
Rauscht ihm Entsetzen zu —

vielmehr hoffe ich, daß ihr noch nichts andres auf dem Gewissen habt, als die Tötung einer unschuldigen Eidechse — aus Unwissenheit. Von heute ab, nachdem ihr eines Besseren belehrt worden seid, werdet ihr den Eidechsen nichts mehr zuleide thun, nicht wahr?"

„Nein!" antworteten die Knaben wie aus einem Munde und blickten mich so offen und treuherzig an, daß ich sah, es sei ihnen Ernst mit dieser Versicherung.

„Fortan," fuhr ich fort, „beobachtet lieber das Leben und Treiben unsrer Eidechse mit liebevollem Blicke: ihr werdet euch an dem schönen, graugrünen Gewande freuen, das durch eine schwarzbraune Rückenbinde und weiße, längs des Rückens verlaufende Flecken gezeichnet wird, während Bauch und Seiten weißlich oder grünlich aussehen; ihr werdet euch freuen an der unnachahmlichen Behendigkeit, die zu der sprichwörtlichen Redensart Veranlassung gegeben hat: ‚Flink wie eine Eidechse'; ihr werdet euch freuen an dem unschuldigen Spiele des Tieres, wenn es aus dem dürren Laub und Gras des Bodens, seinem Versteck, an den warmsonnigen Baumstämmen hinaufläuft und bald mit dieser, bald mit jener Wendung seines geschmeidigen Körpers, auch mit funkelnden Aeuglein, auf kleine Käfer, Ameisen und Mücken lauert. Der heiße Sonnenschein ist das rechte Lebenselement der Eidechse. Darum, wenn der trübe, kalte Winter die Fluren beherrscht, verkriecht sie sich und bringt die lange Zeit im Schlafe zu; es würden ihr ja auch im Winter die Insekten fehlen, die ihre Nahrung bilden. Sendet dann im Lenze die Sonne ihre belebenden Strahlen wieder über die Fluren, so wacht auch die Eidechse zu neuem Leben auf; sie reibt sich den Schlaf aus den Aeuglein und beginnt wieder ihr Treiben, auch ihre Insektenjagd, da schon tausend Mücken und Käfer schwirren und an den besonnten Baumstämmen rasten. Bald darauf legt das Weibchen einige Eier (bis zehn) von der Größe der Sperlingseier, mit weißer pergamentähnlicher Haut, unter das Moos, in lockere Erde oder Erdritzen, wo die Sonnenwärme sie ausbrütet; im Spätsommer schlüpfen dann die jungen Eidechsen aus, recht fidele Tiere, die, weil sie ihre Eltern nicht kennen (und das ist gut, denn die Alten würden ihre Jungen aufschnabulieren), gleich auf eigenen Füßen stehen und sich selbst ihre Nahrung suchen. . . . Also, Jungens, noch einmal: Schont mir die Eidechsen — um so mehr, da sie ohnehin an den Katzen, Störchen, Bussarden, Eichelhähern, den glatten Nattern, Kreuzottern, Igeln u. s. w. Feinde die Fülle haben!"

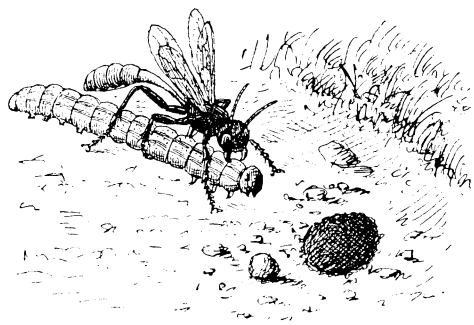
„Ja, wir wollen die Eidechsen schonen!" antwortete der ganze Chor.

Damit trennten wir uns. Ich bin überzeugt, daß meine jungen Freunde Wort halten.

Die Sandwespe.

An besonders heißen Sommertagen sieht man häufig auf sandigen, von der Sonne beschienenen Gartenwegen ein Insekt, ein flinkes, gewandtes Tier mit einem merkwürdig langen, gestielten Hinterleib, das fast einer geflügelten Ameise ähnelt. Es macht seltsame Sprünge, scharrt im Sand, surrt, wippt mit dem Hinterleib, fliegt davon und erscheint gleich darauf wieder. Dem Naturfreund wird es Freude machen, der Thätigkeit dieses Tierchens mit dem auffallenden Benehmen genauer nachzuforschen.

Es läuft schnell und sicher, suchend, surrend und wippend auf der heißen Sandfläche umher, steht endlich still und gräbt geschwind an der sonnigen Rasenkante mit den Vorderbeinen ein Loch, indem es Sand und Erde hinter sich wirft, daß eine förmliche Staubwolke entsteht. Das Loch wird immer größer, und schließlich sehen wir das Insekt darin verschwinden. Die Höhle ist so groß geworden, daß man den kleinen Finger fast ganz hineinbringen kann. Endlich kommt es nach rückwärts wieder heraus, faßt mit den Vorderbeinen und der Freßzange ein Häufchen Erde und bringt es in die Höhlenöffnung, die es noch mit kleinen Steinchen vollständig verschließt.



Jagende Sandwespe.

Es besieht noch einmal sein Werk, das so flink von statten ging, und verschwindet. Wir brauchen nicht lange zu warten, da erscheint es wieder, aber nicht allein, denn es hat sich vom nächsten Baume eine saftige Raupe geholt. Halb fliegend, halb laufend schleppt das Tier die Last, die größer und schwerer ist als die Trägerin selbst, mit den mittleren Beinen und der Freßzange festhaltend, vor die Höhle. Den Platz fand es schnell wieder, ohne lange zu suchen. Hier legt es die Beute ab und ruht aus. Die Arbeit beginnt von neuem. Erde und Steinchen, womit die Höhle verschlossen wurde, werden beiseite geschafft, bis der Höhleneingang wieder frei ist. Das Insekt sieht sich nochmals in der Höhle um, kehrt wieder zurück, erfaßt die Raupe, die wie leblos daliegt, und trägt sie, rückwärts gehend, in die Höhle. Wir warten eine bis zwei Minuten, da kommt das fleißige Tier wieder zum Vorscheine, verschließt die Höhle abermals, ebnet den Boden und scharrt etwas Sand auf den verschlossenen Eingang und verschwindet dann, um vielleicht gleich darauf wo anders sein Werk von neuem zu beginnen.

Was soll nun das geheimnisvolle Treiben bedeuten und wie heißt das kluge Insekt? Es ist das Weibchen

der Sandwespe, auch Wegwespe genannt, eine geschworene Feindin der Larven und Raupen. Die Sandwespe legt ihre länglichen Eier in die Bauchringe der Raupen, die sie dann, wie wir gesehen, in den Sand vergräbt. Die Raupe muß dann der aus dem Ei schlüpfenden Made als Nahrung dienen.

Gräbt man eine solche begrabene Raupe aus, so kann man deutlich sehen, wie die Eier an den Seiten der Bauchringe haften. Die Maden schlüpfen gewöhnlich schon nach vierundzwanzig Stunden aus, dann aber gleich in den Körper der Raupe, um ihn auszufressen.

Die Sandwespe ist also eines der nützlichsten Insekten.

Die Farbe der Sandwespe ist schwarzgrau, der dünne Teil des langgestielten Hinterleibes ist orangefarben. Die starken, ziemlich langen Beine sind an den vorderen Gelenken behaart.

Heinrich der Seefahrer.

Seitdem der kleine Heinrich einen Matrosenanzug bekommen — schön marineblau mit weißer Litze —, worin er sich sehr „mollig" fühlt, hat er nur den einen Gedanken, wenn er erst groß geworden, ein rechter Matrose zu werden. „Aber ganz im Ernst!" beteuert er seinem Vater, seiner Mutter, seinen Tanten, seinen Geschwistern und jedem, der es hören will, wobei er seine großen, leuchtenden, braunen Augen wie in Begeisterung spielen läßt.

„Aber, Heinrich, das Meer ist salzig, und wenn du nun mal hineinfielest und schlucken müßtest!" sagt lächelnd der Papa.

„O, Papa, von heute an werde ich mich üben mit Häringessen — dann gewöhne ich meinen Gaumen an den Salzgeschmack!" antwortet Heinrich mit Zuversicht. Und der Knabe, der bis dahin einen Abscheu vor Häringen hatte, verspeist — tapferer als ein Löwenbesieger, tapferer als ein Weltbezwinger, weil er sich selbst bezwingt — seinen „Harung im Salze".

„Aber, Heinrich, das Meer hat keine Balken," bemerkt lächelnd die Mama; „ehe du Matrose wirst, mußt du schwimmen lernen!"

Und von Stunde an übt sich Heinrich im Schwimmen — vorläufig nur, indem er sich in der Rumpelkammer mit dem Leib über einen alten gewölbten Reisekoffer legt und mit Armen und Beinen die Stöße macht.

Als die älteren Geschwister ihren thatkräftigen Bruder bei dieser Uebung betreffen, tragen sie die lustige Geschichte flink zu den Eltern, worauf der Vater meint: „Wenn Heinrich seinen künftigen Beruf so ernst nimmt, so sehe ich nicht ein, weshalb wir ihm nicht den Namen jenes berühmten portugiesischen Prinzen geben sollten: Heinrich der Seefahrer!"

„Ach ja," jubeln die Geschwister, „so soll er heißen! Heinrich der Seefahrer, wo bist du? Komm, wir essen Häring mit Pellkartoffeln!"

„Ein königliches Essen!" lacht die Mama.

Heinrich wird über seinen Spitznamen nicht ungehalten; im Gegenteil, er setzt eine Miene auf, aus welcher es deutlich spricht: „Na, wartet nur, ihr werdet euer blaues Wunder an mir erleben!"

Den Uebungen im Häringessen und Schwimmen auf dem Trockenen läßt Heinrich der Seefahrer das Verfertigen von kleinen Schiffchen mit eigener Hand folgen; er fängt mit einer Walnußschale an, der er Masten von schwedischen Streichhölzern und Segel von Postpapier gibt, und hört mit einem Holzschuh auf, dem er Masten von Haselruten, Segel von Hemdentuch und Tauwerk von Zuckerschnur verleiht.

„Seht, da sitzt Heinrich der Seefahrer auf der Rasenbank am Rande des Teiches, welcher den Park seines elterlichen Landhauses wie ein großes aufgeschlagenes Auge, in dem sich Himmel und Bäume spiegeln, belebt! Die feierliche Stunde ist gekommen, wo das Holzschuhschiff — nein, die Santa Maria (diesen Namen hat Heinrich in der Geschichte des Kolumbus gefunden) — vom Stapel laufen soll. Noch ruht das Fahrzeug in den werkthätigen Händen des jungen Meisters, aber im nächsten Moment wird es aus diesen Händen hinabgleiten auf das flüssige Element, „welches die Erde umgürtet". Die Mienen Heinrichs des Seefahrers drücken Zuversicht und frohe Hoffnung aus. . . . Wir meinen, wer seinen zukünftigen Beruf schon in jungen Tagen so ernst nimmt, der wird es im reiferen Alter zu etwas Rechtem bringen. Fahr wohl, du junger Seebär!

Kadettenbriefe.

(Im Original mitgeteilt.)

1.

Im Hafen von Ch . . . . .
An Bord S. M. S. „Gloria".

Ein fremder Hafen! Das ist ein Wort, das Ihr, meine Lieben, nicht versteht. Diese gemischten Gefühle habt Ihr noch nie empfunden, Ihr ahnt nicht, was es heißt, nach tagelanger Seefahrt die Sonne über bewohnten Küsten aufgehen zu sehen, über fremden Wäldern und Meeren! Etwas Unaussprechliches schwellte mir die Brust, als unsre „Gloria" in langsamer Fahrt zwischen den Schären der norwegischen Fjorde hindurchsegelte und der norwegische Hafen in der sommerlichen Nachthelle mit seinen schimmernden Fenstern und Dächern winkte. Die Festung schaute aus frischem Grün hervor, das Wasser war tiefblau und silberig, die Luft herb. Und „bum!" ging es, „bum!" Dumpf und gewichtig

Heinrich der Seefahrer.

fielen unsre Salutschüsse, der Rauch verschwebte über den Wellen, unsre deutsche Flagge flatterte im Winde. Nach kurzer Zeit antwortete die Festung — „bum, bum!“ Wir wendeten und ankerten außerhalb des Hafens.

Da lag nun unser Schiff wie ein dunkler Koloß auf lichtem Grunde. Vor uns, auf den Festungswällen, war bald eine neugierige Menschenmenge versammelt, die mit Tüchern winkte, und auf dem Wasser umschwärmten uns unzählige Nachen, wie die jungen Enten einen großen Schwan. Bei uns lief alles durcheinander, niemand kam zu Atem, jeder wollte Urlaub haben, keiner erhielt ihn, und erst nach einer Stunde stieß unsre erste Barkasse von Bord.

Ich hatte das Glück, zu ihren Insassen zu zählen, und fühlte mich frei und stolz: Wenn auch nur als Kadett, so durfte ich doch in meines Kaisers Rock des geliebten Vaterlandes Flagge hochhalten und deutsche Sitte und deutsches Wesen vertreten. Ein ganz klein wenig Heimweh empfand ich — ich sah den Quai immer näher, das Schiff immer weiter rücken. Leid that es mir nur, daß die Mannschaften an Bord sofort begannen, Wäsche zu trocknen . . . und ich gedachte unsrer Fieke, die zu des guten Vaters Entsetzen immer an Besuchstagen die Hauswäsche im Garten aufzuhängen pflegte. Hier freilich spielte die Kapelle während der Arbeit frohe Tanzweisen und das machte den bösen Eindruck einigermaßen wieder gut.

Endlich fühlte ich festen Boden unter meinen Füßen, und wurde sofort von einem Rudel Straßenkinder umringt, die fast unheimlich rasch aus allen Winkeln auftauchten. Unsre Matrosen hatten eine Nachhut von Dienstmädchen und Handwerkern, von den Offizieren gar nicht zu reden. Uns gehörte die Stadt: trat man in ein Café, so bedienten einen sechs Kellner und man erhielt den besten Platz. Uns zu Ehren waren überall deutsche Farben angebracht, man hatte nicht nötig, das bißchen Norwegisch, das uns geläufig war, zu kauderwelschen, da uns jeder schon an den Mienen abzulesen versuchte, was wir wünschten.

Als ich mich in dem Café etwas erfrischt hatte, wurde ich aus meinen Beobachtungen plötzlich durch den Lieutenant zur See, Hernak, unsern Spaßvogel, aufgerüttelt.

„Was gibt's, Seeburg?“ redete er mich an. „Gehen Sie mit uns, wir machen eine Partie nach Dingsda, den Namen habe ich vergessen!“ Er deutete durchs Fenster auf einen abgemagerten Schimmel, der breitbeinig vor dem Wagen stand und den Kopf hängen ließ, und forderte mich auf, ebenfalls auf dem Wagen Platz zu nehmen. Mit Hernak waren wir außer dem Kutscher sieben Personen und saßen neben- und aufeinander wie die Häringe in einer Tonne.

Das alte Tier mit dem gebrechlichen Wagen klapperte über das Straßenpflaster und fort ging es durch enge Gassen weit hinaus in eine öde Landschaft. Als wir eine ziemliche Strecke hinter uns hatten, fragte ich endlich, wohin die Reise eigentlich ginge, aber keiner und am Ende selbst auch der Kutscher wußte Auskunft zu geben, eine Situation, die sich schließlich in ein homerisches Gelächter auflöste.

„Zurück!“ schrie endlich Hernak dem Kutscher zu. Dieser peitschte auf das Pferd los, aber statt zurück ging der Schimmel vorwärts, und je mehr wir „Umkehren!“ riefen, um so hastiger galoppierte das Unglückstier.

Was unser Schreien nicht that, besorgte endlich der Zufall. Wir hielten, weil wir einfach nicht weiter konnten; vor uns im Wege lagen nämlich zwei Felsen, zwischen denen nur für Fußgänger ein schmaler Spalt hindurchführte. Im Nu waren wir aus dem Wagen. Der Kutscher probierte alles, um seinen Schimmel zum Wenden zu bringen. Umsonst. Zuletzt verfiel Hernak auf den Gedanken, sich rittlings auf das Pferd zu setzen, ich zog vorne, die andern schoben von hinten den Wagen auf die Beine des Pferdes und nun mußte der Gaul notgedrungen seinen Standpunkt ändern. Inzwischen wurde der Vorschlag laut, den Kutscher zu bezahlen und fortzuschicken und den Spaziergang durch den Felsspalt fortzusetzen. Gesagt, gethan. Wir zwängten uns fast alle durch die Felsenriffe, bis ein Hilferuf uns stocken ließ: der dicke Kadett Müller saß im Felsspalt eingeklemmt und konnte weder vor- noch rückwärts.

„Ich ersticke!“ rief er, „helft mir!“

Hernak faßte ein Ohr und zog daran, ich zerrte an einem Knopf seines Rockes. Müller blieb elendiglich stecken! Endlich befahl Hernak, er möge, so gut es ging, aus dem Rock schlüpfen, ihn liegen lassen und so sein Glück versuchen. Dies machte seine fatale Situation nur noch schlimmer; er steckte durch die vollführten Körperwendungen nur noch fester zwischen den unerbittlichen Steinkolossen. Was thun? Die Felsen sprengen? Hernaks Idee, ihn bei den Füßen zu fassen und ihn zu Falle zu bringen, machte ihn endlich frei.

Wir hatten nun alle keine Lust mehr, diese Schlupfpartie fortzusetzen, zumal der Himmel sich umwölkte. Als wir jedoch an den Heimweg dachten, stellte es sich heraus, daß der Kutscher nicht mehr zu sehen war, keiner hatte sich die Richtung gemerkt, der eine wollte rechts, der andre links, der dritte gerade aus. Hernak, der nie zugibt, daß er sich irren könne, wählte das letztere; wir folgten, und nach einstündiger Wanderung kamen wir endlich in einem botanischen Garten an, wo außer vielen aufgehäuften Kohlstrünken weit und breit nichts zu sehen war.

Nach nochmals einer Stunde befanden wir uns am Hafen und begrüßten unsre eben anlegende Dampfbarkasse mit Gefühlen, als wären wir jahrelang in der Fremde umhergeirrt und beträten zum erstenmal wieder heimatlichen Boden.

2.

An Bord S. M. S. „Gloria“.

Wenn mir heute einfällt, daß ich Dir, lieber Bruder, vor wenigen Tagen einen zweiten Brief versprochen habe, so trägt die Schuld daran der Regen, der seit heute früh ununterbrochen herniederprasselt. Auf Deck ist außer der Wache niemand zu sehen, unsre stolze Flagge läßt traurig

prinz die beiden Revolver und die Munition ab und sagte: „Ihr steht unter einem mächtigen Schutze und braucht keine Waffen, während wir verteufelt schlecht bewaffnet sind. Ihr werdet uns also gewiß gern aushelfen. Und nun muß ich Euch etwas recht Lustiges sagen. Ihr habt dem Kantor auf all sein Bitten nicht den Gefallen gethan, ihn loszubinden — — —“

„Das ist mir verboten worden!“ fiel er rasch ein.

„Geht uns nichts an! Er ist natürlich sehr aufgebracht darüber und wünscht, Euch einmal fühlen zu lassen, wie es ist, wenn man an einem Baume hängt. Wir sind gutmütiger als Ihr und werden ihm diesen sehr bescheidenen Wunsch erfüllen.“

„Was meint ihr?“ stotterte er ängstlich hervor. „Was soll das heißen? Wollt ihr etwa — — —?!“

„Euch anbinden? Ja.“

„Hört, das dulde ich nicht, Mesch'schurs!“

Er richtete sich möglichst stramm auf und gab sich Mühe, martialisch auszusehen. Da klopfte der Oelprinz ihm auf die Achsel und sagte lachend: „Blast Euch nicht unnötig auf, Sir! Wir kennen Euch doch genau! Wir werden Euch anbinden. Wehrt Ihr Euch dagegen, so brauchen wir Gewalt, und Ihr kennt uns gut genug, um zu wissen, daß Ihr dann nicht wohl mit heiler Haut davonkommen werdet. Laßt Ihr es Euch aber gefallen, so reiten wir dann weiter, ohne uns ferner um Euch zu kümmern. Wir wollen dem Kantor den Willen thun, weiter nichts. Wenn wir dann fort sind, kann er Euch wieder losmachen. Also, was sagt Ihr zu der Sache?“

Er nahm eine drohende Haltung an und spielte mit seinem Messer. Buttler und Poller folgten diesem seinem Beispiele. Dem Bankier wurde es himmelangst. Daß er von diesen Leuten keine Schonung zu erwarten habe, das wußte er. Sein Stolz fühlte sich beleidigt; er, der Bankier, der Gentleman, sollte sich vor diesen Mördern und Betrügern demütigen; das ging ihm gegen den Strich, doch dachte er mit keinem Gedanken daran, sich zu weigern und ihnen Widerstand zu leisten. Am besten war es, klug zu sein und ihnen den Willen zu thun. Sie wollten ihn ja nur anbinden und dann fortgehen. Waren sie fort, so konnte der Kantor ihn sofort wieder freimachen. Darum zwang er seinen Grimm hinunter und sagte in einem Tone, als ob es ihm gar nicht schwer falle, auf den Scherz einzugehen: „Was ich dazu sage? Nichts. Ob ich da an diesem Baume sitze oder anderswo, das ist mir gleich. Wenn es euch Spaß macht, diesem verrückten Menschen seinen noch verrückteren Wunsch zu erfüllen, so thut es. Mir fällt es nicht ein, mich deshalb mit euch herumzubalgen.“

„Das ist sehr verständig, höchst verständig von Euch,“ grinste ihn der Oelprinz an. „Es ist allerdings eine ganz und gar verrückte Idee von ihm. Er hat sich über Euch geärgert und will Euch zur Strafe dafür am Baume sehen; das ist die Sache. Wir haben versprochen, ihm den Willen zu thun, und wenn wir es thun, so geschieht es nur der Form wegen und für ganz kurze Zeit. Mag also jetzt der Spaß beginnen!“

Er band den Kantor los. Rollins trat an den Baum, hielt seine Hände hin und sagte: „Da, macht euch das billige Vergnügen, Mesch'schurs!“

Er hatte natürlich geglaubt, daß man ihn ebenso leicht binden werde, wie der Kantor gebunden gewesen war; aber er sollte sofort einsehen, wie groß sein Irrtum gewesen war. Poller ergriff ihn beim rechten und Buttler beim linken Arme. Sie rissen ihn mit einem so rücksichtslosen Ruck mit dem Rücken an den Baum, daß er laut aufschrie, und legten seine Arme rückwärts an den Stamm. Während sie sie da festhielten, band ihm der Oelprinz die Hände zusammen und antwortete: „Ja, Mr. Rollins, das billige Vergnügen beginnt; aber Euch kann es leicht sehr teuer zu stehen kommen.“

„Thunderstorm!“ fluchte der Bankier. „Was fällt euch denn ein? So haben wir nicht gewettet!“

„Ihr nicht, aber wir!“

„Ihr renkt mir ja alle Glieder aus!“

„Kann Euch gar nichts schaden; aber es wird gar nicht lange dauern. Wartet nur einen Augenblick und haltet den Kopf still, sonst schneide ich Euch die Ohren mit herunter!“

Er trennte ihm, der sich nun nicht zu wehren vermochte, auch wenn er es gewollt hätte, mit zwei, drei raschen Messerschnitten den Kragen vom Rocke.

„Sir, was thut Ihr da hinter mir?“ fuhr Rollins auf. „Ich glaube gar, Ihr schneidet da an mir herum!“

„Ja, das thue ich allerdings,“ lachte der Oelprinz; „aber es geht Euch nicht an das Leben, sondern nur einstweilen an den Kragen.“

Er trat vor ihn hin und hielt ihm den abgeschnittenen Teil des Rockes vor das Gesicht.

„Mein — — mein — — mein Kragen!“ schrie der Bankier auf, indem ihm alles Blut aus dem Gesichte wich.

„Kragen? O nein! Ihr haltet das für einen Rockkragen? Das ist ein großer Irrtum von Euch. Ich sage Euch, daß ich hier eine ganz neumodische Tasche für Wertpapiere in meinen Händen halte.“

„Tasche — — Wertpapiere — — —“ stammelte der Getäuschte. „Was — was — — was meint Ihr damit?“

„Werde es Euch augenblicklich zeigen.“

Er griff zwischen das Futter des Kragens, zog ein Papier hervor, faltete es auseinander, warf einen Blick darauf, hielt es dann dem Bankier vor das Gesicht und fuhr in triumphierendem Tone fort: „Hier ist der Inhalt dieser prächtigen Tasche. Hoffentlich kennt Ihr das Papier. Es sollte für Euch ein Andenken sein, aber ich denke, daß ich es weit besser in Ehren zu halten verstehe als Ihr. So eine Schrift steckt man doch nicht in den Rockkragen, sondern man schafft sie hinunter nach Frisco, um sie dort mit gutem, klingendem Golde zu vertauschen.“

„Ihr seid ein Schurke, ein Räuber, ein — ein — ein — —“

Die Wut erstickte seine Stimme, so daß er kein Wort weiter hervorbrachte. Seine Lippen färbten sich blau und

seine Augen wollten aus ihren Höhlen treten. Er wollte sich von dem Baume losreißen; dabei schnitt ihm aber der Riemen so in das Fleisch, daß er einen gellenden Schmerzensschrei ausstieß.

„Seid still; beruhigt Euch!“ hohnlachte der Oelprinz. „Ich nehme mir nur zurück, was man mir unrechtmäßigerweise vorenthalten hat. Ihr seid überlistet, Sir. Gebt Euch keine Mühe, ohne Hilfe vom Baume loszukommen; Ihr verursacht Euch dadurch nur Schmerzen.“

Rollins konnte nur mit einem ohnmächtigen Zähneknirschen antworten. Der Kantor war bis jetzt ein stiller Zeuge des Vorganges gewesen; jetzt hielt er es für geraten, sich ins Mittel zu legen. Er sagte in seinem höflichsten Tone: „Meine verehrtesten Herren, ich muß Sie unbedingt bitten, mir zu sagen, warum Sie diesem Herrn den Kragen vom Rocke geschnitten haben!“

„Weil er nicht an den Rock gehört,“ antwortete Poller lachend.

„Oho! Dieser Kragen ist Herrn Rollins Eigentum; er kann ihn also da tragen, wo es ihm beliebt, sogar am Rocke!“

„Es ist ja gar kein Kragen, sondern ein Portefeuille für Wertsachen!“

„So? Und wo pflegt man denn so ein Ding hinzustecken?“

„In die Tasche.“

„Gut, so stecken Sie es ihm in die Rocktasche.“

„Diesen Gefallen will ich Ihnen sehr gern erweisen.“

Er nahm dem Oelprinzen den ausgeplünderten Kragen aus der Hand und schob ihn dem Bankier in die erwähnte Tasche.

„Auch das Papier mit!“ befahl der Kantor.

„Nein, das werde ich freilich nicht thun. Dieses Papier gehört Mr. Grinley; er wird es also behalten.“

„Es gehört ihm nicht. Sie haben mir ja vorhin gesagt, daß Sie es bei den Navajos freiwillig herausgegeben haben!“

„Ja. Und nun nehmen wir es ebenso freiwillig wieder.“

„Da sind Sie doch Spitzbuben!“

„Ja, das sind wir allerdings, Herr Kantor.“

„Bitte, Herr Kantor emeritus. Es ist das eine ganz notwendige Bezeichnung, auf welcher ich bestehen muß. Sie wollen das Papier also wirklich entwenden?“

„Ja.“

„Dann sind Sie gar nicht wert, daß ein Jünger der Kunst, wie ich bin, noch ein Wort mit Ihnen spricht. Machen Sie also, daß Sie fortkommen!“

„Diesen Wunsch werden wir Ihnen sogleich erfüllen, mein lieber Herr Kantor emeritus.“

„So ist's recht! Man muß die Leute nur immer auf die richtige Ausdrucksweise aufmerksam machen, dann merken sie sich's endlich doch einmal.“

„Das ist wahr, und ich will nur wünschen, daß Sie für die beiden Gnadenarien und das Duett, welches Sie komponieren wollen, die richtige Ausdrucksweise ebenso finden mögen.“

„O, was das betrifft, so ist das über allem Zweifel erhaben.“

„So sind wir alle außer dem Bankier zufriedengestellt. Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl, meine Herren!“

Er machte eine Verbeugung. Die drei Räuber gingen hinaus zu ihren Pferden, stiegen auf und ritten davon, sehr zufrieden mit dem Erfolge dieser letzten halben Stunde.

Der Kantor setzte sich nun dem Bankier gegenüber und musterte ihn mit sehr zufriedenen Blicken. Es war ja sein Wunsch erfüllt: er war frei und der andre hing an dem Baume.

Rollins konnte ein solches Verhalten nicht begreifen; es erfüllte ihn mit Wut, und darum schrie er zornig auf ihn ein, indem er ihn in den drohendsten Ausdrücken aufforderte, ihn augenblicklich loszumachen. Dies that er in englischer Sprache, welche der Kantor leider nicht verstand. Vorher hatte dieser letztere, als er noch am Baume hing, dieselbe Bitte mit ganz demselben Mißerfolge wohl hundertmal ausgesprochen, aber in deutscher Sprache, welche dem Bankier unverständlich war. Dieser hatte geglaubt, der Kantor räsonniere auf Old Shatterhand und die beiden Personen, die ihn angebunden hatten. Es war verboten worden, ihn loszubinden, und darum hatte Rollins nicht angenommen, daß er los wolle; der Emeritus aber hatte geglaubt, der andre wolle ihn nicht aus seiner Lage befreien; daher vorhin sein Aerger über ihn und daher jetzt die Ruhe, mit welcher er das Geschrei anhörte und die Anstrengungen ansah, welche Rollins machte, um vom Baume loszukommen.

Während dieser alle möglichen englischen Schimpfwörter herwetterte, saß der Komponist ihm gegenüber, um ihn zu studieren, und pfiff dabei eine Melodie durch die Zähne, aus welcher sich eine Gnadenarie entwickeln sollte. Der Bankier schäumte fast vor Wut über sein Gegenüber und verwünschte es tausendmal, daß er sich angeboten hatte, bei ihm zu bleiben. Dann, als sein Grimm den höchsten Grad erreicht hatte, trat auf diese Aufregung eine plötzliche große Abspannung ein. Die Folge derselben war, daß er ruhiger zu überlegen vermochte. Er hatte von seinem Buchhalter Baumgarten einige deutsche Brocken profitiert, und der Kantor hatte sich, wie er wußte, auch einige englische Ausdrücke gemerkt. Sollte es denn nicht möglich sein, auf Grund dieser freilich geringen Kenntnisse zu einer Verständigung zu kommen? Er versuchte es und begann: „Mr. Kantor, to unbind, unbind!“

„Kantor emeritus, bitte!“ war die Antwort.

„Unbind, unbind!“

„Umbinden?“ fragte der Kantor. „Sie wollen etwas umgebunden haben? Was denn?“

Er wußte nicht, daß unbind so viel wie losbinden bedeutet. So ging es wohl eine Viertelstunde lang zwischen ihnen herüber und hinüber. Erstens verstand der Kantor den Bankier nicht und zweitens sah er nicht ein, warum derjenige, der ihn am Baum hatte hängen lassen, nicht auch ein wenig an demselben hängen solle. Dann siegte

aber seine Gutmütigkeit. Er ging, als Rollins seine schmerzhaften Bestrebungen, sich loszureißen, erneuerte, zu ihm hin und löste mit größter Mühe die absichtlich sehr fest geschlungenen Knoten auf. Er glaubte, nun ein freundliches Wort des Dankes zu hören, hatte sich da aber sehr geirrt. Rollins streckte seine Glieder und versetzte dann dem Emeritus einen Faustschlag gegen den Kopf, daß der Getroffene taumelte und dann in ein Gebüsch stürzte; dann band er sein Pferd los, setzte sich auf und ritt davon, nach Westen zu, wo er die Gefährten wußte.

Der Kantor raffte sich langsam auf, befühlte die getroffene Stelle seines Kopfes und sagte: „Dankbarkeit ist eine seltene Tugend; das weiß ich freilich wohl; aber daß man für seinen guten Willen und für einen solchen Dienst eine solche Kopfnuß erhält, das geht doch eigentlich über die Schnur. Der Mann ist Bankier, will also jedenfalls als gebildeter Mann gelten; aber ich sehe hier wieder einmal ein, daß die wahre und echte Bildung doch nur bei den Jüngern der Kunst zu finden ist. Mein Kopf brummt mir, als wenn zehn Gnadenarien, von lauter zweiten Bässen gesungen, auf einmal drin ertönten! Nun ist er fort. Was soll ich hier allein? Soll ich etwa warten, bis noch andre Spitzbuben kommen, die nachher auch noch mich bestehlen? Nein; da reite ich ihm lieber nach."

Er holte sein Pferd auch aus dem Gebüsch, kletterte hinauf und ritt davon, gen Westen, wohin die Fährte der Weißen und der Navajos führte.

Wie war es aber denn eigentlich gekommen, daß der gute Kantor zurückgelassen und sogar angebunden worden war?

Zunächst war es wohl kein Wunder, wenn er von allen seinen Gefährten als sogenanntes Schreckenskind betrachtet wurde. Er machte alles verkehrt, brachte Wirrnis in die größte Ordnung und hatte nicht nur der Gesellschaft schon oft die größten Verlegenheiten bereitet, sondern für sie sogar Gefahren heraufbeschworen, denen man nur mit Mühe und Not entkommen war. Sein gestriger Streich, als er des Nachts am Flusse die Stimmen des Orchesters erklingen ließ, hatte glücklicherweise keine üblen Folgen gehabt; aber Old Shatterhand war willens, so etwas nicht wieder vorkommen zu lassen, und hatte ihm darum mit Anbinden gedroht. Diese Strafe war schon früher einmal, und zwar durch Sam Hawkens, über den Emeritus verhängt worden. Man hatte ihn samt seinem Pferde hinten an einen Wagen angebunden.

Heut früh nun hatte er sich kurz nach dem Aufbruche an den Hobble-Frank gemacht und ihn gefragt: „Herr Franke, Sie wissen wohl genau, wohin wir reiten?"

„Ja," antwortete dieser.

„Ich nicht. Wissen Sie, ich mußte so lange bei den Indianern bleiben, und als ich nachher in unser Lager kam, war die Beratung eigentlich schon vorüber, und auf das, was gesprochen wurde, habe ich in meinem Zorne nicht geachtet. Wenn Sie bedenken, wie man mir mitgespielt hat, werden Sie einsehen, daß ich sehr viel Veranlassung zum Zorne hatte."

„Nee, das sehe ich nich ein."

„Nicht? Ich habe Sie doch immer für einen verständigen und ernstlich denkenden Menschen gehalten!"

„Das bin ich ooch, und ich wollte es niemand raten, etwa das Gegenteel zu denken!"

„Aber da müssen Sie doch einsehen, daß ich gar nichts Unrechtes gethan habe!"

„Nischt Unrechtes? Na, der Ausdruck is eegentlich noch viel zu zahm für das, was Sie gethan haben."

„Wie, zu zahm? So geben also auch Sie mir unrecht?"

„Natürlich! Man schtellt sich doch nich des Nachts, wo alle Schtimmen schweigen, mitten in den wilden Westen hinein, um mit allen möglichen musikalischen und fraktionellen Inschtrumenten zu trillern und zu piepen, daß man es schtundenweit hören kann. Das hätte uns alle möglichen Feinde auf den Hals bringen können."

„Es waren aber doch keine da!"

„Das wußten Sie nich. Und die Nijoras, zu denen wir jetzt wollen, konnten ebensogut in unsrer Nähe liegen, wie die Navajos, von denen wir glücklicherweise nichts zu fürchten hatten."

„Also gegen die Nijoras geht es jetzt? Das war es, was ich jetzt von Ihnen wissen wollte. Wie es den Anschein hat, sollen sie von uns überfallen werden?"

„Ja."

„Das freut mich sehr; das freut mich ungemein!"

„Warum?"

„Darnach brauchen Sie doch gar nicht erst zu fragen. Sie wissen doch wohl, daß ich eine zwölfaktige Heldenoper komponieren will!"

„Ja; es is mir ganz so, als ob Sie schon eenmal von so etwas geschprochen hätten."

„Jedenfalls habe ich es Ihnen schon gesagt. Ich habe hier nun die Helden gefunden, die ich dazu brauche; aber in ihrer Thätigkeit habe ich sie eigentlich noch nicht gesehen."

„Nich? Na, ich dächte doch, daß bisher schon genug geleistet worden is, was andre Leute nich gleich fertig bringen würden. Wir sind ja gradezu immer aus dem eenen Abenteuer in das andre geflogen!"

„Das gebe ich ja ganz gern zu; aber das, wobei das Heldentum sich in seiner vollsten Glorie zeigen kann, hat es noch nicht gegeben."

„Was wäre das?"

„Eine Schlacht, ein allgemeiner Kampf, wo Mann gegen Mann zu stehen hat und der Held einen Feind nach dem andern niederschlägt, wissen Sie, so ungefähr wie Roland bei Roncesvalles."

„Roland? Da irren Sie sich sehr wahrscheinlich."

„Inwiefern."

„Das is doch nich Roland, sondern Iffland gewesen."

„Iffland? Nein, liebster Herr Frank, das ist unmöglich, vollständig unmöglich."

„Vollschtändig unmöglich? Warum denn, he?"

„Erstens weil Iffland damals noch nicht gelebt hat."

Gefahr für den Seemann ist der fortwährende Wechsel. Besonders der Warmblütige, der sich rasch anschließt, der in jedem neuen Hafen neue lockere oder feste Bande der Freundschaft knüpft, wird der erste sein, dessen Erinnerung am ehesten verblaßt. Er gewöhnt sich daran, eine Schmetterlingsnatur zu sein."

Ich lächelte und dachte an Hernak. Herr von P. fuhr fort: „Unser Beruf ist in vieler Hinsicht schwer. Familienleben pflegt ein unerreichbares Glück für uns zu sein." Hier seufzte er kaum merklich. „Besitzen wir Frau und Kinder, so ist der Mann, der Vater, ein Gast im eigenen Hause. Er ist selten daheim; er kann nichts ordnen, seine Kleinen nicht erziehen. Oft wird er vor der Zeit alt und krank. Und doch wäre es unrecht, die Regel aufzustellen, daß Marineoffiziere unter keinen Umständen je heiraten dürfen . . ."

Herr von P. sprach mehr zu sich selbst, als zu mir — für mich war jedenfalls vor dem Ballfest des heutigen Abends in der Stadt nur die vorher erwähnte Warnung bestimmt gewesen.

Punkt acht Uhr fanden wir Geladenen — alle, die von Bord abkommen konnten — uns im Ballsaale ein. Die Kadetten, und mit ihnen ich, mußten natürlich die Wände tapezieren und abwarten, bis die Offiziere unter den Tänzerinnen ihre Wahl getroffen hatten; es machte mir Spaß, die lichten Gewänder einherrauschen und die hübschen Gesichter lächeln zu sehen. Später allerdings stürzten auch wir uns auf die Uebriggebliebenen und waren glücklich, wenn wir eine der Damen eroberten.

Ich erhielt zum ersten Walzer eine sechs Fuß hohe Walküre, über die Blüte der ersten Jugendjahre hinaus, aber dafür desto freundlicher. Wir unterhielten uns eine Zeitlang ganz gut.

Hernak kam mir mit hochrotem Kopf entgegengelaufen und zeigte mir seine Karte. Ich warf einen Blick auf die flüchtig hingeworfenen Zeilen und las: erster Walzer — Dame mit weißem Kleide und roten Armen. Polka — Dame mit Sonnenblumen und Ponyfransen. Quadrille — Dame mit dem lauten Lachen. „Wer soll die Namen behalten?" entschuldigte er sich.

Meine Walküre zeigte mit dem Fächer auf eine vereinzelt an der Wand sitzende Dame, die brummig vor sich hinstarrte, und ehe ich mich dessen versah, hatte ich eine Partnerin zur Polka. Schon nach der ersten Tour bemerkte ich ängstliche Mütter auf den Sophas, Töchter mit abgetretenen Schleppen und Fetzen auf dem Fußboden. Rritsch und rratsch rissen die Stiefel unsrer Seeleute Dreiecke in die duftigen Tüll- und Seidenroben und ich sah von weitem, wie Hernak den seiner Dame abgetretenen Kleiderfetzen andächtig in Seidenpapier wickelte und präsentierte.

Meine Tänzerin hatte ich bald an ihren Platz geführt, da unsre Anschauungen über Walzer im allgemeinen und Takthalten im besonderen allzu weit auseinandergingen. Hier plauderten wir nun englisch, bis ein Leidensgefährte sie mir abnahm. Mühsam arbeitete ich mich dann bis zum Büffet vor, wo die einheimischen Herren, die sich durch unsre Anwesenheit zurückgesetzt fühlten, mit verdrießlicher Miene sehr viel schwedischen Punsch genossen. Das ist ein Getränk, von dem man mehrere Gläser verträgt, so lange man sitzt — kaum steht man jedoch auf, so wird einem zu Mute, als stände man bei Sturm und Wogenschlag auf Deck.

Mit diesem Punsch vertrieb ich mir die Zeit bis zum Galopp, zu dem ich — höre und staune — ein junges, reizendes Mädchen engagiert hatte, die ich durch Zufall erspäht hatte, bevor andre . . . doch halt, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Die ersten Takte des Galopps lockten schon und ich war im Begriff, die Hand meiner Tänzerin zu ergreifen, da sagte eine schnarrende Stimme neben mir: „Kadett, halt!" und zur Dame: „Darf ich um eine Extratour bitten?" Und ehe ich noch zur Besinnung kam, fort war sie — Lieutenant Wenk hatte sie mir entführt. Was blieb mir anders übrig, als zu warten, bis mein Vorgesetzter sie mir wiederbrachte! Als dies endlich geschah, stürzte Korvettenkapitän O. atemlos auf uns zu: „Meine Gnädige — bitte gehorsamst — Extratour?" Mir ließ er einen halben gnädigen Kopfnick zukommen. Die Gefühle, die mich bewegten, wie soll ich sie Dir schildern, Bruder? Handschuh und Fächer des lieblichen Mädchens in der geballten Faust, sah ich sie nach geraumer Zeit erhitzt sich nahen und nun gelang es mir, einmal mit ihr herumzutanzen. „Bitte, genug," stammelte sie nach den ersten Schritten und sank auf einen Stuhl, den ich ihr herbeischleppte. Als sie sich soweit erholt hatte, daß ich dachte, na, jetzt kann es ja dann wieder losgehen, schlug wieder eine Stimme an mein Ohr: „Na, Kadett von Seeburg, erlauben Sie mir eine Tour mit Ihrer Dame?" fragte in liebenswürdigem Ton unser verehrter Kommandant. Während er mir meine Nymphe entführte, wurde mir klar, daß es in unsrer Kadettenmesse doch um vieles gemütlicher sei und daß für die jüngsten Kadetten die Ballfreuden ganz sonderbar seien.

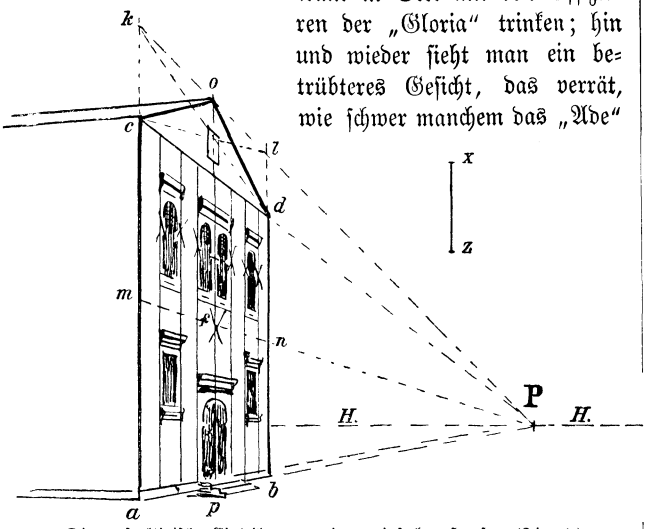
5.

An Bord S. M. S. „Gloria".

— — Du meinst, Brüderchen, ich bereute manchmal doch, diesen Beruf erwählt zu haben, und sehnte mich heim? Das kann und wird nie geschehen! Ich bin mit ganzer Seele dabei und der Spruch: „Das Meer ist meine Heimat und das Meer sei mein Grab!" ist mein Wahlspruch geworden. Es gibt ein poetisches Etwas, das dem Seemann aus den Wellen entgegenrauscht und zu allen Zeiten, selbst im Sturme, ihn umbraust. Und dieses Etwas ist es, das uns kettet, bindet. Und ein großer Ernst liegt darin. Woher hätten sonst die Jüngsten unter uns oft schon so ernste, nachdenkliche Augen? Der Kleinmut, der mich neulich nach dem Ball packte, hatte mit jener heiligen Empfindung natürlich nichts zu schaffen — ich schäme mich dessen bereits! Höre vielmehr, was unsre Gemüter jetzt unablässig beschäftigt.

Wir nehmen heute fleißig Kohlen ein; denn morgen heißt es: Lebe wohl, schöner Hafen! Lebt wohl, Gast-

freunde! Hernak steht mit wütendem Gesicht als Wachehabender auf Deck und leitet die Kohlenarbeiten, während dann und wann ein lustiges „Schnetterengdeng" der Tanzmusik bis zu ihm sich verliert. Obwohl gleichsam zu letzter Stunde, befinden sich doch Gäste an Bord, die ein frohes Tänzchen nicht verschmähen und den Abschiedstrunk in Sekt mit den Offizieren der „Gloria" trinken; hin und wieder sieht man ein betrübteres Gesicht, das verrät, wie schwer manchem das „Ade"



Die perspektivische Einteilung an einem einfachen Hause. (Fig. 4.)

wird. Eine halb wehmütige Stimmung beherrscht die wegen kalten Nebels in der Kajüte versammelte Gesellschaft.

Vor einer Stunde unterbrach dumpfer Trommelschlag und Pfeifengetön die Blechmusik unten: Flaggenparade bei Sonnenuntergang! Ich stand in meinen Mantel gehüllt, die Hand an der Mütze auf Deck und sah unsre stolze, deutsche Flagge herniederschweben, diese Flagge, der Ehren gebühren, wie dem Kaiser selber.

Danach begab ich mich in die Kajüte, sah mit wechselnden Gefühlen dem Tanze zu und fuhr auch heute, wie jedesmal, zusammen, wenn unser Trompeter in den „Dorfschwalben" seinen falschen Ton blies. Plötzlich einte sich ein Aufschrei aus mehreren weiblichen Kehlen jenem Ton . . .

„Was ist? Was ist geschehen?" „Dort — dort!" „Was? Wo?" „Oben!" Wir folgten mit gespannten Blicken vielen deutenden Zeigefingern und entdeckten in der Fensterluke, die auf Deck führte, etwas Entsetzliches, Schwarzes, ein dunkles Gesicht mit glühenden Augen, den leibhaftigen Teufel! Unser Stabsarzt machte sich mit den ohnmächtigen Damen zu schaffen und wir eilten auf Deck, um zu ergründen, wo der Satan stecke. Der trat uns denn auch sofort entgegen mit den schrecklichen Worten: „Mag mich niemand ablösen, damit ich ein bißchen tanzen kann? Ich habe mir nun die Sache genugsam durchs Fenster angesehen!"

„Lieutenant Hernak!" riefen wir lachend. „Gehörte Ihnen das kohlenrußige Antlitz, das unsre Gäste fast in Krämpfe versetzte?"

„Ich wollte doch etwas vom heutigen Vergnügen haben," brummte Hernak, „wer löst mich ab?"

„Und wer tanzt mit dem Schwarzen?"

Hernak sah verdutzt auf seine Hände und Kleider. „Der letzte Abend," brummte er vor sich hin. „Dienst! Hilft nichts!" Damit war er verschwunden.

In einem Winkel am Hauptmast lehnte Korvettenkapitän von P., den ich im vierten Briefe erwähnte, wenn Du Dich erinnerst. Er war nicht allein; eine schlanke, in Schwarz gehüllte weibliche Gestalt stand neben ihm und er schien lebhaft zu sprechen . . .

Müller saß in der Kajüte und starrte melancholisch in sein Glas.

So „feierte" jeder auf seine Weise den Abschied vom Hafen. Der einzige, der sich auf die Abreise nur freut, ist Schäfer, dessen „Mutterchen" zu Haus ihn erwartet. Bork stützt sich auf das Reeling und sieht träumend auf die dunklen, vom Wind bewegten Wellen, auf denen kleine Lichter tanzen.

Eine verstimmte Harmonika, die ein Matrose spielt, läßt sich hören — aus der Ferne das Dröhnen eines Nebelhorns. Ich zähle die gelben und roten leuchtenden Punkte am Hafen und sehe dabei immer deutlicher Dein Gesicht, lieber Bruder, und die heimatlichen Gestade. Ja, das ist der letzte Abend hier!

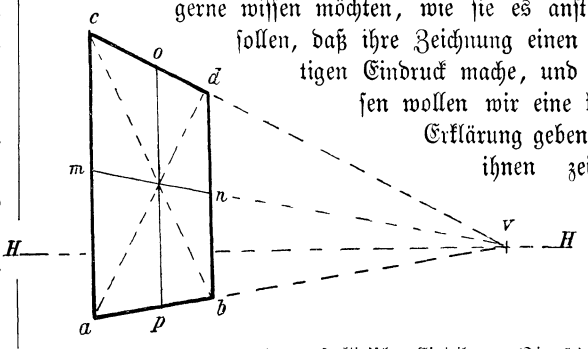
So Gott will, führt uns bald eine frische Brise ins Vaterland und zu Dir, mein Bruder, dessen auch in der Ferne treu gedenkt

Heinz von Seeburg.

Einiges über Perspektive und deren Beobachtung in der Natur.

II.

Wohl haben schon viele unsrer jungen Freunde gewiß versucht, nach der Natur zu zeichnen, haben aber mißvergnügt ihre Arbeit aus der Hand gelegt, wenn selbst ein einfaches Haus u. dergl. sonderbar wacklig ausschaute, und sie sich nicht klar werden konnten, wo der Fehler lag. Auch auf unserm Spaziergang befinden sich einige Zeichenkünstler unter den Kameraden, die nun gerne wissen möchten, wie sie es anstellen sollen, daß ihre Zeichnung einen richtigen Eindruck mache, und diesen wollen wir eine kurze Erklärung geben und ihnen zeigen,

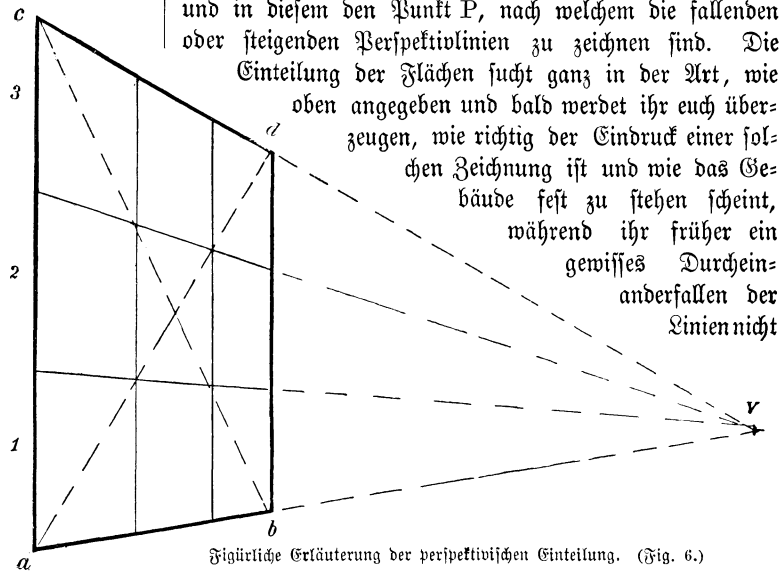


Figürliche Erläuterung der perspektivischen Einteilung. (Fig. 5.)

daß sie in ihren früheren Versuchen zumeist nur an Unkenntnis der einfachsten Perspektivregeln scheiterten. Wir wählen dazu (Fig. 4) ein gewöhnliches Gebäude. Bei genauer Betrachtung desselben gewahren wir, daß uns die

Seitenfläche des Hauses gerade, d. h. senkrecht erscheint, und sie kann auch gerade gezeichnet werden, die Hauptfront aber verjüngt sich perspektivisch und zwar, wie wir schon wissen, nach einem Punkt des Horizontes (H, H), den wir bald in P finden. Die uns nächstliegende Wand hat die Höhe a c. Ziehen wir nun von a und c gerade Linien nach P, so haben wir schon die obere und untere Perspektivlinie der Front des Hauses. Geben wir dann durch eine Senkrechte d b die hintere Begrenzung derselben so an, wie sie dem Auge erscheint, so haben wir in dem Viereck a c d b schon das perspektivische Bild der Vorderseite. Durch unser Augenmaß haben wir gefunden, daß die Höhe des Daches im Verhältnis zu dem Ganzen x z wie in der nebengezeichneten Linie ist. Nun tragen wir diese Höhe an der vorderen Ecke des Gebäudes, also bei c k, auf und ziehen von k wieder nach P. Wie aber finden wir, wie und wo die Spitze des Giebels zu zeichnen ist?

Aus der Geometrie wissen wir, daß die Diagonalen (Diagonalen heißen die Linien, welche von einer Ecke des Vierecks zu der schräg gegenüberstehenden gezogen werden) eines rechtwinkligen Vierecks sich genau in der Mitte desselben schneiden. Das gleiche gilt auch für das perspektivische Rechteck. Was ist nun leichter, als die Mitte der Front zu finden? Man verlängert die äußerste Linie b d bis l und erhält auf diese Art das Viereck c k d l, dessen Diagonalen c l und k d darauf bei o die Mittellinie des Giebels geben. Zieht man nun von c nach o und von o nach d, so ist, wie die Figur zeigt, die genaue perspektivische Linie des Daches gefunden.



Figürliche Erläuterung der perspektivischen Einteilung. (Fig. 6.)

Aber das Gebäude hat auch Fenster und Thüren, wenn wir recht genau untersuchen, bemerken wir sogar, daß die Fenster z. B. genau ein Achtel, die Hauptthüre ein Viertel der ganzen Frontbreite einnehmen. Wie sollen wir es nun anfangen, daß auch diese den richtigen, natürlichen Eindruck machen.

Die Sache ist leichter, als man gewöhnlich glaubt, wenn man nur ein wenig Aufmerksamkeit darauf wendet, und von dem schon Gelernten aus weiter schreitet. Versuchen wir es auch hier wieder mit den Diagonalen. Wenn man von c nach b und von a nach d gerade Linien zieht, so kreuzen sich diese genau im Mittelpunkt der Hauptfront bei f. Nun legt einmal durch diesen Punkt eine Gerade nach unserm Augenpunkt P und ihr werdet bemerken, daß diese das Viereck a c d b genau bei m n halbiert, eine Senkrechte durch f jedoch teilt es der Höhe nach wieder in zwei gleiche Teile. Mit Vergnügen werdet ihr wahrnehmen, daß euch dadurch gelungen ist, die Front in vier gleiche perspektivische Teile zu zerlegen. Teilt man darauf die entstandenen kleineren Vierecke wieder durch Diagonalen und zieht in gleicher Art nach P oder legt die Senkrechten, so ist abermals eine weitere Teilung erfolgt, und man kann es so forttreiben und das Viereck der Höhe und Breite nach in 2, 4, 8, 16 u. s. w. Teile zerlegen.

In der hier beigegebenen Figur 4 ist die Front in dieser Art in 8 Teile zerlegt, die Schnittpunkte der Diagonalen sind nur durch die Kreuzung derselben angegeben. Es ist nach dem Vorhergehenden ganz selbstverständlich, daß die Gesimse und überhaupt die Wagerechten in der Richtung nach P gezeichnet werden und die Fenster bei gleicher wirklicher Höhe ebenfalls auf diese perspektivischen Linien „stimmen" müssen.

Jetzt aber versucht einmal ein Gebäude, welches ihr vor euch habt, mit Zuhilfenahme dessen, was ihr in vorstehendem gehört habt, selbst zu zeichnen. Sicherlich werdet ihr nun mit andern Augen sehen als früher, es wird euch selbst überraschen, wie viel richtiger eure Arbeit aussieht, und ihr merkt nun, wie fehlerhaft es war, Linien, die perspektivisch zu fallen scheinen, steigend zu zeichnen und umgekehrt. Vor allen Dingen sucht euren Horizont und in diesem den Punkt P, nach welchem die fallenden oder steigenden Perspektivlinien zu zeichnen sind. Die Einteilung der Flächen sucht ganz in der Art, wie oben angegeben und bald werdet ihr euch überzeugen, wie richtig der Eindruck einer solchen Zeichnung ist und wie das Gebäude fest zu stehen scheint, während ihr früher ein gewisses Durcheinanderfallen der Linien nicht vermeiden konntet. Mit dem Gelingen aber kommt auch die Freude an der Sache, und bald entdecken wir, wie rasch wir uns daran gewöhnen, perspektivisch zu sehen. Es handelt sich nur darum, die ersten Grundregeln erfaßt zu haben, um von ihnen aus weiter zu schließen.

Um übrigens die Art und Weise der perspektivischen Einteilung nochmals klar zu machen, geben wir in Fig. 5 in einfacher Zeichnung die Teilung in vier gleiche Quadrate. In Figur 6 dagegen ist die Teilung in drei dadurch hergestellt, daß man die vorderste Seite des Vierecks a c d b in drei gleiche Teile mit Hilfe des Zirkels zerlegt, dann von dem Teilungspunkte gerade nach dem uns schon bekannten Verschwindungspunkt P zieht. Wo diese die beiden Diagonalen treffen, ist die perspektivische Einteilung in drei gegeben.

Doch wir haben uns fast zu lange aufgehalten, unser Spaziergang neigt seinem Ende zu, und zur Rückkehr in die Stadt wollen wir den letzten Zug benutzen. Kaum aber hat sich dieser in rasche Bewegung gesetzt, so scheinen

die dem Bahnkörper naheliegenden Bäume, Häuser und Telegraphenstangen an uns vorüberzufliegen, bei dem Näherkommen sich zu vergrößern, bei dem Entfernen ebenso rasch kleiner zu werden, während weiter liegende Höhen weniger schnell sich zu bewegen scheinen, der Mond aber, welcher jetzt in später Abendstunde leuchtet, scheint gleichsam mit uns fortzueilen. Auch das ist eine leicht zu erklärende sozusagen umgekehrte Wirkung der Perspektive. Die Strecke, welche wir durchlaufen, erscheint am größten bei den naheliegenden Gegenständen, ist jedoch gegen die Entfernung des Mondes so gering, daß sie ganz außer Betracht kommt und wir vom Ausgangspunkt unsrer kleinen Reise bis zum Ende derselben diesen Himmelskörper in fast genau gleicher Richtung am Firmamente erblicken.

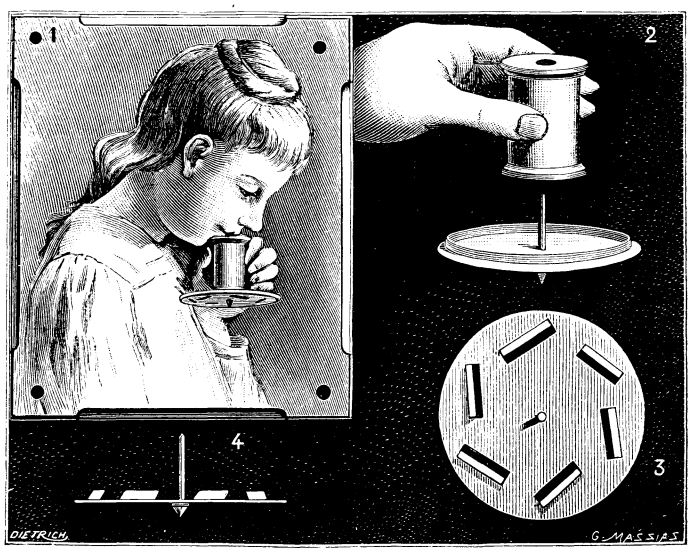
Und siehe da! Wir haben ja beobachten gelernt. Betreten wir nach unsrer Rückkehr die langen geraden Straßen der Stadt, haben wir schon wieder eine Perspektivwirkung wahrzunehmen. Die Häuser und großen öffentlichen Gebäude in unsrer Nähe erheben sich riesengroß, wie winzig dagegen erscheinen die fernsten; die Personen und Fuhrwerke, die wir vor uns deutlich sehen, gleichen weiter hinaus nur sich bewegenden Punkten und die langen Reihen der angezündeten Gaslaternen geben uns ein leuchtendes Bild perspektivischer Linien. Mit dem frohen Bewußtsein, Neues gesehen und gelernt zu haben, suchen wir unser Lager auf, zugleich aber auch mit dem Vorsatz, solche an und für sich so leichte Beobachtungen auch ferner anzustellen.

Der Luftkreisel.

Dieses Spielzeug ist nach dem beigegebenen Bilde sehr leicht anzufertigen. Das Teilbild 1 zeigt das Blasen auf den Kreisel, 2 denselben in Bewegung, 3 und 4 von oben besehen und seitlich ohne Spule.

Nimm ein glattes Pappenstück von der Dicke einer Visitkarte und schneide hieraus eine Scheibe mit beiläufig 10 cm Durchmesser und auf derselben in gleichen Abständen und Größen sechs kleine Flügel (3), befestige hierauf im Zentrum der Scheibe eine ungefähr 8—10 cm lange Nadel oder ein dünnes rundes Holzstäbchen (4) und stecke eine Zwirnspule darüber.

Soll der Kreisel tanzen, so blase anhaltend, doch nicht zu heftig in die Oeffnung (1), stelle dann das Blasen ein und halte die Spule hoch (2), so wird der Kreisel sich, durch die Flügel gehalten, in der Luft mit großer Schnelligkeit drehen. Nach einigen Versuchen wird dir das interessante und unterhaltende Kunststück ganz sicher gelingen.



1. Der Luftkreisel. 2.—4. Die einzelnen Konstruktionsteile.

Dreisilbige Scharade.

Folgt auf die Dritte die Erste, so mündet es links in den Rheinstrom,
Dort, wo die grünliche Flut deutsche Gefilde bespült.
Folgt auf die Zweite die Dritte, so wälzt es durch Asiens Norden
Mächtige Wogen dahin, bis es im Meere versinkt.
Nicht zu den Strömen gehört das Ganze; doch Ströme von Thränen
Hat es des griechischen Volks Müttern und Töchtern erpreßt.
Denn im verderblichen Kampf, der seinetwegen entbrannte,
Sanken in strotzender Kraft herrliche Männer ins Grab.

Logogriph.

In Italien liegt es als Flecken; umher
Dehnt weit sich die Ebene aus,
Auf der die Franzosen einst Sieg und Ehr
Sich errangen in blutigem Strauß.
Doch wenn man den Kopf und den Fuß ihm streicht,
So gehört es zum handelnden Stand;
Verschied'ne Geschäfte, bald schwer und bald leicht,
Vermittelt's geschickt und gewandt.

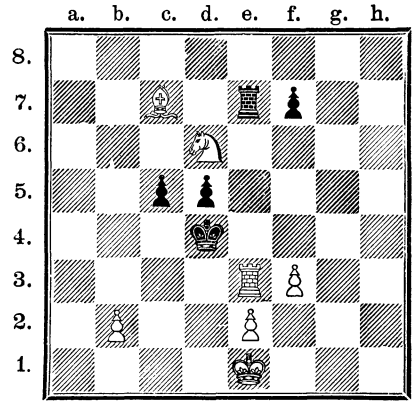
Auflösung des Aenigma auf Seite 672.

„Mons, pons, fons."

Auflösung der zweisilbigen Scharade auf Seite 672.

„Stegreif."

Schachaufgabe Nr. 11 von Ernst Schober in Leipzig.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.
(7 + 5 = 12).

Lösung der Schachaufgabe Nr. 10.

1. L h 7 — g 8	T e 4 — e 5
2. T f 7 — f 5 #.	
1.	K d 5 — e 6
2. S a 8 — c 7 #.	
1.	K d 5 — c 4:
2. T f 7 — f 5 #.	
1.	T e 4 — e 6
2. S a 8 — b 6 #.	
1.	anders.
2. T f 7 — f 5 #.	

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 50.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von Dr. Karl May.

(Fortsetzung.)

Also! Ich befinde mich nicht in der geringsten Gefahr, wenn sich mein Wunsch erfüllt; darauf können Sie sich verlassen. Denken Sie, daß es heute zu einem Kampfe kommen wird?"

„Hm! Wenn alles so klappt, wie Old Shatterhand und Winnetou beschprochen haben, so loofen uns die Feinde in die Hände, ohne daß een Schuß dabei zu fallen braucht. Wenn es aber andersch wird, da freilich kann es sehr schlimm ausfallen."

„Wie denn anders?"

„Ja, da können verschiedene Fälle eintreten. Man weeß ja im voraus nie, was alles geschehen kann. So zum Beischpiel brauchen die Nijoras nur zu merken, daß die Navajos in dem Hinterhalte liegen, so geht der Krawall los."

„Wie sollten sie das merken?"

„Off irgend eene Weise. Een Dummer fragt doch immer mehr, als was een Gescheiter beantworten kann! Ich sage ja, daß man vorher nicht wissen kann, was geschieht. So darf zum Beischpiel Ihr Pferd, wenn wir an die Furt kommen, es sich nur in den Kopf setzen, nach links

> Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk.
> Felix Dahn.

anstatt nach rechts zu loofen, so is schon alles verraten." Der Hobble-Frank hatte es halb ironisch und halb scherzhaft gemeint; aber über das Gesicht des Kantors ging ein Zug hoher Befriedigung und er fragte: „Also nach links anstatt nach rechts? Habe ich das richtig verstanden? Ja?"

Er nickte vergnügt vor sich hin, und der Hobble ahnte nicht, auf was für einen gefährlichen Gedanken er den kampfbegierigen Kantor gebracht hatte. Dieser war nämlich entschlossen, dem ihm so unabsichtlich erteilten Winke zu folgen und in der Furt nach links abzubiegen. Er dachte zwar ein wenig an die Verantwortlichkeit, die er dadurch auf sich lud, doch mehr noch an die Vorteile, die er in künstlerischer Beziehung aus einem Kampfe ziehen zu können glaubte. Dabei sagte er sich bei aller Unvorsichtigkeit, daß ihm die denkbar größten Vorwürfe gemacht werden würden, und da kam er auf den Gedanken, es so einzurichten, daß sie ihn nicht allein treffen könnten. Er mußte einen Mitschuldigen oder eine Mitschuldige haben und

. . . Old Shatterhand stieg selbst aus dem Sattel und faßte den Kantor, als er sich weigerte dieses ebenfalls zu thun, beim Leibe und zog ihn herab. . . .

ersah sich dazu Frau Rosalie aus, weil er hoffte, daß diese energische Frau sich und ihn schon herausbeißen werde. Darum lenkte er während des Rittes sein Pferd neben das ihrige und sagte: „Haben Sie keine Angst vor dem, was nun bald geschehen wird, Frau Ebersbach?“

„Angst?“ antwortete sie. „Vor wem sollte ich denn Angst haben?“

„Vor den Nijoras.“

„I, was Sie nich denken! Ich habe mein Lebtage vor keener Mannsperson Angst gehabt, und vor diesen roten Affen, da fällt es mir erscht recht nich ein.“

„Aber es wird höchst wahrscheinlich zum Kampfe kommen!“

„Das gloobe ich nich; Old Shatterhand hat gesagt, daß es heute ohne Blutvergießen abloofen wird, und wenn der was sagt, da beißt keene Maus keenen Faden davon ab!“

„Aber die Nijoras werden sich hüten, so gutwillig in die Falle zu gehen, welche ihnen gestellt werden soll. Sie wehren sich ganz gewiß, und dann ist es sicher, daß die Kugeln pfeifen werden.“

„So pfeife ich ooch mit. Es is manchmal gar nich übel, wenn so een bißchen gepfiffen wird.“

„Ich warne Sie, Frau Ebersbach, die Gefahr, der wir entgegengehen, nicht leicht zu nehmen. Seien Sie klug und machen Sie es so, wie ich es machen werde!“

„So? Und wie werden Sie es denn machen?“

„Ich werde abseits gehen.“

„Ah! Sie wollen sich off die grüne Seite schwenken?“

„Ja.“

„Wann denn und wo denn?“

„Wenn wir an das Winterwasser kommen werden. Da reite ich links ab.“

„Aber Sie haben doch gehört, daß wir rechts hinunter nach dem Flusse reiten wollen!“

„Das ist richtig; ich lenke aber nach links, wo die Navajos halten werden. Da bin ich in Sicherheit.“

„In Sicherheet! Sie wollen also Ihren unschterblichen Leichnam in Sicherheet bringen?“

„Ja! Wollen Sie nun mitmachen?“

„Nee, das thue ich nich. Und Sie werden es ooch bleiben lassen!“

„Nein, ich thue es.“

„Das is aber doch ganz gegen den Willen Old Shatterhands!“

„Mag es! Ich bin ein freier Mann und kann machen, was ich will.“

„Nee, das können Sie nich! Sie sind keen freier Mann. Solange Sie sich bei uns befinden, haben Sie sich nach uns zu richten.“

„Ich werde es dennoch thun!“ sagte er in sehr bestimmtem Tone, weil er sich über die resolute Weise der Frau Rosalie ärgerte. „Nun grad erst recht!“

„Nee, nun grad erscht recht werden Sie es nich thun.“

„Glauben Sie wirklich, daß Sie mir irgend etwas verbieten können, Frau Ebersbach?“

„Ja, das gloobe ich, das gloobe ich sogar sehr!“

„Fällt keinem Menschen ein!“

„Es fällt mir ein und das ist vollschtändig genug. Ich will nich, daß Sie Ihren Vorsatz ausführen, und nach diesem meinen Willen haben Sie sich zu richten.“

„Oho!“ rief er zornig.

„Oho? Hier wird gar nischt ohot! Wenn Sie nich wollen, wie ich will, so werde ich meinen Worten Nachdruck geben! Was Sie vorhaben, kann uns sehr leicht in Schaden bringen.“

„Möchte wissen, auf welche Weise! Ich habe mir vorgenommen, links zu reiten, und werde meinen Willen durchsetzen.“

„I, was Se nich sagen! Erschtens dürfen Sie überhaupt keenen Willen haben, und zweetens dürfen Sie ihn nachher, wenn Sie ihn nich haben, ooch nich durchsetzen. Wissen Sie, ich bin Frau Rosalie Eberschbach, geborene Morgenschtern und verwitwete Leiermüllern und weeß, was ich zu thun habe. Ich lasse mir Ihretwegen nich von den feindlichen Indianern off den Kopp herumtrommeln. Sie werden gleich erfahren, daß und wie ich mich zu benehmen weeß!“

Der Zug hielt in diesem Augenblicke an, denn Winnetou war aus dem Gesträuch getreten. Er kam auf Old Shatterhand und den Häuptling der Navajos zu und meldete: „Die Nijoras sind bei ihrem Plane geblieben und haben ihre Stellung nicht verändert. Meine Brüder können also das ausführen, was ich gestern mit Old Shatterhand besprochen habe. Es ist nur eine kleine Aenderung, welche ich für nötig halte.“

„Welche?“ fragte Old Shatterhand.

„Wir haben uns entschlossen, hinab in die ausgetrocknete Furt zu reiten; die Krieger der Navajos haben sich dann uns zur linken Hand versteckt, und wir wenden uns in dem trockenen Winterwasserbette nach rechts, bis wir den Fluß erreichen. Dann kommen die Nijoras herab, um uns zu überfallen, und da sollen sie von den Navajos im Rücken angegriffen werden. Meine weißen Brüder und Schwestern werden sich nicht fürchten, und ich zweifle auch ganz und gar nicht daran, daß alles so gehen wird, wie wir gedacht haben; aber es ist dennoch nötig, an alles zu denken und keine Vorsicht zu versäumen. Es soll kein Blut fließen; aber wenn die Nijoras nur uns vor sich sehen, ist es möglich, daß sie glauben, uns überwältigen zu können. Wir sind nur wenige Männer und werden trotzdem den ersten Stoß aushalten; aber wenn die Nijoras schießen, werden sie doch einige von uns verwunden oder gar töten. Darum ist es nötig, zu verhüten, daß sie überhaupt von ihren Gewehren Gebrauch machen. Mein Bruder Old Shatterhand wird wissen, wie wir das am besten und sichersten erreichen können.“

„Dadurch, daß wir ihnen gleich im ersten Augenblicke zeigen, daß sie verloren wären, wenn sie es zum Kampfe kommen lassen,“ antwortete der Genannte.

„Und wie zeigen wir ihnen das? Sie sehen nicht die vielen Navajos hinter sich, sondern nur die weißen Männer und Frauen vor sich.“

„Wir müßten vorn bei uns auch Navajos haben.“

„Das ist es, was ich meine," nickte der Häuptling der Apachen.

„Aber wir dürfen sie nicht mitbringen; sie dürfen nicht mit uns kommen!"

„Nein."

„Sondern sie müssen schon vorher am Platze sein, ohne aber von den Nijoras gesehen zu werden."

„Mein weißer Bruder hat ganz meine Gedanken."

„Es ist sehr leicht zu erraten, was mein roter Bruder meint. Die Nijoras zählen dreihundert Krieger, während wir sechshundert haben. Es genügt, wenn wir ihnen fünfhundert in den Rücken schicken; die übrigen hundert müssen hier vom hohen Ufer hinab zum Flusse steigen und sich da unten abwärts schleichen, bis sie in die Nähe der Mündung des Winterwassers gekommen sind. Dort verbergen sie sich im Gesträuch und warten, bis wir kommen. Sobald wir anlangen und die Nijoras sich auf uns werfen wollen, treten diese hundert Krieger aus ihrem Verstecke hervor und gesellen sich uns zu. Das wird die beabsichtigte Wirkung haben, denn die Feinde werden stutzen, und dadurch bekommt unser Hinterhalt von fünfhundert Mann Zeit, ihnen in den Rücken zu kommen."

„So ist es. Ich stimme ganz den Worten Old Shatterhands bei. Nitsas-Ini, der tapfere Häuptling der Navajos, mag die Hundert von seinen Kriegern auswählen, damit sie sich jetzt entfernen, um die Mündung des Winterwassers heimlich zu erreichen. Dann reiten die Fünfhundert auch fort, und sobald wir annehmen können, daß sie sich in ihrem Hinterhalte befinden, brechen wir auch von hier auf."

So geschah es. Es wurden hundert Navajos abgezählt, welche in das Ufergebüsch eindrangen, um zum Flusse hinabzusteigen. Dabei konnten sie natürlich ihre Pferde nicht mitnehmen; diese mußten vielmehr von den andern mitgeführt werden. Als sie fort waren, machten sich auch die Fünfhundert auf den Weg.

Als auf diese Weise die Navajos alle fort waren, erklärte Old Shatterhand den deutschen Auswanderern den Plan noch einmal in ihrer Muttersprache, weil vorhin englisch gesprochen worden war. Er bat sie, keine Sorge zu haben, da alles gutgehen werde, und ermahnte sie dringend, ja recht vorsichtig zu sein und nichts zu thun, was das Gelingen des Planes in Frage stellen könne. Da sagte Frau Rosalie zu ihm: „Wir andern werden ganz gewiß keenen Fehler machen; aber ich weeß eenen, der sich fest vorgenommen hat, eene große Dummheet zu begehen."

„Wer ist das?"

„Wer das is? Da fragen Sie ooch noch darnach? Wenn von Dummheeten die Rede is, so können Sie es sich doch gleich denken, wen ich meene, den Kantor natürlich. Er hat mich zu derselben Dummheit überreden wollen; er will nämlich, wenn wir nach dem Winterwasser kommen, links abschwenken."

„Alle Donner! Das könnte uns einen Strich durch die Rechnung machen! Das ist wirklich sein Plan?"

„Eben hat er es mir gesagt. Ich habe ihn gewarnt; aber er schnauzte mich grob an und meinte, es hätte ihm keen Mensch was zu befehlen. Er is ganz des Teufels droff, seinen Willen durchzusetzen."

„Das müssen wir uns doch sehr streng verbitten! Ist das wahr, was Frau Ebersbach jetzt von Ihnen gesagt hat?"

Diese Frage war an den Kantor gerichtet.

„Ja," antwortete er, da er es doch nicht leugnen konnte.

„Sie wollen also, ohne mich zu fragen, eine andre Richtung einschlagen?"

„Ja."

„Weshalb?"

Der Kantor schwieg.

„Reden Sie!"

Diese Aufforderung war im allerstrengsten Tone gesprochen. Der Kantor ärgerte sich darüber und antwortete wieder nicht. Da fuhr ihn Old Shatterhand zornig an: „Wenn Sie nicht reden wollen, werde ich Ihnen den Mund öffnen. Es handelt sich hier um unser Leben. Also, was ist der Grund Ihrer Absicht?"

„Meine Oper," stieß der Gefragte hervor.

„Ihre Oper! Wir sollen also abermals nur Ihres verrückten Hirngespinstes wegen in Gefahr gebracht werden! Inwiefern ist denn diese berühmte Oper der Grund zu dem, was Sie thun wollen?"

Wieder wollte der Kantor nicht mit der Sprache heraus. Da legte sich der Hobble-Frank ins Mittel, indem er sagte: „Ich weeß es, was für eene vorhandene Absicht im Grund- und Hypothekenbuche seines Vorhabens verzeichnet is."

„Nun, welche?"

„Ich habe vorhin mit ihm geschprochen und ziehe aus dem, was er gesagt hat, die Divisionsklausel, daß er für seine Oper eene Kampfesscene braucht."

„Ah so! Und da will er gerade das herbeiführen, was wir vermeiden wollen?"

„So is es. Er will nach links, damit die Nijoras unsern Hinterhalt sehen sollen."

„Sollte man so etwas für möglich halten! Das ist nicht eine Verrücktheit, sondern gradezu ein Verbrechen! Was thut man nur mit einem solchen Manne? Wollen Sie mir sofort versprechen, von Ihrem Vorhaben abzuweichen, Sie unbegreifliches Menschenkind!"

Der Kantor brauchte nur mit Ja zu antworten, so war alles gut. Aber er hatte zu Frau Rosalie behauptet, daß er seinen Willen durchsetzen werde, und wollte sich nun ihr gegenüber nicht blamieren. Darum beantwortete er die Aufforderung Old Shatterhands wieder mit einem Schweigen. Dieser fuhr also in erhobenem Tone fort: „Ich frage Sie, ob Sie mir jetzt versprechen wollen, Ihre Absicht aufzugeben!"

Abermals keine Antwort.

„Gut!" meinte Old Shatterhand. „So werde ich dafür sorgen, daß Sie uns nicht schaden können. Sie dürfen nicht mit; Sie bleiben hier an dieser Stelle."

Das empörte den Zukunftskomponisten außerordentlich.

Er bekam die Sprache wieder und antwortete: „Das lass' ich mir nicht gefallen, Herr Shatterhand. Ich bin kein Soldat oder Rekrut, der sich andonnern lassen und gehorchen muß!"

„Sie werden gehorchen. Sie bleiben hier und ich lass' jemand bei Ihnen, der Sie beaufsichtigen muß."

„Dem gehe ich durch!"

„Schön! So werde ich also die Drohung wahr machen, welche ich Ihnen schon ausgesprochen habe. Ich binde Sie an. Steigen Sie vom Pferde!"

Old Shatterhand stieg selbst aus dem Sattel und faßte, als der Kantor sich weigerte, dies auch zu thun, ihn beim Leibe und zog ihn herab. Er wurde nach dem Gebüsch geschafft und dort an den Baum gebunden. Sein Widerstand fruchtete nichts. Nun handelte es sich darum, wer bei ihm bleiben sollte. Der Bankier bot sich an, denn der Gedanke, von den Nijoras überfallen zu werden, hatte für ihn nichts Behagliches. Old Shatterhand war damit einverstanden, schärfte ihm aber ein, den Kantor nicht etwa, falls er gute Worte geben sollte, loszubinden; es solle später ein Bote geschickt werden, um die beiden nachzuholen.

Bis jetzt hatte man die fünfhundert Navajos, welche nach Süden geritten waren, noch reiten sehen; nun aber verschwanden sie am Horizonte und es war anzunehmen, daß sie nach kurzer Zeit ihr Ziel erreichen würden. Darum gab Old Shatterhand den Befehl, nun den unterbrochenen Ritt fortzusetzen.

Es war wirklich ein großes Vertrauen, welches ihm und Winnetou von den Deutschen geschenkt wurde. Diese letzteren gingen einer Schar wilder, feindlicher Indianer entgegen, ohne um sich, um ihre Frauen und Kinder besorgt zu sein. Das war natürlich nur die Folge des Eindruckes oder Einflusses, welchen diese beiden Männer auf sie ausübten. In der Nähe des Apachen und seines weißen Bruders konnte eben keine Furcht aufkommen.

Old Shatterhand ermahnte alle, sich ein möglichst unbefangenes Aussehen zu geben und ja nicht etwa forschende oder gar ängstliche Blicke nach der Gegend zu werfen, von welcher man wußte, daß die Feinde dort versteckt seien, und sie gaben sich Mühe, sich streng nach dieser Instruktion zu richten.

Indem man parallel mit dem Flusse ritt, näherte man sich dem Winterwasser auf einer rechtwinkelig auf dasselbe stoßenden Linie. Sam Hawkens machte allerlei Späße; er lachte laut und hielt die andern an, in sein Lachen einzustimmen. Er verfolgte dabei die Absicht, die Nijoras sicher zu machen. Sie sollten denken, daß die Ankömmlinge nicht im mindesten an das Vorhandensein einer Gefahr glaubten.

An der Stelle angekommen, wo sich unten die Furt befand, ritt man langsam vom Ufer in das ausgetrocknete Bett hinab. Winnetou und Old Shatterhand waren voran. Ihren scharfen Augen konnte nichts entgehen, obgleich sie sich den Anschein gaben, als ob sie auf gar nichts aufmerksam seien.

Links von ihnen lagen einige Felsblöcke, welche zur Zeit des Hochwassers von diesem überflutet wurden. Hinter einem derselben lugte ein Kopf hervor, nämlich derjenige von Nitsas-Jni. Er hatte sich so weit nach vorn gewagt, um die weißen Freunde zu benachrichtigen, daß er mit seinen Leuten an Ort und Stelle sei.

„Altso-ti — wir sind hier," raunte er ihnen in seiner Sprache zu, und dann war sein Kopf wieder verschwunden.

Die Gesellschaft bog rechts ab und ritt im Bette des Winterwassers nach der Mündung desselben, wo es auf den Chellyfluß stieß. Rechts und links gab es hohe, steile Felsen und vorn an der Mündung floß das Wasser des Chelly vorüber. An seinem Ufer befand sich ein schmaler, aber sehr dicht mit Bäumen und Büschen besetzter Streifen; dort wurde angehalten.

Old Shatterhand untersuchte das Buschwerk mit scharfem Blicke. Da raschelte es in demselben und der Arm eines Roten streckte sich für einen kurzen Augenblick hervor. Das war das Zeichen, daß die hundert Navajos sich auch schon da befanden. Es war also gelungen, dem Feinde zwei Hinterhalte zu legen.

Der Uferfelsen trat auf der linken Seite etwas hervor und bildete eine Ecke. Nach derselben deutend, sagte Old Shatterhand: „Die Frauen und Kinder mögen sich hinter diese Ecke zurückziehen; dann sind sie vollständig sicher vor jeder Gefahr."

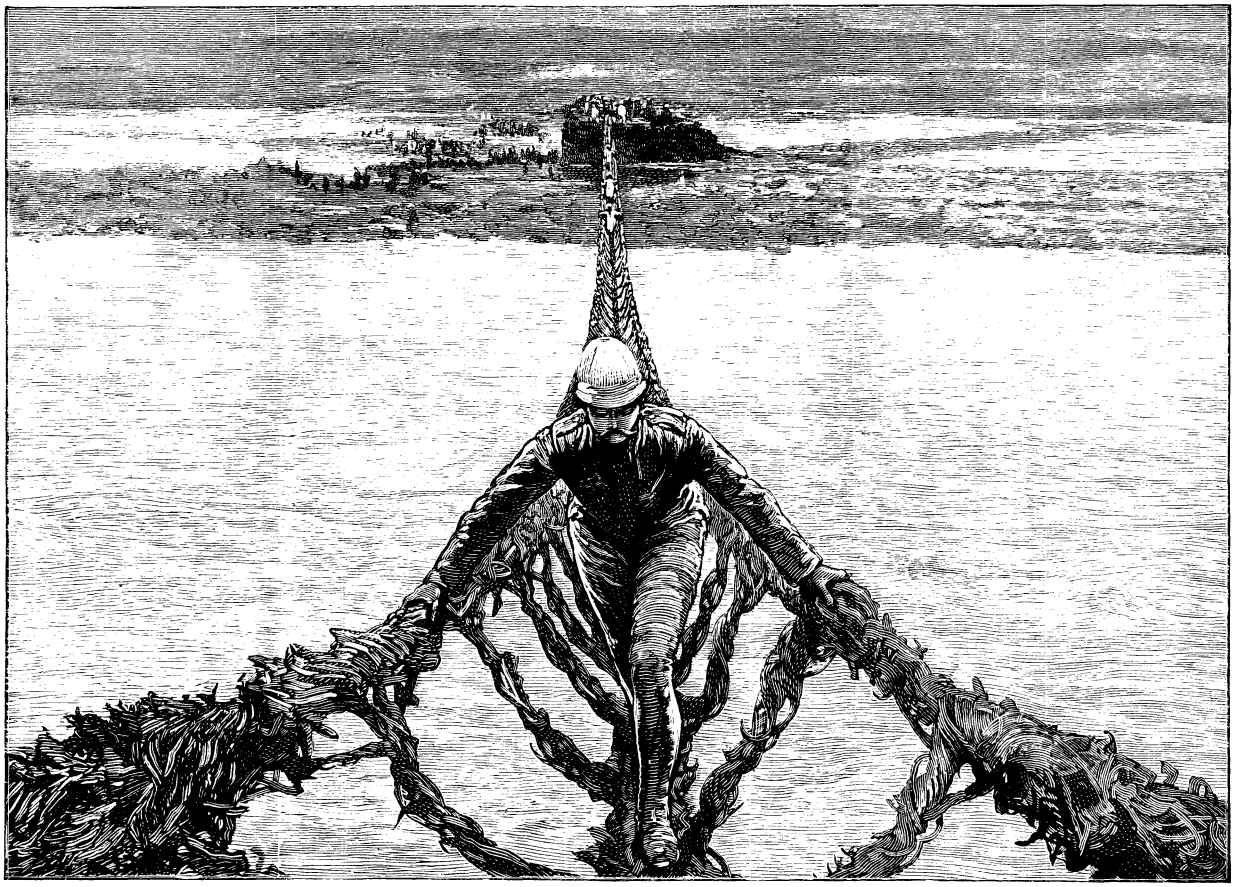
Die Betreffenden gehorchten dieser Aufforderung. Nur eine machte eine Ausnahme, nämlich Frau Rosalie.

„Was? Ich soll mich verschtecken?" rief sie aus. „Was sollen da diese Indianersch von mir denken!" Dabei nahm sie ihrem Manne das Gewehr aus der Hand, faßte es beim Laufe und schwang den Kolben drohend über ihrem Kopfe.

„Pst! Nicht so; fort mit dem Gewehre!" warnte Old Shatterhand. „Die Nijoras beobachten uns und könnten aus dieser Bewegung schließen, was geschehen soll. Sie werden heulend und schreiend gerannt kommen. Dann legt jeder sein Gewehr auf sie an, doch ohne zu schießen. Nur wenn sie sich dadurch nicht zurückhalten lassen, müssen wir uns wehren. Dann werde ich Feuer kommandieren, bitte aber, ihr Leben zu schonen und sie nur in die Beine zu schießen. Jetzt setzt euch nieder und thut ganz so, als ob ihr von ihrer Nähe keine Ahnung hättet!"

Dieser Aufforderung wurde Folge geleistet. Die Leute setzten sich alle so, daß sie dem Wasser des Chelly den Rücken, dem trockenen Bette des Winterwassers aber das Gesicht zukehrten. So mußten sie die Nijoras kommen sehen.

Old Shatterhand und Winnetou standen beieinander und unterhielten sich in höchst unbefangener Weise. Sie hatten scheinbar nicht die geringste Aufmerksamkeit für die Richtung, aus welcher die Feinde erwartet wurden, sahen aber trotzdem alles sehr genau. Das Winterwasser hatte, wenn es stark angeschwollen war, viele Felsstücke mit sich fortgeführt und an der Mündung oder in der Nähe derselben abgesetzt. Hinter diesen Steinen konnte man Deckung finden, und es stand zu erwarten, daß der Vortrab der Nijoras im Schutze derselben heimlich herangekrochen kommen werde.



Eine aus Birkenzweigen gebildete Brücke.

Dem war auch wirklich so, denn Winnetou bemerkte hinter einem dieser Steine eine Bewegung, blickte für einen kurzen Moment schärfer hin und sagte dann zu Old Shatterhand: „Hinter dem großen dreieckigen Blocke steckt ein Feind. Hat mein Bruder ihn gesehen?“

„Ja. Ich sah ihn von dem dahinter liegenden Felsen gekrochen kommen. Ich weiß auch, wer es ist.“

„Mokaschi, der Häuptling wohl?“

„Ja.“

„So ist der Augenblick da. Hält mein Bruder es nicht für besser, daß wir gar nicht warten, bis sie auf uns eindringen?“

„Ja, sie werden um so bestürzter sein. Willst du mit ihm reden?“

„Nein. Mein Bruder mag es thun. Du hast den Stutzen, den sie für ein Zaubergewehr halten. Deine Stimme wird also besser wirken als die meinige.“

„Gut, so mag es beginnen!“

Er rief einige halblaute Worte nach dem Gebüsche hin, in welchem die hundert Navajos steckten und sagte zu den Weißen: „Die Nijoras sind da. Steht auf, und legt die Gewehre an!“

Frau Rosalie hatte ihrem Manne sein Gewehr wiedergeben müssen, aber an Stelle desselben eine Reserveflinte ergriffen. Als die Männer jetzt aufsprangen und ihre Gewehre erhoben, legte sie ihre Flinte auch an. Old Shatterhand trat einige Schritte vor, den Stutzen schußbereit in der Hand und rief dann nach dem erwähnten Felsenstücke hin: „Warum versteckt sich Mokaschi, der Häuptling der Nijoras, wenn er uns besuchen will? Er mag offen zu uns kommen. Wir wissen, daß er sich mit seinen dreihundert Kriegern hier befindet.“

„Uff, uff!“ erscholl es da hinter dem Steine hervor und Mokaschi richtete sich auf. „Die weißen Hunde wissen es, daß wir hier sind? Und dennoch sind sie gekommen? Hat der große Geist ihr Gehirn verbrannt, daß sie, die wenigen, es wagen wollen, hier mit uns zu kämpfen?“

„Wir wagen nichts, denn der Häuptling der Nijoras ist in einem großen Irrtume befangen. Sieht er nicht meine Leute dastehen, um den Feind mit ihren Büchsen zu empfangen? Und sieht er nicht das Zaubergewehr in meiner Hand? Wer kann ihm widerstehen!“

„Wir werden so schnell über Old Shatterhand kommen, daß er nur zwei- oder dreimal schießen kann; dann wird er von der Menge meiner Krieger niedergerissen. Soll ich ihm zeigen, wie viele ihrer sind?“

„Ich weiß es schon; dreihundert.“

„Und sie sind nicht fern von hier, sondern nahebei. Die Bleichgesichter haben nur die Wahl, sich zu ergeben oder in das Wasser getrieben und getötet zu werden. Sie mögen sehen, daß sie eingeschlossen sind.“

Er hob die Hand hoch empor und auf dieses Zeichen tauchten hinter allen Steinen Nijoras auf. Andre, die

spart haben würde, wenn er statt vom Kamin gleich vom Fenster aus seine Expedition unternommen hätte. Er hatte eben irrtümlich vorausgesetzt, daß die Schneemassen überall so fest aufeinander gehäuft seien, wie vor der Thür. Die Mutter, welche die aufregende halbe Stunde damit verbracht hatte, den kleinen Jens zu erwärmen, zündete nun rasch ein Feuer an und machte Kaffee; Thoralf bedurfte keiner Aufmunterung, um dem Frühstück Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, trotzdem es, wie alles auf Island, nach Salzfischen schmeckte.

* * *

Fünf Tage waren bereits verstrichen und der Sturm wütete noch immer mit ungeschwächter Kraft. Die Zugänge zum Ozean waren abgeschnitten und mit ihnen auch alle Lebensmittel. Der letzte Rest Mehl mußte zu Brot verarbeitet werden und vom gesalzenen Stockfisch, der sonst in langen Reihen von der Zimmerdecke herabhing, war nur noch ein kleines, mageres Exemplar übrig geblieben. Die Eltern saßen sorgenvoll am Herde. Der Vater las in seinem Gesangbuche, die Mutter streichelte den Kopf ihres jüngsten Sohnes. Thoralf, der an seinem ewigen Pfeifenkopf — einem dicken, kurzbeinigen Türken mit einem ungeheuren Schnurrbart — schnitzte, blickte von seiner Arbeit auf und fragte plötzlich: „Vater! Wäre es dir lieb zu verhungern?“

„Der Himmel wird uns davor bewahren, mein Sohn,“ entgegnete der Alte voll Gottvertrauen.

„Aber nur dann, wenn wir selber ebenfalls versuchen, uns davor zu schützen,“ bemerkte der Knabe ernst. „Wir können nicht wissen, wie lange der Sturm noch anhält, und es wäre besser, wenn wir nach Lebensmitteln suchten, solange wir noch kräftig sind, statt zu warten, bis der Hunger uns geschwächt hat.“

„Was glaubst du, daß ich thun soll?“ fragte der Alte traurig. „In diesem Wetter aufs Meer zu gehen, wäre sicherer Tod.“

„Das ist richtig; aber wir könnten versuchen, mit Schneeschuhen die ‚Papstnase‘ zu erreichen und dort Papageitaucher oder Möwen zu jagen oder mit unsern Schlingen zu fangen. Ich bin zwar, wie du weißt, kein besonderer Freund dieser Kost.“

„Warten wir, mein Sohn, warten wir; für heute reichen unsre Lebensmittel noch aus und bis morgen mag sich der Sturm gelegt haben, so daß wir ohne Lebensgefahr fischen gehen können.“

„Wie du meinst, Vater,“ erwiderte der Knabe, durch des Alten Zögern etwas verstimmt, „aber wenn du einen Blick aus dem Schornstein thust, wirst du dich überzeugen, daß der Horizont so schwarz ist, als ob es noch eine Woche fortstürmen sollte.“

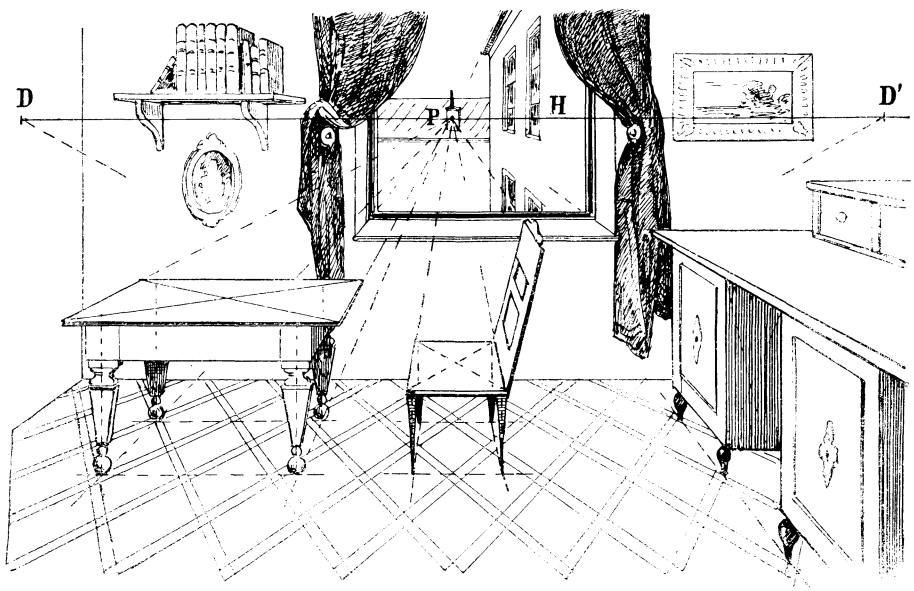
Statt den Rat Thoralfs zu befolgen, ging Sigurd zum Bücherschrank, nahm einen lateinischen Livius heraus und begann eifrig zu lesen. Zeitweilig suchte er im Lexikon, das er aus der öffentlichen Bibliothek zu Reikjavik geborgt hatte, nach der Erklärung eines Wortes.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über Perspektive und deren Beobachtung in der Natur.

III.

Ein französischer Schriftsteller hat einmal ein berühmtes Buch: „Reise um mein Zimmer“ geschrieben, um damit einen Beweis zu geben, daß ein denkender Mensch allerorten seine Gedanken spielen lassen kann und nicht nötig hat, in der Fremde herumzustreifen. Auch das Nächstliegende kann Anregung genug geben. Wir wollen mit unsern jungen Lesern zum Schluß ebenfalls eine kleine Umschau im eigenen Zimmer halten, ob wir da nicht wieder eine Bestätigung der Gesetze der Perspektive erhalten, welche wir schon durch die Beobachtung der Natur erkannt haben.

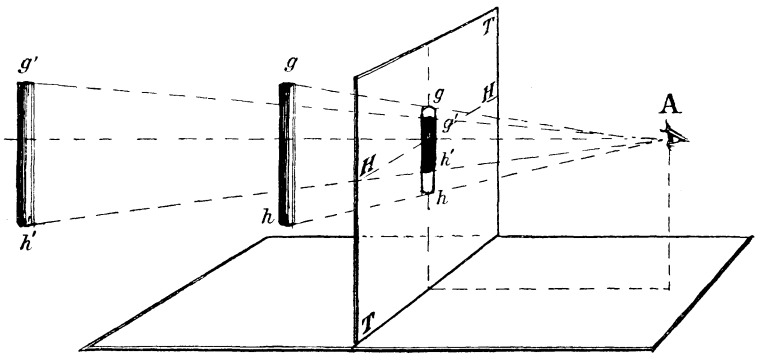


Die Gesetze der Perspektive im Zimmer. (Fig. 7.)

Da unser Standpunkt gerade dem Fenster gegenüber ist und wir die Höhe des Auges bei H finden, gibt die Linie D H D' unsern Horizont. Den Verschwindungspunkt P der wagrechten Linie haben wir ebenfalls nicht lange zu suchen, da er z. B. gerade in der Mitte eines gegenüberliegenden Schornsteins liegt. Nach diesem sind geradeso wie in der Pappelallee, die wir zu Anfang unsrer Betrachtung besprochen haben, die perspektivischen Linien der gerade stehenden Gegenstände ge-

richtet. Wir werden leicht bemerken, daß die rechtwinklige Tischplatte und der Sitz des Stuhles für das Auge sich als verschobene Vierecke darstellen und daß wir je weiter unter dem Horizont, um so mehr Aufsicht auf alles gewinnen, während das etwas über demselben befindliche Büchergestell schon Untersicht bietet.

Sollte es einen unsrer jugendlichen Zeichenkünstler danach reizen, selbst den Versuch anzustellen, einen ähnlichen, gerade vor ihm stehenden Tisch nach der Natur auf das Papier zu bringen, so möge er zuerst dessen ganze Vorderseite zeichnen, dann die Seitenlinien von den Endpunkten nach P ziehen, ebenso müssen jedoch auch von den Fußpunkten der vorderen Tischbeine dorthin Linien gelegt werden, auf diese sollen die senkrecht heruntergezeichneten hinteren Beine treffen; derart wäre also ihre scheinbare Länge und der Ort, wo sie den Boden berühren, leicht gefunden. In der nämlichen Art wäre auch mit einem danebenstehenden Stuhl zu verfahren, und wir werden uns alsbald überzeugen, wie richtig und naturgemäß der Eindruck einer solchen Zeichnung sich gestaltet.



Glastafel und Stock. (Fig. 8.)

Wir wollen uns aber noch ein wenig weiter in unsrem Zimmer umsehen. An einer Wand desselben hängt ein großes, schönes Bild aus Venedig, der herrlichen Lagunenstadt, welches wir schon tausendmal angesehen haben und stets erfreut waren, wenn wir uns in sie versetzt glaubten. Heute aber entdecken wir erst, welche Kenntnis der Perspektive dem Maler notwendig war, um so täuschend diese Reihe wundervoller Paläste darzustellen. Glauben wir doch der säulengeschmückten Front jenes Gebäudes entlang gehen zu können, wähnen wir doch, der von Gondeln belebte Kanal leite uns hinaus bis zu dem blauen Meer, das in unendlicher Weite erglänzt. Hat uns früher das Gemälde schon gefallen, so betrachten wir es jetzt mit doppelt größerem Genuß, da wir an Verständnis zugenommen haben und nun wissen, daß ein großer Teil seines Reizes in seiner perspektivischen Wirkung besteht.

Wie aber kann man sich das Entstehen eines ganzen perspektivischen Bildes erklären?

Auch dazu ist es nicht nötig, das Zimmer zu verlassen. Jede Fensterscheibe kann uns Aufschluß geben, wenn wir sie so ansehen, als wäre das, was wir durch sie erblicken, ein auf sie gemaltes Bild. Man kann leicht einen Versuch in dieser Richtung anstellen, wenn man vor eine senkrecht aufgerichtete Glastafel in geringer Entfernung ein aufrecht stehendes, mit einer kleinen Oeffnung versehenes Brettchen anbringt, durch welche man auf sie hinsehen kann. Zeichnet man dann mit einem feinen Pinsel und ziemlich dicker Muschelfarbe von diesem unverrückbaren Punkte aus die Umrisse der außen sichtbaren Häuser, so wird man bei einiger Genauigkeit wahrnehmen, daß man ein vollständig richtiges perspektivisches Bild dadurch hergestellt hat.

In unsrer Figur 8 ist z. B. die aufrechtstehende Glastafel mit T T bezeichnet, bei A befindet sich das Auge. Zugleich ist die Art, wie das Bild des Stockes g h entsteht, leicht ersichtlich, wir bemerken, daß sein Bild größer ist, wenn er näher gehalten wird (g h), dagegen nur die scheinbare Größe des dunkler gezeichneten Abbilds g' h' hat, wenn er weiter entfernt ist.

Jeder von euch hat sicherlich schon einmal versucht, ein Haus zu zeichnen. Nehmen wir an, wir hätten bei unsrer Umschau in dem Zimmer, vielleicht gar auf der innern Decke eines eurer Hefte — oder habt ihr die nie verkritzelt? — eine solche Zeichnung gefunden. Besehen wir uns dieselbe etwas näher und, wir wetten, ihr müßt jetzt selber darüber lachen. Unsre Figur 9 verdeutlicht, was wir dabei im Auge haben. Daß die eben sein sollende Straße zu steigen scheint, hat der Zeichner wohl bemerkt, hat sie aber so weit hinaufgeführt, daß sie aussieht, als ginge es einen hohen Berg hinauf. Der Mann, welcher vorn auf der Straße schreitet, ist schon halb so groß, als das danebenstehende Haus; welch ein Riese müßte aber der in der Ferne Gehende sein, der trotz des Abstandes ebenso groß wie der vordere gezeichnet ist. Uebrigens hat der junge Künstler schon eine Ahnung von perspektivischen Linien gehabt, er wußte nur noch nicht recht, was anfangen, sonst hätte er diese nicht rechts fallend und links steigend gezeichnet. Auch mit der Pappelallee konnte er nicht ganz zurecht kommen, er hat daher vorgezogen, die Bäume der rechten Seite gleich nebeneinander zu bringen. Trotz alledem scheint der junge Mann, der sein Heft in angedeuteter Weise bekritzelt hat, nicht ohne Talent zu sein.

Wir haben bei unsern Spaziergängen in das Freie und bei unsrer Umschau im eigenen Zimmer nur beabsichtigt, unsern jungen Lesern den ersten Begriff der Wirkungen der Perspektive in der Natur zu geben und glauben, sie haben darauf nicht mehr Aufmerksamkeit verwenden müssen, als zu manchem Rätsel oder zur Lösung eines Rebus erforderlich wäre. Wer das Gesagte nun erfaßt hat, den wird die Beobachtung der natürlichen Erscheinungen immer wieder aufs Neue reizen, wenn auch manches noch unerklärlich bleibt. Die eine Beobachtung reiht sich an die andre und wird sich mit der Zeit schon zum vollen Verständnis herausrunden. Vielleicht, daß wir in Bälde wieder mit einem kleinen Spaziergang zu Hilfe kommen.

Alter deutscher Handwerksbrauch.

Das charakteristische Merkmal des Mittelalters ist ein gewisser Volkshumor, der sich durch Drolligkeit auszeichnete, freilich aber auch der Derbheit nicht ermangelte, die nicht selten in Roheit ausartete. Das Handwerk hatte eine strenge Organisation, der von den Meistern den Gesellen und Lehrlingen gegenüber nötigenfalls durch Handgreiflichkeit Nachdruck gegeben wurde. Außer dem Meisterstück gab es auch ein Gesellenstück, das die Lehrlinge zu liefern hatten, wenn sie zu Gesellen aufrücken wollten. Das Gesellenstück wurde geprüft. War es für genügend befunden worden, so sprach man den Lehrling los, bei welcher Gelegenheit in Gegenwart der Meister und Gesellen auf der Herberge eine Feierlichkeit abgehalten wurde, bei welcher jener Humor in der ungebundensten Weise zum Ausdruck gelangte.

Sehen wir einmal zu, wie es bei den Böttchern, die eine der mächtigsten Zünfte bildeten, bei einer solchen Gelegenheit zuging. Der Böttcherlehrling, der losgesprochen d. h. zum Gesellen erhoben werden sollte, führte den Namen Ziegenschurz, jedenfalls eine Anspielung auf das ziegenlederne Schurzfell der Böttcher. Der Hauptteil der veranstalteten Feierlichkeit bestand in dem „Schleifen". Der Geselle, der damit betraut wurde, hieß der Schleifpate. Zunächst stellte er den Ziegenschurz der Versammlung vor als „einen Reifenmörder, Holzverderber, Pflasterschinder, Meister- und Gesellenverräter" u. s. w. und stieg mit ihm auf einen Tisch, wo der Ziegenschurz sich auf einen Schemel niedersetzen mußte. Der Schleifpate stellte nun allerlei verfängliche Fragen an ihn, so daß in der Regel falsche Antworten erfolgten, welche der Schleifpate damit bestrafte, daß er seinen Schutzbefohlenen tüchtig an den Haaren zauste. Dann hielt er eine Rede, während derer dem Ziegenschurz mehrmals der Schemel weggezogen wurde, so daß er auf den Tisch fiel. Dabei wurde er mit Bier begossen, worauf der Schleifpate ihn wieder in die Höhe zog und auf den Schemel setzte. In dieser mehrmals wiederholten „Zeremonie" bestand das Schleifen. Das Verfahren sollte den Lehrling darauf hinweisen, daß er heute zum letztenmal unter der Fuchtel des Gesellen stand, die er gewiß oft genug zu seinem Verdruß hatte zu fühlen bekommen.

Zum Schluß der Zeremonie verließ der Schleifpate mit dem Ziegenschurz auf eine Weile die Stube. Beim Wiedereintreten sprach ersterer: „Guten Tag, Glück herein! Gott segne ein ehrbar Handwerk! Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, vorhin habe ich hereingebracht einen Ziegenschurz, einen Reifenmörder, einen Holzverderber, einen Pflasterschinder, einen Meister- und Gesellenverräter. Ich verhoffe jetzund hereinzubringen einen ehrlichen Gesellen." Hierauf wünschte er diesem Glück zum Gesellenstand und auf der demnächst anzutretenden Wanderschaft. Hierauf mußte der neue Geselle auf die Gasse laufen und „Feuer!" schreien, wobei ihm die übrigen Gesellen nachstürzten und ihn löschten, d. h. tüchtig mit Wasser begossen. Den Schluß der Feierlichkeit bildete ein Schmaus, wobei der neue Geselle mit einem Kranz auf dem Kopfe obenan saß.

Wie man nicht zeichnen soll. (Fig. 9.)

Anagrammaufgabe.

Es soll aus je zwei Wörtern durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort gebildet werden; z. B. a) Mai, b) Rest = Artemis. Auf solche Weise entstehen aus: 1. Stier und Sadi ein berühmter Athener, 2. Aden und Stuhl eine Stadt in Schlesien, 3. Biene und Hans ein Verkehrsmittel, 4. Habe und Liste ein Mädchenname, 5. Alp und Rabe eine Erzählung, 6. Alm und Oper eine italienische Stadt, 7. Gier und Unze ein Volk, 8. Bad und Ulan eine segensreiche Thätigkeit, 9. Anno und Niva eine durch eine Seeschlacht bekannte griechische Hafenstadt. — Sowohl die Anfangs- als auch die Endbuchstaben der gefundenen Wörter können so geordnet werden, daß sie je einen Schweizer Kanton nennen.

Rätseldistichon.

Mortales fide comitor: si litera prima
Mutatur, miseram pello fugoque famem.

Logogriph.

Der Totengräber macht das Wort mit r,
Sobald der Tod uns auf die Bahre streckt;
Von ihm gebettet schläft der reichste Herr
So wie der Bettler, bis sie Gott erweckt.

Vom Richter wird das Wort mit i gemacht,
Und weh dem Menschen, der, so bald's geschah,
In böser Absicht oder unbedacht
Nicht treu vermeldet, was sein Auge sah!

Wird noch ein l in dieses Wort gesetzt,
So macht's der Rohe gern im Uebermut,
Obwohl's den Nebenmenschen schwer verletzt
Und mehr oft foltert, als vergossnes Blut.

Auflösung der dreisilbigen Scharade auf Seite 686.

„Helena."

Auflösung des Logogriphs auf Seite 686.

„Magenta, Agent."

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 11.

1. b 2 — b 3 — T e 7 — e 3 :
2. S d 6 — b 5 #.
1. . . . . — T e 7 — e 5
2. T e 3 — d 3 #.
1. . . . . — K d 4 — e 3 :
2. S d 6 — f 5 #.
1. . . . . — c 5 — c 4
2. L c 7 — b 6 #.

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 51.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Gelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Fortsetzung.)

Das kann ebenso gut ohne einen Zweikampf zwischen dir und mir geschehen," antwortete Old Shatterhand auf Mokaschis Aeußerung. Ihr seid von allen Seiten eingeschlossen. Ihr seid verloren, sobald der Kampf beginnt. Wie kannst du es da einem von uns zumuten, mit dir zu kämpfen und das Schicksal zweier Stämme von dem Ausgange dieses Kampfes abhängig zu machen! Was einmal mir gehört, brauche ich mir doch nicht erst noch zu erwerben. Der Sieg gehört uns; wozu soll ich mir ihn erst noch extra erkämpfen?"

„So willst du nicht mit mir ringen?"

„Nein, denn ich müßte dich töten, und das will ich nicht."

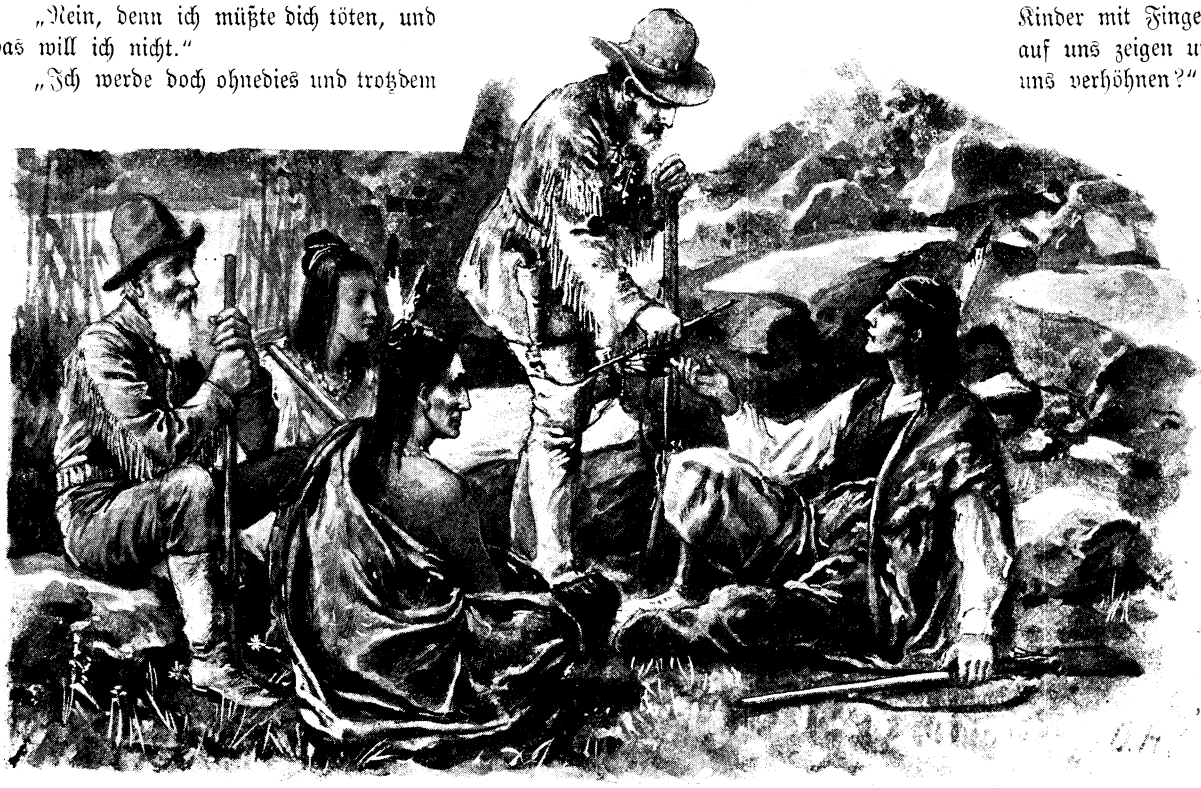
„Ich werde doch ohnedies und trotzdem sterben, denn du hast selbst gesagt, daß deine erste Kugel mir gelten werde."

„Ja, falls es zum Kampfe kommt; ich meine aber, daß es weit besser sei, ihn zu vermeiden."

„Wie soll er vermieden werden? Etwa dadurch, daß wir uns euch auf Gnade oder Ungnade ergeben?"

„Nein, denn so ergeben sich tapfere Männer nicht, und die Nijoras sind ja tapfere Krieger. Kennst du Old Shatterhand und Winnetou so wenig, daß du uns ein solches Verlangen zutraust, dessen Erfüllung euch und allen euren Nachkommen immerwährende Schande bereiten müßte?"

Da holte Mokaschi tief und erleichtert Atem und fragte: „Wie soll es denn sonst möglich sein, den Kampf zu vermeiden, ohne daß unsre Weiber und Kinder mit Fingern auf uns zeigen und uns verhöhnen?"



Old Shatterhand versetzte den Tabak in Brand und gab Nitias-Ini die Pfeife. .

„Das wollen wir beraten. Mokaschi und Nitsas-Jni mögen hierher zu mir und Winnetou kommen. Mokaschi mag seine Waffen mitbringen, denn er hat sich noch nicht ergeben und muß als freier Mann gelten. Aber eure und unsre Krieger behalten genau ihre jetzigen Stellungen bei, bis unsre Beratung zu Ende ist."

„Kann diese Beratung nicht hier bei mir abgehalten werden?"

„Das könnte sie wohl; aber du wirst zugeben, daß wir uns im Vorteile befinden und es also für richtiger halten, daß du zu uns kommst."

„Als freier Mann und Krieger?"

„Ja."

„So werde ich kommen."

Er nahm sein Gewehr wieder von der Erde auf und kam auf Old Shatterhand zugeschritten; bei ihm angekommen, setzte er sich mit der würdevollen Haltung eines Häuptlings nieder. Der weiße Jäger nahm neben ihm Platz, Winnetou ebenso. Nitsas-Jni kam auch. Er mußte durch die Nijoras hindurch. Sie machten ihm Platz. Er bekam da manchen finstern Blick, aber keiner wagte es, ihn feindlich zu berühren oder auch nur ein unfreundliches Wort zu sagen. Als er sich zu den andern gesetzt hatte, wurde auch noch Wolf herbeigewinkt, der bei den Navajos im Ansehen eines Häuptlings stand.

Nun hätte die Beratung beginnen können, denn diejenigen, auf welche es ankam, waren beisammen. Aber sie saßen nach Indianerart wohl eine Viertelstunde da, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Old Shatterhand und Winnetou richteten ihre Augen forschend auf die drei andern, als ob sie ihre geheimsten Gedanken erraten wollten; dann tauschten sie einen kurzen Blick miteinander aus. Sie verstanden sich auch ohne Worte. Dann war Winnetou der erste, welcher sprach, doch nur indem er die kurze Frage aufwarf: „Hier sitzen fünf Krieger zur Beratung. Welcher von ihnen soll reden?"

Wieder eine Zeitlang tiefes Schweigen; dann antwortete Nitsas-Jni: „Unser Bruder Old Shatterhand hat kein Blut gewollt; er mag sprechen!"

„Howgh!" sagten die andern, um ihre Zustimmung auszudrücken.

Old Shatterhand wartete, damit seine Worte dann größeres Gewicht haben möchten, auch eine kleine Weile; dann begann er: „Meine Brüder wissen, daß ich ein Freund der roten Männer bin. Dem Indsman gehörte das ganze Land von einem Meere bis zum andern; da kam der Weiße und nahm ihm alles und gab ihm dafür seine Krankheiten. Der Indianer ist ein armer, kranker Mann geworden, welcher sehr bald sterben wird. Der Weiße ist sein Feind und hat ihn am meisten dadurch besiegt, daß er Unfrieden unter die roten Völker warf und einen Stamm gegen den andern aufhetzte. Die roten Männer waren so unklug, dies geschehen zu lassen, und sind selbst bis auf den heutigen Tag nicht klüger geworden. Sie reiben sich untereinander auf und könnten doch heut noch Großes erreichen, wenn sie den gegenseitigen Haß fallen ließen und unter sich das wären, was sie sein sollen und wozu sie geboren sind, nämlich Brüder. Habe ich recht?"

„Howgh!" ertönte es rundum.

„Ja, ich habe recht, denn daß es so ist, wie ich sage, beweisen auch die zwei Stämme, welche sich feindlich hier gegenüberstehen. Mein Bruder Nitsas-Jni mag mir sagen, zu welchem großen Volke der Stamm der Navajos gehört!"

„Zum Volke der Apachen," antwortete der Genannte.

„Und auch Mokaschi mag mir sagen, zu welchem Volke die Nijoras gehören!"

„Auch zu den Apachen," antwortete der dazu Aufgeforderte.

„Da sehen meine Brüder, wie wahr ich gesprochen habe. Die Nijoras und die Navajos gehören nicht nur zur Rasse der roten Männer, sondern sind sogar Kinder eines einzelnen Volkes derselben. Sie sollten sich lieb haben, sich unterstützen und Seite an Seite miteinander gegen ihre gemeinschaftlichen weißen Feinde kämpfen. Statt dessen aber befehden sie sich gegenseitig und arbeiten ihrem Feinde in die Hände. Mein Bruder Nitsas-Jni mag mir sagen, weshalb er gegen die Nijoras ausgezogen ist!"

„Weil sie das Kriegsbeil gegen uns ausgegraben haben."

„Gut. So mag mir nun auch Mokaschi sagen, weshalb er seine Krieger gegen die Navajos geführt hat!"

„Weil sie das Kriegsbeil gegen uns ausgegraben haben."

„Merkt ihr da nicht, was ich sagen will? Ich wollte die Gründe eures Streites hören, und ihr habt keinen nennen können, sondern nur die Thatsache angegeben, daß die Kriegsbeile gegenseitig ausgegraben worden sind. Ist das nicht genau wie bei kleinen Kindern, welche einander bei den Haaren raufen, ohne daß sie eine triftige Veranlassung dazu haben? Wollt ihr als Kinder gelten? Soll man über euch wie über Kinder lächeln, über euch, die ihr geachtet und gefürchtet wäret, wenn ihr fest und treu zusammenhieltet. Ihr seid gegeneinander gezogen, um euch zu bekämpfen, euch zu vernichten, und es ist gut, daß eure besten Freunde, nämlich Winnetou und ich, dazugekommen sind, um euch zu sagen, was ihr eigentlich von selbst wissen solltet."

Er ließ eine Pause eintreten, um seine Worte wirken zu lassen, und fuhr dann fort: „Mein roter Bruder Nitsas-Jni ist nicht nur ein berühmter, tapferer Krieger, sondern auch ein umsichtiger und kluger Beherrscher seines Stammes. Er hat eingesehen, daß der rote Mann sterben muß, wenn er so bleibt, wie er jetzt ist. Darum hat er weise Entschlüsse gefaßt und sie auch ausgeführt. Er hat eine weiße Squaw genommen, die er liebt und der er vieles, sehr vieles verdankt, was er sonst nicht kennen und nicht haben würde. Er hat seinen Sohn über das Meer gesandt, damit dieser dort lernen möge, wie man aus einer Wüste ein fruchtbares Land macht. Er weiß, daß der Krieg nur Unheil bringt und das Glück nur im Frieden zu erlangen ist. Sollte er sich plötzlich geändert haben? Sollte er heut das Blut seiner roten Mitbrüder wünschen?"

„Uff, uff! Ich will es nicht!" rief der Navajo aus.

„Das habe ich gewußt und gedacht. Wenn es anders wäre, so möchte ich nicht länger dein Freund und Bruder sein. Wie aber steht es mit Mokaschi, dem Häuptlinge der Nijoras? Er ist ausgezogen zum Kampfe, ohne einen rechten Grund dazu zu haben, und hat keinen einzigen Vorteil über seine Feinde errungen. Er muß sogar, wenn er seinen Mund die Wahrheit sprechen läßt, zugeben, daß er sich in diesem Augenblicke in einer sehr gefährlichen Lage befindet. Wird er mir das eingestehen?"

„Howgh!" nickte Mokaschi, welcher einzusehen begann, welche außerordentlich friedlichen Absichten Old Shatterhand verfolgte.

„Und wird ein kluger Mann, wenn er mitten in solchen Gefahren steckt, noch immer den Tod seiner Gegner wünschen, die doch sein Leben in ihren Händen haben?"

„Nein."

„Wohlan, so sind wir ja ganz gleicher Meinung. Weder Nitsas-Jni noch Mokaschi wünschen die Fortsetzung der Feindseligkeit. Es handelt sich also nur noch darum, welches Blut bisher geflossen ist und welche Rache dafür genommen werden soll. Hat Mokaschi einen Mann von seinen Kriegern verloren?"

„Nein."

„Hat er also Rache an den Navajos zu nehmen?"

„Nein."

„So frage ich nun dasselbe auch meinen Bruder Nitsas-Jni."

„Khasti-tine und sein Begleiter, einer der beiden Kundschafter, sind getötet worden," meinte dieser ernst.

„Von den Nijoras?"

„Nein, sondern von dem Bleichgesichte, welches sich Oelprinz nennt."

„Hast du den Tod dieser beiden Krieger also an den Nijoras zu rächen?"

„Nein."

„Also auch hierin steht ihr euch gegenseitig gleich. Die Ungleichheit besteht nur darin, daß die Nijoras jetzt so eingeschlossen sind, daß ihr Blut fließen würde, falls es zum Kampfe käme; Nitsas-Jni hat aber erklärt, daß er kein Blut vergießen will. Eine weitere Ungleichheit besteht darin, daß Mokaschi acht Krieger der Navajos gefangen hat. Soll das nicht gegenseitig ausgeglichen werden? Die Nijoras geben die Gefangenen heraus und die Navajos lösen die Umschlingung, in welcher sich die Nijoras befinden. Dann werden die Schlachtbeile eingegraben. Ich hoffe, daß meine Brüder auf diesen Vorschlag eingehen; darum thue ich das, was ihr jetzt sehen werdet."

Er nahm den Tabaksbeutel vom Gürtel und die Friedenspfeife von der Schnur, an welcher sie an seinem Halse hing, stopfte sie und legte sie vor sich hin. Dann fragte er Mokaschi: „Ist der Häuptling der Nijoras mit meinem Vorschlage einverstanden?"

„Ja," antwortete dieser, innerlich sehr froh, auf so billige Weise aus der Gefahr, ja vom beinahe sicheren Untergange errettet zu werden.

„Und was sagt der Häuptling der Navajos dazu?"

Dieser stimmte nicht sofort ein, sondern meinte: „Mein Bruder Old Shatterhand hat mehr für die Nijoras, als für die Navajos gesprochen."

„Wieso?"

„Sie befinden sich in unsrer Gewalt, und es ist kein Vorteil für sie, daß sie acht Gefangene gemacht haben, denn diese Gefangenen sind schon jetzt so gut wie wieder in unsern Händen. Ich brauche nur einige meiner Krieger hinauf in das Lager der Nijoras zu senden, um diese Gefangenen loszubinden. Sag also, ob du gerecht gegen uns gesprochen hast!"

„Ja, denn ich frage dich, wem du die gute Lage, in welcher ihr euch befindet, zu verdanken hast?"

„Dir und Winnetou," antwortete Nitsas-Jni aufrichtig und der Wahrheit gemäß. Er war ein ehrlicher Mann.

„Ja, uns verdankst du sie. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, sondern um dich zu bewegen, billig gegen die Nijoras zu sein. Was sagt mein Bruder Winnetou zu meinem Friedensvorschlage?"

„Es ist so, als ob ich selbst deine Worte gesprochen hätte," antwortete der Apache.

„Und Mai-tso, der Wolf?"

„Ich bin ganz der Meinung Winnetous," stimmte dieser bei.

„So hat nur Nitsas-Jni noch sein Wort zu sagen."

Der Genannte überflog die Aufstellung seiner Leute und diejenige der Feinde mit einem langen Blicke. Es that ihm wohl leid, auf den großen Vorteil, in welchem er sich befand, so ohne weiteres verzichten zu müssen; aber der Einfluß, welchen seine weiße Squaw nach und nach über ihn gewonnen hatte, machte sich auch jetzt geltend; er war aus einem wilden Indianer ein friedliebender und einsichtsvoller Häuptling seines Stammes geworden. Er zögerte zwar noch einige Augenblicke, erklärte dann aber doch: „Mein Bruder Old Shatterhand mag recht behalten. Die Nijoras sollen nicht länger umzingelt sein."

„Und du bist bereit, das Calumet mit Mokaschi zu rauchen?"

„Ja."

Da stand Old Shatterhand auf, wendete sich gegen die Indianer und rief mit lauter Stimme: „Die Krieger der Navajos und Nijoras mögen ihre Augen hierher richten, um zu sehen, was ihre Häuptlinge beschlossen haben."

Er versetzte den Tabak in Brand und gab Nitsas-Jni die Pfeife. Dieser erhob sich, that sechs Züge aus der Pfeife, blies den Rauch gegen den Himmel, die Erde und die vier Windrichtungen und rief mit lauter Stimme, so daß alle Anwesenden es hören mußten: „Die Kriegsbeile werden eingegraben; wir rauchen die Pfeife des Friedens. Die Nijoras geben die Gefangenen heraus und sind dann unsre Brüder. Dieses rauche und sage ich für alle meine Krieger. Es ist so gut, als ob sie selbst es gesagt und das Calumet dazu geraucht hätten. Ich habe gesprochen, howgh!"

Die Navajos waren höchst wahrscheinlich nicht sehr erbaut über diesen Ausgang der Verhandlung. Sie befanden sich so im Vorteile, daß es ihnen wohl schwer wurde, dasselbe so leichthin aufzugeben; aber die Disziplin verhinderte sie, widerspenstig zu sein, zumal ihnen der Gebrauch des Calumetrauchens so heilig war, daß sie es nicht gewagt hätten, an dem Beschlusse ihres Häuptlings zu rütteln.

Dieser gab die Friedenspfeife an Mokaschi, welcher sich auch erhob, die gleichen sechs Züge that und dann ebenso laut wie Nitsas-Jni verkündete: „Hört, ihr Krieger der Navajos und Nijoras, der Tomahawk des Krieges ist wieder in die Erde versenkt. Die Männer der Navajos öffnen den Kreis, mit dem sie uns umschlossen haben, und sind dann unsre Brüder. Ich habe das mit dem Calumet bestätigt und es ist ganz so, als ob meine Krieger es gesagt und die Pfeife dazu geraucht hätten. Ich habe gesprochen, howgh!“

Das Gestell des Riesendrachen war fast vier Mann hoch und glich einem riesigen Spinngewebe.

Niemand war froher als die Nijoras, die einen so glücklichen Ausgang der für sie so gefährlichen Angelegenheit kaum für möglich gehalten hatten. Old Shatterhand, Winnetou und Wolf mußten als Zeugen des Vertrages auch die sechs Züge aus der Pfeife thun, brauchten aber keine Rede dazu zu halten.

Jetzt war die Sitzung beendet und die vorher so feindliche Situation verwandelte sich in eine friedliche. Die Navajos ließen die Nijoras aus ihrer Umschlingung frei, und da es hier am Flusse an Raum mangelte, so begaben sich Freund und Feind hinauf zum Lager der Nijoras, um dort das Friedensfest zu feiern und vor allen Dingen die Gefangenen zu befreien. Winnetou, Old Shatterhand und Wolf gingen auch nach oben, wo ihre Anwesenheit zunächst notwendig war; die andern Weißen aber blieben noch unten. Sie waren alle froh, daß die Feindseligkeit ein solches Ende genommen hatte.

Bald waren sie alle in lebhafter Unterhaltung über das eben Erlebte, besonders Frank und Frau Rosalie kamen in ein eifriges Zwiegespräch, an dem auch Adolf Wolf kurze Zeit teilnahm, doch bald trennte er sich wieder von den beiden, um seinen Onkel aufzusuchen, der sich oben auf dem hohen Ufer im Lager befand. Als er an die Furt kam, begegnete er den Navajos, welche ihre Pferde aus den Verstecken geholt hatten und sie auch hinaufschaffen wollten. Ihr Häuptling leitete diese Arbeit und Winnetou und Old Shatterhand standen bei ihm. Da erschien ein Reiter oben am Rande der Furt; er sah die Genannten stehen und rief herab: „Mr. Shatterhand, gut, daß ich Euch sehe! Darf ich da hinab?“

„Mr. Rollins!“ antwortete der Gefragte. „Ihr hier? Ihr solltet doch bei dem Kantor bleiben, bis ich einen Boten sende. Warum habt Ihr Euch davongemacht?“

„Werde es Euch gleich sagen. Also, darf ich hinunter zu Euch?“

„Ja.“

Er kam langsam herabgeritten, sprang dann von seinem Pferde und rief in erregtem Tone: „Wäre ich doch nicht dort geblieben, sondern mit Euch geritten! Wenn Ihr wüßtet, was ich erlebt habe!“

„Was habt Ihr denn erlebt? Was ist geschehen? Ihr seht ja außerordentlich echauffiert aus.“

„Ist auch kein Wunder. Bin an den Baum gebunden gewesen.“

„Ihr? Das war doch der Kantor!“

„Ja, erst; dann aber kam er los und ich wurde angebunden."

„Von wem denn?" fragte Old Shatterhand verwundert.

„Von dem Oelprinzen. Dieser Halunke hat mir meine Anweisung wieder abgenommen."

„Der Oelprinz? Alle Wetter! Wie ist das geschehen? Erzählt es doch, schnell!"

Der Bankier berichtete, was geschehen war.

„Mann," rief dann Old Shatterhand aus, „das habt Ihr schlau, sehr schlau angefangen! Warum habt Ihr denn den Wisch nicht vernichtet!"

„Jawohl, Ihr habt recht; jetzt bereue ich es bitter. Verschafft mir den Zettel wieder, Sir; ich bitte Euch inständigst darum!"

„Ja, erst macht Ihr die Fehler, und dann soll ich sie ausbessern! Die Kerls mögen meinetwegen reiten, wohin sie wollen. Hättet Ihr die Dummheit nicht gemacht!"

Da fiel Nitsas-Ini ein: „Sie werden nicht reiten, wohin sie wollen. Der Oelprinz hat meine beiden Kundschafter ermordet; ich muß ihn haben. Werden Old Shatterhand und Winnetou mir nicht dabei helfen?"

Winnetou nickte und Old Shatterhand sagte: „Ich habe im Unmute gesprochen. Es versteht sich ganz von selbst, daß wir die Kerls haben müssen. Habt Ihr denn gesehen, wohin sie ritten?"

„Ja."

„Nun, nach welcher Richtung?"

„Stromaufwärts, dahin, woher sie gekommen waren und woher auch wir gekommen sind."

„Also ist es doch so! Sie sind den Spuren der Navajos gefolgt, um Wolf zu überfallen und ihm die Schrift abzunehmen. Durch Zufall sind sie aber viel leichter dazu gekommen. Wie lange ist das her?"

„Sehr lange. Dieser Kantor sollte mich losmachen, that es aber nicht."

„So müssen wir uns schleunigst auf den Weg machen."

„Stromaufwärts?" fragte der Häuptling.

„Ja, denn wir dürfen ihre Fährte keinesfalls vernachlässigen; sie sind aber jedenfalls stromabwärts geritten."

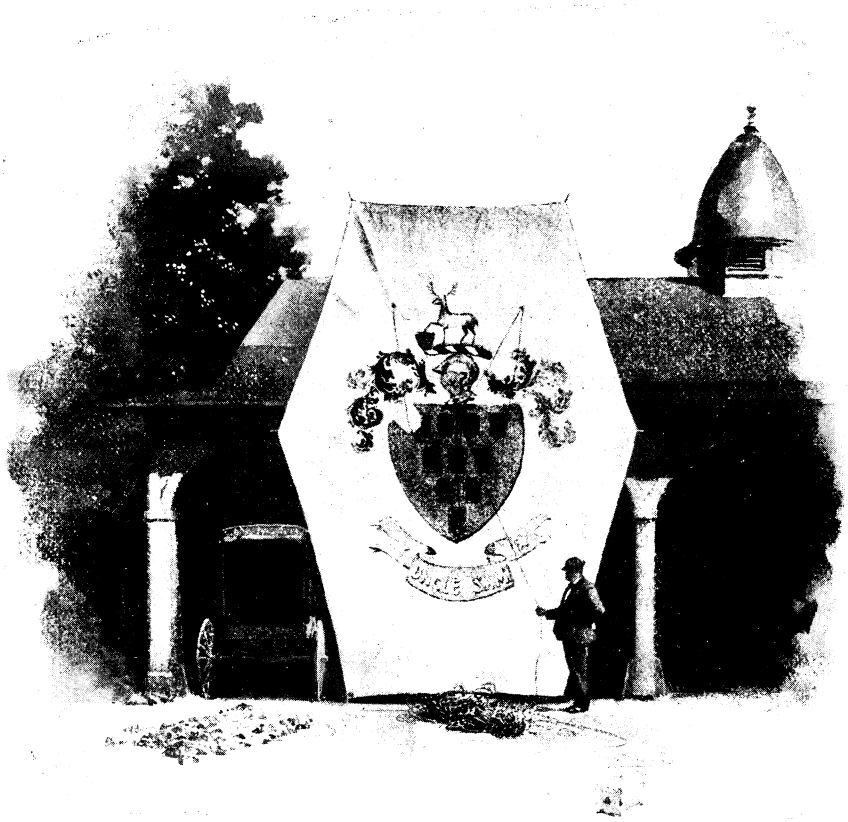
„Aber dieser Mann behauptet doch das Gegenteil!"

(Schluß folgt.)

„Uncle Sam."

Das Rittergut Vogelsang war wie kein zweiter Platz auf dem Erdkreise für den Drachensport geeignet. Zwar selbst in einer grünen, buschigen Oase der norddeutschen Tiefebene versteckt, hatte das alte Wasserkastell doch in seiner nächsten Nachbarschaft eine scheinbar unbegrenzte Heideflur, über die, wenn im Herbst der Hafer gemäht war, der Wind auf munteren Schwingen dahinwallte, bis er sich im November zu tollerem Spiele aufraffte, unter dem die verkrüppelten Föhren und Birken, ihre wirren Häupter neigend, stöhnten und ächzten. Ein mäßiger und beständiger Wind ist aber die erste Bedingung für das Steigenlassen von Drachen. Die zweite Bedingung ist eine ausgedehnte Rennbahn für den Läufer, der in seinen Händen die Schnur hält, an welcher der Drache befestigt ist. Wo hätte man aber eine größere Rennbahn finden können, als auf der Vogelsanger Heide, von der bekanntlich der Dichter (Karl Lellmann) gesungen hat:

„Sie dehnt sich unermeßlich aus,
Fahl, schaurig, pfadlos ohne Schranken,
Wer sie durchmessen, o, dem graust's,
Ihm wirbeln angstvoll die Gedanken."



„Uncle Sam" fertig zum Aufstieg.

es mehreremal um seine Hände und gab schließlich bebenden Herzens das Zeichen zu dem gefährlichen Unternehmen. Das Vorgebirge stieg steil bis zu einer Höhe von zwei- bis dreihundert Fuß über dem Meeresspiegel empor. Die an der Windseite gelegene zackige Wand wies eine Menge eis- und schneebedeckter Risse und Spalten auf, während die der Leeseite schwarz und teilweise kahl war.

„Jetzt loslassen!“ schrie Thoralf. „Aber einhalten, wenn ich am Seile zerre.“

„Sehr wohl!“

Langsam, recht langsam durch die Luft schwebend, bald sich einem unwiderstehlichen Angstgefühl hingebend, bald hoffnungsvoll, vorsichtig und tapfer, glitt Thoralf den Abgrund hinab, den nie zuvor ein menschlicher Fuß betreten hatte. In der freien Hand hielt er die Stange mit der Roßhaarschlinge. Von seiner Schulter herab hing eine fuchslederne Jagdtasche. Wachsam, mit weitgeöffneten Augen spähte er umher, jede Felsenritze durchforschend und mit der Stange alle Löcher untersuchend, in denen er vermutete, daß Vögel darin Zuflucht gefunden haben könnten. Von Zeit zu Zeit kamen heftige Windstöße, die ihn gegen die Felswand geschleudert haben würden, hätte er nicht die Vorsicht gebraucht, mit Hilfe seiner Stange einen heftigen Zusammenstoß zu vermeiden.

Das Seil schnitt ihm furchtbar in den Leib und er suchte nach einem festen Halt für seine Füße, um es, wenn auch nur einen Augenblick, etwas zu lockern. Endlich erblickte er einen kahlen Vorsprung, gab seinem Vater das Zeichen, schwang sich mit Hilfe der Stange auf das vorspringende Riff, das sehr schmal und, was noch weit schlimmer, von den Ueberbleibseln vieler Möwennester ungemein schlüpfrig war. Thoralf setzte sich, ließ die Füße herabhängen und starrte auf den unermeßlichen Ozean hinaus, der in seiner eisigen Pracht wie ein Wald von glitzernden Türmchen und Minarets aussah. Zum erstenmal in seinem Leben kam ihm der Gedanke, daß sein Vater vielleicht denn doch recht habe, wenn er Island für „das schönste Land“ unter der Sonne erkläre. Freilich mußte er sich sagen, daß diese Art von Schönheit keine sehr segensreiche sei . . . Der Sturm pfiff und heulte über seinem Haupte, zu ihm jedoch drangen nur vereinzelte Windstöße. Thoralf wußte, daß dieser Ort bei schönem Wetter den Schlupfwinkel unzähliger Seevögel bildete und folgerte, daß diese auch jetzt nicht weit entfernt sein konnten. Vorsichtig kroch er auf Händen und Füßen dem Riff entlang, jedes Winkelchen aufmerksam prüfend. Seine Augen, die vom glitzernden Schnee halb geblendet gewesen, hatten ihre Sehkraft wieder erlangt. Da — was war das?! Etwas schien sich unter dem Vorsprung zu bewegen. Er neigte sich vor und — erblickte eine ganze Reihe von Papageitauchern. Einige saßen aufrecht wie Soldaten, als ob sie entschlossen seien, der Gefahr zu trotzen; andre wieder in Gruppen zusammengekauert und trübselig dreinblickend. Eine Anzahl lag tot am Fuße des Felsens; ob sie dem Hunger und der Kälte erlegen oder als Opfer in dem heftigen Kampf um ein Plätzchen gefallen waren, konnte Thoralf nicht unterscheiden. Der Anblick genießbarer Vögel entzückte ihn, obgleich die Papageitaucher ein recht armseliges Essen sind; er senkte langsam seine Stange, warf die Schlinge um den Hals eines großen, militärisch aussehenden Tauchers und zog ihn mit einem raschen Griff in die Höhe. Der Vogel schlug einigemal mit den Flügeln um sich und verschied dann. Sein Verschwinden schien auf seine Gefährten nicht den geringsten Eindruck zu machen, denn sie gaben keinen Laut von sich und bewegten sich nur, um den leeren Platz auszunützen. Nummer zwei ergab sich mit derselben stummen Ergebung in sein Schicksal. Nummer drei, vier und fünf wurden ebenfalls beseitigt, ohne daß die Nachbarn die geringste Unruhe gezeigt hätten. Die Tiere schienen halb starr vor Hunger und ihre sonst so wachsamen Sinne waren betäubt und verwirrt. Aber der Vogel Nummer sechs erhob, als er die Schlinge um den Hals fühlte, ein Geschrei, welches die ganze Kolonie in solchen Aufruhr versetzte, daß deren Mitglieder sich wild kreischend die Klippe herabstürzten und kopfüber aufs Eis fielen, wo sie entweder besinnungslos liegen blieben oder hilflos zappelten. Durch alle Ritzen und Schlupfwinkel des Vorgebirges verbreitete sich der Wirrwarr; das Geschrei und Geschnatter mischte sich mit dem Sturmesbrausen und erfüllte die Luft. Im Nu umkreiste eine große Möwenschar kreischend das Haupt des Eindringlings und versuchte trotz des heftigen Windes, der sie unbarmherzig umherwirbelte, ihm mit den Flügeln ins Gesicht zu schlagen, so daß er Mühe hatte, sie mit seiner Stange abzuwehren. Es lag nicht in seiner Absicht, einen der Vögel zu fangen; ganz zufällig jedoch geriet eine graue Möwe mit einem Fuß in die Schlinge. Sie machte den Versuch, sich zu befreien und erhob, als ihr dies mißlang, ein durchdringendes Geschrei, wobei sie mit ihren großen Flügeln verzweifelt um sich schlug. Thoralf packte drei Vögel in die Jagdtasche und warf die andern drei, nachdem er sie zusammengebunden hatte, über die Schulter; dann umschlang er das Seil, glitt langsam vom Felsen herab und wollte dem Vater das Zeichen geben, ihn heraufzuziehen, mußte aber zu seinem Erstaunen wahrnehmen, daß ihn sein lebender Gefangener, der am Ende der Stange zappelte, durch die Kraft seiner mächtigen Flügel viel tiefer herunterschleuderte, als ihm lieb war. Er hätte am liebsten die Möwe mitsamt der Stange weggeworfen, doch fiel ihm rechtzeitig ein, daß, wenn er es thäte, die Schwere seines Körpers ihn gegen die Felswand schmettern würde. Eine seltsame, höchst unangenehme Empfindung durchzuckte seine Nerven, in seinen Ohren brauste und wogte es, als er über dem schrecklichen Abgrund schwebend, hundert Fuß tiefer das zackige Eisfeld mit den scharfen, glitzernden Türmen erblickte. Kraft seiner großen Willensstärke zwang er sich, seine Gedanken zu sammeln und, die Zähne fest aufeinander gepreßt, klar zu denken. Die Möwe flatterte bald gegen Osten, bald gegen Westen und der arme Junge schwenkte mit jeder ihrer Bewegungen gleich einem lebenden Pendel zwischen See und Himmel hin und her. Er begann, schwindlig zu werden, aber wieder kam ihm

sein starker Wille zu Hilfe; er starrte standhaft bald nach der Spitze der „Papstnase“ hinauf, bald nach einem andern vorspringenden Riff hinunter, um seine Augen und seine Sinne an den Anblick zu gewöhnen. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihm, heftig an dem Seil zu zerren und nun erwartete er, von den starken Armen des Vaters in die Höhe gezogen zu werden. Zu seinem Entsetzen erfolgte keine Antwort auf das Zeichen. Er wiederholte dieses ein-, zwei-, dreimal und verspürte wohl einen leichten Ruck des Seiles, aber keine Bewegung nach aufwärts. Da blieb dem tapfern Knaben das Herz fast still stehen und sein Mut drohte ihn zu verlassen.

„Vater!“ schrie er verzweiflungsvoll, „warum ziehst du mich nicht hinauf?“

Der Ruf verlor sich in dem heulenden Winde und keine Antwort erfolgte. Thoralf erfaßte das Seil noch einmal mit der einen freien Hand und erwog die Möglichkeit des Kletterns, aber die elende Möwe schien mit jedem Augenblick ihre Fluchtversuche zu verdoppeln und verhinderte ihn dadurch, seine Hände zu gebrauchen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sich den Schädel am Felsen zu zerschmettern. Etwas wie der Klang eines rauhen, unterdrückten Rufes drang an sein Ohr. Er richtete seinen Blick in die Höhe und sah über dem Rande des Abgrunds den vorgeneigten Kopf seines Vaters.

„Der Strick droht zu reißen,“ schrie Sigurd, „ich habe ihn an den Felsen gebunden.“

Thoralf erkannte seine Lage sofort. Infolge der schwingenden Bewegung, die sowohl durch den Wind als auch durch den Kampf mit der Möwe hervorgerufen wurde, hatte sich das Seil an den scharfen Felskanten abgewetzt. Nun sagte er sich, daß sein Leben keinen Groschen mehr wert sei. Mit dem Erwachen dieses Bewußtseins verließ ihn die Aufregung und eine große Ruhe bemächtigte sich seiner. Er schien der Ewigkeit von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen und wollte, da er sich selbst nicht mehr zu helfen wußte, wenigstens sein Herz stählen, um dem Tode wie ein Mann und ein echter Isländer zu begegnen.

„Ich versuche, das Seil unter der abgeriebenen Stelle zu erfassen,“ hörte er seinen Vater rufen, als der Wind sich wieder auf einen Moment legte.

„Versuche es nicht,“ antwortete der Knabe, „denn allein kannst du es doch nicht. Laß mich lieber auf den tiefer gelegenen Vorsprung hinuntergleiten; dort will ich still sitzen, bis du Hilfe geholt hast.“

Der Alte, gewohnt des Sohnes Rat zu befolgen, ließ ihn vorsichtig zehn bis zwanzig Fuß tiefer hinab, bis er sich in gleicher Linie mit einem abschüssigen Riff befand, das breiter war als dasjenige, auf dem er zuerst Fuß gefaßt. Aber — o Schrecken! Der Vorsprung ragte nicht genügend hervor um mit den Füßen erreicht werden zu können! Das schon stark durchgewetzte Seil konnte jeden Augenblick reißen — entsetzlicher Gedanke! In dieser Not durchkreuzte eine Idee sein Hirn. Mit einer lebhaften, kräftigen Bewegung warf er die Stange von sich, worauf seine eigene Schwere ihn mit solcher Macht einwärts gegen den Vorsprung schleuderte, daß er sicher auf demselben landete.

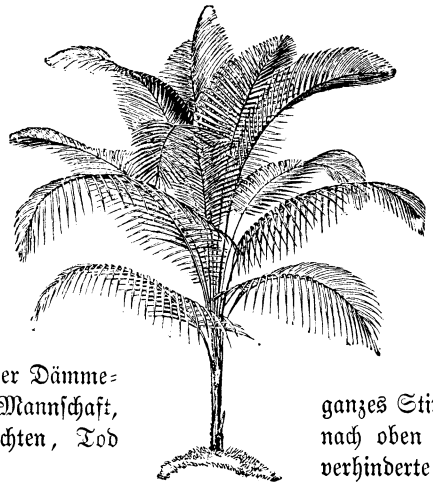
Die Möwe, deren Fuß noch in der Schlinge steckte, schlug von dem unerwarteten Gewicht der Stange überrascht, in der Luft einen Purzelbaum, versuchte sich dann zu erheben, stürzte jedoch mitsamt der Stange hilflos auf das Eisfeld hinunter.

Zum Glück war Thoralf sehr warm gekleidet, sonst hätte er die schrecklichen Stunden, die er nun auf dem Riff sitzend zubringen mußte, nimmer ertragen können. Den ganzen Nachmittag hörte er das Stöhnen und Heulen des Windes, der ihn mit seinem eisigen Atem durchkältete. Sein erfinderischer Geist verließ ihn auch in dieser ungemütlichen Lage nicht. Um sich ein wenig zu erwärmen, band er einen der Vögel wie ein Tuch um seinen Hals, wobei er die Füße und den Kragen desselben zu einem Knoten ineinander schlang. Die weichen, dichten Federn verschafften ihm ein behagliches Gefühl, trotzdem er sich bewußt war, daß jede Stunde seine letzte sein könne. Wenn er es nur zuwege brachte, sich die Nacht über wach zu erhalten, so allein hatte er Aussicht, den Morgen zu erleben! Um dies zu erreichen, faßte er einen sinnreichen Plan. Er öffnete den Schnabel des Papageis, der seinen Hals erwärmte, riß den unteren Teil ab und gab dem oberen, der scharf war, wie ein Messer, eine derartige Stellung, daß er ihn unfehlbar ins Kinn schneiden mußte, wenn er einnickte, dann lehnte er sich an die Felswand, dachte an seine Mutter und die warme Kaminecke daheim. Der Wind schien ihm dieses Gedenken übel zu nehmen, denn er trieb ihm sofort einen so schneidenden Windstoß ins Gesicht, daß Thoralf seine Nase in die flaumige Brust des Papageitauchers vergraben mußte, um den heftigen Schmerz zu lindern. Die Nacht fing bereits an, sich über See und Land auszubreiten, nur hie und da wurden noch weiße Türme aus dem Dunkel sichtbar, die Thoralf, um seine Gedanken zu beschäftigen, zu zählen begann.

Plötzlich schien einer der Türme sich zu bewegen, dann noch einer und wieder einer. Der Knabe fürchtete, daß die anhaltende Aufregung ihn seines Verstandes beraubt habe. Auch der Wind wehte nach einigen eisigen, heftigen Stößen sanfter und ruhiger. War es möglich, daß er all das nur träumte? War es vielleicht schon die Nähe des Todes? Oder war er gar schon tot und er schwebte durch diese fremdartige, eisige Umgebung in eine bessere Welt?

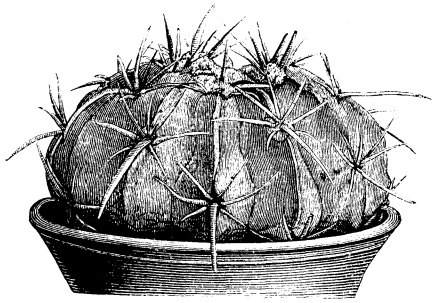
All diese Vorstellungen durchkreuzten sein Hirn, doch verwarf er sie bald wieder als unmöglich, denn er kratzte sein Gesicht mit der Kralle eines Tauchers, um sich zu vergewissern, daß er wirklich wach sei. Es war nicht zu bezweifeln: er war wach! Noch einmal richtete er sein Auge auf die geisterhaften Türmchen und Türme und — ein kalter Schauer durchrieselte seinen Körper — sie bewegten sich noch immer. Plötzlich glaubte er ein Geschoß schwerer Artillerie, gefolgt von einer Salve leichteren Musketenfeuers zu hören und ein knirschendes,

knarrendes, krachendes Geräusch, als ob der ganze Ozean von Glas wäre und in Stücke zersplitterte. „Wie," dachte Thoralf, „wenn das Eis jetzt bräche!" Die Aufklärung des gespensterartigen Panoramas lag klar wie der Tag vor ihm. Der Wind hatte sich südostwärts gedreht und trieb nun die riesigen Eisblöcke wieder fort. Mehrere Stunden lang — er wußte nicht, wieviele Stunden es waren — beobachtete er das herrliche Schauspiel bei dem fahlen Schein des Nordlichts, das um Mitternacht quer über dem Himmelszelt zu schimmern begann und den nördlichen Horizont beleuchtete. Er fand den Anblick so interessant, daß er darüber seine Erschöpfung vergaß. Allmählich jedoch, als das Morgenrot immer mehr erblaßte und Wolken im Osten heraufzogen, überkam ihn eine grenzenlose Mattigkeit. Unter sich sah er das dunkle Gewässer; die glitzernden Eisblöcke verschwanden rasch in der Dämmerung, um den Schiffen und ihrer Mannschaft, die ihnen in den Weg kommen mochten, Tod und Unheil zu bringen.



Cocos Weddelliana.

Es war schrecklich, wie schneckenartig langsam die Stunden dahinschlichen! Thoralf schien es, als ob eine Woche verflossen sei, seitdem sein Vater ihn verlassen. Er kniff sich, um munter zu bleiben, aber es nützte nichts, denn die Augenlider fielen ihm zu und der Kopf sank ihm schwer auf die Brust — o Schrecken! Was war das? Der Knabe hatte den scharfen Schnabel des Papageitauchers vergessen! Er faßte mit der Hand nach dem Kinn und fühlte etwas Warmes und Klebriges an seinen Fingern — Blut. Mehrere Minuten vergingen, bis er es zu stillen vermochte; die Wunde war größer, als in seiner Absicht gelegen, aber sie beschäftigte ihn und hielt ihn wach, was für ihn eine Lebensfrage war. Nach langem, verzweifeltem Kampf mit seiner Schläfrigkeit sah er endlich den Morgen im Osten anbrechen. Es waren nur blasse Schatten von Licht, aber für den ermatteten Knaben, dem in den schrecklichen Stunden Tod und Gefahren ins Gesicht gestarrt, schienen sie eine Bürgschaft für seine Rettung. Thränen traten ihm in die Augen, aber nicht Thränen der Mutlosigkeit, sondern Thränen der Dankbarkeit dafür, daß er die schwere Prüfung überstanden habe. Nach und nach breitete sich das Licht wie ein matter, grauer Schleier über den östlichen Himmel aus und im Ozean spiegelten sich bereits die ersten schwachen Strahlen der aufgehenden Sonne. Der Wind wehte milde, Tausende von Vögeln, die das Eis in den Felsspalten gefangen gehalten hatte, flatterten in die Höhe und tauchten dann mit wildem Geschrei in die Flut hinab. Man konnte es sich schwer vorstellen, wo sie alle gesteckt, denn die Luft schien von ihnen erfüllt zu sein, alle Riffe wimmelten, sie kämpften, kreischten und schnatterten, wie ein wehklagender Volkshaufen während einer Hungersnot. Infolge dieses ohrzerreißenden Lärms überhörte Thoralf die Stimme, die ihm von der Felsspitze zuschrie. Seine Sinne waren von dem Gekreisch und der überstandenen Aufregung halb verwirrt, doch plötzlich drangen einzelne Laute an sein Ohr; er horchte und glaubte ein ganzes Stimmenchor zu vernehmen. Er versuchte nach oben zu blicken, aber der vorspringende Fels verhinderte jede Aussicht und er bemerkte nur ein dickes Seil, das sich ihm langsam näherte. Mit der ganzen Kraft seiner Lungen antwortete er auf die Zurufe von oben, worauf er ein wildes, triumphierendes Freudengeschrei durch die Luft brausen hörte. Er erkannte an den Stimmen Hundings Söhne, die auf der andern Seite des Vorgebirges wohnten und wußte, daß sie auch ohne Mithilfe ihres Vaters Kraft genug besaßen, um eine dreimal so schwere Last wie ihn in die Höhe zu ziehen. Die einzige Schwierigkeit bestand jetzt darin, das Seil zu erfassen, das er mit den Händen noch nicht erreichen konnte.



Echinocactus texensis.

„Schüttelt das Seil heftig," schrie er nach oben. Im nächsten Augenblick geriet dasselbe in wellenförmige Schwingungen, und nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, der Schlinge habhaft zu werden. Diese um den Leib zu befestigen und das Zeichen zum Aufzug zu geben, war das Werk einer Minute. Die Söhne Hundings stießen jubelnd Hochrufe aus, denn Thoralf schwebte, von ihren starken Armen gezogen, immer höher, immer höher zwischen den zackigen schwarzen Wänden empor, bis er endlich das Ziel erreichte. Das erste, was er sah, war das bleiche, abgehärmte Antlitz des Vaters und daneben starrten ihm noch ein Paar kummervolle Augen entgegen. Wem gehörten sie doch an? Seiner Mutter? Eine ihm bisher fremdartige, köstliche Wonne erfaßte ihn, seine Augen füllten sich mit Thränen; er wußte nicht, was mit ihm geschah, aber ein unbeschreibliches Glücksgefühl zog in seine Brust ein. Ein gewaltiges Freudengejauchze durchbrauste endlich die Luft — die Isländer verstehen sich auf derlei — aber es drang nur ganz schwach in seine verwirrten Sinne ein. Etwas Kaltes berührte seine Stirne, es schien Schnee zu sein; dann fühlte er warme herabfallende Tropfen auf

seinem Gesicht, es waren Thränen. Er schlug die Augen auf und fand sich in den Armen seiner Mutter. Der kleine Jens schluchzte laut auf vor Freude und bedeckte ihn mit Küssen, während sein Vater und die Söhne Hundings mit gekreuzten Armen daneben standen und ihn freudig bewegt anblickten. — —

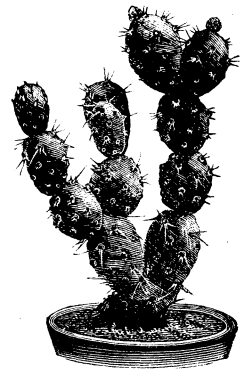
Der tapfere junge Isländer war gerettet.

Pflanzen für warme und heiße Terrarien.

Nachdem wir die Pflanzen für kalte und erwärmte Terrarien aufgezählt und besprochen haben, wollen wir unsre jungen Terrarienfreunde auch noch mit den Pflanzen für warme und heiße Terrarien bekannt machen. Mit ihnen ist uns möglich, die tropische Fauna und Flora zu pflegen und zur vollen Entfaltung ihrer Schönheiten und Absonderlichkeiten zu bringen. Eine große Zierde für diese Behälter bilden in erster Linie die prächtigen Baumfarnen, z. B. Blechnum brasiliensis; Cibotium princeps, C. regale, C. Schiedei u. a. Kleinere Exemplare lassen sich selbst noch für mittelgroße Behälter gebrauchen. Von den nachgenannten Farnen lassen sich viele gut zur Grottenbekleidung verwenden. Empfehlenswert sind: Adiantum amabile, A. Bausei, A. macrophyllum, A. Farleyense, A. concinnum, A. peruvianum, A. gracillum, A. pubescens; Acrostichium crinitum; Asplenium mexicanum, A. nidus avis, A. lutifolium, A. lanceum, A. viviparum, A. Belangeri; Davallia japonica, D. tenuifolia, D. solida; Pteris argyrea, P. tricolor, P. peltata, P. umbrosa, P. serrulata var. tenuifolia; Platycerium alcicorne. Empfindlicher sind: Gymnogramma calomelanos, G. decomposita, G. chrysomelanos, G. chrysophylla u. a. Sehr ausdauernd sind: Polypodium aureum, P. hirtum, P. saccatum, P. neriifolium u. a. Als Ampelpflanzen oder gleichfalls zur Grottenbekleidung können verwendet werden: Aeschynanthus pulcher, A. Boschianus, A. grandiflorus, A. ramoisissimus, A. coccineus, A. cordifolius, A. Norsfieldi, A. purpurescens, A. zebrinus, A. splendens: Asparagus falcatus; Begonia Hoegeana, B. Limminghi, B. scandens. B. vitifolia: Tradescanthia zebrina, T. aurea: Cobaea scandens: Hoya carnosa, H. bella, H. fraterna, H. campanulata, H. imperialis, H. variegata, H. coriacea, H. argentea, H. aurea.

Livistona australis.

In den übrigen Terrarienraum können mit ihren Töpfen eingelassen werden: Columnea scandens, C. Schiedeana, C. crassifolia: Pharus scaber: Brownea grandiceps. Auch einige Orchideen gedeihen hier gut, sowie besonders noch verschiedene Sarracenien-, Dionaea- und namentlich Nepenthesarten, so z. B. Nepenthes phillamphora, N. ciliata, N. Sedina rubra, N. coccinea, N. Dominiana, N. laevis, N. Lawrenceana, N. Stuarti u. a. Von den prächtigen Kranzblumen sind zu empfehlen: Hedychium Gardnerianum, H. coronarium, H. coccineum, H. angustifolium, H. flavum. Ausdauernde hübsche Pflanzen sind ferner: Heliconia humilis, H. metallica, H. pulverulenta, H. Bihai, H. bicolor. Herrlich und sehr ausdauernd sowie leicht zu vermehren: Curcurligo recurvata, Maranta picturata, M. cylindricum, M. rotundifolia, M. sanguinea, M. Warscewiczii, M. zebrina u. a. Zur Rasenbildung zwischen den Töpfen können hier von Lycopodien und Selaginellen Verwendung finden: Lycopodium arborescens, L. cupidata, L. dichotoma, L. paradoxa, L. lamariscifolium, Selaginella uncinata, S. pilifera (S. lepidophylla), S. densa, S. apus, S. convulata, S. laevigata, S. Martensii, S. serpens, S. denticulata, S. caesia, S. crispa, S. Brani, S. africana, S. elongata, S. Victoria, S. erytropus ambrosa, S. rubicaulis, S. grandis u. a.



Opuntia boliviana.

In die Terra-Aquarien und großen Wasserbecken können außer den meisten der beim erwärmten, feuchten Terrarium genannten Wasser- und Sumpfpflanzen noch aufgenommen werden: Pontederia coerulea, P. crassipes: Pista stratiotes; Jussiaea grandiflora, Nymphaea lotus, N. coerulea, N. poecile, N. thermalis, N. zanzibariensis: Ouviranda fenestralis u. a. Besonders gut gedeihen hier verschiedene Cyperusarten. — Auch für die trocknen Terrarien ist die Auswahl sehr groß. Zunächst wollen wir hier die herrlichen Passifloren erwähnen, von welchen Aufnahme finden können: Passiflora racemosa, P. Laudoni, P. trifasciata, P. elata, P. quadrangularis, P. lunata. P. Kermesina etc. In die Höhlungen der Grotte können gepflanzt werden: Lepismium myosurum, Dipladenia crassinoda, D. crassina; Murucuja ocellata und Russelia juncea, sowie ver-

schiedene Hoyaarten u. a. Mit ihren Töpfen können in die Bodenschicht eingelassen werden: Cocos flexuosa, C. nucifera, C. Weddelliana; Caryota urens, C. sobolifera; Verschaffeltia splendida; Oreodoxa oleracea, O. regia; Arcea catechu, A. rapida, Arenga saccharifera, A. obtusifolia: Trinax argentea; kleine Livistona australis, Pritchardia filifera, P. robusta, P. filamentosa: Cycos circinalis, C. revoluta: Dracaena ferrea, D. terminalis, D. congesta, D. arborea, D. rubra, D. marginata, D. reflexa. Die Begonien gedeihen hier recht gut, zu empfehlen sind: Begonia coccinea, B. maculata, B. metallica, B. smaragdina, B. rex, B. smaragdina maculata, B. Bijou, B. socotrana sowie viele andre. Nicht minder schön als die Begonien sind die Caladien, von welchen aufgenommen werden können: Caladium argyrites, C. violaceum, C. argyrophilum, C. bicolor, C. Chantini, C. Neumannii, C. pictum, C. maculatum, C. odoratissimum. Sehr haltbar sind folgende: Euphorbia variegata, E. splendens, E. jaquiniflora, E. fulgens; Ardisia crenulata, A. capitata; Eugenia Michelii; Philodendron selloum: Ph. camaefolium: Aphelandra crista, A. aurantica, A. squarrosa, A. tetragona; Crinum amabile, C. erubescens, C. asiaticum, C. americanum, C. Brousonetti. Ferner können hier noch verschiedene tropische Aloëarten, Kakteen, wie Echinocactus texensis, Opuntia boliviana u. s. w., Mesembrianthemum- und andre Fettpflanzenarten, sowie tropische Gesnerien-, Gloxinien-, Feigen- und Lorbeerarten aufgenommen werden, bei deren Aufnahme man sich nach deren Heimatland zu richten hat. Wenn auch in diesem Terrarium nicht absolute Trockenheit zu herrschen braucht, so darf die Innenluft doch auch nicht zu feucht sein. Am allerwenigsten aber darf die Bodenfüllung zu feucht oder gar naß werden. Es sind daher die Pflanzen recht vorsichtig zu begießen, damit kein Gießwasser verschüttet wird. Häufiges Lüften ist unerläßlich.

Wir haben damit nun eine ziemliche Anzahl Pflanzen für die verschiedenen Arten der warmen und heißen Terrarien aufgezählt. An der Hand dieser Liste werden die jungen Terrarienfreunde in jeder größeren Gärtnerei leicht dasjenige aussuchen können, was ihnen am besten gefällt und für das betreffende Terrarium am passendsten erscheint. Hinsichtlich der Pflege der Pflanzen werden sie sich freilich noch in mancherlei Hinsicht unterrichten müssen, doch ist die bezügliche Litteratur ja sehr reich und überall leicht zugänglich, auch wird beim Einkauf der Pflanzen jeder Gärtner gern die nötigen Kulturanweisungen geben, sofern ihm ordentlich klar gemacht wurde, welchen Zwecken die Pflanzen dienen sollen.

Königlich gehandelt.

Karl VIII. von Frankreich starb ohne Erben, so wurde Ludwig von Orleans König. Dieser Ludwig XII. hatte seine Laster, aber auch seine Tugenden. Als er den Thron bestieg, entfernten sich viele Große, weil sie wußten, daß er früher ihre Namen auf einem Zettel, den er immer bei sich trug, in kritischer Weise mit einem roten Kreuze bezeichnet habe. Er rief sie aber alle zurück und sagte: „Das Kreuz bedeutet nicht Rache, sondern Gnade. Daß der Herzog von Orleans unwillig auf diesen oder jenen war, weiß der König von Frankreich nicht mehr."

Aus den Kartenskizzen unsres Geographen Karlchen.

Aenigma.

Aequora transmittit nando; si litera prima
Abscisa est cultro, aëra pervolitat;
At si mutatur paenultima litera, tarde
Innixus baculo rura senex peragrat.

Zweisilbige Scharade.

Wir werden froh die Erste hören,
Wenn wir mit einer Bitte nah'n.
Die Zweite zog mit Nymphenchören
Einst durch den Wald und Wiesenplan.

Ein fernes Land benennt das Ganze,
Das durch die Kunst, die es betreibt,
Dem stolz errungnen Lorbeerkranze
Stets neue Blätter einverleibt.

Auflösung der Anagrammaufgabe auf Seite 700.

1. Aristides, 2. Landeshut, 3. Eisenbahn, 4. Elisabeth, 5. Parabel, 6. Palermo, 7. Zigeuner, 8. Landbau, 9. Navarino. Richtig geordnet ergeben die Anfangsbuchstaben Appenzell, die Endbuchstaben Solothurn.

Auflösung des Rätseldistichons auf Seite 700.

„Canis, panis."

Auflösung des Logogriphs auf Seite 700.

„Beerdigung, Beeidigung, Beleidigung."

Der Gute Kamerad

8. Jahrgang. № 52.

Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährl. 2 M. = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Der Oelprinz.

Von **Dr. Karl May.**

(Schluß.)

„Rollins hat auch recht; die Banditen sind aufwärts, aber nur eine Strecke."

„Und dann wieder abwärts?"

„So hätten sie ja hier vorüber gemußt!"

„Nein. Sie sind hinüber nach dem andern Ufer."

„Uff! Hat mein Bruder Grund, dies zu denken?"

„Ja. Sie haben das Papier und wollen nach San

Vorwärts streben mit Bewußtsein,
Dann wird's Leben dir zur Lust sein.
H. Schulze-Smidt.

... Die Pferde der beiden Männer bäumten sich und schossen dann mit ihren getroffenen Reitern den Büschen zu, bis sie mit den losen Zügeln hängen blieben. ...

Francisco. Da müssen sie nach dem Colorado hinunter, ganz denselben Weg, den sie ritten, als sie in euerm Lager waren. Hier konnten sie nicht vorbei, weil sie von dem Kantor erfahren haben, daß wir hier sind. Sie sind also aufwärts zurück bis dahin, wo wir gestern lagerten, und dann über den Fluß hinüber. Mein roter Bruder mag mit einer Schar seiner Leute schnell abwärts reiten, bis er eine Stelle findet, an welcher er über den Fluß hinüber kann. Ist er drüben, so wird er nach ihrer Fährte suchen und dabei sehen, ob sie aus dieser Gegend schon fort sind."

„Sie werden unbedingt fort sein!"

„Nein. Es steht zu vermuten, daß sie irgendwo da drüben stecken, um zu sehen, wie der Ueberfall hier abläuft. Mein Bruder muß ihnen so breit wie möglich den Weg verlegen, daß sie ja nicht vorüber können."

„Und was wird Old Shatterhand thun?"

„Ich werde mit Winnetou aufwärts reiten, um ihrer Spur zu folgen. Da diese mit der unsrigen zusammenfällt, so ist sie außerordentlich schwer zu lesen; daher müssen wir diesen Weg selber machen; wir können uns auf keinen andern verlassen. Natürlich aber reiten wir nicht allein, sondern wir nehmen auch Begleiter mit."

„Ich habe diesen Hunden doch Späher entgegengesandt! Sie müssen von ihnen nicht bemerkt worden sein."

„Es ist auch noch andres möglich. Entweder haben sie sie getäuscht oder sie gar getötet."

„Wenn dies der Fall ist, dann müssen sie am Marterpfahle sterben!"

„Erst wollen wir sie fangen, und erst dann können wir über ihren Tod sprechen. Mein roter Bruder mag sofort aufbrechen und ja nichts versäumen!"

Da erschien wieder ein Reiter oben an der Furt. Er sah die Personen auch und fragte ebenso wie vorhin der Bankier, ob er herunterkommen dürfe.

„Ja, kommen Sie!" antwortete Old Shatterhand, indem es in seinen Augen wenig verheißungsvoll flimmerte.

Der Kantor kam herab.

„Da bin ich wieder," sagte er ahnungslos. „Wo sind die andern Deutschen?"

„Da, wohin Sie nicht kommen werden, damit Sie nicht wieder Unheil anrichten können, Sie Verräter!"

„Verräter? Wieso?"

„Sie haben dem Oelprinz gesagt, wo Mr. Rollins das Papier hat."

„Ja, das habe ich. Sie fragten mich und da konnte ich sie doch nicht belügen."

„Man kann klug sein, ohne zu lügen, Sie Dummkopf und Faselhans! Ich diktiere Ihnen Ihre Strafe: Sie werden wieder angebunden!"

„Das werde ich nicht; ich dulde das nicht. Sie haben keine Gewalt über mich!"

„Sogar sehr. Ich werde es Ihnen gleich beweisen."

Er sagte zu einigen Navajos ein paar Worte, welche der Kantor nicht verstand; da nahmen sie ihn und sein Pferd zwischen sich und schafften ihn hinauf ins Lager, wo er trotz alles Sträubens wirklich angebunden wurde. Nach kurzer Zeit jagte Nitsas-Jni mit zwanzig seiner Krieger stromabwärts; Mokaschi, sein nunmehriger Freund, hatte sich ihm mit auch zwanzig Nijoras angeschlossen. Winnetou und Old Shatterhand dagegen ritten stromaufwärts. Bei ihnen befanden sich Sam Hawkens, Dick Stone, Will Parker und zehn Navajokrieger. Frank und Droll hatten auch mitgewollt, waren aber von Old Shatterhand vermocht worden, zurückzubleiben, um mit Wolf darauf zu achten, daß im Lager nichts vorkomme, was später gerügt werden müsse.

Die Frauen saßen noch unten am Wasser beisammen; die weiße Squaw war bei ihnen, ihre Männer natürlich auch. Sie sprachen von ihrer Zukunft, von ihren früheren Plänen und was durch die Ereignisse der letzten Zeit an diesen geändert worden war. Da kam Wolf von oben herab, um nach ihnen zu sehen. Die Squaw, welche, wenn sie deutsch mit ihm sprach, ihn Sie nannte, aber du zu ihm sagte, wenn sie indianisch mit ihm redete, winkte ihn näher zu sich hin und sagte: „Wir sprechen von dem Vorhaben dieser unsrer Landsleute. Sie sind herübergekommen, um sich eine Heimat hier zu gründen. Mittel besitzen sie nicht; nur Ebersbachs haben Geld und wollen die andern damit unterstützen. Was sagen Sie dazu? Ich werde mit meinem Manne darüber sprechen, sobald er Zeit dazu hat."

„Das ist nicht nötig," lächelte er.

„Warum?"

„Weil ich es schon gethan habe."

„Sie haben mit ihm davon gesprochen?"

„Ja."

„Und was hat er gesagt?"

„Er will Ihnen eine Freude bereiten dadurch, daß er diese Deutschen in seinem Gebiete behält."

„Das ist schön! Das freut mich herzlich! Ich weiß, daß er mir meinen Wunsch jedenfalls erfüllt hätte; aber daß er meine Bitte nicht erst abgewartet hat, das ist mir doppelt lieb. Wie haben Sie sich denn nun die Sache gedacht?"

„Sehr einfach. Diese Leute bekommen Land geschenkt, so viel sie brauchen; es ist ja mehr als genug davon da, Waldland, Ackerland, Weideland, ganz wie sie es wünschen; sie können es sich aussuchen. Dann veranstalten wir einen Ritt nach Guayolote oder La Tinajo hinüber, wo wir Ackergeräte und alle nötigen Werkzeuge bekommen werden. Für Pferde, Kühe und andre Weidetiere werden wir auch sorgen, und beim Bau ihrer Wohnungen werden ihnen alle unsre Männer und Squaws gern helfen, so daß sie sehr bald eingerichtet sein können. Nur hat die Sache freilich einen Haken."

„Einen Haken? Wirklich?" fragte sie, ein wenig beunruhigt.

„Ja, einen bösen, schlimmen Haken," lächelte er wieder.

„Was wäre das wohl?"

„Eine Frage, auf deren Beantwortung alles ankommt."

„Welche Frage ist es denn? So reden Sie doch nur!"

„Es ist die Frage, ob sie auch wollen."

„Ah!“ seufzte sie erleichtert auf. „Ich wollte schon ängstlich werden.“

„Was nützt es, wenn Sie von uns alles bekommen sollen, aber nichts haben wollen! Wie steht es denn in dieser Beziehung?“

Diese Frage war an die Deutschen gerichtet; diese antworteten natürlich mit einem freudigen Ja. Besser konnten sie es ja gar nicht wünschen. Daß sie Land und alles, was sie brauchten, geschenkt bekommen würden, das hätten sie, wenn es ihnen früher gesagt worden wäre, nicht für möglich gehalten und also nicht geglaubt. Frau Rosalie, welche gern für die andern sprach, drückte die weiße Squaw an sich, reichte Wolf die Hand und rief aus: „Jetzt soll mir jemand sagen, daß die Wilden nich viel besser sind, als die gebildeten Leute bei uns derheeme! Keen Mensch bei uns drüben is so human, eenem armen Teufel een solches Geschenk zu machen und noch dazu een so großes. Drüben würde uns niemand ooch nur das kleenste Feld- oder Gartenbeet anbieten und hier bekommen wir gleich so viel, daß wir een Rittergut droffsetzen können, und das Vieh und Haus und Hof mit den Gerätschaften dazu! Ich halte es von jetzt an mit den Indianern und nich mehr mit den Weißen. Hoffentlich wird der Kantor nich ooch mit dableiben wollen! Da könnte uns das ganze Glück in den Brunnen fallen.“

„Nein, den bringen wir fort,“ versicherte Wolf. „Dieser Pechvogel würde uns nur Unglück bringen. Es wird Ihnen bei uns gefallen. Wir haben große Kulturpläne und da kommen Sie uns eben recht; nun wird Ihnen unsre Freigebigkeit erklärlich sein. Schi-So und mein Neffe sollen das Werk, welches wir begonnen haben, später zu Ende führen. Wir werden beweisen, daß der rote Mann dem Weißen gleichgestellt werden darf. Doch halt! Was war das da drüben jenseits des Flusses? War das nicht ein Schrei? Das klang genau wie der Todesschrei eines Menschen. Sollte der Oelprinz mit seinen beiden Kerls da drüben stecken und schon mit unsern Leuten in Kampf geraten sein? Das ist doch aber nicht möglich!“

Da kam der Hobble-Frank gelaufen. Er hatte den Schrei auch gehört und wollte fragen, ob Wolf ihn vernommen habe. Nach kurzer Zeit kam Adolf Wolf in ganz derselben Absicht.

„Onkel, da drüben schrie jemand. Hast du es gehört?“

„Wir alle haben es gehört,“ antwortete ihm der Hobble. Es war een anthropologisch menschlicher Schrei, keen animalisch zoologisch tierischer. Wallen und wandeln Sie mit mir hinauf ins Lager. Die Roten haben Feuer angebrannt und braten daran ihr Fleesch, daß das ganze Flußthal davon duftet. Wahrscheinlich sind sie so reserviert, daß sie uns ooch een Schtück davon karambolieren.“

Er nahm Adolfs Arm in den seinen und zog ihn mit sich fort.

Was den Schrei betrifft, welcher für den Todesschrei eines Menschen gehalten worden war, so hatte es mit demselben seine Richtigkeit. Der Oelprinz war mit seinen beiden Begleitern ganz so, wie Old Shatterhand es vermutet hatte, am Flusse aufwärts bis zum letzten Lagerplatze der Navajos geritten und dort an das andre Ufer gegangen. Ihre Absicht war, da drüben abwärts zu reiten, um nach dem Colorado zu kommen; aber dann fiel es ihnen ein, daß es doch vielleicht geraten sei, zu wissen, welcher von den beiden Stämmen über den andern den Sieg erringen werde. Sie blieben also in der Nähe des Ufers und suchten sich, als sie der Mündung des Winterwassers gegenüber angekommen waren, einen Platz, von welchem aus sie die Vorgänge da drüben beobachten konnten, ohne selbst gesehen zu werden.

Aber sie hatten einen weiten Umweg machen müssen, bei welchem so viel Zeit vergangen war, daß sie schon zu spät kamen. Die Entscheidung, das heißt die Versöhnung der beiden Stämme war schon vorüber; die Roten hatten sich nach dem Lager oben zurückgezogen, wo sie von drüben aus nicht gesehen werden konnten, und so bemerkten die drei Banditen nur die weißen Frauen und Männer, welche plaudernd am Wasser saßen und die ebenfalls weißen Personen, welche da ab- und zugingen. Sie wurden dadurch der Meinung, daß die Entscheidung noch nicht gefallen sei, und blieben länger liegen, als mit ihrer Sicherheit zu vereinbaren war. Sie ahnten nicht, daß Old Shatterhand schon hinter ihnen war und Nitsas-Ini ihnen mit seinen vierzig Roten den Weg verlegt hatte.

Wie schon längst erwähnt, hatten der Oelprinz und Buttler sich Pollers nur zu ihren Zwecken bedient und wollten sich dann später seiner entledigen. Daß dies nur durch einen Mord geschehen könne, wenn sie sich nicht für später gefährden wollten, das stand bei ihnen fest. Jetzt glaubten sie die Zeit gekommen und zogen sich von ihm zurück, um sich darüber zu besprechen. Aber Poller war kein schlechter Beobachter und hatte aus ihren Blicken und Mienen geschlossen, daß sie ihm nicht wohlgesinnt seien; er empfand das Gefühl, daß für ihn eine Gefahr in der Luft liege, und beobachtete sie nun schärfer. Da fiel es ihm auf, daß sie sich jetzt beide zugleich von ihm entfernten. Er kroch unter den Büschen ihnen nach und sah sie nahe beisammenstehen und leise miteinander sprechen. Es gelang ihm, so weit an sie heranzukommen, daß er nur zwei Schritte von ihnen entfernt war, konnte aber ihre Worte nicht verstehen, bis der Oelprinz etwas lauter sagte: „Jetzt ist die beste Gelegenheit. Er bekommt ganz unerwartet das Messer und bleibt hier liegen. Finden ihn dann die Weißen, so denken sie, daß er von den feindlichen Roten erstochen worden ist.“

Er merkte wohl, daß nur er gemeint sein könne, und war so entrüstet darüber, daß er vergaß, vorsichtig zu sein, und sich plötzlich vor ihnen aufrichtete.

„Was, ihr wollt mich erstechen, ihr elenden Halunken!“ herrschte er sie an. „Ist das der Dank für das, was —“

Er konnte nicht weiter sprechen. Sie hörten, daß ihre Absicht verraten war; nun nur nicht weiter zögern. Sie verständigten sich durch einen einzigen kurzen Blick, dann hatte ihn Buttler mit einem schnellen Griffe gepackt und Grinley stieß ihm das Messer in die Brust. Die Klinge traf so gut, daß er nur den erwähnten Todesschrei aus-

stoßen konnte und dann leblos zusammenbrach. Sie raubten ihn aus und ließen ihn liegen, um dann wohl noch eine Stunde lang die Mündung des Winterwassers zu beobachten.

Als da drüben noch immer nichts geschah, fiel ihnen ein, daß ihre Zeit doch zu kostbar sei, als daß sie hier noch länger liegen könnten. Sie stiegen auf, nahmen Pollers Pferd am Zügel, wendeten sich hinaus auf die freie Ebene und ritten davon.

Nur fünf Minuten später kam Old Shatterhand mit Winnetou und den andern. Diese scharfsinnigen Leute hatten alle Schwierigkeit überwunden und die Fährte, obgleich dieselbe mit der alten Spur zusammenfiel, bis hierher verfolgt. Sie sahen die Eindrücke und auch die Leiche.

„Mein Gott, das ist Poller!“ rief Old Shatterhand entsetzt aus, indem er ihn sogleich untersuchte. „Sie haben ihn ermordet, um ihn loszuwerden. Er ist tot und hat nun seinen Lohn dahin! Hier haben sie gelegen, um uns drüben zu beobachten und — — —“

„Mein Bruder mag sich nicht verweilen,“ unterbrach ihn Winnetou. „Sie sind vor kaum fünf Minuten fort. Hier geht ihre Spur hinaus ins Freie. Schnell ihnen nach!“

Sie zogen die Pferde hinter sich her und stiegen dann, als sie das Gebüsch hinter sich hatten, auf, um den beiden Mördern im Galopp zu folgen. Nach zehn Minuten sahen sie sie vor sich auf der freien Ebene. Zufälligerweise blickte Buttler sich um und bemerkte die Verfolger.

„Um Gotteswillen, Old Shatterhand und Winnetou mit Weißen und Roten!“ rief er aus. „Fort, fort, im Galopp!“

Sie spornten ihre Pferde an, aber die Verfolger kamen schnell näher.

„So ist es nichts; sie holen uns ein,“ schrie der Oelprinz. „Hier im Freien entkommen wir nicht. Wir müssen ins Gebüsch!“

Sie lenkten nach links einer Buschspitze zu, welche sich als grüne Zunge in die Ebene zog. Es war dasselbe Gesträuch, in welchem sie die Navajospäher ermordet hatten.

„Uncle Sam“ durch die Drehwinde geleitet.

Inzwischen war von Nitsas-Ini die ganze Ebene mit seinen Roten besetzt worden. Da die Verfolgten auch in der Nähe des Flusses unter den Bäumen herabkommen konnten, drang er mit einigen Kriegern dort ein und ging mit ihnen langsam aufwärts; die Pferde hatten sie als hinderlich zurückgelassen. Sie kamen auch nach der Buschspitze und fanden die noch bemerkbaren Spuren. Denselben nachgehend, trafen sie die Leichen ihrer beiden Späher.

Ein fürchterlicher Grimm bemächtigte sich des Häuptlings. Er öffnete bereits den Mund, um demselben Worte zu geben, da hörten sie Hufschlag. Sie eilten nach dem Rande des Gebüsches und sahen die Flüchtlinge, hinter sich die Verfolger, herangesprengt kommen. Der Häuptling hatte ihnen den Marterpfahl angedroht; aber die Wut, welche ihn ergriffen hatte, ließ ihn nicht daran denken — zum Glücke für sie, denn ein plötzlicher Tod war für sie besser.

„Sie kommen, die Hunde!“ rief er aus. „Gebt ihnen eure Kugeln!“

Er sprang aus dem Gebüsch heraus; seine Leute folgten ihm. Sie legten ihre Gewehre an. Der Oelprinz und Buttler sahen die roten Gestalten vor sich auftauchen.

„Alle Teufel!“ knirschte der erstere. „Vor uns Feinde und hinter uns Feinde! Ist das nicht der Busch, in welchem wir die zwei Navajos kalt machten?“

„Ja,“ antwortete Buttler. „Was thun? Rechts seitwärts ausbrechen?“

Sie hielten ihre Pferde für einen kurzen Augenblick an; das war genug; es gab ein festes Zielen. Die Schüsse der Navajos krachten; die Pferde der beiden Mörder bäumten sich und schossen dann mit ihren zu Tode getroffenen Reitern vorwärts, den Büschen zu und zwischen dieselben hinein, bis sie mit den losen Zügeln hängen blieben; da fielen die Erschossenen herab, gerade neben ihre Opfer hin.

Nur einige Augenblicke später kam Old Shatterhands Trupp. Sie stiegen vor dem Gebüsch ab und drangen in dasselbe ein. Da sahen sie den Häuptling mit seinen Leuten bei den vier Leichen stehen. Sie begriffen sofort, was jetzt und vorher hier geschehen war.

hoch an mir emporgewunden, daß sie im stande war, meinen Leib zum zweitenmale zu umschlingen, und zog ihre Ringe immer fester. Ich befand mich wehrlos in ihrer Gewalt.

Entsetzen durchrieselte meinen Körper, ein gräßlicher Schrei entquoll meinem Munde, meine Sinne fingen an sich zu verwirren. Zum Glück kehrte mein Bewußtsein und mit ihm meine Kaltblütigkeit fast gleichzeitig in dem Moment zurück, als sie mich zu verlassen anfingen, und aufs neue dachte ich an meine Rettung. Ich erinnerte mich eines Messers mit haarscharfer Klinge, das sich in meiner Tasche befand; der eine Ring der Schlange lag jedoch gerade über der Tasche, so daß ich der Möglichkeit beraubt war, in dieselbe hineinzugelangen. Noch einmal versuchte ich die Boa abzustreifen; ich packte sie in der Mitte des Leibes und zerrte mit aller Kraft, ich versuchte auch, ihr das Genick zu brechen — meine zurückgekehrte Hoffnung klammerte sich namentlich an den letzteren Versuch — allein auch er mißlang, mußte mißlingen, da das riesenhafte Tier alle Energie entwickelte, mich immer fester zu umschlingen. Nach einiger Zeit zog es den Kopf aus meiner Hand, ich fühlte, daß mich meine Kräfte verließen, ich faßte den Kopf wieder, konnte ihn aber nicht festhalten, und die Boa stieß oder biß mich, ich weiß es nicht gewiß, hastig auf die geschlossenen Lippen. Meine Not war aufs Höchste gestiegen; ich fühlte, daß die Schlangenringe dichter und dichter meinen Leib umzogen und daß mir das Atmen immer beschwerlicher wurde. Ich empfand die heftigsten Schmerzen, meine Wangen brannten, mein Gesicht mußte hochrot geworden sein. Ich wollte meine furchtbare Gegnerin aufs neue packen, allein meinen Fingern fehlte die Kraft.

Ich konnte kaum noch aufrecht stehen und vollständige Erschöpfung bemächtigte sich meiner. Die Boa schien sich ihres Sieges über mich bewußt; sie hielt den oberen Teil ihres Körpers in einem zierlichen Bogen vor mir und bewegte den Kopf wellenförmig hinüber und herüber, wollte sie dadurch ihrer Freude über meine Niederlage Ausdruck geben?

Eines stand jetzt klar vor mir: ich war verloren, wenn es mir nicht gelang, in den Besitz des Messers zu gelangen. Warum sollte ich es nicht erreichen können? Ich hatte die Arme frei. Warum hatte ich es nicht energisch versucht, als ich noch alle Kraft besaß? Mit unsäglicher Mühe gelang es mir, die Naht meiner Beinkleider oberhalb der Tasche zu lockern, die Stiche gaben nach, die erwachte Hoffnung verlieh mir frische Kraft, ich packte die Tasche und zerrte, zerrte mit der Wut eines Verzweifelten, das Zeug riß, und das Messer befand sich in meiner Hand. Was nun folgte, war das Werk eines Augenblickes. Die Besinnung war mir noch nicht soweit geschwunden, daß ich mir nicht hätte sagen können, die kleinste Klinge des Messers sei die schärfste, diese klappte ich auf, drückte die Schneide in krampfhafter Hast mit dem Rest meiner Kraft auf den gespannten Leib der Boa und zog sie darüber hin. Die Schlange war in zwei Stücke zerschnitten und fiel an mir herunter. Ich war gerettet.

Wie ich von dem sumpfigen Eiland in meinen Kahn und aus dem Schilf herausgekommen bin, weiß ich nicht; ein voller Monat aber verging, ehe ich mich ganz erholte, und daß es mich noch heute kalt überläuft, wenn ich jener Lage gedenke, in welcher ich von der Boa bald zu Tode geschnürt worden wäre, das wird man mir gerne glauben.

Die Erstürmung des Grimmaischen Thores in Leipzig.

Das Jahr 1813 brachte schwere Kriegsarbeit trotz der beispiellosen Niederlage, welche die Franzosen im Jahr 1812 in Rußland erlitten hatten. Ihr Kaiser, den sie scherzhaft le petit Caporal nannten, wie wir Friedrich dem Großen den Namen des Alten Fritz beigelegt haben, verstand es, die Armeen aus dem Boden zu stampfen. Auch gewann er sofort die erste Schlacht, die bei Großgörschen geschlagen wurde und auch bei Dresden blieb er im Vorteil. Als aber seine Marschälle bei Dennewitz, Großbeeren, Kulm (Arbesan), Wartenburg und an der Katzbach geschlagen wurden, da raffte der persönlich noch fast unbesiegte Napoleon seine Streitkräfte zu einem Hauptschlage zusammen und zog in die Ebene von Leipzig, wo der Verbündeten nun auch die härteste Arbeit des ganzen Jahres harrte. Und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der alte Vater Blücher am 16. Oktober bei Möckern einen Schlag geführt hätte, der wesentlich zur Entscheidung bei Leipzig mitwirkte und dem alten Haudegen den Titel eines Feldmarschall (Marschall Vorwärts) eintrug. Napoleon hatte nämlich bei Wachau, wenigstens seiner Meinung nach, solche Vorteile errungen, daß er gegen Abend in Leipzig Viktoria läuten ließ. Der Blüchersche Sieg machte da freilich einen garstigen Strich durch die Rechnung. Nichtsdestoweniger war der 18. Oktober der Hauptschlachttag, trotzdem sich das Heer der Verbündeten inzwischen auf die doppelte Zahl der Napoleonischen Streitkräfte verstärkt hatte. Aber am Abend ordnete Napoleon den Rückzug an, der auch anfangs in geordneter Weise vor sich ging, bis am 19. Oktober das Vordringen der Verbündeten nach Leipzig und die vorzeitige Sprengung der Elsterbrücke ihn in Verwirrung brachten. Ueberall aber wehrten sich die Franzosen noch mit dem Mute der Verzweiflung, so daß auch am 19. Oktober noch mancher Tapfere auf beiden Seiten das Leben lassen mußte.

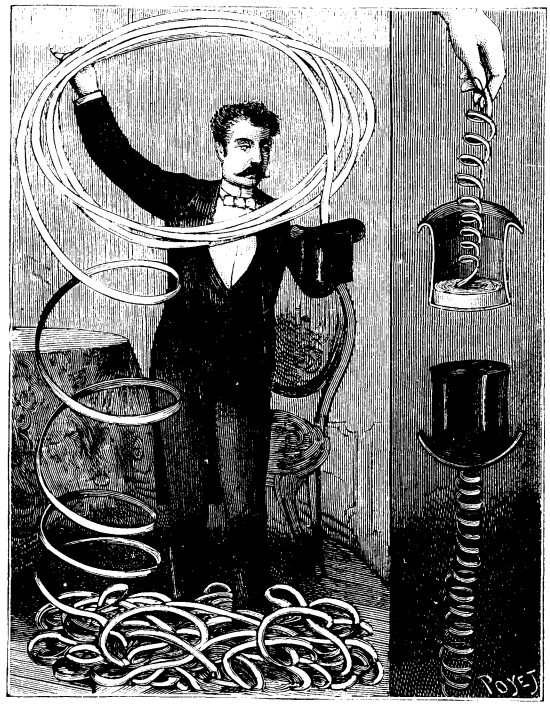
Bei der endlich erfolgenden Einnahme von Leipzig bildete die Erstürmung des Grimmaischen Thores wohl die glänzendste und vielleicht auch die am meisten entscheidende Episode. Wenn auch die alten Festungswerke der Stadt längst gefallen waren, so bestanden doch noch verschiedene Thore, die von den Franzosen kunstgerecht verbarrikadiert worden waren. Das Grimmaische Thor lag ganz in der Nähe der Johanniskirche, deren Giebel auch auf unsrer Abbildung zu sehen ist. Es war ein Bataillon Königsberger Landwehr unter Führung des

Majors Friccius, das hier zuerst zum Angriff anlangte. Da aber kein Geschütz zur Stelle war, man nicht einmal über Pioniere verfügte, welche dem Holzwerk hätten zu Leibe gehen können, überdies die Leute seit länger als 24 Stunden auf den Beinen waren und während dieser Zeit nichts Ordentliches zu essen bekamen, so hatten sie gegen die gut verteidigte Stellung der Franzosen einen schweren Stand. So mancher lag schon, von den feindlichen Kugeln getroffen, am Boden; dem Major Friccius war das Pferd unterm Leibe erschossen worden, so daß er zu Fuß kommandieren mußte. — Da bemerkte er neben dem Thor in der Mauer eine schadhafte Stelle. Er ergreift ein Gewehr und stößt mit dem Kolben ein Loch hinein, das von den Landwehrleuten eiligst erweitert wurde. Durch diese Oeffnung, die man fortwährend vergrößerte, drangen nun die wackeren Krieger unaufhaltsam vor, so daß sich diese wichtige Stellung bald in ihren Händen befand.

Dem Major Friccius ist von der Stadt Leipzig ein Denkmal errichtet worden, das die Büste des Wackeren und eine Inschrift enthält und genau vor der Stelle steht, wo die Königsberger am 19. Oktober 1813 zuerst in die Stadt eindrangen. Den Leipziger Kameraden wird das in der Nähe der Johanniskirche stehende Denkmal wohlbekannt sein.

Endloses Papier im Hut.

„Verzeihung, mein Herr, ich glaube bemerkt zu haben, daß sich in Ihrem etwas weiten Hute Papier eingeschoben befindet — darf ich einmal nachsehen? Es wäre mir doch interessant, zu erfahren, ob ich recht habe ...“ mit diesen Worten hat der Künstler sich des Hutes bemächtigt, und hält die Oeffnung desselben gegen seinen Körper. Schnell zieht er dann ein Papierband heraus und wendet den Hut so, daß das Innere von niemand erblickt werden kann. Das Papier rollt nun zum Erstaunen des Publikums fort und fort, der Künstler läßt das Band sogar Kreise in der Luft beschreiben, man kann es kaum begreifen, daß sich eine solche Menge Papieres, das zu Füßen des Künstlers bereits einen hohen Haufen bildet, im Hut befinden soll.



Das Papierband ohne Ende.

Um eine solche Menge in einem Hute unterzubringen, bedarf es, wie unsre jungen Freunde aus unserm Bilde bereits ersehen haben werden, einer jener Rollen, wie sie bei den Morseapparaten der Telegraphie in Anwendung kommen. Der Künstler trägt eine derartige Rolle, die sich bekanntlich wie eine feste runde hölzerne Scheibe darstellt, bei seinem Auftreten gegen seine Brust gedrückt, unter dem Fracke oder Rock. Sobald er hinter seinen Zaubertisch tritt, und die Oeffnung des Hutes wie oben bemerkt, gegen seinen Körper hält, läßt er die Rolle auf den Boden des Hutes gleiten. Dann kann die Produktion beginnen und wir brauchen nicht zu versichern, daß sie geradezu verblüffend wirkt.

Rudis Liebling.

Während du, mein Junge, Sohn des Flachlandes, dich mit einem kleinen Hunde begnügen mußt, den du zu allerlei Künsten abrichtest, hat Rudi, der Sohn der Alpen, einen jungen Bären, dem er Gesittung und Fertigkeiten beibringt. Rudi wohnt in einem einsamen Seitenthale des Kantons Tessin, da streicht noch der braune Zottelbär durch die Gebirge und Wälder. Und ihm nach streicht der Jäger Nikolaus. Im vorigen Frühjahr traf derselbe im Arbedothale eine Bärin an, die er bis zu ihrer Höhle verfolgte und dann stark am Rückgrate durch einen Schuß verwundete; sie flüchtete sich in die Felsenklüfte, so daß sie der Jäger nicht mehr auszuspähen vermochte; doch fand er sie am folgenden Tage tot in einer Kluft liegen. Aus der Höhle aber holte Nikolaus einen noch blinden jungen Bären, den er in seiner Weidtasche mitnahm und seinem Vetter, dem jungen Rudi, schenkte. Der war hoch erfreut und zog das Tier auf.

„Im Januar oder Februar,“ hatte Nikolaus erzählt, „erhält die Bärin ein bis zwei, selten drei Junge, die bei ihrer Geburt nicht viel größer als eine große Ratte, blind und etwas unförmlich sind, weshalb sich die Leute erzählen, daß sie als Klumpen zur Welt kämen und erst durch das Belecken der Mutter Form erhielten. Ihr Pelz ist sehr kurzhaarig und silbergrau. Die Mutter säugt sie ungefähr sechs Monate, deckt sie zu und hütet sie sorgfältig. In dieser Zeit ist sie grimmig und unerschrocken; naht sich das Männchen, das die Jungen auffressen würde, so stellt sich das Weibchen auf die Hinterbeine und teilt unter schrecklichem Brüllen tüchtige Ohrfeigen aus. Nach drei bis vier Monaten haben die Jungen die Größe eines Pudels, doch erst nach drei Jahren sind sie völlig ausgewachsen. Sie sind in ihrer

Kindheit sehr possierlich, klettern geschickt auf Bäume, spielen beständig miteinander, sind aber sehr furchtsam. Ihre gelbliche Farbe verliert sich immer mehr ins Braune und Schwarze. Sie bleiben bei der Mutter bis zum folgenden Jahre und werden dann Einsiedler. In der Gefangenschaft ist der Bär, obwohl sonst kein Fleischverächter, mit Brot, Möhren, sauren Beeren und Früchten zufrieden; will man ihm einen köstlichen Genuß bereiten, so gibt man ihm eine Brotschnitte mit Honig bestrichen. Die Jungen lassen sich bald zähmen. Sie lernen leicht aufrecht stehen, tanzen, die Trommel schlagen, Almosen mit dem Lodenhute einsammeln, sich überschlagen und derartige Künste mehr."

So hatte der Jäger Nikolaus zu Rudi gesprochen, und Rudi sich alles wohl gemerkt. Bräunli war bei sorgfältiger Pflege wohl gediehen; dann hatte er Elementarunterricht empfangen. In diesem Sommer konnte Bräunli schon aufrecht auf einem Stuhl stehen!

Rudis Liebling.

Jäger Nikolaus hat seine helle Freude daran, dem Unterrichte zuzuschauen und die Erfolge zu beobachten, die die Geduld des jungen Lehrers bei dem etwas schwerfälligen Schüler erreicht. „Aber, Rudi," spricht er, „sei vorsichtig, trau deinem Liebling nicht zu sehr! Selbst in der Jugend gezähmten Bären ist nie ganz zu trauen, was vor einigen Jahren ein trauriger Vorfall in Bern bewies. Ein schwedischer Gesandtschaftsattaché war tollkühnerweise nachts in den Zwinger gestiegen. Einer der Bären band sofort mit ihm an, verfolgte ihn einige Zeit, packte und erwürgte ihn, ehe Hilfe gebracht werden konnte; doch zerfleischte er den Leichnam nicht."

Mut und Menschlichkeit.

Ein sehr schöner Zug wird von dem Erzherzog Karl von Oesterreich erzählt. Bei der Verfolgung der geschlagenen französischen Armee in der blutigen Schlacht bei Aspern bemerkte dieser Erzherzog, wie einer der österreichischen Husaren einem verwundeten Franzosen, welcher um Pardon bat, indem er die Hände in die Höhe streckte, dieselben mit einem Schlage erbarmungslos abhieb. Als der Erzherzog am Tage nach der siegreichen Schlacht durch das Lager ritt, um seinen tapferen Truppen zu danken, ließ er das Regiment, zu welchem der erwähnte Husar gehörte, sich in Front aufstellen, lobte ihren Mut und forderte den auf, sich zu nennen, welcher gestern jenen Beweis von Stärke geliefert hätte, indem er einem Feinde beide Hände mit einem Streich abhieb. Der Husar, einer Belohnung gewärtig, meldete sich sogleich. Erzherzog Karl zog zwei Goldstücke aus der Tasche, gab sie ihm und sagte: „Hier, Husar, damit ihr seht, wie ich Herzhaftigkeit und Stärke bei meinen Soldaten belohne! Aber damit ihr alle erfahrt, daß ich Menschlichkeit noch höher schätze, soll diesen der Profoß hauen, bis er nicht mehr im Sattel sitzen kann." Vergeblich bat der Husar den erzürnten Erzherzog um Gnade, aber dieser blieb fest. Es würde von ihm unverantwortlich sein, an dem Gnade zu üben, welcher selbst keine kenne; auch duldete Karl den unmenschlichen Husaren nicht länger in der Armee.

Auflösung des Aenigma auf Seite 714.

„Navis, avis, avus."

Auflösung der zweisilbigen Scharade auf Seite 714.

„Japan."

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.